Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

2143653349

053 SU24 V.14 1917 APR-SEP MAIN

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Englands Wachstum

Mit Beiträgen u. a. von

Lina Hug
Carl Peters
Karl Alexander von Müller
Gustaf F. Steffen
Josef Hofmiller
Johann Gustav Droysen
Justus Hashagen
Jonathan Swift
Hans Schilling
Indicus
Fritz Behn und
englischen Geschichtsschreibern

[Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II]

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, April 1917
Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

By

Digitized by Google

Feist-Cabinet

* bester Ersatz *
für französischen Champagner
Sektkellerei Frankfurt a.M. A.G.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Landshut	Schwabach
Bad Kissingen	Hersbruck	Nürnberg	Schwandorf
Bayreuth	Ingolstadt	Partenkirchen	Straubing
Erlangen	Kempten	Passau	Weiden
Fürth	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg

Aktienkapital: 51.000,000 Mark; Pfandbrief-Umlauf: 500.000,000 Mark
Reservefonds: 30.000,000 Mark: Hypotheken-Bestand 510.000,000 Mark

Übernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als **geschlossene Depots,**

Vermietung von **Schrankfächern** (Safes) verschiedener Größe in den in den **unterirdischen Bankgewölben** eingerichteten **Stahlkammern.**

Digitized by Google

Kriegshefte

der Süddeutschen Monatshefte
April 1917 bis September 1917

Unter Mitwirkung von
Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller,
Hans Pfitzner, Hans Thoma
herausgegeben von
Paul Nikolaus Cossmann.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., Leipzig und München

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von F. Bruckmann A. G., München.

Digitized by Google

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

BOUND Apr 24 1941

Englands Wachstum.

(April 1917.)

	Seite
Moralische Politik und politische Moral	1
Lina Hug, Die Entstehung des Reichs	3
Tim Klein	25
Carl Peters, Die Entstehung des Weltreichs	26
Paul Wagner, Nietzsche ein Engländer	31
Karl Alexander von Müller, Der Gewinn aus den Kontinentalkriegen	32
Eduard Meyers England	35
Das Volk der Dichter u. Denker	35
Houston Stewart Chamberlain, Brief	36
Gustaf F. Steffen, Englands Freiheit der Meere	37
Ein Siegfried-Denkmal?	44
Josef Hofmiller, Vom Geist des englischen Schulheims	45
Erich Marcks' Männer und Zeiten	61
Johann Gustav Droysen, Vom Geiste der englischen Kriegführung	63
Justus Hashagen, Englands Bemühungen um Belgien	74
Atlantic	82
Jonathan Swift, Die Versorgung der irischen Kinder. (Mitgeteilt von Michael Gött)	83
Hans Schilling, Civilization	93
Sir Roger Casement	110
Zweierlei Exzellenzen	110
Indicus, Britisch-Ostindien	111
Bücher, die wir besonders empfehlen	120
W. J. Bryan, Die englische Herrschaft in Indien	121
Das Kriegsbuch eines Sozialisten	124
Fritz Behn, Carl Peters. Ein deutsches Schicksal	125
Zweierlei Pfeifenräumer	140
Den Herren pressiert es	142
Aus der englischen Geschichte	143
Wichtige Neuerscheinungen	157
Körners Werke	157
Die Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV.	158
Neue Tauchnitz-Bände	160
Georg Karo, Zwei Kriegsjahre deutscher Arbeit in Griechenland	161
Alfred Freiherr Mensi v. Klarbach, Jocza Savits' „Shakespeare"	170
Karl von Amira, Die „große okzidentale Frage"	175
Karl Alexander von Müller, Zeppelin	180

Digitized by Google

Österreich von Innen.

(Mai 1917.)

Seite

Carl M. Danzer, Österreich von Innen 185
Maximilian Ritter von Hoen, Österreich-Ungarns Kraftleistung im Weltkriege 187
Aurel Ritter von Onciul, Der Beruf der österreichisch-ungarischen Monarchie 209
Otto Lecher, Die Delegationen 218
Gustav Groß, Die Lage der Deutschen in Österreich 221
Alfons Graf Mensdorf-Pouilly, Völkerreich—Friedensreich . 227
Heinrich Ritter von Wittek, Die christlich-soziale Idee in Österreich 233
Janez Krek, Die Habsburger Monarchie und die südslavische Frage 237
Alfred von Halban, Zur Polenfrage in Österreich 244
Stanislaus Ritter von Smolka, Polen und Ruthenen. 250
Kyrylo Trylowskyj, Die Ukrainer in Galizien 259
Theodor von Sosnosky, Triest vor dem Kriege 263
Kürnberger über deutsche Kriegsziele 274

Seite

Wilhelm II. über deutsche Kriegsziele 274
Karl Renner, Die österreichischen Nationen und die Verfassung 275
Maria Theresia 278
E. V. Zenker, Das österreichische Völkerproblem 279
Zdenek Tobolka, Die böhmische Frage 283
Carl M. Danzer, Das österreichische Problem 291

Dietrich Schäfer, Staat und Volk in Osteuropa 300
Die Norddeutsche Allg. Zeitung 318
Alois Hösler, Franz Brentano in Wien 319
K. u. K. Offiziere 326
Neuausgaben von Stifter . . . 326
Das Kulturgeklapper 327
Franz Carl Endres, Literatur über den nahen Orient 328
Aus Natur und Geisteswelt . 332
Schwedens Stellung im Weltkrieg 333
Die Sammlung Göschen . . . 338
Josef Hofmiller, Vom alten Gymnasium 339

Spanien.

(Juni 1917.)

Seite

Politiker 353
Alfred Demiani, Zur deutsch-spanischen Freundschaft . . . 355
Javier Bueno, Das spanische Volk braucht ein Ideal . . . 375
Fichtes Machiavelli 380
Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden 380

Seite

Enrique Dominguez Rodiño, Der Spanisch-Amerikanische Krieg und seine Folgen . . . 381
Deutsch-Spanische Vereinigungen 387
Djebel Tarik, Spaniens innere Zustände und auswärtige Politik 388
Die Wirklichkeit 394

Digitized by Google

	Seite
Joseph Froberger, Der Karlismus in der spanischen Politik	395
Fritz Bley, Ferrer und die spanische Politik	403
Otto Freiherr von Taube, Alhambra. Zum Verständnis der spanischen Maurenpolitik	409
August L. Mayer, Das geistige Leben	415
Alfred Demiani, Bemerkungen zur Literatur über Spanien	421
Der psychologische Moment	438
Heinrich Finke, Literarisches Leben im alten u. neuen Katalonien	439
Zwei Urteile	443
Otto Quelle, Die Naturwissenschaften	444
Otto Quelle, Spaniens Wirtschaftsleben und seine Beeinflussung durch den Weltkrieg	445
Wilhelm Friedrich Dennler, Hindenburgsche Maßnahmen im Altertum	454
Von Anton Bettelheim	454
Josef Weiß, Deutsche Siedelungen in Andalusien	455
Neues von Tauchnitz	460
Otto Pflaum, Die Deutschen in Spanien während des Krieges	461
Aus einer Rede des karlistischen Abgeordneten Vazquez de Mella, gehalten am 22. April 1917 in Bilbao	463
Nationalstaat und Nationalitätenstaat	468
Georg Steinhausen, Das wahre Gesicht unserer Feinde und der Ernst der Stunde	470
Ernst Küster, Einheimische Wildgemüse	479
Josef Hofmiller, Marinetti als Musikästhetiker	482
Oswald Deuerling, Georg Schweinfurth	488
Adolf Dirr, Das Neue Rußland	490

Die deutsche Landwirtschaft.

(Juli 1917.)

	Seite
Den Städtern	493
Sebastian Schlittenbauer, Die gegenwärtigen Produktionsbedingungen der deutschen Landwirtschaft	495
H. C. Bock, Arbeitskräfte, Futter- und Düngemittel	505
Wilhelm Merck, Fleisch-, Milch- und Fettversorgung im Krieg	515
A. Supper	530
Julius Hüggelmeyer, Schweinezucht	531
Der Rosegger des Fichtelgebirges	538
Arthur Riemerschmid, Kartoffeln	539
Paul Bauriedel, Die deutsche Müllerei in der Kriegszeit	545
P. Hoffmann, Die deutsche Zuckerversorgung	554
Fr. Oetken, Vieh- und Pferdezucht in den nordwestdeutschen Marschen	558
Deutschland	564
F. von Lochow, Die Notwendigkeit intensiver Wirtschaft nach dem Kriege	565
Franz Buhl, Der deutsche Weinbau	569
H. von Schilcher, Das Verhältnis von Forstwirtschaft zu Landwirtschaft	584

Digitized by Google

	Seite
Ludwig Thoma, Was der Bauer verträgt?	589
Konrad Freiherr von Wangenheim, Stadt und Land	593
Zur Valutapolitik	602
Peter Ziegelroth, Hunger	603
Theodor Paul, Aufruf zur Gründung einer deutschen Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie	605
Der Antrag Kanitz in seiner letzten Fassung	606
Ludwig Kemmer, Brotlandsgewinnung durch Kriegsgefangene	607
Was fehlt unsern Bauern? Von einem kriegsgefangenen Georgier. (Mitgeteilt von Adolf Dirr)	611
Josef Hofmiller, Landleben und geistiger Nachwuchs	614
Huggenberger	620
Ludwig Thoma	620

Aus dem Weltkrieg.

(August 1917.)

	Seite
Bethmann	621
Karl Egli, Der Weltkrieg von außen gesehen	628
Bismarck zu den Vertretern der sächsischen Städte	634
Als Bismarck auf seinem letzten Lager ruhte	634
Moritz von Wattenwyl, Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges	635
Hermann Witte, Vor und während der Schlacht von Tannenberg	653
Als der Reichstag ablehnte, den Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstag zu beglückwünschen	669
Oskar Meyer †, Aus den Kriegserinnerungen eines deutschen Studenten. (Mitgeteilt von Johannes Reinke)	670
Franz Carl Endres, Presse und Armee in Deutschland	684
Reichsfreiherr vom Stein, Verfassung und Menschentum	688
Lord Grey. Allgemeines Wahlrecht und Demokratie. (Mitgeteilt von Alexander von Müller)	689
Adolf Dirr, Japan	691
Das englische Calais	698
Adolf Dirr, Das neue Gesicht der Armenierfrage	700
Franz Doflein, Freiburg und der Breisgau im ersten Kriegsjahr	706
F. Bock, Erlangen in der Kriegszeit	714
Galizien, Land und Leute	714
Wer Österreich erhalten will	714
Albert Bittinger, Etwas vom Trinkgeld heutzutage	715
Graf Reventlow	717
Erich Jung, Politische Moral	718
Josef Hofmiller, Nachwort zu Fichtes Machiavelli	729
Schweizer Erzähler	732

Digitized by Google

Erinnerungen.

(September 1917.)

Seite

Ein schnurriger Gedanke . . . 733
Zu der Friedenserklärung des Reichstages 735
Die Anerbietungen an Italien 736
Bethmann über das preußische Wahlrecht 736
Polnisches aus dem Jahre 1848 737
Wilson über die amerikanische Freiheit 740
Boris Sawinkow, Die Ermordung Plehwes 741
Wilhelm Graß, Erinnerungen an die Zeit der Russifizierung . . 762
Ernst von Mohl, Erinnerungen aus der ersten russischen Revolution 773
Dostojewskij-Zitate 778
Alwin Berger, In Bulgarien 779
Albert Klein, Aus den Tagen Abdul Hamids 803

Seite

Kathinka von Rosen-Fabricius, Als Krankenpflegerin unter dem Roten Halbmond 811
Max Buchner, Eine orientalische Reise 819
Görres spricht zu uns 827
Herbert Kühnert, Erlebnisse mit englischen Quäkern vor dem Kriege 828
Fritz Holl, Der Vergeltungsgedanke im französischen Schulunterricht 842
Rudolf Mothes, Aus französischen Militärschriften 850
Das Korfuabkommen über das Südslawische Königreich . . 851
Albrecht Dühr, Schwedische Gäste beim alten Arndt. Ein Arndtkapitel aus schwedischen Memoiren 853
Die Offensive des Wortes . . . 863

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Universalentwickler

„Agfa"-Rodinal

Für Fachleute wie Amateure
Für Platten, Filme, Papiere
Für Negative wie Diapositive
Für Schalen- wie Zeit- und Tankentwicklung
Für richtige, wie Über- und Unterexposition

Bequemste Anwendung
nur nach Anweisung mit 10—30 Teilen Wasser zu verdünnen

Leistungsfähig, zuverlässig, außerordentlich haltbar

1/20, 1/10, 1/4, 1/2 Liter Originalflaschen

Diese mit Abbildungen reich ausgestattete Schrift, welche in gemeinverständlicher Form das gesamte Gebiet der photographischen Entwicklung umfaßt, ist

kostenlos nebst **„Agfa"-Preisliste 1917**
erhältlich durch Photohändler oder durch

„Agfa"
Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation
Berlin SO 36

Wer im Frühjahr reist

findet

Heim-Behaglichkeit
Neuzeitlichen Komfort
Kur-Einrichtungen
Individuelle Bedienung
Beste Verpflegung

in:

Baden-Baden

Brenner's Neuer Kurhof
an der
Lichtenthaler Allee

Baden-Baden's
vornehmes Familien-Hotel
neben
Brenner's Stephanie-Hotel

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

14. Jahrgang April 1917 Heft 7

Inhaltsverzeichnis:

Politische Moral und moralische Politik . 1
Die Entstehung des Reichs / Von Lina Hug 3
Tim Klein 25
Die Entstehung des Weltreichs / Von Reichskommissar a. D. Dr. Carl Peters . 26
Nietzsche ein Engländer 31
Der Gewinn aus den Kontinentalkriegen / Von Dr. Karl Alexander von Müller, ao. Mitglied der Münchener Historischen Kommission 32
Eduard Meyers England 35
Das Volk der Dichter und Denker 35
Brief / Von Houston Stewart Chamberlain 36
Englands Freiheit der Meere / Von Dr. Gustaf F. Steffen, Professor an der Universität Göteborg 37
Ein Siegfried-Denkmal? 44
Vom Geist des englischen Schulheims / Von Dr. Josef Hofmiller 45
Erich Marcks' Männer und Zeiten 61
Vom Geiste der englischen Kriegsführung / Von Johann Gustav Droysen 63
Englands Bemühungen um Belgien / Von Dr. Justus Hashagen, Professor an der Universität Bonn 74
Atlantic 82
Die Versorgung der irischen Kinder / Von Jonathan Swift 83
Civilization / Von Hans Schilling, Major d. L. 9
Sir Roger Casement 110
Zweierlei Exzellenzen 110
Britisch-Ostindien / Von Indicus 111
Bücher, die wir besonders empfehlen 120
Die englische Herrschaft in Indien / Von M. J. Bryan 121
Das Kriegsbuch eines Sozialisten 124
Carl Peters. Ein deutsches Schicksal / Von Fritz Behn 125
Zweierlei Pfeifenräumer 140
Den Herren pressiert es 142
Aus der englischen Geschichte / Von englischen Geschichtsschreibern 143
Wichtige Neuerscheinungen 157
Körners Werke 157
Die Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV. 158
Neue Tauchnitz-Bände 160

Rundschau:

Zwei Kriegsjahre deutscher Arbeit in Griechenland / Von Professor Dr. Georg Karo, Direktor des archäologischen Instituts in Athen 161
Jocza Savits' „Shakespeare" / Von Alfred Freiherrn Mensi von Klarbach 170
Die „große okzidentale Frage" / Von Dr. Karl von Amira, Professor an der Universität München . . 175
Zeppelin / Von Karl Alexander von Müller 180

Bei allen hartnäckigen Fällen

an Gicht, Rheumatismus, chron. und akutem Gelenkrheumatismus, nach Knochenbrüchen, Ausheilung v. Schußwunden, Frauenleiden, Exsudaten

machen Sie einen letzten Versuch mit einer

Moorbadekur in Bad Aibling

Ihre Hoffnung wird Sie nicht trügen. Tausendfach erprobt, haben sich die Wirkungen seiner Bäder stets mit wunderbarem Erfolge bewährt.

Woran liegt's? An der heilkräftigen Wirkung unseres Moores und seiner Bestandteile in Verbindung mit Solezusätzen * Gute Verpflegungsverhältnisse * Landschaftliches Idyll von schönstem Reize am Fuße des Wendelsteins * In 1¼ Stunden von München erreichbar * *

Auf alle Anfragen erteilt Ihnen bereitwilligst Auskunft:

Ludwigsbad Bad Aibling

I. Saline-Moorbad Bayerns * Kur- und Badehaus

Digitized by Google

Bad-Nauheim

am Taunus bei Frankfurt a. M.

Sommer- und Winterkurbetrieb

Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden**

Sämtliche neuzeitlichen Kurmittel

Gesunde, kräftige Luft, herrlicher Park, vorzügliche Konzerte, :: Theater, Tennis, Golf, Krocket ::

Man fordere neuesten Prospekt A 6 von „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim".

Leinenhaus Fränkel, München

Theatinerstraße 17

Leinen- und Tischzeugweberei

Spezialhaus für vornehme, gediegene **Brautausstattungen** in jeder Preislage. Einrichtungen von **Krankenhäusern, Sanatorien** usw., sämtliche **Haushaltungswäsche, handgestickte Damenwäsche,** Atelier für **handgestickte Decken** nach Entwürfen alter und moderner Künstler.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

St. Blasien im südlichen Schwarzwald, 800 Meter über dem Meer.

Sanatorium Luisenheim

für Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselleidende, Diätkuren. Günstigste Verhältnisse für Frühjahrskuren. **Infektiös Erkrankte ausgeschlossen.**

Sorgfältige ärztliche Behandlung und vorzügliche Verpflegung gewährleistet.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz

Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. **Diätetische Kuren** Zweiganst. tägl 6 M. Prosp. u. Brosch. fr.

Sanatorium Schönbuch bei **Böblingen** (Württemberg). 510 m ü. M.

für Lungen- und Kehlkopfkranke

klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park**; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch. Dirig. Arzt **Dr. Brühl.**

Dr. Teuscher's Sanatorium Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürftige.

Wasserbeh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié, künstliche Höhensonne. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, harns. Diathese, chron. Magen- und Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individuelle Pflege. Besitzer: San.-Rat Dr. H. Teuscher.

Sanatorium Am Goldberg

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Winter-Kurort. Prosp. frei.

Spezialbeh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.

Höchstz. **50** Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.

Sanatorium Guardaval

Schloßartig gelegen **DAVOS** Höchste Sonnenscheindauer

:: Vornehmes Haus für Lungenkranke ::

Leitender Arzt **Dr. Friedr. Bauer.**

Fürstliches Bad

Meinberg

Altberühmtes

Schlamm- und Kohlensäure-Bad

Hervorragende Erf. bei **Gicht, Rheuma, Ischias, Herz-, Nerven-, Nieren-, Leberkrankheiten.** Eröffnung 1. Mai. Für Kriegsteiln. weitgehendste Vergünstigung.

Teutob. Wald * Stat. Horn-Bad Meinberg

Der Gesamtauflage dieses Heftes ist beigegeben:

Titel und Inhaltsverzeichnis

zum Halbjahrsband Oktober 1916 bis März 1917 der Süddeutschen Monatshefte.

Eine Einbanddecke

steht für M 1.50 zur Verfügung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag der Süddeutschen Monatshefte, Leipzig und München.

Digitized by Google

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Sommerstein

Wald-Sanatorium und Jungborn bei Saalfeld in Thüringen

Regenerations-

und **Schroth-Kuren***)

Ausserst wirksam!

Bei inneren und äusseren Leiden

Blut-Reinigung.

Aufklärungs-Schrift S. und G. kostenfrei.

*) Die Sommersteiner Regenerationskuren werden wegen ihrer durchgreifenden nachhaltigen Wirkung und wegen ihrer leichten kräfteschonenden Durchführbarkeit besonders empfohlen.

Privatheilanstalt für Leichtlungenkranke

Winter und Sommer

Erstklass. Verpflegung.

Kur- und Verpflegung von M. 6.— an. Prospekte frei.

Badeorte und Heilanstalten finden in den Süddeutschen Monatsheften den besten Interessentenkreis.

Wildbad

württ. Schwarzwald, 430 m ü. d. M.

20,000 Kurgäste.

Warme Heilquellen

(31—37° C.)

mit natürl., der menschl. Blutwärme angemessener Temperatur u. großer Radioaktivität. **Vorzügliche Heilerfolge** bei Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Neurasthenie, Verwundungen und Lähmungen und allen Folgeerscheinungen des Krieges. — Alle erforderlichen Kurmittel, wie Mediko-mechanisches Institut, Radium-Emanatorium, Elektrotherapie. — Für Kriegsteilnehmer weitgehende Vergünstigungen. **Luftkuren. Sommerfrische.** Neues Kurhaus. Drahtseilbahn auf den Sommerberg, mit Hotels in 530 u. 750 m ü. d. M. — Prosp. frei durch d. **Kurverein.**

Berchtesgaden

Pension Geiger,

Bischofswiesen

Bahn und Post Berchtesgaden.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet.

Besitzer **F. Geiger.**

Partenkirchen

(Oberbayern)

Dr. Wiggers Kurheim

Sanatorium für Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige.

Gute Verpflegung Ungestörter Betrieb

Digitized by Google

N E U ! Zwei hochinteressante, zeitgemäße Bücher sind N E U !
*Dr. CARL PETERS * ZUM WELTKRIEG*, M. 5.—, gebunden M. 6.—.
*Dr. CARL PETERS * ENGLAND UND DIE ENGLÄNDER*
M. 4.—, gebunden M. 4.50
RÜSCH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, HAMBURG 33, DRÖGESTRASSE 3

Kriegslebensversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungssumme im Todesfalle.

Jeder Kriegsteilnehmer findet Aufnahme. Nach Beendigung des Krieges Umwandlung in normale Lebensversicherung unter Anrechnung eines Teiles der gezahlten Prämie.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstraße 9
und die **Subdirektion** in **München**, Kaufingerstraße 23.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Besonders empfehlenswerte Ruhesitze
für
Offiziere · Gelehrte · Rentner · Beamte

Jena a. Saale

48 000 Ew., D-Zug-Linie Berlin—München und Aachen—Eger. Eine der schönst gelegen. Städte Deutschlands. Durch Univ. (2000 Stud.) als Thüringens geist. Mittelpunkt bekannt. Garnis., Gymn., Oberrealschule, Realsch., Lyzeum m. Oberlyz. (Frauensch.), und Studienanstalt. Eignet sich vorzugsw. als Ruhesth. Auskunft der Hausbesitzerverein und Gemeindevorstand.

Der
schönste Wandschmuck
ist die
farbige Künstlersteinzeichnung
Künstlerisch vollwertig, anderer Graphik überlegen u. ganz wohlfeil. 600 Bilder von 60 Pfg. bis 6.- M.
Alles nähere im
Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks
146 Seiten mit etwa 500 Abbild. gegen 60 Pfennig und Katalog „Das gute Bild", 250 Abbild. oval und rund gerahmter Bilder gegen 50 Pfg. (auch in Marken)
R. Voigtländers Verlag in Leipzig 9

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Alfons Paquet

Der Kaisergedanke

Ein Buch von Deutschlands Verantwortung und Aufgabe

Preis M. 3.—

B. L. Frh. v. Mackay

Die

Moderne Diplomatie

Wie sie geworden ist und was man für die Zukunft von ihr erwarten darf.

Preis M. 2.80

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

EIN MEISTERWERK

militärkritischer Betrachtung,

das sich durch Feinheit und Schärfe der strategischen Analyse und formvollendete Schönheit und Treffsicherheit des sprachlichen Ausdrucks auszeichnet, ist:

Hermann Stegemanns

Geschichte des Krieges

deren 1. Band soeben erschienen ist.

Generaloberst von Kluck schreibt darüber:

Es ist bezeichnend für den hohen Wert des Werkes und erstaunlich, wie trotz Mangels gewichtiger weiterer und vorab letzter Quellen ein solches in seinen verstrickten Grundzügen treffendes, geistig und kriegerisch formvollendetes Bild der gesamt-politischen, strategisch-politischen und strategisch-taktischen Lagen und Verwicklungen in gedankentiefen Darstellungen schon jetzt gegeben werden konnte.

Dr. Fritz Endres urteilt:

Inhaltlich und formell des Verfassers ebenso würdig wie des gewaltigen Stoffes! Durch seine maßvolle Kritik wird das Buch mehr als eine wissenschaftliche, es wird zur sittlichen Leistung.

Das ganze Werk ist auf 3—4 Bände geplant. Band I in Leinen M. 14.—, in Halbfranz M. 16.—

liefert sofort die

Buchhandlung KARL SEIDEL

Josephplatz 6 • München • Fernruf 32790

Verlag von R. Oldenbourg, München NW 2 und Berlin W 10

DIE KULTUR DES MODERNEN ENGLAND

In Einzeldarstellungen herausgegeben mit Unterstützung des deutsch-englischen Verständigungs-Komitees von

Dr. ERNST SIEPER

a. o. Professor der Philologie an der Universität München

Band 1: Dr. E. Schultze
Die geistige Hebung der Volksmassen in England
177 Seiten 8°. In Leinwand gebunden M. 4.—

Band 2: Dr. E. Schultze
Volksbildung und Volkswohlfahrt in England
205 Seiten 8°. In Leinwand geb. M. 4.50

Band 3: Architekt Berlepsch-Valendàs
Die Gartenstadtbewegung in England, ihre Entwicklung und ihr jetziger Stand. 190 Seiten 8°. Mit 10 Textabbild. und 19 Tafeln. In Leinwand gebunden M. 4.50

Band 4: Prof. Dr. H. W. Singer
Der Präraphaelitismus in England. 126 Seiten 8°. Mit 12 Vollbildern. In Leinwand geb. M. 3.75

Band 5: Dr. E. Stahl
Das englische Theater der Gegenwart. 258 Seiten 8°. Mit 12 Bildertafeln. In Leinwand gebunden M. 4.50

Band 6: Dr. H. Walter
Die neuere englische Sozialpolitik. 179 Seiten 8°. In Leinwand gebunden M. 4.—

Digitized by Google

Schleussner-

Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. -Postkarten. Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie. Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform

Preisliste und Lieferung durch alle Photohändler oder direkt durch die

Schleussner Photohilfsbuch I. Teil: Das Negative Bild. II. Teil: Das Positive Bild. Preis jed. Teiles 1 M. Belichtungs-Ermittler „DISKUS" ermittelt durch einfache Verstellung der Drehscheibe die richtige Belichtungszeit jedes Aufnahmegegenstandes. Preis 70 Pfg.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 126

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
An die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16 gezahlte Gewinnanteile: 23 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Ein italienischer Marinefachmann über den U-Bootkrieg.

Giorgio Molli

Englands Verhängnis

Dieses Aufsehen erregende Buch beweist, daß auch Marinekritiker der feindlichen Staaten durchaus auf dem Standpunkte unserer deutschen Marine stehen. Molli gilt in seiner Heimat als erste Autorität auf dem Gebiete des Marinewesens. Er sagte auch das Scheitern des Dardanellen-Unternehmens voraus; sein Buch über die Folgen des U-Bootkrieges wird seinen Scharfsinn von neuem erhärten.

Eine äußerst lesenswerte und instruktive Arbeit voll interessanter Gesichtspunkte!!

Preis 1 ℳ, portofrei ℳ 1.10

Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die deutsche

Eigennahrung

Richtlinien für die Beseitigung unserer Nahrungsnot in Krieg und Frieden

von **Dr. Ziegelroth.**

Preis 60 Pf. durch die Buchhandl. oder Dr. Ziegelroth's Sanatorium Krummhübel.

In jedem Hause

wo gute Musik gepflegt wird, sollte auch **die Königin der Instrumente** zu finden sein.

Harmoniums von 46 bis 2400 Mark. Bes. auch v. Jedermann ohn. Notenkenntnis sofort 4stimm. spielbare. Illustr. Kat. umsonst. **Aloys Maier**, Hofl., **Fulda.**

In den besten Familien erhält man Haltung durch die Vossische Zeitung

Berlin SW 68, Ullsteinhaus

Ludwig Germersheim: Von Hinnenaus zum Hexenbruch

Ein Jugendweg zwischen zwei Wiesen

Geheftet M. 2.–; gebunden M. 2.60

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., Leipzig und München

Digitized by Google

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

Moralische Politik und politische Moral.

Wenn wir in diesem Heft versuchen, einen Begriff von der Entstehung des englischen Weltreichs zu geben, so können wir uns nicht vermessen, diese Entstehung in ihren Einzelheiten erzählen zu wollen. Vielmehr ist der Zielpunkt, englische Denkweise an Beispielen darzustellen. Die Zeit fordert zu dieser Betrachtung heraus. Denn während die deutschen Kriegserfolge durchaus mit Blut erkauft wurden, sind die englischen Erfolge überwiegend erzielt worden durch die Arbeit der Politiker. Eben jetzt hat der Engländer durch die Umwälzung in Rußland — wie immer ihr Ergebnis sein möge — eines der größten Beispiele von politischem Mut gegeben, die die Geschichte kennt. Während andere sich nicht trauen würden, wenn sie das Fürstentum Monako besetzt hätten, ihm eine neue Regierung zu geben, traut sich dieses der Zahl nach kleine, dem Wollen nach große Volk, indem es gleichzeitig unternimmt, ein neues Kalifat für die Mohammedaner in Kleinasien, einen Judenstaat in Palästina zu errichten, in dem andern großen Weltreich, das von ihm nicht erobert, sondern ihm verbündet ist, den Monarchen abzusetzen und eine Verfassung zu geben. Die Berechnung dürfte die sein: gefährlich sind uns nur die Leute, die für einen Sonderfrieden mit Deutschland in Betracht kommen; sie sind zu beseitigen. Im übrigen kann es uns nur gut gehen. Entweder die Revolution stärkt Rußland, und dann ist es als Verbündeter um so wertvoller. Oder sie schwächt Rußland, und dann ist es das geeignete Opfer für einen Frieden mit Deutschland, der dem englischen Weltreich alles läßt, was es braucht, vor allem die flandrische Küste. Wenn die Berechnung nicht stimmt, so liegt es wieder an dem einzigen Mangel, den der Engländer als Politiker hat, dem Mangel an Kenntnis der Volksseele, beruhend auf dem englischen Nationalfehler, der Unverschämtheit. Der Engländer kennt Rußland und kennt Deutschland, aber er kennt die russische Volksseele so wenig wie die deutsche.

Uns fällt an der politischen Denkweise des Engländers am meisten auf, daß ihm moralische Politik fremd und daher an andern unglaubwürdig ist. Nachdem England im tiefsten Frieden den Dänen durch Beschießung von Kopenhagen ihre Flotte weggenommen hatte, war in England die

Digitized by Google

allgemeine Stimmung: der Erfolg entscheidet. Der Engländer verwendet Moral wie Kanonen, wo sie ihm zweckmäßig erscheinen und arbeitet zur selben Zeit oft sogar am selben Ort mit Massakers und mit Humanität. Sogar der große Realpolitiker Napoleon ist auf die englische Humanität hereingefallen. Besiegt vertraute er sich der Großmut der Engländer an, die ihn dann auf den ungesundesten Teil von St. Helena brachten, in der Absicht, ihn ohne weitere Nachhilfe nur durch das Klima möglichst rasch umkommen zu lassen.

Wir, die wir uns gegen die moralische Politik im eigenen Lande wehren, wollen damit nicht eine Nachahmung der englischen Amoralität predigen. Vielmehr sind wir der Überzeugung, daß bei Nachahmung nie etwas Gutes herauskommt, und das deutsche Volk, wenn es sich auch die größte Mühe gäbe, niemals englisch denken könnte. Jedes Volk muß seine eigene Denkweise ausbilden, und die dem deutschen Volk eigene ist nicht die amoralische Politik der Engländer, nicht die moralische Politik vieler deutscher Politiker, sondern die politische Moral, deren oberstes Gesetz die Ehre der Nation ist und die repräsentiert wird durch Männer wie den Grafen Zeppelin. Gewiß würde dieser edle Mann ebensowenig all den Greueln der englischen Erfolgspolitik zugestimmt haben, die wir in kleinem Ausschnitt hier wiedergeben, wie einer Politik der Mutlosigkeit und des Nachgebens. Eines wie das andere liefe für ihn der Volksehre zuwider. Als Deutsche siegen oder als Deutsche untergehen. Im Grunde freilich war er gewiß überzeugt, daß nichts sichrer vor dem Untergange schützt als der Mut, ihm ins Auge zu blicken und daß den Deutschen die Todespforte und nur sie ins wahre Leben führt. Dieser Glaube ist ein Stück jenes einen deutschen Gedankens, dem unsre Hefte dienen, in sehr unvollkommener Weise dienen, denn es ist etwas Hohes, mit dessen Ausdruck wir uns abmühen, nicht so leicht ausdrückbar wie die Berechnungen der Händler. Wir sehen im Krieg immer wieder, wie der Wille die Erkenntnis bestimmt, wie die Anschauungen von Gegenwart und Zukunft viel weniger bestimmt werden durch die Unterschiede der Kenntnisse als durch die Unterschiede der Gesinnung.

Die Macht als letztes Ziel wird niemals das deutsche Volk beherrschen. Das ist es, was wir an Chamberlains Kriegsaufsätzen am höchsten schätzen, daß ihm nicht die deutsche Macht das letzte Ziel ist, sondern das deutsche Wesen. Für dieses sich einzusetzen auf jede Gefahr hin, das ist nicht moralische Politik, sondern politische Moral. Sie gebietet jetzt, alles einzusetzen für alle. Wer in diesem Augenblick innere Politik treibt, der fördert Englands Wachstum, das nicht verstanden werden kann ohne Verständnis für deutsche Schwächen.

Digitized by Google

Die Entstehung des Reichs.

Von Lina Hug aus Zürich.

„Aus dem Geist der Geschichte kommt uns der Geist der Erkenntnis für gegenwärtige Dinge."

Englands Jugendzeit erstreckt sich über die angelsächsische, anglodänische und anglonormannische Periode und umfaßt wenig mehr als acht Jahrhunderte. Sein Werdegang ist die Werkstatt englischer Geschichte, eine Fundgrube fruchtbarer Zukunftskeime. In ihr wurzeln z. B. die Anfänge englischen Rechtswesens, der Verfassung, des Parlaments. Hier finden wir auch schon alle ethnischen Elemente beisammen, die zum Aufbau dieses Herrenvolkes nötig waren und ausschlaggebend für die kräftige Struktur seiner rücksichtslosen Seele. Jugendgeschichte ist ein Schlüssel zum Charakter. Doch kann ich sie hier nur in eine Nußschale zusammengedrängt erzählen.

Die angelsächsische Periode.

Alt-Britannien von Rom erobert, war durch Handel, Getreide- und Minenbau eine blühende römische Provinz geworden, hatte besonders in den Städten römische Kultur und verfeinerte Lebensführung angenommen und genoß die Segnungen eines langen Friedens. Da brach um die Mitte des 5. Jahrhunderts die Katastrophe der Völkerwanderung über das alternde römische Reich herein.

Aus Jütland, Schleswig, Holstein und von der Elbemündung überfluteten Horden von Seepiraten Albion. Um 449 erschienen Hengist und Horsa mit ihren Jütenscharen und brachten den Eingeborenen, die sie herbeigerufen, Hilfe gegen die Pikten und Skoten aus Schottland und Irland und wurden mit Landabtretung belohnt. Diese erste Landung an der Themsemündung bildet den Auftakt zur allmählichen Eroberung der Insel.

Die Völkerwanderung bedeutet ja in ihren Anfängen nur Zerstörungsarbeit. Doch die Franken und Langobarden usw. des Kontinents fanden sich relativ rasch in die neuen Verhältnisse, teilten sich nach römischem Recht in Hab- und Landbesitz mit den Keltoromanen und bildeten neue Völker mit ihnen.

Die Angelsachsen verfolgten ein anderes Verfahren. Vernichtung der Keltoromanen, Aufbau einer neuen Nation stand auf ihrem Programm. Das Prinzip des Sichdurchsetzens kam schon damals zur Anwendung. Und sie haben ganze Arbeit getan, wo es immer möglich war. Die keltischen Kymry wurden erschlagen oder aus ihren Wohn-

Digitized by Google

sitzen vertrieben, oder zu Sklaven gemacht. Viele flohen übers Meer nach Irland oder nach Frankreich, wo sie die Bretagne gründeten. Ein Großteil verzog in den gebirgigen Westen Englands und bildete dort drei voneinander getrennte kymrische Reiche. Cumbria mit Strathclyde, das weit nach Schottland hineinreichte und Cornwall mit Devonshire im Süden wurden im 10. Jahrhundert erobert und zu Northumbria und Wessex geschlagen. Wales, das damals viel größer war als heute, hielt bis Ende des 13. Jahrhunderts gegen den Erbfeind durch und fiel durch List und Übermacht. Doch hat sich das Volk seine kymrische Sprache und Eigenart bis auf den heutigen Tag gewahrt.

Die Angelsachsen hatten einen hochbegabten, beharrlich zähen, von schwärmerischer Heimatsliebe durchglühten Gegner niederzuringen. Seine Bardendichtung nahm einen hohen Geistesflug, stärkte ihm Rückgrat und steigerte seine Widerstandsmöglichkeit aufs höchste. Gerade in Zeiten der Not. Während der angelsächsischen Einwanderung im 5. und 6. Jahrhundert und später, als die Normannen den Walisern vom 11. bis 13. Jahrhundert den Fuß auf den Nacken setzten. Der kymrische Bardengesang trieb zarte und kraftvolle Blüten und gibt einen Einblick in Gefühlsleben und Charakter der weichen Keltennatur, die schließlich dem kraftstrotzenden, brutalen Angelsachsentum erlag und von ihm aufgesogen wurde. Vergessen wir nicht: die herrlichen Sagen von König Arthur, Tristan und Isolde und Parzival sind die Geisteskinder der walisischen und bretonischen Kelten.

Cerdic ist der Stammvater der angelsächsischen Königslinie, landete 495 mit seinen Westsachsen in Hampshire und gründete Wessex. Ihre erste Waffentat war die Niedermetzelung von 5000 Briten. Um 520 brachte Arthur, Prinz der Dämnonier, Anführer der Süd-Briten von Wales und Cornwall, Cerdic eine vernichtende Niederlage bei. Er gilt als das Urbild zu dem in der kymrischen Sage verherrlichten König Arthur von der Tafelrunde. König Ida und sein Sohn Ella errichteten mit ihren Angeln im Osten von England und Schottland die zwei Reiche Deira und Bernicia, die sich stets bekriegten. In diesen Gauen fanden gewaltige Kämpfe gegen den angelsächsischen Eindringling statt. 363 Clananführer lagen tot auf der Walstatt nach der Schlacht von Cattraeth 570 (Yorkshire). Prinz Llywarch, der bedeutendste Sänger des Nordens, weihte seine vielen Söhne der Landesverteidigung, in der Hoffnung auf den endlichen Sieg. Er überlebte sie und seine vielen Freunde im Krieg und sang ihnen Klagelieder, die in ihrer Tiefe und Innigkeit an die Totenklagen unserer Tage erinnern. König Idas Enkel, Ethelfrith, griff Chester in Wales an und ließ die 2000 Mönche

Digitized by Google

des nahen Klosters Bangor Ascoed ermorden und gründete aus dem eroberten und ererbten Land Northumbria. Penda verbündet sich mit König Cadwallon von Wales, um Northumbria anzugreifen, tötet 633 den König Edwin, der als Friedensfürst ein weißer Rabe unter den angelsächsischen Königen war. Dessen Nachfolger Oswald erschlägt zwei Jahre später Cadwallon und wird 643 von König Penda getötet. Dieser errichtet nun das Mittelreich Mercia zwischen Süd- und Nordengland, das im Westen an Wales angrenzt und sichs zur Aufgabe macht, es zu unterwerfen. Unter Offa, 757—795, erreicht Mercia seinen Höhepunkt und ist 150 Jahre lang tonangebend in der Heptarchie.

Innerhalb anderthalb Jahrhunderten haben die Angelsachsen in sechs großen Eroberungszügen in Albion festen Fuß gefaßt und sieben Königreiche errichtet. Neben den oben genannten vier kleinere: Sussex, Essex, East-Anglia und Kent. Viele Herrscher und wenig Land! Eine blutige Königsmühle! Ein charakteristischer Zug dieser Staatenvielheit ist Neid und Unverträglichkeit. Während eines Jahrhunderts wird in Wessex und Northumbria König um König durch Mord und Verrat weggefegt. Die drei größten Reiche kämpfen um die Hegemonie und alle versuchen, sich auf Kosten ihrer Nachbarn auszudehnen. Jagd nach Macht und Landbesitz bleibt die Signatur der angelsächsischen Aera.

Manche sympathische Köpfe ragen aus der Flut dieser Könige. Eine Idealgestalt ist Alfred der Große, Schöpfer der englischen Flotte und Übersetzer lateinischer Werke, um sie seinem Volke zugänglich zu machen. Nicht Machtausdehnung von Wessex, sondern Sicherung Englands gegen die Überfälle der Dänen und Hebung des Volkes durch die Mittel der Kirche und höheren Schulen ist sein Hauptziel. Doch seine kriegerisch veranlagten Nachkommen setzen seine erzieherische Arbeit nicht fort. Sie wurde 60 Jahre später von Erzbischof Dunstan wieder aufgenommen. Der geniale Kirchenfürst und Staatsmann führte unter 6 Königen, die sich seinem ehrgeizigen Willen fügten, die Staatszügel mit Erfolg. Nur Edwy, 955—958, geht sebständige Wege und wird von der Kirche verfolgt. Sein Bruder Edgar, 958—975, von Dunstans Einfluß getragen, imponiert seiner Zeit. Die Dänen wagen keine Einfälle und acht Vasallenkönige huldigen ihm in Chester.

Doch es liegt nicht im Rahmen dieser kurzen Skizze, auf das oft sehr einförmige Kleinleben der Duodezstaaten, die stets wechselnden Gebietsverschiebungen der Heptarchie und die Umwandlung der verschiedenen staatlichen Einheiten zur Zeit der Dänenüberflutung einzutreten. Auch ist der Raum zu knapp, um die religiösen und geistigen Strömungen und die schließliche Auflösung der größeren Königreiche

Digitized by Google

in Grafschaften und Herzogtümer, welche Macht und Reichtum des Hochadels begründen, d. h. die Entwicklung des werdenden England, näher zu verfolgen. Typisch ist für die angelsächsische Aera das vollständige Versagen, die Königreiche unter einen Hut zu bringen. Nur König Egbert, 800—836, hatte die 9 letzten Jahre seiner Herrschaft, dank glücklicher Konstellationen und verschiedener Siege, die Zügel als rex anglicorum über England geführt. Doch schon unter seinem Sohn Ethelwulf fiel das Reich auseinander. England hat vom 5. bis 11. Jahrhundert keinen einzigen Herrschergenius hervorgerufen. Man vergleiche mit ihm das Heilige Römische Deutsche Reich, das Karl d. Gr. geschaffen hatte. Fremden Herrschern war es vorbehalten, in das angelsächsische Chaos Ordnung zu bringen, den die Krone überschattenden Adel zu bändigen und eine englische Alleinherrschaft zu erstellen.

Die anglodänische Zeit.

Ein blutiges Intermezzo und ein England in seiner Entwicklung hemmendes Moment sind die Däneneinfälle vom Ende des 8. bis 11. Jahrhunderts, unter den berüchtigten Wikingern, Söhnen aus königlichem Geblüt. Wie die Schweden nach Rußland, die Normannen nach Frankreich ausschwärmten, um neue Heimstätten zu gründen, faßten skandinavische Nordlandsrecken, vor allem Dänen, Fuß in Albion. Sie taten an den Angelsachsen, wie diese an den Keltoromanen getan hatten. Ihr Kommen bedeutete ein Zurückfluten der christlichen Kultur in heidnische Barbarei. In der Folge verschmolzen jedoch die zwei rassen-, sprach- und wesensverwandten germanischen Stämme viel rascher, als es zwischen den rassenfeindlichen Kymry und Angelsachsen der Fall gewesen. Tatkräftige Herrscher, wie Alfred d. Gr. (871—901) und seine Kinder, ja selbst seine Tochter Elfleda, Lady of Mercia, eine Amazone, brachten ihnen schwere Niederlagen bei. Alfred schenkte den Dänen große Strecken unbewohnten Landes zur Ansiedlung, „Danelagh", nördlich von der Watlingstraße. Diese erste römische Heerstraße führte von Kent über Mercia nach Chester.

Schlaffe, unmännliche Herrscher, ohne schützende Minister an der Seite, zeigten sich den Anstürmen dieser Mord und Verderben bringenden Wikingerzügen nicht gewachsen und sie bedeuteten für England eine Gottesgeißel und furchtbare nationale Demütigung. Besonders aktuell für uns ist: auf diese Zeit geht das zu Anfang des Weltkrieges so heiß umstrittene englische Söldnerwesen zurück. Die unter den Wikingern trainierten dänischen Truppen stellten ein viel besseres Soldatenmaterial dar als die einheimischen und überragten sie an kriegerischen

Digitized by Google

Qualitäten. Ein Däne behauptete das Feld gegen 10 Angelsachsen. Deshalb nahmen sie die Könige in ihren Dienst und zahlten ihnen hohe Löhnung. Den Gipfel englischer Haltlosigkeit repräsentiert die Regierung Ethelreds II., des Unberatenen, 979—1016. Englische Schlappheit reizte selbst die Könige von Dänemark und Norwegen, Swen und Olaf, zu Eroberungszügen. Einen Angriff ihrer Flotte auf London wiesen die Bürger zurück. Doch da der Adel aus den Wirren des Landes Nutzen zog, lag ihm nur an der Mehrung seiner Hausmacht. Er beteiligte sich mäßig an der Landesverteidigung und überließ sie der Bürgerschaft. Damals beruhte der Reichtum vieler Adelshäuser auf dem im Lande schwunghaft betriebenen Sklavenhandel.

Ethelred II. belegte sein Volk mit einer Kriegssteuer, um sich von den Däneneinfällen loszukaufen und England stand über ein halbes Jahrhundert im Tribut Dänemarks. Doch die Dinge wurden im Lande nicht besser. Übermut und Gewalttat der eingesessenen Dänen erregten den Groll der Bevölkerung und der Luxus der Söldnertruppen den der englischen Soldateska. Die hohe Löhnung gestattete jenen, schönere Kleider zu tragen, sie öfter zu wechseln, sich täglich einmal zu kämmen und wöchentlich einmal zu baden. König Ethelred ordnete in seiner Geistesseinfalt eine Vesper der Dänen, „die wie Unkraut unter dem Weizen entstanden waren", auf den 13. Dezember, den heiligen Briccius-tag 1002, an.

Swen, der Teufel Englands, nahm blutige Rache und plante ein skandinavisches Reich mit England an der Spitze und überzog es vier Jahre lang mit Krieg. Sein Tod vereitelte sein Projekt. Knut, sein Sohn, watete durch Ströme von Blut, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen und bestieg 1017 den englischen Thron als Heide. Nur Ethelreds ältester Sohn, Edmund Ironside, leistete ihm Widerstand, regierte neben ihm, starb aber kurze Zeit nachher, wohl durch Mördershand. Knut d. Gr., 1017—1035, eine gewaltige Herrschernatur, wurde Christ, führte ein vorzügliches Regiment und galt beinahe als ein Weiser.

In Eduard dem Bekenner, 1042—1066, wurde die angelsächsische Königslinie wieder hergestellt. Er bildet den Schlußstein und die Übergangsbrücke zur normannischen Eroberung. Seine Herrschaft wirft grelles Licht auf Ohnmacht der Krone, Überlegenheit des Adels und Verfall der Nation. Graf Godwin unterstützte Eduards Thronansprüche unter der Bedingung, daß er seine Tochter heiratete und wurde sein erster Minister. Ein absterbendes Reis am angelsächsischen Stammbaum, vermochte der fromme König einen Aufstand zwischen den Adels-

Digitized by Google

häusern Leofric und Godwin, den er durch die Bevorzugung der Normannen verschuldete, nicht zu unterdrücken. Godwin und seine Partei machten Front gegen die Ausländerei und er und seine Söhne wurden vom Witan, dem Rat der Weisen, verurteilt und aus dem Lande verbannt, 1051. Denn aus Neid gegen den allmächtigen Staatsmann hielten Leofric von Mercia und Siward von Northumberland, der Macbethbezwinger, zum König. Als jedoch Godwin und sein zweiter Sohn Harold im nächsten Jahre London mit einem Flottenüberfall bedrohten, brach die königliche Opposition zusammen und der Witan nahm seine Verurteilung zurück. Nur Godwins Tod rettete König Eduard vor dem Verlust der Krone.

Harold wurde seines Vaters Nachfolger. Liebenswürdig und gewandt, nützte er jede Konjunktur und war tatsächlich schon der Herrscher. Ganz nach dem Herzen Englands, wußte er sich stets bei der Nation in Gunst zu setzen: erstens durch einen unmenschlich grausamen Feldzug in Wales, in dem fast alle Männer getötet wurden; zweitens durch die Abberufung Tostigs aus Northumberland, wo die Einwohner sich über seine Grausamkeit beklagten. Harold haßte Kirche und Mönche und förderte keine einzige geistige Bewegung, sondern fügte sich der allgemeinen Lethargie des Landes. Nur wenn Gefahr drohte, stellte er seinen Mann. Wie zur Zeit König Ethelreds, waren die Interessen Englands auf wachsenden Wohlstand durch Handel festgelegt. Sklavenhandel, besonders Verwandtenhandel, brachte viel Geld ins Land. Eltern verkauften ihre Kinder, Brüder ihre Geschwister und umgekehrt und Irland war ein beliebter Abnehmer. Dies und anderes beweist den Niedergang der Angelsachsen, ehe sie eine Höhe erreicht hatten.

Aus Mangel an genialen Herrschern, idealen Kulturaufgaben, großen politischen Zielen, in Materialismus versunken und durch die furchtbare dänische Knechtung und das beschränkte Aktionsgebiet zermürbt, hatte England abgewirtschaftet. Jede schöpferische Kraft fehlte. Sein geistiges Leben war verödet. Der politische Atem ausgegangen. Ein kräftiger Impuls von außen war Lebensbedingung.

Als Eduard der Bekenner 1066 starb, wurde sein erster Minister als Harold II. von der Nation zum König gewählt und in Westminster gekrönt. Nur Wilhelm, der Normannenherzog, legte Protest ein mit der Behauptung, der kinderlose König Eduard habe ihn zum Nachfolger bestimmt und bekanntlich machte er seine Thronansprüche in der gewaltigen Schlacht von Hastings, 14. Oktober 1066, geltend, in der Harold, tapfer kämpfend, fiel.

Digitized by Google

Die anglonormannische Ära.

Die normannische Eroberung, ein weltgeschichtliches Ereignis, war für England eine furchtbare Leidensschule, bedeutet jedoch seine Wiedergeburt. Sie brachte ihm eine Flut von politischen Möglichkeiten. Schon durch den reichen Länderzuwachs, die französischen Provinzen, die seinen fremden Herrschern, den normannischen und Angevinkönigen und ihren Gemahlinnen als Erbe zufielen. Sie führte es aus der Enge seines insularen Gesichtswinkels in die Weite, setzte es in Kontakt mit den Geistesströmungen des viel weiter vorgeschrittenen Kontinents. Sie gab ihm, mit wenig Ausnahmen, zielbewußte, tatkräftige, mehrere geniale Herrscher, beschleunigte sein Entwicklungstempo, seinen geistigen Lebensrhythmus und seinen Aufstieg.

König Wilhelm I. war der Sohn des Normannenherzogs „Robert der Teufel" und einer Dorfschönheit. Halb nordischer Berserker, halb durch die französische Kultur gebändigter Übergangsmensch, geborener Herrscher und Staatsmann, verschlossen, religiös, von eisernem Willen, zu dem sich Ausdauer und Milde gesellte, war er der Bismarck Englands. Er brachte ihm in seiner Faust Friede, Ordnung, Geschlossenheit und die Alleinherrschaft — ein Moment von ungeheurer Tragweite. Diese Einheit war ein unerschöpflicher Bronnen nationaler Energie. Wilhelm der Eroberer legte den Grund zu Englands Größe.

Wilhelm brauchte Gewaltmittel, um sich durchzusetzen. Er bändigte den angelsächsischen Adel, indem er sein Land zerstückelte und an die Normannen verteilte und hielt diese an der Strippe durch Einführung des viel strammeren kontinentalen Feudalsystems. Die gegen ihn verbündeten Dänen und rebellischen Angelsachsen besiegte er in furchtbaren Kriegen und setzte ihren Einfällen aus Schottland einen Damm entgegen, indem er den Nordosten Englands auf Jahrzehnte hinaus verwüstete. Unter ihm wurden Sklaventum und Todesstrafe abgeschafft. Die Juden zog er als staatliche Finanzmaschine ins Land; ihr Geld kam unter die Leute und die Architektur nahm einen raschen Aufschwung. Ende des 13. Jahrhunderts jedoch mußten die Juden England wieder verlassen.

Die Normannen, ein hochbegabtes Volk — man erinnere sich an ihre Gründungen und herrlichen Bauten in Süditalien — waren durch ihre höhere Kultur den Angelsachsen überlegen. Wilhelm machte sie zur führenden aristokratischen Klasse und die Angelsachsen zu einem Volk dritten oder vierten Grades. Die Normannen waren durch die französische Schule gegangen und hatten in kaum einem Jahrhundert die französische Sprache und von der französischen Kultur das angenommen,

Digitized by Google

was ihnen kongenial war. Der Assimilationsprozeß zwischen Bedrückern und Unterdrückten, in dem schließlich der Angelsachse, als das stärkere Element, den Normannen auffog, nahm zwei Jahrhunderte in Anspruch.

Die Verschmelzung von drei meerumschlungenen und auf die See eingestellten Piratenstämmen modelte die Angelsachsen zu einem Rassenvolk mit einem sechsten Sinn für die realen Möglichkeiten und verlieh ihnen jene Qualitäten, die sie zum Welteroberer prädestinierten. Der Normanne machte sie zum Vollblutengländer und verlieh ihnen eine starke französische Note. Die keltische Blutmischung verlieh ihnen künstlerische Eigenschaften. „Im Laufe einer langen und mächtigen Geschichte hat die englische Nation ihre keltischen, romanischen und germanischen Elemente in ungewöhnlicher Homogenität miteinander verschmolzen." (Kjellen.) Sie hat sich als ein Rassen- oder Herrenvolk herangezüchtet und betrachtet sich als das Salz der Erde, als Auserwählte Gottes.

Acht Souveräne beherrschen die anglo-normannische Ära. Neben der markanten Gestalt des Eroberers waren seine beiden Söhne, der ruchlose Wilhelm II., Rufus und der staatskluge Heinrich I., Beauclerc, tatkräftige Regenten. Charakterköpfe, mit scharf geprägten Zügen, sind Heinrich II. Plantagenet und sein Urenkel Eduard I., die mächtig am Webstuhl englischer Geschichte mitgewirkt haben. Unter Stephan von Blois, 1135—1154, wetteifert der erstarkte Adel an Macht mit der Krone und läßt in dem Thronfolgestreit, der zwischen Stephan und seiner Base Mathilde, Tochter Heinrich I., ausgebrochen war, seinen Leidenschaften in Gewaltakten die Zügel schießen, die an die Grausamkeiten eines Nero erinnern.

Johann Ohneland, 1199—1216, geborener Tyrann und Ränkeschmied, widersetzt sich der Wahl Stephan Langtons als Primas durch Innozenz III. und wird von ihm mit dem Bann belegt. Um in seiner jahrelangen Rache gegen den allmächtigen Papst durchzuhalten, knebelt Johann den Adel und unterdrückt jeden Aufstand, damit er ihm nicht in den Arm falle. Als jedoch die Stricke seines eigenen Intrigenspiels reißen, überliefert er Reich und Krone dem Papst, wirft sich ihm als Vasall in die Arme, um ihn gegen seine Nation auszuspielen. Erst die an Philipp II. von Frankreich verlorene Schlacht von Bouvines, 1214, bricht Johanns Widerstand und er muß im nächsten Jahr zu Runnymede die von Stephan Langton abgefaßte Magna Charta unterzeichnen, die dem Absolutismus der Krone den Hals bricht.

Heinrich III., 1216—1276, liebenswürdig und ritterlich im Ver-

Digitized by Google

lehr, Erbauer der großartigen Westminsterabtei, an der 50 Jahre gebaut wurde, erwies sich durch seine Prunkliebe als englischer Kunstmäzen. Unkriegerisch, wenig begabt und schwankend, versagte er als Herrscher und stürzte sein Land durch seine Unzulänglichkeiten, seine maßlose Verschwendersucht, Gelderpressungen, Miß- und Günstlingswirtschaft in furchtbare Wirren. In jenen 7jährigen Bürgerkrieg, in dem der Adel zum Vorkämpfer für die Freiheit wurde und die Herrschaft des Rechts den Sieg über den Absolutismus der Krone gewann. Anführer und die Seele der Fortschrittsbewegung war Simon von Montfort, Graf Leicester, der Schöpfer des englischen Unterhauses, ein großer Patriot und eine edle Persönlichkeit. Er setzte sein Leben ein in den Kampf gegen Heinrich III., seinen Schwager, der dutzendmal schwor, die Magna Charta zu halten und sie ebenso oft mißachtet.

Johanns Blutherrschaft und Heinrichs Mißregierung trieben die Nation zur Selbsthilfe. Die größte Errungenschaft dieser Zeit ist die Magna Charta. „Im Widerstreit der Parteien ist sie das Bollwerk englischer Freiheit und Wohlfahrt geworden. Die englische Verfassung ist sozusagen ein Vertrag zwischen König und Volk und aus ihrem Bedürfnis herausgewachsen." (Gneist.) Die Freiheitsbewegung oder der Verfassungsstreit zieht sich als roter Faden durch Englands Geschichte und ist der Titanenkampf eines unbeugsamen Geschlechtes, in dem es stark geworden und seine Waffen schärfte.

Heinrich II. Plantagenet, 1154—1189, war mehr als der dritte Teil Frankreichs als Erbe zugefallen. Er galt neben Kaiser Friedrich Barbarossa als einer der mächtigsten Herrscher seiner Zeit. Eine groß angelegte Natur mit weitschauendem Blick, ein kraftvoller, pflichttreuer, ordnungsliebender Regent und heiterer Lebensgenießer. Die Reform der Rechtsprechung und Verwaltung war vielleicht seine segensreichste Tat. Das Gesetz sollte herrschen, auch der Geringste dessen Schutz genießen und das Los des bedrückten Angelsachsen dadurch gemildert werden.

Um sich gegen die Übergriffe der mächtigen Kirche zu schützen, wollte Heinrich II. die geistliche und weltliche Jurisdiktion gegen einander abgegrenzt wissen. Das Bemerkenswerteste seiner Regierungszeit ist der Autoritätsstreit, den Thomas à Becket in seinem maßlosen kirchlichen Ehrgeiz ins Unerträgliche steigerte und dem er 1170 zum Opfer fiel. Heinrich II. mußte nach dem Tode des Erzbischofs für sich und sein Land Bann und Interdikt befürchten.

Die Eroberung Irlands, die der König 1172 mit Einwilligung Papst Hadrians IV. und als einen gemeinsamen Akt mit der römi-

Digitized by Google

schen Kurie unternahm, war ein unvergleichlich kluger Schachzug. Merkwürdig erscheint es uns, daß fast ganz Irland, außer Ulster, willens und auf dem Punkte war, König Heinrich als Oberlehensherrn zu huldigen. Verschiedene Umstände verhinderten ihn jedoch an einer durchgreifenden Eroberung. Und so wurde dieser erste Versuch die Einleitung zur irischen Tragödie, die weder einen Anfang noch ein Ende hat. Heinrich ging noch weiter. Aus eigener Initiative tat er Buße am Grabe Beckets und so wurden alle Mißhelligkeiten zwischen England und Rom beigelegt.

„Mit unserem Willen geht die Krone Eures Vaters auf Euer Haupt über," erklärten die Pairs Eduard I. bei seiner Thronbesteigung 1274 und deklarierten damit ihre Haltung dem neuen Herrscher gegenüber. Er war von der Hoheit des Königtums durchdrungen und hätte gerne nach französischem Vorbild den englischen Feudalstaat in eine absolute Monarchie umgewandelt. Allein er wußte, er war an das Gesetz gebunden. Er versuchte jedoch, nach französischem Beispiel, den Hochadel zur Verantwortung zu ziehen und forderte Dokumente, womit er seinen Landbesitz rechtfertigte. „Dies ist mein Rechtstitel," schrie Earl Warenne, indem er sein rostiges Schwert aus der Scheide zog und auf den Tisch warf. „Mit dem Schwert haben meine Väter, als sie mit dem Eroberer herüberkamen, das Land gewonnen und mit dem Schwert will ich es halten."

Unter Heinrich III. waren die Engländer wegen ihrer vielen Mißerfolge — er hatte beinahe allen ererbten Landbesitz in Frankreich verloren — eine Zeitlang „wie die Hunde verachtet". In ihren Kriegen in Wales erlitten sie Schlappe um Schlappe. Der Waliserfürst Llewelyn II. hatte Prinz Eduard 1263 eine katastrophale Niederlage beigebracht und „Schmach, Schande und Mißerfolg hafteten an den englischen Waffen". Eduard hatte als Prinz seine Nation in ihren Erwartungen durch Unklugheiten und impulsives Handeln oft bitter enttäuscht.

Doch als König war er ein anderer. Er hielt Schritt mit der vorwärtsdrängenden Zeit. Unter seinem Vater fand er es genug der kräfteverzehrenden Bürgerkriege und er trat in die freiheitlichen Bahnen Simon Montforts, seines früheren Lehrmeisters, ein, den er durch Untreue an der guten Sache zu Falle gebracht. Wie dieser, rief er die niederen Barone als Vertreter der Grafschaften und Bürger aus den Städten ins englische Unterhaus, machte das Parlament zum Mittelpunkt aller staatlichen Angelegenheiten und förderte den Aufbau des englischen Verfassungsstaates auf der Grundlage der Magna Charta.

Er fühlte sich mit seiner Nation verwachsen und verzichtete schließlich

Digitized by Google

auf Rückeroberung verlorener französischer Provinzen und wollte nur Engländer sein. Eduard I. ist der erste Träger des nationalen Einheitsgedankens durch ein vergrößertes England. Seine Politik galt der Gründung Großbritanniens durch die Vereinigung der britischen Inselwelt in einer einzigen, festen Hand. Seine ganze Energie war auf die endgültige Unterwerfung von Wales, die seit acht Jahrhunderten versucht wurde und auf die Eroberung Schottlands, gerichtet. Und wenn diese ihm auch nicht gelang und sie zu immer neuen Kriegen führte, so war Eduard I. doch der Vater des Gedankens. England an sich, schien ihm ein zu eng beschränktes Operationsgebiet. Wales und Schottland waren als Tummelplatz das Ventil für nationalen englischen Kräfteüberschuß. Englands Stärke und Zukunft lag, nach Eduard I., in einem geeinigten Inselreich. Doch schon sein Enkel, Eduard III., 1327—1377, verfolgte eine Expansionspolitik übers Meer. Ihn beherrschte der Ehrgeiz, die französische mit der englischen Krone zu vereinigen. Einer der größten Herrscher Englands, begann Eduard III. jenen hundertjährigen Krieg um den Besitz Frankreichs — eine Glanzperiode voll bedeutender Siege — der sich jedoch, ohne greifbare Erfolge, als eine Wahnidee darstellte.

Eduard I. steht am Ausgang der normannischen Ära und führt in ein modernes England hinüber. Er ist der vollständig ausgewachsene Typ des Engländers von heute, mit allen Schatten- und Lichtseiten. Vorbildlich im Familien- und Eheleben, vergöttert er seine Gemahlin Eleonore, die eine herrliche Frau war, und setzte ihr Denkmäler überall da, wo nach ihrem Ableben in Lincoln, ihr Sarg auf seinem Transport nach London geruht hatte. Auch der Sport fehlte nicht. Er liebte das Turnierspiel und auf geistigem Gebiete beackerte er mit Vorliebe die Juristik, entdeckte jede Blöße im Gesetz und galt seiner Zeit als ein englischer Justinian. Ja, was den englischen Charakter von heute vervollständigt: Eduard I. war ein politischer Fuchs, mit allen Wassern gewaschen. Die Waliser bewältigte er schließlich durch Übermacht und List, indem er ihnen seinen in Carnarvon geborenen Sohn Eduard II. als den vom Barden Merlin versprochenen Prinzen von Wales, der nicht Englisch spreche, und zum König von England gewählt werde, unterschob. Bezeichnend ist ferner, daß er schon als Prinz 1270 mit den, nach den vielen Kriegen im Lande übrig gebliebenen Söldnertruppen einen Kreuzzug unternahm, um sie los zu werden. Er kam durch sie in Palästina zu Ehre und Ansehen und sie kamen durch ihn um.

Die Periode von der Mitte des 5. bis Ende des 13. Jahrhunderts ist die Zeit unvergorener englischer Jugendkraft. In der angelsächsischen

Digitized by Google

Zeit haben die Engländer ihre Kinderschuhe vertreten. Mit dem Ende der Regierung Eduard I. beginnen die Mannesjahre, die England seine Größe brachten und es auf seine Sonnenhöhe führten.

Die Unterwerfung von Wales.

Wales ist das Vorspiel zur englischen Eroberungspolitik und wurde 1283 England angegliedert. Daß es gegen seinen Erbfeind acht Jahrhunderte durchgehalten hat, erfüllt mit Staunen und Bewunderung. Die Unterwerfung des Fürstentums kennzeichnet durch ihre kriegerischen und politischen Gepflogenheiten — ist doch der Engländer durch alle Jahrhunderte derselbe geblieben — die Richtlinie späterer englischen Gebietserweiterungen. Sie deckt sich zeitlich mit Englands Jugendgeschichte, verdient aber eine nähere Beleuchtung.

Die Waliser sind ein Rest jener Kymren, mit denen Julius Cäsar sich auseinandersetzen mußte, als er 55 und 54 v. Chr. in Albion landete, um es zu erobern. Die keltische Rasse, witzig, erfinderisch, genial, liebte bekanntlich das Kriegshandwerk, bildete sich sehr viel ein auf persönlichen Mut und Ritterlichkeit und war mit schöpferischer Phantasie begabt. Schon Cato sagte: „auf zwei Dinge geben die Kelten viel: auf das Fechten und den Esprit". Bardengesang umschlingt die Geschichte der Kymren. Die Barden waren die treuen Begleiter von König und Fürsten und feierten im Lied die Tagesereignisse, die Schönheit der Frau und der Natur und ihre Heimatsliebe. Sie sind unsere Historiker, wo andere Quellen fehlen. Ihre zahlreichen Liederfragmente, kostbare Kulturreliquien, die sich durch eine verblüffende Anschaulichkeit auszeichnen, sind Lichtreflexe feurigen Lebens. Als Illustration möchte ich das Versfragment des Bardendichters Aneurin einfügen, der eine Kampfszene aus der Schlacht von Cattraeth 570 besingt:

Beide Schultern mit farbigem Schild bedeckt,
Stürmt der Held voran. Rasch wie das Kriegsroß,
Lärm im Getümmel der Schlacht, Lärm und Feuer.
Die sich kreuzenden Lanzen sprühen Sonnengarben.
Nun labt sich der frohe Rabe. Denn der Feind mußte fliehen.
Er hat ihn weggefegt. Sowie in seinem Flug
Ein Adler den Morgentau vom Flügel streift.
Und wie eine heranstürmende Woge mähte er die Front weg.
..... Sein Blut wusch seine Waffen.
Dies war Buddvan, der Sohn von Bleedvan, dem Kühnen.

Die Bardendichtung war voll suggestiver Kraft und als Begeisterungsmittel im Krieg ein wichtiger Faktor. Sie erklärt sich aus der

Digitized by Google

romantischen Psychologie der Rasse und war die Signatur der ganzen Insel im 5. und 6. Jahrhundert.

Für uns kommt hier nur der walisische Dichter Merlin (welsch Myrddhin) in Betracht, der als Hellseher Wales' spätere Politik so stark beeinflußte. Auf ihn und den Prinzen Arthur hat sich die kymrische Sage festgelegt und beide unlöslich mit einander verknüpft. Sie beherrschen jahrhundertelang die kymrische Vorstellungswelt; König Artur als der künftige Befreier von Wales und Merlin als sein Prophet. Ihre Bedeutung tritt erst in der anglonormannischen Zeit deutlich in die Erscheinung.

Wales entwickelt sich im Westen der Insel als fest umrissenes, lebenskräftiges keltisches Reich, das erst von Königen, dann von Prinzen, die sich im Norden „Lords von Snowdon" nennen, beherrscht wurde. Die Welschen — Fremde nennt sie der Angelsachse, finden Schutz hinter ihren Gebirgswällen. Das Gefühl der Sicherheit bestärkt sie in ihrem Unabhängigkeitsglauben und Siegerwillen. Von hier wollen sie die Insel zurückerobern. Vernichtung der Kelten war jahrhundertelang der Angelpunkt angelsächsischer Taktik. Severn und Deefluß sind um die Mitte des 8. Jahrhunderts die Trennungslinie zwischen Wales und England. Hier an der Grenze prallen zwei eiserne Siegerwillen aufeinander. König Offa verfällt auf Grenzpfahlversetzung, hat im Süden ein breites Stück Land an sich gerissen und schiebt sein „Mittelreich" hart an Wales heran. Ferner versucht er, den unruhigen Nachbarn durch einen 100 Meilen langen hohen Grabendamm auszusperren. Doch bald darauf wird der Wall niedergerissen und der Graben damit ausgefüllt. Dafür nimmt Offa blutige Rache, verwüstet das Land und macht es zum Vasallenstaat.

Eine Klippe walisischer Geschlossenheit war das keltische Clansystem, das die keltischen Völker in zahllose Stämme spaltete. Ferner die keltische Clan- und Genossenschaftsverfassung, die den vielen erblichen Stammeshäuptern patriarchalische Macht verlieh. Sie förderte den Partikularismus, durchkreuzte die Zentralgewalt des Staates und leistete durch Thronstreitigkeiten usw. feindlichen Angriffen Vorschub. Vielleicht hängt dies mit einem Mangel der keltischen Rasse zusammen. Mommsen qualifiziert die Kelten als glänzende Soldaten und schlechte Staatsbürger. Als ein staatenerschütterndes und nicht staatenbildendes Element. Wales gelang es erst nach dem Zusammenbruch Englands 1066 in Nord und Süd eine Art heimische Dynastie zu begründen.

Digitized by Google

Die unmännliche anglodänische Periode steigerte noch den Siegeswillen in Wales. Die trutzigen Nordlandssöhne, die die Angelsachsen immer wieder auf die Knie zwangen, griffen das kühne Bergvolk, Anglesea und Chester ausgenommen, nie bedrohlich an, sondern machten mit ihnen gemeinsame Sache gegen England. Als König Owen die rebellische dänische Koalition in Mercia unterstützte, überzog Elfleda, Lady of Mercia, die kriegerische Tochter König Alfreds, Südwales mit Krieg, besiegte seinen König und vertrieb ihn aus Brecknock.

Die anglodänische Zeit bedeutet ein Atemholen und eine relative Ruhepause für Wales, in der es erstarkte. Die Data dieser Epoche sind sehr lückenhaft. Wir wissen aber, daß es tüchtige und liebenswürdige Herrscher besaß. Prinz Howel Dda (Dda der Gute) 940 bis 948 zeichnete sich aus durch besonnene Regierung und weise Gesetzgebung. Er schickte den Prinzen Abberfrau von Englesea zum „König von London", um ihm den Tribut persönlich zu überreichen und sicherte dadurch seinem Lande den Frieden. Nach seinem Tode zerfiel das Land in Nord- und Südwales und wurde von getrennten Herrschern regiert. Die Waliser verfolgten mit äußerster Spannung alle Vorgänge in England, und hielten sich zu jeder Erfolg versprechenden Angriffsmöglichkeit bereit. Den Konflikt zwischen den Adelshäusern Leofric und Godwin, der unter dem farblosen König Eduard, dem Bekenner, die Macht der Krone ins Wanken brachte, benützte Prinz Gryffyth Dap (= Sohn von) Llewelyn und fiel erobernd in englisches Gebiet ein. Doch Harold, Godwins Sohn, wollte sich in Wales durch einen Gegenstoß goldene Sporen verdienen, um sich später in den königlichen Sattel zu schwingen. Längst hatte er seine englischen Truppen mit leichten Waffen ausgerüstet, an den Fußkampf und an Entbehrungen gewöhnt und unternahm 1053 einen furchtbar blutigen Feldzug. Die Englischen drangen in die engsten Täler von Snowdon ein und hausten so unmenschlich, daß nur wenig Männer mehr übrig blieben. Ja, diese opferten ihren geliebten Prinzen Gryffyth und warfen seinen Kopf dem Grafen Harold vor die Füße, um dem Gemetzel ein Ende zu machen.

Die Eroberung Englands durch die Normannen erschien den Walisern als glückliche Schicksalswendung. Als Sieg ihrer Sache. Eine Vergeltung für die an ihnen begangenen Sünden. Sie war aber Wetterleuchten vor dem Sturm. Sie fallen verheerend in englisches Grenzgebiet ein, und verweigern England den Tribut. Nachdem Wilhelm I. seine näherliegenden Feinde erledigt, dringt er sieg-

Digitized by Google

reich bis Snowdon vor und zwingt die Waliser in ihr Vasallenverhältnis zurück. Dann stellt er seine westliche Kriegstaktik auf die Absperrung der welschen Ostgrenze ein — als Einfallstor in englisches Gebiet. Durch die Gründung von Baronien, d. h. Grafschaften längs der ganzen Linie von Monmouth bis Chester, an der Mündung des Dee in die Irische See, bezweckt er die Errichtung einer Westmark als Grenzwacht gegen Wales. Ein königliches Dekret erklärt das welsche Grenzland als Eroberungsgebiet und Kriegsbeute für den normannischen Adel. Unter der Bedingung nämlich, daß die hohen Barone ihr erobertes Land durch ein System von festen Burgen gegen die Eingeborenen sicherstellten. Er schnürte die Ostgrenze von Wales mit einem Gürtel von Zwingburgen und einer lebendigen Mauer von Burgknechten ein, die auf Befehl ihrer Schloßherren gegen Wales einen Kleinkrieg unterhielten, und legte den Grund zur allmählichen feindlichen Einkreisung des Landes. Unter ihm und seinem Nachfolger mehrten sich die Grafschaften und diese Lord Marchers wuchsen sich zu den berüchtigten Grenzbaronen aus. Robert von Belesme eroberte Shrewsbury, umgab die Stadt mit einer mächtigen Anlage von Burgen und organisierte von hier aus seinen Jagdsport auf die Waliser.

Er ließ sie zu Paaren treiben, ihnen mit Stöcken, die mit Nägeln beschlagen waren, den Rücken schinden und sie wie Tiere abschlachten, oder machte sie zu Sklaven, erzählt ein Chronist der Zeit.

König Wilhelm II. unternahm zwei erfolglose Invasionen in Nord-Wales. 1094 standen die Waliser gegen ihn auf und eroberten fast die ganze normannische Beute zurück. König Heinrich I., durch die Niederlagen seines Bruders gewitzigt, wählte das wenig gebirgige Süd-Wales zum Kriegsschauplatz und eroberte den Küstenstrich Glamorgan. Und dabei kamen ihm Thronstreitigkeiten zustatten, die das Land in Verwirrung stürzten.

Das Snowdongebirge, ein strategischer Punkt ersten Ranges, war stets ein Anziehungspunkt für die englischen Monarchen. Heinrich II. Plantagenet zog mit mächtigem Heer heran, um das Rebellennest auszuheben. Prinz Gryffyth ap Conan befahl der nördlichen Bevölkerung, ins Innere des Gebirges zurückzugehen. Ein wilder Kampf entbrannte vor der Bergfeste. Die Waliser brachten den Engländern furchtbare Verluste bei und ihre Armbrustschützen setzen sie in große Verwirrung. Es kostete Heinrich II. verzweifelte Anstrengungen, sich mit seinem halb aufgeriebenen Heer in Sicherheit zu bringen. Ein zweiter Feldzug verlief noch kläglicher. Nur unter Zurücklassung der

Digitized by Google

ganzen Kriegsausrüstung rettete sich der König mit den Trümmern seiner Armee nach Chester. Snowdon ist ein glänzendes Ruhmesblatt in Wales' Geschichte. Unter König Johann Ohneland wird die Südwestecke von Wales adliger Abenteuerlust ausgeliefert. Verwegene Banden kämpfen unter Lord Keymes in Cardiganshire und werden Großgrundbesitzer. Der königliche Befehl lautet: „die Sieger dürften soviel Land sich aneignen, als sie Eigentümern das Lebenslicht ausblasen würden". Nun ist die Einkreisung von Wales, Carnarvon am Menaistrait ausgenommen, durch einen Ring fester Burgen vollendet. Woher kam nun den Eingeborenen die Kraft gegen die Anglonormannen zwei Jahrhunderte durchzuhalten?

Aus der romantischen Schönheit ihres Gebirgslandes schöpften die Waliser ihre große Heimatsliebe. Aus einem Strom von Poesie, der ihr Land ein zweitesmal durchflutet, wuchsen ihrer Seele Flügel. Diese Phantasiemenschen flüchten aus der Not der Zeit ins Reich der Erfindung. In eine Welt voll Märchenzauber. Einbildungskraft ist keltischer Lebensodem. König Arthur segelt in einem gläsernen Boot in fremde Weltteile. Ein keltischer Ritter, der den Abstieg in die Hölle findet, bringt da seine Büßerzeit mit Jagd, Gesang und Unterhaltung mit schönen Frauen zu. Die Romantik, Frauenverehrung im Rahmen einer mit fein beobachtender Liebe gezeichneten Natur, spielt eine wichtige Rolle. Später kommt das kriegerisch-politische Element hinzu. Der Künstler liebt allzu grelle Farben. Seine Figuren entsprechen kaum je der Wirklichkeit. Doch Übertreibung ist der Rhythmus seiner Seele. Seit Anfang des 12. Jahrhunderts wird an den Fürstenhöfen von Wales und der Bretagne Dichtkunst und Bardengesang gepflegt. „Im ganzen Land, in jedem Haus," erzählt ein Engländer, der Wales durchstreift, „wird der Fremde von morgens bis abends mit Gesang, Harfenspiel und Gespräch über die Frauen unterhalten". In dem beweglichen schöpferischen Geist dieses romantischen Volkes gehen Wirklichkeit und Dichtung ineinander auf.

„König Arthur ist nicht gestorben. Er kommt seinem geknechteten Volke zuhilfe!" geht es plötzlich von Mund zu Mund. Die Botschaft hält ihren Siegeszug durch die ganze Insel. Das Volk ist trunken von Begeisterung. Ein zahlreicher Bardenkreis ist plötzlich wie aus der Erde erstanden. Sie verkünden Merlins Prophezeiungen von Wales' Befreiung durch König Arthur. Wut, Verzweiflung, Haß über das Niederringen durch England, Hoffnung, Triumph und Siegersicherheit erschüttern das Volk, lösen ungeahnte Energien aus.

Digitized by Google

Llewelyn I., der Große, 1195—1246, behauptete seine Autorität in Nord- und Süd-Wales. Das machte tiefen Eindruck in England. König Johann vermählte ihm seine Tochter Johanna. Doch Llewelyn ließ sich dadurch nicht beirren. Merlins Weissagungen in die Tat umzusetzen war der Brennpunkt seiner Politik. Er ist der erste regierende Waliserfürst, dem sich die Überzeugung aufdrängt, Wales kann gegen England allein nicht durchhalten, und der den Weg der Koalition betritt. Er ist mit König Philipp II. August von Frankreich liiert, knüpft ein Bündnis mit dem patriotischen Adel und tritt in lebhaften brieflichen Verkehr mit Papst Innozenz III. Er nimmt hervorragenden Anteil an allen jenen freiheitlichen Bestrebungen, die darauf abzielten, Johanns Tyrannei zu zügeln oder ihn abzusetzen und die in der Magna Charta ihren höchsten Ausdruck fanden. Der Waliser Fürst besaß großen Einfluß in der Mark und war Herrscher der Situation. Die antiroyalistische Strömung unter dem Adel gegen Johann benützend, kettet er die Lord Marchers an seine Politik, hält sie in fester Hand und unterbindet ihre Angriffe auf Wales. Llewelyn ergriff die Initiative zum Krieg, um sich Luft zu verschaffen. König Johann reagiert durch einen Feldzug, der kläglich verlief. Ein zweiter hatte nur deshalb Erfolg, weil er die Clanführer von Süd-Wales durch List zum Abfall brachte. Durch sie in Snowdon eingeschlossen, muß Llewelyn sich ergeben und Treue geloben. Kurz nachher steht Johann wieder im Bann der Kirche und Papst Innozenz erklärt ihn des Thrones verlustig. Llewelyn ist frei und unternimmt neue Rückeroberungszüge, unterwirft Shrewsbury, annektiert Powysland, säubert Carmarthen und Cardigan vom Feind und zwingt selbst die Vlamen der Kolonie Neu-England ihm zu huldigen. Von der nationalen Begeisterung getragen, schreitet Llewelyn von Sieg zu Sieg. Die von Erfolg und Sehnsucht aufgewühlte Volksseele ist ein hochgestimmtes Instrument, das der geniale Fürst glänzend zu spielen versteht.

Prinz Llewelyn II. 1246—1283, ein hochromantischer Keltenfürst, von großer Körperschönheit und überschäumender Lebenskraft, eine Krieger- und Heldennatur. Ein persönlicher Zauber ging von ihm aus und hat ihn seinem Volke unvergeßlich gemacht. Seine Befreiungstaktik unter Heinrich III. ist die seines Vorgängers. Auch er treibt Auslandspolitik und sucht Rückversicherung durch Koalition gegen England. Er ist mit Philipp III. von Frankreich verbunden und schließt ein Bündnis mit dem englischen Adel, der Fortschrittspartei Montforts. Den Grafen Simon von Montfort, von Geburt

Digitized by Google

Franzose, schätzte König Ludwig IX., der Heilige, so hoch, daß er ihn für die Zeit seiner Abwesenheit auf einem Kreuzzug zum Reichsverweser von Frankreich bestimmte, was Montfort jedoch ablehnte. Graf Leicester, als Simon der Gerechte vom Volk verehrt, einer der hervorragendsten Staatsmänner, und ihre Zahl war Legion, verlor sein Leben in der Verfassungs- und Freiheitsbewegung, die schon so früh in England um Menschenrechte rang, gewann aber den ideellen Sieg. Enge Freundschaft verband ihn mit dem Waliserfürsten.

König Heinrich III. verstärkte die Machtbefugnisse der Lord Marchers und ihr Übermut trieb die Waliser zu Repressalien. Llewelyn II. brannte auf Rache, romantische Fehden und Ritterkämpfe waren unter ihm die Regel. Verblüffend ist bei diesen Vorgängen, daß die Engländer fast immer den kürzeren zogen. Gelegentlich rächte sich Heinrich III. für seine Mißerfolge, indem er einmal das Salzbergwerk in Wales zerstören ließ. Ein andermal schnitt er Wales von jeder Zufuhr von Lebensmitteln von außen ab. Prinz Eduard, Heinrich III. ältester Sohn, stand damals noch nicht auf der Höhe seiner militärischen Aufgabe. Wir haben von seinen anfänglichen Mißerfolgen oben erzählt. Als Heinrich III. 1266 nach Beendigung des Baronenkrieges Llewelyn II. auffordern ließ, seine Oberhoheit anzuerkennen, entsprach er sofort seinem Wunsche. Zwei Jahre später zeichnete ihn der König mit einer Rangerhöhung aus. Bis dahin nannten sich die regierenden Fürsten Lords von Snowdon. Nun erhob Heinrich III. Llewelyn II. zum Prinzen von Wales und schuf damit eine Würde, die bis dahin nicht bestanden hatte. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen: in einer bestimmten politischen Absicht. Auf Rat seines weit in die Zukunft blickenden Sohnes Eduard. Ein fein gesponnenes Machwerk englischer Staatskunst steht damit in Zusammenhang. Llewelyn II. blieb unumschränkter Herrscher von Wales bis zum Tode Heinrich III. 1272, bzw. bis zur Krönung Eduard I. 1274. Nach mehrjähriger Abwesenheit, er wußte sein Reich in sicherer Obhut, bestieg Eduard I. den englischen Thron mit ausgesuchter Prachtentfaltung. Doch die edle Rittergestalt Llewelyn II. war nicht unter den Thronvasallen, die ihm die Treue schwuren. Ja, während zwei Jahren wies der stolze Keltenfürst die königliche Aufforderung ihm zu huldigen, ritterlich, aber bestimmt zurück. Seine Psychologie ist klar: Wales stand noch immer im Zeichen Merlins. Llewelyn II. glaubte an seine Aufgabe und vertraute auf sein Siegerglück.

Eduard I. war der überlegene Politiker. Er erkannte die Zeichen der Zeit und hatte als Monarch umgelernt. Montfort machte Schule

Digitized by Google

nach seinem Tode. Der König trat in seine Fußstapfen und regierte zusammen mit dem Parlament, das er weiter ausbaute. Einmal im höchsten Affekt bat er das Parlament um Verzeihung und brach in Tränen aus, weil er ihm zu Unrecht lange widerstanden hätte. Allmählich wuchsen Krone und Nation immer enger zusammen; denn beide verfolgten dasselbe Ziel, die Größe Englands. Eduard legte den Grund zur monumentalen Geschichte seines Landes durch die Bausteine Wales und Schottland. Der ritterliche Monarch hätte vielleicht eine annehmbare politische Formel für die Angliederung von Wales gefunden. Bemerkte Llewelyn nicht, daß die Zeiten sich wandeln? Jede Koalition aussichtslos: Seine Politik versagte unter Eduard I.

Im Jahre 1277 erklärte König Eduard an Llewelyn II. den Krieg und führte ihn rasch und zielbewußt durch. Er brachte den Prinzen David zum Abfall von seinem Bruder Llewelyn. Die englische Flotte unterwarf die Halbinsel Anglesea, und der Waliserfürst, durch Verrat in Snowdon eingeschlossen, mußte sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Der König verzieh ihm und erließ ihm eine schwere Geldstrafe, als er sich bereit erklärte, ihm in London zu huldigen. Allerdings verfügte Eduard, daß nach Llewelyns Ableben der Titel Prinz von Wales in seinem Lande erlöschen sollte.

Um 1282 ergriff Llewelyn die Offensive, von seinem Bruder David angestiftet, um sich frei zu machen. Kurz nach Ostern versuchte Eduard nach Snowdon vorzudringen. Sein Heer wurde jedoch in den engen Tälern der Gebirgswildnis in kleinen Gefechten immer wieder geschlagen. Da versuchte er von Anglesea aus Truppen über den Menai-Strait nach Carnarvon zu werfen, um die dortigen Befestigungen zu brechen. 1—2000 Mann sollten die Meerenge zur Zeit der Ebbe überschreiten. Die Waliser schauten geruhsam zu, wie mühsam sich die Englischen durch den Meerschlamm arbeiteten. Als sie die Mitte der Seestraße erreicht, fing die Flut an rasch zu steigen. Plötzlich stürzten welsche Bogenschützen aus dem Hinterhalt zur Verstärkung der Front herbei und überschütteten die Englischen mit ihrem Pfeilhagel und trieben sie zurück. Sie erstürmten eine Holzbrücke. Durch das wilde Drängen und Schwergewicht der Flüchtenden, stob sie auseinander, da sie am jenseitigen Ufer absichtlich lose befestigt war. Die reißende Strömung trieb die Trümmer ins offene Meer. Und das ganze Kontingent, darunter viele stahlgepanzerte Ritter, fand den Tod in den Fluten. Dieser Episode folgte noch ein Sieg bei Conway. Es war Spätherbst und die Anführer der Heerestrümmer baten um Aufschub des Feldzugs. Doch der er-

Digitized by Google

bitterte Monarch gab Befehl zur Neuformierung einer Armee in Carmarthen. Von einzelnen Truppenteilen verfolgt, flüchtete Prinz Llewelyn II. ins Snowdongebirge und entkam nach geraumer Zeit nach Süd-Wales, um da neue Truppen zu sammeln. Doch ehe es ihm gelang, traten ihm die Mannen Edmund Mortimers entgegen und er fiel in heldenmütigem Kampf gegen ihre Übermacht. Sein Kopf wurde mit Efeu und einem Silberreif geschmückt, als König Brutus verhöhnt, auf einer Lanze durch die englische Hauptstadt getragen. Die Bevölkerung folgte unter Trommel- und Pfeifenklang und brach im Paroxysmus der Begeisterung, in wilde Tanzorgien aus. Den Prinzen David, nach sechs Monaten als Flüchtling eingefangen, verurteilte das Parlament zum Tod eines Verräters. Er wurde lebendig an den Schweif eines Pferdes gebunden und durch die Straßen Londons zu Tode geschleift.

Zum Schluß muß ich auf die oben angedeutete, von Eduard zweifellos langer Hand vorbereitete Intrigue, hinweisen. Sie wirft Licht auf die Voraussichtspolitik, die stets Englands Stärke war. Auf die intuitive Kombination von Zukunftsmöglichkeiten: durch beharrliches, verschwiegenes Beobachten der Konjunktur, durch rechtzeitiges Eingreifen bis zur Vergewaltigung. Merlin war der Fetisch der Waliser. Merlins Prophezeiung: „Wenn das Geld in England rund geworden ist, wird ein Prinz von Wales, der nicht Englisch sprechen kann, zum König von England gekrönt werden," ist die Prämisse. König Heinrich III. ließ gegen Ende seiner Regierung eine runde Kupfermünze prägen und setzte sie in Verkehr unter Androhung schwerster Strafe, wenn sie, wie es bis dahin üblich war, als Kleingeld in Stücke zerbrochen würde. Um 1268 schuf er den Titel Prinz von Wales und 1277 hob ihn sein Sohn, König Eduard, für die Erben Llewelyns auf. Und nun zum Handstreich auf Wales Unabhängigkeit ergibt sich folgender Schlußeffekt: Nach dem Tode der beiden Prinzen Llewelyn II. und David, brachte Eduard seine, von ihm vergötterte Gemahlin im Frühsommer 1283 zur Entbindung nach Carnarvon und setzte sie den Gefahren einer langen und beschwerlichen Reise aus. Sie gebar ihm den erhofften Sohn. Der Monarch präsentiert ihn von den Zinnen der Residenz der auf dem Schloßhof versammelten Volksmenge, als den von Merlin geweissagten Herrscher. Sie mußte in das Hurrageschrei einstimmen, welches das königliche Gefolge anhob, als der königliche Rufer den angelsächsischen Sprößling als Eduard II. von Carnarvon, Prinz von Wales und künftigen König von England proklamierte.

Digitized by Google

Wales wurde nun England einverleibt — das eroberte Land unter dem englischen Adel verteilt — und nach englischem Vorbild eingerichtet. Doch Sprache und völkische Eigenart blieben davon unberührt. Englisch wurde erst 1876 als obligatorisches Lehrfach in den Schulen eingeführt. Welsch wird neben englisch in der Kirche gepredigt und das Volk spricht es mit Vorliebe. Ja, es ist öfters vorgekommen, daß mir die bodenständigen Bauern auf meine Bitte um Auskunft mit einem Dont speak English antworteten. Ob aus Opposition gegen England bleibt dahingestellt.

Schottland.

Schottland stand neben Wales auf dem Expansionsprogramm König Eduards I. Ihre Eroberung war Grundbedingung für die Einheit und Stärke Englands und galt ihm als ein Naturgesetz. Seine zielbewußte Außenpolitik war auf weite Fernen eingestellt. Und er besaß die Geduld, die Konjunktur abzuwarten.

Über Schottlands Vorgeschichte herrscht viel Unklarheit. Seine Urbewohner waren keltische Pikten, und es hatte sich wie Albion, gegen römische, angelsächsische und skandinavische Eroberer und Eindringlinge zu verteidigen. Unter Wilhelm I. geriet Schottland in englische Abhängigkeit. Die angelsächsische Opposition gegen den Eroberer fand bei ihm Schutz und Zuflucht. Der König verwandelte deshalb das Land zwischen Humber und Tyne, auf Jahrzehnte hinaus in einen Wüstengürtel als Schutzwehr gegen feindliche Einfälle vom Norden her und brachte Schottland unter seine Oberhoheit. Sein Sohn Wilhelm II. besiegte und tötete Malcolm III. und seinen ältesten Sohn und bestätigte die schottische Abhängigkeit. Edgar Atheling, ein Enkel Edmund Ironsides, der letzte angelsächsische Kronprätendent, war vor Wilhelm I. nach Schottland geflohen und bewog seine Schwester Margarete dem schottischen König Malcolm III. die Hand zu reichen. Mit ihrer Tochter Edith vermählte sich Heinrich I. und gewann dadurch die besondere Sympathie Englands. Unter Heinrich II. geriet Wilhelm der Löwe in Gefangenschaft und mußte Schottland als englisches Lehen erklären. Es konnte sich jedoch unter seinem Sohn Richard Löwenherz durch eine Geldsumme von englischer Oberhoheit loskaufen. Heinrich III. verknüpfte beide Länder enger mit einander durch die Vermählung von Schwester und Tochter mit den Königen Alexander II. und III. Auch König Alexander III. und Eduard I. wollten die nahen Beziehungen aufrecht erhalten und verlobten Enkelin und Sohn schon als Kinder. Doch der schottische Monarch verun-

Digitized by Google

glückte 1286 und vier Jahre später starb seine 7jährige Enkelin, „die norwegische Maid", auf der Reise nach Schottland. Da er keine männlichen Erben hinterließ und sich plötzlich 13 Kronprätendenten erhoben, bat das schottische Parlament König Eduard I., den gordischen Knoten zu lösen. Er inszenierte nun einen Erbfolgestreit und -krieg, der für ihn auf die Eroberung Schottlands abzielte. John Balliol, den Eduard I. begünstigte und der ihm als König die Treue schwören mußte, Robert Bruce und die Heldengestalt Wilhelm Wallace, der die Engländer unter Warrenne bei Stirling 1297 niedermetzelte und im folgenden Jahr von König Eduard bei Falkirk besiegt wurde, jedoch entfloh, sind die namhaftesten schottischen Streiter in dem Zusammenstoß mit König Eduard I. Er selbst ließ alle Minen springen in diesem Eroberungskrieg, entfaltete seine politisch-, militärischen und staatsmännischen Qualitäten aufs glänzendste und verband mit der Taktik eiserner Strenge die der Milde, Klugheit und Versöhnlichkeit. Von großer Bedeutung war, daß das Parlament, aus turbulenten, selbstbewußten Elementen zusammengesetzt und ein mächtiger Faktor im Staat, seine Politik unterstützte. „Zweimal erobert und öfters geschlagen," berichtet er selbst von seinen Taten in Schottland. Er verzieh seinen Gegnern und erließ 1305 eine allgemeine Amnestie. Selbst der schottische Adel war darin eingeschlossen, der vor ihm auf seinem Siegeszug durch Schottland die Waffen streckte und um Gnade bat. Und der sofort nach seiner Rückkehr nach England sich gegen ihn verschwor und bei Frankreich Rückhalt suchte und fand. Eduard I. ging soweit einen adeligen Regentschaftsrat einzusetzen, der sich, zum großen Teil, aus von ihm begnadigten Verschwörern, rekrutierte. Als er aber versuchte, in Schottland eine Verwaltung und Organisation nach englischem Muster einzuführen, und sich in innere Angelegenheiten einmischte, erhob sich das ganze Land unter Robert Bruce und krönte diesen zum König in Scone 1307. Darauf zog Eduard I. in hohem Alter, mit einem Heer noch einmal gen Norden. Doch der Tod ereilte ihn an der Grenze. Sterbend befahl er seinem Sohn mit seiner Leiche gegen Schottland zu kämpfen. Sie solle keine Ruhe finden, bis es England besiegt zu Füßen liege.

Unter Eduard II. fällt alles, was sein großer Vater mühevoll aufbaute, wie ein Kartenhaus zusammen. Er erlitt eine entscheidende Niederlage bei Bannockburn 1314 unter Robert Bruce. Schottland ist nun für immer frei, weil es sich zu behaupten weiß, bleibt es auch Eduard III. gegenüber, einem glänzenden Strategen, trotz der zahlreichen Angriffe während seiner ganzen Regierungszeit, um es sich

Digitized by Google

anzugliedern. Der kluge, weitblickende Heinrich VII., Tudor, Sohn eines Edelmannes aus Pembroke in Wales, und von königlichem Geblüt, legte endlich den Grund zur Vereinigung der beiden Länder durch die Vermählung seiner Tochter Margarete mit König Jakob IV. von Schottland. Sein Sohn Jakob V. starb kurz nach der Geburt seiner Tochter Maria, die sich später mit ihrem Vetter Darnley Stuart verheiratete. Der Sohn aus dieser Ehe wurde König von Schottland als Jakob VI. Da ihm Elisabeth die Nachfolge in England zusicherte, gab er die Sache seiner unglücklichen Mutter Maria Stuart auf und bestieg nach dem Tode der Königin Elisabeth 1603 als Jakob I. den Thron von England. Durch Personalunion wurden nun die beiden Länder auf alle Zeiten miteinander verknüpft.

Tim Klein

schreibt uns: „Wie viel Großes und wie viel Abscheuliches hat sich begeben! Die Zeit erfordert entschiedene Stellungnahme im Sinne der Offenbarung: ‚ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde!‘ Als Hetzerei, als Fanatismus, als Chauvinismus, als Beschränktheit wird vielfach verschrien, was nichts anderes ist als selbstverständliche Teilnahme des Herzens und Kopfes an dem Schicksal des Landes und Volkes. Man hat uns alles gebrannte Herzeleid angetan und fordert wie vom Dreifuß der Pythia aus Gerechtigkeit von uns, ein fragwürdiges Surrogat für die notwendig parteiliche, ich möchte sagen sinnliche Liebe zu unserm Volke, wie sie Matthias Claudius selbst von der Freundschaft zwischen einzelnen verlangt. Dies ist es, was mich oft niederdrückt, daß man die großen Gefühle dosieren will, anstatt sie walten zu lassen. In der Leidenschaft ist mehr Wahrheit wie im Kalkul, und anstößig ist m. E. nur eine vorgetäuschte Leidenschaft, ein hohles Pathos, das aber immer nur aus geteilten Herzen stammt. Ich sage mit dem alten Arndt: ‚Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben.‘ Es ist ja leider zum Teil gelungen, die öffentliche Meinung einzuschüchtern, daß sie sich ihrer ursprünglichen Regungen schämt. Und das ist nicht gut. Ein solcher furchtbarer Lebenssturm müßte das Elementarste eines Volkes hüllenlos und schrankenlos entfesseln — ich meine nicht in Rederausch (an dem haben wir genug), aber in gesteigerter Erkenntnis seiner selbst so wie große Krisen im Einzelleben mehr zur Selbsterkenntnis verhelfen als lange Jahre ungestörten Hinlebens.

Dieser Gedankengang gegen die Gefühlsapotheker müßte einmal kurz aufgedeckt werden. Ob nicht Angst vor dem Volk ein geheimer Grund der Apothekerei ist? Nämlich: die Freiheitsphrasen verdecken die Sehnsucht der Massen, die ganz reell ist, im höchsten Sinne — nicht liberal — sondern deutsch zu sein, d. h. im Kampf und in der Ruhe des Lebens wirklich ihr originales (nicht ‚europäisches‘ oder ‚menschheitliches‘) ihr ‚deutsches‘ Dasein und Heil zu schaffen.“

Digitized by Google

Die Entstehung des Weltreichs.

Von Carl Peters.

Wenn man das englische Wesen und die britische Geschichte verstehen will, muß man vor allem die Entstehung dieses Volkes, wie es heute ist, ins Auge fassen. Denn die äußere Geschichte eines jeden Volkes ist nichts als die Offenbarung und Entfaltung seiner inneren natürlichen Anlagen.

Es ist nun das britische Volk, wie es sich selbst nennt, oder das englische, wie wir es bezeichnen, aus der Zusammenschmelzung einer Reihe verschiedener Rassen entstanden, welche nach einander sich auf dieser westlichen Inselgruppe einfanden, meistens als Eroberer.

Zu Beginn der Geschichte, welche wir kennen, saßen auf den britischen Inseln Mongolenstämme, den Eskimos oder besser den Finnen verwandt, wie wahrscheinlich im ganzen übrigen Europa. Ihr Vorhandensein in Großbritannien und Irland läßt sich aus Gräberfunden und anderen ethnographischen Merkmalen nachweisen. Auch habe ich selbst noch in Wales und Irland ausgesprochen mongolische Gesichtsformen bei lebenden Einwohnern dieser Länder beobachten können. Dann wanderte ein dunkler, den Iberern verwandter Stamm ins Land.

Erst später folgten mehrere keltische Eroberwellen. Zunächst die Kymrer, eine dunkelhäutige, schwarzhaarige Art, welche von den nachfolgenden am weitesten nach Westen vorgeschoben worden ist. Dann die Gälen, welche noch heute in einzelnen Teilen Irlands, in Wales, wie auf den schottischen Hochebenen sitzen. Schließlich die helläugigen, blonden Briten, welche um etwa 150 v. Chr. aus Belgien gekommen zu sein scheinen. Die Gälen sind, schon dem Namen nach, mit den Galliern verwandt und haben Wales seinen Namen gegeben. Die Briten haben ihre Spuren in den Namen Großbritannien und „british“ hinterlassen.

Dann trat die römische Eroberung ein, welche wenigstens das heutige England zu einer Provinz des Mittelmeerreiches machte, und eine Reihe kultureller Denkmäler hinterlassen hat. Trotzdem sie bis Anfang des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung dauerte, hat sie die Völkermischung dieser Inseln ethnographisch nur wenig beeinflußt. Im vierten Jahrhundert hatten die Deutschen den römischen Limes an verschiedenen Stellen durchbrochen, und germanische Stämme fluteten unaufhaltsam über das stolze Römerreich bis nach Nordafrika hin. Ich erinnere an die Gothen, an die Alanen, Van-

Digitized by Google

dalen, Lombarden und Franken. Norddeutsche Eroberer drangen auch auf die britischen Inseln, von denen die Legionen zurückgezogen worden waren.

Auf 429 verlegt unsere Chronologie den Einbruch der Angeln und Sachsen nach England. Ich lasse dies dahingestellt sein. Geschichtliche Tatsache ist, daß gegen Mitte des fünften Jahrhunderts zunächst jütische Eroberer in Thanet landeten, und dann mordend und plündernd im Süden Englands über Kent bis zur Insel Wight und darüber hinaus vordrangen. Etwa gleichzeitig zogen Sachsen und Friesen die Themse hinauf. Angeln eroberten Mittelengland. Die eingesessene Bevölkerung hier im Osten Englands wurde ausgerottet, das Volk wurde tatsächlich angelsächsisch. Je weiter gegen Westen, umso nachdrücklicher wurde der keltische Einschlag, welcher in Wales, Irland und Westschottland vorherrschend geblieben ist. Ich erwähne noch, daß dänische Horden das germanische Gepräge verstärkten. So ist der östliche Teil Großbritanniens im Wesentlichen angelsächsisch geworden. Die Bevölkerung der vereinigten drei Königreiche im Ganzen kann man wie die Frankreichs als germano-keltisch bezeichnen. Die ethnographische Zusammensetzung des Inselvolkes ist durch die sogenannte normannische Eroberung Wilhelms I., welche etwa 30 v. H. französische Wurzeln in die englische Sprache einführte, nicht sonderlich beeinflußt worden.

Man wird erkennen, daß diese auf einander folgenden Einströmungen in das britische Volkstum fortwährende Eroberungswellen von außen waren. Es kamen die Starken von den verschiedenen Seiten und verschmolzen hier im Verlauf der Jahrhunderte zu einer Art. Der Kampf gegen die früher Eingewanderten war brutal und schonungslos. Wenigstens im Osten von England wurden sie ausgerottet, wie das Slawentum in den Marken und in Pommern von den einströmenden Deutschen. So entstand hier von vorneherein eine harte Rasse, welcher das Prinzip der Eroberung und Vernichtung Fremder etwas Natürliches und nicht Widerstrebendes war. Für einen Kosmopolitismus nach Art unseres: „Seid umschlungen Millionen" war hier seit sehr frühen Zeiten keinerlei Nährboden. Man muß dies im Auge behalten, wenn man die ganze englische Geschichte verstehen will. Denn der Zug nach Eroberung, letzten Endes Welteroberung, lag diesen Menschen von vorneherein im Blut.

Ich kann hier keine englische Geschichte schreiben. Dazu reicht der mir zur Verfügung gestellte Raum nicht aus. Es kann sich nur um große Überblicke handeln. Ursprünglich war die Bevölkerung der

Digitized by Google

britischen Inseln eine rein ackerbauliche. Unter den Plantagenets und Tudors lebten dort nur etwa $1^1/_2$ Millionen Menschen. Heinrich VIII. und Elisabeth trieben ihre Untertanen aufs Meer. Eine Reihe von Gesetzen gestalteten den Seefisch zu einem Hauptnahrungsmittel der britischen Bevölkerung und entwickelten den Fischfang. Oliver Cromwell führte seine Landsleute über die Ozeane und entwickelte durch seine Navigations-Akte im Jahre 1651 die große Schiffahrt. Um 1675 gab es nach Macaulay 5 Millionen Engländer auf der Erde, um 1800 nach Carlyle etwa 9 Millionen. Dann kamen die napoleonischen Kriege und die großartige Entwicklung der Industrie. Heute sitzen, mit den Nordamerikanern an 160 Millionen „Angelsachsen" auf unserm Planeten, das britische Reich von heute aber umfaßt über 32 Millionen Quadratkilometer der festen Erde, und hat an 450 Millionen Einwohner. Die britische Flagge weht einem überall entgegen auf diesem Planeten, und überall, an allen Ufern der Weltmeere und in allen Häfen begrüßen einen englische Laute. Wie ein Präriebrand frißt der britische Kapitalismus um sich und zieht ein Volk nach dem andern in seine Strudel. Wenn dieser Entwicklung nicht Halt geboten werden kann, so muß sich erfüllen, was Sir Charles Dilke schon im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts voraussah, als er um diesen Erdball gereist war und ausrief: „The world is rapidly becoming english". (Die Erde steht im Begriff, schnell englisch zu werden.)

Der äußere Aufbau des britischen Weltreiches begann unter der Königin Elisabeth, und er hat sich folgendermaßen vollzogen. Zunächst handelte es sich um die Verteidigung gegen die übermächtige katholische Weltmacht der Spanier. Im Kampf gegen die Armada entwickelte sich ein reines Piratentum, an dem sich die Königin selbst mit Kapitalanlagen beteiligte. Männer wie Howard, Sir Walter Raleigh, der Admiral Drake und der Italiener Cabot unternahmen ihre Beute- und Plünderungszüge lediglich des eigenen Vorteils wegen. Vor allem galt es den Silberflotten, welche regelmäßig das edle Metall von Mexiko nach Spanien brachten, aber auch jeder andern Art von Prisen. Feindliche Städte wurden mit stürmender Hand genommen und geplündert. Bald auch traten in England eigene Gesellschaften ins Leben, sogenannte „adventurers" welche Schiffe ausrüsteten, Expeditionen aussandten und die Beute unter sich teilten. Handelte es sich um eroberte Gebiete, so erbaten sie von der Königin und erhielten ein sogenanntes „charter" zu deren Verwaltung und dauernder Ausbeutung.

Digitized by Google

So entstanden um 1600 englische Niederlassungen an der Ostküste von Nordamerika und begann um dieselbe Zeit das Eindringen der Anglo-Ostindischen Gesellschaft in die Gebiete des Ganges. Oliver Cromwell erließ 1651, wie schon erwähnt, die Navigationsakte, welche ausländischen Schiffen die Einfuhren in England verbot, und eroberte Jamaika. Im Frieden zu Utrecht, welcher 1713 den spanischen Erbfolgekrieg beendigte, erwarb Großbritannien die Hudsonbai, Neuschottland, Neufundland, Gibraltar und Minorka. Im Frieden zu Paris, welcher 1763 zwischen Frankreich und Großbritannien abgeschlossen wurde, gewann es ganz Kanada, Cape Breton, die Inseln Grenada, St. Vincent, Dominica und Tabago sowie Florida und seine Besitzungen am Senegal. Durch die Pariser Frieden von 1814 und 1815, welche die napoleonischen Pläne vernichteten, wurde ihm Malta, Ste. Lucie, Ile de France, die Seyschellen und die Kapkolonie zuteil, ferner Demerara, Essequibo, Berbice und Ceylon, Helgoland von Dänemark. Ebenso wurde sein Reich in Ostindien bedeutend erweitert.

1876 gewann es durch die Aktien Ismael Pascha's den Hauptanteil des Suezkanals. 1882 setzte es seinen Fuß nach Ägypten hinein, um ihn niemals wieder zurückzuziehen, 1885 annektierte es Nigerien, 1889 Rhodesien, 1902 die Burenrepubliken in Südafrika, in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts begann es, Südarabien, Mascat, dann Koweit und den persischen Golf unter seinen „Schutz" zu nehmen. Ebenso annektierte es den Sudan und Britisch-Ostafrika. Kurzum, seit 1600 bis zu unsern Tagen hin hat es auf diesem Planeten um sich gefressen „wie die Wölfe", und in der Tat, man kann ausrufen: „Die Welt wird englisch!"

Bei dieser Aufzählung habe ich eine oder die andere Erwerbung ausgelassen. So z. B. kam der gesamte Erdteil Australien mit Tasmania und Neuseeland bereits 1770 unter britische Herrschaft. Er wurde, wie Neu Amsterdam in Nordamerika und andere Gebiete den Holländern fortgenommen.

Überhaupt ist es bei diesem Aufbau des britischen Reiches bemerkenswert, mit welcher genialen Gleichgültigkeit gegen die bürgerliche Moral sie ihre Parteien nehmen und wechseln, genau, wie es ihren nationalen Interessen entspricht. Mit den Holländern verbinden sie sich, um die Vorherrschaft Spaniens zu brechen, mit den Franzosen gegen die Holländer; gegen die Franzosen hetzen sie in Nordamerika die Rothäute, in Ostindien die Inder. Die Indianer Nordamerikas, sowie die Australneger Tasmaniens rotten sie einfach aus, weil sie

Digitized by Google

ihnen unbequem sind usw. Da kommt auch nicht die geringste moralische Erwägung in die Quere. Dabei immer der salbungsvolle Ton heuchlerischer Phrase. Jeder Engländer glaubt schließlich selbst, er handle im Sinne der Bergpredigt, wenn er ganz rücksichtslos und unbekümmert um das Wohl und Wehe Fremder seinen vaterländischen Interessen dient.

Wir sehen, wie besonders immer der britische Weizen blüht, wenn es den Staatsmännern in London gelingt, die Völker Europas gründlich auf einander zu hetzen. Dann nehmen sie stets die Seite der schwächeren Partei. Das nennen sie seit William III. das Gesetz der „european balance". Bei den Friedensschlüssen solcher Koalitionskriege sind sie die ersten an der Tafel, mit dem Appetit von Wölfen. Dann dehnt sich das britische Reich besonders aus. Das war so in Utrecht 1713, in Paris 1763, und wiederum zu Paris 1814 und 1815. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen." Das alles ist „Überlieferung" an der Themse.

Das Reich ist nicht entstanden aus einem idealen Traum, auch nicht die Schöpfung eines genialen Kopfes. Sondern immer geht es hervor aus einem nüchternen Erwerbstrieb. Ob der einzelne Kaufmann und Bauer, ob ein Staatsmann an seiner Erweiterung baut, stets dient sie letzten Endes den Taschen der Einzelnen und damit der Vermehrung des Volksvermögens. Das ist im Grunde der alleinige Zweck der Sache.

Auch ist in der ganzen Geschichte dieser großartigen Entwicklung niemals die Angst ersichtlich, es könne zu viel werden, man schaffe sich zu viele „Reibungsflächen" auf der Erde. Von der Königin Elisabeth bis zu Cecil Rhodes und bis zu Kitchener derselbe gesunde Appetit! Ganze Erdteile und Flächen, größer als Europa, werden einverleibt. Das törichte Wort, „Deutschland könne kein größeres Unglück geschehen, als wenn ihm jemand ganz Afrika schenkte", hat keine Resonnanz im Umkreis der britischen Welt. Cecil Rhodes, allein mit seinem Plan der Kap—Kairobahn, hat es schon praktisch zuschanden gemacht. Wie albern kommt mir dagegen das deutsche Gerede in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vor, als ich versuchte, einen anständigen Teil Ostafrikas unserm Volk zu erwerben. „Das heillose, ewige Flaggenhissen!" Der größere Teil des deutschen Philistertums konnte sich nicht genug an faden Spöttereien und pinselhaften Entrüstungen tun. Und dabei waren alle meine Pläne nur schattenhaft gegenüber der Wirklichkeit der britischen Reichsgründung. Aber, wie es kein Rom gegeben haben würde, wenn keine Römer

Digitized by Google

dagewesen wären, so läßt sich umgekehrt mit einem Volk ehrbarer und braver Spießbürger keine Weltpolitik treiben. Das ist der eigentliche Grund, an dem ich scheitern mußte.

Im britischen Reich haben wir die zweite, verbesserte Auflage des „imperium romanum" vor uns. Nur, daß in ihm die Selbstverwaltung der einzelnen Teile bis ins Kleinste durchgeführt ist, und daß gerade darin sein eigentlicher Zusammenhang beruht. Nämlich in der Tatsache, daß jedes einzelne Gebiet dieses „empire", ja jede einzelne Persönlichkeit, gerne zu ihm gehört und bereit ist, mit allen Kräften für seine Fortdauer zu wirken. Das ist der Grund, weshalb heute das gesamte Weltreich geschlossen gegen uns steht, ja, weshalb wir fast die ganze Erde uns gegenübersehen.

Nietzsche ein Engländer.

Aus dem Felde wird uns geschrieben:

Die Kriegsausgabe der „Köln. Volkszeitung" vom 9. Januar (Nr. 766) berichtet unter der Überschrift: „Der englische Übermensch" von einem in Belgien erschienenen Buche: Nietzsche, La France et l'Angelterre. Von dem Verfasser heißt es, seine Stellung verbiete die Veröffentlichung seines Namens; er werde „wegen seiner großen Kenntnisse und seines erfahrenen Urteils auch außerhalb der Kreise seines Vaterlandes sehr geschätzt". Das Buch will unter anderm den Nachweis führen, daß Nietzsches Lehren nicht so sehr deutsch als englisch seien und daß der „Übermensch" in England seine praktische Verwirklichung gefunden habe. Bentham, John Stuart Mill, Darwin, Herbert Spencer treten als Vorläufer und Geistesverwandte Nietzsches auf; nicht nur das Genießertum des einzelnen Engländers, das keine sittliche Schranke kennt, auch der „materialistische Militarismus" der englischen Politik, die rücksichtslose Vergewaltigung und Aussaugung anderer Völker nach dem Grundsatze: populus populo lupus — alles das ist Nietzsches Übermenschentum. Nur haben die Engländer ihn „praktisch überholt"; sie gehen in der „Verneinung der Pflicht und in der Bejahung der Macht" noch weiter.

Man muß die großen Kenntnisse des Verfassers bewundern. Man kann ihn auch ruhig seinen Kenntnissen überlassen. Dagegen zwingt der Umstand zum Widerspruch, daß sich der deutsche Berichterstatter die Darlegungen des Belgiers mit offenkundiger Genugtuung zu eigen macht. Es gibt Deutsche, denen Nietzsche über manche Stunden im Schützengraben hinweggeholfen hat. Ihretwegen verlohnt sich die Feststellung, daß es eine jämmerliche Verballhornung ist, wenn man ihn zum Theoretiker eines sogenannten englischen Übermenschen stempelt. Die Zeiten der blinden Verehrung sind vorüber. Man weiß: die Leidenschaftlichkeit seiner Kämpfernatur reißt ihn zu Maßlosigkeiten, Übertreibungen und Widersprüchen fort; die Freude am zugespitzten Worte bestimmt und verdirbt ihm oft genug den Gedanken; aber die Größe und Reinheit seines Willens kann nur der Unverstand, die Unkenntnis und das Vorurteil in Zweifel ziehen. Und vor allem: dieser Wille ist deutsch! In der feindlichen Presse hat Nietzsche als der philosophische Begründer deutscher Gewalttätigkeit und Barbarei herhalten müssen. Wollen wir ihn deshalb verleugnen? Ausländerei und kein Ende! Wollen wird der begierig lauschenden Welt verkünden: „Seht, wie man uns wieder jammervoll unrecht tut! Ihr guten Freunde wißt gar nicht, wie sehr wir braven, harmlosen Deutschen diesen Nietzsche verabscheuen. Schaut nach England, da ist er zu Hause!" So handeln, heißt allerdings beweisen, wie wenig er unser ist, und zu ihm sich bekennen, Stolz und Kraft aus ihm schöpfen — es täte wahrlich not. —

Paul Wagner, Lt. d. R.

Digitized by Google

Der Gewinn aus den europäischen Kontinentalkriegen.

Von Karl Alexander von Müller.

Die Hauptschwierigkeit des Kontinentalen gegenüber der englischen Politik ist die, daß er unwillkürlich alle Maßstäbe viel zu eng und kleinlich nimmt. Sein Auge hängt an Schlesien oder am linken Rheinufer, am Elsaß oder an Polen, während die Engländer an ein Reich vom Kap über Kairo nach Kalkutta, an ein neues Kalifat des Islams, an eine angelsächsische Weltunion, an eine Lähmung oder Beherrschung des russischen Weltgegners denken. Politisch ist England bisher ein einziges Mal ebenbürtig, in großem Stil bekämpft worden, und der das unternahm, war auch ein Insulaner. Jedoch Napoleon war nur ein vereinzeltes Genie, gerade in seiner äußern Politik ein Abenteurer ohne festen Boden, wenngleich vom ungeheuersten Verstand und Willen. Die eingewurzelten geschichtlichen Mächte des Kontinents zeigten sich stärker als seine politische Logik; und der englischen Logik gelang es, diese Mächte der festländischen Überlieferung gegen ihn auf ihre Seite zu ziehen. Bis zum heutigen Krieg hat England z. B. uns Deutschen vor allem als der Bundesgenosse unserer Befreiungskriege gegolten.

In Wahrheit hatten alle großen europäischen Kriege der beiden letzten Jahrhunderte — d. h. seit Großbritannien nach den schwersten inneren Kämpfen zu einer festen, ausgreifenden Großmacht geworden war — immer ein doppeltes Ergebnis: Verschiebungen der Macht und des Besitzes auf dem europäischen Festland im Vordergrund und Verschiebungen der See- und Kolonialherrschaft im Hintergrund. Die ersteren liefen immer darauf hinaus, daß die jeweils stärkste oder stärksten Festlandsmächte geschwächt, gebrochen, im Gleichgewicht gebunden wurden — ob es sich nun um die Vorherrschaft zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon, um das Emporkommen Preußens oder um die französische Revolution und das napoleonische Militärreich handelte; die letzteren aber darauf, daß England sich immer verstärkte und immer ausschließlicher zur beherrschenden See- und Kolonialmacht emporhob, bis es schließlich mit dem gewaltigsten Weltreich der Geschichte alle europäischen Nebenbuhler weit überschattete.

Geht man von diesem Ziel aus, so können die unaufhörlich auseinander fließenden und sich fortpflanzenden Verwicklungen, Bündnisse und Kombinationen des europäischen Festlandes, trotz allen Glanzes und allen vergossenen Blutes, fast als eine Nebensache, ja im

Digitized by Google

Licht eines bloßen Mittels zu jenem größeren geschichtlichen Ergebnis erscheinen. Manchem Briten haben sie sich wohl so dargestellt. Denn das heutige englische Weltreich ist ebenso sehr eine Frucht geschickt ausgenutzter europäischer Machtkämpfe wie der eignen ausbreitenden, kolonisatorischen und aufbauenden Kraft des Angelsachsen selbst.

Zur Erläuterung stelle ich in aller Kürze die Ergebnisse zusammen, welche die drei großen festländischen Kriege seit 1700 für Europa selbst und für das englische Weltreich gehabt haben.

1. Spanischer Erbfolgekrieg 1701—1714.

Friedensschlüsse von Utrecht, Rastatt und Baden 1713 und 1714.

Beteiligte große Mächte: Österreich, Frankreich, England, Holland, das Deutsche Reich (geteilt auf beiden Seiten).

Kriegsschauplätze: Spanien, Italien, Niederlande, Deutschland.

Ergebnis in Europa: Spanien geht dem Haus Habsburg verloren, verliert aber selbst seine meisten Außenlande an Österreich; Frankreich ist verarmt; Sizilien wird selbständig; Holland erhält die Barrierefestungen, Preußen Neuchâtel und Obergeldern gegen seine Ansprüche auf Orange, und wird als Königreich anerkannt.

Gewinn für das englische Weltreich: Neufundland nebst den angrenzenden Inseln, Neuschottland, die Hudsonbailänder, St. Christoph, Gibraltar und Menorca; das Monopol der Negereinfuhr und andere bedeutende Handelsvorteile in Westindien (Assientovertrag). Der Plan eines französischen Kolonialreiches vom Golf von Mexiko bis zum Lorenzstrom ist vereitelt, der alte Gegner Spanien ist neuerdings geschwächt.

2. Siebenjähriger Krieg 1756—1763 und gleichzeitiger Kolonialkrieg zwischen England und Frankreich 1755—1763.

Friedensschlüsse von Hubertusburg und Paris 1763.

Beteiligte große Mächte: Österreich, Preußen, Rußland, Frankreich, Spanien, England, das Deutsche Reich (geteilt, auf beiden Seiten), Schweden.

Kriegsschauplätze: zu Land Deutschland und Nordamerika, zur See in allen Erdteilen.

Ergebnis in Europa: Preußen behält Schlesien, Habsburg das deutsche Kaisertum; Preußen wird europäische Großmacht.

Gewinn für das englische Weltreich:

In Amerika: Kanada einschließlich Akadien und Kap Breton, Loui-

Digitized by Google

siana bis zum Mississippi, Florida; die westindischen Inseln Grenada, Grenadinen, St. Vinzent, Dominica, Tobago.

In Afrika: die französischen Besitzungen am Senegal.

Gleichzeitig hat Clive die Eroberung Indiens begonnen (1757 Sieg von Plassey, Eroberung Bengals); Frankreich verliert alle von Dupleix im Süden gewonnenen Plätze.

Die spanische Seemacht ist beinahe ganz vernichtet; das französische Kolonialreich in Amerika ist vollständig zusammengebrochen, das in Indien endgültig erschüttert (1770 Auflösung der französisch-ostindischen Gesellschaft). England ist in Nordamerika Herr vom Ozean bis zum Mississippi, vom Eismeer bis zum Mexikanischen Golf; es ist zur vorherrschenden See- und Kolonialmacht geworden.

3. Revolutionäre und napoleonische Kriege 1792—1815.

Zwei Friedenschlüsse von Paris und Wiener Kongreß 1814/15.

Beteiligte große Mächte: alle großen europäischen Staaten und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Kriegsschauplätze: Zu Land ganz Europa, Ägypten, Syrien, Nordamerika, die meisten Kolonien; zur See in allen Erdteilen.

Ergebnis in Europa: Das napoleonische Weltreich wieder gestürzt, Wiederherstellung der alten fünf Großmächte. Frankreich kehrt ungefähr in die Grenzen von 1792 zurück; Rußland gewinnt Kongreßpolen und ein politisches Übergewicht auf dem Festland; Österreich und Preußen werden ungefähr im alten Umfang wieder hergestellt, Österreich etwas vergrößert, Preußen etwas verkleinert, ersteres mehr nach Osten, letzteres mehr nach dem Westen abgerundet; anstelle des alten Deutschen Reiches tritt der Deutsche Bund; Italien bleibt zerstückelt; das „Königreich der Niederlande" wird gegründet; Personalunion zwischen Schweden und Norwegen.

Gewinn für das englische Weltreich:

In Europa: Helgoland, Malta, Protektorat über die sieben jonischen Inseln.

In Amerika: Sta. Lucia, Trinidad, Isle de France; Honduras gesichert. In Südamerika: Britisch Guyana, Essequibo, Demerara und Berbice.

In Afrika: Kapland, Mauritius, die Seychellen, Ascension.

In Asien: Ceylon, große Erweiterung des indischen Besitzes, Malakka.

In Australien: Tasmanien.

Digitized by Google

Die französische Flotte ist vernichtet, der französische Einfluß in Indien vollständig zerstört; das holländische Kolonialreich stark geschwächt. Afrika ist in den Bereich der englischen Weltherrschaftspläne getreten; England hat fast die ganze Handelsschiffahrt der Welt an sich gerissen; die englische Flotte und der englische Handel haben das unbestrittene Übergewicht.

Aus dem russisch-türkischen Krieg 1877/78 gewann England Zypern und Vorteile in Afghanistan. Nur die drei wundervoll eingeschränkten Kriege Bismarcks 1864, 1866 und 1870/71 boten keine Handhabe zum Gewinn — gewiß ein starker Grund mehr zur Abneigung gegen das neue Deutsche Reich. Während dieses Weltkrieges hat England einstweilen seine Hand gelegt auf Calais, Saloniki, die griechischen Inseln vor den Dardanellen; auf die deutschen Kolonien in der Südsee und in Afrika; auf Ägypten und Mesopotamien. Es hat versucht, den deutschen Handel in der ganzen Welt zu zerstören; sein russischer Weltgegner und die Kolonialstaaten Frankreich und Italien sind geschwächt.

Eduard Meyers England.

Auch an diesem Buch des Berliner Historikers (billige Volksausgabe bei Cotta) scheiden sich die Geister: Sieper, Förster und das Berliner Tageblatt haben ihren Unwillen darüber ausgedrückt. Wir empfehlen es als eine der bedeutendsten Veröffentlichungen, die uns der Krieg gebracht hat, als eine der notwendigsten und erkenntnisreichsten, und wünschen es in den Händen von möglichst vielen Lesern und vor allem in den Klassenbibliotheken aller unserer höheren Schulen neben Kjellen und Marcks. Worauf es ankommt, ist, von nun an die Heranwachsenden nicht nur zum Lernen von geschichtlichen Einzeltatsachen anzuhalten, sondern zur Erkenntnis geschichtlicher Grundströmungen und zum Wollen des Notwendigen bewußt zu erziehen, damit in Zukunft, wenn längst vorauszusehende und vorausgesagte Ereignisse eintreten, sie nicht ein Geschlecht vorfinden, das dadurch „aus allen Sätteln geworfen ist".

Das Volk der Dichter und Denker.

Ein Leser schreibt uns: „Bulwer begleitete seinen Roman Ernest Maltravers mit der Widmung: To the great German People, a race of thinkers and of critics, a foreign but kindred audience, profound in judgment, candid in reproof, generous in appreciation, this work is dedicated by an English author (Dem großen deutschen Volke, einer Rasse von Denkern und Kritikern, einem ausländischen und dennoch stammverwandten Publikum, das gründlich im Urteil, ehrlich im Tadel, weitherzig in der Anerkennung ist, widmet dies Werk ein englischer Schriftsteller.) Wer aus den Worten thinkers and critics zuerst die seitdem landläufige Phrase vom Volk der Denker und Dichter gemacht, also statt Kritiker Dichter gesetzt hat, ist mir unbekannt. Aber es wäre gut, wenn Sie mitteilen würden, wie das ehrende Urteil des genialen Briten in Wahrheit gelautet hat." M. K.

Digitized by Google

Ein Brief von Houston Stewart Chamberlain.

Ein Freund unserer Zeitschrift stellt uns diesen Brief aus dem Jahre 1876 zur Verfügung. Chamberlain war damals zwanzig Jahre alt und beherrschte die deutsche Sprache wie man sieht noch nicht vollständig. Hingegen finden wir in dem Brief aus Sevilla schon ganz jene unveränderliche deutsche Gesinnung, die Chamberlain auch während des Krieges, zum Mißfallen mancher Gelegenheitspatrioten, bekundet hat. Über seine Jugendgeschichte findet man eingehenden Aufschluß im Almanach Münchner Verleger 1916.

Sevilla, Dinstag, den 23. Mai 76.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie meine Verehrung, meine leidenschaftliche Liebe für, mein Glaube an Deutschland zunimmt. Je mehr ich andere Nationen kennen lerne, je mehr ich mit Leuten, gebildeten und ungebildeten, aller Klassen aus allen Völkern Europas verkehre, desto mehr liebe ich Deutschland und die Deutschen. Mein Glaube, daß die ganze Zukunft Europas, d. h. der Zivilisation, der Welt, Deutschland in den Händen liegt, ist zur Sicherheit geworden. Das Leben des Deutschen ist ein ganz Anderes, als das von anderen Menschen; in ihm hat das Selbstbewußtsein, das Gefühl seiner Würde den Höhepunkt erreicht; er ist zu gleicher Zeit der Dichter und der praktische Organisator, der Denker und der Thuer, der Mann des Friedens par excellence und der beste Soldat, der Zweifler und der Einzige der im Stande ist wirklich zu glauben. Aber wie immer, je größer die Gaben, desto größer die Aufgabe. Deutschlands Aufgabe ist eine kolossal schwierige und wenn sie sie erfüllen soll, so muß die ganze Nation sie begreifen und Alle zusammen wie ein Mann nach ihrer Erfüllung streben. Nicht bloß hat sie an sich selbst noch soviel zu thun, so viel zu entwickeln, sondern während dies fortgeht, muß sie sich allein gegen die Feindseligkeit und die Verkennung ganz Europas aufrecht erhalten. Wenn man nicht selbst sich mitten im Strome befindet, sondern von der Ferne aus, den Lauf der Dinge beobachten kann, so muß man sich oft fragen: Wird Deutschland ihre Aufgabe erfüllen können; wird sie sie erfüllen? und wenn man auch von ganzem Herzen unbefangen das Land liebt und keine Wolke darüber hängen sehen möchte, so ist man gezwungen, sich selbst zuzugestehen, — nein, wenn die gründlich verrotteten moralischen Verhältnisse sich nicht bessern (und stillbleiben thun sie nicht, wenn sie nicht besser werden, werden sie schlimmer), wenn die ganze Nation nicht einsieht, daß Reinheit die größte Kraft eines Volkes ist, daß, wenn die Zukunft Europas von Deutschland abhängt, Deutschland nur dann eine Zukunft haben kann, wenn man den jetzigen Zustand vom Grunde aus angreift und gegen die ganze übrige Welt die Moralität als Hauptwaffe erhebt, — wenn sie das nicht einsieht, dann muß sie auch bald fallen, — fallen, ohne ihre Aufgabe vollendet zu haben, eine Beute der Barbaren. — (Ach Gott! Was für ein Deutsch schreibe ich, sei mir nicht böse, denn ich bin ja kein Deutscher.)

3/4 7 Uhr abends. Ach du geliebte deutsche Nation, wirst du denn nie die Größe deiner Aufgabe entdecken, und einsehen, daß deine Wege nicht die der andern Völker sein dürfen? —

Digitized by Google

Englands Freiheit der Meere.

Von Gustaf F. Steffen.

Berechtigte Übersetzung von Friedrich Stieve.

Wir freuen uns, den hervorragenden schwedischen Gelehrten zum erstenmal als Mitarbeiter begrüßen zu dürfen. Seit vielen Jahren ist er bei uns als einer der besten Englandkenner geschätzt. Von seinen in deutscher Übersetzung erschienenen Werken nennen wir: „Aus dem modernen England" (Stuttgart, 1895), „Streifzüge durch Großbritannien" (Stuttgart, 1896), „England als Weltmacht und Kulturstaat" (Stuttgart, 1899), „Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter", Bd. 1—3 (Stuttgart 1901—1905), „Die Demokratie in England" (Jena, 1911).

Es gibt zwei ausgezeichnete Methoden, einen Feind im Krieg „ideell" zu besiegen und bei den Unwissenden und Einfältigen Anhang zu gewinnen.

Man dichtet seinem Gegner wilde und verbrecherische Pläne an, z. B. das Verlangen nach Weltherrschaft, Pläne, die er niemals nachweislich gehegt hat oder von deren Verwirklichung er gar nicht träumen konnte, wenn er sie wirklich hegte; und wenn es sich dann herausstellt, daß derartige Pläne auch während des Krieges nicht verwirklicht werden konnten, deutet man triumphierend auf diese unbestreitbare Tatsache hin und posaunt in die ganze Welt aus, der Feind habe eine völlige Niederlage erlitten und man selbst einen völligen Sieg errungen. Die großen Massen der Zuhörer sind nicht so wach und sachkundig, daß sie den Trick zu erkennen vermögen; sie sind vielmehr lebhaft von der Richtigkeit der Anklage überzeugt, nachdem der Beweis so überzeugend ist.

Die andere Methode ist noch kühner und besteht darin, daß man dem Feind irgend etwas politisch oder moralisch Bedenkliches vorwirft, das eigentlich oder in noch höherem Grade nicht ihn, sondern einen selbst kennzeichnet, z. B. die Weltherrschaft oder die Unterdrückung der Nationalitäten im Großen. Durch die Aufhetzung gegen den Feind leitet man die Aufmerksamkeit von sich selbst ab und findet die Gelegenheit, Schwarz zu Weiß und Weiß zu Schwarz zu machen, indem man den Feind um der bösen Tat willen, die er nicht begeht, verhaßt und sich selbst trotz des Bösen, das man begeht, beliebt macht.

Auch dieser Trick gelingt — wie es sich herausgestellt hat — in unserer demagogisch-demokratischen Zeit oft; denn der alten Weltbeherrscherin und meist, wenn auch nicht ausschließlich, exotischen Unterdrückerin der Nationalitäten, England, und dem brutalen Unterdrücker der Nationalitäten, Rußland, ist es vollständig gelungen, in den ententeneutralen Kreisen während des Weltkrieges die Aufmerksamkeit von den

Digitized by Google

eigenen wirklichen Versündigungen abzulenken und die Meinung der Welt desto kräftiger gegen die teils nicht vorhandenen, teils auf jeden Fall unvergleichlich geringeren „Verbrechen" derselben Art beim Gegner aufzuregen.

Unter den vielen feinen Beispielen für beide Methoden, wie sie der Weltkrieg bietet, will ich mich hier mit einem der interessantesten befassen. Der ideelle Gegensatz zwischen der egoistischen „Weltherrschaft" eines einzigen Staates und der „Freiheit der Nationen" hat in dem demagogisch zweifellos sehr erfolgreichen Hetz- und Schmähfeldzug der Westmächte gegen die Mittelmächte eine große Rolle gespielt.

England und seine bunte, ganz- und halbzivilisierte Entente — bestehend aus vier anderen Großmächten und fünf „beschützten" Kleinstaaten — haben während des Weltkrieges Deutschland neben vielem anderen Entsetzlichen und Schmählichen auch ein brutales Streben nach einer die „Freiheit der Menschheit" vernichtenden Weltherrschaft oder einer „Hegemonie" und „Alleinherrschaft" in der Welt vorgeworfen. Und zugleich übernimmt der von England geleitete Zehnmächtebund die selbstlose und aufopfernde „Verteidigung der Freiheit der Menschheit".

Nun fehlt allerdings der einen wie der anderen dieser kriegsagitatorischen Phrasen — der Schreckphrase, wie der Lockphrase — durchaus der historische wie der politische Wirklichkeitsgrund. Das wilde Gerede von Deutschlands „Welteroberungsplänen" ist eine ebenso grobe Verdrehung der weltgeschichtlichen Wahrheit, wie das eitle Gerede von Rußlands und Englands Kampf für die „Freiheit der Menschheit oder Nationen" oder von Frankreichs außerordentlicher „Ritterlichkeit".

Aber es gibt ja sogar „Neutrale", bei denen solche Proben der demagogischen Talente leitender Staatsmänner wirklich die „rechte Stimmung" hervorzurufen vermögen. Doch auch abgesehen hiervon, ist das lächerliche Agitationsgeschwätz vom Weltkriege als einem Kampfe Englands und der Entente gegen einen fürchterlichen Welteroberer von großem Interesse. Denn es erinnert den nicht ganz rettungslos von der Entente hypnotisierten neutralen Zuhörer daran, daß es einen Welteroberer gibt, nämlich England und daß es eine Recht und Freiheit mehrfach vernichtende Weltherrschaft, Hegemonie und Alleinherrschaft in der Welt wirklich gibt, nämlich die Englands zur See, sowie daß diese Tatsache mehr als irgend eine andere dem Weltkrieg und der Anwendung des Völkerrechtes während des Weltkrieges ihren Stempel aufdrückt.

Wenn die einzig dastehenden Schrecken und das bodenlose Elend des

Digitized by Google

Weltkrieges wirklich bis an die Grenzen des politischen Wahnsinns ausgedehnt werden — indem der Kampf fortgesetzt wird als ein nackter wirtschaftlicher Zerstörungskrieg und ein brutales Blutabzapfen, nachdem die Möglichkeiten, positive politische Veränderungen zu erreichen, erschöpft sind — so ist dies nicht durch ein Deutschland aufgedichtetes Streben nach Weltherrschaft verursacht, sondern durch die tatsächliche Weltherrschaft Englands. Dann hat die „freie Menschheit" England für diese Wendung des Weltkrieges zu danken.

Die Verlängerung des Weltkrieges in Übereinstimmung mit John Bulls eignem brutalem Aushungerungssystem ist ausschließlich ein Ergebnis von Englands realer Weltherrschaft zur See — einer Hegemonie auf dem Weltmeer, die gerade jetzt durch das Bündnis mit der französischen, japanischen und italienischen Flottenmacht zur Alleinherrschaft gesteigert werden zu können scheint.

Sollte es sich zeigen, daß sich England mit seiner Teilnahme am Krieg gegen die Mittelmächte so gründlich verrechnet hat, daß es schließlich um die bloße Bewahrung seiner alten Stellung in der Welt kämpfen muß — so dürfen wir nicht vergessen, daß diese alte Stellung Englands in der Welt, die seit ungefähr 1815 datiert, eine Weltherrschaft ist, und zwar die einzige, die während des letzten Jahrhunderts bestanden hat.

Das, was die Entente dazu verlocken kann, einen landmilitärisch aussichtslosen Krieg ins Endlose zu verlängern, ist die seemilitärische Alleinherrschaft der Entente über die Welt. Denn benützt man diese bloß mit hinreichender Energie zur vollständigen Beseitigung des maritimen Völkerrechtes oder zur Verwandlung in eine Waffe zum Kampf gegen die Mittelmächte, so scheint ja die Möglichkeit zu bestehen, das landmilitärisch unüberwindliche Deutschland wirtschaftlich langsam zu ersticken.

Sicher wird auch das nicht gelingen. Und Deutschlands U-Boote werden wohl mehr und mehr das „freie Leben" des Alleinherrschers und seiner Freunde auf dem Weltmeere verbittern. Aber nichtsdestoweniger wird die „freie Menschheit" weiter hungern, bluten und darben müssen, damit England Zeit gewinnt, seine hohe Weltherrschaftsstellung bis zum alleräußersten auszunützen, indem es konsequent alle hinderlichen Völkerrechtsregeln aufhebt.

Derjenige, der auf jeden Fall am wenigsten leidet, and most stands to gain, das ist doch England — so denkt man in England, wo es alte gute Überlieferung ist, am meisten von allem mit einer wirtschaftlich geschwächten Welt als solidestem Kriegsgewinn zu rechnen — jetzt, wie zuletzt vor ungefähr 100 Jahren.

Digitized by Google

Viele Dokumente des Weltkrieges — natürlich vor allem die englischen — zeugen mit schönen Worten für diesen englischen, auf der Weltherrschaft zur See fußenden und kalt und wirtschaftlich berechnenden Gedanken einer Verlängerung des Krieges.

Von den vielen gratis verteilten Agitationsschriften der Entente ist mir eine Broschüre auf Norwegisch in die Hände gefallen, die den Titel trägt: Den eneste fredsbetingelse, av Sir Edward Goschen, tidligere: Britisk Gesandt i Berlin, (Eyre and Spottiswoode, Ltd., London, 1916); sowie eine Schrift auf Schwedisch mit dem Titel: Friheten pa havet, intervju med förste amiralitetslorden Rt. Hon. A. J. Balfour, (Hodder & Stoughton, St. Paul's House, Warwick Square, London, E. C., Edinburgh, New York, Toronto).

Sir Edward Goschen gibt zu, daß die europäische Kriegskarte ein wenig ungünstig für die Entente geworden ist; aber er sagt (auf Norwegisch): „Mit jedem Monat, der vergeht, wird von selbst ein anderer und besserer Maßstab für die Meinung in Deutschland und den neutralen Ländern durchdringen. Wer glaubt, daß Mißerfolge die Standhaftigkeit des Briten schwächen, irrt sich am britischen Volk. Man denke nur an die Lage, in der Britannien vor mehr als einem Jahrhundert, im Jahre 1811, war. Die Großmacht, die damals versuchte, Europas Gleichgewicht umzustürzen und Europa eine Militärherrschaft aufzuzwingen, hatte — soweit man sehen konnte — ihr Ziel erreicht. Ihre Armeen hatten nicht zwei oder drei Provinzen des feindlichen Bodens, sondern ganz Mitteleuropa und die italienische Halbinsel überschwemmt. Sie hatte das westliche Deutschland, die Schweiz, Italien, Illyrien und Spanien ihrem Besitz einverleibt oder ihrer Führung unterstellt. Rußland stand unter französischem Einfluß. Vom europäischen Festland waren nur die Türkei und Portugal vom Willen des französischen Kaisers unabhängig und auch nur deshalb, weil er sie für den Augenblick nicht anzugreifen wünschte.

Glauben wirklich die Deutschen oder die Neutralen, daß das britische Volk ein so kurzes Gedächtnis hat, daß es vergessen hat, wie der letzte Versuch, Europa zu beherrschen, bei Waterloo vereitelt wurde? Selbst wenn — durch ein Wunder — jede Entente-Kanone und jeder Entente-Soldat vom Erdboden verschwinden würde, so stände es immer noch in der Macht der Entente-Flotte, zu bestimmen, ob ein einziges deutsches Handelsschiff die Bucht von Helgoland verlassen dürfte. Sie könnten alle Blüten des deutschen Überseehandels verwelken lassen und Deutschlands Uhren auf die Zeit vor mehr als anderthalb Jahrhunderten zurückdrehen, da Deutschland ein ausschließlich ackerbautreibendes Land war."

Digitized by Google

Der bedeutende englische Diplomat, der das englische Weltreich bei Kriegsausbruch in Berlin vertrat, läßt somit seine politischen Gedanken ganz ungeniert zurückspazieren zum Jahre 1811 und zu Napoleons Versuch, „Europas Gleichgewicht umzustürzen und Europa eine Militärherrschaft aufzuzwingen". Er will uns Neutrale daran erinnern, daß der „stumme unablässige Druck der englischen Flottenmacht auf Frankreichs Lebensnerven" damals die Wagschale der Geschichte zugunsten Englands sinken ließ. Und er versichert uns, daß das auch diesmal geschehen wird, in dem analogen Fall, den der Weltkrieg darstellt. Englands Seeherrschaft kann „alle Blüten des deutschen Überseehandels verwelken lassen und Deutschlands Uhren auf die Zeit vor mehr als anderthalb Jahrhunderten zurückdrehen, da Deutschland ein ausschließlich ackerbautreibendes Land war".

Das ist Gleichgewicht. Das heißt nicht „Europa beherrschen". Das ist nicht „Militärgewalt". Das ist nur die Seemacht des britischen Volkes. Das ist nicht Militarismus, sondern nur Marinismus — und Militarismus zur See ist kein Militarismus, da England ihn monopolisiert hat.

Mr. Balfour äußerte sich in einem Interview, das in der amerikanischen Presse mitgeteilt ist. Dieses beginnt folgendermaßen:

„Es ist ganz natürlich, daß der Ausdruck Freiheit der Meere den britischen und amerikanischen Ohren zusagt. Denn die Ausdehnung der Freiheit auf alle Gebiete des Lebens und über die ganze Welt war eines der Hauptbestrebungen der englischsprechenden Völker und die Bemühungen, dieses Ziel zu erreichen, machen nicht zum mindesten deren Beitrag zur Zivilisation aus. Aber Freiheit ist ein vieldeutiges Wort; und wir tun gut daran, darauf acht zu geben, in welchem Sinne die Deutschen es anwenden, wenn sie Freiheit fordern, nicht weil sie sie, wie man ruhig sagen kann, lieben, sondern weil sie England hassen.

Seit Bismarcks Genie mit preußischen Gewehren das deutsche Kaiserreich schuf und mit militärischen Mitteln das deutsche Volk zu einer großen, auf militärischer Grundlage ruhenden Einheit zusammenschweißte, hat Deutschlands Ehrgeiz die ganze Welt beunruhigt. Handelspolitische und politische Herrschaft, beruhend auf einer gigantischen, aristokratisch geleiteten Armee, das war und ist das deutsche Ideal.

Wenn Deutschland das wünscht, was es Freiheit auf dem Meere nennt, so meint es das nur als ein Mittel, um diesem Ideal eine weltumfassende Ausbreitung zu verschaffen. Napoleons Macht reichte nie über Frankreichs Küsten. Ein weiteres Vordringen wurde durch die britische Flotte und allein durch sie verhindert. Deutschland ist ent-

Digitized by Google

schlossen, sich nicht solche Einschränkungen auferlegen zu lassen; und wenn es seine Feinde nicht zur See besiegen kann, so will es wenigstens ihre Seemacht lahmlegen.

Es liegt eine kennzeichnende Einfachheit in den Methoden, die es anwendet, um sein Ziel zu erreichen. Es tritt als Reformator des Völkerrechtes auf, obwohl es sich durch das Völkerrecht nicht eine einzige Stunde binden ließ. Es widersetzt sich dem wirtschaftlichen Druck, der durch eine Flotte ausgeübt wird, obwohl es der brutalen Vollständigkeit, mit der durch eine Landarmee ein wirtschaftlicher Druck ausgeübt werden kann, keine Grenzen setzt. Es seufzt über die Leiden, die der Krieg dem feindlichen Handel verursacht, obwohl seine eigene Art gegen den feindlichen Handel vorzugehen, sogar einem Kapitän Kidd Gewissensbisse verursachen könnte. Es verurteilt die maritimen Methoden der Alliierten, obwohl es sich selbst in seinem Streben, diese zu besiegen, weder durch die Gesetze des Krieges, noch durch die Stimme der Humanität oder die Rechte der Neutralen aufhalten läßt.

Man muß daher zugeben, daß nicht die Sache des Friedens, des Fortschrittes oder der Freiheit Deutschland in erster Linie beschäftigt, wenn es im Namen der Freiheit fundamentale Veränderungen im Namen der maritimen Praxis verlangt. Sein deutliches Ziel ist, ein Hindernis zu entfernen, das ihm jetzt im Wege steht, wie es vor mehr als hundert Jahren dem Genie des Meisters im Wege stand, der damals sein Unterdrücker war und jetzt sein Vorbild ist.

Auf diesem Wege können Friede und Freiheit nicht erreicht werden. Eine Seemacht zu paralysieren und die Militärmacht ohne Kontrolle zu lassen, ist sicher die schlimmste Ungerechtigkeit, die das Völkerrecht dem Menschheitsgeschlecht je auferlegen könnte."

Nach einer längeren Diskussion über das Völkerrecht und die „Macht, die hinter dem Gesetz stehen muß", schließt Balfour mit folgenden Worten:

„Wenn man in unseren Tagen wirklich ernste Bemühungen machen will, sich eines zukünftigen Triumphes für das angelsächsische Ideal zu versichern, so müssen die großen Staaten, die diesem huldigen, zusammenarbeiten. Und bei dieser Zusammenarbeit müssen sie daran denken, daß Gesetz allein nicht genug ist. Hinter dem Gesetz muß Macht stehen. Es ist schön und gut, wenn die Schiedsgerichte ermutigt werden, es ist schön und gut, wenn die anerkannten Methoden der Kriegführung mehr und mehr human werden. Es ist schön und gut, wenn die Rechte der kleinen Nationen mit besonderer Fürsorge geschützt werden. Aber diese Vorsichtsmaßregeln sind nur Papierfetzen, wenn sie nicht mit Kraft

Digitized by Google

aufrecht erhalten werden können. Wir betrügen uns selbst, wenn wir glauben, Gott einen Dienst nur durch das Fassen von Beschlüssen zu tun. Was jetzt nötig ist und nötig sein wird, solange der Militarismus unbesiegt ist, das ist eine Institution, um diese Beschlüsse geltend zu machen; die Einsetzung einer solchen Institution wird die Staatsklugheit der Welt bis zum äußersten in Anspruch nehmen.

Ich kann keinen Beitrag zur Lösung dieses Problems liefern. Soviel aber dürfte klar sein: Wenn es eine wirkungsvolle Garantie geben soll für den Wunsch der englischsprechenden Völker, den Weltfrieden und die freie Entwicklung der Nationen zu schützen, so muß diese Garantie in ausgedehntestem Maße in der Anwendung der Seemacht bestehen. Während zwei Generationen seit dem letzten großen Kriege war Großbritannien ohne Wettbewerber auf dem Meere. Während dieser Zeit wurde Belgien ein Staat, Griechenland erhielt seine Unabhängigkeit zugesichert, Italiens Einheit wurde vollzogen, die südamerikanischen Republiken errichtet, die Monroedoktrin kam zustande.

Mir scheint es, als ob die Lehre, die die Freunde von Frieden, Freiheit und Sicherheit aus der Geschichte ziehen können, die sei, daß England und Amerika sich selbst nicht der maritimen Macht berauben dürfen, die sie jetzt besitzen, sondern daß sich womöglich diese beiden Mächte organisieren sollten, um ein Ideal anzustreben, das beiden Staaten gemeinsam ist, ein Ideal, auf dessen schrittweiser Verwirklichung Glück und Frieden der Welt im höchsten Grade beruhen."

Als Worte, die ein englischer „Seelord" oder „erster Admiralitätslord" und außerdem ein alter Staatsmann und Parlamentarier während des Weltkrieges geäußert hat, sind diese Erklärungen besonders lehrreich.

Die deutsche „Freiheit der Meere" taugt nichts — denn nichts Politisches, das deutschen Ursprungs ist, taugt etwas, da es auf „politische Hegemonie" und „weltumfassende Ausbreitung der deutschen Idealität" ausgeht. Als Beweis wird auch von Mr. Balfour der Schatten Napoleons heraufbeschworen.

Dagegen taugt die englische „Freiheit der Meere". Diese „Freiheit" ist die englische „Seemacht", die durch keinerlei niederträchtige deutsche Völkerrechtsreformen „paralysiert" werden darf, wohl aber durch die Allianz mit der amerikanischen Seemacht gestärkt werden soll.

Das „angelsächsische Ideal" zur See kann und darf jedoch nicht „nur durch Papierfetzen" sichergestellt werden! Für die übrige Welt — einschließlich das sündige Deutschland — sind Papierfetzen gut genug, wenn sie von Ihrer Majestät, der Beherrscherin des Weltmeeres, unterzeichnet sind.

Digitized by Google

„Großbritannien und Amerika dürfen sich nicht selbst ihrer maritime Macht berauben, die sie besitzen." Diese Botschaft muß ja die Herze aller Entente-Neutralen erfreuen und stärken — nicht zum mindeste in den durch das Angebot einer Seeallianz und besonderen „Freihei der Meere" ausgezeichneten Vereinigten Staaten.

Erst besonders viel Geld durch die Lieferung von Kriegsmaterial a England und seine Entente zu verdienen und dann Englands „Freihei der Meere" teilen zu dürfen — das wäre ja auch vom Standpunkt de Yankees wirklich ungewöhnlich good business. Vom englischen Standpunkt aus ist das Angebot nicht weniger bemerkenswert. Die Zeit scheint doch vorbei zu sein, da „Großbritannien ohne Mitbewerber auf dem Meere" war. Die Zeiten ändern sich. Aber das darf ja so sein — solange das „deutsche Ideal von einer weltumfassenden Ausdehnung" abgehalten werden kann. Dieses deutsche „Ideal", das beim Jahreswechsel 1916/17 auf militärischem und zivilem Gebiet mit Fiebereifer von allen leitenden Ententeländern nachgeahmt wird — allen voran von England.

Ein Siegfried-Denkmal?

Irgendwo am Rhein steht ein Ding, das Nibelungenhalle heißt. Wir erinnern uns, daß über die Entwürfe dazu seinerzeit entsetzlich viel in deutschen Blättern zusammengeschrieben worden ist. Der Erfolg macht begehrlich: jetzt sollen wir schon wieder beglückt werden mit einem Siegfried-Denkmal am Rhein, irgendeinem marmorenen oder bronzenen Lackel auf freier Bergeshöh'. Herrgott, ihr Monumentalgschaftlhuber, habt ihr denn keine Augen? Seht ihr nicht die Krüppel durch die Straßen humpeln? Habt ihr keine Ohren? Wißt ihr nicht, daß wir noch lange Zeit bei dem Klang Siegfried bloß an die Siegfried-Stellung denken können, aber nicht an ein Siegfried-Denkmal? Daß sich in dieser Zeit ein solcher Vorschlag an die Öffentlichkeit wagt, ist ein Zeichen für die Gedankenlosigkeit seiner Urheber. Daß er aber weitergegeben, abgedruckt, wohlgefällig zur Kenntnis genommen wird, ein Zeichen dafür, daß es immer noch eine Menge Leute gibt, die keine Ahnung haben, wieviel es geschlagen hat. Als ob nicht so schon viel-zuviel Denkmäler die Aussicht verschandeln! Als ob wir nicht aufatmen würden, wenn die Hälfte eingeschmolzen und wir von ihrem Anblick erlöst würden! Als ob nicht jedes unverdorbene Stück Natur am Rhein eine würdigere Siegfried-Erinnerung wäre, als ein Pendant zum Niederwaldmonument oder zum Teutoburger Hermann! Als ob wir nicht drei Siegfried-Denkmale hätten, zu denen wir wirklich kein viertes brauchen: Das alte Nibelungenlied, Hebbels Trauerspiel und Wagners Götterdämmerung! Wenn ihr Geld habt, zeichnet Kriegsanleihe! Wenn ihr immer noch Geld habt, macht Stiftungen! Wenn ihr bauen wollt, errichtet Waisenhäuser, Invalidenheime, Kriegerheimstätten, aber keine steinernen und bronzenen Friedensgreuel!

Digitized by Google

Vom Geist des englischen Schulheims.

I.

In dem Aufsatz „Eton, Harrow & Co." (Juli 1916) war von englischen Erziehungsheimen die Rede. Rascher, als durch allgemeine Beschreibungen, wird der besondere Geist dieser Anstalten durch bezeichnende Stellen aus Schulerzählungen zu erfassen sein, die ich aneinanderreihe, wie ich sie in der nicht sehr umfangreichen Literatur finde, die mir über den in England außerordentlich beliebten Stoff zur Hand ist. Die Geschichten sind fast alle bei Tauchnitz erschienen.

Josef Hofmiller.

Der Unterschied: Als was erscheint das Schulheim dem jungen Engländer: Like the commencement of public life: als der Eintritt ins öffentliche Leben. Welcher deutsche Junge hat am ersten Tage in einem Stift, Seminar, Internat je dieses Gefühl gehabt? (Recollections of Eton, by an Etonian.)

Francis Drake als Ideal. Das Englische hat ein halbdutzend Wörter für den Begriff Seeräuber: searover, pirate, corsair, filibuster, buccaneer, privateer, welch letzteres nicht den gemütlichen deutschen Privatier bedeutet, sondern den Kapitän eines Kaperschiffes. The Human Boy von Phillpotts sind kurze Erzählungen, etwa in der Art von Ludwig Thomas Lausbubengeschichten. In einer wird geschildert, wie drei kleine Jungen im Schlafsaal plaudern: „Ich und Bailey haben die Sache besprochen, wie die andern alle geschlafen haben, nämlich, was wir wirklich und wahrhaftig werden möchten, denn es gibt Korsaren und Freibeuter und Piraten, und das ist doch nicht das gleiche. So haben wir Maine gefragt, was das beste ist und er hat gesagt: Freibeuter. Was ein Korsar ist, hat er, scheint's, selber nicht recht gewußt. Aber von Piraten hat er uns alles genau gesagt, daß sie Frauen umbringen und Kinder, und Bailey hat gesagt, dann möchte er lieber ein Doktor werden, wie sein Vater, und ich hab gesagt, ich auch. Freibeuter ist etwas ganz anderes, so wie Raleigh und Drake; ein Freibeuter kann in ganz England berühmt sein, aber ein Pirat nie. Maine hat gesagt, der Unterschied ist: ein Pirat denkt immer bloß an sich selber und an niemand andern; aber was ein richtiger Freibeuter ist, denkt an sich selbst, natürlich, aber auch an sein Land; und wenn er seinen Koffer voll hat, macht er seinem König ein Präsent, Inseln und so weiter, die werden dann nach ihm benannt, so daß sein Name nie vergessen wird. Und Bailey hat gesagt, so einer will er werden, und ich hab gesagt, ich auch."

Wovon ein Junge träumt: „Die Jungen studierten die Lebensläufe berühmter Feldherren von Miltiades bis Wellington, und

Digitized by Google

beim Tee und Frühstück kämpften sie die großen Schlachten der Welt noch einmal mit defekten Tellern und Tassen, einer alten Salz- und Pfefferbüchse, einem gläsernen Milchkrug und einer neusilbernen Teekanne. Indien und besonders die indische Grenze, das war ihr Schlachtfeld: Der Schauplatz eines Kampfes, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat, nämlich des Ringens zwischen Slawen und Angelsachsen um die Weltherrschaft.... Mitte Juni machte Jim eine Entdeckung: hoch oben, in einer der inneren Füllungen seiner Bettstatt, fand er den Namen eines tapferen Kerls eingeschnitten, der im indischen Aufstand glorreich gekämpft hatte. „Ich möchte in seinem Bett schlafen," sagte Mark. „Närrischer Kauz," rief Jim. „Wenn ich in seinem Bett schlafe, träume ich vielleicht von ihm." Sie tauschten die Betten zu beiderseitiger Genugtuung, denn das von Jim brach gern mitten in der Nacht zusammen." (Bachell, Die Brüder.)

Wie sieht eine Studentenbude aus? Die Schüler wohnen anfangs zu zweien in einem Zimmer, später bekommt, wenn möglich, jeder sein eigenes. „Es war gewiß nicht sehr groß, sechs Fuß lang, vier breit. Es konnte auch nicht hell genannt werden, weil Stangen und ein Gitter am Fenster waren; solche Vorbeugungsmaßnahmen waren in den ebenerdigen Buden nötig, von wegen des Aussteigens bei Nacht und des Einschmuggelns verbotener Dinge. Aber doch dachte Tom, es sei ungewöhnlich behaglich. Am Fenster stand ein Tisch mit einer leidlich sauberen und ganzen blau und rot gewürfelten Decke; ein hartes Kanapee, rot gepolstert, stand an der Wand und bot Raum für einen, wenn man ein wenig zusammenrückte sogar für zwei; und ein fester Holzstuhl bot eine weitere Sitzgelegenheit, so daß drei zusammensitzen und arbeiten konnten. Die Wände waren in halber Höhe getäfelt, aber die Täfelung war verdeckt durch grünen Rupfen. Der Rest einer hellen Tapete, über der drei oder vier Bilder hingen, Hundeköpfe, das Rennpferd Grimaldi, wie es gerade den großen Preis gewinnt, die schöne Anny Robsart aus Walter Scotts Kenilworth und der Preisboxer Tom Crib in einer fragwürdigen Ausfallstellung. Über der Tür war eine Reihe Hutpflöcke und auf beiden Seiten Bücherregale mit Schubladen unten, durcheinander gefüllt mit Schulbüchern, ein paar Tassen, einer Mausfalle, messingenen Leuchtern, ledernen Gürteln, einer kleinen Jagdtasche und merkwürdigen Dingern, die Tom nicht kannte, bis ihm sein Freund erklärte, das seien Klettereisen. Ein Kricketschläger und eine kleine Angelrute standen in einer Ecke." (Tom Brown.) „Sie waren närrisch, unbegreiflich klein, die Buden bei Heriot, aber sie waren unleugbar gemütlich und einladend, vollgestopft wie eine Kapitänskabine, still wie eine Mönchszelle und behaglicher als

Digitized by Google

beide: was bedeutet das nur für einen normalen Jungen, seine eigene Bude zu haben mit einem Tisch und zwei Stühlen, einem Teppich so groß wie eine Badewannevorlage, einem Büchergestell und Bildern, Photographien und Zimmerschmuck nach eigenem Geschmack, Laubsägearbeiten in Menge, einer Blumenkiste für den Sommer, Heißwasserheizung für den Winter und vor allem einer eigenen Tür, die er gegen die Welt abschließen kann." (Hornung, Zukünftige Männer.)

„Manches paßte ihm persönlich und instinktiv nicht; aber über eine Menge konnte er nicht umhin sich zu freuen, mehr noch als über das Fußballspiel. Da war vor allem die völlige Freiheit außer des Unterrichts, die völlige Ungestörtheit der einzelnen Bude, vor allem das erstaunliche Fehlen auch nur der leisesten Ausspionierung durch die Lehrer." (Hornung.)

Einer der älteren Schüler, ein „Präpostor", deutsch etwa Aufseher, Ordner, inspiziert eine Bude und will den Inhaber wegen der darin herrschenden Unordnung rüffeln. „In der Hausordnung steht nichts von schlampiger Bude," sagte Jan und blickte finster auf seine unterbrochene Arbeit. „Willst du frech werden?" schrie Loder und machte gefährliche Augen. „Aber das steht drin," fuhr Jan mit grimmiger Besonnenheit fort, „daß eines Schülers Bude so gut wie seine Burg ist!" (Hornung.)

Er hustet. „Billy behandelte seine Jungen als Männer. Manche Schulmeister spionieren gern und machen sich so die Jungen zu Feinden statt zu Freunden. Billy hustete immer taktvoll, wenn er seine Runde machte. Hatte er wirklich Grund zum Verdacht, so ließ er sich den Schüler kommen und sprach ruhig mit ihm, oder auch, wenn der Übertreter ein guter Junge war, lud er ihn zum Frühstück oder Dinner ein und häufte Speisen auf seinen Teller und glühende Kohlen auf sein Haupt." (Vachell, Brüder.)

„Der Geistliche klopfte an einer Bude, ehe er eintrat und benahm sich als Besucher nicht als Büttel und machte nie offiziell Gebrauch von dem, was er vertraulich erfuhr. Prout war eine lästige Störung, King kam als blutiger Rächer; sogar der kleine Hartopp vergaß, auch wenn er von Naturgeschichte plauderte, selten seine Stellung; aber S. Hochwürden Herr John war ein gerngesehener Gast: wie gemütlich er nur dasaß im einzigen Lehnstuhl, eine gebogene Pfeife zwischen den Zähnen, sein dreifaches Kinn ruhte auf seinem klerikalen Kragen und er blies aus, wie ein liebenswürdiger Walfisch." (Kipling, Stalky.)

Grundverschiedenheit von Privatanstalten und öffentlichen Erziehungsheimen. „Es war eine nette

Digitized by Google

Durchschnittsanstalt, geleitet von einem Gentleman mit einem Hilfslehrer; aber von der eigentlichen Arbeit taten sie recht wenig: sie kamen erst ins Klaßzimmer, wenn die Aufgaben schon gemacht und alles zum Examinieren bereit war. Die ganze Schulzucht außerhalb der Unterrichtsstunden lag in den Händen von zwei Aufsehern, von denen einer immer mit den Jungen war, auf dem Spielplatz, in der Schule, bei den Mahlzeiten, tatsächlich überall und immer, bis sie nachts im Bett lagen. Das Prinzip der Privatanstalten ist beständige Überwachung während der freien Zeit; und das ist ihr fundamentaler Unterschied von den öffentlichen Schulen. An sich mag das Prinzip richtig sein oder falsch; aber wenn es überhaupt richtig ist, dann ist diese Überwachung unbedingt Sache des Direktors, denn er ist verantwortlich. Der Zweck der Schule ist doch nicht, die Jungen mit Latein und Griechisch vollzustopfen, sondern sie zu wackeren jungen Engländern zu erziehen, zu guten, künftigen Bürgern; und die bei weitem wichtigste Seite dieser Arbeit muß außerhalb der Schulstunde getan werden, oder sie wird überhaupt nicht getan. Wer daher sie in den Händen von Untergebenen läßt, begibt sich gerade des höchsten und schwierigsten Teiles der Erziehungsarbeit. Wär ich Direktor einer Privatanstalt, dann würde ich sagen: Laßt die Jungen examiniert werden meinetwegen, von wem, wer Lust hat, aber wenn sie spielen und sich erholen, dann will ich mit ihnen leben." (Tom Brown.)

Der Grundtrieb. „Es ist merkwürdig, wie fast alle englischen Jungen die Gefahr lieben: Du kannst zehn kriegen bei einem Spiel, oder bei einer Baumkraxelei, oder bei einem Schwimmen, wo die Aussicht besteht, sich ein paar Glieder zu brechen oder zu ersaufen, bis du einen kriegst für ein zahmes Rasenspiel." (Tom Brown.)

Die hohe Schule für den Charakter. „Nein, sagte East fast entrüstet, da kannst du noch nicht mittun, du kennst die Regeln nicht, da vergeht ein Monat, bis du sie lernst. Und das kann ich dir sagen, den Ball gegen das Mal anspielen bei einem Wettspiel, das ist kein Spaß. Schon ganz was anderes als deine Privatschulspiele! Zwei haben sich das Schlüsselbein gebrochen in diesem Vierteljahr und ein Dutzend ist halblahm. Letztes Jahr hat sich einer das Bein gebrochen." (Tom Brown.)

„Heut ist kein Aufseher da, sagte East stolz zu Tom; sie wissen genau, daß ohnehin keiner das Wettspiel schneidet. Wenn's einer täte, den würden wir auch bald schneiden, das kann ich dir versichern."

„Der Ball ist gerade dahin gefallen, wo die zwei Parteien am dichtesten standen und sie stellen sich geschwind darum zum Getümmel; denn jetzt muß er durchgetrieben werden, sei es durch Gewalt oder durch

Digitized by Google

List, auf die eine oder die andere Seite. Schau nur, wie verschieden sich die Jungen benehmen: Da kommen zwei von den Bulldogs durch die Flankenspieler durchbrechend; herein kommen sie, mitten ins Getümmel, entschlossen, den Ball auf die Gegenseite hinauszubringen. Das wollen sie tun. Kinder! Kinder! ihr seid hitzig! ihr seid am Ball vorbeigekommen und jetzt müßt ihr durchs ganze Getümmel mittendurch und hinten herum und wieder auf eure eigene Seite zurück, ehe ihr fürs Spiel wieder was nutz seid. Da kommt der junge Brooke, der geht gerade so stramm ins Zeug, wie ihr, aber er behält seine Kaltblütigkeit, und krümmt sich und bückt sich, und hält sich immer genau hinter dem Ball, und treibt ihn wütend durch, sobald er den Augenblick erspäht. Den nehmt euch zum Muster, ihr jungen Stürmer! Da kommen Speedicut und Flaschman, der Raufbold, mit Geschrei und Mordsgetue. Werdet ihr zwei nicht zum jungen Brooke kommen, wenn alles vorbei ist und man am Kamin sitzt und sagen: „Gelt, alter Junge, das war ein feines Getümmel heut bei den drei Bäumen!“ Aber er kennt euch und wir auch: ihr wollt gar nicht im Ernst den Ball durchs Getümmel treiben und jeden Stoß riskieren für die Ehre eures Stifts, sondern ihr wollt bloß Eindruck schinden: Bursche eures Gelichters gehen nie näher 'ran im Getümmel als an den Rand, wo's bloß Püffe gibt, aber keine Fußtritte. Wir respektieren immer noch eher den Jungen, der sich beim Getümmel fernhält und nicht den Draufgänger mimt; aber was wir von euch zweien denken, das wollen wir lieber für uns behalten!

Dann die, die sich beugen und auf der Außenseite lauern, merkt wohl auf sie: das sind hervorragend nützliche Spieler, die packen den Ball im Augenblick, wo er von den Stürmern nach außen wegprallt, wupp dich, schon haben sie ihn im Mal; ins Getümmel gehen sie selten, aber sie müssen viel kälter und geistesgegenwärtiger sein als die Stürmer. Unendlich verschieden, wie die Charaktere der Jungen sind, ist auch ihre Art, wie sie beim Getümmel im Fußballspiel mittun oder nicht mittun.

... Dafür lohnt sich's, daß man lebt: die ganze Summe einer Schuljungenexistenz zusammengefaßt in einer halben Stunde atemlosen Ringens, die soviel wert ist, wie ein Jahr sonstigen Lebens.

... und wer anständige Schrammen zu zeigen hatte, zog die Hosen hinauf und zeigte, wie er für die gute Sache zugerichtet worden war.

... Werner klaubt Fast auf, der halb lahm und betäubt zum Mal zurückhumpelt, im Bewußtsein, daß er sich als Mann gezeigt hat.

Was für ein edles Spiel ist es dabei doch!“ „Nicht wahr? Aber es ist

Digitized by Google

mehr als ein Spiel, es ist eine Institution." „Ja, sagte Arthur, das Geburtsrecht aller englischen Jungen, wie die Habeascorpusakte und das Geschworenengericht das aller englischen Männer sind." „Die Disziplin und der Verlaß aufeinander, die es lehrt, sind so wertvoll, es muß so unegoistisch gespielt werden. Der einzelne verschwindet ganz in den elf Spielern; er spielt nicht, damit er für seine Person gewinnt, sondern damit seine Partei gewinnt." „Das ist wohl wahr, sagte Tom, und deswegen sind Fußball und Kricket, das erkennt man erst jetzt, doch viel bessere Spiele als alle die anderen, wo es bloß darauf ankommt, selber zu gewinnen, und nicht, daß die ganze Partei gewinnt." „Und dann der Captain der Elf! sagte der Professor, was für eine Stellung bedeutet das in unserer Schulwelt! Fast so schwer wie die des Direktors: was braucht der Geschicklichkeit, Feinheit, Festigkeit und was sonst noch für seltene Eigenschaften!" (Tom Brown.)

„Hört einmal, sagte Mark, ihr müßt eure Taktik ändern! Die Gegner haben keine Chance, wenn ihr richtig spielt, sie sind erfolgtrunken. Wenn wir's schlau und langsam machen, spielen sie sich tot. Dann können wir auf ihnen herumtrampeln. Niemals einen siegreichen Feind angreifen! Defensive! Alles zusammenziehen! Kaltblütigkeit zehn Minuten lang und Ruhe! Eng zusammen! Alle Elf vor unser Mal!" .. „Was wird nun passieren?" sagte er. „Was passieren wird? Drauflosspielen werden sie wie verrückt. Sie haben alles zu gewinnen und wenig zu verlieren. Wir müssen wieder zu unserer Defensive zurück. Laßt sie sich auspumpen und dann schmeißt sie!" Diese Taktik wird ja dem modernen Spieler recht elementar vorkommen, aber vor 25 Jahren war auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans Fußball noch ein rechtes Drauflosspielen, eine Reihenfolge wilder, unüberlegter Anstürme, mit vielen brillanten Einzelleistungen, aber als Ganzes ohne Feldzugsplan und Organisation." (Vachell, Brüder.)

„Ach, das Haupthaus ist eben im Begriff, eine weitere empfindliche Lehre zu empfangen, ein wie törichter Dünkel es ist, sich blind auf bestimmte Individuen zu verlassen." Folgt eine Schilderung, wie ein großer Wettkampf verloren geht, weil die Haupthausspieler ihrem besten Schläger zu viel zutrauen. (Vachell, Der Hügel.)

Jede der mir bekannten Schulerzählungen enthält mindestens eine Schilderung eines Kricket- oder Fußballwettkampfes mit all seinen Wechselfällen und Spannungen, so lebendig wie ein Kinofilm, so genau wie ein Spielprotokoll, daß verschiedene Freunde, denen ich die Werke empfahl, mir sagten, sie hätten alles gelesen und es hätte ihnen auch recht zugesagt, bloß die unendlichen Sportskapitel hätten sie natürlich über-

Digitized by Google

blättert[1]). Das Urteil ist begreiflich, aber solange wir nicht eine solche Fußballmatchbeschreibung so verstehen, daß sie uns interessiert, dürfen wir uns auch nicht einbilden, den Engländer zu verstehen und allen Möglichkeiten englischer Politik gewachsen zu sein. Denn es handelt sich bei all dem nicht um Sport, wie unsere gönnerhafte Unkenntnis wähnt, sondern um Charakter- und Willensdisziplin; um methodische Heranziehung eines Geschlechtes, das sich durch keine Überraschung verblüffen, durch keinen Mißerfolg entmutigen, durch keine Erfolge hinreißen läßt; um verbissenes Draufgängertum, gepaart mit eiskalter Berechnung und grundsätzlichem Mißtrauen. Diese Art zu spielen, ist dem Engländer völlig in Fleisch und Blut übergegangen. So treibt er Sport, so macht er Geschäfte, so führt er diplomatische Verhandlungen, so führt er Krieg: mit derselben Zähigkeit, derselben Dickfelligkeit, derselben Verschlagenheit. Champions helfen nichts, Zusammenspiel ist alles.

Gefühl und Benehmen bei Sieg und Niederlage. Situation: Großer Wettkampf zwischen Eton und Harrow: „Aller Augen sahen auf Scaifes finsteres wütendes Gesicht, wie er zum Zelt zurückging, und S. Hochwürden Herr Septimus machte auch ein finsteres Gesicht, weil er immer behauptet hatte, jeder Harrower könne eine Niederlage hinnehmen als Gentleman. Auf der anderen Seite des Kampffeldes sagte der Raupenkopf zu seinem Vater: Ich hab's von jeher gesagt, er ist Talmi!" (Scaife ist der Sohn des reichen Emporkömmlings, der inesteemable spricht statt inestimable.)

„Ein unbeschreiblicher Lärm ging los. Grauhaarige Männer warfen ihre Hüte in die Luft, Mitglieder des Oberhauses tanzten, holde Frauen schrien, jeder Harrower brüllte: Cäsar hielt den Ball fest in seinen mageren braunen Händen. Da geht der unterlegene Captain der Etoner langsam zum Zelt. Er muß an Cäsar vorbei und bleibt stehen. „Das

[1]) Bezeichnend ist die Bemerkung, mit der ein Schulbücherverlag seine gekürzte Ausgabe von Hughes, Tom Brown's Schooldays, empfiehlt: „Die in der Originalausgabe weit ausgesponnenen Schilderungen des Landlebens, des Fußball- und Cricketspieles, des Boxkampfes u. dgl. sind hier teils ganz unterdrückt, teils nur berührt. Dadurch ist Raum geblieben, die Charakterentwicklung unseres jugendlichen Helden vorzuführen." Als ob nicht das Wesentliche dieser Charakterentwicklung gerade das unterdrückte wäre: Landleben, Fußball, Kricket und Boxkampf „u. dgl.", und als ob nicht gerade diese Szenen für den englischen Verfasser wie für seine jugendlichen Leser die wichtigsten der ganzen Erzählung wären! Die Ausgabe bei Tauchnitz (Students' Edition, 2 Bd.) ist vollständig und ausgezeichnet kommentiert, was bei Hughes auch für Leser notwendig ist, die des Englischen einigermaßen mächtig sind. Wünschenswert wäre eine gute deutsche Ausgabe. Aber die Deutschen übersetzen wohl irische Modeautoren wie Wilde, Wells, Shaw, aber um die echten Engländer gehen sie in einem großen Bogen herum.

Digitized by Google

war meisterhaft gespielt," sagt er und lächelt ritterlich wie ein Gentleman. Und wie Harrow den zurückgehenden Captain nicht minder herzlich begrüßt als Eton, flüstert der Raupenkopf Frau Verney zu: „Haben Sie gesehen, wie er stehen blieb, um Cäsar zu gratulieren?" „Ja," sagt Frau Verney. „Ich hoffe, Scaife hat es auch gesehen," erwidert der Raupenkopf kühl; „der Eton-Captain ist aus anständigem Tuch; da gibt's keine Halbwolle, bei denen!" Und Cäsar? Was fühlt er? Es ist zwecklos, ihn zu fragen, denn auch wenn er wollte, könnt' er euch nicht sagen. Aber wir können es sagen. Wenn auch das Land, dem er in Zukunft dienen will, alle Ehre auf seinen Scheitel häuft, niemals, gar niemals wird Cäsar Desmond wieder einen Augenblick so köstlicher, unvergällter Freude kennen." (Vachell, Der Hügel.)

Die drei Hauptfächer. „Jungen streiten, so lang die Welt steht, und wenn sie streiten, raufen sie auch manchmal. Raufen mit der Faust ist für englische Jungen die natürliche und englische Art, ihre Streitigkeiten zu schlichten. Was kann oder könnte irgend ein Volk unter der Sonne Besseres an seine Stelle setzen? Was möchtet ihr stattdessen einführen? So lernt denn boxen, wie ihr Kricket und Fußball lernt! Keiner von euch ist deswegen weniger wert, aber jeder bedeutet mehr wert, wenn er ordentlich boxen lernt. Solltet ihr's wirklich nicht im Ernst brauchen, dann gibt's doch keine körperliche Übung in der Welt so gut für den Charakter und für Rücken- und Beinmuskeln." (Tom Brown.)

Das einzige Mittel, den Engländer versöhnlich zu stimmen. Situation: Ein kleiner Junge wird von ein paar großen Lümmeln fortwährend schlimm mißhandelt. Stalky und sein Freunde, von einem Lehrer vorsichtig darauf aufmerksam gemacht, beschließen, ihnen das auszutreiben. Sie hören gerade, wie der Kleine wieder jämmerlich geschlagen wird und Stalky wird ungestüm aufgefordert, sofort dreinzufahren, worauf er die echt englische Antwort gibt: „Nein, nein, das wäre oratio directa. Ich liebe die oratio obliqua." Inzwischen hören sie den Kleinen im anderen Zimmer immer wieder brüllen. Die Szene ist sehr ausführlich beschrieben, mit aller Liebe, die Kipling für derlei aufbringt. Um die zwei Lümmel anzulocken, fesseln Stalky und sein Freund einen Kameraden, indem sie ihm zwischen Ellenbogen und Knie einen Besen durchziehen und mit Stricken rings schnüren, was in der dortigen Schulsprache Hahnenkampf heißt; dann hauen sie ihn zum Schein, er muß möglichst laut brüllen, sie fluchen möglichst geräuschvoll. Das Mittel wirkt prompt: Sefton und Campbell treten ins Zimmer, fragen was los sei, renommieren, das verstünden die andern nicht, so sei es falsch, sie machten es richtig: „Wie denn

Digitized by Google

fragt Stalky unschuldig. Sie sollten nur mitkommen, sie wollten's ihnen schon zeigen. Wirklich lassen sich die zwei Peiniger zum „Hahnenkampf" herrichten: „Stalky verriegelte die Tür und sagte mit veränderter Stimme: „So, jetzt wären wir so weit!" „Was zum Teufel . . .?" begann Sefton. Beetles Krokodilstränen hörten auf zu fließen. M'Turk lächelte und stand auf. Sie banden die Knie und Knöchel ihrer Feinde noch straffer zusammen. Stalky lächelte, so hold er konnte: ein Mann, der zum Hahnenkampf gefesselt ist, ist nämlich das hilfloseste Ding von der Welt. Und nun geht's los. „Warum habt ihr den Clewer so gemartert?" „Weil es uns so gepaßt hat." „Schön, jetzt werden wir euch martern, weil es uns so paßt. Wir werden gegen euch genau so honorig sein, wie ihr gegen Clewer. Er hat nichts machen können gegen euch, ihr könnt nichts machen gegen uns. Nett, nicht wahr? Wetten wir einen Schilling, ihr weint und versprecht uns, was wir verlangen?" „Halb umbringen tun wir euch, das versprechen wir!" „Zuerst bringen wir euch halb um! Habt ihr Clewer Kopfnüsse gegeben?" Kein Junge hält eine Frage aus, die zwanzigmal hintereinander an ihn gerichtet wird. „Ja, der Teufel hol euch!" „Dann kriegt ihr auch Kopfnüsse!" Und Kopfnüsse kriegten sie, und das ist kein Spaß. „Habt ihr dem Clewer Bürstenstriche gegeben?" Diesmal kam die Antwort schon geschwinder, und sie bekamen Bürstenstriche, fünf Minuten lang, exakt nach Stalkys Uhr; wobei bloß nebenbei bemerkt sei, daß man zu Bürstenstrichen keine wirkliche Bürste braucht. „Habt ihr dem Clewer den Schlüssel gegeben?" „Nein, gewiß nicht, wir schwören!" „Dann geben wir ihn euch, damit ihr seht, wie das gewesen wäre." Die Tortur des Schlüssels, wozu man einen wirklichen Schlüssel braucht, ist außerordentlich schmerzhaft. Sie hielten sie mehrere Minuten lang aus, aber ihre Äußerungen waren derart, daß man ihnen einen Knebel geben mußte. „Habt ihr dem Clewer Pfropfenzieher gegeben?" Sie bekamen den Pfropfenzieher — wozu man keinen wirklichen Pfropfenzieher braucht. Das tut noch mehr, als der Schlüssel. Die Methode und Schweigsamkeit der Angriffe schonte ihre Nerven. Zwischen jeder neuen Tortur kam der erbarmungslose Hagel von Fragen. Dann werden sie in den Schlaf gerollt, wozu drei Jungen und zwei Vorhandschuhe nötig sind. Die Tortur geht weiter, erfinderisch und ohne jedes Mitleid. Immer wieder die Frage: „Warum habt denn ihr den Clewer so gemartert?" Allmählich kommen die Tränen, die Bitten um Gnade, die Versprechungen, Ruhe zu geben, darauf dieselben Fragen aufs neue beginnen, mit neuen energischen Überredungsmitteln. Sie geben alles zu, versprechen alles, schwören alles. Worauf Stalky dem schlimmern der beiden noch auf der einen Seite den ersten Anflug von Backenbart und auf der anderen den

Digitized by Google

Schnurrbart mit einem Zündholz absengt. So geht es fort bei Kipling, volle elf Seiten lang, bis die zwei Missetäter tatsächlich fertig sind. Dann verspricht ihnen Stalky: „So, wenn ihr jetzt ganz, aber schon ganz manierlich seid gegen jedermann, dann halten wir reinen Mund. Wenn nicht, erzählen wir der ganzen Schule, warum sich Campbell jetzt rasieren muß und alles andere, und ihr seid unmöglich für immer!"

Alles in dieser Situation ist englisch: Der Lehrer schreitet gegen den Mißstand nicht selbst ein, sondern läßt die Peiniger durch Kameraden, von denen er im voraus weiß, sie machen ihre Sache gründlich, von ihrem Hang kurieren. Diese aber gehen erst ans Werk, als sie ihre Feinde völlig in ihrer Gewalt haben, dann aber machen sie ganze Arbeit. Kein Mensch ahnt etwas, außer den Beteiligten; die anderen merken nur, daß Campbell und Sefton den Crewer nicht mehr quälen und daß sich Campbell seit neuerm rasiert. Das Kapitel in Kiplings Stalky ist ja für zartbesaitete Leser nicht übermäßig erquicklich, aber zartbesaitete Leser können es überschlagen: es stehen genug andere Sachen im Stalky. Aber wer den Engländer als Gegner hat, lernt daraus jene unbezahlbaren und unentbehrlichen Gemeinplätze, die der Deutsche für Paradoxe hält: Das einzige Argument, das wirkt, ist ganz brutale Rücksichtslosigkeit; wer sie nicht aufbringt, wer schwankt, nachgibt, ist verloren. Wenn der Gegner anfängt mürb zu werden, ist Neigung zur Verständigung die größte Dummheit: gerade dann muß man ihn erst vollends windelweich dreschen, so daß er sich gar nicht mehr rühren kann. Wer den Engländer deutsch behandelt, zieht den Kürzeren. Wer ihn englisch behandelt und anderthalbmal englisch, dem sagt er Thank you, Sir, und schüttelt die Hand.

Sie prügeln nicht nur, sie werden geprügelt. Situation: Es ist um Geld Bridge gespielt worden, ziemlich hoch, daher Schulden, Lügen, ehrenrührige Schwindeleien, sogar von den Cricket-Elfern ist der Beste beteiligt. Der Direktor läßt ihm die Wahl zwischen Dimission und Prügeln. "I prefer to be flogged": lieber hauen! (Vachell, Der Hügel.) Wobei man allerdings nicht vergessen darf: „in Harrow dimittiert worden sein, bedeutet, daß man eine sichere Offiziersstelle in einem vornehmen Kavallerieregiment unwiderruflich verloren hat." (Ebenda.)

„Einer hatte einen Zettel mit, den er Jan zeigte; darauf stand: „Hornton hält πεποιηκασι für Dativ Plural, ich denke, das verdient die Rute." Gezeichnet mit dem Namen des Lehrers. Kaum hatte Jan fertiggelesen, da kam schon ihr Richter und Scharfrichter in Barett und Talar herein. Der Junge trat vor und überreichte den Strafzettel. Mr. Thrale las ihn und sagte mit Wärme: „Soll er auch kriegen!"

Digitized by Google

Dann öffnete er sein Pult und nahm den Stock heraus, der Junge kniete mit alberner Flinkigkeit hin; Mr. Thrale nahm seinen Talar mit der linken Hand auf, um die rechte freizukriegen und versetzte ihm acht Streiche, so scharf, daß der Staub aus den Hosen flog und ihr Besitzer steif aus dem Zimmer hinauswatschelte." (Hornung, Zukünftige Männer.)

Ein Junge hat ohne Erlaubnis bei einem Wettkampf mitgespielt und dabei sich sehr gut gehalten. „Zuerst gab ihm der Direktor eine tüchtige Tracht Prügel, weil er mitgespielt hatte, dann entließ er ihn mit einer Anerkennung, weil er so gut gelaufen war." (Ebenda.)

„Ihr habt Mr. Prout geärgert," sagt der Direktor nachdenklich. „Lehrer dürfen von Schülern nicht unnötig geärgert werden. Ich lasse mich von Schülern auch nicht unnötig ärgern. Ich lasse mich überhaupt nicht durch so etwas ärgern. Ihr aber ärgert mich. Das ist ein ernsthaftes Vergehen. Seht ihr das ein?" „Ja." „Schön, jetzt ärgere ich euch, aus persönlichen und privaten Gründen, weil ihr meine Zeit mißbraucht. Für Prügel seid ihr viel zu groß. So muß ich euch mein Mißfallen auf andere Weise ausdrücken. Sagen wir 1000 Zeilen Strafarbeit, eine Woche lang Stubenarrest und so. Viel zu groß für Prügel, nicht wahr?" „O nein," sagte Stalky vergnügt; denn eine Woche Stubenarrest im Sommer ist eine ernsthafte Sache. „So—o? Sehr gut! Dann wollen wir tun, was wir können. Es wäre mir lieber, wenn ihr mich nicht ärgertet." Er hatte einen schönen, kraftvollen, gleichmäßigen Zug beim Hauen, aber am schlimmsten waren seine Pausen zwischen den einzelnen Hieben ... „Auf mein Wort, sagte M'Turk, und rückte mit den Schulterblättern den ganzen Gang lang, „das heiße ich eine solide Arbeit! Der Alte hat ein höllisch sicheres Auge!" (Kipling, Stalky.)

Daß es ein Blödsinn ist, wegen einer falschen griechischen Form zu prügeln, wie in England, darüber sind wir uns klar. Aber daß es eine Torheit war, die körperliche Züchtigung radikal abzuschaffen, wie in Deutschland, darüber sind wir uns auch klar.

Eine Verhörszene. „Sie wissen, daß wir Lehrer unbedingtes Vertrauen zur Oberklasse haben, ein Vertrauen, das nur selten getäuscht wird. Zum Beispiel, es würde mir nicht einfallen, Ihr Zimmer zu betreten, ohne anzuklopfen. Darum frage ich Sie zum letzten Male: Wollen Sie mir das geben, was ich Ihnen gegeben habe — Vertrauen?" Die beiden blieben steif: „Warum sollten wir Sie anlügen?" „Ach ja, warum?" seufzte Warde. Dann wurde seine Stimme hart und scharf und anstatt der überzeugenden, sorgfältigen Sätze kamen kurze, schneidende Befehle. „Diese Sache ist für mich erledigt. Das weitere

Digitized by Google

geht den Direktor an. Ich muß Sie um Ihre Schlüssel bitten." „Und wenn ich mich weigere?" „Dann müssen wir Ihre Kästen aufbrechen. Danke." Er nahm die Schlüssel. (Vachell, Der Hügel.)

Das Märchen, daß in englischen Schulen nicht gelogen wird. „Sonst niemand?" „Sonst niemand." „Ihr Ehrenwort?" „Auf meine Ehre!" Alle Kameraden erklärten, Lovell habe gelogen wie ein Gentleman. Lovell had lied like a gentleman. (Vachell, Hügel.)

„Trotzdem, sagte John zögernd, trotzdem würde ich lügen, wenn ich glaubte, durch eine Lüge das Leben eines Freundes retten zu können." (Ebenda.)

„Ja, sagte John, jeder anständige Junge oder Mann würde in diesem Falle lügen." (Ebenda.)

Was tut ein Junge nicht? „Über jeden Punkt der Schülerehre war der Raupenkopf oberste Autorität: er log seinesgleichen (his peers!) nicht an, er hatte einen Ekel vor Obszönitäten, er verabscheute das Fluchen." (Ebenda.)

Das anekdotische Material ist so groß, daß ich für heute abbrechen und die Fortsetzung auf ein andermal verschieben muß, um noch Raum für das folgende zu haben.

II.

In seinem Aufsatz über „Deutschland und England in den großen Krisen seit der Reformation", in welchem Erich Marcks auch auf Grundverschiedenheiten im Charakter der beiden Völker zu sprechen kommt, findet sich eine Stelle, die zu denken gibt, besonders wenn man die Zurückhaltung erwägt, mit welcher dieser Kenner englischen Wesens zu urteilen gewohnt ist: „Die natürlichen Folgen unserer militärisch-defensiven Weltstellung und Konzentration, unserer staatlichen Straffheit und Strammheit haften uns allen an, die heilsamen ganz gewiß, die minder erfreulichen aber ebenfalls ... Wir werden, zumal im Gedanken an manche Übertreibung unseres Bürokratismus, wohl urteilen müssen, daß wir nicht nur an eigentlich politischem Sinne, wie ihn der Volkscharakter und die Schulung der Jahrhunderte drüben herausgebildet hat, sondern auch an Entwicklung der freien, selbständigen Einzelpersönlichkeit, die gewohnt und fähig ist, sich überall handelnd zu betätigen, noch lange nicht auf der Höhe unserer älteren angelsächsischen Vettern stehen, des Herrenvolkes, das seine Kolonien und Indien regiert. Es ist doch wohl so, daß die englische Persönlichkeit, soweit man dergleichen im Durchschnitt bestimmen kann, derber, massiver, selbstbewußter, nicht

Digitized by Google

bloß im guten Sinne, daß sie aber auch fester und runder, daß sie für die weite Welt allseitiger erzogen ist."

Erzogen. Das ist der Schlüssel. Oder, wie Herbert Spencer es ausgedrückt hat: „Der unabhängige englische Junge ist der Vater des unabhängigen englischen Mannes; und ihr könnt diesen nicht haben, ohne jenen zu wollen." Spencers „Erziehung" ist ein wunderliches Buch. So vielfach es im einzelnen abstößt, so stark zieht es als Ganzes immer an. Das macht, daß es nicht von einem einzelnen Mann, sondern vom Geiste der Nation selbst geschrieben scheint. Auch wo man dem Verfasser widerspricht, hört man ihm gerne zu, weil es immer erquicklicher ist, wenn ein ganzer Kerl etwas sagt, das uns gegen den Strich geht, als wenn einer, den wir nicht für voll nehmen, in unser Horn tutet. Man labt sich an Sätzen, die in einem deutschen Buch über Erziehung schlechthin unmöglich wären, wie „Erfolg in der Welt hängt mehr von der Energie ab, als vom Wissen" oder „Das erste Erfordernis fürs Leben ist, daß man animalisch auf der Höhe sei" (englisch noch stärker: „to be a good animal), oder „Die Zeit weise verlieren, ist ein Geheimnis der Erziehungskunst", oder „Bedenkt, das Ziel unserer Zucht sollte sein, ein Wesen heranzuziehen, das sich selber regiert; nicht eines, das von anderen regiert wird". An der Stelle, wo er vom unabhängigen englischen Jungen spricht, fährt Spencer fort: „Deutsche Erzieher sagen, sie würden leichter mit einem Dutzend deutscher Jungen fertig als mit einem einzigen jungen Engländer. Sollen wir deshalb wünschen, unsere Jungen wären so leicht zu behandeln, wie die jungen Deutschen, und bekämen damit die politische Unterwürfigkeit und Knechtschaffenheit (serfdom) der erwachsenen Deutschen?" Es hat wenig Sinn, lang zu fragen, ob der Volkscharakter ein Produkt der Erziehung sei, oder umgekehrt; das Verhältnis von Ursache und Symptom ist in allen Dingen kompliziert. Eher hat es einen Sinn, die Frage so zu stellen: Soll das, was im Volkscharakter von Natur aus schwach, bedenklich, sogar gefährlich ist, durch die Erziehung noch mehr herausgebildet, soll ihm nicht vielmehr nach Kräften entgegengearbeitet werden? Zum Beispiel: Ist es nicht falsch, wenn ein Volk, dessen Haupteigenschaft anerkanntermaßen die Eitelkeit ist, den Ehrgeiz so zur Haupttriebfeder der Erziehung macht, wie die Franzosen? Ist es nicht ebenso falsch, wenn ein Volk, dessen Haupttugenden ohnehin Geduld und Gehorsam sind, seinen Unterricht und seine Erziehung wieder vor allem auf Drill, Geduld, Unselbständigkeit gründet, wie die Deutschen? Völker und einzelne haben von Natur aus die Fehler ihrer Tugenden und die Tugenden ihrer Fehler; die Erziehung muß die Tugenden da beschneiden, wo sie zu Fehlern werden. Genau so unsinnig ist es, den

Digitized by Google

Deutschen vorzupredigen, sie sollten ihre Feinde nicht hassen. Du lieber Himmel! Das tun sie ja leider so wie so nicht! Sie möchten ihnen lieber heut als morgen um den Hals fallen und sich bei ihnen anbiedern und Pardon sagen. Den Franzosen Mäßigung predigen, das hätte einen Sinn. Uns müßte man sagen: Haßt eure Feinde doch endlich einmal, gegenüber einem französischen oder englischen Haß wird es immer noch sein wie schwachgesalzene Milchsuppe verglichen mit Cayennepfeffer oder englischem Senf! Blutarmen zur Ader lassen, Stubenhockern die Bewegung verbieten, dazu sind wir an sich schon geneigt. Wenn die Engländer manches von unserem Unterricht lernen können, so müssen wir lernen von englischer Erziehung. Im Unterricht müssen wir bremsen, in der Erziehung spornen. Wir haben zu viel intellektuelle Heizung und zu wenig körperliche Ventile.

In den Gesprächen mit Eckermann findet sich eine merkwürdige Stelle, welche beweist, daß Goethe auch dieses Problem, wie so viele andere, um hundert Jahre früher durchschaut und gelöst hat. Wenn irgendwo, so bedeutet gerade in Erziehungsfragen eine richtige Diagnose zugleich die Lösung, vorausgesetzt, daß Therapie, Prophylaxe und Diät nicht der Diagnose schnurstracks zuwiderlaufen, wie es leider bei uns der Fall ist. Eckermann sprach von den „Gebrechen der großen Städte", die lauter „so schmächtige, kleine Leute" hervorbrächten, „daß man nicht wohl begriff, was man im Kriege mit ihnen wolle ausrichten," und von den Bergschotten des Herzogs von Wellington.

„Es ist ein anderes Ding", erwiderte Goethe, „liegt es in der Abstammung, liegt es in dem Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug die Engländer überhaupt scheinen vor vielen andern etwas vorauszuhaben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie auch hier ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt ihnen. Das ist es denn auch, was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten. Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Tränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden. Es sind

Digitized by Google

gefährliche junge Leute; aber freilich, daß sie gefährlich sind, das ist eben ihre Tugend."

„Ich möchte jedoch nicht behaupten", versetzte Eckermann, „daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch."

„In solchen Dingen, mein Bester", erwiderte Goethe, „liegts nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichtum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

„Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freiern Entwicklung genießen als bei uns Deutschen.

„Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten[1]). Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig

[1]) „Gegen das Kreiseltreiben auf öffentlichen Straßen und Plätzen wendet sich die Polizeidirektion mit folgender Mitteilung: Die ersten warmen Tage brachten uns auch wieder das bei der Jugend so beliebte, für den Personen- und Fuhrwerksverkehr aber sehr gefährliche Kreiselspiel, das heuer sogar schon ein erstes Opfer gefordert hat, da ein Kind von der Straßenbahn überfahren und getötet wurde. Es ist daher Pflicht der Polizeidirektion, im Interesse der Sicherheit auf den öffentlichen Wegen, Straßen und Plätzen mit rücksichtsloser Strenge gegen dieses Spiel einzuschreiten. Die Polizeidirektion wendet sich hierbei in erster Linie an die Eltern und sonstigen verantwortlichen Personen und weist diese neuerdings darauf hin, daß die öffentlichen Straßen, Wege und Plätze keine Tummelplätze für die Jugend sind, sondern für den ungehinderten Verkehr zur Verfügung stehen müssen. Bei Nichtachtung der gesetzlichen Bestimmungen können die Eltern und sonstigen verantwortlichen Personen neben den Kindern strafrechtlich mitverfolgt werden." (Aus einer Münchener Zeitung vom 17. März 1917.)

Digitized by Google

zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrigbleibt als der Philister.

„Sie wissen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessieren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein!"

„Es täte Not", sagte Eckermann, „daß ein zweiter Erlöser käme, um den Ernst, das Unbehagen und den ungeheuren Druck der jetzigen Zustände uns abzunehmen."

„Käme er", antwortete Goethe, „man würde ihn zum zweiten Male kreuzigen. Doch wir brauchten keineswegs ein so Großes. Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zuteil werden, ohne daß wir auf das Erscheinen der persönlichen Hoheit eines zweiten Christus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben durch die Herrscher und ihre Nächsten.

„So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen ,allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufes gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist.

„Und dann, bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Be-

Digitized by Google

handlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist!

„Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen.

„Wir wollen indes", fügte Goethe lächelnd hinzu, „hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein."

Erich Marcks' Männer und Zeiten.

Noch im selben Jahre 1911, in dem diese Sammlung geschichtlicher, biographischer und politischer Aufsätze und Reden erschien, war die zweite, das Jahr darauf die dritte Auflage notwendig, und das elfte Tausend geht als vierte hinaus (2 Bd., Quelle u. Meyer, geb. 14 Mark). Solche Erfolge sind wissenschaftlichen Werken in Deutschland selten beschieden, und es müssen eine Reihe ungewöhnlicher Umstände zusammentreffen, um sie zu erzielen. Der erste ist der Reiz des Stoffes gerade für den Leser, der den üblichen Geschichtsunterricht der höheren Schulen genossen hat und durch ihn zugleich angeregt und unbefriedigt geblieben ist. Die Mängel dieses methodisch im Durchschnitt gewiß tüchtigen, mit Sachkenntnis und Hingabe erteilten Unterrichts sind, wie diejenigen unserer Politik, durch das Programm bedingt; er ist für die neuere Zeit, um die es sich hier handelt, auf einen zu engen Gesichtskreis eingestellt, zu einseitig brandenburgisch-preußisch-österreichisch. Wir haben alle auf der Schule das Gefühl gehabt, von eigentlicher Weltgeschichte doch zu wenig zu erfahren. Am stärksten gilt dies für die Zeit der Renaissance, und fürs siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert, das uns tot und uninteressant blieb; wir empfanden nur mit dumpfem Druck, daß diese zwei Jahrhunderte für Deutschland politisch unfruchtbar, zerstörend, unheilvoll waren, ohne die Ursache dieses Unbehagens deutlich zu erkennen: den Aufstieg der Westmächte zu Weltmächten und ozeanischen Mächten und ihre Niederwerfung durch die trotz aller einzelnen Fehlschläge im ganzen furchtbar folgerichtige, rücksichtslose und erfolggekrönte Politik Englands. Was wir lernten, war politische Geschichte. Was wir nicht lernten, Politik aus der Geschichte. Unsere Lehrbücher waren und sind großenteils heute noch politisch naiv und direktionslos, wie unsere deutsche Politik selbst naiv und schwankend war mit der einen Ausnahme Bismarck. So erhebend es ist, den Aufstieg der Hohenzollern bis zum 18. Januar 1871 zu verfolgen, wir können uns nicht verhehlen, daß auf die Gründungszeit des neuen Reichs wohl, solange Bismarck am Ruder war, ein fester, zielbewußter Kurs folgt, jedoch nach seiner Entlassung immer mehr wieder jene Lage des 17. und 18. Jahrhunderts eintritt, die unser Reich aus der großen politischen Entwicklung allmählich ausschaltet und als Weltmacht an die Seite drückt, und daß aber-

Digitized by Google

mals hinter den uns umgebenden, auf uns eifersüchtigen Weltmächten jene eine steht, die größte und furchtbarste von allen, die sich die anderen gefügig macht, bis der Weltkrieg ausbricht, mit dem man uns abermals auf den Stand unserer tiefsten staatlichen Ohnmacht zurückschleudern möchte. Eben diese Entwicklung nun stellen die beiden Bände Erich Marcks mit einer Geschlossenheit und Folgerichtigkeit dar, die diese Sammlung von Einzelaufsätzen weit über ähnliche Veröffentlichungen hinaushebt und ihr geradezu den Charakter eines planmäßig konzipierten und aufgebauten Werkes verleiht, mit durchgehendem großen Zug von Anfang bis zum Ende, so daß die Gruppen, in denen der Verfasser die Einzelbeiträge zusammenstellt, wie von selbst die Hauptkapitel dieser geschichtlichen Entwicklung werden, und diese einzelnen Aufsätze ihre natürlichen Gliederungen. Marcks zeigt, wie Weltmächte entstehen und vergehen, „eine zu bereichern unter allen", und stellt ihre Vertreter lebendig vor uns hin: Philipp von Spanien und Elisabeth von England, Ludwig XIV. und Pitt. Die den Hohenzollern gewidmete Gruppe zeigt, wo in dieser Zeit auch bei uns große Politik getrieben und politisch etwas erreicht worden ist, ein Staat, der natürlich wächst und erstarkt, weil seine Herrscher fast alle mit politischem Instinkt begabt, Gelegenheiten nicht nur auszunützen, sondern zu schaffen verstehen, bis als das glänzende Ergebnis dieser langen Entwicklung das neue Reich dasteht. Acht Aufsätze sind Bismarck gewidmet, und in diesem Zeichen verstehen wir uns erst recht. Jetzt aber holt Marcks erst ganz weit aus und baut in meisterhaften Aufsätzen die Geschichte der Weltpolitik der letzten Jahrhunderte auf: Deutschland und England in den europäischen Krisen seit der Reformation; Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart; Die imperialistische Idee in der Gegenwart; Das deutsch-österreichische Bündnis. Wir glauben deutlich zu spüren, daß das Herz nicht bloß uns beim Lesen, sondern auch dem Verfasser beim Schreiben klopft, besonders immer am Schlusse, wo er von jener deutsch-englischen Zukunft spricht, die seit drei Jahren Gegenwart geworden ist. Damit stehen wir schon mitten in der letzten Abteilung, den Aufsätzen über den Weltkrieg, welche die bisherigen Themen wieder aufnehmen und gewissermaßen in einem einstweiligen Finale von größter geschichtlicher Kontrapunktik durchführen: 1814, 1864, 1914; Die englische Weltmacht; Neue Horizonte; Imperialismus und Weltkrieg; Bismarcks Erbe; Deutsche Politik und deutsche Zukunft. Wir fühlen: dies alles mußte so kommen, dies alles muß sein, wird sein müssen. Marcks entwickelt die Gegenwart von heut und morgen aus der Vergangenheit mit einer Ruhe des Vortrags, welche die Spannung nur vermehrt, mit einer Beherrschung alles Stofflichen, welche die Leser gleichsam mitten in die Luft und Landschaft der Zeiten hineinstellt, mit einer Klarheit, welche ihnen das bei wissenschaftlichen Werken unserer Sprache so selten und so wohltuende Gefühl verleiht, mitzukommen und folgen zu können. Jene eigene Sicherheit aber, die er auf seinen Leser überträgt, ist nicht nur die des darstellenden Gelehrten, sondern des erkennenden und urteilenden Politikers. Er inspiriert den Leser mit politischer Erkenntnis. Aber dieser Leser hat auch ihn inspiriert durch politischen Erkenntnisdrang: ein Grundgefühl von gemeinsamer politischer Not, von einem harten geschichtlichen Muß in der schlimmen Zeit des alten, der hoffnungsvolleren des neuen Reichs, einem harten Muß hinter uns und einem gebieterischen Muß vor uns. Und eine in ihm wie in uns lebendige und gemeinsame Überzeugung: daß nämlich in viel höherem Grad, als die Zeiten die Männer machen, die Männer die Zeiten machen. J. H.

Digitized by Google

Vom Geist der englischen Kriegführung.

Von Johann Gustav Droysen.

Die deutsche Gutmütigkeit war in den letzten drei Jahren nicht wenig erstaunt über das meiste, was sie an den Engländern erlebt hat. Wir fürchten fast, in 25 Jahren wird sie's in der gleichen Lage nicht weniger sein. Es liegt dem Deutschen einmal nicht, sich aus der Geschichte zu belehren: sonst wäre er „politischer" geworden und würde über viele Dinge weniger leicht in Erstaunen geraten. — Wir bringen im folgenden einige, beinahe beliebig herausgegriffene, Stellen aus den „Vorlesungen über die Freiheitskriege" von Johann Gustav Droysen (erschienen in Kiel 1846) — mit einem doppelten Zweck. Einmal um wieder zu zeigen, daß es nicht unbedingt notwendig gewesen wäre, durch die Methoden der englischen Kriegführung, als wie durch etwas vollkommen Unerhörtes, verblüfft zu werden; und dann, um die deutschen Leser an eines ihrer besten historischen Werke zu erinnern, das sie, wie so manche andre, ganz und gar vergessen haben. Denn der Mangel an geschichtlichem Gedächtnis führt ebenso zu einem Mangel an nationaler Dankbarkeit wie an politischem Sinn. Im einen wie im andern können wir den Engländern nicht das Wasser reichen: bei denen wäre Droysens Buch nicht nur antiquarisch und vergriffen für Liebhaber, sondern in billigen Ausgaben fürs ganze Volk zu haben, und was drinnen steht, würden nicht nur die Historiker der napoleonischen Zeit, sondern auch die Politiker und Geschäftsleute wissen. v. M.

Moralische Kriegführung.

Der schauderhafte Prozeß gegen Ludwig XVI. und seine Hinrichtung vollendeten die Umwandlung der Stimmung in England. War es auch gegen den Traktat von 1786, daß gleich nach der Nachricht von jener Hinrichtung der französische Gesandte ausgewiesen wurde, man glaubte diesem Räubervolk keinerlei Art von Vertrag mehr halten zu dürfen, alles Völkerrecht gegen sie aufgehoben; „wir sind gerechtfertigt", sagte einer der Minister, „alle Völker und Stämme Europas aufzureizen, um jene pestilenzialische Verbreitung von Meinungen zu unterdrücken, die sonst das Menschengeschlecht vertilgen würde". Man war entschlossen, jede Zufuhr nach Frankreich zu hemmen, Frankreich auszuhungern; ein Kabinettsbefehl erging, alle mit Korn beladenen Schiffe aufzubringen, sie nach dem nächsten Hafen zu führen und dort die Ladung zu bezahlen; namentlich gegen nordamerikanische Schiffe verfuhr man mit empörender Härte; vom 6. November 1793 bis zum 28. März 1794 wurden über 600 derselben zum größten Schaden der amerikanischen Rhederei nach englischen Häfen gebracht. Als sich Dänemark weigerte, seinen einträglichen

Digitized by Google

Handel mit den „Feinden der europäischen Mächte und der Menschheit" aufzugeben und sich auf das Recht seiner Seeneutralität berief, erklärte das englische Kabinett, daß für diesen ungeheuren Krieg gegen Frankreich keine von den Regeln und Prinzipien gelte, die das Völkerrecht bisher ausgemacht hätten. In ähnlicher Weise forderte England von dem Großherzog von Toskana, der bis dahin den friedlichen Verkehr zwischen Livorno und Toulon gestattet hatte, in zwölf Stunden die Abbrechung alles Verkehrs mit dem „soi-disant government of France", „widrigenfalls die Besitznahme Livornos durch die englische Flotte zu gewärtigen." In England selbst wurden unerhörte Maßregeln durchgesetzt. Schon war die Presse durch die strenge Verfolgung so gut wie zum Schweigen gebracht; unzählig waren die Prozesse wegen revolutionärer Äußerungen, Spione lauerten überall; Sheridan las dem Parlament die Zirkularschreiben an die geheimen Agenten vor, in denen ihre Belohnungen für Anzeigen und Anklagen bestimmt waren. Wie die Preßfreiheit, so wurde die habeas corpus Akte außer Kraft gesetzt; es wurde das alte freie Ufer Britanniens durch die Alienbill unzugänglich gemacht; „schon seien die Königsmörder in Paris bereit, herüberzukommen, mit ihren Dolchen einzuschleichen"; „dreitausend solcher Dolche", sagte Burke, „seien in Birmingham bestellt" und dabei zog er einen aus seiner Tasche, schwang ihn in der Luft, warf ihn nieder, hob ihn wieder auf: „dies sind die gegen uns geschmiedeten Waffen, deren Opfer zu werden uns diese Fremdenbill schützen soll; ihr verdanke ich mein Leben, verdanken wir Alle unser meuchlings bedrohtes Leben".

Behandlung der Neutralen.

Auch von dem Benehmen Englands gegen die Neutralen ist bereits früher gesprochen worden. „Der Unterschied zwischen Freunden und Neutralen", sagte Pitt zu dem spanischen Gesandten, „ist sehr groß, der zwischen Neutralen und Feinden ist dagegen sehr klein; der kleinste Zufall, ein unbedeutender Anlaß, ein leichtes Mißtrauen, ein Irrtum selbst kann genügen, diesen Unterschied vergessen zu lassen." Ich will von den Mißhandlungen Genuas und von Drakes Insolenzen gegen die Republik nicht weiter sprechen. Die tätige dänische Handelsmarine ward fort und fort und trotz der sehr würdigen Proteste Bernstorffs so gestört, daß sich endlich das dänische Kabinett mit dem schwedischen zu einer Konvention zum Schutz der Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schiffahrt verband, in der namentlich die Ostsee als geschlossenes Meer bezeichnet wurde. Den ganzen

Digitized by Google

Unwillen des englischen Kabinetts hatte Spanien zu dulden, seit es den baseler Frieden geschlossen; um jeden Preis schien dies Land in den Krieg zurückgerissen werden zu müssen; ja es ward der Plan entworfen, eine englisch-russische Landung in Portugal zu machen, um gegen Frankreich zu marschieren, einen spanischen Hafen zu nehmen, dort Truppen auszuschiffen, dann Spanien zur Erneuerung der Allianz und des Krieges gegen die Republik zu zwingen; dann, wenn die schon erschöpfte Halbinsel, zugleich der Schauplatz des zerrüttenden Krieges, alle Aufmerksamkeit auf diesen und auf die Landmacht wenden müßte, blieb der Schutz und das Wohl der Kolonien den Engländern anvertraut, die schon die ersten drei Kriegsjahre gar wohl zur Anknüpfung von Verbindungen in Peru, Chili, dem spanischen Domingo usw. zu benutzen verstanden hatten; schon war in den Kolonien der Gedanke der Unabhängigkeit und seit 1796 trat Pitt in Beziehung mit Miranda.

Mit besonderem Eifer hatte sich England gegen den aufblühenden Handel der Nordamerikaner gewandt; die „außerordentliche Natur" des gegenwärtigen Krieges hatte den Vorwand zu Maßregeln geben müssen, die den Handel der Amerikaner sogar noch ungünstiger als den der Dänen und Schweden stellten. Alle Beschwerden halfen nichts; die gerechte Entrüstung in Amerika wuchs bis zu dem Grade, daß nur die große Mäßigung und Energie des greisen Washington den Beschluß einer Kriegserklärung abzuwenden vermochte, der Nachdruck zu geben der Kongreß schon die Rüstungen zu Land und See bewilligt hatte. Aber das englische Kabinett schien den Krieg zu wünschen; der Gouverneur von Kanada hatte die englischen Posten über die Grenzen hinaus vorgeschoben, ja auf dem Gebiete des Staates Vermont ein Fort angelegt; von Lord Dorchester erging (10. Februar 1794) jene Erklärung an die „sieben Nationen": „er werde sich nicht wundern, wenn es noch im Lauf dieses Jahres zum Kriege mit Amerika komme". In der Tat sandte der Kongreß ein Heer zum Schutz der Grenzen ab, während sich die Indianerstämme zum wütenden Einbruch in die Staaten rüsteten. Als die Sache im Parlament zur Sprache kam und die Opposition die ganze Ungerechtigkeit und Unwürdigkeit dieser Vornahmen darlegte, vor allem fragte, ob das Gouvernement jene Horden entfesseln wolle, — Marquis von Landsdowne erinnerte an jene berüchtigte Rede des Lord Suffolk im amerikanischen Kriege: „wir sind hinlänglich gerechtfertigt, wenn wir alle Mittel gebrauchen, die Gott und Natur in unsere Hände gegeben", jene Rede, der Pitts Vater einen seiner gewaltigsten Zornausbrüche entgegengeschleudert hatte:

Digitized by Google

solche „Beschimpfung Englands" zu verhüten, daß es diese entsetzlichen Höllenhunde unmenschlichen Krieges gegen protestantische Brüder und ehemalige Bekannte und Verwandte hetzen sollte, — da freilich verleugneten die Minister, sichere Kunde von jenen Erklärungen zu haben, und Lord Grenville fand den damals nicht seltenen ministeriellen Ausweg: „er sei nicht verbunden, die Fragen einzelner Peers zu beantworten; sollte aber das ganze Haus ihn fragen, so werde er dem Befehl gehorchen"; er wußte, daß er auf die Majorität der edlen Lords rechnen konnte. Allerdings lenkte dann das Ministerium in den Verhandlungen mit dem amerikanischen Abgeordneten wieder ein, und im November 1794 kam ein Traktat zustande, der wenigstens die Grenzstreitigkeiten berichtigte, aber freilich amerikanischerseits — so viel opferte man dem Frieden — auch den großen Grundsatz der Neutralen: daß die Flagge die Ware decke, aufgab. Im nächsten Jahre erneuten sich die Klagen der Amerikaner; wieder wurden die Schiffe angehalten, die Matrosen unter seltsamsten Vorwänden zum englischen Seedienst gepreßt, ihre Reeder in englischen Häfen mit Kautionen und Scheinen aller Art geplagt. Die Erbitterung in Amerika erreichte den äußersten Grad; immer neue Petitionen kamen, den Krieg gegen England zu fordern, selbst im Hause der Repräsentanten ward die Verwerfung der vorjährigen Traktate mit England stürmisch gefordert; mit Mühe, nur mit drei Stimmen Majorität ging die Ratifikation durch (6. Mai 1796). Es war der letzte große Dienst, den Washington seinem Vaterlande leistete, daß er es vor einem Kriege schützte, der nur Verderben über diese aufblühende Freiheit der neuen Welt hätte bringen können; bald darauf legte er seine Präsidentschaft nieder, kehrte auf sein Landgut zurück.

Überwindung innerer Gefahren.

Für England brachte das Jahr 1797 ungeheure Gefahr; bewundrungswürdig, wie der Staat sie bestand.

Das Jahr begann mit einer ungeheuren Geldkrisis. Die vergeblichen Unterhandlungen im Herbst 1796 und die irische Gefahr brachten solchen Schrecken, daß die 3prozentigen Annuitäten, die 1793 auf 98 gestanden, von 56 auf 50 wichen; man überstürmte die Bank mit Forderungen nach barem Gelde; sie erklärte den Ministern ihre Gefahr. Nach einer kurzen beängstigenden Debatte in beiden Häusern erschien der Befehl zur Einstellung der Barzahlungen; eine Kommission überzeugte sich und das Publikum von dem gesunden Stande der Bank. Darauf folgte der vorläufige Befehl, Banknoten an allen

Digitized by Google

Kassen, sowie zwischen Mann und Mann in jeglichem Geschäft anzunehmen, eine Maßregel, die dann „bis zum allgemeinen Frieden" ausgedehnt wurde. Von dem an beginnt jenes System des Papiergeldes, mit dem das englische Kreditwesen den Gipfel seiner Vollendung erreichen sollte; von dem an kann England alles bare Geld, denn es ist ihm nur noch Ware, zur Ausfuhr verwenden; es ist imstande, fortan jene immer neuen Kriege zu bezahlen, zu denen es den Kontinent reizen wird; es beginnen jene kolossalen Spekulationen, jene maßlosen Gewinne, jene überschwenglichen Kapitalanhäufungen, die, vereint mit dem Steigen aller Preise, die Masse umso schwerer bedrücken und die Geldherrschaft umso despotischer machen.

Der Bankkrisis gleichzeitig kam eine zweite größere Gefahr. Die schon hier und da sichtbare Mißstimmung der Marine brach plötzlich in bedrohlichster Weise aus. Grund genug zu klagen hatte das englische Schiffsvolk, selbst wenn es nicht an die oft schmachvolle Weise erinnerte, wie es „gepreßt" worden. Die Löhnung war trotz der steigenden Preise seit Karl's II. Zeit nicht erhöht, an den Prisengeldern hatten die Offiziere den besten Teil; die Disziplin war von grausenhafter Strenge, das Benehmen der Offiziere in der Regel hochmütig und brutal; der höchste Glanz britischer Herrlichkeit barg zugleich die ärgsten Schäden. Nun brach die Wut des Schiffsvolkes los; auf sieben verschiedenen Flotten empörte es sich; am Kap und in Indien kam es zu blutigen Szenen. Vor der Themsemündung sammelte sich unter der roten Aufruhrflagge eine Flotte von 11 Linienschiffen und 13 Fregatten unter des Matrosen Richard Parkers Führung, der sich Präsident der schwimmenden Flotte nannte. Nicht eben Unerhörtes war es, was die 8 Artikel der Empörer forderten: Erhöhung des Soldes, Erlaubnis im heimischen Hafen ans Land zu dürfen und Freunde und Angehörige zu besuchen, Bezahlung der Rückstände vor neuer Ausfahrt, gleichmäßigere Verteilung der Prisengelder, Abänderung einiger Punkte der bisherigen Disziplin, „damit der Schrecken und das Vorurteil gegen den Dienst aufhöre". So die Forderungen; einmütig, sagen sie, seien sie entschlossen, bei diesen zu beharren. Die Gefahr war furchtbar; die 3prozentige Rente sank auf 45. Mit großartiger Festigkeit trat das Ministerium auf; die Opposition schloß sich ihm an; Sheridan sagte: „sollen wir Empörern nachgeben? sollen wir den Ruhm dreier Jahrhunderte in einem Augenblick hingeben?" Man war eines Sinnes, denn es galt das Vaterland. Aber den April und Mai hindurch war die Seemacht Englands gelähmt; erst Mitte Juni wurde man der Gefahren Herr.

Digitized by Google

Irland.

Wir haben von dem unglücklichen Irland zu sprechen. Freilich, es war Verschwörung und Empörung, was Irland seit drei, vier Jahren durchschütterte; es geschahen blutige, entsetzliche Verbrechen in Masse; aber Empörungen gegen welchen staatlichen Zustand, gegen welche Regierung, gegen welche und wie lange geübte Schmach? Das ist der schwerste Fluch solcher Mißverhältnisse, daß sie, altes Unrecht verkehrend, auch redlichstes Streben verwirren und verwildern und der haltlosen Masse nur die Wahl lassen zwischen stumpfsinnigem Dulden und sinnbetörendem Frevel. Freilich, seit dem amerikanischen Siege hatte die Regierung mannigfache Zugeständnisse gemacht; daß sie keine Ruhe brachten, war nur ein Beweis von den tiefen Schäden, an denen die Insel krankte. Wir haben sie nicht noch einmal aufzuzählen. Die Summe war, daß es hier ein Volk gab, das, fort und fort unterdrückt, immer wieder und endlich stärker denn je eine staatliche Existenz forderte, ein Volk, das sich seinem Ursprung, seiner Religion, ja seiner Sprache nach noch immer unterschied von seinen Unterdrückern, dem freien Volke Britanniens. Wohl mochte Canning sagen: „die jetzige Generation sei glücklich genug, daß sie von der Schuld dieser Unterdrückung nur wenig zu verantworten habe"; aber nicht bloß dies wenige war ohne Rechtfertigung.

Seit der „Morgenstern der irischen Freiheit", wie Wolfe Tone die französische Revolution nannte, aufgegangen war, hatte Irland auf zwei Fragen unverrückt den Blick gerichtet: die katholische Emanzipation und die Reform des Dubliner Parlaments. Einen Augenblick in Fitzwilliams Gouvernement schien man der friedlichen Lösung nahe zu sein; seine plötzliche Abberufung hatte alle Hoffnung vernichtet; es begann der Bürgerkrieg.

Gegen das Gouvernement stand eine Verschwörung von mächtiger Organisation und völligster Verschwiegenheit. Über das ganze Land hin waren kleine Gesellschaften von 12 bis 36 Personen verbreitet, jede mit ihrem Sekretär und Schatzmeister; die Sekretäre von je fünf dieser Urversammlungen, wie man sie nennen könnte, bildeten einen niederen Ausschuß, der die Tätigkeit der Versammlungen dirigierte; er empfing seine Befehle von dem Distriktsausschuß, gebildet aus den Delegierten der niederen Ausschüsse; über beiden standen die Grafschaftsausschüsse, über diesen die vier Provinzialdirektorien Irlands; das ganze leitete endlich das Direktorium der Union, bestehend aus fünf Personen. Es war ein förmlicher revolutionärer Staat; die Gesamtheit seiner Teilnehmer war in ent-

Digitized by Google

sprechender Weise militärisch organisiert, die Union verfügte über große Streitkräfte, in Ulster allein zählte sie der waffenfähigen Teilnehmer 150 000 Mann; sie stand in lebhafter Verbindung mit der französischen Republik. Der schweizer Zusammenkunft des Lord Fitzgerald und Arthur O'Connors mit General Hoche folgte die französische Expedition von 1796. Als sie mißglückt war, eilte Dr. James M'Nevin nach Paris; er forderte Unterstützung an Waffen und Geld, sowie daß Frankreich bei den damals schwebenden Unterhandlungen von Lille die Trennung Irlands von England zur Friedensbedingung machen solle. Diese Unterhandlungen zerschlugen sich; die Iren hatten namentlich eine Beihilfe von 10 000 Mann gefordert; Frankreich wollte 50 000 Mann hinübersenden, um statt Englands über das republikanisierte Irland zu herrschen. Duncan's Seesieg vernichtete diese Hoffnungen. Zugleich waren einige niedere Ausschüsse durch das Gouvernement aufgehoben worden; man begann zu ahnen, welche furchtbare Verbreitung die Konspiration habe, aber das hartnäckigste Dunkel verbarg ihre weiteren Fäden, ihre Organisation, ihre Leiter. Noch einmal, am 19. Februar 1798, ward im irischen Parlament der Versuch gemacht, eine friedliche Lösung einzuleiten; in einer ergreifenden Rede schilderte Lord Moira dem Oberhause die Grausamkeiten, mit denen seitens des Gouvernements verfahren sei: „man habe Häuser niedergebrannt auf bloßen Verdacht gegen ihre Bewohner, man habe Menschen gefoltert, um Aussagen gegen ihre Nachbarn von ihnen erpressen; an allem Elend Irlands seien die Irrtümer der britischen Regierung allein Schuld; unzweifelhaft sei eine Verschwörung vorhanden, aber was sie zu erzwingen strebe, sei nichts als die Forderung der Gerechtigkeit; nur durch Emanzipation und Reform könne man Irland retten". Sein Antrag fiel durch.

Desselben Tages ward in den Ausschüssen der vereinten Iren beschlossen, sich auf keine weiteren Unterhandlungen einzulassen, sie brächten denn völlige Trennung Irlands von England. Man rüstete sich zum entscheidenden Kampfe.

Ehe er losbrach, ward der Plan durch Thomas Reynolds, einen Seidenhändler von Kildare, der Behörde verraten: am 12. März würden die Häupter der Verschwörung in Oliver Bonds Haus in Dublin beieinander sein. So gelang es, O'Connor, M'Nevin, Fitzgerald und andere festzunehmen. Nach einer kurzen, furchtbaren Stille begann der Ausbruch der Empörung im Monat Mai. Entsetzlich, mit welcher Wut und Unmenschlichkeit von beiden Seiten gerast wurde; am entsetzlichsten der Kampf um Vinegar Hill unter dem Priester John Murphy auf der einen und General Lake auf der an-

Digitized by Google

dern Seite. Es war der letzte Kampf, mit ihm die Empörung erstickt; man rechnete 50 000 Iren, die teils in Gefechten gefallen, teils hingerichtet oder ermordet worden. Nun freilich sandte Pitt einen neuen Vizekönig in der Person des Marquis Cornwallis, der Amnestie verkündete; es war schon Ruhe im Innern, als die französische Expedition unter General Humbert erschien (August 1798), dieselbe, die mit der ägyptischen Expedition Buonapartes im Zusammenhange hätte operieren sollen; aber sie so gut wie eine zweite, im Oktober versuchte Landung ward leicht zurückgewiesen; Irlands Kraft war gebrochen.

Ob für immer? mit kluger Umsicht benutzte das englische Gouvernement den Augenblick, eine Maßregel durchzuführen, welche aller Erneuerung der Gefahr vorbeugte.

Diese Maßregel war dieselbe, die man fast hundert Jahre früher auf Schottland angewendet hatte, die Union Irlands mit Großbritannien.

So lebhafte Billigung dieser Antrag im englischen Parlament fand, ebenso heftig ward er im irischen Unterhause angegriffen und mit einer Majorität von fünf Stimmen verworfen (25. Januar 1799); im folgenden Jahre wurden die Verhandlungen in Irland und England wieder aufgenommen; das Gouvernement hatte für einen besseren Ausfall der Debatten gesorgt; das irische Unterhaus nahm die Union mit 161 gegen 115 Stimmen an.

Es war ein Ereignis von größter Bedeutsamkeit. Fortan gab es keinen eigenen Staat Irland, kein irisches Parlament mehr; 100 Gemeine und 32 Peers und Prälaten saßen fortan in dem vereinten Parlament der drei Reiche. Allerdings gewann die Regierung an Einheit, der Gesamtstaat an Sicherheit; Irland nahm an allen Handelsvorteilen Englands teil, ohne dessen Staatsschuld mitzuübernehmen. Aber — und das ist es besonders, was den Zusammenhang unserer Betrachtungen angeht — einem Volke mehr schwand die Hoffnung auf staatlich selbständige Entwickelung. Und wenn die Katholiken Irlands hatten hoffen mögen, von dem einheimischen Parlament nach so vielen Zugeständnissen auch noch das der politischen Gleichstellung und Mitberechtigung zu ertrotzen, so waren sie nun unter die durch die Vereinigung doppelt starke Regierung und unter ein Parlament gestellt, in dem die Stimmen Irlands kaum den sechsten Teil ausmachten. Aber war es nicht Pitts ausgesprochene Absicht, der Union die Emanzipation folgen zu lassen? gab er, als er im März 1801 seine Entlassung nahm, nicht eben als Grund an, daß er des Königs Bedenken gegen die Emanzipation nicht zu überwinden imstande sei? Man hat doch nicht hinreichenden Grund, an der Aufrichtigkeit dieser Absicht zu zweifeln, obschon Pitt weder bei seinem Wiedereintritt ins

Digitized by Google

Ministerium die Emanzipation zur Bedingung gemacht, noch den deshalb an ihn gerichteten Forderungen Gehör geschenkt hat. Es ist nicht zu zweifeln, daß er unter den frischen Eindrücken des irischen Bürgerkrieges die Emanzipation für eine Notwendigkeit hielt, welche nur durch die Union möglichst unschädlich gemacht werden könne; und vielleicht hat diese Betrachtung mehr als irgend eine andere ihn veranlaßt, eine Maßregel zu beschleunigen, mit der er die britische Macht an ihrem verletzbarsten Punkte vor den Plänen Frankreichs sicher zu stellen hoffen konnte.

So im Innern gesichert, durch Tippo Sahibs Fall (Juni 1799) um neue große Gebiete in Indien reicher, durch Einnahme von Minorka und Gozzo im Mittelmeer der dauernden Übermacht, die bei Abukir entschieden war, gewiß, war England entschlossen, den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, dessen Jammer der wohl bezahlte Kontinent tragen mochte.

Das Seerecht der Neutralen.

England verletzte es mit steigendem Übermut. Der Zweck war klar genug; „das Recht, neutrale Schiffe zu durchsuchen", sagte Lord Grenville im Oberhause, „ist für die Überlegenheit der englischen Marine so notwendig, daß ich, wenn ich dasselbe je aufgäbe, mich schämen würde, je Anträge auf Subsidien für die Marine unterstützt zu haben", — als wäre die Überlegenheit Englands ein Rechtstitel, dem sich alle andern Völker fügen müßten, als wäre sie um ein Haar besser als jenes „Recht der Kanonen", das einst Wilhelm III. im ähnlichen Fall in Anspruch nahm, oder als die faktische Gewalt des revolutionären Frankreichs, gegen die England selbst die „Freiheit der Völker" in Schutz zu nehmen vorgab. Und Pitt sagt: „geben wir unser Durchsuchungsrecht auf, so würde es Frankreich gelingen, seinen Handel und seine Seemacht wieder emporzubringen", eine Ansichtsweise, die, etwa von dem Großtürken gegen die Ungläubigen ausgesprochen, die Rechtfertigung des Fanatismus für sich haben würde, — wenn nicht England es für gerecht hielt, diesen gottlosen Franzosen der Revolution zur Strafe für immer das zu versagen, was allein das fromme und loyale England zu besitzen und ganz zu besitzen verdient. Und in einer andern Rede sagt derselbe Minister: „die von den Neutralen in Anspruch genommenen Sätze sind ein jakobinischer Grundsatz aus den Menschenrechten, der uns dahin bringen würde, auf alle Vorteile zu verzichten, in denen wir seit so lange und mit unserem großen Nutzen die englische Tatkraft an den Tag legen".

Digitized by Google

Was forderten denn jene Neutralen, das der allmächtige Minister mit dem Namen „der jakobinischen Grundsätze aus den Menschenrechten" brandmarken zu müssen glaubte?

Es sind dieselben Grundsätze, welche bereits die bewaffnete Neutralität im amerikanischen Freiheitskriege geltend gemacht hat. Es versteht sich, daß neutrale Schiffe frei von Hafen zu Hafen und an den Küsten der im Kriege begriffenen Völker fahren können. Nur das Zuführen solcher Waren, die zum unmittelbaren Behuf des Krieges dienen (Kriegskontrebande), ist den Neutralen versagt, indem sie damit den Feind unterstützen würden; in allem andern muß der Grundsatz gelten, daß die Flagge die Ware deckt. Allerdings ist den Kriegführenden ein Untersuchungsrecht nicht zu versagen; sie müssen sich der Rechtmäßigkeit der geführten Flagge vergewissern. Wenn ein begleitendes Kriegsschiff die Rechtmäßigkeit der begleitenden Fahrzeuge und Ladungen garantiert, so ist auch von dieser Untersuchung nicht mehr die Rede.

England hatte dem gegenüber Grundsätze aufgestellt und praktisch geltend gemacht, die in Wahrheit allen Handel der Neutralen endlich vernichten mußten; war es doch so weit gegangen, „wegen der ganz besonderen Natur dieses Krieges" selbst die Zufuhr von Getreide nach Frankreich hin für Kontrebande auszugeben, ja das Durchsuchungsrecht zu einer neuen Art von Matrosenpresse zu benutzen. Es ist wahr, der Konvent und das Direktorium hatten mit noch unsinnigeren Bestimmungen Vergeltung üben zu müssen geglaubt; aber sofort hatte der erste Konsul sie aufgehoben und eilte, das tiefverletzte Nordamerika durch den Vertrag vom 30. September 1800 zu versöhnen, in dem namentlich jene beiden Grundsätze, daß die Flagge die Ware deckt und daß konvoyierte Fahrzeuge von jeder Untersuchung frei seien, anerkannt wurden.

Wie sollte England, in dem Machtgefühl seiner Überlegenheit, sich solchen jakobinischen Ansichten anschließen. Die dänische Fregatte Freia, die sechs dänische Kauffahrer konvoyierte, war, weil sie die Durchsuchung versagte, aufgebracht worden: „wenn der Grundsatz angenommen würde, daß eine dänische Fregatte sechs Schiffe gesetzlich gegen alle Untersuchung schützen könne, so folgt natürlich, daß dieselbe Macht oder irgendeine andere mit dem kleinsten Kriegsschiff denselben Schutz über allen Handel des Feindes in allen Meeren der Welt ausüben kann, und es ist nur nötig, in dem ganzen Umkreis der Welt (in the whole circle of the universe) einen einzigen neutralen Staat zu finden, wie unbedeutend er sein mag, der unserm Feind gewogen genug ist, ihm seine Flagge zu leihen, um seinen ganzen Han-

Digitized by Google

del zu decken, ohne die geringste Gefahr zu laufen." Dies hieß nichts anderes — wie auch die Antwort des Kopenhagener Kabinetts andeutete — als voraussetzen, daß sich jede neutrale Regierung zum offenbaren Betruge zu erniedrigen bereit sei. Aber unerwartet erschien eine Flotte von 17 englischen Schiffen vor Kopenhagen; unzerüstet, wie man war, verstand man sich in dem Vertrage vom 29. August 1800 dazu, künftig keine eskortierenden Kriegsschiffe mitzusenden.

Zuvor hatte sich das dänische Kabinett mit seiner Beschwerde gen Petersburg gewandt, von wo aus seit dem Mai Unterhandlungen wegen Erneuerung der bewaffneten Neutralität von 1780 angeknüpft waren. Schon kamen neue Klagen über Gewaltsamkeiten: zwei englische Fregatten hatten vor Barcelona eine schwedische Galliote „Hoffnung" angehalten (4. September), und nachdem ihre Papiere richtig befunden waren, wurde die „Hoffnung" mit englischen Truppen besetzt, fuhr unter schwedischer Flagge abends ungehindert in den Hafen, überfiel dort zwei reich beladene spanische Fregatten, führte sie als Beute hinweg, — für die schwedische Flagge eine Entwürdigung schmachvollster Art; aber England antwortete nicht einmal auf die Beschwerde des Stockholmer Kabinetts.

Kosmopolitische Kriegführung.

Und so müßte man, um sie recht zu würdigen, die englische Politik um das gesamte Erdrund begleiten, müßte darstellen, wie der Kaiser von China ihre Hilfe gegen die Ladronen anspricht, wie Sir Gore Ouseley den Perserschach gegen Rußland bearbeitet, wie sie die Seeräuber des persischen Meeres niederwerfen, deren Festen dem verbündeten Iman von Maskat übergeben läßt, wie sie im Stillen Ozean ihre ersten Stationen nimmt und von Sierra Leone und Kingston aus in Afrika einzudringen versucht. Überallhin treibt sie ihre Wurzeln und Wurzelfasern; sie bedarf des ganzen Erdrundes, um dies England mit seiner Staatsschuld, seinen Fabriken, seiner Aristokratie, mit seinem Reichtum und seiner Armut zu erhalten und zu tragen. Ein so rastloses Arbeiten, alles auf sich und sich auf alles Beziehen, ein so riesenhaft umfassendes Bedingtsein durch alle Länder, alle Völker, alle Überflüsse und Bedürfnisse aller Zonen, einen solchen Kosmopolitismus des Eigennutzes und der Ausschließlichkeit — die Jahrtausende der Weltgeschichte haben nichts Ähnliches gesehen, und nur in dem völligen Gegensatz, in der eben so unerhörten Riesenhaftigkeit der napoleonischen Größe findet sich ein Vergleichbares.

Digitized by Google

Englands Bemühungen um Belgien.

Von Prof. Dr. Justus Hashagen in Bonn.

Für seine Seeherrschaft braucht England seine Kanalherrschaft. Für seine Kanalherrschaft braucht es, wenn nicht die Herrschaft über die gegenüberliegenden Küsten, so doch Einfluß auf diese und ihr Hinterland. Das Mindestmaß aber der englischen Bemühungen ist seit alters darauf gerichtet, an diesen Küsten keine rivalisierende See-, Handels- und Weltmacht emporkommen zu lassen oder doch zu verhindern, daß sich eine solche als die beherrschende Macht auf die Dauer festsetzt, am allerwenigsten Frankreich, das seit der Verdrängung Englands vom Festlande ohnehin schon ein großes Stück der Kanalküste besitzt. Eine Verlängerung dieser französischen Kanalküste nach Nordosten darf unter keinen Umständen geduldet werden. Daher in früheren Zeiten Englands jahrhundertelanger Kampf mit Frankreich um die gegenüberliegende belgisch-holländische Küste. Während der neuzeitlichen zwischen England und Frankreich geführten Kriege gibt es deshalb kaum einen Streitgegenstand, der sich immer wieder derart in den Vordergrund schöbe wie Belgien. Die belgische Frage hat schon in älterer Zeit nur deshalb eine so einschneidende internationale Bedeutung gewinnen können, weil England ständig dafür sorgt, daß sie immer als anglobelgische Frage auftritt.

Vor dem Aufkommen des Deutschen Reiches ist es immer englische Mindestforderung gewesen, daß Belgien nicht französisch werde. Als sich aber unter dem Ansturm der französischen Revolution nicht einmal diese Mindestforderung durchsetzen läßt, Belgien vielmehr vorübergehend schon 1792, dauernd dann 1794 von den Heeren der Republik erobert und seine Angliederung an Frankreich verfügt wird, hat England alles aufgeboten, um diese den englischen Interessen schnurstracks zuwiderlaufende Entscheidung wieder rückgängig zu machen. Immer wieder sind seine Bemühungen darauf gerichtet, vornehmlich um Belgiens willen, den österreichischen Kontinentaldegen aus der Scheide fahren zu lassen und die Österreicher zur Fortführung des Krieges gegen die Republik gerade auf belgischem Boden zu bestimmen. Aber auch dieses Ziel hat die rastlose Arbeit der englischen Diplomatie nur vorübergehend erreichen können, da die österreichischen Staatsleiter auf den verlorenen belgischen Außenposten gerne verzichten wollen — schon vor der Revolution hatten sie seinen Austausch gegen Bayern gewünscht — wenn ihnen dafür nur die Verwirklichung der italienischen Ausdehnungspläne gelingt.

Digitized by Google

Als somit der belgische Kriegswille des Hauses Habsburg immer schwächer wird, und 1794 die letzten österreichischen Truppen nach heldenmütigem Kampfe aus Belgien hinausgedrängt werden, bleibt für England nur der Weg, sich direkt mit Frankreich über die Zukunft Belgiens zu verständigen. Das wird kurz nach der Annexion, 1796, versucht. Die Engländer verlangen natürlich die Herausgabe Belgiens. Angesichts der für die Franzosen gerade damals zuerst durch Bonaparte glänzend verbesserten europäischen Kriegslage und Kriegskarte, können sie jedoch die Räumung nur dann zu erzielen hoffen, wenn sie den Franzosen eine greifbare Gegengabe bieten. Sie machen den Franzosen deshalb den Vorschlag, ihre verlorenen, d. h. von England eroberten Kolonien wieder in Besitz zu nehmen und dafür auf Belgien zu verzichten. Bei diesem Angebote gehen sie offenbar von der Voraussetzung aus, daß die siegreichen Republikaner in Belgien nur ein Faustpfand oder ein Tauschobjekt sähen. Warum könnten sie es gegen die Wiedererlangung ihres höchst wertvollen Kolonialbesitzes nicht wieder herausgeben? Aber die französischen Diplomaten, die ihre englischen Gegenspieler gründlich kennen und ihnen wenigstens bei dieser Gelegenheit gewachsen sind, gehen nicht in die mit wohlwollender Sorgfalt aufgestellte Falle. Sie wissen schon aus den gegen England geführten belgischen Kriegen ihrer alten Könige zur Genüge, was Belgien ihnen wert ist. Auch französisches Blut ist nicht erst während des Revolutionskrieges in Belgien in Strömen geflossen. Nicht nur das französische Interesse, sondern auch die französische Ehre lehnt sich gegen den schmählichen Handel auf. Auch gegen Wiederherstellung ihrer Kolonien ist Belgien den Franzosen nicht feil. Das englische Angebot wird abgelehnt. Der englische Unterhändler erhält seine Pässe. Der Krieg geht weiter — vornehmlich um Belgiens willen — beinahe ununterbrochen noch zwanzig Jahre lang, bis er auf belgischem Boden mit preußischen Waffen bei Waterloo zugunsten Englands entschieden wird.

Die schwere Erfahrung, die England unter der Revolution und dem Kaiserreiche mit Belgien gemacht hat, kann es nie wieder vergessen. Unter den wuchtigen französischen Schlägen, die diplomatisch fast nie geschwächt werden, ist Englands uralte Belgienpolitik völlig zusammengebrochen. Eine fremde, feindliche Weltmacht hat sich in Belgien eingenistet. Es genügt für England, diese Erfahrung einmal gemacht zu haben, um nun alles aufzubieten, sich gegen ihre Wiederholung ein für allemal zu sichern. Das kann am besten dadurch geschehen, daß die herkömmlichen Bemühungen, in Belgien ein festes

Digitized by Google

englisches Einflußgebiet zu begründen, nach der endgültigen Niederwerfung Napoleons mit verdoppeltem Eifer wieder aufgenommen werden. Diesmal erreichen sie ihr Ziel. Die unter beherrschendem englischen Einflusse über das Schicksal Belgiens gefällten Wiener und Londoner Entscheidungen von 1815 und 1830/31, also die Beschlüsse zuerst über Belgiens Vereinigung mit dem ganz von England abhängigen oranischen Königreiche der Vereinigten Niederlande und sodann über die Begründung eines „unabhängigen", neutralisierten Königreiches Belgien, kommen beide dem englischen Einflusse zugute. Noch immer aber ist dieser Einfluß fast allein gegen Frankreich gerichtet. Noch immer ist Frankreich der Feind. Frankreichs nie zur Ruhe kommenden Annexionsgelüste sind für die englischen Diplomaten eine ständige Quelle peinlichster Beunruhigung, geben ihnen aber auch immer wieder den stärksten Antrieb, an der herkömmlichen Belgienpolitik und an einem gesicherten englischen Einflußgebiete in Belgien festzuhalten, man möchte sagen, sich mit „realen Garantien" gegen die französische Annexionspolitik zu sichern. Nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges schließt Gladstone zwar nicht nur mit Frankreich, sondern auch mit dem Norddeutschen Bunde einen neuen Garantievertrag über die Aufrechterhaltung der für Englands Bemühungen um Belgien unentbehrlichen belgischen Neutralität. Aber wie die Machtverhältnisse damals verteilt zu sein scheinen, ist auch die Spitze dieses Vertrages immer noch mehr gegen Frankreich gerichtet.

Seit 1870 wird die belgische Frage allmählich, aber ganz unvermeidlich in die Fülle der zwischen England und Deutschland strittigen Fragen hineingezogen. Das ist um so weniger verwunderlich, als Deutschland sich nicht scheut, den Spuren der Franzosen zu folgen und gegen England als eine rivalisierende Handels- und Seemacht in die Schranken zu treten. Wie früher bei dem englisch-französischen Kampfe um den Anteil an der Weltmacht die belgische Frage je länger je deutlicher in den Mittelpunkt gerückt ist, so auch in dem neuen englisch-deutschen Kampfe, bei dem es sich ebenfalls um eine Neuverteilung des Anteils an der Weltmacht handelt. Auch bei dem Kampfe zwischen England und Deutschland stellt sich deshalb die belgische Frage in einen klar erkennbaren weltgeschichtlichen Zusammenhang.

Dieser selbstverständlich auch für die politische Behandlung des belgischen Themas ausschlaggebende weltgeschichtliche Zusammenhang ist bei den mehr unpolitisch gerichteten und zu einer moralisierenden Beurteilung weltpolitischer Fragen neigenden Deutschen leider da-

Digitized by Google

durch verdunkelt worden, daß auf deutscher Seite, besonders nach Veröffentlichung der bekannten Brüsseler Funde über den Bruch der belgischen Neutralität durch England, immer wieder mit ehrlicher Entrüstung darauf hingewiesen wurde, Englands Kampf für die Aufrechterhaltung der von ihm selbst ja schon längst und vielfältig gebrochenen belgischen Neutralität sei nur elende, komödienhafte Spiegelfechterei; Englands Interesse für Belgien sei nur vorgetäuscht; Belgien sei nur Englands Vorwand zum Kriege, nicht sein wirklicher Kriegsgrund.

Gewiß ist die belgische Neutralität und ihr angeblicher Bruch durch Deutschland für Englands Eintritt in den Krieg insofern nur ein Vorwand, als England natürlich nicht für Belgien kämpft, sondern für sich selbst. Ein berühmter Timesartikel vom 8. März 1915 ließ darüber in dankenswerter Offenheit nicht mehr den mindesten Zweifel. Es heißt darin: „Warum haben wir Belgiens Neutralität verbürgt? Aus dem überwiegenden Grunde des Selbstinteresses, aus dem Grunde, der uns immer dem Aufkommen irgendeiner Großmacht Widerstand zu leisten hieß, die unserer Ostküste Gefahr brachte, aus demselben Grunde, der uns die Niederlande gegen Spanien verteidigen ließ und gegen das Frankreich der Bourbonen und Napoleons .... Wir beabsichtigen nicht, internationale Don Quijotes zu sein, immer bereit, Unrecht wieder gut zu machen, das uns keinen Schaden tut .... In diesem Kriege kämpft England aus genau den gleichen Gründen, aus denen es Philipp II., Ludwig XIV. und Napoleon bekämpfte ..."

In diesen klassischen Sätzen der Times, denen man nur die weiteste Verbreitung wünschen möchte, wird nun aber Belgien und die belgische Neutralität aus der Reihe der wirklichen Kriegsgründe Englands doch keineswegs ausgemerzt; sondern es wird darauf noch ganz besonderes Gewicht gelegt, nicht zuletzt vermittels treffender Herstellung der großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge. Wie England in früheren Jahrhunderten besonders mit Frankreich, gegen das es 1793 erst nach Einmarsch der Sansculotten in Belgien blank zieht, um Belgien gekämpft hat, so kämpft es heute mit Deutschland um Belgien. Das ist der weltgeschichtliche Zusammenhang, in den man die belgische Frage der Gegenwart zu rücken hat.

Von hier aus fällt dann aber auch helles Licht zurück auf Englands Bemühungen um Belgien in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege. Zunächst, noch 1870, sind sie immer noch mehr gegen Frankreich als gegen Deutschland gerichtet. Aber im Laufe der Zeit wird der Zielpunkt dieser Bemühungen langsam, aber sicher verschoben. Allmählich hört Frankreich auf, der Feind zu sein. Nun rückt Deutschland in das

Digitized by Google

verlassene feindliche Lager ein. Deutschland wird jetzt der Feind, und alsbald wird die gesamte englische Belgienpolitik gegen den neuen deutschen Feind umgestellt, um so mehr, als er das von Gottes und Rechts wegen zum englischen Einflußgebiete vorherbestimmte unglückliche belgische Land noch viel schwerer als sein Vorgänger zu bedrohen scheint.

Dieser für die Gestaltung der Vorgeschichte des Weltkrieges äußerst verhängnisvolle Entwicklungsprozeß der neuesten englischen Belgienpolitik läßt sich heute natürlich erst hier und da etwas genauer beobachten. Wenn er aber auch exakt heute erst stückweise, mehr nur auf Grund von Zufallsmaterial ausgiebiger beleuchtet werden kann, so lassen sich gewisse Grundzüge in dieser außerordentlich bedeutungsvollen geschichtlichen Erscheinung doch schon heute mit einiger Sicherheit erkennen.

Wenn man nach solcher Erkenntnis strebt, so stößt man bald auf eine für den Kenner der säkularen Geschichte der englisch-belgischen Beziehungen freilich nicht überraschende Tatsache. Die deutschfeindliche Arbeit der englischen Belgienpolitik, auch nach 1870 eine Politik der „realen Garantien" in des Wortes verwegenster Bedeutung, wird nämlich in dieser Zeit dadurch beträchtlich erleichtert, daß ihr die schon von der belgischen Revolution auch gegen die deutschen Interessen eingestellte französische Belgienpolitik, freilich ohne es zunächst zu beabsichtigen, in geschäftiger und erfolgreicher Weise vorgearbeitet hat. Als nun England später auch in Belgien seine Front gegen Deutschland umdreht, kann es sich mit Nutzen der schon seit Jahrzehnten in die Wege geleiteten französischen Vorarbeiten bedienen.

Damit wiederholt sich in vorerst friedlichem Kampfe um Belgien ihrem inneren Wesen nach eine für die Engländer günstige Parteigruppierung, die ihnen schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zugute gekommen war, nur daß äußerlich die Parteien damals anders verteilt waren. Damals war noch Frankreich der Feind. Schon gegen diesen älteren Feind konnte sich aber England eines anderen Belgieninteressenten mit bedienen. Das waren damals, wenn man von der habsburgischen Regierung in Brüssel absieht, die Holländer. Immer offener unterstützten die Engländer damals die bekannte antifranzösische Belgienpolitik der Generalstaaten, womit sie immer zugleich am besten ihren eigensten Interessen dienten.

In zeitgemäß und entsprechend der äußerlich veränderten Parteigruppierung abgewandelter Form wiederholt sich dieses Schauspiel in der Zeit nach 1870, wie England es ja stets meisterhaft verstanden hat, andere für sich arbeiten zu lassen. Jetzt wird Deutschland allmählich

Digitized by Google

der Feind, in Belgien seit langem von den Franzosen bekämpft. Als die Engländer nun ihre neuen deutschfeindlichen Stellungen auf belgischem Boden beziehen, finden sie schon einen Kampfgenossen, und zwar einen recht brauchbaren. Vornehmlich unter französischem Einflusse war nämlich beispielsweise der seit mehr als hundert Jahren gegen Frankreich gerichtete Zweck des belgischen Festungssystems allmählich gründlich verändert worden, indem trotz entgegenstehender von Belgien gegenüber den Schutzmächten übernommener Verpflichtungen, die an der französischen Grenze gegen Frankreich gebauten Festungen geschleift wurden, ohne daß die Garanten des Londoner Vertrages Einspruch erhoben. Das war zunächst nur für Frankreich ein Gewinn, indem damit das uralte antifranzösische belgische Barrieresystem nun endgültig aufgegeben wurde. Aber später hatte auch England seinen Vorteil davon, zumal da es belgische Seebefestigungen nicht gab und Antwerpen wegen der auf der Londoner Konferenz von England wohlweislich beibehaltenen Scheldesperre den Engländern nicht gefährlich werden konnte. Außerdem wurde später, nach Aufgabe der Barriere, für die Schöpfung der vornehmlich gegen Deutschland gerichteten Maasbefestigungen Raum geschaffen. Fortan erstrecken sich Englands Bemühungen um Belgien darauf, die französische Kampffront zu verlängern. Sie erscheinen aber an der Seite der französischen auch in Belgien natürlich erst zu einer Zeit, in der sich einerseits der englisch-deutsche Gegensatz wesentlich verschärft hat und in der andererseits der englisch-französische Gegensatz, beides in allgemeinstem weltpolitischem Sinne verstanden, merklich verringert ist.

Noch zu Ende der achtziger Jahre kann man darauf die Gegenprobe machen. Da England damals dank der genialen Diplomatie Bismarcks dem im Westen von der Boulangerkrise und im Osten von der bulgarischen Krise bedrängten Deutschen Reiche noch immer eine Art von Rückhalt gewährt, ist auch seine Belgienpolitik damals noch keineswegs gegen Deutschland gerichtet. Höchst charakteristisch dafür ist ein Leitartikel des konservativen Regierungsblattes „Standard" vom 4. Februar 1887[1]), in dem England ziemlich deutlich zu verstehen gibt, daß es bei einem deutsch-französischen Kriege die Inanspruchnahme eines Wegerechtes durch das neutralisierte Königreich Belgien der deutschen Regierung keineswegs untersagen werde. Damals hieß es noch: „England wünscht nicht, wahre Verbindlichkeiten abzuschütteln. Aber es wäre Wahnsinn für uns, unnötig Verbindlichkeiten auf uns zu

[1]) Vgl. dazu die Auslassung des Foreign Office vom 14. März 1917.

Digitized by Google

nehmen, wenn ein solches Vorgehen uns in einen schrecklichen Krieg verwickeln würde." Angesichts der damaligen deutsch-französischen Kriegsgefahr nimmt zwar die Frage der Aufrechterhaltung der belgischen Neutralität natürlich sofort erhöhtes internationales Interesse in Anspruch. Aber ihre Behandlung durch England kann in Übereinstimmung mit der allgemeinen weltpolitischen Lage damals noch nicht als deutschfeindlich bezeichnet werden. Noch ist Bismarck am Ruder.

Aber die Zeiten ändern sich. Als sich der deutsch-englische Gegensatz in aller Welt verschärft, greift er bald auch auf Belgien hinüber und bewirkt die Umstellung der englischen Belgienpolitik gegen Deutschland. Eben diese Umstellung wird dadurch beträchtlich erleichtert, daß sie sich nur an die schon längst gegen Deutschland gerichtete französische Belgienpolitik anzuschließen braucht. Als England sich gar über die meisten alten weltpolitischen Reibungsflächen mit Frankreich verständigt hat, ist es ganz unvermeidlich, daß nun auch die Tendenzen der Belgienpolitik der beiden Westmächte ineinander fließen. Die Entente Cordiale äußert ihre Wirkungen nicht nur in Marokko, sondern auch in Belgien. Immer wenn sie zu Deutschland in einen besonders scharfen Gegensatz gerät, tut auch die englisch-französische Belgienpolitik einen Schritt vorwärts, und nehmen besonders Englands Bemühungen um Belgien eine deutlichere Gestalt an, so 1906 und 1911, wie die Dokumente über die Conventions Anglo-belges beweisen.

Darüber hinaus ist jedoch scharf zu betonen, daß sich die deutschfeindliche Belgienpolitik Englands vor dem Kriege doch auch bei anderen Gelegenheiten klar genug bemerkbar gemacht hat. Und zwar ist diese ihre Betätigung nicht erst durch Enthüllungen während des Krieges ans Licht gekommen. Sondern schon aus der Zeit vor dem Kriege existiert darüber ein riesenhaftes gedrucktes Material, für dessen Sammlung und gesichtete Veröffentlichung leider ebenso wenig etwas zu geschehen scheint wie für eine sorgfältige öffentliche Verzeichnung aller derjenigen bisher bekannt gewordenen Fälle, in denen die belgische Neutralität außerhalb des Rahmens der Conventions Anglo-belges, besonders in der letzten Zeit vor dem Kriege, militärisch verletzt worden ist, obwohl solche Sammlungen doch der sonst in Deutschland z. B. gegenüber den Neutralen beliebten Politik der moralischen Eroberungen eine unerschöpfliche Fundgrube zu bieten vermöchten.

Wenigstens bei der Behandlung dreier Fragen, die aber keineswegs die einzigen sind, haben sich, wie zum Schlusse nur noch kurz angedeutet werden kann, Englands Bemühungen um Belgien in den letzten Jahren vor dem Kriege in deutschfeindlichem Sinne betätigt.

Digitized by Google

Alle drei entfalten sich begreiflicherweise erst in der Zeit nach dem Abschlusse der Entente Cordiale.

Zeitlich die älteste ist die Behandlung der Kongofrage durch England, d. h. die Frage der Annexion des bisher unabhängigen Kongostaates an das neutralisierte Königreich Belgien. Mit Rücksicht auf die imperialistischen Afrikapläne widerstrebt England zwar dieser Angliederung zunächst durchaus. Es wäre nicht abgeneigt, den angeblich zwar unmoralisch regierten, in Wirklichkeit aber wirtschaftlich aufblühenden Kongostaat selbst zu nehmen. Wie die englische Weltpolitik aber auch sonst besondere kolonialpolitische und weltwirtschaftliche Rücksichten, z. B. in Ostasien, vor den Erfordernissen der Vorbereitung eines allseitigen Kampfes gegen Deutschland zurückgestellt hat, so auch bei Behandlung der Kongofrage. Auf alle Fälle kann es die ganzen schwierigen Verhandlungen darüber benutzen, um auf die vom Kolonialfieber ergriffene belgische Regierung einen heilsamen Druck auszuüben und sie so zu weiteren Neutralitätsbrüchen noch gefügiger zu machen. Wenn aber schon England selbst auf die Annexion verzichtet, so muß es doch wenigstens so eingerichtet werden, daß der Kongostaat, wenn er nun in den Besitz des belgischen Staates übergeht, die belgische Neutralität einer auf die Dauer unerträglichen Belastungsprobe aussetzt, da Belgien als Besitzer des Kongostaates naturgemäß in alle Händel der Afrikapolitik verflochten werden muß.

Ferner gehört hierher die freilich noch wenig erforschte Stellung Englands zur belgischen Heeresreform von 1909/13. Schon durch die Umgestaltung des belgischen Festungssystems war sie nötig geworden, und trotz alles Widerstrebens wurde die allgemeine Wehrpflicht und damit die Vermehrung des belgischen Heeres um das Doppelte durchgesetzt. Erst damit wurde Belgien leidlich verteidigungsfähig — gegen Deutschland, zumal wenn man auf dem eingeschlagenen Wege weitere Fortschritte zu machen verstand. Die englische Presse hat diese natürlich nicht sowohl den Interessen Belgiens, als vielmehr den Interessen Englands und des Verbandes dienende belgische Heeresreform mit sichtlichem Wohlwollen behandelt. Ob in den bewegten parlamentarischen und publizistischen Kampf um die belgische Heeresreform auch die in allen belgischen Angelegenheiten stets in Bereitschaftsstellung befindliche englische Diplomatie fördernd eingegriffen hat, entzieht sich noch unserer Kenntnis.

Die klassische Frage aber ist die Vlissinger Frage, d. h. die Frage der Verstärkung des holländischen Küstenschutzes vor der Scheldemündung. Sie gewinnt nämlich für England nicht nur deshalb die

Digitized by Google

größte Bedeutung, weil sie die Neutralität der Niederlande verstärken will, sondern vor allem, weil sie indirekt auch der Neutralität Belgiens zum Schutze gedeihen und den Zugang nach Antwerpen erschweren muß. Während die deutsche Regierung die Vlissinger Frage amtlich als eine innere Angelegenheit der Niederlande bezeichnet, findet sie natürlich bei England und Frankreich und sicher auch bei dem damals schon mit den Westmächten unter einer Decke spielenden Belgien eine ganz andere Würdigung. Obwohl nun zwar England bei Bearbeitung dieser Vlissinger Angelegenheit dank der aufrichtig neutralen Gesinnung der niederländischen Regierung nicht denselben Erfolg wie bei Lösung der beiden anderen Fragen zu gewinnen vermag, so haben Englands Bemühungen doch auch hier wenigstens so viel erreicht, daß die niederländische Küstenverteidigungsvorlage wesentlich eingeschränkt wurde — im Interesse des weiteren Fortganges der englischen Belgienpolitik.

Man muß Englands Bemühungen um Belgien, besonders die neueste gegen Deutschland gerichtete Entwicklungsstufe dieser Bemühungen auf das genaueste kennen, sie in ihre weltgeschichtlichen Zusammenhänge einzuordnen und dann mit geschichtlich-politischem Blick zu beurteilen verstehen, wenn man es überhaupt wagen will, an der Lösung der gegenwärtigen anglobelgischen Frage, einer die Existenz und die Ehre des Deutschen Reiches aufs tiefste berührenden Frage, erfolgreich mitzuarbeiten. Besonders politisch befruchtete geschichtliche Studien sind hier geeignet, die dem Deutschen angeborene äußerpolitische Sentimentalität zu verringern. Da jetzt wohl nur noch eine Stimme darüber herrscht, daß die diplomatische Vorbereitung des deutschen Einmarsches in Belgien hinter den bescheidensten Anforderungen zurückgeblieben ist, so haben die verantwortlichen Stellen dringlichste Veranlassung, jetzt wenigstens nachträglich das Versäumte möglichst bald und möglichst gründlich nachzuholen und durch ein kritisches Studium aller englischer Bemühungen um Belgien die Bahn für die deutsche Zukunft in Belgien frei zu machen. (M)

Atlantic.

Gottseidank, wir haben eine neue Affereil Wir sagen nicht mehr Atlantischer Ozean, sondern Atlantic. Sogar Wolffs Büro sagt Atlantic. Wir werden in Zukunft schreiben: Unsere U-Boote machen jetzt auch das Mediterranean unsicher. In den Dolomites fanden Kämpfe statt. Wir stießen in den Channel vor. In Munich wird das Bier knapp. Bloß Berlin ist unveränderlich, und heißt auch auf halbamtlich Berlin. Aber wer Tiptop und ein richtiger Gent ist, kann wenigstens Bölin sprechen.

Digitized by Google

Die Versorgung der Irischen Kinder.

Von Jonathan Swift.

Erst unter Elisabeth war Irland wirklich erobert worden; damals noch ein halbbarbarisches Land. Seine wirtschaftlichen Fortschritte waren daher zunächst langsam, doch schon unter den ersten Stuarts bis gegen 1650 hin hob es sich erstaunlich rasch. Ausgezeichnetes Weideland gestattete vortreffliche Viehzucht. Die Viehausfuhr nach England wird dort unbequem und daher einfach und brutal durch Parlamentsbeschluß verboten. Ein vernichtender Schlag für den aufblühenden irischen Wohlstand. Ein weiterer Parlamentsbeschluß des gleichen Jahres untersagt außerdem Irland jeden Verkehr mit den englischen Kolonien, damit der Verdienst des Zwischenhandels in England bleibt.

Doch Irland verliert den Mut noch nicht; es verlegt sich auf die Schafzucht. Die Weide ist gut, die Wolle ausgezeichnet, das Leben billig, die Steuern nicht drückend. Die irische Tuchweberei beginnt aufzuleben. Englische Weber kommen herüber. Es winkt eine wirtschaftliche, gesellschaftliche, politische Blüte. Doch die Konkurrenz macht sich in England unangenehm fühlbar. Daher schlägt man sie ganz einfach tot. Ein Parlamentsbeschluß des Jahres 1699 von unerhörter Härte verbietet jede Ausfuhr irischer Wollengewebe nicht allein nach England, sondern auch nach jedem anderen Lande. Die Folgeerscheinungen dieser entsetzlichen Maßregel übersteigen das Vorstellungsvermögen. Mit einem einzigen, furchtbaren Schlage wird die Hauptindustrie des Landes vernichtet, Tausende von Handwerkern nach Spanien, Frankreich, Deutschland getrieben; der Süden und Westen fast gänzlich entvölkert, der Rest einer chronischen Hungersnot ausgeliefert. Mutlosigkeit und Verzweiflung lagern sich über dem unglücklichen Land. Eine Besserung ist ja unmöglich unter den Fängen des Vampyrs. Aus schamlosester, gewissenloser Gewinngier wird ein ganzes Volk in Not und Kot getreten. Das ist England — einst wie jetzt.

In diesem Land und in diesen Verhältnissen erscheint Swift. Eben noch durch seine furchtbare Feder der oft tyrannische Beherrscher der stolzesten und weitwirkendsten Gesellschaft der Welt, jetzt ein vom (irischen) Pöbel ausgejohlter Kirchendienstthuer in einem irischen Provinznest. Die Resignation im Ganzen lag nicht diesem nach Macht und Wirken schreienden Herzen. Der Sturz war zu tief. So unerträglich wie die rohe und doch kleinliche englische Gewaltherrschaft seinem Patriotismus und seinem Haß gegen Unrecht und Unterdrückung.

Er konnte da nicht stummer Zuschauer bleiben. Und wollte es nicht. 1720 erscheint seine erste irische Flugschrift ohne Angabe des Verfassers, wie alle seine Schriften.

„Kauft nur irische Erzeugnisse; verbrennt alles, was von England kommt, mit Ausnahme der englischen Kohlen!“ Dann zwingt er durch seine „Tuchhändlerbriefe“ die englische Regierung zur Zurücknahme einer verhaßten Münze, erzieht eine irische öffentliche Meinung, mit der die Engländer hinfort zu rechnen haben, führt so das Land aus dem Zustand der Halbbarbarei in den der Zivilisation

Digitized by Google

hinüber. Zahlreiche weitere Streitschriften reihen sich an; die grimmigste in der Übersetzung hier folgende, mit dem ursprünglichen Titel: „Ein bescheidener Vorschlag, wie man verhindern kann, daß die Kinder armer Leute eine Last für ihre Eltern oder das Land werden, und wie man sie für die Allgemeinheit nutzbar machen kann."

Seit den Tuchhändlerbriefen war Swifts Einfluß bei dem irischen Volke unbegrenzt. Den einst vom Pöbel Belästigten begrüßt wie einen geliebten Herrscher bei seiner Rückkehr von einem kurzen Aufenthalt in England das ganze Land mit Glockengeläut und Freudenfeuer, sein Geburtstag wird der Nationalfeiertag. — Was aber war das alles dem düsteren Manne, dem die Unglücksnotwendigkeit angeboren und zu seinen übrigen Gaben die Glücksbefähigung versagt war. Das Sisyphusringen für Irland macht ihn nicht heiterer, nicht menschennäher, ihn, „der nur das Individuum liebt, aber das Tier, das sich Mensch nennt, verachtet". Diesem Gefühl gibt er in seinem „Gulliver" den grimmsten Ausdruck. Dann erlahmt allmählich seine schriftstellerische Tätigkeit. Mehr und mehr erscheint ihm „das Leben nicht als eine Posse; sondern als eine lächerliche Tragödie, die schlechteste Sorte Literatur". Für sich schließt er diese ab mit dem in einem lichten Augenblicke vor sich hingemurmelten Worte: „Ich bin ein Narr." Gleich jener gipfeldürren Pappel ist das Haupt zuerst gestorben. Er hatte es vorausgesagt.

Mannheim. Michael Gött.

Für die, welche in dieser großen Stadt (Dublin) einen Gang machen, oder auf dem Lande reisen, ist es ein betrüblicher Anblick, wenn sie Straßen, Wege, Hüttentüren von Bettlern weiblichen Geschlechts wimmeln sehen, die, mit drei, vier oder sechs gänzlich zerlumpten Kindern hinter sich, jedem Vorüberkommenden mit ihren Betteleien lästig fallen. Anstatt in ehrlicher Arbeit ihr Brot verdienen zu können, müssen diese armen Mütter ihre ganze Zeit dazu verwenden, sich auf den Straßen herumzutreiben, um für ihre hilflosen Kleinen zu betteln, die, herangewachsen, aus Mangel an Arbeit entweder Diebe werden, oder ihre teure Heimat verlassen, um in Spanien für den Prätendenten zu kämpfen, oder endlich sich nach Barbados verkaufen.

Ich denke, man ist sich überall einig, eine so unglaubliche Menge von Kindern, in den Armen, auf dem Rücken oder an den Fersen ihrer Mütter und häufig ihrer Väter, bildet bei der gegenwärtigen, kläglichen Lage Irlands einen sehr großen weiteren Übelstand; und daher würde jederman, der ein unanstößiges, billiges und bequemes Verfahren angeben könnte, diese Kinder zu nützlichen, tüchtigen Gliedern des Staates zu machen, sich um das Gemeinwohl so verdient machen, daß man ihm als einem Erhalter des Vaterlandes ein Denkmal setzen würde.

Ich bin jedoch sehr weit davon entfernt, nur für die Kinder berufs-

Digitized by Google

mäßiger Bettler sorgen zu wollen. Mein Plan geht viel weiter und soll auf einer gewissen Altersstufe sämtliche Kinder derjenigen Eltern mitumfassen, die in der Tat ebensowenig imstande sind, diese zu ernähren als die, die auf der Straße unsere Mildtätigkeit in Anspruch nehmen.

Was mich anlangt, so habe ich mich viele Jahre lang mit diesem wichtigen Gegenstande befaßt und reiflich die Vorschläge derjenigen geprüft, die ihm ebenfalls ihr Nachdenken zugewandt haben; habe jedoch stets gefunden, daß sie sich in ihren Berechnungen gröblich geirrt haben. Unbestreitbar läßt sich ein von seiner Alten gerade in die Welt gesetztes Kind ein volles Kalenderjahr lang mit deren Milch und etwas anderer Nahrung erhalten, die, hoch gegriffen, nicht mehr als zwei Schilling kosten kann. Diese oder deren Gegenwert kann die Mutter durch ihre gesetzlich statthafte Beschäftigung, den Bettel, nach und nach aufbringen; und gerade wenn diese Kinder ein Jahr alt sind, beabsichtige ich für sie zu sorgen, so daß sie, statt ihren Eltern oder Gemeinden zur Last zu fallen, oder für den Rest ihres Daseins in ständiger Nahrungs- und Kleidungsnot zu sein, im Gegenteil zur Ernährung und teilweise zur Bekleidung vieler Tausender beitragen sollen.

Gleichzeitig hat mein Plan noch den weiteren Vorteil, daß er diese absichtlich herbeigeführten Fehlgeburten verhindert und den entsetzlichen Brauch der Frauen, ihre unehelichen Sprößlinge umzubringen, der, ach, bei uns so viel befolgt wird und diese schuldlosen Kindlein hinmordet, mehr, glaube ich, um die Kosten zu sparen, als sich vor Schande zu retten. Und dies muß doch die härteste, fühlloseste Brust zu Tränen des Mitleids rühren.

Da die Zahl der Seelen in diesem Königreiche auf anderthalb Millionen berechnet wird, mögen nach meiner Schätzung darunter etwa 200 000 Paare sein, wo die Weiber gebärfähig sind; von diesen ziehe ich 30 000 Paare ab, die imstande sind, ihre eigenen Kinder zu ernähren, obgleich ich fürchte, daß bei der gegenwärtigen Notlage diese letzte Zahl zu hoch gegriffen ist. Aber nehmen wir dies immerhin an, so bleiben 170 000 zeugungsfähige Paare. Davon ziehe ich wiederum 50 000 ab für Frauen mit Fehlgeburten, oder solche, deren Kinder infolge von Unfall oder Krankheit innerhalb des ersten Jahres sterben. Es bleiben also pro Jahr nur 120 000 Neugeborene armer Eltern. Die Frage ist nun, wie soll diese Anzahl aufgezogen und versorgt werden, was, wie ich bereits erwähnt habe, bei dem augenblicklichen Stand der Geschäfte, mit allen bisher vorgeschlagenen Verfahrungsweisen gänzlich unmöglich ist, denn wir können sie weder in der Landwirtschaft noch im Gewerbe unterbringen; Häuser werden keine gebaut (auf dem Lande wenigstens), und die Felder werden nicht

Digitized by Google

bestellt; selten können sie daher durch Stehlen sich ihren Lebensunterhalt erwerben, bevor sie sechs Jahre alt geworden sind, ausgenommen, wenn sie eine besondere Veranlagung besitzen, obgleich ich zugeben muß, daß sie sich die Anfangsgründe dazu viel früher aneignen. Immerhin können sie während dieser Zeit doch eigentlich nur als Anfänger angesehen werden. So wenigstens belehrt mich ein Herr aus der Grafschaft Cavan, der beteuerte, unter sechs Jahren seien ihm nie mehr als ein oder zwei Fälle zur Kenntnis gekommen, sogar in einem Teile des Königreiches, der durch die raschesten Fortschritte in dieser Kunst so berühmt ist.

Aus den Kreisen unserer Kaufmannschaft versichert man mich, daß vor dem zwölften Lebensjahre ein Knabe oder Mädchen ein unverkäuflicher Artikel ist, und daß sie selbst nach Erreichung dieses Alters an der Börse mit nicht über drei Pfund oder höchstens drei Pfund und einer halben Krone notiert sind, ein Preis, bei dem weder das Königreich noch die Eltern auf ihre Kosten kommen, da die Auslagen für Abfütterung und Lumpen mindestens das Vierfache betragen.

Daher werde ich mir jetzt erlauben, bescheiden meine eigenen Gedanken vorzubringen, die, hoffe ich, keinen Einwurf gestatten werden.

Ein sehr sachkundiger Amerikaner aus meinem Londoner Bekanntenkreis hat mich versichert, daß ein gesundes, gut genährtes Kind im Alter von einem Jahr, gedämpft, geröstet, gebraten oder abgesotten, ein höchst wohlschmeckendes, nahrhaftes und bekömmliches Essen ist, und ich zweifle nicht, daß man es wohl auch zu Frikassee oder Ragout verwenden kann.

Ich übergebe daher der öffentlichen Begutachtung den ergebenen Vorschlag, daß von den früher berechneten 120 000 Säuglingen 20 000 der Nachzucht vorbehalten werden, wovon nur ein Viertel männlichen Geschlechtes zu sein braucht; das ist mehr, als wir für Schafe, Rindvieh oder Schweine ansetzen; und ich begründe dies damit, daß diese Kinder doch selten die Frucht einer ehelichen Verbindung sind, ein Umstand, der von diesen Wilden übrigens kaum beachtet wird; deshalb wird ein Männchen genügen, um vier Weibchen zu versorgen; daß die verbleibenden hunderttausend im Alter von einem Jahr im ganzen Königreich Leuten von Stand und Vermögen zum Kauf angeboten werden, wobei man die Mütter fleißig anhält, sie während der letzten Monate ordentlich saugen zu lassen, damit sie gut fett und fleischig werden. Ein Kind wird für zwei Mahlzeiten ausreichen, auch wenn man Freunde zu Gast hat, und speist die Familie für sich, wird das Vorder- oder Hintervierte eine völlig ausreichende Mahlzeit abgeben, das sich übrigens, mit etwas Pfeffer und Salz gewürzt, recht gut noch am vierten Tag, besonders in der Winterzeit, abkochen läßt.

Digitized by Google

Ich habe berechnet, daß ein neugeborenes Kind durchschnittlich zwölf Pfund wiegt und bei sachgemäßer Aufzucht bis zu 28 Pfund im ersten Lebensjahr zunimmt.

Ich gebe zu, dieses Nahrungsmittel ist etwas kostspielig; aber gerade deshalb die richtige Kost für die Großgrundbesitzer, die, da sie bereits die Mehrzahl der Eltern aufgefressen haben, auch das größte Anrecht auf deren Kinder zu haben scheinen.

Kinderfleisch wird das ganze Jahr über zu haben sein; aber besonders reichlich im März und etwas vor- und nachher, denn ein sehr ernst zu nehmender Gewährsmann, ein hervorragender französischer Arzt, berichtet uns, daß Fische ein sehr anregendes Nahrungsmittel sind, daß daher in den römisch-katholischen Ländern ungefähr neun Monate nach der Fastenzeit mehr Kinder zur Welt kommen, als zu irgend einer anderen Zeit des Jahres. Daher wird ein Jahr nach Fasten das Angebot auf den Märkten noch reicher als gewöhnlich sein, da die Zahl der katholischen Kinder zu der der Andersgläubigen mindestens im Verhältnis von 3 : 1 steht, und daher werden wir noch den Nebenvorteil haben, daß die Anzahl der Papisten unter uns vermindert wird.

Ich habe bereits den Aufwand für die Aufzucht eines Bettelkindes berechnet — wozu ich die aller Häusler, Taglöhner und von vier Fünfteln der Pächter zähle — nämlich auf etwa zwei Schilling pro Jahr, einschließlich der Lumpen, in die sie gewickelt sind. Und ich glaube, kein Gentleman wird sich bedenken, 10 Schilling für ein abgestochenes, gutes, fettes Kind zu bezahlen, das, wie ich bereits festgestellt habe, ein ausgezeichnetes, nahrhaftes Fleisch für vier Mahlzeiten liefern wird, vorausgesetzt, daß er nur einen nahen Freund des Hauses oder seine eigene Familie zu Tisch hat. So wird der Landedelmann es lernen, ein gütiger Gutsherr zu sein und bei seinen Pächtern beliebt zu werden; die Mutter wird acht Schilling Reingewinn haben und arbeitsfähig sein, bis sie das nächste Kind in die Welt setzt.

Diejenigen, die sparsamer sind, was, wie ich zugeben muß, die Zeitumstände notwendig erscheinen lassen, mögen den Körper abhäuten; die Haut gibt bei sorgfältiger Behandlung für die Ladies wundervolle Handschuhe und für feine Gentlemen Sommerschuhe.

Was unsere Vaterstadt Dublin anlangt, so sollten in den entsprechenden Vierteln zu diesem Zwecke Fleischbänke errichtet werden, an Schlächtern wird es sicherlich nicht fehlen, obgleich ich empfehlen würde, die Säuglinge lebend zu kaufen und sie erst bei der Zubereitung abzustechen, wie wir es ja auch mit unseren Rostferkeln machen.

Ein sehr würdiger Mann, der unser Land innig liebt, und dessen

Digitized by Google

Tugenden ich sehr hoch schätze, war kürzlich so liebenswürdig, bei einer Besprechung dieses Gegenstandes mir eine Verbesserung vorzuschlagen. Er sagte, da viele Gentlemen in der letzten Zeit ihren Wildstand ruiniert hätten, so ließe sich seiner Ansicht nach dem Mangel an Wild leicht durch die Körper von Jungens und Mädchen, nicht über vierzehn und nicht unter zwölf, leicht abhelfen; und diese könnten ja unschwer von ihren Eltern, sofern die noch am Leben seien, andernfalls durch ihre nächsten Verwandten, abgetan werden. Indes, bei aller schuldigen Achtung vor einem so ausgezeichneten Freunde und verdienstvollen Patrioten, kann ich doch nicht durchaus seinen Ansichten beipflichten; denn hinsichtlich der Jungens versichert mich mein amerikanischer Bekannter aus eigener, vielfacher Erfahrung, ihr Fleisch sei gewöhnlich mager und zäh wie das unserer Schuljugend, weil sie ständig auf den Beinen seien — und von unangenehmem Geschmack; und sie erst fett zu machen, käme zu teuer. Was aber die weiblichen Kinder anbetrifft, so wage ich den bescheidenen Einwand, daß dies einen Verlust für die Allgemeinheit bedeuten würde, da sie ja selbst bald Junge haben würden. Und außerdem ist es nicht unwahrscheinlich, daß einige überbedenkliche Leute ein solches Verfahren als beinahe an Grausamkeit grenzend bezeichnen möchten, obgleich höchst ungerechtfertigterweise. Und ich gestehe, dies war auch für mich von je das stärkste Bedenken gegen jede, wenn auch noch so wohlgemeinte Maßnahme.

Zur Rechtfertigung meines Freundes muß ich erwähnen, daß er nach seiner eigenen Mitteilung auf seinen Gedanken durch den berühmten Psalmanazar gebracht worden sei, einen Eingeborenen der Insel Formosa, der vor einigen zwanzig Jahren nach London kam und gesprächsweise meinem Freunde erzählte, wenn in seiner Heimat irgend eine jüngere Person hingerichtet werde, verkaufe der Henker den Leichnam (im Ausschnitt) als besonderen Leckerbissen an Leute von Rang; und zu seiner Zeit sei der Körper eines fetten fünfzehnjährigen Mädchens, das wegen eines Vergiftungsversuches auf den Kaiser gekreuzigt worden wäre, an den Premierminister und andere hohe Mandarine bei Hof in Stücken zu 400 Kronen vom Galgen weg verkauft worden. Und auch ich kann nicht in Abrede stellen, daß, wenn in unserer Stadt einige dicke Mädels auf dieselbe Weise nutzbar gemacht würden, die ohne einen einzigen Groschen eigenen Vermögens auf der Straße nie ohne Tragstuhl (Auto), in Theater oder Gesellschaft nie ohne ausländischen Putz erscheinen, der von ihnen nicht bezahlt ist, unser Königreich würde deshalb um nichts schlechter fahren.

Einige Leute von versorgter Gemütsart machen sich oft Gedanken über diese ungeheure Menge alter, kranker oder verkrüppelter Armen,

Digitized by Google

und man hat mich ersucht, darüber nachzusinnen, wie die Nation von einer so schweren Last befreit werden könne. Das macht mir aber nicht die geringste Unruhe; man weiß doch, daß sie Tag für Tag infolge von Hunger, Kälte und Schmutz verkommen und sterben, und zwar so rasch, als man vernünftigerweise von ihnen nur erwarten kann. Und auch die jüngeren Arbeiter sind jetzt fast in der gleichen hoffnungsvollen Lage. Arbeit können sie keine erhalten und verschwächen demzufolge durch unzureichende Nahrung derart, daß, wenn sie einmal zufälligerweise Arbeit kriegen, sie zu schwach sind, sie auszuführen. Und so werden in segensreicher Weise sie und das Land von allen künftigen Übeln erlöst.

Doch ich habe mich zu lange von meinem Gegenstand abbringen lassen und kehre wieder zu ihm zurück. Ich denke, die Vorteile des von mir vorgeschlagenen Verfahrens sind augenfällig und zahlreich, wie auch von höchster Wichtigkeit.

Zum ersten würde es die Zahl der Päpstlinge vermindern, von denen wir von Jahr zu Jahr mehr überholt werden, da sie die hauptsächlichen Kindererzeuger der Nation wie auch unsere gefährlichsten Feinde sind, und die nur im Lande bleiben, um das Königreich dem Prätendenten auszuliefern, in der Hoffnung, aus der Entfernung vieler guter Protestanten ihren Vorteil ziehen zu können, die lieber das Land verlassen, als gegen ihr Gewissen einem Geistlichen der Hochkirche zu zehnten.

Zweitens werden dadurch die Pächter doch wieder etwas von Wert zu eigen bekommen, das pfändbar ist, und zur Zahlung des Pachtgeldes an den Grundherren herangezogen werden kann, da Korn und Vieh bereits mit Beschlag belegt sind, und Geld etwas gänzlich Unbekanntes bei ihnen ist.

Drittens, während der Unterhalt von 100 000 Kindern von zwei Jahren an zu nicht weniger als 10 Schilling pro Kopf und Jahr angeschlagen werden muß, wächst durch mein Verfahren das Nationalvermögen um 50 000 Pfund Sterling pro Jahr, ganz abgesehen vom Gewinn eines neuen Gerichts, das an der Tafel aller vermöglichen Gentlemen zur Einführung käme; und das Geld würde im Lande bleiben, da es ein Artikel gänzlich eigener Erzeugung und Verarbeitung ist.

Viertens, diese ständigen Kindererzeuger werden, abgesehen von dem Gewinn von acht Schilling pro Jahr, durch den Verkauf ihrer Kinder die Last los, sie über das erste Lebensjahr hinaus erhalten zu müssen.

Fünftens wird dieses Gericht auch den Gasthöfen großen Zuspruch verschaffen, da die Gastwirte klug genug sind, sich die besten

Digitized by Google

Kochrezepte zu besorgen, um es aufs beste zuzubereiten; und sie werden daher auf die Kundschaft der feinsten Gentlemen zählen können, deren Selbsteinschätzung mit Recht auf ihren Kenntnissen in der feinen Küche beruht; und ein geschickter Koch, der seine Gäste zu behandeln versteht, wird die Speise so kostspielig herzurichten wissen, als jene es nur wünschen können.

Sechstens würde das ein großer Ansporn zur Schließung von Ehen sein, die alle weisen Nationen entweder durch Belohnungen begünstigt oder durch Gesetze und Strafen erzwungen haben. Es würde die Sorgfalt und Zärtlichkeit der Mütter gegen ihre Kinder vermehren, wenn sie sicher wären, daß gewissermaßen durch die Allgemeinheit ihrem armen Kindlein eine sichere Lebensstellung mit einem jährlichen Gewinn für sie selbst, statt auf ihre Kosten geschaffen würde. Wir würden einen ehrlichen Wetteifer unter den verheirateten Frauen sehen, welche von ihnen das fetteste Kind auf den Markt lieferte, die Männer würden so besorgt und zärtlich gegen ihre Weiber während der Schwangerschaft werden, wie sie es jetzt gegen ihre trächtigen Stuten, Kühe oder Schweine sind, und wären aus Angst vor einer Fehlgeburt nicht so rasch bei der Hand, sie mit Schlägen oder Fußtritten zu mißhandeln, wie dies ein nur zu häufiges Vorkommnis ist.

Noch viele weiteren Vorteile ließen sich aufzählen, z. B. die Steigerung der Ausfuhr von eingepökeltem Ochsenfleisch um einige tausend Stück Vieh, die Verbreitung des Genusses von Schweinefleisch, Einführung von Verbesserungen in der Kunst der Schinkenbereitung, die bei uns infolge der Massenvertilgung von Ferkeln so not täte, die viel zu häufig auf unseren Tafeln erscheinen, und die doch in keiner Hinsicht sich an Geschmack und einladendem Aussehen mit einem gutgewachsenen Kinde vergleichen lassen, das, auf dem Rost gebraten, ein Prunkstück auf einer Lord-Mayors-Tafel oder bei jedem anderen Schauessen bilden würde.

Angenommen, tausend Familien in dieser Stadt wären ständige Abnehmer von Kinderfleisch, außer denen, die es sich gelegentlich bei Festlichkeiten, wie Hochzeiten und Kindtaufen leisten, so berechne ich, daß Dublin jährlich 20 000 Stück Säuglinge und das übrige Königreich (wo sie allerdings etwas wohlfeiler abzulassen wären) die restlichen 80 000 verbrauchen würde.

Ich kann mir nun keinen Einwurf denken, der sich möglicherweise gegen meinen Vorschlag erheben könnte, wollte man nicht etwa vorbringen, daß dadurch die Einwohnerzahl im Königreiche bedeutend herabgesetzt würde. Das gebe ich gerne zu, und es war dies in der Tat mein Hauptziel, als ich meinen Vorschlag der Öffentlichkeit übergab. Ich bitte

Digitized by Google

den Leser wohl zu beachten, ich ersann dieses Heilmittel für dieses eine, einzigartige Königreich Irland und für kein anderes, das jemals war, ist oder, denke ich, je auf Erden sein kann. Daher bleibe man mir mit anderen Auskunftsmitteln vom Leibe, wie etwa: Unsere Absentisten mit 5 Schilling per Pfund zu besteuern; keine Kleider noch Hausgeräte zu benutzen, die nicht unser eigenes Erzeugnis sind; unerbittlich Stoffe und Gebrauchsgegenstände auszuschließen, die den ausländischen Luxus fördern; die Verschwendungssucht des Stolzes, der Eitelkeit, Trägheit und Dirnenhaftigkeit bei unseren Weibern abzustellen; den Sinn für Sparsamkeit, Umsicht und Mäßigkeit zu wecken; die Liebe zu unserem Vaterlande wachzurufen, worin wir uns sogar von den Lapländern und Bewohnern von Topinambo zu unserem Nachteil unterscheiden; unsere gegenseitige Gehässigkeit und Parteisucht abzulegen und nicht länger mehr es wie die Juden zu machen, die einander noch im Augenblick zerfleischten, als ihre Stadt eingenommen wurde. Doch etwas zurückhaltender zu sein und nicht Heimat und Gewissen für nichts zu verkaufen; es den Grundherren beizubringen, wenigstens den untersten Grad der Barmherzigkeit gegen ihre Pächter sich zu eigen zu machen. Und schließlich den Geist der Ehrlichkeit, der Gewandheit und des Fleißes unseren Kaufleuten einzupflanzen, die, könnte der Beschluß gefaßt werden, nur einheimische Waren zu kaufen, sich sofort zusammentun würden, um uns zu betrügen und in Maß, Preis und Güte zu übervorteilen; und die nie dazu gebracht werden könnten, uns ein einziges anständiges Angebot zu machen, so oft man sie auch dazu auffordern würde.

Deshalb sage ich noch einmal, man komme mir nicht mit diesen und ähnlichen Rettungsmitteln, bis wenigstens ein schwacher Hoffnungsschimmer da ist, daß jemals ein ehrlich gemeinter, aufrichtiger Versuch gemacht wird, sie auch anzuwenden.

Was mich anbetrifft, so bin ich, müde der unwirklichen, eiteln, schemenhaften Gedanken, die seit vielen Jahren immer und immer wieder vorgebracht wurden, und schließlich gänzlich am Erfolg verzweifelnd, glücklicherweise zuletzt auf diesen Vorschlag verfallen, der, wie er völlig neu ist, doch etwas Greifbares, Wirkliches hat, keine Ausgaben und wenig Mühe verursacht, dessen Ausführung ganz in unserer Macht steht, und durch den wir nicht befürchten müssen, E n g l a n d s Mißfallen zu erregen. Denn dieser Bedarfsartikel verträgt keine Ausfuhr, da das Fleisch nicht haltbar genug ist, um längeres Aufbewahren in Salz zu gestatten, obgleich ich vielleicht ein Land nennen könnte, das froh wäre, unsere ganze Nation ungesalzen aufzufressen.

Digitized by Google

Indes bin ich nicht so durchaus auf meine eigene Meinung versessen, um irgend einen anderen Vorschlag kluger Männer zu verwerfen, der gleich harmlos, wohlfeil, leicht durchführbar und wirksam befunden würde. Aber bevor etwas dieser Art gegen meinen Plan geäußert, und ein besserer vorgeschlagen wird, bitte ich den oder die Urheber, zwei Punkte reiflich zu überlegen. Erstens, wie die Sache heute liegt, auf welche Weise wollen sie Nahrung für so viel unnütze Mäuler und Kleidung für ditto Körper beschaffen? Und zweitens, in diesem Königreiche leben rund eine Million Geschöpfe in menschlicher Gestalt, die nach Zusammenlegung ihrer gesamten Existenzmittel mit etwa zwei Millionen Pfund verschuldet wären, wenn man die, welche Bettler dem Beruf nach sind, der großen Masse der Pächter, Kätner, Taglöhner zuzählt, die Bettler dem wirklichen Tatbestand nach sind. Ich möchte, daß diese Politiker, die meinen Vorschlag ablehnen, und vielleicht kühn genug sind, einen Gegenantrag zu versuchen, daß diese Politiker zuerst die Eltern dieser menschlichen Geschöpfe fragen würden, ob sie es nicht noch an diesem heutigen Tage als ein großes Glück ansehen würden, wenn man sie im Alter von einem Jahr in der von mir angegebenen Weise als Nahrungsmittel verkauft, und ihnen so ein Leben ununterbrochenen Jammers und Elends erspart hätte, das sie seither geführt haben infolge der Bedrückung durch die Gutsherren, der Unmöglichkeit, ohne Geld und Arbeit den Pachtzins zu zahlen, des Mangels an den notwendigsten Unterhaltsmitteln, ohne Haus und Hütte, um sich gegen die Unbilden des Wetters zu schützen, und mit der unentrinnbaren Aussicht, ihre Nachkommen für alle Ewigkeit dem gleichen oder noch größeren Elend zu überantworten.

Ich bekenne in der Aufrichtigkeit meines Herzens, ich habe nicht den geringsten eigenen Vorteil dabei, wenn ich mich bemühe, das notwendige Werk zu fördern, da ich keinen anderen Beweggrund habe, als das gemeine Wohl meiner Heimat, in dem ich die Gewerbetätigkeit aufmuntere, für die Unmündigen sorge, den Armen helfe und den Reichen einen Genuß verschaffe. Ich habe keine Kinder mehr, durch die ich einen einzigen Groschen könnte verdienen wollen; das Jüngste ist neun Jahre alt, und meine Frau ist über das Alter des Kinderkriegens hinaus.

Digitized by Google

Civilization.

Englische Eindrücke eines deutschen Musikers.

Von Hans Schilling.

Was unseren Kampf gegen England so besonders hartnäckig und schwer macht, ist, daß wir uns nicht nur gegen sein Heer und seine Flotte, gegen seine Volkskraft und seine Machtstellung im Kampfe um unsere Existenz sehen. Wie wir dem russischen Bären gegenüber Faktoren, die sich nicht mit Zahlen ausdrücken lassen, zu unsern Gunsten buchen können, so müssen wir umgekehrt die Wirkung des Anpralls starker geistiger Gegensätze England gegenüber als von besonderer Wucht empfinden. Können wir doch oft im Familienleben die Beobachtung machen, daß, wo es zwischen zwei Gliedern eines Geschlechtes zu Gegensätzen kommt, gerade diese besonders schroffe Formen anzunehmen pflegen und zwar um so mehr, je kraftvoller der gemeinsame Stamm selbst veranlagt ist. Hier kommt überdies verschärfend hinzu, daß die beiderseitige, grundverschiedene Entwicklung einen recht beträchtlichen Altersunterschied auf den Kopf gestellt zu haben scheint. Lohnt es sich auch nicht solchem Vergleiche weiter nachzugehen, als bis zu der Erkenntnis, daß der Deutsche sich auf keinen Fall von vorneherein selbst als unterlegen einzuschätzen braucht, so tut gerade er doch andrerseits gut daran, sich in der Würdigung der Verhältnisse, da wo sie sich zu seinen Ungunsten gestalten, nicht nur unter Berufung auf die Ungleichheit allen Erdenschicksals mit einem stoischen Verzicht zu begnügen. Nach beiden Richtungen hin pflegt aber nur allzu häufig das richtige Maß von Selbsteinschätzung vom Deutschen verkannt zu werden.

Daß aus jeder Unsicherheit gerade im Kampfe gegen eine so gefestigte Weltanschauung wie die englische von vorneherein ein unendlich schwieriger Standpunkt erwächst, ist sicher: wir haben ja in Anbetracht unserer trotz des höheren Alters geringeren politischen Reife ihr nichts von gleicher Stärke entgegenzusetzen. Aber ist damit gesagt, daß dies immer dasselbe bleiben soll, daß ein solcher Vorsprung durch nichts einzuholen ist, daß vor allem diese Weltanschauung selbst und für alle die alleinseligmachende sein muß?

Keineswegs! Niemand denkt hierüber klarer als der Engländer selbst. Aber in demselben Maße, in welchem er durchdrungen ist davon, daß seine ganze Weltgeltung sich auf einem ununterbrochenen Festhalten an seiner Tradition aufbaut, weiß er sich stark, sich mit allem abzufinden, was die Welle an sein Eiland heranträgt, ohne

Digitized by Google

sich selbst zu verlieren. Ob diese Tradition gut oder schlecht, richtig oder falsch ist, ist ihm weniger wichtig, als daß sie zielbewußt verfolgt wird und daß sie das wird, ist seine einzige Sorge. Was ihr im Laufe der Zeiten begegnet, dem kommt sie gerade soweit entgegen, daß sie darüber klar sehen kann, ob sie entweder als homogen in sich aufnehmen kann oder es als heterogen abzustoßen hat. Von diesem Zielbewußtsein seiner Tradition getragen, weiß sich der Engländer jedem Andern überlegen, der mit noch so großem Eifer und Fleiß jedem Besten im einzelnen nachjagt und dabei die Richtung verliert.

Dieser letzte Punkt hat auch für das kulturelle Leben Englands eine entscheidende Bedeutung. Können wir in England von einem kulturellen Leben sprechen? In unserem Sinne kaum, da dem Engländer der Begriff „Kultur" in seiner Sprache fehlt; das wäre schließlich ja ein äußerlicher Grund, wenn er nicht anderseits gerade in der etymologischen Bedeutung seines Ausdrucks "civilization" tieferen Sinn gewänne.

Schon das bloße Wort gibt also darüber völlig zutreffenden Aufschluß, daß wir es beim Engländer, wenn er mit kulturellen Werten in Berührung kommt, nicht so fast mit einem primären Erfassen zu tun haben, sondern daß ein solches erst sekundär unter dem Gesichtswinkel des Bürgertums und damit des Staatsbegriffs seinen Wert gewinnt. Gerade dadurch aber, daß durch die Macht der Tradition in England diese beiden Begriffe zu einem einzigen Gebilde, der society, sich zusammenschließen, in welcher der bürgerliche Staat dort seinen scharf umrissenen Typ gewinnt, muß auch das kulturelle Leben diesen ganz besonderen Einschlag erhalten.

Den Inhalt ihres Staatsbegriffes bildet nach den überlieferten Anschauungen der englischen Gesellschaft die Geltung Englands als Staat an erster Stelle in der Welt. Mit ihm ist die Gewährleistung einer so gut wie selbständigen Entfaltung aller Mitglieder dieser Gesellschaft, als der Träger dieses Staatsbegriffs überall auf der Erde untrennbar verknüpft. Förderung jedes einzelnen durch die Gesamtheit und der Gesamtheit durch jeden einzelnen bildet sein besonderes Kennzeichen. Wenn im Verlaufe dieses Krieges die Schlagworte eines „neuen England", einer „Aufrüttelung" usw. zu hören sind, so dürfen wir hierunter beileibe keine Revolutionierung, keinen Umsturz verstehen; im Gegenteil. Soweit der Wille des Engländers selbst über seine Zukunft wird zu bestimmen haben und dies Selbstbestimmungsrecht wird auch heute noch ebenso wie vor dem Kriege ausschließlich

Digitized by Google

von der Gesellschaft ausgeübt werden, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß hierunter nichts als eine Reinigung, eine Konzentration der großen Gesichtspunkte des englischen Staatsgedankens zu verstehen sein wird, wie sie sich eben von Zeit zu Zeit den Unbilden der Zeit gegenüber als nötig erweist. Weder in dem Verhältnis der Gesellschaft, als der Repräsentantin der Nation zum Volke, noch in der konsequenten Folgeerscheinung hieraus, daß alle Gegensätze öffentlicher Meinungen innerhalb der Gesellschaft zum Austrag kommen, wird sich, so lange der Engländer in England selbst Herr ist, etwas ändern.

Der besondere Einschlag, der sich dem kulturellen Leben auf Grund dieser Verhältnisse mitteilen muß, läßt schon theoretisch einen richtigen Schluß zu. Jeder Gedanke an eine Auffassung des Begriffes civilization im Sinne einer die breiten Massen nach dem bekannten Gleichnis des Sauerteigs mit wissenschaftlicher Bildung und künstlerischer Erziehung durchdringenden Volkskultur muß zunächst ausgeschlossen erscheinen. Und in der Tat ist, während ihm jener die wohltätige Schichtung der Menschheit bedeutet, innerhalb deren er an der ihm geeignet erscheinenden Stelle jene Höhenmarke anbringt, welche society und people voneinander scheidet, der Inhalt dieser dem Engländer etwas völlig Fremdes. Im direkten Gegensatze zu einer Volkskultur, welche aus dem Schoße der Nation ihre treibenden Kräfte schöpft, ist die englische civilization ein bewußt entstandenes Produkt der Anschauungen der society und kann als solches wohl am besten, sich keineswegs mit unserm Begriff von Zivilisation deckend, mit Gesellschaftskultur übersetzt werden.

Mit dieser Feststellung haben wir ohne Schwierigkeit, auch ohne daß wir den zeitraubenden Weg historischer Ableitung wählten, die Begründung der für uns Deutsche so schwer verständlichen Tatsache gefunden, warum der Engländer, den wir doch als unsern Vetter zu betrachten pflegen, sich so rückhaltlos auf den Boden der kulturellen Anschauungen des Franzosen stellt. Der Begriff der Gesellschaftskultur verbindet beide mit festeren Banden als denen des Blutes; er hat sich gleichsam mit dem Franzosen verschwägert, was ja auch im Familienleben oft die stärksten Bande bedeutet. In Frankreich hatte sich um die Gestalt Ludwigs XIV. auf politischer Basis zunächst ein absoluter Persönlichkeitskult herausgebildet, der dort die gesamte weitere kulturelle Entwicklung entscheidend beeinflußte und der trotz aller großen und kleinen Revolutionen auch heute noch allein wirksam ist. Das demokratische England hat diesen Kult verbreitert und ganz

Digitized by Google

folgerichtig seiner eigenen politischen Entwicklung anpassend ihn auf die Gesellschaft übertragen.

So beherrscht und reguliert in England die Gesellschaft die sich nach den kulturell für sie in Betracht kommenden Verhältnissen von Angebot und Nachfrage ergebenden Notwendigkeiten vollkommen. Schon aus diesem Grunde kann es uns nicht wundernehmen, wenn sie unter der Stärke des französischen Einflusses in ihre kulturellen Anschauungen vieles einbezieht, was ohne irgendwie tatsächlich kulturelle Bedeutung zu haben, nur dadurch, daß es eben den Gepflogenheiten einer durch ihre eigene Brille sehenden Gesellschaft entspricht, als Erscheinungsform der civilization gilt. Ohne sich im geringsten über den ethischen Wert solcher gesellschaftlichen Dogmen, wie sie z. B. im Verkehr der einzelnen untereinander oder mit dem anderen Geschlecht, innerhalb der Familie usw. gerade in England so strikte konventionelle Formen angenommen haben, Rechenschaft zu geben, stellt diese einseitige civilization einen Kodex der Gesellschaftskultur für die ganze Welt auf. Von solchen nur allzu gerne von uns Deutschen angestaunten und nachgebeteten, willkürlich erweiterten und veräußerlichten Pseudo-Kulturbegriffen hinweg soll uns eine ernstere Auffassung zu wirklichen Kulturfragen, zu den Fragen der Zusammenhänge zwischen Gesellschaft einerseits und Wissenschaft und Kunst andrerseits führen.

Eine tiefgründige Beurteilung der wissenschaftlichen und künstlerischen Bedeutung englischer Kulturarbeit müßte an dieser Stelle weit über den gegebenen Rahmen heraustreten und dem Zwecke dieser Zeilen auch nicht entsprechen, der darin gesucht werden soll, auf Grund persönlicher Anschauungen gewonnene Eindrücke besonders eigenartig hervortretender Ausdrucksformen auf kulturellem Gebiete zu schildern. War es hiezu notwendig, vor allem den Zusammenhang mit dem Einschlage des englischen Geistes zu beleuchten, so dürfen wir hier im besonderen unsere Aufgabe dadurch einschränken, daß wir wissenschaftliche Forschung und künstlerische Leistung selbst als Errungenschaften des menschlichen Geistes und Gemütes einer weiteren als der nur nationalen Würdigung überlassend uns auf den Hinweis beschränken, daß Männer wie Hume, Newton, Darwin, Carlyle, Burne Jones, Turner, Shakespeare, Milton zweifellos mit an der Spitze der Menschheit schreiten.

Gehen wir aber zunächst dazu über, festzustellen, welches Interesse die englische Gesellschaft an der Förderung wissenschaftlicher Forschung zeigt, so fällt uns zweierlei als typisch ins Auge. Vor allem die

Digitized by Google

den englischen Staatsmitteln entsprechende großartige materielle Hilfe, die dieser jeglichem Zweige wissenschaftlicher Forschung gewährt und in zweiter Linie die unbegrenzte Verehrung und Dankbarkeit, die jedem dem englischen Staate nutzbringenden Forscher zuteil wird. Es ist eine Eigenart der wissenschaftlichen Forschung, daß sie im vergangenen Jahrhundert in so überaus engen Kontakt mit Industrie und Handel getreten ist. Diesem Gesichtspunkte sehen wir besonders in England Rechnung getragen, wenn wir die wissenschaftlichen Sammlungen Londons besuchen, die in bezug auf Reichhaltigkeit und Großartigkeit der Anlage wohl unerreicht dastehen und in welchen stets der besondere englische Standpunkt dadurch zum Ausdruck kommt, daß sie in jeder Einzelheit den Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Errungenschaft und nationalem Bedürfnis erkennen lassen, wie sie andrerseits nichts beiseite lassen, was dem Selbstbewußtsein von Englands gebietender Macht förderlich und dienlich sein kann. Erst in jüngster Zeit trachten wir Deutsche im Münchener Deutschen Museum eine Sammlung mit ähnlicher Tendenz zu gewinnen. Mit Stolz aber spricht England davon, daß seine Geschichte keinen Forscher kennt, der vergebens um die Hilfe seiner country gebeten hätte. Und in Westminster abbey zeugt mehr als ein Monument davon, wie England seine großen Gelehrten ehrt.

Läßt sich in dem allen die ausgesprochene Absicht erkennen, auf wissenschaftlichem Gebiete die Beziehungen zum Staate an erster Stelle hochzuhalten, so sehen wir andrerseits durch die Art, wie England diesem Gebiete die treibenden Kräfte zuführt, wiederum deutlich das Bestreben der Gesellschaft ihrerseits, sich den maßgebenden Einfluß zu wahren. In der Tat ist auch die überwiegende Mehrheit aller führenden Geister, d. h. derjenigen, deren Wirkungsweise nicht die elementare Art des Ausbruchs des Genialen eigen ist, aus der Gesellschaft selbst hervorgegangen. Besonders klar wird dies bei Betrachtung der auf die öffentliche Bildung einwirkenden Faktoren, der Schulen. Konnten wir grundsätzlich die Widersprüche feststellen, welche zwischen Tradition und Volkskultur sich einschiebend das Entstehen der letzteren in England auszuschließen scheinen, so müssen unausbleiblich für das ganze Bildungswesen hieraus Schlüsse zu ziehen sein. Während das Volksschulwesen auf einer Stufe steht, die mit den deutschen Verhältnissen überhaupt nicht verglichen werden kann, gehen alle Schulen, welche der Gesellschaft offen stehen, von Gesichtspunkten aus, welche in erster Linie den von der Gesellschaft verkörperten Staatszweck im Auge haben. Hiebei tritt naturgemäß die Vorbereitung einer staats-

Digitized by Google

bürgerlichen Erziehung gegenüber rein klassisch-philologischer oder g künstlerischer Ausbildung stark in den Vordergrund. Dies ist nic nur an den Gymnasien der Fall, sondern macht sich selbst in den höh ren Mädchenschulen bemerkbar. Dort aber bildet die Ausbildung a einer in der Gesellschaft zu entsprechenden Leistungen befähigten Pe sönlichkeit die Hauptaufgabe. Im college wird der Grund gelegt a dem, was dann später im öffentlichen Leben die breite Grundlag einer gesellschaftlichen Demokratie bilden soll. Denn auch derjenig der von der Schule nicht auf die Universität geht, um sich erst do einem bestimmten Fachstudium zu widmen und später entweder d Staatsdienst oder die akademische Laufbahn zu ergreifen, soll vo der Schule aus dasjenige mitbringen, was er als Staatsbürger brauch um jederzeit im öffentlichen Leben eingreifen zu können. Bis zu fast karikaturenhaft wirkenden Äußerlichkeit gehen diese Grundsätz wenn der knabenhafte Schüler des nur den Mitgliedern der Tor Partei offenstehenden Eton-college in seinem schwarzen Gesellschafts anzug mit dem kurzen spencer, dem breiten weißen Umlegekragen un dem tadellosen silk-hat (Zylinder) schon durchdrungen von der Wich tigkeit seiner künftigen gesellschaftlichen Aufgabe — nicht seiner bevor zugten Stellung! — daherschreitet. Endlich aber haben wir uns i den Universitäten vor allem jenen zu Cambridge und Oxford nich ausschließlich Bildungsanstalten im Sinne der unseren vorzustellen Sie stellen vielmehr neben Aufgaben reiner Fachausbildung mit gleic starker Betonung soziale Richtlinien auf, welche mit der Gestaltung des gesamten gesellschaftlichen Lebens in folgerichtiger Wechselwir kung stehen. Dies tritt in nichts deutlicher in Erscheinung als da, wo die allgemeine nationale Begeisterung für den Sport ganz unwillkür lich in den Leistungen der erwachsenen Jugend den Gradmesser für die Tüchtigkeit der Nation selbst sieht. Nicht in der Enge der Fecht böden unter den Kennzeichen akademischer Sektierung spielen sich solche Jugendturniere ab. An ihnen nimmt die Allgemeinheit den aller größten Anteil. Während der alljährliche criquet-match zwischen Ox ford und Cambridge auf dem Zehntausende von Zuschauern fassen den lords-criquet-ground zu den Ereignissen der Hochsaison gehört, bei dem sich die ganze Gesellschaft ein überaus buntes, animiertes Stelldichein gibt, bildet das Wettrudern der Mannschaften der bei den Universitäten auf der Themse neben dem derby einen Höhepunkt derselben. Hier legt gleichsam die Jugend der Gesellschaft dem ver sammelten Volke davon Zeugnis ab, wie diese die Traditionen hoch hält, und erbringt durch die öffentliche Leistung den Beweis ihrer

Digitized by Google

Würdigkeit, an der Spitze der Nation zu stehen. Es ist ein ungemein charakteristisches Volksfest, das zugleich ohne jegliche Disharmonie die englische Eigenart der völkischen Schichtung zum Ausdrucke bringt. Bei einem Volke, das bisher die allgemeine Wehrpflicht nicht kannte, kann die Wertschätzung des Sportes ohne weiteres gut verstanden werden.

Kann man so ohne Schwierigkeit in der Auffassung des Engländers von wissenschaftlicher Forschung sowohl wie auch von wissenschaftlicher Bildung den besonderen Unterton sozial-nationaler Absichtlichkeit an jeder Einzelheit erkennen, so gestaltet sich das Verhältnis dieser Auffassung dem zweiten großen Kulturfaktor, der Kunst, gegenüber noch eigenartiger. Am natürlichsten lassen sich die in unserer bisherigen Betrachtung gewonnenen Gesichtspunkte wohl noch auf die Architektur übertragen. Wir sind auch höchstens, wenn wir zum ersten Male nach England vor allem nach London kommen, davon überrascht, da wo wir eine reine Geschäfts-, Fabrik- und Handelsstadt erwartet hatten, eine Fülle imposanter öffentlicher Prachtbauten zu finden. Daß unter ihnen das Parlamentsgebäude in Westminster, das der Engländer als den Punkt betrachtet, von welchem aus die Welt regiert wird, die erste Stelle einnehmen muß, ist der deutlichste Hinweis darauf, welchen Gesichtspunkten die englische Architektur ihre Impulse verdankt. Die unerhörte Geschmacklosigkeit des normalen Straßenbildes liefert den Gegenbeweis hiezu.

Daß auch hier das sich in charakteristischer Weise äußernde Empfinden für die Hoheit des Staatsbegriffes und nicht etwa der Sinn des Engländers für monumentale Kunst das leitende Motiv ist, geht ferner aus der Bauweise seiner Kirchen hervor. St. Paul's müssen wir gerade in unserem Sinne wie das Parlamentsgebäude als einen Repräsentationsbau ersten Ranges betrachten; aber schon von der äußeren Anlage der Westminster-Kirche fühlen wir uns etwas enttäuscht. Von anderen Kirchenbauten in der Provinz ist kaum zu reden; dort haben höchstens auf dem flachen Lande einzelne reiche Klöster — auch Westminster ist ja ursprünglich ein solches gewesen — in früheren Jahrhunderten größere Kirchenbauten entstehen lassen, die heute großenteils in Ruinen liegen. Weder ihre Bedeutung gegenüber dem englischen Staate, noch ihre dogmatische Nüchternheit konnte der Kirche in England auch nur im entferntesten den kulturellen, insbesonders die künstlerische Entwicklung fördernden Einfluß sichern, wie in andern Ländern, in denen gerade das Übergewicht der kirchlichen Mystik sich als der fruchtbarste Quell für die künstlerische Phantasie erwies.

Digitized by Google

Es ist überhaupt im höchsten Grade spannend, in den Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Kunst den Daseinskampf der der menschlichen Natur einmal eingeborenen Phantasie in England zu verfolgen. Während menschlicher Grübler- und Forschergeist da, wo er den Zwecken praktischer Verwertung am meisten abgewandt ist, in Weltfremdheit sich auf sich selbst zurückziehen kann, bedarf die künstlerische Phantasie stets neuer Anregung. Der naturnotwendige Zwang des phantastisch-schöpferischen Impulses kann keinem härteren Widerspruche begegnen, als dem der realen Zweckmäßigkeit, der nüchternen Absicht. In dieser Existenzfrage für den schaffenden Künstler sehen wir in England, wo nicht einmal die Mystik religiöser Kirchlichkeit eine Zuflucht bietet, das ganze Kunstleben sich zuspitzen. Eine alles beherrschende Gesellschaft kann ja nur von zwei Seiten aus ihm gegenüber Stellung gewinnen: entweder sie betrachtet Kunst als Luxus, als schöne Ornamentik des Daseins, oder sie sucht die Bedeutung der Kunst nicht in ihrem Zweck, sondern in ihrer Zweckmäßigkeit. Und nur das Genie kann diesen Konflikt mit sieghafter Selbstverständlichkeit lösen, um wiederum über jedes unwillkommene Gebot der Zweckmäßigkeit wie des Geschmackes der gesellschaftlichen Mode hinwegsetzend zum Menschen als seinem Bruder zu sprechen.

Dürfen wir da glatthin die Behauptung aufstellen, daß von seinen großen, bildenden Künstlern England keinem aus diesen Gründen die Möglichkeit des genialen Sieges gewährt hat? Ich glaube: ja. Denn zweifellos hat die bildende Kunst Englands ihren Höhepunkt auf dem Gebiete und in dem Augenblicke erreicht, in welchem sie reine Gesellschaftskunst war. Fußend auf den großen Niederländern, aber bezeichnenderweise weit entfernt von deren Vielseitigkeit, haben Gainsborough, Reynolds und Romney die englische society des 18. Jahrhunderts in unvergleichlicher Weise auf ihrer Leinwand festgehalten; und auch in unseren Tagen konnte Sir Hubert Herkomer, indem er sich trotz seiner kleinbürgerlichen süddeutschen Herkunft menschlich vollkommen in jene einlebte, als Porträtist einer gleichen Aufgabe gerecht werden. Die großen Präraphaeliten aber wie auch der herrliche Turner müssen allzusehr von einer fremden, dort altitalienischen, hier neufranzösischen Richtung abhängig betrachtet werden, um in ihren Werken wie etwa in denen Böcklins oder Thomas die Kennzeichen der Genialität erkennen zu lassen. Nichtsdestoweniger sind sie gerade unter den Gesichtspunkten dieses Vergleiches die besten Kronzeugen heißesten Ringens einer sich gegen jeden Zweckmäßigkeitsdrang kräftig aufbäumenden und darum sich zu besonderer Kühnheit versteigenden künstlerischen Phantasie.

Digitized by Google

Bezeichnenderweise sind ihre schönsten Werke in einer Privatsammlung, der Tategallery, welche ebenso wie eine andere Privatsammlung, die Wallacecollection, welche die herrlichsten Gainsboroughs und Romneys enthält, mit zu den wertvollsten Kunststätten der Welt gezählt werden muß. Die Nationalgallery enthält neben vorzugsweise alten, fremden Meistern unzählige Porträts aus der englischen Geschichte, das Victoria- und Albert-Museum eine große Zahl von Meisterwerken, auch Skulpturen aller Herren Länder und endlich zeigt das British Museum im Rahmen einer Universalsammlung die dort aufgespeicherten Schätze alter ägyptischer, assyrischer, babylonischer, griechischer und römischer Kunst: Hier thront am imposantesten die britische Weltmacht im künstlerischen Gewande auf unumstrittener Höhe. So macht es jedenfalls den Eindruck, daß der Engländer als Sammler größer ist denn als Künstler. Auch die Paläste der vornehmen Geschlechter sind gefüllt mit den künstlerischen Zeugnissen britischer Macht und britischen Reichtums. Alles in allem eine einzige, große Verherrlichung einer großen, wenn auch nicht genialen Tradition: selbst der kleine Hogarth, der Spötter, darf ihr als Gegenpol nicht mangeln.

Die natürliche Parallele, die wir hiezu aus den Erscheinungen der englischen Literatur ableiten müßten, würde uns wiederum vom Standpunkte des persönlichen Eindruckes zu weit abführen, nähme sie nicht vor allem auf der englischen Bühne sichtbare Gestalt an. Hier müßte, sollten wir glauben, jener Daseinskampf einer schöpferischen Phantasie schon deshalb die gewaltigsten Dimensionen annehmen, weil der Grundpfeiler, dessen sich das englische Theater rühmen darf, doch ohne allen Zweifel mit als das erstaunlichste Genie aller Zeiten gelten muß: Shakespeare. Sehen wir nicht in seinem Lebenswerke gerade alles das ins Grandiose gewachsen, was wir seither in kleineren Zügen feststellten: In seinen Königsdramen die von künstlerischer Kraft geformte Nachbildung, nicht der dynastischen Schicksale der regierenden Häuser, sondern der Entstehungsgeschichte des englischen Staatsbegriffes, in seinen anderen Werken die elementare Auflehnung und sieghafte Befreiung der genial gestaltenden Phantasie gegenüber jedem nüchternen Zweckmäßigkeitsbegriff in der Kunst. Wie verfährt nun das heutige England mit seinem Shakespeare? Es tut sich etwas besonders Gutes darauf, ihn „fern von Athen" in seinem Geburtsort Stratford als einen Popanz englischer Größe durch festivals zu feiern in einem Theater, dessen keineswegs dem alten Globe-Theater, sondern dem romanischen Logenhaus nachgebildete, banausische Nüchternheit in einem so schrei-

Digitized by Google

enden Gegensatz zu allem steht, was der Kulturmensch bei dem Namen Shakespeare empfindet, daß dieser mit einem Katzenjammer sondersgleichen dem grünen Strande des Avon den Rücken kehren muß. In London aber inszeniert Sir Beerbohm Tren, ursprünglich ein deutscher Birnbaum, von Zeit zu Zeit auch eine Shakespearesche Tragödie oder Komödie nach dem Muster einer Meyerbeerschen Oper in Grund und Boden. Was wir sonst auf der englischen Schauspielbühne — nach dieser Richtung ist London einzig und allein maßgebend und nur dort in vielhundertfachen Aufführungen erprobte Schlager, also kaum jemals Shakespeare, treten den Weg in die Provinzen an — zu sehen bekommen, sind mehr oder weniger geschickt gemachte, dramatisierte Romane aus der Gesellschaft; das Land ihrer Herkunft, die Wiege der Gesellschaftskultur Frankreich hat ja auch uns genugsam mit diesen seinen Gaben beschenkt. In England sind sie noch heute vom Ehebruchdrama bis zur Spezialität der Detektiv-Komödie herab hoch im Kurs. Wer endlich das sucht, was etwa der englischen Phantasie Genüge tut, findet dies in einem der vielen für kindliche Gemüter berechneten Ausstattungsstücke. Wir können nichts als Mitleid empfinden mit der Unzahl vortrefflicher Schauspieler und reizender Schauspielerinnen, die in dieser Tretmühle bei der 200. Aufführung mit demselben staunenswerten Pflichtbewußtsein ihre Pflicht gegen die Kasse des Direktors tun wie bei der Erstaufführung; wir können nur bedauern, welch reiche Mittel meist auf künstlerisch vollkommen gleichgültiges Grobzeug verschwendet ist. Denn auch diese reinen Unterhaltungsbühnen, die allerdings den Vorzug haben, nichts anderes sein zu wollen als sie sind, und zu welchen mit derselben Berechtigung auch Operettenbühnen und music halls mit ihren Revuen zählen, umgeben ihre Divas, denen allerdings, wie Beispiele lehren, der Weg zur Peer-Krone freisteht, mit einem äußerlichen Prunk sondersgleichen. Nur in dem kleinen Savoy-Theater konnte man auch einmal den Versuch gemacht sehen, mit dem ganzen Herkommen dieser Kunstübung zu brechen; man sagt, daß der unternehmende Pächter, dem das glänzende Geschäft einer Anzahl gleichfalls von ihm abhängigen, auf der geschilderten Basis geführter Theater dies ermöglichte, sich an das Vorbild des Deutschen Theaters in Berlin zu halten bestrebe. Jedenfalls waren Vorstellungen von Shakespeares "Twelfth night" (Was ihr wollt) in diesem Theater ein Ereignis, aber kein überzeugender Erfolg. Daß auch auf der englischen Bühne die Schärfe eines Hogarthschen Sarkasmus vor allem seit Oscar Wilde und Bernard Shaw nur eine natürliche Reaktion bedeutet, wissen andere vielleicht besser zu würdigen, als die Engländer selbst.

Digitized by Google

Ist es nach dem Vorausgehenden zu verwundern, wenn der englische Begriff von civilization derjenigen Kunst am eigenartigsten gegenübersteht, in welcher sowohl die schöpferische Tat wie das empfangende Genießen sich am weitesten in das Land der Phantasie verliert: der Musik. Doppeltes Interesse müssen wir als Deutsche dieser auf eine gerade in unserer Heimat zu höchster Blüte gelangten Kunst bezüglichen Frage entgegenbringen; dreifaches, wenn wir bedenken, daß gerade die Freude an ihr mehr in den idealen Inhalt unseres täglichen Lebens übergreift, als dies bei allen anderen Künsten der Fall ist. In letzterer Hinsicht ist nun nicht zu verkennen, daß in England gerade der Musik als einem im gesellschaftlichen Leben ungemein anregenden Elemente besondere Bedeutung zugemessen wird. Die später noch zu erwähnenden Verhältnisse der Oper gegenüber bringen es mit sich, daß die Pflege der absoluten Musik verbreiteter ist, als sogar bei uns. Reine Klaviermusik vor allem, nicht im Sinne einer bei uns so beliebten Reminiszenzenjagd nach Wagner- und Puccinischen Motiven wird als hocherfreuliche Anregung im häuslichen Kreise empfunden und auch bei geselligen Festen durch Verpflichtung von Berufskünstlern eifrig gepflegt. Den anderwärts seltenen Fall, daß in einer Gesellschaft ein junger Kaufmann oder Offizier nicht den neuesten Walzer, sondern eine Mozartsche Sonate — NB! mit Wiederholungen — vorträgt und den noch selteneren, daß die Zuhörer hievon nicht lediglich angenehmen Gebrauch zu um so ungestörterer Unterhaltung machen, sondern wirklich zuhören, kann man in England als etwas ganz Selbstverständliches oft erleben. Auch das einfache, für unsern Geschmack meist zu süßliche englische Lied hat neben Kompositionen fremder Meister seine anerkannte Stätte im Salon gefunden. Der Musikunterricht pflegt meist nur da, wo Veranlagung ihn lohnt, dann aber ernsthaft und mit wesentlich höheren Honoraren als bei uns für diese im guten Sinne dilettantische, nicht von großmäulig künstlerischer Halbbildung entstellte Pflege der Hausmusik den Grund zu legen.

Ein wesentlich anderes Bild zeigt die öffentliche Musikpflege. Mit aller Deutlichkeit tritt hier das Bestreben zutage, eine diesmal als absolute Größe anerkannte Leistung anderer Nationen, zweifellos bei aller Vorliebe für Italiener und Franzosen in erster Linie der Deutschen, für die repräsentativen Aufgaben der Gesellschaft zu verwerten; ein Vergleich würde etwa auf die Stellungnahme der Gesellschaft der Malerei des 18. Jahrhunderts gegenüber führen. Aber während diese schon im Laufe des vorigen Jahrhunderts vorwiegend zünftigen Charakter annahm, sehen wir die musikalischen Interessen der Gesell-

Digitized by Google

schaft als solcher an den kontinentalen Erscheinungen mit unverminderter Energie erhalten seit der Zeit, da Händel englischen Boden betreten hat. Die grundlegende Bedeutung, die Händels Wirksamkeit in England in Gemäßheit seiner starken persönlichen Eigenart bis auf den heutigen Tag gewinnen und behalten konnte, läßt sich im Gegensatze zu dem deutschem Empfinden so unendlich höherstehenden Schaffen Bachs nur aus diesen Zusammenhängen erklären. Bachs Werke, deren phantastischer Gehalt aus dem tiefsten Innern der menschlichen Seele schöpft, werden in England, wie der Verfasser auf Grund mannigfacher Aufführungen bestätigen kann, völlig mißverstanden; ihnen ist in einem Geiste, der nach den glanzvollen Höhen Händelscher Sinnlichkeit gerichtet ist, nicht beizukommen. Und weil der stark repräsentative Stil Händelscher Kunst der englischen Auffassung so sehr verwandt ist, dürfen wir auch nicht anstehen, den Engländern ihren Händel, auf den sie so namenlos stolz sind, zu überlassen. Uns bleibt ja außer Bach noch Mozart, der eben, obwohl er italienische Texte komponierte, durch und durch Deutscher blieb und mancher andere! In Händelschem Geiste, so hat man den unabweisbaren Eindruck, wird auch heute noch das offizielle Musikleben aufgefaßt. Die National Academy of music in London ist ein nach den strengsten Schulbegriffen aus öffentlichen Mitteln geleitetes Institut, das den offensichtlichen Zweck verfolgt, das englische Musikleben dauernd für diesen Geist empfänglich zu erhalten und dafür zu sorgen, daß der englische Geschmack nicht in anderer Richtung verbildet werde. Daß dabei künstlerisch freies Schaffen nicht zur Blüte gelangen kann, selbst wenn andere, wichtige Vorbedingungen erfüllt wären, kann uns nicht verwundern.

Der Glanzpunkt im öffentlichen Musikleben Englands, das sich in den Provinzen mit Ausnahme von Manchester und Glasgow, wo modernere Geister walteten und Männer wie Hans Richter und Michael Balling an die Spitze riefen, ganz in diesem Rahmen hält, liegt in London auf dem Gebiete privater Veranstaltungen. Das treibende Moment ist hierbei das Bestreben der Gesellschaft, in einer vornehmlich auch repräsentativ auffaßbaren Kunst dadurch an der Spitze zu stehen, daß sie sich ihrer großen Mittel bewußt das Beste bringt, was ihr die Welt anzubieten imstande ist; ein Bestreben, dem andrerseits von den Künstlern selbst jedes Entgegenkommen sicher ist. Was in dieser Hinsicht in London geleistet wird, ist über jedes Lob erhaben. Unter Führung des durchaus ernsten modernen Dirigenten Sir Henry Wood blüht das Konzertleben großen Stiles. Es

Digitized by Google

ist deshalb auch keine auffallende Erscheinung, wenn wir, wie schon Weber und Wagner, alle unsere führenden ausübenden Musiker, insbesonders unsere großen Dirigenten Bülow, Richter, Mottl, Steinbach, Nikisch, Mengelberg, Strauß immer wieder in reichem Wechsel an der Spitze der etwa ein halbes Dutzend zählenden, prachtvollen Privat-Orchester dort erscheinen sahen, deren Konzerte gesellschaftliche Ereignisse bilden. Ich glaube, daß kein Ausländer vielleicht mit Ausnahme Blüchers in London je mehr gefeiert worden ist, als diese Musiker.

Allerdings hat in der allerletzten Zeit vor dem Kriege es sich gezeigt, daß die englische Gesellschaft ihren Einfluß auf das musikalische Leben nicht von ihren sonstigen Bestrebungen trennen will. In ganz auffälliger Weise trat die Bevorzugung russischer Musik in Erscheinung, und wenn man die kühle, wohlerwogene Gelassenheit des Engländers bei öffentlichen Aufführungen kannte, mußte die laute, absichtlich kritiklose Art der Verhimmelung von Werken der Russen und zwar sowohl der dem englischen Empfinden fern liegenden russischen Volkskunst, wie denen des jüngsten, doch recht bizarren musikalischen Futurismus gegenüber einigermaßen befremden. Die Gesellschaft war sich eben auch dieser Aufgabe bewußt und setzte diese ihre Absicht der stets anwesenden Zarin-Mutter gegenüber ins hellste Licht.

Am verschiedensten von unsern Verhältnissen sind diejenigen des musikalisch-dramatischen Kunstwerks, der Oper. Muß nicht auch ganz naturgemäß der Engländer, der sich der Musik gegenüber vorwiegend auf den sich selbstbescheidenden Standpunkt des Konsumenten stellt, einigermaßen in Verwirrung kommen bei der Art des Angebots, das ihm von den verschiedensten Seiten auf diesem Gebiete gemacht wird? So kommt es, daß in England nicht nur keine ständigen Operngesellschaften bestehen — vom Hause sind auch die Schauspielgesellschaften unabhängig, d. h. der manager mietet sich ein möglichst geeignet erscheinendes Theater für das meist einzige Zugstück seiner Spielzeit — sondern daß auch die für die künstlerische season d. i. Mai bis Juli ins Leben gerufenen Opernunternehmungen — im Jahre 1914 zwei — noch buntere Musterkarten anbieten, als man das etwa schon von den Konzertprogrammen gewohnt ist. Zu diesen gehört hergebrachtermaßen vor allem Covent-garden, das, obgleich ein Riesenhaus und im Zentrum, am Gemüsemarkt Londons gelegen, sonst das ganze Jahr leersteht, wo die stars aller Herren Länder in ihrer Glanzrollen auftreten, wo heute italienisch,

Digitized by Google

morgen deutsch, übermorgen französisch, nur nicht englisch gesungen wird. Wir haben zwar gar keinen Grund, uns hierüber lustig zu machen. Denn es muß sicher nur anerkannt werden, wenn die einzelnen fremden Werke mit Aufbietung so großer Mittel in der Originalsprache mit den besten hiezu berufenen Kräften gegeben werden; die Starwirtschaft aber, dieser Ruin künstlerisch abgerundeter Vorstellungen, hat ja auch unser Bühnenleben unheilbar infiziert und internationales Repertoirebedürfnis die Stillosigkeit über alles Maß gesteigert. Was an dieser überaus prächtigen Erscheinung für uns die eigentliche Schattenseite bedeutet, ist die Tatsache, daß eine sich auf die bewährtesten Darbietungen an den deutschen Bühnen stützende Art der Darstellung deutscher Meisterwerke in ihrer Opernhaftigkeit so wenig von der Naturalistik des komponierten italienischen und französischen, dramatisierten Romanes sich abhebt, daß das Publikum die himmelweiten Gegensätze zwischen den geistigen Quellen, aus denen diese Werke fließen, auch nicht einmal ahnen kann. Kann man denn von einem sich verständigerweise im Dilettantismus bescheidenden Publikum, das gewohnt ist, im ersten Akte nichts zu versäumen und deshalb erst nach demselben zu kommen und sein Auto so bestellen zu können, daß es noch rechtzeitig beim supper sitzen kann, das mühelos die grobknochigen Effekte einer la Tosca ohne Textbuch begreift, verlangen, daß es einen Parsifal aus sich selbst heraus mit andern Augen betrachtet, wenn ihm aber auch durch nichts hiezu Veranlassung gegeben wird? Eigenartiges, dem hier wie dort landläufigen Opernkram Entrücktes haben in ihrer wenige Tage vor dem Ausbruche des Weltkrieges abschließenden season in London seit Menschengedenken tatsächlich nur die Russen gebracht und wenn wir annehmen könnten, daß die frenetische Begeisterung in Drury-lane — nicht in Covent-garden — damals ernst zu nehmen gewesen ist, so müßte uns das sehr nachdenklich stimmen. Bleibt es doch immerhin auch merkwürdig, daß nirgends wie in England das musikalische deutsche Bühnenkunstwerk so rein aus dem Geiste der Musik heraus aufgenommen wird, daß man in den Provinzen sogar Konzertaufführungen des „Fliegenden Holländer" wie des „Barbier von Bagdad" allerdings ins Oratorienhafte verzogen hören kann. Von allen Straußschen Werken aber hat, wo immer Gelegenheit war, sich hievon zu überzeugen, stets „Elektra" den tiefsten Eindruck hinterlassen. Sollte im englischen Empfinden doch ursprünglich etwas mittönen, was sogar gegen gesellschaftliche Bevormundung richtig gefördert, das Bild wesentlich abändern könnte? Ist nicht gerade John Bull, der Musiker und Komponist der Allerweltsnationalhymne, eine typische englische Figur geworden?

Digitized by Google

Weniger die beachtenswerte Konkurrenz, die sein bisher bewiesener Unternehmungsgeist der einzigen einigermaßen ernst zu nehmenden Oper in England, Covent-garden, machte, als seine ganz besondere persönliche und künstlerische Eigenart geben Veranlassung eines Mannes hier zu gedenken, des während des Weltkrieges geadelten Sir Thomas Beecham. Er ist aus Überzeugung Engländer, von Geburt ist er ein ausgesprochener Mischling mit starkem romanischen Einschlage von mütterlicher Seite. Nicht nur in seiner äußeren Erscheinung wie in seinem Temperament, sondern auch in seinem begeisterten Verhältnis zur Kunst zeigt sich dies an. Was dem aber eine so weitreichende Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß hinter Beecham, insbesonders nach dem vor einigen Monaten erfolgten Tode seines Vaters, des reklamekundigen Besitzers des Fabrikationsgeheimnisses der Beecham-pills, ein ungeheures Vermögen steht. Auf diese Weise ist Beecham einerseits Mitglied der englischen Gesellschaft geworden, andrerseits ist es aber nach seiner bisherigen Tätigkeit auch wohl anzunehmen, daß die in seinen Mitteln ihm gebotene souveräne Selbstständigkeit bei seinem Charakter eine Richtung nimmt, welche die seitherigen traditionellen Anschauungen erheblich beeinflussen kann. Diese könnte unter Umständen in der Neuorientierung des ganzen musikalischen vor allem des Opernwesens sein Ziel finden; darauf deuten nicht nur eine Reihe Anzeichen hin, sondern es erweist sich auch das Erfolgversprechende vor allem dadurch gegeben, daß alle englischen ausübenden Künstler, Komponisten, Sänger, Orchestermusiker, Chorsänger usw. in größter Einmütigkeit und mit fast fanatischem Glauben in Beecham ihren Messias erblicken, der sie aus einer von den Zweckbegriffen der Gesellschaft gebildeten Enge ins Freie führen kann. Beecham aber weiß die Vorzüge sowohl des englischen Künstlers insbesonders sein gewissermaßen kontraktlich bedingtes Verantwortungsgefühl sowie eines unverdorbenen und naiven, nicht an dilettantischer Selbstüberschätzung krankenden, d. h. erziehungsfähigen Publikums für seine Absichten richtig einzuschätzen; auch vortreffliche Hilfskräfte stehen ihm zur Seite. So sehen wir vor dem Kriege bereits bemerkenswerte Anfänge gemacht: Die ersten Erfolge einer grand opera in English in London und in den Provinzen unter Führung Beechams als Dirigenten. Beecham ist nämlich nicht nur mit Leib und Seele, sondern auch mit großem Geschick Kapellmeister; anfänglich durch seine temperamentvolle, wenig englische Art der Stabführung belächelt, hat er dann so viele Proben erstaunlicher Begabung — so konnte man ihn u. a. eine vortreffliche, vollständige Auffassung des „Rosenkavalier"

Digitized by Google

ohne Partitur dirigieren sehen — abgelegt, daß ihn das Publikum d. i. zunächst die Gesellschaft auch als Künstler sehr ernst zu nehmen begonnen hat, obwohl er seinerzeit ostentativ aus dem Covent-garden-Komitee austrat und anfänglich seinem Vater Defizits nach Hunderttausenden zu decken aufgegeben hat.

Unter solchen Umständen ist es gewiß nicht ohne Bedeutung, wenn Beecham wenige Wochen nach Ausbruch des Krieges in Manchester eine vielbeachtete Rede gehalten hat, in welcher er sich vor aller Öffentlichkeit als Gegner einer antideutschen Strömung in der musikalischen Kunstpflege bekannt und die Absicht angekündigt hat, sofort nach Friedensschluß eine Musikbildungsanstalt insbesonders zur Ermunterung des englischen Opernwesens im deutschen Sinne ins Leben zu rufen. Nichts wäre verkehrter als die Annahme, daß diese Absicht in irgend einer Weise einer allgemeinen Begeisterung für das Deutschtum entsprungen wäre; denn was England an diesem als hassenswert zu finden glaubt, ein egoistisches, nicht dem Staatsgedanken sich unterordnendes Junkertum, das die großen Kulturträger mit Verachtung straft, wie einen stets auf beiden Schultern zugleich tragenden Handelsgeist, der nicht einmal vor den heiligen Pforten der Kunst haltmacht, haßt auch er als Engländer wie als Künstler. Aber er begegnet sich mit dem großen Franzosen Berlioz, indem er bei aller Sympathie mit französischen Impressionisten und russischen Futuristen das reine Verhältnis des Deutschtums zur Musik erkennt, wie es Wagner in seinem „Beethoven" so ergreifend geschildert hat, und muß diesem deshalb in seinem Streben einen bestimmenden Einfluß zuerkennen.

Wir können danach ahnen, was Beecham vorschwebt, was er, wenn er es sich vornimmt, mit riesigen Mitteln und eiserner Energie durchsetzen wird: ein künstlerischer Erzieher seines Volkes zu werden. Gewiß, eine große Aufgabe und doch unter den Voraussetzungen, die wir hier gegeben sahen, keineswegs unerfüllbar von dem Augenblicke an, wo er entweder gegen die gesellschaftliche Bevormundung sich durchsetzen will, oder, was nach seinen bisherigen Erfolgen keineswegs ausgeschlossen erscheint, die englische Gesellschaft von der Wichtigkeit seiner Absicht für die englische civilization zu überzeugen vermag. Sollte ihm der Nachweis nicht möglich sein, daß das Deutschtum in diesem Kriege das war, was es war, weil es nicht allein das Volk Moltkes und Hindenburgs, sondern auch Bachs, Beethovens und Wagners ist und daß man mit unerhörter Energie wohl während einiger Kriegsmonate die allgemeine Wehrpflicht durchführen kann, daß aber

Digitized by Google

außer sportlicher Tüchtigkeit für die einheitliche Widerstandskraft einer Nation auch innere Werte mitrechnen, die einem Volke nicht von heute auf morgen verschrieben, sondern die ihm anerzogen werden müssen? Mit solcher Erziehung zu musikalischer Volkskultur will es offenbar Beecham im großen Stile versuchen.

Es ist nicht die Absicht, an dieser Stelle noch auf alle Faktoren hinzuweisen, welche für oder gegen das Gelingen einer solchen Aufgabe sprechen könnten. Von weit größerer Wichtigkeit ist jedenfalls eine Nutzanwendung auf die eigenen Verhältnisse. Und ist es da höchste Zeit, mit klaren Worten das auszusprechen, was bisher absichtlich vermieden wurde, in der Erwartung, daß es sich aus einer Schilderung der mannigfachen Erscheinungen englischer civilization von selbst ergeben würde, nämlich, daß wir uns selbst täuschen, wenn wir die uns so schwer bekämpfende englische Weltanschauung mit dem so beliebten Schlagworte „Krämergeist" abzutun pflegen. Es wäre geradezu widersinnig, erwarten zu wollen, daß ein Volk, dessen natürlicher Beruf als seefahrende und handeltreibende Nation sich von selbst bestimmt, sich der Einflüsse dieses Berufes auf seinen Charakter entziehen sollte; es müßte ja dadurch seinem eigenen Werte schaden. Aber es wäre ebenso falsch, die Befriedigung, sagen wir, des daraus hervorgehenden Krämergeistes als Selbstzweck des englischen Volkes auffassen zu wollen. Ein durch kluge Handelswirtschaft gehobener nationaler Wohlstand ist für den Engländer die Vorbedingung alles weiteren. Damit sind aber die Elemente einer Weltgeltung des englischen Staatsbegriffes als des höheren Prinzips keineswegs erschöpft und hält sich die die englische Nation repräsentierende Gesellschaft ihrer Tradition gemäß für berufen, über der Prüfung der Zweckmäßigkeit auch aller weiteren Elemente zu wachen. Lediglich die Tatsache einer traditionellen Kontrollierung und Rationierung aller auch der geistigen Werte durch die Gesellschaft unter dem Staatsbegriff als höchstem Prinzip ist dasjenige, was wir richtigerweise unter englischer Weltanschauung zu verstehen haben und nicht die hiebei zutage tretende Anschauungsweise.

Soll aber, was in der Vergangenheit deren Größe ausmachte, uns jetzt und in der Zukunft nicht, weil gegen uns allein gerichtet, zermalmen, so gilt es zwei Lehren zu beherzigen, die gerade aus der Betrachtung der englischen Verhältnisse gewonnen werden können.

Die erste dieser Lehren muß es sein, die gewaltige Bedeutung eines einigenden Prinzips wie des englischen Staatsbegriffes für jede sowohl materielle wie geistige völkische Entwicklung zu erkennen. Die

Digitized by Google

zweite, mit allen Kräften innerhalb der letzteren alles zu fördern, was gerade, weil es der innersten Natur des Volkes selbst entspricht, seine besondere Stärke ausmacht. Noch sehen wir von unsern Gegnern unsere geistige Größe, wenn auch in ihren Wirkungen verspürt, doch in ihrem innern Kerne nicht erkannt. Trübt uns doch selber so vieles, was diesen verhüllt und entstellt, den Blick. Im deutschen Volke glimmt noch mancher Funken davon, was es einst, ehe Fremdherrschaft und Fremdkultur zermalmend darüber hinfegte, groß gemacht hatte: Volkskultur. Wollen wir andere das nützen lassen, was unser eigenstes Eigen ist, wollen wir den ungeheuren Vorsprung, den wir hierin besitzen, aus Indolenz oder Blindheit unserer wahren Größe gegenüber verlieren? Wir müssen einen gehobenen Nationalwohlstand nur als Voraussetzung, nicht als Selbstzweck anstreben und die Größe eines Alles umfassenden Staatsgedankens auf unserer Eigenart, auf einer in unserer großen Vergangenheit wurzelnden Volkskultur aufbauen.

„Wenn das Ideal, das Wahre und Edle, welches in den Menschen lag, entschwunden ist und nichts weiter übrig bleibt, als nackter Egoismus und Habgier, so können sie nicht leben und die ältesten Geschicke, die Mütter des Weltalls, verurteilen sie unerbittlich zum Tode."

Beherzigen wir Deutsche, denen es bestimmt ist, die Ideale der Menschheit im deutschen Geiste zu wahren, wenn wir unsere Zukunft schmieden, diese Worte des Engländers Thomas Carlyle.

Sir Roger Casement

ist Englands eklatantester, heuchlerischester und brutalster Justizmord während des Kriegs. Daß ihn die Engländer in ihre Gewalt bekamen, wird bekanntlich Herrn Gerard und seinen Freunden zugeschrieben. Gute Literatur über Casement: Rothenfelder, Casement in Deutschland (Augsburg, Reichel); Prof. Schiemann, Sir R. C., ein irischer Märtyrer (Curtius, 1 M. 50). Dazu: R. C., Gesammelte Schriften von ihm: Irland, Deutschland und die Freiheit der Meere u. a. Aufsätze (Josef C. Huber, Diessen vor München, 3 M. 50).

Zweierlei Exzellenzen.

Einer unserer Hamburger Leser, Herr Rudolf Schwartze, hat vor einiger Zeit an die Schriftleitung der „Woche" in Berlin das nachstehende Schreiben gerichtet: „In Ihrer Nummer 2 vom 13. Januar 1917 befindet sich ein Gruppenbild vom Festmahl der amerikanischen Handelskammer dort, auf welchem verschiedene deutsche Exzellenzen und eine amerikanische Exzellenz abgebildet sind, mit Erläuterung darunter, in welcher aber nur Gerard als „Se. Exzellenz" bezeichnet wird. An sich ist das überflüssig; wenn Sie aber das dringende Bedürfnis haben, solche Titel anzuführen, sollten Sie wenigstens die deutschen Herren auch damit beehren, und auch das im selben Blatt abgebildete ungarische Königspaar mit „Ihre Majestäten" bezeichnen. So macht Ihre Nummer 2 den Eindruck, als ob Sie nur vor dem amerikanischen Botschafter eine besondere Hochachtung an den Tag zu legen sich verpflichtet glauben. Das ist in der heutigen Zeit nicht angebracht und erniedrigt Sie und unser Volk in den Augen der Amerikaner."

Digitized by Google

Britisch-Ostindien.

Von Indicus.

Indien besitzt fast die Ausdehnung eines Kontinents, mit einer sehr dichten Bevölkerung und einer altehrwürdigen Kultur. Es ist wahrlich ein imposanter Besitz, oder vielleicht ein ungeheures anvertrautes Gut. Indien kommt an Flächeninhalt Europa, ohne Rußland etwa gleich, übertrifft es aber weit durch die Verschiedenheit seiner vielen Völker. Es ist klar, daß es einer fremden Vormundschaft kaum gelingen kann, den Verhältnissen und Bedürfnissen einer so verschiedenartigen Bevölkerung gerecht zu werden. Das Verallgemeinern ist sicher nirgends schwieriger als es dort ist. Indessen die Völker Indiens stehen nun einmal seit Generationen unter Kuratel, und die Verantwortung, sie von der Bevormundung zu befreien dürfte wohl noch größer sein, als die sie weiter unter Vormundschaft zu halten. Wollte man die indischen Völker plötzlich sich selbst überlassen, so würden sie wahrscheinlich nach ungeheurem Blutverluste unter die Herrschaft einer minder befähigten und erfahrenen Vormacht geraten.

Kolonien leiden meist an Menschenmangel. Indien dagegen leidet an Übervölkerung extremster Art. Schon zur Zeit des Buddha, 500 Jahre vor Christus, waren Vielmännerei und Kindermord verbreitet, sichere Anzeichen desselben Leidens. Dabei ist der Hauptteil der Bodenfläche, wie in Tropenländern überhaupt, nicht urbar zu machen, so daß die fast 300 Millionen zählende Bevölkerung auf ein relativ beschränktes Gebiet zusammengedrängt wird. Wenn frische Ländereien durch Dämme und Bewässerung dem Anbau aufgeschlossen werden, so strömt sofort eine Menschenflut hinein und vermehrt sich rasch derart, daß der alte Druck von neuem entsteht. Während der Hungersnot von 1872 erregte ein Bewässerungstechniker durch Aufsätze über „Krieg, Pest und Hungersnot" Aufsehen. Er wies auf die Tatsache hin, daß dem übermäßigen Anwachsen der Bevölkerung früher durch die chronischen Kriegszustände Einhalt getan worden sei. Seitdem nun aber die europäische Herrschaft den inneren Kriegen ein Ende bereitet und die Heftigkeit der Epidemien eingeschränkt hätte, sei als einziges Regulativ der Hunger übrig geblieben. Eine schauerliche aber unabweisbare Schlußfolgerung. Die Fürsorge gegen den Hunger, möge sie noch so weitgehend sein, werde also nur noch schwerere Not für die Zukunft vorbereiten. So lange es das heilige Bestreben aller Hindus bleibt — und bleiben wird es, denn die Bekehrungsver-

Digitized by Google

suche zweier Jahrhunderte haben fast nichts erreicht — für möglichst große Nachkommenschaft zu sorgen, um ihren Manen zu opfern, und dadurch das Fortbestehen des Geschlechtes im Paradiese zu sichern, müssen die Wogen der indischen Bevölkerungsflut nach wie vor am Felsen der Not zerschellen. Ein verhungernder Hindu ist um die Verlobung seines achtjährigen und die Verheiratung seines zehnjährigen Kindes mehr besorgt, als um das eigene Leben. So sind die Grundlagen des indischen Lebens beschaffen. Das Kastenvorurteil ist nicht das Erzeugnis von wenigen Geschlechtern, sondern von Tausenden. Die Volksmassen Indiens haben eine elementare Kraft, gegen die der Westen umsonst ankämpft. Ein indischer Fürst hat in seinem Zorne gesprochen: „India had civilisation when England was a jungle overrun by savages, and India will have her civilisation when England has ceased to be".

Wie sollte es nun Fremden, und zwar einer „Handvoll" von Fremden, deren Zahl sich in der gewaltigen Masse der eingeborenen Bevölkerung fast verliert, gelingen, gegen solche Mächte erfolgreich anzukämpfen? Die britische Herrschaft in Indien beruht im wesentlichen auf der mohammedanischen Eroberung der indischen Länder im XVI. Jahrhundert, deren Erbe England nach und nach übernommen und vergrößert hat. Die Mohammedaner fielen in Indien in großen Heeren ein, verbreiteten ihren Kultus mit dem Schwerte, eigneten sich die indischen Frauen an, und erzogen einen starken Nachwuchs in ihrem Glauben, weil sie Rassen angehörten, die sich in Indien kräftig fortpflanzen konnten. Gegen 70 Millionen Mohammedaner mögen 200 Millionen Hindus gegenübergestanden haben, als Portugiesen, Franzosen und Briten auf dem Plane erschienen. Es war ein leichtes für jede dritte Macht, die eine überlegene militärische Technik besaß, die fast gleichwertigen einheimischen Mächte im Gleichgewicht gegen einander zu halten. Die Mohammedaner hatten die Zersplitterung der Hindus ähnlich ausgenutzt. Große Gebiete, wie namentlich Bengalen, werden von einer durchaus friedlichen Hindu-Bevölkerung bewohnt. Dagegen liefern Audh und der Norden Indiens ein ganz vorzügliches Material für den Heeresdienst, und zwar sowohl Hindus als Mohammedaner, die es an soldatischer Haltung mit jedem Volke aufnehmen können. Man sehe sich nur die Kriegsgefangenen an. Indessen war diese kriegerische Bevölkerung nicht imstande, sich selbständig unter einer einheitlichen Führung zusammenzuschließen, nicht einmal im Angesicht des gemeinsamen Feindes, von dem sie sich vielmehr gegen einander ausnützen und dadurch zu seinem Vorteil

Digitized by Google

unterjochen ließen. Während die Entwicklung der sozialen Organismen in der Regel zu einem immer umfassenderen Zusammenschlusse der einzelnen Elemente führt, hat in Indien gerade das Gegenteil stattgefunden, — anstelle der Integrierung ist immer eine größere Differenzierung eingetreten, eine Zerteilung der Kasten in neue verschiedene Kasten, die zwar insgesamt die höchste oder Brahmanenkaste verehren, aber sich im übrigen gegenseitig abstoßen und sich auf diese Weise durch Zersplitterung zu politischer Ohnmacht verdammen. Die Religion die so den Grund ihrer materiellen und politischen Schwäche bildet ist aber zugleich das Fundament ihrer seelischen Größe, und verdient deshalb wahrlich keine Verachtung. „Worship, but name no name!" lehrte die Veda, lange vor dem Erwachen der europäischen Kultur. Dem selbstgefälligen Europäer erscheint der Standpunkt des Inders unbegreiflich. Es gelingt uns eben nicht uns in seine Seele zu versetzen. Welchen Adel der Gesinnung die Vertreter der indischen Traditionen an den Tag legen, läßt sich aus den Abschiedsworten eines Jogi an Sir J. D. Rees erkennen: „Ihr, aus dem Lande der Waffen, der Technik und der weltlichen Macht, ich aus dem Lande der Tempel und Kasten, der Heiligen und Weisen, mögen wir, Vertreter entgegengesetzter Weltanschauungen, in diesem Leben Gutes vollbringen und im künftigen ewige Seligkeit ernten!"

Freilich, mögen die Inder auch auf die erhabene Moral ihrer Vedas hinweisen, das Ferment, welches das heutige gebildete Indien zu einer Einheit zusammenarbeitet, entstammt dennoch nicht diesen Quellen, sondern westlichen Einflüssen. Seinen charakteristischsten Ausdruck hat dieser neue Geist in der pan-indischen Organisation des Brahmo-Samadsch gefunden, einer quasi-religiösen Gemeinschaft, in der Art des Monisten-Bundes, der den im Kastensystem usw. verkörperten Aberglauben zurückweist, die besten Bestrebungen aller Religionen eklektisch zusammenfaßt und gewissermaßen ein indisches Christentum darstellt, ein einheimisches Erzeugnis, das sich von Jahr zu Jahr weiter ausbreitet, und für dessen Befestigung wir im Lande des religiösen Genies unbesorgt sein dürfen.

Graf Okuma hat treffend den Punkt gekennzeichnet, auf den es für die indische Gesellschaft vor allem ankommt. Die Inder müßten sich selbst erziehen, weil sie allein sich erziehen können. Die Dinge, die zu erstreben sind, können durch keine Scholastik erreicht werden, geschweige denn durch eine fremdländische. Er sagt wörtlich: „Indien ist die Quelle aller Kultur. Von alters her überragt es alle Länder in der Religion, in der Literatur, in Kunst und Ge-

Digitized by Google

werbe. Es ist fast unmöglich, ein Land zu nennen, das nicht mehr oder weniger durch die indische Kultur beeinflußt worden wäre . . . Heute aber steht es schlimm um Indien. Diesen Zustand verdankt es seinem Kastensystem, seinem Gewirre von Religionen, und seinem Sprachenbabel, das gegen 500 Dialekte zählt . . . Mögen die Inder ihre verderblichen Einrichtungen selbst abschaffen, wie die Japaner es taten . . . dann wird sich die politische Freiheit von selbst einstellen. Die Erlösung Indiens hängt davon ab, daß es sich selbst das eigene Heil erwirkt."

Die Lage Ägyptens ist in vielen Punkten der Lage Indiens analog. In Ägypten besteht aber eine einheitliche Religion und daneben das Bedürfnis sich zu sozialen Zwecken zusammenzuschließen. Die Notabeln haben aus eigenem Antrieb zahlreiche Schulen nach abendländischem Muster mit eigenen Mitteln ins Leben gerufen, während Indien nicht ein einziges Beispiel dieser Art aufzuweisen hat.

Den Mängeln an Volksbildung in Indien haben auch die Briten mit allem Aufwand für Schulen noch nicht abhelfen können. Die eigentliche Volkmasse Indiens — der Bauernstand (Rajet) — ist auch allen auf dieses Ziel gerichteten Bestrebungen gar nicht zugänglich. Die einzige und für den Staat notwendigste Organisation, welche einen wirklichen Einfluß auf die große Volksmasse ausübt, ist die Besteuerung, und auch diese wirkt nicht direkt, sondern nur durch Vermittler, die das Einziehen der Steuern gegen einen prozentualen Anteil oder den über den festgesetzten Betrag hinaus erzielten Überschuß besorgen. Die Schicht, mit der die anglo-indische Staatsmaschine allein in direkte Berührung kommt und kommen kann, ist nicht der Bauernstand, sondern das Heer der Vermittler, das von jeher diesen Stand ausbeutet. Schon Montesquieu sagt: „In Indien gibt es nur die Canaille die plündert und die Jammergestalten, die ausgeplündert werden." Je mehr Einfluß der Vermittlerstand durch europäische Bildung erhält, desto anspruchsvoller tritt er auf; aber er agitiert nicht im Interesse des Bauernstandes, sondern gegen dasselbe. Es gehörte ein ungeheuerer Mut für die Verwaltung, die sich der Lage der Dinge wohl bewußt ist, dazu, heute noch an Ort und Stelle Gegenmaßregeln zu ergreifen, vor allem angesichts des Bildungsaberglaubens, der im Mutterlande grassiert, wo man von jedem Rupi, der durch das Erziehungsressort verausgabt wird, eine entsprechende Aufklärung des Volkes verlangt.

Die Einführung des europäischen Schulsystems in die Volkserziehung verdient besonders deswegen Beachtung, weil es den berüch-

Digitized by Google

tigten „Unruhen in Indien" zugrunde liegt. Der Staat fing erst 1858 mit der Einrichtung von Schulen an, nach der Übernahme der Verwaltung von der Ostindischen Gesellschaft infolge des Aufstandes von 1857, der der britischen Herrschaft fast den Untergang bereitet hätte. Vor dieser Zeit bestanden bereits eine Reihe von Missionsschulen, in denen der Eingeborene das bischen Englisch, das ihn zu untergeordneter Verwendung in den zahlreichen Ämtern und kaufmännischen Bureaus befähigte, zu holen pflegte. Obwohl kein europäischer Beamter, bevor er eine eingeborene Sprache einigermaßen beherrscht, auf Beförderung Anspruch erheben kann, so werden doch, namentlich seit die Verwaltung auf den Staat übergegangen ist, die Akten in englischer Sprache geführt, ausgenommen in den niedersten Ämtern, die lediglich mit Eingeborenen besetzt sind. Aber auch dann, wenn der europäische Beamte die eingeborene Sprache versteht, bildet die Kenntnis des Englischen bei seinen Gehilfen für ihn eine so große Bequemlichkeit, daß der Eingeborene, der am besten Englisch versteht, immer die beste Aussicht auf Anstellung hat. Auf diese Weise ist eine ungeheure Nachfrage nach englischen Sprachkenntnissen entstanden, noch lange bevor der Staat sich um den sprachlichen Unterricht bekümmerte, der den Missionsschulen überlassen blieb. Den eigentlichen Zwecken der Missionen wird nicht durch den Unterricht im Englischen gedient, denn der Missionar muß sich unbedingt selbst die Volkssprache zu eigen machen. Indirekt aber bildete und bildet dennoch der englische Unterricht die Lebensader der Missionsschule. Der Missionar erteilt ihn in der Absicht während der Lehrjahre auf die jungen Leute einen religiösen Einfluß auszuüben. Der Eingeborene seinerseits aber hatte keine Ursache, diesen Einfluß zu fürchten. Er ließ den Sohn 5—7 Jahre in die Missionsschule gehen, wo er sich die praktisch wertvolle Sprache aneignete, der religiösen Lehre gegenüber aber gleichgültig blieb. Als der Staat in die Erziehungsarbeit eintrat, war die europäische Erziehung der eingeborenen Kandidaten für die Ämter schon so fest auf der Basis englischen Sprachunterrichts gegründet, daß die Missionsschule vorbildlich bleiben mußte. In früherer Zeit konnten die Missionsschulen dem Bedürfnisse nach englischem Sprachunterrichte nicht genügen; allmählich aber wurden sie der Nachfrage gerecht, und schließlich kamen die Staatsschulen dazu. Die Folge davon ist eine enorme Überproduktion von zwar nicht gebildeten, aber wenigstens geschulten Amtsschreibern, die eine Art von Literatenproletariat bilden, das in den mit Volontären und definitiv Angestellten fast überfüllten Ämtern keine Unterkunft mehr findet.

Digitized by Google

Das Bestreben der Staatsverwaltung ist es, in Religionssachen durchaus unparteiisch zu verfahren. Die Tradition der von ihr eingesetzten Lehrer ist aber von Haus aus die gleiche wie die des Missionars, so daß die Staatsschule nur zu leicht den selben Anstrich bekommt wie die Missionsschule. Es ist bei den Eingeborenen zum Gemeinplatze geworden, daß der Missionar vom Hindu die Toleranz zu erlernen hat, und das trifft auch für die weltlichen Missionare, die Lehrer zu. Keine Beamtenklasse verhält sich so ablehnend gegenüber den Sprachen und der Denkweise der Eingeborenen wie die der Lehrer, deren Aufgabe ja freilich weniger im Lernen als im Lehren besteht. Ich selber hörte, wie ein Missionar, der dort 30 Jahre tätig gewesen war, kurz vor der Heimreise sein Erstaunen ausdrückte: „Welche Erleuchtung doch diese Menschen besitzen!" Daß der Eingeborene die Überzeugung hegt, der Missionar diene der Ländergier der Europäer als Agent provocateur, kann man aus folgendem Gespräch entnehmen, für dessen Echtheit ich bürge:

Eingeborener: „Warum unterhalten Sie noch immer Missionare im Lande?"

Beamter: „Der Staat unterhält die Missionare nicht."

Eingeborener: „Aber was nutzen sie jetzt?"

Beamter: „Jetzt?"

Eingeborener: „Ja, seitdem Sie den Rest des Landes annektiert haben?"

Vor fünfzehn Jahren hat einer der energischsten und begabtesten Vizekönige — Lord Curzon — durch die Unzufriedenheit und das aufrührerische Gebahren der gebildeten Inder veranlaßt, die ganze Frage der staatlichen Erziehungsmethoden einer Prüfung unterzogen. Er kam zu dem Schlusse, daß die Sorge für die Volkserziehung weit hinter den im Manifeste vom Jahr 1858 gegebenen Versprechen zurückgeblieben war. Äußerlich hat sich zwar manches geändert: kostspielige Bauten sind errichtet, massenhafte Ämter geschaffen worden; allein die entsprechenden Resultate sind ausgeblieben.

Die indische Verwaltung hat wie die mancher anderen Staaten zwei Seiten: die eine besteht in ernster Arbeit, die andere in Äußerlichkeiten und Blendwerk. Der Vizekönig bekleidet zwar das höchste Amt; an der eigentlichen Regierung kann er wenig ändern. Nennt man ihn doch spöttisch: „The Great Ornamental." Die wirkliche Macht in Britisch Indien liegt in den Händen der britischen Bureaukratie, und dieser Organismus ist das was er ist, vermöge des durchschnittlichen europäischen Charakters, der für die Dauer einer Amts-

Digitized by Google

periode den verderblichen Einflüssen einer demoralisierenden Umgebung standzuhalten vermag. Wenn der europäische Beamte in Indien seine Söhne in Indien selbst zu seinem Berufe erziehen könnte, ohne sie in den Entwicklungsjahren in die Heimat zu senden, wo sie sich europäische Charaktereigenschaften aneignen, so würden sich wahrscheinlich sehr bald sibirische Zustände in der indischen Verwaltung entwickeln.

Nominell steht der Eintritt in den höheren indischen Dienst — der weiterverzweigte niedere Dienst gehört von jeher den Eingeborenen — allen Staatsbürgern offen. Die Prüfungen werden aber in England abgehalten. Und dieser Umstand bildet für die meisten Eingeborenen ein unüberwindliches Hindernis; denn nur Bemittelte können sich den Versuch leisten.

Die tatsächliche Erziehung Indiens hat mit dem offiziellen Schulsystem fast nichts zu tun, und ist dennoch eine sehr reale. Die strenge Verfolgung und Bestrafung der Verbrechen gegen das Leben und das Eigentum geben einen Anschauungsunterricht, der in die weitesten Kreise dringt. Was die Technik der Verwaltung betrifft, so ähnelt sie der deutschen weit mehr als der englischen. Die Verwaltungseinheit ist der Bezirk (District), ein- bis mehrere hunderttausend Einwohner umfassend, mit europäischem Bezirksamtmann und einem Polizeiressort unter einem europäischen Leiter (Superintendent) nebst europäischem Bezirksarzt und Ingenieur. 10 bis 50 eingeborene Amtmänner, die die niedersten Gerichts- und Verwaltungsinstanzen bilden, unterstehen dem europäischen Bezirksamte, von denen es über 1000 gibt. Eine Instanz besteht noch zwischen diesen Ämtern und den provinzialen Regierungen, die ihrerseits der zentralen Regierung untergeordnet sind, die auch über das Heer gebietet (104000 europäische und 160000 eingeborene Truppen). In den großen, älteren Provinzen sind Gericht und Verwaltung getrennt; in den kleineren dagegen, aus Sparsamkeitsrücksichten, vereint. In den Städten besteht eine gewisse Selbstverwaltung, an der die Eingeborenen aber nur wenig Interesse nehmen.

Vor allem müssen wir desjenigen Volkserziehungsmittels gedenken, dem die Zukunft den mächtigsten Einfluß verspricht, der Presse. Ihre erste Entwicklung ist das Verdienst der Missionen. Anfänglich nur ein Hilfsmittel der Missionstätigkeit, um Übersetzungen der Schriften, Traktate und Schulbücher zu verbreiten, wurde der Buchdruck allmählich zum Bedürfnis der Eingeborenen, so daß er bald der Verbreitung von indischen Schriften und Büchern und schließlich der Zeitung, dem Hauptmittel der politischen Tätigkeit, dienstbar

Digitized by Google

gemacht wurde. Lesen und Schreiben können aber nicht mehr als 10 Prozent der Bevölkerung. Bis zur Zeit des Mogul-Kaisers Akhbar gab es kein indisches Nationalleben. Seiner weisen Toleranz gelang es, die Hindubevölkerung ins Staatsleben des mohammedanischen Reiches zu ziehen. Trotzdem aber verblieb Indien in vielen Beziehungen nur ein geographischer Begriff, bis die umfassende Fremdherrschaft einen engeren Zusammenschluß seiner Bevölkerung erzwang. Das Gefühl dieser Zusammengehörigkeit zu fördern ist die Aufgabe der Presse. Auswüchse ihrer Tätigkeit kommen natürlich vor und erzeugen Gegenauswüchse, wie die Knebelung der eingeborenen Presse. Ein charakteristisches Beispiel vom Hin und Wider der Gefühle, die in dem indischen Gemüte wogen, ist das von Bankim Tschandra Tschatterdschi verfaßte Gedicht, das zum Nationallied geworden ist, und das als landesverräterisch geächtet wurde. Ich gebe es nach der vortrefflichen Übersetzung von Saint Nihal Singh. (Nebenbei bemerke ich, daß eine indische Dichterin, Frau Sarodschini Naidu, zwei Bände englischer Gedichte veröffentlicht hat, die zu den besten zeitgenössischen Erzeugnissen gehören. Hat doch ein zeitgenössischer indischer Dichter den Nobelpreis erhalten.) Der Titel des Liedes ist: „Heil dir, o Mutterland!" denn der Inder spricht nicht vom „Vaterland":

Dir huldige ich, o Mutter!
Die du reich bist an Quellen, Früchten und kühlen Südwinden,
Deren Felder mit Saaten grünen,
Deren Nächte im Schimmer des silbernen Mondglanzes leuchten,
Die dich blühende Bäume zieren,
Deren Lächeln wie die Sonne erstrahlt,
Deren Laut der Musik und deren Worte den funkelnden Juwelen gleichen,
Die du vor den Zungen deiner Millionen
Und den unzähligen bewaffneten Rechten die Herzen erbeben lässest,
Wer wagt es dich hilflos zu schmähen?
Die du die Macht eines Heeres schwingst, um den Feind zu erdrücken,
Die du die Retterin deines Stammes bist,
Dir huldige ich!
Die Weisheit bist du, die Religion bist du,
Du bist das Herz, das Herz unseres Herzens,
Der Lebenshauch unseres Leibes,
Die Kraft unserer Arme,
Die Weihe unserer Seele.
In Tempeln errichten wir dir Bild über Bild,
Du bist die Durga, die Göttin der zehn Waffen,
Du bist die Lakschmi, die Göttin des Schicksals, die die Lotosseen bewohnt,
Du bist Saraswati, die Göttin des Wissens,

Digitized by Google

Dir huldige ich,
Dir Lakschmi, der reinen, der holden, der lächelnden, der wahren, der geschmückten, der Mutter!

Der Großhandel war anfänglich Monopol der europäischen Handelsfürsten. Während sie aber den Handel von ihren Kontoren aus leiteten, sind die ausführenden Organe von jeher und notwendigerweise Eingeborene gewesen — ein Heer von Maklern, Buchhaltern und Schreibern, welche den mechanischen Teil des Geschäftes besorgten. Als sich der Wettbewerb unter den Geschäftshäusern mehr entwickelte und den Verdienst schmälerte (wobei vornehmlich der Deutsche, mit seinem einfacheren kaufmännischen Apparat eine Rolle spielte), und zugleich der Eingeborene die Kenntnisse, die er erwarb, sich zunutze zu machen lernte, versuchte er es zuerst mit der Einfuhr, da er für die Verteilung der Waren in seinem Heimatland von vornherein besser ausgerüstet war, allmählich aber auch mit der Ausfuhr. Heute stellt der eingeborene Kaufmann Agenten in Europa an und macht dem europäischen Kaufmanne in Indien eine Konkurrenz, der dieser schließlich unterliegen muß. Was für den Handel gilt, gilt nicht weniger für die Industrie; in Indien werden Fabriken gegründet, die mit eingeborenem Kapital arbeiten und die, trotz der Zollbegünstigung der englischen Ware, gedeihen und mit der Zeit unter eingeborene Leitung kommen. Dies ist das größte, freilich nicht gerade beabsichtigte Resultat der britischen Erziehungsarbeit.

Obwohl der Brite im Laufe der Zeit in vielen Punkten seine Ideen den indischen anzupassen und seine Einmischung auf ein Minimum zu beschränken gelernt hat, so hat er doch aus Bequemlichkeit und Doktrinarismus schwere Fehler begangen, welche die späte Einsicht nicht mehr aus der Welt schaffen kann, z. B. die unwiderrufliche Grundsteuereinschätzung in den älteren Provinzen, die den Landmann an erbliche Steuerpächter (Zemindar) ausliefert, die sich zu Latifundieninhabern herausgewachsen haben und dem Bauern den letzten Heller abpressen. Ein noch verhängnisvollerer Fehler besteht darin, daß man die althergebrachte einheimische Naturalwirtschaft durchweg durch europäische Geldwirtschaft ersetzt hat. Ehedem waren Kornspeicher über ganz Indien verteilt, die sowohl für die Aufnahme der Staatsabgaben, als für die Austeilung von Unterstützungen bei Fehlernten dienten. Sie bildeten eine weitverzweigte, wenn auch primitive Versicherung gegen Hungersnot. Der indische Bauer lebte von der Hand in den Mund, von den Erzeugnissen des Bodens; baute seine Baumwolle, spann sein Garn, webte sein Zeug und zahlte die

Digitized by Google

geringen Bedürfnisse beim Schmied und Wagner in Naturalien. Das plötzliche Bedürfnis nach Münze für die Entrichtung der Steuern ließ das Gewerbe der Makler und Wucherer entstehen, die die Verlegenheit des Bauern ausnützten und sich bald zu seinem Herrn machten. Denn nach altem indischem Brauch betrug die Forderung bis 30—40 Prozent des Ertrages! Auf den Kopf entfallen dabei in Indien kaum 2 ℳ direkte Steuern; trotzdem aber sind diese dem meist verarmten Boden so schwer abzugewinnen, daß der Landmann sich nicht satt essen kann. Die Menschen sind in den bevölkertesten Provinzen nur halb ernährt. Und der Ersatz des alten extensiven Verwaltungsapparates durch einen immer intensiveren vermehrt stetig den Steuerdruck, ohne daß handgreifliche Verbesserungen der Lage hervorgebracht würden. Die Vielgeschäftigkeit des Zeitgeistes greift auch in Indien um sich, wenn auch nicht in dem Maße wie in den kolonialen Unternehmungen anderer Staaten; und es fehlt der Mut anzuerkennen, daß Indien ein durch und durch verarmtes Land ist, das sich keinerlei Luxus leisten kann und die Mittel nur für das dem Lande unbedingt förderliche verausgaben dürfte. Die indische Milch ist gar mager; sie bildet aber einen solchen Ozean, daß derjenige, der das Monopol des Absahnens besitzt, eine gewaltige Menge zusammenschöpft.

Der Wert des Einfuhrhandels von Britisch-Ostindien betrug 2470 Millionen Mark im Jahre 1910; der des Ausfuhrhandels 2250 Millionen Mark. England ist mit dem Löwenanteil daran beteiligt. Der Handel folgt der Flagge, selbst bei „offener Tür". Trotzdem gibt es eine Schule britischer Politiker, „Little Englanders", die Indien, da es sich für Besiedelung durch Weiße nicht eignet, als eine bloße Last ansehen. Gladstone selber hat das Wort geprägt: „Perish India!" Die zeitweilig anwesenden Weißen erreichen, wenn wir von den Truppen absehen, nicht die Zahl von 20000. Beamte haben mit dem Alter von 55 Jahren in den Ruhestand zu treten. Die Staatseinnahmen und Ausgaben gleichen sich von Jahr zu Jahr mit einer Milliarde Mark ungefähr aus, wobei kein direkter Tribut an England in Betracht kommt. Durch die Entwertung des Silbers, sowohl wie die ungünstige Handelsbilanz ist der Rupikurs seit 1865 von 2,20 Mark auf 1,33 Mark gesunken, auf welchem Stand er seit 1890 beharrt. Die Staatsschuld betrug 4688 Millionen Mark im Jahre 1900.

Bücher, die wir besonders empfehlen:

Tönnies, Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung (Berlin, Julius Springer, 1 Mark), vom selben Verfasser: Der englische Staat und der deutsche Staat (Berlin, Karl Curtius, 3.60 Mark). Felix Salomon, Der britische Imperialismus (Teubner 3 Mark); vom selben Verfasser: Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart (Teubner, 40 Pf.) Eben erscheint von Eduard Meyer: Der amerikanische Kongreß und der Weltkrieg (Karl Curtius).

Digitized by Google

Die englische Herrschaft in Indien.

Von W. J. Bryan.

Der frühere amerikanische Staatssekretär hat im Jahre 1906 eine Schrift veröffentlicht, in der er die Ergebnisse einer Studienreise niederlegte; deren Zweck war, die englischen Einrichtungen in Indien kennen zu lernen, als nach der Übernahme Manilas die Vereinigten Staaten den Weg der Kolonialpolitik beschreiten wollten. Präsident Wilson hat bereits in der ersten Kriegszeit die Ausfuhr dieser Schrift aus Amerika verboten. Sie ist in deutscher Übersetzung bei Karl Curtius in Berlin erschienen. Wir entnehmen ihr einige Abschnitte.

Schlimmer als russischer Despotismus.

Die Regierung von Indien ist so unverantwortlich und selbstherrlich, wie die russische Regierung es je gewesen ist, und in zwei Punkten ist sie schlimmer. Erstens weil sie von Fremden ausgeübt wird, während die russischen Beamten doch Russen sind. Zweitens weil das System einen großen Teil der eingehenden Steuern aus dem Lande herausnimmt, während die russische Regierung die Gelder, die sie vom Volke eingesammelt hat, im Lande verbraucht.

Ein dritter Nachteil könnte angeführt werden: der Zar hat mittlerweile eine gesetzgebende Körperschaft geschaffen, während England fortfährt, den Indern jede Art von Volksvertretung oder Verfassung zu versagen. Das indische Volk zahlt Steuern, aber es hat keinerlei Stimme in bezug auf ihre Höhe oder ihre Verwendung. Es zahlt der Regierung nahezu 225 000 000 Dollars (900 Mill. Mark) im Jahre, und hiervon werden nahezu 100 000 000 Dollars (400 Mill. Mark) für ein Heer ausgegeben, in dem Inder nicht Offiziere werden können. Wenn die Inder wirklich mit der englischen Herrschaft zufrieden wären, bedürfte man eines solchen Heeres nicht, lediglich um sie in Gehorsam zu erhalten. Ist aber das Heer dazu bestimmt, um Rußland an der Eroberung Indiens zu verhindern — wie hier und da behauptet wird — warum sollte dann nicht die englische Regierung einen Teil der Kosten tragen? Würde es nicht klüger sein, die Inder so mit der englischen Herrschaft auszusöhnen, daß sie sich der Einverleibung mit Rußland selber widersetzen würden?

Die „Home Charges", wie sie genannt werden (in England zu zahlende Unkosten der indischen Verwaltung), nehmen ungefähr ein Drittel der gesamten Einkünfte in Anspruch. Nahezu 100 000 000 Dollars (400 Millionen Mark) gehen jedes Jahr von Indien nach England; mehr als 15 000 000 Dollars (60 Mill. Mark) werden den europäischen Beamten der Zivilverwaltung bezahlt. Welches Volk könnte einen solchen Abfluß ertragen, ohne allmählich zu verarmen?

Digitized by Google

Die Steuerlast ist in Indien im Verhältnis zum Einkommen des Volkes nahezu doppelt so schwer wie in England. Im Vergleich mit anderen Ländern beträgt das Durchschnittseinkommen in Indien etwa ein Zwanzigstel des englischen, ein Siebentel des spanischen, ein Sechstel des italienischen, ein Viertel des russischen und die Hälfte des türkischen Durchschnittseinkommens.

Sir Henry Cotton weist nach, daß das Sparguthaben in den englischen Banken im Durchschnitt 100 Dollars (400 Mark) auf den Kopf der Bevölkerung ausmacht, während es in Indien 50 Cents (2 Mark) beträgt. Wie kann man aber von Indien ein fettes Bankguthaben erwarten, wenn das durchschnittliche Jahreseinkommen 10 Dollars (40 Mark) ist?

Wachsende Sterblichkeit.

So groß ist der Geldabfluß, die Ungerechtigkeit dem Volke gegenüber, die Inanspruchnahme der Hilfskräfte des Landes gewesen, daß Hungersnöte an Zahl und Ausdehnung zugenommen haben. Gokhale, einer der tüchtigsten von Indiens führenden Männern, führte den Vorsitz bei dem letzten Zusammentreten des indischen Nationalkongresses im Dezember (1905) und erklärte in seiner Eröffnungsrede, daß die Sterblichkeitsziffer von 24 ‰ in den Jahren 1882 bis 84 auf 30 ‰ in den Jahren 1892—94, und auf 34 ‰ in der Gegenwart gestiegen sei.

Ich habe mehr als einmal während des letzten Monats gehört, daß von der Pest gesprochen wurde als dem Gegenmittel der Vorsehung für die Übervölkerung. Man denke sich! Die englische Verwaltung wird damit gerechtfertigt, daß sie die Inder daran verhindere, einander zu töten, und die Pest gepriesen, weil sie die hinwegrafft, welche die Regierung vor dem Umgebrachtwerden beschützt hat. Trotz ihrer unbestrittenen Vorteile hat man den Eisenbahnen zur Last gelegt, daß sie die Schwere der Hungersnot vermehren dadurch, daß sie in fetten Jahren den Überschuß an Getreide wegführen helfen und keinen Vorrat für Jahre der Dürre übriglassen. Obschon jetzt mit Hilfe der Eisenbahnen das Korn in Zeiten der Teuerung leichter zurückgebracht werden kann, sind die Leute zu arm, um es zu kaufen, belastet, wie es ist, mit doppelten Frachtkosten. Die Aufspeicherung von Getreide durch die Regierung an wichtigen Knotenpunkten bis zu der Zeit, wo jeweils die neue Ernte unter Dach ist, würde einige Linderung bringen. Aber dies hat man nie versucht.

Wenn man behauptet, daß die Eisenbahnen den Kornpreis im In-

Digitized by Google

nern durch den billigen Transport zur Küste, den sie gewähren, erhöht haben, muß man sich daran erinnern, daß der Vorteil davon in der Hauptsache nicht dem Volke, sondern den Grundherren zugute gekommen ist, von denen die Regierung der größte ist.

Weshalb keine Selbstverwaltung?

Das wirtschaftliche Unrecht, das dem indischen Volke geschieht, ist auch die Erklärung für das an ihm begangene Unrecht. Seit mehr als 20 Jahren hat der indische Nationalkongreß sich um eine den Verhältnissen angepaßte Verfassung bemüht — nicht um die Bande zu zerschneiden, die Indien an England knüpfen, sondern nur um größeren Einfluß auf die Angelegenheit ihres eigenen Landes zu gewinnen.

Dieses Verlangen kann nicht erfüllt werden. Warum nicht? Weil eine einheimische Verwaltung, die aus vom Volke gewählten Eingeborenen bestände, gegen ein so zahlreiches Heer protestieren, die Steuern ermäßigen und Inder mit geringerer Entlohnung in die Ämter einsetzen würde, die jetzt von Europäern bekleidet werden.

Diesen Versuch verhindert die Furcht vor den Handlungen einer einheimischen indischen Regierung, wenn auch gewöhnlich zwei andere Gründe, die aber beide nicht stichhaltig sind, vorgeschützt werden. Der eine dieser Gründe ist, daß das indische Volk nicht intelligent genug sei und durch Ausschluß seines Einflusses auf die eigenen Angelegenheiten vor der eigenen Torheit beschützt werden müsse. Der andere Grund ist, daß die Inder durch Stammes- und Religionsunterschiede so zerrissen seien, daß sie nicht einträchtig handeln könnten.

Der erste Einwurf wird keinen unvoreingenommenen Reisenden überzeugen, der mit den gebildeten Klassen des Landes in Berührung gekommen ist. Es gibt genug kenntnisreiche, akademisch gebildete Leute in Indien, um nicht zu reden von denen, die, wie unsere Vorfahren vor ein paar hundert Jahren, gesunden Menschenverstand und klares Urteil genug haben, um ohne viel Bücherweisheit die öffentliche Meinung zu leiten.

Indien und „Kolonialismus".

Niemand soll Indien anführen als ein Beispiel zur Stützung des „Kolonialismus". Am Ganges und Indus hat der Brite trotz seiner vielen guten Eigenschaften und seiner vielen Beiträge zum Fortschritt der Welt die menschliche Unfähigkeit erwiesen — wie viele andere sie vorher erwiesen haben — mit Weisheit und Gerechtigkeit verantwortungslose Gewalt über ein hilfloses Volk auszuüben. Er

Digitized by Google

hat Indien einiges Gute gebracht, aber er hat einen furchtbaren Preis dafür erhoben.

Während er sich gerühmt hat, den Lebenden den Frieden zu bringen, hat er Millionen zum Frieden des Grabes geleitet; während er die Ordnung hervorhebt, die er geschaffen hat unter streitenden Völkerschaften, hat er das Land durch legalisierte Plünderung ausgesogen. Plünderung ist ein hartes Wort, aber kein Drehen und Deuteln kann das gegenwärtige System seiner Schändlichkeit entkleiden

Das Kriegsbuch eines Sozialisten.

Wenn ein Mann wie Max Schippel über Vergangenheit und Zukunft schreibt, einer der gründlichsten Kenner der Gewerkschaftsentwicklung, gleich beschlagen als Wohnungs- und Währungs-, Handels- und Kolonialpolitiker, dann hat auch der Nichtsozialist allen Grund, sich von ihm belehren zu lassen. Sein Buch „England und wir" (S. Fischer, 2 M.) faßt 10 seiner Aufsätze aus den Sozialistischen Monatsheften zusammen, die seinerzeit deswegen solches Aufsehen erregten, weil Schippel, ganz im Gegensatz zum offiziellen Parteidogma, das wegen der Scheindemokratie der Westmächte diesen mehr entgegenkommen zu müssen glaubt, als dem absolutistischen Rußland, in England unseren notwendigen und unversöhnlichen Interessenkonkurrenten erkannt hat, wohingegen er die Ansicht vertritt, daß Rußland gegenüber von unüberbrückbaren Interessengegensätzen keine Rede sein kann, im Gegenteil unser und sein politischer Gegner wie der unsere England heißt. Das ist in seinem Buche mit der Beredsamkeit der Nüchternheit entwickelt, die überzeugender ist, als die antizaristischer Agitatoren. Schippel erweist sich als der ausgezeichnete Kenner englischer Publizistik und englischer Politik, der auch dem Leser überraschend viel Neues zu sagen hat, welcher die einschlägigen Veröffentlichungen einigermaßen verfolgt hat. Besonders die drei Aufsätze „Handelspolitische Kriegspläne", „Englische Hoffnungen auf den russischen Markt", und „Osten oder Westen" gehören zum belehrendsten der letzten Zeit, wie derjenige über den Militarismus diese Phrase der Westmächte vernichtend abtut. Durch die russische Revolution ist nicht nur für die englische und französische Arbeiterpartei ein Argument für die Fortsetzung des Kriegs geschaffen, sondern auch für die deutsche Sozialdemokratie ein Hemmnis für eine den Interessen des russischen Landes und Volkes Rechnung tragende Politik beseitigt worden. Je mehr Fortschritte die wirkliche demokratische Umwälzung macht, desto entlasteter wird unsere Ostfront innerpolitisch, und desto stärker kann der Gegensatz zu England ausgenutzt werden. Nichts wäre unsern Interessen nachteiliger, als eine Stärkung der auf Restauration abzielenden russischen Strömungen, und eine Unterstützung der Dynastie der Romanow. Je mehr Rußland seine ganze Energie braucht, um im eigenen Land Ordnung zu schaffen und seine inneren Gegner unschädlich zu machen, desto ungestörter kann Deutschland seine eigenen Ziele verfolgen. Das verleiht Schippels Darlegungen, die alle vor den Märzereignissen geschrieben worden sind, in diesem Zeitpunkt ein besonderes Gewicht. Die neue russische Regierung tritt ihr schlimmes Erbe jedenfalls cum beneficio inventarii an, und wer das einigermaßen auszunützen versteht, hat den ganzen Vorteil davon. J. H.

Digitized by Google

Carl Peters.

Ein deutsches Schicksal.

Im 30. Dezember 1895 machte der Engländer Dr. Jameson seinen berühmten Einfall in das Transvaal. Es war ein Überrumpelungsversuch, um England in widerrechtlicher Weise in den Besitz der Burenrepublik zu bringen. Nachweisbar war die britische Regierung mit im Komplott. Der Überfall mißglückte, Dr. Jameson, von den Buren gefangen genommen, dann aber, als England über eine Aburteilung englischer Untertanen durch Buren schäumte, wieder frei gelassen, wurde in England von der Regierung, die die Mitschuld geschickt abwälzte, formell zu einer geringen Gefängnisstrafe verurteilt, die am ersten Tag in Festungshaft umgewandelt und dann bald ganz erlassen wurde. Dr. Jameson, schon bei seiner Ankunft in London wie ein Triumphator vom Publikum empfangen, wurde der volkstümlichste Held. Nach seiner Freilassung wurden ihm 15 Sitze im Parlament angeboten und nach einigen Jahren war er Premierminister in Kapland. So dankte England einem englischen Freibeuter.

Der Deutsche Dr. Carl Peters schuf aus eigener Initiative auf Grund rechtmäßiger Abmachungen mit den Häuptlingen unsere größte und wertvollste Kolonie Deutschostafrika, über die das Deutsche Reich im Jahre 1885 das Protektorat übernahm.

1891 zum Reichskommissar für das Kilimandjaro Gebiet, das noch zu unterwerfen war, ernannt, wurde er 1897 nach einer politischen maßlosen Hetzerei wegen Jahre zuvor von ihm in obenerwähntem Gebiet vorgenommener Amtshandlungen, die bereits zweimal von seiner vorgesetzten Behörde aufs eingehendste geprüft waren und Anlaß zu einem Vorgehen nicht gegeben hatten, mit Schimpf und Schande nach einem oberflächlichen und einseitig geführten Disziplinarverfahren aus dem Reichsdienst gejagt. Dadurch in Deutschland unmöglich geworden, mußte er in England seine Zuflucht nehmen. So dankte Deutschland seinem bedeutendsten Kolonialgründer.

Dies sind in dürren Worten zwei Tatsachen aus der Kolonialgeschichte derselben Epoche des neunzehnten Jahrhunderts.

Wir sind es uns und unserer Ehre schuldig, endlich einmal den „Fall Peters" unnachsichtig zu beleuchten, nicht um Altes aufzuwärmen, sondern weil in den Tagen, da alle Welt voller Bewunderung für unsere Helden in Ostafrika ist, wir dessen Gründer, einen Mehrer von Deutschlands Macht, dem großes Unrecht geschehen ist, endlich

Digitized by Google

Gerechtigkeit verschaffen müssen. Sodann um an diesem Fall zu b leuchten, was uns nottut in einer Zeit, wo wir der Objektivität gegc Fremdes genug haben und wo wir Objektivität gegen uns selb brauchen. Nicht um zu tadeln, sondern um zu bessern. W tun das auf die Gefahr hin Anstoß zu erregen, aber in dem feste Glauben an die fortwirkende Kraft der Wahrheit. Und es schei uns für unser Ansehen besser zu sein, nachdem wir uns vor der gai zen Welt durch die Behandlung von Peters bloßgestellt haben, de wahren Sachverhalt zu zeigen, als in unserm Irrtum zu verharrer Wir haben es nicht mehr nötig uns zu verstecken, weder nach inne noch nach außen.

Was waren nun die Verbrechen, die man Peters zur Last legte, vc denen man seine Verdienste und Talente glaubte übersehen zu müssen Folgende Tatsachen stellen sich nach amtlichem und gerichtlichem Ma terial dar[1]):

Gegen den Reichskommissar Dr. Carl Peters wurde im Jahre 189 ein Disziplinarverfahren eröffnet und am 24. April 97 erkannte d kaiserliche Disziplinarkammer für die Schutzgebiete in Berlin Dr. Pe ters des Dienstvergehens für schuldig und bestrafte ihn mit Dienst entlassung. Auf Berufung erkannte der kaiserliche Disziplinarhof mi Urteil vom 15. November 1897 den Reichskommissar Dr. Peters de wiederholten Dienstvergehens für schuldig und bestätigte sein Dienstentlassung mit verschärften Rügen.

Diese Urteile gehen im wesentlichen davon aus, daß Dr. Peters durd die von ihm angeordneten Hinrichtungen des Negers Mabruk und de Negerin Jagodja seine Beamtenpflicht verletzt habe und daß im be sonderen bei Verhängung der Todesstrafe an Mabruk „die vermeint lichen Eingriffe Mabruks in die zwischen den Offizieren und den Wei bern der Station unterhaltenen geschlechtlichen Beziehungen mit be stimmend gewesen seien".

Das war der wesentliche Punkt der Anklage. Mit diesem standen alle übrigen gegen Dr. Peters und seine Amtsführung erhobenen Vor würfe im engsten Zusammenhang, welche Vorwürfe auch seinerzeit der Ausgangspunkt der vom sozialdemokratischen Abgeordneten Bebel im Reichstag vorgebrachten Angriffe waren und zur Einleitung des Disziplinarverfahrens geführt hatten.

Obige Beschuldigungen der Disziplinarurteile sind aber durch die umfangreicheren Beweiserhebungen der im Jahre 1907—09 von Pe-

[1]) Dieses Material ist unmittelbar aus den Akten und Urteilen entnommen die uns R.-A. Dr. W. Rosenthal-München, der Berater und Vertreter Dr. C. Peters in den von ihm geführten Prozessen, zur Verfügung gestellt hat.

Digitized by Google

ters angestrengten und zur Verhandlung gelangten Beleidigungsprozesse endgültig als unrichtig dargetan. Folgende Tatsachen wurden in fünf Prozessen in München, Nürnberg, Köln und Breslau festgestellt:

Dem deutschen Reichskommissar Dr. Peters wurde 1891 die Aufgabe übertragen das Kilimandjarogebiet, das noch nicht zum deutschen Schutzgebiet gehörte, zu besetzen und unter deutsche Botmäßigkeit zu bringen. Sein Diener Mabruk wurde überführt und er gestand es auch selbst ein, im August 1891 einen Einbruch in das Stationsgebäude gemacht zu haben, und er wurde, da vorher verkündigt war, daß, wenn der Einbrecher sich freiwillig melden würde, er milde bestraft werden würde, sonst aber mit dem Tode, da er sich nicht gemeldet hatte, im Einverständnis von zwei andern Europäern zum Tode verurteilt und aufgehängt. Eine Untersuchung von zwei Monaten war vorangegangen.

Ganz unabhängig von diesem Fall war Ende November 1891 die Dienerin Jagodja entflohen. Als Dr. Peters erst vergeblich den Lazarettgehilfen Wiest, dann den Unteroffizier Wilhelm zum Häuptling Malamia schickte, um diesen zur Auslieferung des Vaters der Jagodja zu veranlassen, der sich bei dem Häuptling aufhielt, wurde er von Malamia verhöhnt, wurden die Deutschen als „Schlappschwänze" bezeichnet und wurde die deutsche Flagge heruntergerissen, bespuckt und mit Füßen getreten. Als daraufhin Peters die Bomabefestigung des Häuptlings verbrannte, wurde Jagodja gefunden und nach der Kilimandjarostation zurückgebracht. Dort zu der in Ostafrika üblichen Kettenstrafe verurteilt, mit Schlägen bestraft, und, nachdem ihr wöchentlich ein bis zweimal verkündigt wurde, daß eine weitere Flucht mit dem Tode bestraft werden würde, wurde sie, als sie dennoch wieder floh und eingefangen war, zum Tode verurteilt und gehängt. Peters' zwei Begleiter bestätigten das Urteil. — Das waren in Kürze die vor Gericht erwiesenen Tatsachen. Demnach erkannten die Gerichte in der Hauptsache folgendes:

1. Urteil des Schöffengerichts am Amtsgericht Nürnberg in Sachen Dr. Peters gegen Dr. Weill vom 30. November 1907:

„Es kann nicht verkannt werden, daß die Verhältnisse in Ostafrika anfangs der neunziger Jahre mit andern Augen zu betrachten sind und bei ihrer Beurteilung ein anderer Maßstab angelegt werden muß, als wenn die friedlichen Verhältnisse eines geordneten Reichsstaates in Betracht kommen, und daß sich die Notwendigkeit von Strafen ergeben konnte, deren Recht, Gesetz und Zweckmäßigkeit nicht anzu-

Digitized by Google

tasten ist, die aber trotzdem nach unserm Empfinden sowohl allgemein, wie ihrem Maße und der Art der Vollstreckung nach dem Verhältnis zu der Schwere der zu sühnenden Verfehlung auf den ersten Blick befremdend, ja unerhört hart und vielleicht direkt ungerecht erscheinen. Mag man über die damalige Situation Dr. Peters' auf der Kilimandjaro-Station denken wie man will, mag man die damalige Lage in Übereinstimmung mit Dr. Peters für eine seiner Zeit gefährdete erachten oder nicht, jedenfalls darf nach der Anschauung des Gerichts bei Würdigung des Vorgehens des Dr. Peters nicht außer Acht gelassen werden, daß auch für ihn der Grundsatz maßgebend sein mußte, ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel belaste ihn weniger als eine unangebrachte Milde, ein nachgiebiges und unentschlossenes Verhalten und Mangel an Energie."

„Das Gericht erachtet jedenfalls die Tatsache für feststehend, daß Dr. Peters bei den fraglichen Vorgängen im Bewußtsein der Rechtmäßigkeit seines Vorgehens handelte, und eine genügende Grundlage für die Annahme, daß sexuelle Motive seine Haltung beeinflußt oder seine Entschlüsse bestimmt hätten, in keiner Weise für gegeben, im Gegenteil, im Falle Jagodja eine solche Annahme für ausgeschlossen."

2. Urteil des Schöffengerichtes am königlichen Amtsgericht Köln a. Rh. vom 22. Januar 1908 in Sachen Dr. Peters gegen Brüggemann:

„Es ist durch die Beweisaufnahme nicht dargetan, daß sexuelle Motive bei der Fällung der beiden Todesstrafen für den Privatkläger ausschlaggebend oder mit bestimmend gewesen seien.

Ist somit einerseits der Nachweis sexueller Motive nicht erbracht, so erscheinen andererseits die Gründe, aus denen nach der Behauptung des Dr. Peters die Todesurteile gefällt wurden, durch die Beweisaufnahme im hohen Maße wahrscheinlich gemacht.

Entscheidend ist, daß der Kläger und seine Beisitzer die Tat des Mabruk als erwiesen ansahen, daß sie die Verhängung der Todesstrafe im Interesse des Ansehens und der Sicherheit der Europäer für nötig erachteten.

Es handelt sich um die Frage, ob Dr. Peters die Sicherheit tatsächlich für gefährdet gehalten hat, und ob er und seine Beisitzer demgemäß sich für berechtigt und für verpflichtet halten konnten, die Todesstrafe auszusprechen. Diese Frage ist zu bejahen, umsomehr, als im Falle der Jagodja noch besondere Umstände vorliegen, welche es erklärlich erscheinen lassen, wenn Dr. Peters die Sicherheit der Station für gefährdet hielt."

Digitized by Google

3. Urteil des Amtsgerichts Breslau vom 14. März 1908 in Sachen Dr. Peters gegen Wolff:

„Es folgt wenigstens soviel, daß Dr. Peters in dem Bewußtsein, sein gutes Recht auszuüben und das Wohl der ihm anvertrauten Station zu wahren gehandelt hat."

4. Die erste Strafkammer des Königlichen Landgerichts München I 13.–15. Januar 1909 in Sachen Dr. Peters gegen Gruber:

„Wie dem auch sei, gewiß ist, daß sich Peters von der Täterschaft des Mabruk überzeugte.

Es ist im Falle Jagodja nicht anzunehmen, daß Dr. Peters die Zurücklieferung der Mädchen deshalb verlangte, um sich oder andern die Fortsetzung des Geschlechtsverkehrs zu sichern."

Im Fall Mabruk wurde festgestellt, daß, wenn auch hier die Tatsachen als erschwerend betrachtet wurden, daß der Einbruch den Weibern galt „diese Erwägung doch mit Eifersucht nicht das Mindeste zu tun hatte, daß Dr. Peters in diesem Vorgehen vielmehr eine unerhörte Verletzung seiner Autorität als Führer der Expedition sehen mußte".

Auch über die Persönlichkeit des Dr. Peters, deren Charakterisierung ja gerade bei dem Delikte, wegen dessen die Disziplinarurteile seine Amtsentsetzung aussprachen, von wesentlicher Bedeutung war, enthält das Urteil des Landgerichtes München Feststellungen, die denjenigen der Disziplinarurteile durchaus entgegenstehen:

„Die Verdienste des Dr. Peters um die Afrikaforschung und den Erwerb unserer Kolonien dürfen gleichfalls nicht unberücksichtigt bleiben, denn was an ihm zu mißbilligen ist, seine mitleidlose Härte, die Rücksichtslosigkeit im Verfolge seiner Ziele, sind nur die Schattenseiten derjenigen Tugenden, durch die er seine Erfolge erzielte, deren Früchte wir genießen."

Diesen sämtlichen Gerichtshöfen lagen die Disziplinarurteile vor, es wurden in diesen Prozessen viel eingehendere Erhebungen angestellt, als bei den Disziplinargerichten, auch was die Glaubwürdigkeit der Zeugen belangt. Ferner wurde z. B. in Köln betont, daß die in den Disziplinarverfahren als besonders belastend dargestellten Privatäußerungen des Dr. Peters gegenüber dritten Personen (Konsul Baumann, Ingenieur Mittelstedt) nicht ernst genommen werden könnten, sondern nur „bramabasierende Reden" gewesen seien, welche durch die zeugenschaftlich erwiesenen Tatsachen widerlegt sind.

So sind also fünf deutsche Gerichtshöfe auf Grund neuer Tatsachen und Beweise zu einem durchaus anderen Ergebnis gelangt wie

Digitized by Google

die seinerzeit gegen Dr. Peters ergangenen Disziplinarurteile. Diese gingen im Gegenteil von folgender grundlegender Voraussetzung aus:

„Was die Tatsache der Hinrichtung betrifft, so kam der Disziplinarhof zu dem Urteil, die Taten könnten in Afrika nicht anders beurteilt werden wie im Inland und es sei eine Verkennung der Beamtenpflicht, für die Verteidigung für Afrika eine besondere Moral aufstellen zu wollen."

Übersehen wurde vollkommen, daß damals am Kilimandjaro von Verwaltung eines Staatswesens in unserm Sinne keine Rede sein konnte, sondern daß Peters hinausgeschickt war, um das Land zu unterwerfen, daß also dort Kriegszustand herrschte. Das Kilimandjarogebiet war damals noch nicht der deutschen Kolonie einverleibt, europäische Gesetze waren noch nicht in Geltung. Dr. Peters hatte volle Straf- und Disziplinargewalt nach freiem Ermessen, was ihm vom Gouverneur schriftlich bestätigt war.

Außerdem folgende Tatsachen:

Das Disziplinargericht bestand ausschließlich aus Richtern und Verwaltungsbeamten. Unter sämtlichen zwölf Herren war kein einziger, der die geringste Kolonialsachkunde für sich hätte in Anspruch nehmen können. Der Staatsanwalt Hellwig war nachweislich ein Feind Peters, der mit einem Journalisten, der gegen Peters schrieb, in Verbindung stand.

Im Gegensatz zur Beurteilung dieser Herren hat Wißmann, unser großer Afrikaner, von dem Bismarck den bekannten Ausspruch von der „weißen Weste" machte, wörtlich gesagt, daß er an Stelle von Peters ebenso gehandelt hätte und daß er das Urteil des Disziplinarhofes für unhaltbar hielte.

Exzellenz Liebert, der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und andere anerkannte Afrikaner, haben das Vorgehen Peters als „unbedingt gerechtfertigt" erklärt. Aber alle von Peters beantragten Sachverständigen, diese und andere, wurden abgelehnt mit Ausnahme eines einzigen, des früheren Begleiters Peters, Jancke.

Peters selbst war es durch den bekannten Erlaß des Reichskanzlers vom 15. März 1896 untersagt, irgend etwas zu seiner Verteidigung in der Presse oder sonstwie öffentlich vorzubringen. Seine Aktenkiste, die ihm von der Heydt's nach London nachschicken wollten, wurde im September 1896 mit allem Verteidigungsmaterial auf dem Lehrter Bahnhof gestohlen, bevor sie, erbrochen in der Wilhelmstraße aufgefunden, den von der Heydt's wieder zugestellt wurde. Erst dann im April 1897 machte man ihm den Prozeß.

Digitized by Google

Die Schuldigsprechung geschah, obgleich feststand, daß Dr. Peters aus zwei früher (1892, 1895) gegen ihn geführten Disziplinaruntersuchungen seitens seiner vorgesetzten Behörde als vollkommen gerechtfertigt hervorgegangen war. Obgleich man ihn inzwischen wieder im Kolonialdienst verwendet hatte. Obgleich ihm inzwischen eine Ordensauszeichnung zuteil geworden war und obgleich ihm schließlich eine Stelle als Landeshauptmann am Tanganikasee angeboten worden war.

Wenn also nach alledem alle Peters belastenden Punkte in einem anderen Lichte erschienen, so ist der Beweis erbracht, daß das Urteil des Disziplinarverfahrens nicht mehr aufrecht zu erhalten war.

Es gab aber kein Reichsgesetz, daß nach Feststellung dieser Irrtümer durch die Privatprozesse ein Wiederaufnahmeverfahren, wie solches im ordentlichen Gerichtsverfahren vorgesehen ist, und damit auch die endgültige Rehabilitierung des Dr. Peters im Wege eines gerichtlichen Verfahrens erfolgen konnte. Alle späteren Versuche dies zu erreichen, schlugen fehl, sämtliche Eingaben, auch an den damaligen Kolonialsekretär Dernburg, hatten keinen Erfolg. Einsicht in die Akten des Disziplinarverfahrens wurde trotz wiederholter Anträge nicht gewährt. Peters erhielt zwar durch den Gnadenakt des Kaisers im Jahre 1905 den Titel Reichskommissar a. D., dann auch, nicht allzu lange Zeit vor dem Kriege, eine Pension von etwa 4000 M. zugesprochen, aber die Tatsache bleibt bestehen:

Dr. Carl Peters, der uns unsere größte Kolonie Deutsch-Ostafrika schuf, ist in Deutschland bis auf den heutigen Tag wider Recht und Billigkeit unmöglich gemacht. Seit 20 Jahren wartet er vergeblich auf seine öffentliche und offizielle Rehabilitierung.

Es ist leider nicht wegzuleugnen, daß das deutsche Volk bis auf den heutigen Tag viel zu wenig von Kolonien und Kolonialpolitik weiß. Es gibt eigentlich nur eine kleine Gemeinde, die sich für die Kolonien interessiert. Irrtümer und Böswilligkeit hinderten ihre Entwicklung. Ich brauche nur zu erinnern an einzelne im Reichstag verhandelte Fragen der letzten Jahre: der Eisenbahnen, der Mischehe und der Schutztruppe[1]); von früheren gar nicht zu reden.

Einer der ersten Deutschen aber, der weit vorausschauend die Wichtigkeit von Kolonialbesitz für Deutschland erkannte, der, obgleich noch in jungen Jahren, mit aller Energie, mit großem Mut und Erfolg auf dieses Ziel hinarbeitete, war Dr. Peters. Ihm verdanken wir in der Tat Deutsch-Ostafrika.

[1]) Vgl. über diese Gegenstände die bei ihrem Erscheinen nicht beachteten Artikel von Spectator Germanicus im Februar-, März- und Juniheft 1913.

Digitized by Google

Es wird gut sein, zu wiederholen, wie Deutsch-Ostafrika entstand. Peters hatte schon, nur wenig über 20 Jahre alt, als er durch einen langjährigen Aufenthalt in England mit den Prinzipien des empire building sich vertraut gemacht hatte, die Idee, auch für Deutschland Kolonien zu schaffen. 1883 trat er an den „Deutschen Kolonialverein", der sich 1880 zusammen getan hatte, um Propaganda für deutsche Kolonialerwerbung (aber erst für das zwanzigste Jahrhundert!) zu machen, mit dem Projekt heran, das goldreiche Maschonaland zu erwerben. Sein Plan wurde als „verfrüht" abgewiesen. Verständnis dagegen fand er bei dem Grafen Behr-Bandelin, mit dem Peters eine „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" gründete. Trotz der Verdächtigungen einer unverständigen Presse, die von Schwindel und Eigennutz sprach, fanden sich 35 Zeichner mit je 5000 M. für die Gründung (charakteristisch ist, daß als einzige Zeitung die Londoner „Times" diesen Plan ernst nahm). Nach vielerlei Plänen wurde das jetzige Deutsch-Ostafrika ausgesucht, um dort Ländereien zu erwerben. Am 12. November 1884 brach Peters mit Jühlke und Graf Pfeil, nachdem er auf die abenteuerlichste Art die schon aufmerksam gewordenen Engländer von seiner Fährte abgelenkt hatte, mit sechs mit Vorderladern bewaffneten Schwarzen und 36 mit Speeren bewaffneten Trägern von der Küste auf und mit 2000 M. Kosten wurde diese Expedition, (die in ihrer grotesken Zusammenstellung nur von Afrikanern richtig gewürdigt werden kann) durchgeführt. Sämtliche Teilnehmer kamen gerade noch mit dem Leben davon, aber Peters erreichte seinen Zweck: große Landschaften wurden ihm verbrieft von den Häuptlingen unter Versprechen des deutschen Schutzes zur Ausnutzung abgetreten. Am 28. Februar 1885 wurden diese Erwerbungen Peters' in Berlin durch einen kaiserlichen Schutzbrief anerkannt und unter die Oberhoheit des Reiches gestellt. Aus diesen Erwerbungen ging die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Carl Peters und Genossen" hervor, die durch Aussendung kleiner Expeditionen zur Erwerbung des Landes nach mannigfachen Komplikationen mit dem damaligen Sultan von Sansibar und Gründung von 18 Stationen im Innern des Landes ausgebaut wurde, und die durch einen Vertrag vom 1. November 1886 im wesentlichen der Kolonie ihre jetzige Gestalt gab. Eine glänzende Abmachung Dr. Peters' mit dem Sultan, die uns auf die einfachste Art und ohne nennenswerte Opfer die ganze Küste botmäßig gemacht hätte, scheiterte leider an dem Unverständnis seiner Landsleute. Dadurch entstanden indirekt eine Menge Wirrnisse, die später zu manchen Kämpfen führten. Peters schied aus der Di-

Digitized by Google

rektion aus und wirkte erst später wieder 1891 als kaiserlicher Kommissar in der Kolonie.

Nach mancherlei Unruhen mit den Arabern, den früheren Herren des Landes, wurde am 1. Januar 1891 die deutsche Flagge in Bagamojo gehißt, **Ostafrika wurde deutsches Schutzgebiet.** Grundlagen einer geregelten Verwaltung wurden gelegt und ein kaiserlicher Gouverneur ernannt. Eine Schutztruppe sorgte für die Sicherheit des Landes, die noch nach vielerlei Kämpfen mit den Eingeborenen hergestellt wurde. Bald kehrten Ruhe und Ordnung in der Kolonie ein, Handel und Ansiedlung hoben sich, und Deutsch-Ostafrika wurde unsere wertvollste und ausgiebigste Kolonie.

Deutsch-Ostafrika ist 995 000 Quadratkilometer groß, fast doppelt so groß wie Deutschland. Es hatte 1913 etwa $7^1/_2$ Millionen eingeborene Bewohner, über 5000 Weiße (gegen 1100 im Jahre 1900). Der Ausfuhrhandel stieg innerhalb 20 Jahren auf das Fünffache, die Einnahmen verdoppelten sich in 10 Jahren (1903—1913).

Alle Arten tropischer Erzeugnisse gedeihen in Deutsch-Ostafrika, hauptsächlich Kautschuk, Baumwolle, Sisal, Kopra, Kaffee. Die Dampfschiffahrt auf dem Viktoria-See, dem Tanganika und dem Nyassa-See, eine 1200 km lange Zentralbahn von Daressalam an den Tanganika, eine Nordbahn zum Kilimandjaro erschlossen die Kolonie sowohl, wie das ganze Zentralafrika.

Die definitiven Grenzen Deutsch-Ostafrikas waren 1890 in einem Vertrag mit England geregelt.

Wenn es nach Dr. Peters gegangen wäre, hätten wir ein dreimal größeres Reich gehabt, hätte uns halb Afrika gehört. Nicht nur daß wir schon ganz Wituland und das jetzige Britisch-Ostafrika bis zum Juba sowie das italienische Ostafrika bis über das Kap Guardafui hinaus im Besitz hatten; die Verträge, die Peters von seiner Emin Pascha-Expedition mitbrachte[1]), hätten uns ganz Uganda gegeben. Ferner veranlaßte Peters Emin Pascha, seine herrenlos gewordene Äquatorialprovinz (bis Lado), unter Deutschlands Oberhoheit zu stellen. Matabeleland, Maschonaland, das jetzige englische Rhodesien) hatte Peters vor zu erwerben, schon fünf Jahre vor Cecil Rhodes! Der Plan scheiterte leider an dem Widerstand Bismarcks, der britische Interessensphären zu verletzen fürchtete. Durch den Sansibarvertrag

[1]) Diese Emin-Pascha-Expedition, die Peters mit ungeheuerer Tatkraft und Umsicht leitete, wäre an sich schon genügend gewesen, um Dr. Peters den ersten Afrikanern an die Seite zu stellen. Wir können sie nur kurz erwähnen, da sie ein Kapitel für sich bedeutet. Auch diese Verdienste des Dr. Peters wurden von Deutschland gänzlich ignoriert oder befehdet.

Digitized by Google

mit England von 1890 ging uns Sansibar, Uganda, Somaliland verloren.

Nach der Konstatierung all dieser Dinge mögen wir einen Begriff bekommen haben von unserer Auffassung, unserer Kolonialpolitik sowohl wie von unserm Benehmen gegen unsern Landsmann Dr. Carl Peters.

Wir müssen uns als Deutsche schämen einen Mann, der uns einen halben Erdteil hätte schenken können, wie einen Verbrecher behandelt zu haben. Ja, selbst wenn er wirklich schuldig gewesen wäre, was bedeuten diese Handlungen betrachtet gegen seine wirklichen Erfolge und Verdienste? Wir aber kramen lüstern im Sexuellen herum, wenn ein Eroberer Weltpolitik macht. Wir ziehen einen bedeutenden Landsmann in den Schmutz, der uns große Erfolge brachte, verjagen ihn aus dem Lande, weil er persönlich nicht in unsern Kram paßt. Glauben denn die Leute, die immer sicher hinter ihrem Ofen sitzen, die nie etwas von dieser Welt sahen als die engen Kreise und Vorschriften ihrer Bürgerlichkeit, daß man erobern kann, während man Paragraphen drechselt, daß man im wilden heißen Afrika, im vollständigen Neuland, als einzelner Weißer unter Tausenden von feindlichen und angriffslustigen Schwarzen, wo jede Milde Schwäche bedeutet, stündlich umlauert von Tod und Krankheit sich benehmen kann wie im Salon von Berlin W.? Daß ein mit allen Verordnungen und aller Korrektheit vertrauter Geheimrat aus der Wilhelmstraße uns Afrika hätte erobern können? Peters war gewiß kein Tugendbold, im Sinne dieser ehrenwerten Herren in Deutschland, sonst hätte er uns nicht Afrika schenken können, aber er war ein Mann der Tat, wie wir sie gerade in Deutschland brauchen. Er wurde das Opfer des kleinlichen Philisters, einer voreingenommenen Beamtenklique, einer kurzsichtigen Kannegießerei, die von Kolonien und Kolonisieren nichts verstand, nichts verstehen wollte, und einer hetzerischen gemeinen Presse. Er hatte es mit dem Zentrum verdorben, schon im Fall Arenberg, dann weil er nicht viel von den Missionen hielt, außer wenn sie dem Neger Ordnung und Arbeit beibringen. Mit der im Prinzip kolonialfeindlichen Sozialdemokratie, weil er „grausam" war und weil er seit 1895 tatkräftig für eine deutsche Flotte agitierte, und schließlich mit der Beamtenschaft, die seine Tüchtigkeit durchaus nicht fassen konnte, weil er weder Jurist noch Militär war.

Wir stellten die Fälle des Dr. Jameson und des Dr. Peters gegenüber, weil sie typisch für England und Deutschland sind.

Bei den Engländern sehen wir das rücksichtslose Vorgehen mit allen

Digitized by Google

Mitteln. Diese Mittel werden stillschweigend von der Regierung nicht nur geduldet, sondern sogar unterstützt, wenn sie nur dem Zweck dienen, Englands Macht zu vergrößern. Der empire-builder ist eine typisch englische Erscheinung, er ist der offizielle Pionier aller englischen Macht. Erscheinungen wie Jameson, Warren Hastings, Lord Clive, Rhodes (die persönlich durchaus nicht einwandfrei waren) sind, wenn auch vorübergehend bestraft, mit höchsten Ehren und Stellungen belohnte Vorkämpfer von Englands Macht.

Schon die ganze Erziehung des Engländers geht nur von diesem einen Gesichtspunkt aus, dem empire. Den Kindern wird Englands Macht täglich vor Augen gehalten, der Jüngling sieht sie in der ganzen Welt, dem Erwachsenen ist ihr Begriff in Fleisch und Blut übergegangen. Für die Engländer teilt sich die Welt ein in Engländer und foreigners, wie in Weiße und Farbige. So anständig, billig denkend (fair), so gut erzogen der Engländer als einzelnes Individuum fast durchgängig ist, so angenehm der gesellschaftliche Umgang mit ihm ist, so rücksichtslos brutal und unfair kann er sein, wenn es sich um das empire handelt. Dann tritt jede Erziehung zurück, jede gute Sitte, jedes Recht, sogar das Völkerrecht. Nur so können wir alles uns bis dahin Unbegreifliche dieses Krieges mit England begreifen. Leider zu spät.

Die Konsequenz dieser Erziehung ist die vorbildliche unerschütterliche Solidarität des Engländers. Er wird immer geschlossen zusammenhalten, nie seinesgleichen desavouieren. Er wird nur auf Leistungen sehen, nie auf Moralitäten. Daher sind Klatsch, Neid, kleinliche Hetzereien in England unmöglich, es gibt nur offene, sachliche Gegnerschaft. Auch die Presse ist in England stets solidarisch, so rücksichtslos offen ihre Feststellungen sein können, sowie es sich um Reichsinteressen handelt, so fehlt ihr gänzlich jedes kleinliche Parteigezänk. Erst in den letzten Jahren des Liberalismus ist das etwas anders geworden. Auch persönliche Beleidigungen sind unmöglich, sie werden, selbst wenn sie zu Recht getan waren, unnachsichtlich mit großen Geldbußen geahndet. Was wir an Niedertracht, an Lügen und Brutalität bei ihr kennen, das richtet sich stets nur gegen das Ausland. Die Niedertracht wollen wir dem Engländer nicht nachmachen, aber wenn wir die Solidarität nicht erwerben, werden wir in unsere alte Ohnmacht zurücksinken.

Diese Solidarität ist es, auf der Englands Wachstum beruht.

Um nun nach außen doch eine gewisse Form zu wahren, sozusagen als moralisches Gegengewicht, erfand der Engländer den Cant. Dieses

Digitized by Google

Muckertum, das sich in Bibelstunden, wohltätigen Tees, Prüderien jeder Art äußert, schafft ihm ein Gegengewicht für sein Gewissen. Also man jammert z. B. über Metzeleien in Armenien, die man selbst anstiftete. Man schickt den Indern Bibeln und saugt das Land aus. Man bestraft einen Gouverneur, der grausam war, um ihn zu begnadigen und auf einen höheren Posten zu stellen. Das alles haben mir Engländer wiederholt selbst zugestanden, als wenn es sich um die selbstverständlichsten Dinge der Welt handelte.

Eine charakteristische Geschichte erlebte ich einmal auf einem Afrikadampfer: ein Major der englischen Kolonialarmee kam in ein Gespräch mit meinem Freund über den Burenkrieg, ohne daß er wußte, daß mein Freund ihn von Anfang bis zu Ende auf Seiten der Buren mitgekämpft hatte. Voller Entrüstung sagte er: „Und denken Sie, da haben uns diese Buren mit Dumdumpatronen beschossen, und da wundert man sich, wenn wir sie so rücksichtslos bekämpften." Mein Freund fragte: „War das nicht damals am Waterkopje?" „Gewiß, ganz richtig." „Ja, sagte mein Freund, das erinnere ich noch ganz genau, damals nahmen wir am Tag vorher den Engländern vier Wagen mit diesen Geschossen ab." Der Engländer sagte nichts mehr. Daß die Engländer nichts so sehr schätzen wie Leistungen, und mit aller Vorurteilslosigkeit, beweist die Aufnahme, die Dr. Peters in England fand, als er voller Ekel und Enttäuschung über die undankbare und ungerechte Behandlung seitens seines Volkes Deutschland verließ. England nahm ihn auf das Entgegenkommendste auf, besonders die Aristokratie. Er war dort schon überall bekannt, auch in den mittleren und unteren Klassen der Bevölkerung. Klubs forderten ihn auf ohne Ballotage einzutreten, Körperschaften gaben ihm Ehrenbanketts, leitende Männer setzten sich mit ihm in Verbindung. Peters sagte selbst einmal: „Es war als ob ich plötzlich aus einer tobenden See in einen ruhigen Hafen gekommen wäre." Immer war der Grundton: You have faught against us; but you did it for your country. The Germans treated you shamefully we will show you what gentlemen are.

Wir betonen aber, daß Peters nie eine Stelle in England annahm, die ihm oft genug angeboten wurde (wenn auch unsere Zeitungen schrieben: „Peters, der bekanntlich im englischen Solde steht"), obgleich er wahrlich nicht die geringste Ursache hatte, auf Deutschland Rücksicht zu nehmen. Er gründete zwar im Jahre 1898 die „Dr. C. Peters Estates and Exploration Co.", deren Vorsitzender er war, eine im Grunde deutsche Gesellschaft, die die bekannten Ophir-Forschungen trieb. „Sold und Bezahlung" empfing er aber nie dafür.

Digitized by Google

Diese Haupteigenschaften des Engländers: Sachlichkeit und Solidarität fehlen uns leider, besonders in der Politik. Persönliche Gehässigkeiten, Neid, Parteitum übersehen leicht sachliche Verdienste, wenn sie sie auch gottlob nicht immer verhindern können. Die Presse tut dazu das ihre. Wir sehen das gerade im „Fall Peters". Über 10 Jahre wurde Dr. Peters in der Presse in der gemeinsten Art verdächtigt und beschimpft. „Hängepeter", „feiger Mörder", „Sadist", „Verbrecher", „Zuchthäusler" waren seine ständigen Beinamen. Peters ignorierte vornehm, soweit er deutsche Zeitungen überhaupt las, dies Gekläffe, das ihm nichts von seinem guten Gewissen und seinem Glauben an sich und seine Taten nehmen konnte. Erst als er endlich die Prozesse der Jahre 1907—09 anstrengte, die ihm dann natürlich den Vorwurf des Krakehlers einbrachten, wie ihm vorher das Schweigen als schlechtes Gewissen ausgelegt war, aber die seine glänzende Rechtfertigung und Verurteilung seiner Gegner einbrachte, wurde es still über ihn, ach nur zu still!

Der Deutsche desavouiert seinesgleichen nur zu gern. Seit Armins Zeiten bis auf Bismarck sehen wir das geschichtlich bewiesen und nur die äußerste Not vermochte es immer erst wieder, uns in Einigkeit, Patriotismus und Stärke die größten Leistungen vollbringen zu lassen, die uns niemand in der Welt nachmacht.

Viel mag zu dieser Veranlagung auch die Erziehung beitragen. Wir werden nicht geschult klar zu sehen, wir sehen immer nur durch eine Brille, die Freiheit des Blicks und Unbefangenheit fehlen uns. Unsere kritische Veranlagung läßt uns mehr das Kleine sehen als das Große, mehr das Schlechte als das Gute. Unser „Cant" ist das Philister- und Spießertum, nicht, wie bei den Engländern, nur eine schöne äußerliche Geste, sozusagen ein Gemütssport, sondern in Fleisch und Blut sitzend. Eine Barriere gegen alles Große und Freie.

So ängstlich geworden gegen alle Realitäten spielen wir gern Vogel-Strauß-Politik in allen Dingen. Ebenso wie es schädlich ist zu wissen, wie Kinder auf die Welt kommen, wie es verpönt ist das Wort Schwangerschaft auszusprechen, ebensowenig darf man auf der Schule wissen, welche Fehler in unserer Geschichte gemacht wurden, und wir werden aufgepäppelt mit patriotischem Zuckerbrot. Der Erfolg ist, daß wir nicht nur die Griechen und Römer (von deren Geschichte wir mehr lernen als von unserer eigenen) in einer Sauce von Edelmut serviert bekommen, fernab von jeder Wirklichkeit, daß wir bei Freiheitskriegen nur an Theodor Körner denken, nicht aber an Friedrich Wilhelm III., wir wissen nichts von den gehässigen Widerständen,

Digitized by Google

denen große Männer jeder Art und Kunst in Deutschland von jeher be
gegnet sind, wir wissen nichts von der neuen Zeit und wie die Ding
wirklich sind. Wer wußte, daß England in der Tat die Welt be
herrschte, trotz „Deutschland über Alles"? Wer sah das Wachstum
der gewaltigsten feindlichen Koalition gegen uns, die es je gegeben hat

Aus dieser Furcht vor Wirklichkeiten, aus dieser Leisetreterei heraus
galt daher auch stets die Maxime: Um Gotteswillen keinen Anstoß
erregen! Immer Rücksicht nehmen, besonders nach außen! Nur nich
die Dinge beim richtigen Namen nennen! Und der Erfolg war ein
ewiges sich zwischen zwei Stühle setzen, die, vor lauter Komplimente
machen längst von anderen besetzt waren.

Die Kolonialgeschichte gibt uns eine Menge Beispiele dafür. Wi
kamen immer zu spät, ließen uns stets die fettesten Bissen wegschnap
pen. Man erinnere sich Peters' Vorschlag betreffend Rhodesien.

Auch dafür, daß wir nur zu gern unsern eigenen Landsleuten in
den Rücken fielen, sie ohne Schutz ließen, aus Furcht vor den Inter
essen anderer, gibt es Beispiele genug. Als Emin Pascha im deut
schen Kolonialdienst stand, wurden ihm fortwährend Schwierigkeiten
von den Behörden zugunsten des Engländers Stokes in den Weg ge
legt, dem Dr. Peters, als er in Sansibar saß um mit dem Sultan
Verträge abzuschließen und als man ihn von Reichs wegen verleug
nete. Aus Angst die Engländer zu erzürnen.

Gottlob hat sich heute vieles geändert. Auch die Überzeugung von
der Wichtigkeit unserer Kolonien ist mehr und mehr durchgedrungen.
Nicht nur in Regierung und Parlament, sondern auch ins ganze Volk.
Wenn zur Zeit von Peters die Kolonien als Luxus oder Phantasterei
galten, gut genug für verlorene Existenzen, so herrscht heute gottlob
die entgegengesetzte Meinung. In einer Rede, die der Staatssekretär
für die Kolonien Dr. Solf während des Krieges hielt, gibt er diesem
Gedanken markanten Ausdruck:

„Die Entwicklung, die unsere Schutzgebiete in den kurzen 30 Jahren
unserer Arbeit genommen haben, sind der beste Beweis dafür, daß auch
in uns die Eigenschaften eines tüchtigen Kolonialvolkes stecken. Diese
Überzeugung vermögen weder anfängliche Mißerfolge noch die An
feindungen unserer jetzigen Feinde uns zu nehmen. Der blühende Zu
stand unserer Schutzgebiete vor dem Kriege, ihr stetig wachsender Han
del, ihre stetig wachsende Gütererzeugung, die rechtlichen und sozialen
Einrichtungen, die wir für unsere farbigen Schutzbefohlenen wie für
die weißen Bewohner getroffen haben, bilden die beste Rechtfertigung
unserer Kolonialmethoden. Daß unsere Art der englischen in ihren

Digitized by Google

Kronkolonien durchaus nicht nachsteht, davon durfte ich mich während der Jahre 1912 und 1913 selbst überzeugen. In Ostafrika z. B. haben die Engländer und wir unter nahezu gleichen Vorbedingungen zur selben Zeit mit der Kulturarbeit begonnen, und ich kann Ihnen versichern, daß unser Deutsch-Ostafrika sich wohl neben Britisch-Ostafrika sehen lassen kann."

„Ohne Kolonien würden wir völlig abhängig werden von der Willkür der Wirtschaftspolitik und Gesetzgebung in den fremden Produktionsgebieten, von den Trusten, Kartellen, dem Börsenspiel und sonstigen Mitteln, welche die Preise der Waren in die Höhe treiben."

„Wem verdankt England seinen Reichtum, ohne den es längst den Kampf gegen uns hätte aufgeben müssen? Seinen Kolonien. Was gibt Rußland diese unleugbar große Widerstandskraft? Sein riesiges, halb Asien bedeckendes Kolonialreich. Woher hat das kinderarme Frankreich zu einem nicht unwesentlichen Teile die Kraft geschöpft, gegen uns wieder in die Schranken zu treten? Aus seinen Kolonien." — und: „ohne eine aktive Kolonialpolitik ist eine gesicherte und ruhige Weiterentwicklung Deutschlands nicht denkbar!"

Als ich im März 1910 in Daressalam ankam, hatte kurz vorher ein Dampfer, von Mozambique kommend, mit Dr. Peters an Bord im Hafen geankert. Es war gerade der 25. Jahrestag der Erwerbung der Kolonie gewesen. Das Gouvernement, das bald darauf einen kleinen deutschen Prinzen, der eine Vergnügungsreise machte, mit Salutschießen, Parade und Festessen ehrte, ignorierte den Gründer seiner Kolonie gänzlich. Dr. Peters, nur von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eingeladen, blieb an Bord und fuhr zurück nach England. Er wird sich wohl sein Teil gedacht haben.

Im September 1916 wurde er 60 Jahre alt. Die Presse, die sich früher nicht genug tun konnte, gegen Peters zu hetzen, als er noch für vogelfrei galt, die jetzt jede Modeschau in langen Artikeln feierte, die unter den letzten Telegrammen vom Kriegsschauplatz den Schachwettkampf Mieses-Tarrasch wochenlang kommentierte, die deutsche Presse blieb stumm.

Wir aber gedenken voller Stolz dessen, was Dr. Carl Peters uns schuf, und dessen voller Wehmut, was er, hätten wir ihn richtig gewürdigt, uns hätte schaffen können. Möge Deutschland aus dem „Fall Peters" seine Lehren ziehen.

Konstantinopel, März 1917. Fritz Behn.

Digitized by Google

Zweierlei Pfeifenräumer.

Ich bin ein alter Pfeifenraucher schon lang vor dem Krieg. Natürlich meine ich nicht die schweren Porzellandinger mit oder ohne Patentwasserfack, sondern die leichten, handsamen Holzpfeifen aus Haidekrautwurzel oder Buchs mit Hartgummimundstück. Hartgummi nämlich ist sauber, Horn dagegen für einen Raucher, der einigermaßen feste Zähne hat, zu weich; es beißt sich durch, es splittert ab, schmeckt schlecht und verschmiert sich. Bernstein wäre das Ideal, aber er ist zu teuer und außerdem kommt man zu keinem ruhigen Genuß vor lauter Angst, er könnte hinunterfallen; dann sind zehn Mark beim Teufel. Ich hätte kürzer „Peterson" sagen können, aber man kann nicht voraussetzen, daß jeder Leser weiß, was Peterson ist. Nämlich das Ideal, soweit es auf dieser Welt überhaupt ein Ideal gibt. Aber davon wollt' ich nicht reden, sondern vom Pfeifenstopfer, genauer gesagt vom Peterson-Pfeifenstopfer und von seiner deutschen Nachahmung.

Nämlich als der Krieg anfing, waren auf einmal alle Petersonstopfer verschwunden. Es war keiner mehr aufzutreiben. Nach ein paar Monaten kamen deutsche Ersatzstopfer. Sie sahen genau so aus, die echten waren nicht zu kriegen, man war deutsch sogar beim Pfeifenputzen: Unterstützung der deutschen Industrie, Hebung der deutschen Valuta undsoweiter. Sie verstehen schon. Meinen letzten Peterson hatt' ich am Chiemsee einem norwegischen Maler geschenkt. Ich hätt' ihm noch lieber was andres geschenkt: so manches, das uns gestohlen werden kann, zum Dank für das Sardinenöl, das uns sein neutrales Vaterland herunterschickt. Aber das Wetter war strahlend, der See herrlich, der Wein bei der alten — nein, die Adresse verrat' ich nicht.. kurz, ich schenk' ihm den Räumer. Ein Pfeifenraucher ohne Räumer ist wie ein Diplomat ohne Monokel: es geht einfach nicht. Außerdem hofft' ich, dadurch die Stimmung in Skandinavien im deutschen Sinne günstig zu beeinflussen. Man kann nie wissen. You never can tell. Kulturpolitik. Sie verstehen schon.

Ach, was hatt' ich weggegeben! Ich sah es erst, als ich meine Pfeife daheim zum erstenmal mit dem neuen Räumer ausputzte. Es war eine reizende flache Peterson, die in der Westentasche Platz hatte, eine Seele von einer Pfeife, Gott hab sie selig, die ärmste! Der deutsche Pfeifenräumer nämlich hat sie ermordet, regelrecht totgestochen, wie Brutus den Cäsar: „kein Stich von allen schmerzte so wie der . ." Aber um das zu verstehen, müßten Sie wissen, wie ein

Digitized by Google

intelligenter Pfeifenräumer ist. Wissen Sie, was ein intelligenter Pfeifenräumer ist? Nein, Sie wissen es nicht, Sie können es nicht wissen. You never can tell. Denn Sie sind kein Pfeifenraucher. Vielleicht werden Sie's. Also passen Sie auf. Ein Pfeifenräumer besteht, wie das Preislied in den Meistersingern, aus drei Teilen: „Ein jedes Pfeifenräumers Bar stell' ordentlich ein Gemäße dar aus unterschiedlichen Gesetzen, die Keiner soll verletzen!" Die Keiner soll verletzen, haben Sie verstanden? Sonst verletzt er selbst und die liebenswürdigste und flachste aller Peterson Numero Null hat einen Stich im Herzen. Ein Pfeifenräumer besteht, ich wiederhole es, aus drei Teilen: dem Stecher, dem Löffel und dem Stopfer, die in einem gemeinsamen Ring vernietet sind. Ich hatte geglaubt, der deutsche sei wie der englische und setzte ihn arglos in Tätigkeit: weh mir, ich hatte eine Natter am Busen genährt! Nämlich alles war falsch an ihm. Alles? Alles! Erstens der Stecher. Der Stecher muß drei Eigenschaften haben: erstens flach, zweitens kantig, drittens stumpf. Wenn er nicht flach, nicht an den zwei Seiten kantig ist, greift er nicht gründlich an und der ganze Schmirgel bleibt drinnen. Wenn er gar spitz ist, verletzt er das Holz und bohrt den Kopf innen durch, in der Richtung der Verlängerung der Bohrung (diese drei „ung" schon wieder!) Bei einer Pfeife ist bekanntlich der Kopf, was bei einem Menschen das Herz ist (manche Menschen haben zwar auch ihren Kopf im Herzen und ihr Herz im Kopf, doch das ist eine andere Geschichte, wie Kipling sagen würde). Mein deutscher Stecher war erstens rund, zweitens noch einmal rund, drittens unten spitz. Alles hätte er sein dürfen, nur nicht spitz. So spitz, daß er mir die liebenswürdigste und flachste aller Peterson gleich aufs erstemal durchstach. Sie war hin, glatt hin, daß der ganze Schmirgel drinblieb, war mir ein schlechter Trost. Wenn ich ein Italiener wär, hätt' ich ihr eine klassische Grabschrift gemacht: Alla memoria di mia Pipa, assassinata, la più bella, la più amabile, la più tascabile. Quel giorno più non vi fumammo avante.

Der Stecher ist falsch, der Löffel falsch, der Stopfer falsch, alles falsch, verpatzt, verkorkst, vermurkst, verkuhwedelt. Ein Pfeifenlöffel muß bloß eine Eigenschaft haben: scharfkantig muß er sein, damit er die harte Kruste wirklich anpackt und herauskratzt. Mein deutscher Pfeifenlöffel hat abgerundete Ränder, damit er der Kruste nicht weh tut. Er tut ihr wirklich nicht weh. Sie bleibt ganz gemütlich drin, es fällt ihr nicht im Traum ein, herauszugehen, wenn der Löffel Ränder hat, so sanft wie ein Suppen-

Digitized by Google

löffel oder ein Ohrlöffel. Dabei so weiches Eisen, daß sich der Löffel aufs erstemal umbiegt. Jetzt ist er verdreht, und wenn er zuerst nicht zu brauchen war wegen seiner Rücksicht, so ist er jetzt schon gar nicht mehr zu brauchen, weil er verdreht ist. Was soll ich Ihnen vom Stopfer sagen? Sie ahnen, daß er auch ein Glump ist? Ihre Ahnung ist richtig, er ist ein Glump. Ein Stopfer ist ein eisernes Stangerl mit einer angenieteten eisernen Scheibe. Da ist wirklich nichts zu verpatzen, sollte man meinen. Langsam! Die Niete! die Niete! Da schauen Sie her: die englische ist glatt zugehämmert, die deutsche steht vor; die englische stopft den Tabak hinein, die deutsche rupft ihn heraus.

Warum ich Ihnen alles das schreibe? Sehr einfach: Wir mußten uns doch sagen: wenn eine Nation, die seit ein paar Jahrhunderten sozusagen nichts tut als Pfeifen rauchen, wie die englische, ihre Stopfer so und nicht anders macht, dann ist jede Einzelheit ausprobiert und auskalkuliert, und wer hergeht und meint, er könne es anders machen, sticht höchstens sich in die Hand und die Pfeife ins Herz. Ich hätte auch ein anderes Beispiel nehmen können. Aber ich habe absichtlich den Pfeifenräumer gewählt, gerade weil er so unscheinbar, so wertlos, so klein ist. Hat er außerdem nicht den Vorzug, symbolisch zu sein? Setzen Sie einmal statt „Pfeifenräumer" einen anderen Begriff ein, sagen wir Auslandspolitik oder Behandlung fremder Nationen, und Sie werden den Vergleich lückenlos durchführen können: So ist es richtig, so ist es falsch. So waren bisher die Engländer, so waren wir. Wir werden niemals unser Pfeifchen mit Genuß in Frieden rauchen können, solange wir nicht erkannt haben, wie ein Pfeifenräumer sein muß, und wie er nicht sein darf."

Den Herren pressiert es.

Der nationalliberale Antrag auf Einsetzung eines Verfassungsausschusses wurde im Reichstag am 30. März angenommen mit 227 gegen 33 Stimmen und 5 Enthaltungen. Abwesend waren 132, der größte Teil davon, wie festgestellt wurde, „angesichts der schlechten Eisenbahnverbindungen vor dem Ende der Sitzung abgereist". Über ein Viertel aller Abgeordneten haben also nicht einmal soviel Geduld, bei einem Gegenstand von dieser Wichtigkeit für das politische Leben des deutschen Volkes bis zum Ende auszuharren. Kann etwas das zur Debatte stehende Reichstagswahlrecht stärker kompromittieren, als diese Eile? Wenn nicht das Pflichtbewußtsein, sollte politische Klugheit den Herren sagen, daß bei einer solchen Abstimmung zu fehlen ungehörig ist, weil das mindeste, was die Wähler von ihren Gewählten fordern dürfen, ihre Präsenz ist.

Digitized by Google

Aus der englischen Geschichte.

Uns Deutschen ist, aus den Zeiten unserer Gedrücktheit her, auch in der geschichtlichen Betrachtung immer noch eine gewisse Neigung zu schüchterner oder schwärmerisch idealisierender Schönfärberei geblieben. Die Engländer müßten nicht die Welt erobert haben, wenn sie nicht neben der meisterhaft ausgenützten Heuchelei im größten Stil auch die Fähigkeit besäßen, brutale Wahrheiten brutal auszusprechen, harten Tatsachen (auch in der Geschichte) hart ins Auge zu sehen. Wir geben deshalb hier mit Absicht einer Reihe englischer Geschichtsschreiber über ihre eigne Geschichte das Wort. Wir hören sie über Züge dieser Geschichte, die in deutschen Darstellungen oft rücksichtsvoll übergangen werden und die doch dazu gehören, wie der Pferdefuß zum Teufel. Daß sie nicht den einzigen Gesichtspunkt für ein Weltreich wie das englische abgeben, wissen unsere Leser ohnehin, sie werden auch diese Abschnitte in den Zusammenhang des ganzen Heftes eingliedern. Den Originaltext der folgenden Stellen findet man in der dankenswerten kleinen Auswahl von A. Herrmann und H. Gade, Right or wrong, my country, Bd. 152 der English Authors bei Velhagen & Klasing, 1915. v. M.

Motto:
„Wenn wir die Handlungen betrachten, durch die England über 80 Besitzungen erworben hat — Niederlassungen, Kolonien, Schutzherrschaften usw. — so erweckt das in uns keine Empfindungen der Genugtuung." (Herbert Spencer, Patriotism.)

1. Vom Charakter englischer Kriege.

17. und 18. Jahrhundert.

„Das Hauptkennzeichen dieser Phase von England scheint mir, daß sie zugleich kaufmännisch und kriegerisch ist. Es gibt einen geläufigen Gemeinplatz über die natürliche Verbindung zwischen Handel und Frieden, und daraus hat man den Schluß gezogen, daß die Kriege des modernen Englands dem Einfluß einer feudalen Aristokratie zuzuschreiben sind. Aristokratien, heißt es, sind von Natur zum Krieg geneigt, weil sie ihrem Wesen nach militärisch sind; während der Kaufmann ebenso von Natur den Frieden wünscht, um seinen Handel ohne Unterbrechung ausüben zu können. Ein gutes Beispiel der apriorischen Denkweise in der Politik! Aber! Wie kamen wir denn dann dazu, Indien zu erobern? War das nicht eine unmittelbare Folge des Handels mit Indien? Und das ist nur das offensichtlichste Beispiel eines Gesetzes, das die ganze englische Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert beherrscht, des Gesetzes nämlich, daß Krieg und Handel in einer engen gegenseitigen Abhängigkeit stehen, so daß während dieses ganzen Zeitraums der Handel ganz natürlich zum Krieg führt und der Krieg den Handel befördert."

(Seeley, The Expansion of England.)

Digitized by Google

Krieg mit Spanien im 17. Jahrhundert.

„Ich habe gesagt, daß die englischen Schiffskapitäne große Ähnlichkeit mit Seeräubern hatten, und in der Tat ist der Krieg für England durchaus eine Industrie, ein Weg zum Wohlstand, das gedeihlichste Geschäft, die einträglichste Geldanlage der Zeit. Dieser spanische Krieg ist tatsächlich die Kindheit des englischen Außenhandels. Das erste Geschlecht von Engländern, das Kapital anlegte, steckte es in diesen Krieg. Wie wir unser Geld jetzt in Eisenbahnen oder was sonst alles stecken, so nahm damals der unternehmende Geschäftsmann Anteile an dem neuen Schiff, das Francis Drake in Plymouth ausrüstete und das dazu bestimmt war, den Goldgaleonen aufzulauern oder die spanischen Städte im Golf von Mexiko zu überfallen. Und doch waren beide Länder nicht einmal förmlich im Krieg miteinander."

(Seeley, The Expansion of England.)

Kampf mit Holland im 17. Jahrhundert.

„Damit (Zeit des Commonwealth 1649—1660) beginnt eine Politik, die allerdings nicht sehr peinlich gewissenhaft ist, jedoch fähig, entschlossen und erfolgreich . . ."

„Aber das große Kennzeichen dieses Commonwealth-Zeitraums, ja des ganzen mittleren Teiles des 17. Jahrhunderts ist nicht der Krieg mit Spanien, sondern der Krieg mit Holland. Cromwells Bruch mit Spanien, gewaltsam und plötzlich wie er war, zeigt zwar aufs schlagendste den Geist der neuen Handelspolitik, aber er kann doch noch leicht falsch ausgelegt werden. Denn Spanien war die große katholische Macht, und man könnte sich deshalb vorstellen, daß unser Krieg mit ihm durch die andere große historische Ursache hervorgerufen worden wäre, die damals wirksam war, nämlich durch die Reformation und nicht durch die neue Welt. Aber was ist's mit unserm Krieg gegen Holland? Wäre die Reformation im 17. Jahrhundert noch die beherrschende Ursache gewesen, so müßten wir England und Holland in dauerndem brüderlichen Bündnis sehen. Es ist der große Beweis dafür, daß diese Ursache nun rasch der andern den Platz räumt, nämlich der großen Handelsnebenbuhlerschaft, die die neue Welt hervorrief, daß durch die ganze Mitte des 17. Jahrhunderts England und Holland große Seekriege gegeneinander führen, von einem Charakter, der vorher noch nie erlebt worden war. Man betrachtet diese Kriege zu selten, wie sichs gehört, als ein zusammengehöriges Ganzes, und erklärt sie deshalb durch Ursachen, die in Wirklichkeit nur nebensächlich waren. Dies ist besonders der Fall mit dem Krieg

Digitized by Google

von 1672, für den Karl II. und das sog. „Cabal-Kabinett" verantwortlich waren. Man führt es als Beispiel für die leichtfertige Unsittlichkeit dieser Regierung an, daß sie sich mit der katholischen Regierung Ludwigs XIV. verbündete, um einen tödlichen Schlag gegen den protestantischen Bruderstaat zu führen, und daß sie dies tat aus dynastischem Interesse, um den Neffen Karls II., den jungen Prinzen von Oranien, zur Macht zu bringen. Und ohne Zweifel war dies das Ziel Karls II. Aber trotzdem war in dieser Zeit weder an einem Krieg mit Holland noch am Bündnis mit Frankreich etwas Neues mehr. Karl II. hat hier die auswärtige Politik des Landes nicht plötzlich umgestürzt, sondern er folgte den Beispielen, die durch das Commonwealth und durch Cromwell aufgestellt worden waren. Denn das erstere hatte einen wütenden Krieg gegen Holland geführt und der letztere war ein Bündnis mit Frankreich eingegangen ... Anthony Ashley Cooper, ein Mann von Cromwellschen Gedanken, unterstützte deshalb die Regierung (Karls II.), indem er die alten Worte anführte: Delenda est Carthago. Mit andern Worten: „Holland ist unser großer Nebenbuhler, auf dem Ozean und in der neuen Welt. Laßt es uns vernichten, wenn es gleich eine protestantische Macht ist, laßt es uns vernichten mit Hilfe einer katholischen Macht."

(Seeley, The Expansion of England.)

Spanischer Erbfolgekrieg.

„Dieser Krieg steht in den Annalen unserer Geschichte in einem solchen Licht, und der Name, den wir ihm geben, „Spanischer Erbfolgekrieg", hat einen so monarchischen Klang, daß wir ihn für ein gutes Beispiel der phantastischen, barbarischen, verheerenden Kriege der alten Zeit halten ... In Wirklichkeit ist es der geschäftsmäßigste aller unserer Kriege, und er wurde geführt im Interesse der englischen und holländischen Kaufleute, deren Handel und Auskommen auf dem Spiel stand. Alle die kolonialen Fragen, die Europa seit der Erschließung der neuen Welt je entzweit hatten, wurden durch die Aussicht einer Vereinigung von Frankreich und dem spanischen Imperium auf einmal zur Krise gebracht. Denn eine solche Vereinigung hätte nahezu die ganze neue Welt den Engländern und Holländern verschlossen und den Landsleuten Colberts geöffnet, die in diesem Augenblick das Gebiet des Mississippi erforschten und besiedelten ....

„Aber was erwarb England durch diesen spanischen Erbfolgekrieg für sich selbst? Wenn wir dies betrachten, können wir sehen, worin es selber sein Interesse an dem Krieg fand. Es nahm Gibraltar und

Digitized by Google

Port Mahon; es nahm Acadien; und durch den Assiento-Vertrag erwarb es einen bestimmten Anteil am Handel mit Spanisch-Amerika. So ausschließlich ist der englische Geist mit dem Gegenstand des Handels beschäftigt. Mit der Besitznahme zweier Stützpunkte im Mittelmeer beginnt es die Politik, die es seither so weit ausgebaut hat. Es begründet zuerst jene „Weltstellung", die in seinem modernen Weltreich so charakteristisch ist. Es besetzt eine Stellung am Eingang des Mittelmeeres. Im Lauf der Zeit sollte es noch manche ähnliche Stützpunkte besetzen, im Mittelmeer wie in größeren Meeren. Gibraltar sollte nur das erste Glied einer Reihe sein, der innerhalb eines Jahrhunderts Malta, das Kap der guten Hoffnung, außerdem Quebec, Madras und Kalkutta, und innerhalb zweier Jahrhunderte noch viele andere wirtschaftliche und militärische Stützpunkte in allen Teilen der Welt hinzugefügt werden sollten."

(Seeley, The Expansion of England.)

Amerikanischer Unabhängigkeitskrieg.

„Es ist zulässig, und durchaus rechtmäßig, daß wir alle Mittel benutzen, die Gott in unsere Hand gegeben hat."

Staatssekretär Earl of Suffolk, Nov. 1777.

Mit dem Sommer 1778 hatte die englische Regierung es aufgegeben, die Nord- und Mittelstaaten der Union wiederzugewinnen. Sie änderte deshalb von da ab „die ganze Natur des Krieges", d. h. sie führte ihn von da ab vor allem gegen die bürgerliche Bevölkerung des Gegners und suchte dessen Land zu verwüsten. Ein Mitglied der Regierung bewies im Parlament aus Pufendorf und Grotius, daß das Niederbrennen unbefestigter Städte vollständig im Einklang mit den völkerrechtlich anerkannten Grundsätzen der Kriegführung sei, da diese ja doch die „Pflanzschulen der Soldaten" seien. Als wirksamstes Werkzeug für diese Kriegführung benutzten sie die Indianer, Cherokesen und Senecas, und zwar ließen sie diese nicht gegen die bewaffnete Macht der Union, sondern gegen die friedlichen (englisch sprechenden) Farmer los. Die plünderten und schlachteten und skalpierten ihre Opfer ohne viel Rücksicht auf Geschlecht, Alter und politische Ansichten. Da die Engländer aber die Humanität in keiner Lage vergessen, so ermahnte ihr General Bourgoyne seine Indianer, die er aus 17 Stämmen zusammengezogen hatte, zu menschlicher Kriegführung. Er tat es auf englisch, weil er nicht indianisch konnte — und wenn die Indianer kein Englisch verstanden, so war es nicht seine Schuld. Er ermahnte sie also bei ihrer Ehrfurcht für die christliche

Digitized by Google

Religion und bei ihrer wohlbekannten und wohlüberdachten Überzeugung von dem Recht des englischen Parlaments, ihre Tomahaks zu ergreifen und sich um die Standarte S. M. zu scharen; und beschwor sie bei denselben menschlichen und göttlichen Gesetzen, nicht ein Haar auf dem Haupt von Mann, Frau oder Kind zu berühren, solange diese lebten; über die Skalps von Toten wolle er mit sich reden lassen . . . „Laßt uns doch diese christliche Ermahnung und christliche Einschärfung," sagte Burke darüber in einer seiner berühmtesten Reden, „durch ein Bild deutlich machen, das uns vertrauter ist. Nehmen wir an, es gäbe einen Aufruhr in Tower Hill. Was würde der Hüter der königl. Löwen (die damals im Tower gehalten wurden) tun? Würde er nicht die Käfige der wilden Bestien öffnen und so zu ihnen sprechen: Meine edlen Löwen, meine menschlichen Bären, meine sanftherzigen Hyänen, zieht aus gegen den aufrührerischen Pöbel, auf eure Sendung zur Unterdrückung und zur Sühne; aber ich ermahne euch, da ihr doch Christen seid und Mitglieder einer zivilisierten Gesellschaft, gebt acht, daß ihr weder Mann noch Frau noch Kind verletzt!"

(Stark gekürzt nach G. O. Trevelyan, The American Revolution.)

Opium-Krieg.

„Einen Krieg, dessen Ursprung ungerechter und dessen Verlauf geeigneter wäre, dieses Land mit Schande zu bedecken, den kenne ich nicht, von einem solchen habe ich nichts gelesen . . . Wenn die britische Flagge nie anders gehißt würde, als sie jetzt an der Küste von China gehißt worden ist, dann würden wir ihrem Anblick mit Schaudern ausweichen."

(W. E. Gladstone, im Unterhaus, am 8. April 1840.)

Unterdrückung des Aufstandes auf Jamaika 1865.

„Die Kommission (die nachträglich zur Untersuchung eingesetzt worden war) stellte eine sehr lange und sorgfältige Untersuchung an. Die Geschichte der Ereignisse auf Jamaika ergab einen traurigen und empörenden Bericht. Die Geschichte des gegenwärtigen Geschlechts hat keine ähnliche Erzählung zu berichten, bei der irgendein zivilisiertes und christliches Volk beteiligt gewesen wäre. Wäre die Unterdrückung in all ihren Einzelheiten zu rechtfertigen; wäre die schreckliche Rache, die an dem unglücklichen Eiland genommen wurde, für seine künftige Ruhe unbedingt notwendig gewesen, so wäre es immer noch ein Kapitel der Geschichte, das man nur mit einem Schauder läse. Man wird aber sehen, daß Ausschreitungen begangen wur-

Digitized by Google

den, die unmöglich die Notwendigkeit zu ihrer Entschuldigung anführen konnten; daß einige Handlungen verübt wurden, zu denen nach Urteil der meisten Sittenlehrer keine menschliche Autorität ermächtigen und die keine menschliche Gefahr rechtfertigen könnte . . .

„Einige der Briefe, die nachhause geschrieben wurden, dampften von Blut. Jeder Briefschreiber schien darauf aus, sich selbst die grauenvollsten Taten der Grausamkeit zuzuschreiben. Von Treibjagden auf Neger wurden Schilderungen gegeben, als ob es sich um ein Spiel handelte. Engländer berichteten mit triumphierender Freude von der Zahl der Auspeitschungen, die sie befohlen oder verhängt hatten; der Hütten, die sie niedergebrannt hatten; der Männer und Frauen, die sie aufgehängt hatten. „Ich besuchte," schrieb ein englischer Offizier an seinen Vorgesetzten, „mehrere Güter und Ortschaften. Ich verbrannte im ganzen sieben Häuser, bekam aber nicht einmal einen einzigen Rebellen zu Gesicht. Als ich abends nach Golden Grove zurückkam, waren 67 Gefangene von den Bergnegern eingebracht worden. Ich erledigte so viele davon, als mir möglich war, war aber zu müd, um nach Einbruch der Dunkelheit damit noch fortzufahren. Am Morgen des 24. brach ich nach Morant Bay auf, nachdem ich zuvor noch vier Rebellen ausgepeitscht und sechs aufgehängt hatte. Ich bitte festzustellen, daß ich auf der Straße hinauf nach Keith Hall nicht einem einzigen Mann begegnete; hier waren ein paar Gefangene, die ich alle auspeitschte, dann ging ich weiter nach Johnstown und Beckford. Am letzteren Platz verbrannte ich 6 Häuser und 1 Bethaus; am ersteren 4 Häuser." Ein anderer Offizier schreibt: „Wir machten eine Razzia mit 30 Mann, peitschten 9 Männer aus und verbrannten ihre Negerhäuser. Wir hielten ein Kriegsgericht über die Gefangenen, die sich bis zu 50—60 beliefen. Einige wurden ausgepeitscht ohne Kriegsgericht, nach einfacher Prüfung." Dann fügt der Schreiber ruhig hinzu: „Dies ist ein Bild des Kriegsrechts. Die Soldaten haben große Freude daran; die Einwohner fürchten sich sehr davor. Wenn sie beim Herankommen der Soldaten davonlaufen, so werden sie für das Davonlaufen erschossen . . . ."

„Inzwischen ging der Karneval der Unterdrückung immer fort. Der Aufstand, oder was immer die Bewegung war, die am 11. Oktober ausgebrochen war, war lang vorher wieder vorüber. Sie bot den Soldaten nicht den geringsten Widerstand. Sie zeigte sich ihnen überhaupt niemals. Ein bewaffneter Insurgent wurde von den Soldaten nie gesehen. Nichtsdestoweniger ging es noch auf Wochen hinaus fort mit dem Aufhängen, dem Auspeitschen, dem Niederbrennen der Häu-

Digitized by Google

ser. Männer wurden gehängt, Frauen wurden ausgepeitscht, bloß wegen des „Verdachtes verdächtig zu sein". Viele wurden ausgepeitscht oder aufgehängt nicht aus einem besonderen Grund, sondern nur weil sie gerade Menschen in den Weg kamen, die Lust zum Auspeitschen und Aufhängen hatten. Frauen — allerdings, es waren nur farbige Frauen — wurden von den Rettern der Gesellschaft mit alle dem Vergnügen ausgezogen und gepeitscht, das eine wilde Dorfbevölkerung des Mittelalters beim Martern der Hexen empfunden haben mag. Der Bericht der königl. Kommission stellte fest, daß 439 Personen getötet, und daß über 600, darunter viele Frauen, ausgepeitscht wurden, einige unter Umständen von empörender Grausamkeit. „Katzen" aus Klaviersaiten wurden manchmal benutzt, um die Auspeitschung wirksamer zu machen. Einige der Peitschen wurden den Kommissaren gezeigt, die dazu bemerken, es sei „ein trauriger Gedanke, daß ein Mensch ein solches Werkzeug benützt haben solle, um seine Mitmenschen zu martern".

(McCarthy, A History of Our Own Times.)

Burenkrieg.

„Die Briten klagten die Buren an, daß sie die Feindseligkeiten begonnen hätten, aber, wie Spencer ausführt, trifft in diesem Fall das Urteil des „Wilden Westens" über einen Streit den Nagel auf den Kopf, das denjenigen Teil als den Beginner der Schlägerei betrachtet, der zuerst seine Hand nach der Waffe ausstreckt. Man hat gesagt, die Engländer seien „das kriegerischeste und zugleich das unmilitärischeste Volk" — dasjenige, das am ersten bereit ist, die Entscheidung des Krieges anzurufen, und das dann am wenigsten dafür vorbereitet ist, wenn sie kommt. Sie müssen die Kunst in jedem Feldzug neu lernen. Nach einem großen Verbrauch von Menschen und Material während der Lehrzeit bekamen ihre größeren Hilfsquellen das Übergewicht, und die Burenrepubliken wurden schließlich einverleibt."

(H. M. Ferrar, Greater Britain.)

1917

wird für England wie für uns die größte Probe bringen von dem „unbesiegbaren britischen Mut, der nie so gefaßt und so unbeugsam ist, wie gegen das Ende eines zweifelhaften und mörderischen Tages".

(Macaulay, Warren Hastings.)

Digitized by Google

2. England und der Sklavenhandel.

„Durch den Vertrag von Utrecht wurde der Sklavenhandel sozusagen eingeführt und wurde ein Hauptgegenstand der englischen Politik. Von diesem Zeitpunkt ab, fürchte ich, waren wir die Hauptbeteiligten, und haben uns in den schaudervollen und ungeheuerlichen Grausamkeiten des Sklavenhandels mehr beschmutzt als andere Völker." (Seeley, The Expansion of England.)

Nach Lecky (A History of England in the Eighteenth Century) nahm der Sklavenhandel in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den allerersten Platz im englischen Handel ein. Der erste englische Sklavenhändler war John Hawkins gewesen, der 1562 300 Neger aus der Sierra Leone nach Hispaniola verkaufte. „Der Handel mit Menschenfleisch wurde bald volkstümlich". Zuerst erhielt die Afrikanische Kompanie ein Monopol, 1698 aber wurde der Handel allen britischen Untertanen freigegeben. „Man hat ausgerechnet, daß zwischen 1680 und 1700 die Engländer etwa 300 000 Neger aus Afrika herauszogen, d. h. etwa 15 000 jedes Jahr."

„Aber die große Periode des englischen Sklavenhandels war noch nicht gekommen. Erst 1713 begann er seine volle Ausdehnung zu erreichen. Einer der wichtigsten und volkstümlichsten Teile des Utrechter Friedens war der sog. Assiento-Vertrag, durch den die britische Regierung ihren Untertanen auf 30 Jahre ein vollständiges Monopol der Sklavenlieferung in die spanischen Kolonien sicherte. Der Handelsverkehr wurde durch einen langen und sorgsam ausgearbeiteten Vertrag geregelt, der unter anderm Vorsorge traf gegen jedes Ärgernis, das den römischen Katholiken aus der Anwesenheit ketzerischer Sklavenhändler erwachsen könnte; es war vorgesehen, daß die Engländer in den 30 Jahren von 1713—1743 nicht weniger als 144 000 Neger in die spanischen Kolonien bringen sollten, d. h. 4800 jedes Jahr, daß sie während der ersten 25 Jahre des Vertrags eine noch größere Anzahl einführen dürften, wenn sie bestimmte mäßige Abgaben entrichteten, und daß sie den Sklavenhandel auf zahlreiche spanische Häfen erstrecken dürften, von denen er bisher ausgeschlossen gewesen war. Das Monopol des Handels wurde der Südseekompanie verliehen und von dieser Zeit ab wurde dessen Aufrechterhaltung und dessen Ausdehnung sowohl auf die spanischen Besitzungen wie auf ihre eigenen Kolonien ein Hauptziel der englischen Politik. Ein ausgezeichneter moderner Geschichtsschreiber erklärt, nach einem sorgfältigen Vergleich der Quellen, die wir besitzen, daß ein Jahrhundert

Digitized by Google

vor dem Verbot des Sklavenhandels durch den amerikanischen Kongreß 1776 die Zahl der Neger, die von den Engländern allein in die spanischen, französischen und englischen Kolonien (in Amerika) eingeführt wurden, nach der niedrigsten Schätzung wenig unter drei Millionen gewesen sein kann, und daß wir noch mehr als $^1/_4$ Million hinzurechnen müssen, die auf der Reise zugrunde gingen und deren Leichen in den Atlantischen Ozean geworfen wurden.

„Diese Zahlen sind für sich selbst beredt genug. Das Elend, das in ihnen liegt, kann sich in der Tat keine menschliche Einbildungskraft vorstellen, keine Feder angemessen schildern. Herausgerissen aus den entferntesten Teilen Afrikas, ohne gemeinsame Sprache, ohne ein verknüpfendes Band außer dem des gemeinsamen Unglücks, getrennt von jeder alten Verbindung, von allem was sie liebten, in vielen Fällen ein Leben ungebundener Freiheit vertauschend mit einer hoffnungslosen, verworfenen und erdrückenden Knechtschaft, so wurden die elenden Gefangenen über die Wasserwüste geschleppt, in Schiffen so überfüllt und so ungesund, daß selbst unter günstigen Umständen etwa 12 von jedem Hundert gewöhnlich an den Schrecken der Meerfahrt starben. Sie hatten keine Kenntnis, keine Rechte, keinen Schutz gegen die Launen unverantwortlicher Macht. Die Verschiedenheit der Farbe und die Verschiedenheit der Religion führten ihre Herren dazu, sie nur wie Lasttiere anzusehen, und das Angebot von Sklaven war viel zu reichlich, als daß das eigene Interesse der Herren irgendeine wesentliche Sicherheit für ihre gute Behandlung hätte werden können. In der Tat, oft schien es eher das Interesse des Herrn, sie rasch zu Tod zu arbeiten und dann seinen Bestand wieder frisch aufzufüllen. Ganz Afrika zuckte von inneren Kämpfen und wurde verheert von Banden eingeborner Sklavenhändler, die die Opfer für den englischen Kaufmann zu Tode hetzten, dessen verpestender Einfluß, gleich einer bösen Vorsehung, über weite Gegenden sich erstreckte, in denen nie das Gesicht eines weißen Mannes gesehen wurde . . . .

„Es ist eine offenkundige und unbestrittene Tatsache, daß die englischen Pflanzer im allgemeinen (ohne Zweifel gibt es Ausnahmen) ihre Sklaven mit einem höhern Grad von Unmenschlichkeit behandeln oder behandeln lassen als die Pflanzer irgendeiner andern europäischen Nation." (Dean Tucker 1785.) . . .

„Vom Beginn des Krieges (von 1792) ab, wurde der Sklavenhandel in den französischen und holländischen Kolonien durch die vollständige Überlegenheit Englands zur See nahezu vernichtet, und als diese Kolonien in den Besitz Englands übergingen, erhob sich die folgen-

Digitized by Google

schwere Frage, ob man dem Handel, der so lang unterbrochen gewesen war, erlauben sollte, wieder aufzuleben. Es stand in der Macht Pitts, dies durch eine Order in Council zu verhindern, aber er lehnte es ab, diesen Weg einzuschlagen. Es war ein politisches und wirtschaftliches Ziel, diese neuen Erwerbungen zu stärken, und da sie solang verhindert gewesen waren, sich mit Negern zu versehen, so waren sie bereit, jetzt noch mehr zu nehmen als gewöhnlich. Das Ergebnis war, daß, infolge der britischen Eroberungen und unter dem Schutz der britischen Flagge, der Sklavenhandel tätiger wurde denn je. Englisches Kapital floß ihm reichlich zu. Man hat berechnet, daß unter der Pittschen Verwaltung der englische Sklavenhandel sich mehr als verdoppelt hat, und daß die Zahl der Neger, die jährlich in britischen Schiffen eingeführt wurde, von 25 000 auf 57 000 stieg."

(Lecky, A History of England in the Eighteenth Century.)

3. Irland.

„Es war unvermeidlich in einer solchen Lage und in einer solchen Zeit, daß diejenigen, die den Kern der englischen Macht bildeten, die Iren behandelten wie spätere Kolonisten die Rothäute behandelten — als ob sie, gleich wilden Tieren, nicht im Bereich des Sittengesetzes stünden. Wechselheirat mit ihnen war durch strenge Strafen verboten, und manche barbarische Gesetze wurden erlassen, um den Unterschied aufrechtzuerhalten. „Es war offensichtlich", sagt Sir John Davis, „daß diejenigen, die unter der englischen Krone die Regierung Irlands in Händen hatten, beabsichtigten, eine dauernde Trennung und Feindschaft zwischen Engländern und Iren aufzurichten, mit dem Anspruch natürlich, daß die Engländer schließlich die Iren ausrotten sollten." Ein Gefühl, das in der Pale (der neu um Dublin gebildeten, mit englischen Ansiedlern besetzten Mark) sehr allgemein war, sprach sich in der Lehre der kriegerischen Mönche aus, daß es keine größere Sünde sei, einen Iren als wie einen Hund zu erschlagen; und darin, daß diese Mönche sich, wenn sie selber einen Iren erschlugen, was oft vorkam, deswegen auch nicht einen einzigen Tag enthielten, die Messe zu lesen . . .

„Die Unterdrückung der einheimischen Bevölkerung wurde in dem Krieg von Shane O'Neil (1567), Desmond (1579) und Tyrone mit einer Grausamkeit fortgeführt, welche die Albas in den Niederlanden ausstach und kaum übertroffen wurde von irgendeiner Seite in den blutbefleckten Annalen der Türken. So machte ein Beamter

Digitized by Google

der britischen Regierung einen wohlüberlegten Anschlag, mitten im Frieden, den großen irischen Häuptling Shane O'Neil durch ein Geschenk vergifteten Weines zu ermorden; und obwohl der Anschlag fehlschlug und der Mörder entdeckt und festgenommen wurde, setzte die Regierung ihn sogleich wieder in Freiheit. Essex nahm die Gastfreundschaft von Sir Brien O'Neil an. Nach einem Bankett, als der irische Häuptling sich arglos zur Ruhe begab, umstellte der englische General das Haus mit Soldaten, nahm seinen Gastgeber samt Weib und Bruder gefangen, sandte sie alle nach Dublin zur Hinrichtung und metzelte die ganze Schar seiner Freunde und Anhänger nieder. Ein englischer Offizier, ein Freund des Vizekönigs, lud 17 irische Edelleute zum Abendessen ein, und als sie vom Tisch aufstanden, ließ er sie alle erdolchen. Ein katholischer Erzbischof, namens Hurley, fiel in die Hände der englischen Behörden, und ehe sie ihn auf den Galgen schickten, marterten sie ihn, um ihm das Geständnis des Verrats zu entlocken, durch eine der schauerlichsten Martern, die die menschliche Natur erdulden kann — sie rösteten seine Füße im Feuer.

„Aber diese vereinzelten Episoden dienen, indem sie den Geist von den großen Zügen des Krieges ablenken, eher noch dazu seine Grausamkeit geringer als größer erscheinen zu lassen. Der Krieg war buchstäblich ein Ausrottungskrieg. Man betrachtete das Niederschlachten der Iren buchstäblich wie das Niederschlachten wilder Tiere. Nicht nur die Männer, sondern sogar Frauen und Kinder, die in die Hände der Engländer fielen, wurden vorsätzlich und systematisch gemetzgert. Banden von Soldaten durchstreiften große Teile des Landes und machten alles Lebende nieder, was in ihren Weg kam. Man fand das Schwert nicht mehr flink genug, aber eine andere Methode erwies sich als viel wirksamer. Jahr für Jahr wurden, über einen großen Teil Irlands hin, die Mittel des menschlichen Unterhaltes zerstört, Gefangenen, die sich ergaben, wurde kein Pardon gegeben, und die ganze Bevölkerung wurde mit Kunst und Ausdauer zu Tode gehungert. Die Schilderungen der Lage Irlands in jener Zeit sind so schrecklich wie irgend etwas in der menschlichen Geschichte. So erzählt Spenser bei der Schilderung, was er in Munster gesehen, wie „sie aus allen Winkeln der Wälder und Schluchten herausgekrochen kamen, auf ihren Händen, denn ihre Füße konnten sie nicht mehr tragen. Sie sahen aus wie Gerippe des Todes; sie sprachen wie Gespenster, die aus ihren Gräbern herausheulten; sie verzehrten das tote Aas und waren glücklich, wenn sie eines fanden; ja sie verzehrten

Digitized by Google

sich, bald darauf, untereinander selber, denn sogar die Leichnam schonten sie nicht und scharrten sie sich aus den Gräbern" . . .

„Da die Beschlagnahme ohne jede Rücksicht auf die Rechte der nie dereren Mitglieder der Stämme durchgeführt wurde, so verursachte sie wie man erwarten konnte, einen langen und blutigen Guerillakrieg zwischen den neuen Pächtern und den alten Eigentümern, der sich noch lang in die Regierung der Elisabeth hinein erstreckte . . . In Munster wurden, nach dem Aufstand Desmond's, mehr als 574 000 Acker Landes beschlagnahmt und gingen in englische Hände über. Eine der Bedingungen der urkundlichen Übertragungen war, daß kein eingeborener Ire unter die Pächterschaft der neuen Eigentümer aufgenommen werden dürfe. Die Absicht war, alle die den Krieg überlebt hatten, vollständig aus diesem ganzen geräumigen Gebiet zu vertreiben, oder ihnen den Aufenthalt höchstens in der Lage von Taglöhnern oder Ackersleuten zu gestatten, mit der Alternative, in die Berge und Wälder zu flüchten, um entweder Hungers zu sterben oder als Wilde und Räuber zu leben . . .

„Als der Bürgerkrieg weiterging, gab es eine große Partei in Irland, die lediglich für die Sache des Königs focht, und eine andere, die zum Schutz ihrer Religion zu den Waffen gegriffen hatte, und es wurde für die puritanische Partei und ganz besonders für das englische Parlament eine Aufgabe von höchster politischer Bedeutung, beide in eine Wolke von Schändlichkeit einzuhüllen, um die Versöhnung des Königs mit den Katholiken zu verhindern und das englische Volk zu einem Ausrottungskrieg gegen Irland aufzureizen. Von allem Anfang an tat das englische Parlament, was nur irgend in seiner Macht lag, um dem Kampf den Charakter eines Ausrottungskrieges zu geben. Eine seiner ersten Handlungen war der Beschluß, daß künftig keine Duldung der römisch-katholischen Kirche in Irland mehr erlaubt sein sollte; damit dehnte es auf einen Schlag den Bereich des Aufstandes aus und gab ihm den Charakter eines Religionskrieges . . .

„Nicht zufrieden damit, die Rache gegen die Mörder oder sogar gegen die Distrikte, in denen Mordtaten begangen worden waren, zu verkünden, erließen die Parlamente sowohl in England wie in Schottland 1644 Befehle, daß Iren, die zum Schutz des Königs nach England kämen, kein Pardon gegeben werden sollte. Diese Befehle wurden streng ausgeführt, und große Mengen irischer Soldaten, die in Schottland gefangen genommen wurden, wurden mit Bedacht im Feld oder in den Gefängnissen niedergemetzelt. Iren, die zur See er-

Digitized by Google

griffen wurden, wurden Rücken an Rücken gebunden und in Mengen ins Wasser geworfen. An einem Tag wurden in Schottland 80 Frauen und Kinder von einer hohen Brücke ins Wasser geworfen, nur weil sie die Frauen und Kinder irischer Soldaten waren.

„Wenn das der Geist war, in dem der Krieg in Großbritannien geführt wurde, so kann man sich leicht vorstellen, wie er in Irland selbst geführt wurde. In Leinster, wo sicherlich kein Massakre begangen worden war, bestimmten die an die Soldaten ergangenen Befehle, nicht nur „Rebellen und ihre Anhänger und Helfer zu töten und zu vernichten, sondern auch alle Plätze, Städte und Häuser, in denen sie unterstützt oder beherbergt worden waren, samt allem Getreide und Heu darin zu verbrennen, zu verheeren und zu zerstören, und ebenso alle darin wohnenden waffenfähigen Männer zu töten und zu vernichten." Aber so schrecklich diese Befehle waren, sie gaben nur eine schwache Vorahnung der Art und Weise, wie der Krieg wirklich geführt wurde. Die Soldaten ermordeten bei der Ausführung der richterlichen Befehle die Personen ohne Unterschied, ohne die Frauen und manchmal sogar ohne die Kinder zu schonen. Ganze Ortschaften wurden ebenso wie die Häuser des Landadels erbarmungslos niedergebrannt, selbst wenn kein Feind zu sehen war . . .

„Endlich 1652 war der Krieg zu Ende. Von einer Bevölkerung von 1466000 Menschen waren in 11 Jahren 616000 umgekommen, durchs Schwert, durch Seuchen, durch künstlich hervorgerufene Hungersnot. 504000 davon waren irischer, 112000 englischer Abkunft. Ein Drittel der Bevölkerung war auf diese Weise ausgerottet worden. Hunger und Schwert hatten ihre Arbeit so gut getan, daß in manchen Distrikten der Reisende 20 oder 30 Meilen weit reiten konnte, ohne eine Spur menschlichen Lebens zu sehen, und die reißenden Wölfe — doppelt wild geworden durch die Nahrung mit Menschenfleisch — vermehrten sich mit erschreckender Schnelligkeit in dem verödeten Land, wenige Meilen von Dublin sah man sie schon in Rudeln umherstreifen. Sklavenhändler wurden auf das Land losgelassen, und viele Hunderte von Knaben und heiratsfähigen Mädchen, die keinerlei Unrechtes schuldig waren, wurden gewaltsam aus ihrer Heimat fortgerissen, nach Barbados verschifft und als Sklaven an die Pflanzer verkauft. Kaufleute aus Bristol warfen sich mit Begier auf dieses Geschäft. Die Opfer scheinen zum größten Teil die Kinder oder die jungen Witwen der Gemordeten oder Verhungerten gewesen zu sein, aber die Händler begannen schließlich sogar Engländer auf ihre Schiffe zu verlocken, und die Mißbräuche wuchsen sich so aus,

Digitized by Google

daß die puritanische Regierung, die das System eine Zeitlang herzlich unterstützt hatte, vergebliche Bemühungen machte, sie abzustellen Wieviele von den unglücklichen Gefangenen die Beute der Haifisch wurden, wieviele die Opfer der Lüste der Pflanzer, das ist unmöglich zu sagen . . .

„Das große Ziel, das die englischen Abenteurer seit der Regierung der Elisabeth standhaft erstrebt hatten, war erreicht. Alles Land der Iren in den drei größten und wichtigsten Provinzen war beschlagnahmt und aufgeteilt unter die Abenteurer, die dem Parlament Geld vorgestreckt hatten, und unter die puritanischen Soldaten, deren Sold stark im Rückstand war. „Unschuldige Papisten," die beweisen konnten, daß sie nicht den mindesten Anteil am Streit genommen hatten, erhielten Land in Connaught zugewiesen, und diese Provinz, die Fels und Morast zu ewiger Armut verdammt haben, und die um jene Zeit durch Hunger und Metzeleien fast verödet war, wurde der irischen Rasse als Heimat zugewiesen. Die Ackersleute und Arbeiter, die für die Bebauung des Bodens notwendig waren, durften bleiben, aber alle die alten Eigentümer, alle die besten und größten Namen Irlands wurden gezwungen, ihre alten Besitzungen preiszugeben und sich eine Heimat in Connaught zu suchen oder in irgend einem glücklicheren Land jenseits des Meeres. Ein sehr großer Teil von ihnen hatte keinerlei Verbrechen begangen, und wahrscheinlich wäre in Irland kein Schwert im Aufruhr gezückt worden, wenn die Herrschenden nur geduldet hätten, daß die Eingeborenen ihr Land und ihre Religion in Frieden genossen."

(Lecky, A History of England in the Eighteenth Century.)

„Die Geschichte Irlands während der 50 Jahre nach dessen Eroberung durch Wilhelm III. (1691) ist eine Geschichte, die kein Engländer ohne Scham wieder ins Gedächtnis rufen kann . . .

„Nach der Übergabe von Limerick (1691) wurde jeder katholische Ire, und es gab fünf irische Katholiken auf einen irischen Protestanten, in seinem eigenen Heimatland als Fremder und Ausländer behandelt. Das Haus der Lords, das Haus der Gemeinen, die Gesamtheit der Friedensrichter, alle städtischen Verwaltungsbeamten, alle Ränge im Heere, das Richteramt, der Advokatenstand, die ganze Verwaltung in Regierung und Justiz waren geschlossen gegen die Katholiken. Selbst das Stimmrecht für ihre Abgeordneten im Parlament wurde ihnen versagt. Nur wenige katholische Landeigentümer waren von den allgemeinen Konfiskationen übrig gelassen worden, die den ununterbrochenen Aufständen der Insel gefolgt waren, und

Digitized by Google

drückende Gesetze zwangen selbst diese, mit wenigen Ausnahmen, sich zum Protestantismus zu bekennen. In allen sozialen und politischen Angelegenheiten waren die eingeborenen Katholiken, mit andern Worten, die ungeheure Mehrheit der irischen Bevölkerung, einfach die Holzhauer und Wasserschöpfer für ihre protestantischen Herren, die sich selber als bloße Kolonisten betrachteten, sich ihrer schottischen oder englischen Herkunft rühmten und die den Namen eines „Irländers" als Beschimpfung betrachteten . . .

„England tat (im 18. Jahrhundert) sein bestes, um den irischen Handel zu vernichten und die irische Landwirtschaft zu zerstören. Gesetze, die durch die Eifersucht der englischen Landeigentümer angenommen wurden, verboten die Ausfuhr irischen Viehes oder irischer Schafe nach englischen Häfen. Die Ausfuhr von Wolle wurde verboten, damit sie nicht die Gewinne der englischen Schafzüchter beeinträchtige. So fügte man zum Fluch der Mißregierung noch die Armut, und die Armut vertiefte sich mit dem raschen Wachstum der einheimischen Bevölkerung, bis der Hunger das Land in eine Hölle verwandelte." (Green, A Short History of the English People.)

Wichtige Neuerscheinungen.

Potsdam und Weimar, die Wurzeln deutscher Kraft", heißt die Kaiser-Geburtstags-Rede des Rektors der Charlottenburger Hochschule, M. Kloß, die soeben im Verlag der Täglichen Rundschau erschienen ist; da unsere Leser die Rede, welche Kloß beim Antritt des Rektorats gehalten hat, aus dem ersten Heft dieses Jahrgangs kennen, bedarf es keiner weiteren Empfehlung.

Als Liebesgabe deutscher Hochschüler erschien im Furche-Verlag (Berlin) ein Band mit vierzehn Bildern von Hans Thoma, mit einem Vorwort des Heidelberger Prorektors Bezold und einer Einleitung des Heidelberger Kunsthistorikers Neumann. (Gebunden 3 M.) — In den gleichen Verlag sind übergegangen die früher an dieser Stelle empfohlenen „Deutsche Gottsucher" von Ludwig Zoepf (jedes der bisher erschienenen drei Bändchen 90 Pfennig).

Körners Werke

gibt das Bibliographische Institut (Leipzig) eben in schönen zwei Bänden neu heraus. Text, Anmerkungen, Druck und Ausstattung sind von der bekannten Gediegenheit. Die Einleitungen des Herausgebers Hans Zimmer sind ausgezeichnet, seine Bewertung Körners ebenso besonnen wie begründet. Körner ist für ein bestimmtes Jünglingsalter noch immer der Dichter, der den größten Enthusiasmus erzeugt, und daher geradezu unentbehrlich; es gibt keine gemäßere Vorbereitung auf Schiller für den Heranwachsenden, der ein gutes Recht hat, mit demjenigen an dichterischen Werten zu beginnen, was ihm schmeckt, um dann mit reifendem Alter sich an reiferer Kunst zu laben.

Digitized by Google

Die Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV.

Unter diesem Titel erschien im Verlag „Globus" (Dresden und Leipzig, Preis M. 2.50) eine Schrift, die darum lesenswert ist, weil sie die Mißerfolge preußischer Politik gegenüber England in einer Periode zu erklären unternimmt, die glücklicherweise ziemlich zurückliegt und durch Bismarck überwunden worden ist. Wir haben wiederholt die Überzeugung vertreten, daß wir Deutsche besonderen Grund haben, unsere Vergangenheit immer wieder zu studieren, weil in unserm Charakter, dem des Einzelnen, wie dem des Volks und seiner Vertreter ganz bestimmte Neigungen auffallen, welche schon im häuslichen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Verkehr selten in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannt werden, in ihren politischen, besonders außenpolitischen Folgen aber geradezu verhängnisvoll gewirkt haben. Für all diese Eigenschaften ist die Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV. ein Schulbeispiel etwa in der Art, wie es zwei bekannte anatomische Wandbilder gibt, von denen das eine das mit allen nur erdenklichen Vorzügen ausgestattete, das andre das mit allen überhaupt möglichen Mängeln behaftete Pferd darstellt. Insoweit diese Fehler zugleich Fehler unseres Nationalcharakters sind, hätte die Kritik der Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV. in unser Heft „Aus Deutschlands Geschichte" gepaßt (November 1916), wo wir viele dieser Züge schon an unserer ältesten Geschichte, vom ersten Auftreten der Germanen bis zum Abschluß der Völkerwanderung, feststellen mußten: Bereitschaft, fremden Interessen zu dienen, verbunden mit der Neigung, dem Fremden, womöglich dem Feind, Einfluß auf die eigenen Angelegenheiten zuzugestehen; Mangel an völkischem Selbstbewußtsein; Umschmeichelung des Feindes und Beflissenheit um sein Wohlwollen; Treue ihm gegenüber; Haschen nach ausländischen Auszeichnungen; Neigung, andern die Kastanien aus dem Feuer zu holen; Scheu vor Konflikten; gefühlsmäßiger Versöhnungsdilettantismus statt ruhiger und kühler Interessenpolitik; schädliches Betonen der eigenen Friedensliebe; alles in allem eine bedenkliche Schwäche des politischen Instinkts, des Sinnes für das, was uns wohl und weh tut, der Erkenntnis, daß unmöglich eine Handlungsweise für uns günstig sein kann, wenn sie für den Gegner von Vorteil ist. Wie lange waren wir so naiv, zu glauben, wir könnten durch Nachgiebigkeit Erfolge erringen, durch Anbiederung und Nachlaufen uns beliebt machen, kurz, durch Praktiken, die bei jedem Privatgeschäft und Prozeßvergleich das Gegenteil eines guten Geschäfts bewirken, im rücksichtslosesten, kältesten und gerissensten aller Geschäfte Erfolg haben.

Die Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV. ist unzertrennlich mit dem Namen Bunsen verbunden, dem Gesandten Preußens in London. Bunsen war ein unbelehrbarer und unbekehrbarer Optimist, überzeugt, seine Sache glänzend gemacht zu haben, wenn er eine irreparable Dummheit begangen hatte, diplomatisch ebenso unfähig wie unzuverlässig, eitel auf seine Mißerfolge, die er als tiefe Absichten hinzustellen verstand, deren Größe erst eine ferne Zukunft ganz erfassen könnte. Nichts ist bezeichnender, als daß die junge Königin Viktoria, wie man ihr zwischen drei verschiedenen Diplomaten für den Londoner Botschafterposten die Wahl ließ, sich ohne Besinnen für Bunsen entschied. Mit der mehr als bedenklichen Gepflogenheit, Diplomaten als Vertreter Preußens in solche Länder zu schicken, aus denen ihre Gattinnen stammten, hat bekanntlich Bismarck gebrochen; wieviel Schaden den vaterländischen Interessen

Digitized by Google

durch Diplomatenehen mit Ausländerinnen angetan worden war, läßt sich heute kaum ermessen. Das deutsche Volk wird in diesem Punkt erst dann einigermaßen beruhigt sein können, wenn Ehen mit Ausländerinnen für seine höchsten Vertreter, vor allem seine Diplomaten, gesetzlich verboten sein werden. Diplomatenheiraten sind nun einmal keine privaten, sondern sehr ernste nationale Angelegenheiten. Bunsen war mit einer Miß Waddington vermählt, die den selbstgefälligen und charakterschwachen Mann in kürzester Zeit zum Halbblutengländer gemacht hatte: er war selig, wenn man seine Beherrschung englischer Sprache, Sitten und Gebräuche gönnerhaft bemerkte, überglücklich über englische Auszeichnungen, wie den Oxforder Doktortitel, und fühlte sich nicht als Preußens Gesandter in London, sondern als der englische Geschäftsträger für Berlin, ungefähr ebenso, wie nach Treitschkes sarkastischem Ausspruch der Petersburger Gesandte, General Rauch, ein guter Russe, der Wiener Botschafter Graf Arnim ein ausgezeichneter Österreicher, und Preußens Vertreter in Kopenhagen, der Freiherr Schoultz von Ascheraden, ein energischer dänischer Agent war, der sich über die Ansprüche der Schleswig-Holsteiner empört zeigt. (Es darf nicht wundernehmen, daß mehrere Söhne Bunsens sich als Vollblutengländer fühlten; der beste Zeuge dafür ist jener Lord Bunsen, der 1914 Englands Kriegserklärung in Wien überreichte, wie Lord Goschen dasselbe ein paar Tage vorher in Berlin getan hatte.) Angesichts solcher Diplomaten ist der höhnische Ausspruch verständlich: „Wenn vier Preußen gegen einen Dänen stehen, so ist die Übermacht auf dänischer Seite." Friedrich Wilhelm IV. scheint übersehen zu haben, daß Bunsens gegebene Charakterschwäche durch seine Heirat mit einer Engländerin verhängnisvoll potenziert wurde; sonst wäre es unerklärlich, daß er zu einer seiner beliebten Sondergesandtschaften als Überreicher seines königlichen Handschreibens keinen geeigneteren Beauftragten fand als den Grafen Usedom, dessen Hauptvorzug für diesen schwierigen Auftrag in der englischen Abstammung seiner Frau, einer geborenen Malcolm, bestand.

Der Hauptgrund für die fortwährenden politischen Niederlagen Preußens ist in der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms zu suchen. Eine glänzende, auf den ersten Anblick blendende Erscheinung, geistreich und schwungvoll, ein gewandter, seiner Wirkung sicherer Redner, stets von den idealsten Plänen beseelt, überzeugt, es würde ihm gelingen, sein Volk zu beglücken und es herrlichen Tagen entgegenzuführen, voll lebendiger, wenn auch sprunghafter Teilnahme an Wissenschaften und Künsten, vielseitig bis zur Zersplitterung, von der Überzeugung durchdrungen, daß nur er der Kunst ihren Weg vorschreiben brauche, um eine unerhörte Blütezeit zu erleben; erfüllt von dem Bewußtsein nicht nur seines Gottesgnadentums, sondern seiner besonderen göttlichen Sendung, von der bezaubernden Wirkung seiner Persönlichkeit stark eingenommen, schien er alle Gaben des Geistes zu vereinigen, und doch fehlte ihm die wichtigste: jene Charakterfestigkeit, durch deren Edelhärte alle anderen Eigenschaften erst glücklich legiert werden. Er war bei allem Eigenwillen im Grunde schwach, vor allem gegenüber Rußland und noch mehr England, dessen unbeirrbare Interessenpolitik er durch redliche Absichten, schwungvolle Reden, begeisterte Begrüßungen, festliche Empfänge, verwandtschaftliche Reisen, nicht immer glückliche Geschenke und beschwörende Handschreiben beeinflussen zu können wähnte. Aber wer mit der nüchternen Wirklichkeit seine begeisterten Träume störte, den

Digitized by Google

liebte er nicht. Seiner besseren Einsicht intuitiv gewiß, „überrascht er seine Um gebung durch die Plötzlichkeit, mit der er neue Entschlüsse faßt, und die Hart näckigkeit, mit der er an alten festhält". Mißtrauen, eine dem Politiker völlig unentbehrliche Eigenschaft, kann ihm nicht abgesprochen werden; nur wandt es sich, wie seine Energie, weniger gegen das Ausland, als gegen seine Um gebung. Er beunruhigte das Ausland besonders durch die Unverständlichkei mancher seiner Schritte, wie z. B. seine palästinischen Velleitäten, hinter denen obgleich sie kaum mehr als harmlose Romantik waren, besonders die Eng länder die macchiavellistischen Absichten vermuteten. Preußen erreichte schließ lich in der Jerusalemer Bischofsangelegenheit einen Scheinerfolg, der einen Pyrrhussiege zum Verwechseln ähnlich sah. Für das Illusionsbedürfnis Bunsens und Friedrich Wilhelms ist bezeichnend, daß Bunsen sich allen Ernstes ein bildete, die Frage raffiniert schlau gelöst zu haben, während ihm der König schrieb: „Indem ich Ihnen auf das allerinnigste für Ihren unsäglich merk würdigen und erfreulichen Brief danke, umarme ich Sie wie Einen, dessen Worte und Aufträge Gott segnet —": Das alles, weil ein zufällig in Preußen geborener getaufter Jude anglikanischen Bekenntnisses, der in Irland gebildet worden war, von London gnädigst als Bischof von Jerusalem akzeptiert wurde, unter der Voraussetzung daß Preußen paritätisch die Kosten trug! Vollends die Patenschaft Friedrich Wilhelms IV. ist von weltgeschichtlicher Ironie, wenn man sich vorhält, daß das Knäblein sich zum späteren Eduard VII. auswuchs. Die englische Regie freilich klappte meisterlich: „Man leitete ihn von Feier lichkeit zu Feierlichkeit und lud ihn selbst zur Eröffnung des Parlaments, der er nicht als einfacher Zuschauer, sondern in vollem Schmuck auf besonderem Sitze zwischen dem Thron der Königin und den Plätzen der Lords beiwohnte. Shakespearesche Lustspiele in der ursprünglichen Form wurden ihm aufgeführt, Kirchen wie Gefängnisse gezeigt, sein Glaube an englische Vorbildlichkeit mit allen Mitteln geschürt und gefestigt. Die Königin trug ein Armband mit sei nem Bildnis und schmückte ihn eigenhändig mit der höchsten englischen Auszeich nung, dem Hosenbandorden." Friedrich Wilhelm war hochbefriedigt. (Was er nicht erfahren hatte, waren Preßäußerungen, in denen er als deutscher Spion, als Idiot und Heuchler begrüßt wurde, und Lord Broughams dreister Wink, er werde etwas von englischer Freiheit lernen und endlich die Versprechungen seines Vaters einlösen.) Seine Englandneigung ging soweit, daß er sogar nach dem schmachvollen Opiumkrieg an Bunsen schrieb: „Wir sind gewohnt, alles, was den Ruhm und das Wohlsein des britischen Reichs vermehrt, fast ebenso anzusehen, als wäre es uns selbst widerfahren." Es würde zu weit führen, die lesenswertesten Partien zu zitieren: wir müßten das Buch rein abschreiben, und empfehlen daher den Lesern, es selber anzusehen.

Neue Tauchnitz-Bände.

Emerson, Essays (enthält die schönsten der „Versuche"); Emerson, Nature and Thought (enthält die zwei berühmten „Versuche" Nature, und eine Anzahl kür zerer Ansprachen und Essays); E. A. Poe, Fantastic Tales; Carlyle, Essays on Goethe (9 Aufsätze, darunter der berühmte Faustartikel von 1822). Der Band kostet M. 1.60. Es gäbe noch manches englische Werk, das Tauchnitz jetzt bringen könnte, z. B. Landor, Imaginary Conversations; Borrow, The Bible in Spain; eine gute Auswahl aus Gibbon; Emerson, English Traits. (Emersons „Natur" I und II ist bekanntlich, zusammen mit Goethes „Natur"-Aufsatz in der Insel bücherei erschienen.)

Digitized by Google

Rundschau.

Zwei Kriegsjahre deutscher Arbeit in Griechenland.

Von Georg Karo.

„Was wir nicht vergessen dürfen". Der knapp prägnante Wahlspruch, der in dieser Zeitschrift für die Beziehungen zu unseren Feinden geprägt worden ist, gilt ebenso für das mehr oder weniger neutrale Ausland; aber nicht bloß für die mißgünstigen, verläumderischen Stimmen, viel mehr noch für die, welche die große Feuerprobe der Freundschaft bestanden und uns treu geblieben sind. Sie dürfen wir am allerwenigsten vergessen; ebensowenig aber die Lehren, welche die harte Schule der Kriegszeit den Auslandsdeutschen eingeprägt hat für ihr zukünftiges Verhalten als Träger deutschen Wesens in einer Welt, die uns noch sehr viel weniger Sympathien entgegenbringen wird als bisher.

Einen kleinen Beitrag zur Erörterung dieser schweren Probleme möchte ich aus meinen Erfahrungen in Griechenland bringen. Ende August 1914 bin ich auf meinen Posten als Leiter des Deutschen Archaeologischen Instituts in Athen zurückgekehrt, am 22. November 1916 hat uns der französische Admiral Dartige du Fournet aus Griechenland vertrieben — auch etwas, was wir gewiß nicht vergessen sollen. So habe ich mehr als zwei Jahre lang im Mittelpunkt der griechischen Begebenheiten gelebt, unter ganz besonders günstigen Bedingungen zu deren Erkenntnis. Freilich bin ich weder befugt noch auch befähigt, politische Fragen zu erörtern, oder die Propaganda zu schildern, die weit über den engen Rahmen der Presse hinausgehend der deutschen Sache in Griechenland ungeheure Dienste geleistet hat. Ich möchte nur einige Züge zu dem Bilde des Deutschtums in Hellas bieten, und einige Hoffnungen aussprechen, die sich mir aus einer fast zwanzigjährigen Kenntnis des Landes, vor allem aber aus den Erfahrungen der Kriegszeit ergeben haben.

Zu Beginn des Krieges war die öffentliche Meinung Griechenlands Deutschland fast ausnahmslos ungünstig. Der ausschlaggebende Grund dafür war die alte Liebe der Griechen zu Frankreich, das wir nach ihrer Ansicht zu vernichten bestrebt waren. Es geht nicht an, diese Liebe einfach aus der Frivolität der modernen Athener, ihrer Sucht nach Pariser Tand und den Freuden der Boulevards zu erklären, wie das wohl in den Schilderungen von Reisenden geschieht, die sich im Laufe von ein paar Wochen eine tiefgründige Kenntnis des hellenischen Volkscharakters erworben haben. Gewiß spielen jene oberflächlichen Gesichtspunkte bestimmend mit bei der eleganten Welt von Athen; sie erklären keineswegs die tiefe, allgemeine Sympathie aller Volksschichten für eine Nation, die seit hundert Jahren, mit Recht oder Unrecht, als die treueste Beschützerin des Hellenismus galt. Mit Unrecht, sagen heute die große Mehrzahl der Griechen, nachdem sie in grausam harter Schule seit mehr als einem Jahre die Hinterlist und die kleinliche, hämische Quälerei kennen gelernt haben, in denen der Franzose Meister ist; mit Recht, durften die Griechen früher sagen, im Andenken daran, daß allein in Frankreich das geschlagene und gedemütigte Hellas von 1897 Mitgefühl gefunden hatte und daß Paris in allen späteren Krisen am stärksten für Athen eingetreten war. Diese tief eingewurzelte Dankbarkeit gegen Frankreich hat bei vielen Griechen

Digitized by Google

noch lange Zeit fortgelebt, den ebenso unverdienten wie gemeinen, feigen Bedrückungen des letzten Jahres zum Trotz; sie kam am stärksten zum Ausdruck gerade in jenen ersten Kriegswochen, als unsere Truppen sich Paris näherten und Frankreich dem Untergang geweiht schien. Ich für meinen Teil finde es durchaus achtbar, sich dem Geschlagenen, nicht dem Sieger zuzuwenden. Aber wie man auch die damalige Stimmung in Griechenland beurteilen mochte, jedesfalls mußten wir Deutsche in Athen uns damit abfinden, daß die Mehrzahl der Bevölkerung uns unfreundlich gesinnt war, und daß auch unsere treuesten Freunde doch noch lebhafte Sympathien für Frankreich bewahrten.

Wie sollten wir uns zu dieser Situation stellen, wir Deutsche die nicht nur vorübergehend in Griechenland weilten, sondern durch unseren Beruf, unsere Arbeit, oft durch die Arbeit und die Beziehungen eines ganzen Lebens mit Land und Volk verbunden waren? Im Anfang hat wohl bei uns allen die helle Entrüstung überwogen und sich Bahn gebrochen in Gesprächen mit griechischen Freunden und Bekannten. Immer wieder wurde uns da beteuert, daß man keinen Haß gegen Deutschland hege. Und nach langer, sorgsamer Prüfung bin ich von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt, der uns damals lächerlich erschien. Es hat sich immer klarer gezeigt, daß die wütende Hetze der griechischen Presse gegen Deutschland ein Manöver war, das die Liebe des Volkes zu Frankreich geschickt verwandte, ein von unseren Feinden und Venizelos vorzüglich vereinbartes und durchgeführtes Manöver. Denn vom ersten Tage des Krieges an ist Venizelos ein Agent der Entente gewesen.

Trotz alledem äußerte sich die Feindseligkeit gegen Deutschland, mit ganz verschwindenden Ausnahmen, niemals zum Nachteil einzelner Deutscher. Auch die heftigsten Gegner deutscher Politik haben Gewicht darauf gelegt, den Einzelnen liebenswürdig zu begegnen und ihre Freundschaft mit Deutschen aufrecht zu erhalten. Dabei spielt gewiß die althergebrachte Freundlichkeit mit, die der Ausländer in Griechenland, mehr als in irgendeinem anderen Lande, bei allen Schichten der Bevölkerung findet. Aber der eigentliche Grund liegt tiefer, er beruht auf einer Tatsache, die viel zu wenig beachtet worden ist. Mögen auch seit Jahrzehnten die Sympathien der Griechen sich nach Frankreich oder England gewandt und weite Kreise der deutschen Politik gegenüber Mißtrauen empfunden haben, so wurzelte doch keine fremde Kolonie so fest im Lande wie die unsere, und die einzelnen Deutschen genossen mehr Freundschaft und Vertrauen als Andere, vor allem deshalb, weil man fühlte, daß sie es gut meinten und neben ihren eigenen auch die Interessen Griechenlands zu fördern bestrebt waren. Hier lag die Stärke unserer Position: es galt sie nicht zu verlieren und nach Möglichkeit auszubauen. Dafür aber gab es nur ein wirklich gutes Mittel: unbeirrt durch das Gekläff der Feinde weiter unsere gewöhnliche Arbeit tun, und im übrigen uns die Freundschaft der Getreuen erhalten, dagegen das Werben um neue, unsichere Sympathien verschmähen. Das Werben um Sympathien! das ist gewiß eines der unerfreulichsten Kapitel unserer Kriegsgeschichte. Wieviel Schaden eine gutgemeinte, aber überstürzte, ungeschickte Propaganda von mehr oder minder unberufener Seite während der ersten Kriegsmonate angerichtet hat, wie ungünstig auch die Stimmen einiger der bedeutendsten Männer wirken mußten, darüber ist man sich heute in Deutschland wohl einig. Wir haben in Griechenland darunter viel weniger gelitten, als die Deutschen in anderen neutralen Ländern. Denn

Digitized by Google

die Kosten und Schwierigkeiten einer Reise nach Athen haben uns vor dem Schwarm der Propaganda-Touristen bewahrt, und die von unseren Feinden immer schärfer durchgeführte Kontrolle der Post hatte wenigstens das eine Gute, daß sie die Flut der „aufklärenden" Schriften abdämmte. Während des ersten Kriegsjahres pflegten allerdings werbende Broschüren und Flugblätter den harmlosesten geschäftlichen Mitteilungen beigelegt zu sein, die aus Deutschland an griechische Kunden, auch an die deutschfeindlichsten, verschickt wurden. Aber alle diese Äußerungen hatten in Griechenland sehr geringen Einfluß: sie nützten nichts, aber sie schadeten auch kaum.

Unterdessen mußten wir Deutsche in Athen aber auch zu dieser Frage Stellung nehmen. Wir litten unter der Flut von Verläumdungen und Entstellungen unserer Sache, wir sehnten uns danach, aufklärend auf die griechische öffentliche Meinung zu wirken. Und mit uns sehnten sich unsere griechischen Freunde danach. Denn im Gegensatz zu manchen deutschen Pressestimmen muß betont werden, daß wir in Griechenland von der ersten Stunde an gute und treue Freunde besessen haben, und zwar gerade unter den Besten des Landes. Es waren Offiziere und höhere Beamte, Gelehrte, führende Kaufleute, Männer die in Deutschland studiert oder gearbeitet hatten und mit jener schönen Dankbarkeit, die wir schon früher am Griechen bemerkt haben, treu an Deutschland hingen, auch zu einer Zeit, da das freimütige Bekenntnis ihrer Gesinnung ihnen Unannehmlichkeiten eintragen und sie bei der Regierung — d. i. bei Venizelos — mißliebig machen konnte. Um so höher ist es anzuerkennen, daß eine große Zahl solcher Männer sich gerade in jener kritischen Zeit zusammenfand, um ihrer Freundschaft und ihrem Vertrauen zu Deutschland durch eine öffentliche Erklärung Ausdruck zu verleihen. Es ist hier nicht der Ort zu erzählen, wie diese völlig spontane Freundschaftsbezeugung entstand und sich entwickelte, trotzdem sich Venizelos bemühte, sie zuerst zu vereiteln und dann möglichst zu beschränken. Nur soviel sei gesagt, daß von deutscher Seite nicht der geringste Anstoß oder Einfluß in dieser Frage erfolgt ist; es war eine rein griechische Initiative, die wir ihren Teilnehmern umso weniger vergessen dürfen, als sie ihnen stark erschwert worden ist. Die Deutsch-Griechische Gesellschaft hat an alledem keinen Anteil gehabt; im Frühjahr 1914, mitten im Frieden gegründet, war sie in Deutschland wohl, aber in Griechenland noch nicht richtig im Gange, als der Krieg ausbrach. Unter den leitenden Männern des Athener Ausschusses waren viele, die zugleich auch griechisch-französischen und griechisch-englischen Vereinigungen angehörten und freundschaftliche Beziehungen auch mit unseren Feinden pflegten. Manchen ist die Wahl schwer geworden, einige haben gegen uns Stellung genommen, obwohl keiner offiziell aus der Deutsch-Griechischen Gesellschaft ausgetreten ist. Wenn diese, wie wir hoffen, nach dem Kriege wieder auflebt, wird sie auf neuer Grundlage aufgebaut und die Leitung der Athener Abteilung ausschließlich in die Hände überzeugter Freunde der deutschen Sache gelegt werden müssen, während natürlich vor dem Kriege kein Grund vorlag, Männer auszuschließen, die ihre Sympathien zwischen uns und den Westmächten teilten. Solcher überzeugter Freunde aber bleiben uns gottlob unter den bedeutendsten Griechen reichlich genug.

Während sich die in Athen ansässigen Deutschen an der Beeinflußung der griechischen Presse weder beteiligen konnten noch mochten, machte sich von An-

Digitized by Google

fang an allgemein das Bedürfnis nach genauen, möglichst ausführlichen Nachrichten aus der Heimat geltend; gegenüber der Schmutzflut, die sich aus der Presse der Entente täglich in die griechische ergoß, brauchten die Deutschen sowohl wie die Deutschfreunde authentische Berichte, sichere Dokumente, mit denen sie im Gespräch den Verläumdungen begegnen konnten und die ihnen halfen guten Mut zu bewahren, wenn unsere Feinde täglich unseren Zusammenbruch ausposaunten. Dazu genügten die offiziellen deutschen Kriegstelegramme und die von den amtlichen Stellen verteilten Kriegsschriften nicht. Einen weiteren Kreis erreichten schon eine Reihe vortrefflicher Vorträge, die der deutsche und österreichisch-ungarische Militärattaché in der Philadelphia, dem geselligen Mittelpunkt der Deutschen Athens, über die Kriegslage hielten. Aber immer klarer wurde das Bedürfnis, auch denen, die diese Vorträge nicht hörten, regelmäßig aufklärende und ermutigende Nachrichten zukommen zu lassen, vor allem den in der Provinz verstreuten Landsleuten sowie den zahlreichen Minderbemittelten, die als kleine Angestellte, Erzieherinnen, Bedienstete in griechischen Familien lebten, ohne deutsche Zeitungen, angewiesen auf die griechische Presse und die keineswegs immer deutschfreundlichen Äußerungen ihrer Umgebung. Ihrer vor allem mußten wir uns annehmen. So entstand der Gedanke regelmäßiger, kostenfrei an alle Landsleute und Verbündeten in Griechenland zu verteilender Kriegshefte nach dem Muster der in Deutschland zahlreich erscheinenden. Ihr wichtigster originaler Bestandteil war eine monatliche Kriegschronik, die der deutsche Militärattaché, Hauptmann von Falkenhausen, auf Grund des amtlichen Materials verfaßte und durch eine große Zahl von ausgezeichneten Karten und Spezialplänen sämtlicher Kriegsschauplätze bereicherte. Den Rest der Hefte bildeten Aufsätze aus der deutschen Presse, wobei man sich im wesentlichen auf authentische, möglichst amtliche Berichte militärischer, volkswirtschaftlicher, wissenschaftlicher Natur beschränkte und alles Unsichere, Persönliche, Polemische nach Möglichkeit ausschloß. Diese Zeitschrift, „Der Weltkrieg", ist vom Oktober 1914 bis zum November 1916 monatlich erschienen und hat vielen Deutschen und Deutschfreunden Freude bereitet. An Griechen wurde er nur auf ihre ausdrückliche Bitte versandt, denn jeder Verdacht aufdringlicher Propaganda sollte aufs strengste vermieden werden. Dennoch wuchs die monatliche Auflage von den anfänglichen 500 sehr bald auf 1000 Exemplare; und im Herbste 1916, als die privater Initiative entsprungene Zeitschrift in die Leitung unserer Gesandtschaft überging, kam noch eine griechische Ausgabe von 3000 Exemplaren dazu: ein beredteres Zeugnis der Wandlung, welche sich in der Volksstimmung vollzogen hatte, konnten wir garnicht begehren.

Ein zweites wichtiges Problem, das sich zu Kriegsbeginn uns entgegenstellte, war die vaterländische Hilfstätigkeit. Uns allen, die wir, widerwillig genug, dem ungeheuren Ringen fern bleiben mußten, war es Herzensbedürfnis, unseren Kriegern und den Bedürftigen in der Heimat ein wenig Freude und Hilfe zu verschaffen: und offenkundig war es unsere Pflicht, den Landsleuten in Griechenland beizustehen, die durch den Krieg in Not gerieten. Die deutsche Kolonie in Athen ist klein, sie zählt nur ein paar hundert Personen, und unter ihnen nur wenige Wohlhabende. Auch diese hatten fast ausnahmslos unter dem Kriege stark zu leiden. Umso schöner war die freudige Bereitwilligkeit, mit der alle die es irgendwie vermochten dem Rufe eines neu gebildeten Aus-

Digitized by Google

schusses für Kriegshilfe folgten; noch weit rühmlicher aber die Standhaftigkeit, mit der sie durchhielten und ihre monatlichen Beiträge lieferten, obwohl der Krieg, den wir zu Anfang auf wenige Monate geschätzt hatten, sich ins zweite und dritte Jahr hinzog und die deutschen Kaufleute, von der Heimat und ihren Handelsquellen abgeschnitten, von den Feinden mit allen Mitteln bekämpft und verfolgt, ihre Lage stetig sich verschlechtern sahen. Wir haben da Beispiele von wahrhaft tapferer Selbstlosigkeit erlebt; es ist vorgekommen, daß wir Mitglieder unseres Hilfsvereins in drückender Not unterstützen mußten, die es sich bis zuletzt nicht hatten nehmen lassen, ihr Scherflein beizutragen. Mehr als einmal sind die Beiträge Einzelner freiwillig erhöht worden, um den Ausfall Anderer zu decken. So ist es möglich gewesen, nicht nur in die Heimat regelmäßig Summen zu senden, die an sich wohl klein genug, doch sehr groß waren im Verhältnis zu den Kräften unserer Kolonie; wir haben auch unsere verarmten Landsleute in Griechenland, trotz ihrer ständig wachsenden Zahl, vor der ärgsten Not bewahren können und wissen sie auch jetzt auf eine Reihe von Monaten geborgen. An diesem Liebeswerk haben die an Griechen verheirateten deutschen Frauen regen Anteil genommen, nicht minder viele unserer Freunde im Lande. Solche Freundschaftsbeweise sind umso wertvoller, weil unsere Arbeit in aller Stille erfolgte, ohne jedes Werben in der Öffentlichkeit, wie es bei unseren Feinden beliebt war. Und derselbe Geist patriotischer Opferfreudigkeit äußerte sich bei den Wohltätigkeitsvorstellungen, die in der „Deutschen Gesellschaft Philadelphia" stattfanden. Wenn ein ganz armer griechischer Künstler uns eines seiner Bilder zur Verlosung schenkte, so scheint mir das wertvoller als die Teilnahme der eleganten Welt an den Aufführungen zu Gunsten des französischen oder englischen Roten Kreuzes. Und wenn nach unseren in intimerem Kreise abgehaltenen vaterländischen Festen Klagen unter griechischen Freunden laut wurden, daß man nichts davon in der Öffentlichkeit erfahren hätte und so viele deshalb fern geblieben seien, so freuten wir uns des Gegensatzes zu der Werbetrommel, welche die Entente bei *ihren* Veranstaltungen emsig zu rühren pflegte. So standen die Dinge schon im ersten halben Jahre des Krieges, noch ehe sich die öffentliche Meinung immer mehr zu unseren Gunsten wandelte.

Wenn auch zunächst während der Kriegszeit die Hilfstätigkeit im Vordergrunde des Interesses stehen mußte, war doch eine andere von vielleicht noch größerer vaterländischer Bedeutung: die Schule. Vor zwei Jahrzehnten auf Wilhelm Dörpfelds Anregung von einigen Deutschen in Athen begründet, als eine rein private kleine Anstalt zur Erziehung ihrer Kinder, hatte sich unsere Deutsche Schule immer mehr entwickelt. Dank einem jährlichen Zuschuß des Auswärtigen Amtes und hochherzigen Stiftungen war es dem Schulverein möglich gewesen, über seine eigenen bescheidenen Mittel hinaus die Anstalt stetig zu erweitern. Sie besitzt schon seit Jahren ein großes Grundstück mit zwei Gebäuden, die freilich den Anforderungen der sprunghaft anwachsenden Schülerzahl keineswegs mehr genügen. Dieses Anwesen liegt, durch einen sonderbaren Zufall, dicht neben der französischen Schule, mit deren großen Gebäuden wir uns ebensowenig messen konnten wie mit der Ausgestaltung ihres Lehrbetriebs, der die Schüler vom Elementarunterricht bis zur Universität führte und ihnen akademisch giltige Abgangszeugnisse zu verleihen befugt war. Freilich war auch die französische Schule von vornherein als ein

Digitized by Google

Mittel der Propaganda gegründet und von ihrer Regierung zwanzigmal so reich unterstützt worden als die unsere, die ja zunächst nur der deutschen Kolonie dienen sollte. Wie fern ihren Begründern und Leitern, bis vor wenigen Jahren, jede Propaganda lag, erhellt am besten aus der Tatsache, daß griechische Schüler und Schülerinnen, — denn beide Geschlechter wurden von Anfang an zusammen unterrichtet — doppelt soviel Schuldgeld zahlen müssen als deutsche. So hat auch ein Teil des Schulrats lange Zeit dem wachsenden Eindringen des griechischen Elements ebenso widerstanden wie den Bestrebungen, die ursprüngliche Volksschule allmählich immer weiter auszubauen. Aber die Macht der Ereignisse hat hier schon seit mehreren Jahren die Entwickelung bestimmt: immer zahlreicher wurden unter den stetig sich mehrenden Schülern die Griechen und Halbgriechen, auch andere Ausländer lockte der gute Ruf unserer Anstalt. So mußte der alte Rahmen gesprengt werden, und gerade im Sommer 1914 schien der Plan, unsere Schule zu einem Realgymnasium zu gestalten, seiner Verwirklichung nahe. Der griechische Unterrichtsminister hatte das Deutsche als obligatorisches Lehrfach an den griechischen Mittelschulen einzuführen beschlossen und bei uns angefragt, ob wir die Ausbildung junger Neuphilologen zu Lehrern des Deutschen übernehmen und fördern könnten. Die Lehrkräfte, die wir aus Deutschland für die Ausbildung dieser jungen Griechen herbeigerufen hätten, wären zugleich die gegebenen Neugestalter unserer Schule gewesen. Eine neue Ära schien für die Ausbreitung des Deutschen in Hellas anzubrechen.

Statt dessen kam der Krieg. Und als der Schulrat im Herbst 1914 zusammentrat, fand es sich, daß von den drei deutschen Lehrern zwei, darunter der Leiter[1]), im Felde standen. Es schien schwer Ersatz zu schaffen und bei der damals herrschenden Stimmung in Griechenland konnten Kleinmütige befürchten, daß viele Eltern ihre Kinder zurückziehen würden. Wenn wir trotzdem unseren Betrieb wieder aufnehmen konnten, so gebührt das Verdienst dafür dem Sekretär des k. k. Österreichischen Archäologischen Instituts, Dr. Otto Walter, der von vornherein sich ganz in den Dienst der Schule stellte und nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die schwierige administrative Leitung übernahm und mehr als zwei Jahre lang durchführte. Durch die Ersparnisse, die seine und Anderer freiwillige Hilfe uns bot, war es möglich, neue Lehrkräfte, Damen und Herren, heranzuziehen und schon vom ersten Kriegsjahre an die Klassen der Schule zu vermehren. Ja, eine entsprechende Erweiterung konnte sogar in den deutschen Sprachkursen für Erwachsene durchgeführt werden, die seit einigen Jahren mit unserer Schule verknüpft sind. So begannen wir mit voller Kraft und Zuversicht, während die große, reiche französische Schule nebenan seit Kriegsanfang geschlossen blieb.

Der Erfolg hat uns reichlich belohnt. Nicht nur sind uns, außer den deutschen und halbdeutschen Kindern, auch unsere bisherigen griechischen Schüler fast ausnahmslos treu geblieben; ihre Zahl hat sich in stetig wachsender Proportion so stark vermehrt, daß sie im November 1916 den Bestand von 1913 fast um das Doppelte übertraf. Sie war während der ersten Kriegsmonate, aller ententefreundlichen Stimmung zum Trotz, fast ebenso rasch angewachsen

[1]) Dieser, Herr Rektor Kretschmar, ist bald darauf schwer verwundet in russische Gefangenschaft geraten und befindet sich jetzt in Sibirien, wo es ihm aber zum Glück nicht so schlecht zu gehen scheint.

Digitized by Google

wie während des zweiten Kriegsjahres, als man uns in Athen immer günstiger gesonnen ward. Und dasselbe galt für die Sprachkurse. Der Zuwachs erfolgte unabhängig von den politischen Anschauungen der Familien, aus denen unsere Schüler stammten. Viele von ihnen waren Venizelisten, sehr viele zunächst der Entente freundlich; ja, bei mehreren Kindern stammten Vater oder Mutter aus einem uns feindlichen Lande. Die letzteren waren natürlich keine Neuankömmlinge, sondern schon seit Jahren auf unserer Schule; daß sie aber weiter kamen, ist ein erfreuliches Zeugnis sowohl für den guten Ruf, den die Anstalt genoß, wie für den Geist, in dem sie während des Krieges fortgeführt wurde.

Wir haben uns natürlich jeder nationalistischen Propaganda enthalten. Maxima debetur pueris reverentia. Der Satz gilt für nichts mehr als für nationale Fragen. Daß der Unterricht wie in deutscher Sprache, so auch in rein deutschem Geiste gehandhabt, daß der deutsche Charakter der Schule gerade jetzt stets betont wurde, versteht sich von selbst. Aber wir haben uns sorgsam jeder verletzenden Äußerung enthalten, jede politische Erörterung gemieden. Es ist vereinzelt vorgekommen, daß Kinder mit feindlichen Fähnchen oder ostentativ getragenen Bildchen von Venizelos erschienen. Wir haben solche Kleinigkeiten ebensowenig beachtet, wie die politischen Anschauungen der Eltern, soweit sie uns zufällig bekannt wurden. Unsere Aufgabe war, den Kindern eine möglichst gute deutsche Schulbildung zu geben; nichts weiter. Und dieser Standpunkt hat sich vortrefflich bewährt. Sehr bald sind jene kleinen Sticheleien von selbst verschwunden. Dafür haben fast alle Kinder freudig an unseren Feiern an Kaisers Geburtstag teilgenommen, die zu besuchen oder nicht natürlich jedem freistand. Es waren, dem Ernst der Zeit und dem kaiserlichen Willen entsprechend, ganz schlichte Feiern: eine kurze Ansprache an die Kinder, ein Lied. Da sangen dann im Chor der Deutschen auch der Sohn eines Belgiers, die Tochter einer Engländerin laut „Heil Dir im Siegerkranz" mit, und nicht minder die neunjährige kleine Griechin, die wir einmal im Schulhofe bitterlich weinend vorgefunden hatten, weil sie, wie sie sagte, in ihrer Klasse als einzige Venizelistin von den Anhängern des Kabinetts Gunaris verspottet würde. Übrigens ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie tief und verheerend die politischen Parteifragen ins griechische Volk gedrungen waren.

Es mag wohl manchen geärgert haben, daß unsere Schule trotz allem blühte und wuchs. Gelegentlich ist während des ersten Jahres versucht worden, uns etwas am Zeuge zu flicken, wenn auch niemals von griechischer Seite. Im Ganzen aber ließ man uns um so lieber gewähren, als der Grieche, welcher politischen Richtung er auch angehören mag, in Schulfragen weitherzig und weitblickend ist. In wenigen Ländern wird dem Unterricht soviel Bedeutung beigelegt und über seine Mängel soviel geklagt; in wenigen Ländern ist man auch so gerne bereit, die Überlegenheit ausländischer Schulen anzuerkennen. Gewiß war es kein Zufall, daß die höchste Frequenz der unseren gerade in die Zeit fiel, als die Bedrückung der Entente immer weitere griechische Kreise verstimmte und erbitterte; daß gerade nach der unerhörten Gefangennahme unserer Konsulatsbeamten in Saloniki der Zulauf zu der Weihnachtsfeier und Bescherung unserer Schule so stark war, daß wir zum ersten Male die Gastfreundschaft der Philadelphia aufgeben und den größten Saal in Athen mieten

Digitized by Google

mußten. In diesem Zulauf lag ein Protest und eine freundschaftliche Demonstration. Aber umso mehr müssen wir betonen, daß weder die venizelistischen Regierungen noch der fanatisch venizelistische Stadtrat von Athen es unserer Schule gegenüber jemals an Gefälligkeit haben fehlen lassen. Und was während des erbittertsten Parteienkampfes, mitten im Kriege, galt, wird in einer friedlichen Zukunft erst recht gelten. Wenn man aber bedenkt, welchen Einfluß auf den griechischen Geist der bisher ganz überwiegend französische Unterricht ausgeübt hat, und ferner wie lernbegierig der Grieche ist, wie leicht er sich Fremdes assimiliert, wird man die ungeheure Bedeutung deutscher Schulung gerade in Griechenland erkennen. Sie wird, immer weiter ausgedehnt und vertieft, uns nicht nur Sympathien und Verständnis werben, nicht nur in steigendem Maße die griechische Intelligenz unserer Wissenschaft und Literatur zuwenden; sie wird auch weit über die Grenzen des Königreichs hinaus auf den gesamten Hellenismus des Orients wirken, der uns jetzt noch, unter besonders starkem Einfluß gerade der überaus zahlreichen französischen Schulen, vorwiegend mißtrauisch oder feindselig gegenübersteht, dessen wir aber für unsere wirtschaftliche und kulturelle Arbeit im Orient nicht entraten können. Denn er kann uns einmal ebenso unschätzbare Dienste leisten wie wir ihm.

Das sind Zukunftspläne, Friedenshoffnungen. Unterdessen lebt unsere deutsche Schule in Athen fort, trotz der Ausweisung der deutsch-österreichischen Behörden. Ich erfahre aus Athen, daß J. M. die Königin Sophie, die Schwester unseres Kaisers, dem Weihnachtsfest wie gewöhnlich beigewohnt und mit ihrer nie versagenden Fürsorge für alles Deutsche die Kinder beschert hat. Auch zur Kaisers-Geburtstagfeier ist sie erschienen, die Hofprediger Honig, der in Athen noch treue deutsche Wacht hält und die Schule leitet, veranstaltet hat. Treu wirken die übriggebliebenen Lehrkräfte, durch neue ergänzt, weiter. Ein paar dieser tapferen und selbstlosen deutschen Frauen und Männer haben freiwillig in dieser kritischen Zeit auf ihrem Posten ausgehalten, obwohl sie abreisen konnten; wir dürfen wohl stolz auf sie sein!

Von den Arbeiten des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen ist hier nicht der Ort zu reden. Sie dienen, trotz der Verdächtigungen eines „Neutralen", aus dessen Munde freilich nur Lob kränkend wäre[1]), rein wissenschaftlichen Zielen und sind als solche in aller Stille fortgeführt worden. Daß diese ruhige Friedensarbeit auf die Griechen einen guten Eindruck machte, ebenso wie die selbstlos und erfolgreich durchgeführte Tätigkeit des uns benachbarten deutschen Musikinstituts des Fräulein von Lottner, das ist erfreulich, aber politisch von geringem Belang. Auch von der deutschen wirtschaftlichen Tätigkeit in Griechenland, während des Krieges, kann ich nicht sprechen, da mir jede Kompetenz fehlt. Ich weiß nur, daß sie hoch geschätzt worden ist und uns alte Freunde in der Kaufmannswelt erhalten, neue erworben hat.

Unbillig aber wäre es, hier nicht dankbar der Männer zu gedenken, die unermüdlich und selbstlos am Werke waren, um die alte Liebe Griechenlands für Frankreich zu untergraben und uns neue Sympathien zu werben, die auf

[1]) Chase, Professor in Chicago. Ganz entsprechend schrieben ein paar Ententeblätter, unsere Ausgrabungen in Olympia hätten eigentlich nur den Zweck, von dort aus deutsche Unterseeboote an der (20 km entfernten!) Küste zu versorgen.

Digitized by Google

dieser Bahn mehr erreicht haben als irgendwer sich noch vor einem Jahre hätte träumen lassen: ich meine den französischen Gesandten in Athen, Guillemin, den General Sarrail, den Admiral Dartige du Fournet. Wenn, wie wir hoffen, Deutschlands Stellung in Griechenland nach dem Kriege stark und gut sein und bleiben wird, sollen die Namen dieser unwillkürlichen Förderer der deutschen Sache uns auch unvergessen bleiben!

Jede Kette von Erfahrungen fordert einen Ausblick in die Zukunft; und ganz besonders drängt es uns in dieser Zeit des Weltensturmes, zu wissen, was wir geleistet, wo wir gefehlt haben, wo wir es künftig besser machen müssen. Nichts hat das deutsche Volk so überrascht und geschmerzt, wie der Ausbruch des Hasses gegen uns, den wir seit bald drei Jahren erleben. Der Ausbruch des Hasses, denn daß der Haß selbst in weiten Kreisen schon seit Jahren glimmend anwuchs und von unseren Feinden sorgsam geschürt wurde, das wußten wohl die meisten von uns Deutschen im Auslande längst. Es ist eine schwere Schuld, zu der ich mich auch bekennen muß, daß wir in früheren Jahren nicht viel energischer gegen diese wachsende Feuersbrunst vorgegangen und auch unsere Landsleute daheim nicht weit mehr aufgeklärt haben über die Stimmung der Welt gegen Deutschland. Heute fragen Unzählige, zornig oder niedergeschlagen: Warum haßt uns die Welt? Und Viele fügen hinzu: Wie können wir sie lehren, uns zu lieben?

Ich glaube, die Frage ist so nicht richtig formuliert. Die Gründe des Hasses, begründete und sinnlose, kann ich hier nicht berühren; sie sind ja auch schon zahllose Male von berufenerer Seite erörtert worden. Aber ich meine, wir sollen nach Liebe garnicht streben, denn die ist in den Beziehungen der Völker überhaupt nur eine ganz seltene Ausnahme. Griechenlands Liebe zu Frankreich ist solch eine Ausnahme gewesen, ehe der Krieg den dünnen Firnis französischer Liebenswürdigkeit vernichtete. — Wohl aber sollen wir danach streben, daß man künftig im neutralen Ausland Deutschland besser kennen und schätzen lerne. Das geschieht nicht durch Beteuerungen unserer Tugend und Klagen über das Unrecht, das uns geschehen ist. Jeder weiß, wie man Leuten aus dem Weg zu gehen pflegt, die immer von erlittener Unbill reden. Das erfordert stille, planmäßige Arbeit. Und nirgends scheint mir eine solche Arbeit aussichtsreicher als in Griechenland. Unsere Kaufleute haben dort nicht nur ein Absatzgebiet erschlossen, sondern auch Zuneigung und Vertrauen zum Deutschen geweckt. Die Offiziere, die Gelehrten, die bei uns studiert haben, sind mit dankbarer Bewunderung für deutsche Leistungen heimgekehrt. Die deutsche Sprache hat in Griechenland in höherem Maße Eingang gefunden als sonst im Auslande; sie wird ein immer stärkerer Träger deutscher Gedanken werden, je weiter sie sich verbreitet. Daß sie sich verbreite, in sehr viel größerem Umfange als bisher und mit weit größerer Vertiefung, das scheint mir hier die wichtigste Aufgabe. Es gibt kein besseres und schöneres Mittel deutscher Werbearbeit als die deutsche Schule. Ich hoffe zuversichtlich, daß sie gerade auf griechischem Gebiet immer mehr ausgebaut werde. Freilich handelt es sich um ein kleines Land. Aber die Zahl der Länder, die in diesem Kriege nicht gegen uns stehen, ist nicht groß, und klein sind sie alle. Jede Wirkung aber, die wir in Griechenland erzielen, pflanzt sich, wie das Blut in zahllosen Adern, durch die unendlich zerstreuten und doch so zäh zusammenhaltenden griechischen Gemeinden und Gruppen schließlich über die ganze Welt fort.

Digitized by Google

Jozza Savits' „Shakespeare".

„Shakespeare gehört zu jener untrennbaren Schar, die von Homer, Äschylos, Hiob, Dante, Rabelais, jenen Erstgeborenen des Menschengeistes, gebildet wird, jenen Männern, welche die irdischen Geschlechter überragen, wie Saul sich über das Volk Israel erhob, ‚eines Hauptes höher als alles Volk'. Aber was ihn unter den ihm Ebenbürtigen auszeichnet, das ist ein breiteres und weiteres Allumfassen, eine größere Ähnlichkeit mit der Natur, eine vollkommenere und vielfältigere Verkörperung der Menschheit ... So hat auch Shakespeares Genie etwas Unendliches und Weltenweites. Er übt auf die europäische Literatur heute denselben Einfluß aus wie ein Element auf das Erdenrund; er tränkt die Völker mit Kenntnissen, er befruchtet Geisteswelten, Literaturen sind aus ihm entsprungen. Er hat Deutschland nach seinem Bilde gemacht, die poetische Wiedergeburt Frankreichs hat sich unter seinem Hauche vollzogen, die englische Sprache hat ihm Amerika erobert; sie verbreitet ihn auch über Asiens Unendlichkeit hin. Um Emersons so ausdrucksvollen Barbarismus zu gebrauchen, kann man sagen, daß heutzutage die ganze Welt shakespearisiert ist ... Shakespeares Werk hat nichts Örtliches und nichts Persönliches, keine Poetik zieht ihm ihre Grenzen, kein System zwängt ihn ein. Es umschließt alle Völker, es enthält alle Zeiten, es läßt alle Lebensäußerungen und Eigentümlichkeiten zu." — Man würde wohl auf einen Deutschen als Verfasser dieses Panegyrikus voll schönen Enthusiasmuses raten, wenn nicht Wort- und Bilderreichtum, das Fehlen Goethes und jedes deutschen Namens unter den großen Unsterblichen und die Einfügung Rabelais', den Franzosen verrieten. Es ist ein Franzose, Paul de Saint-Victor, der den dritten Band seines großen geistvollen, leider unvollendet hinterlassenen Werkes „Die beiden Masken" (Tragödie-Komödie), das Carmen Sylva zur Übertragung ins Deutsche begeistert hat, und den Shakespeare betreffenden Teil desselben mit diesen Worten einleitet. Man konnte von ihm, dem Franzosen, nicht verlangen, daß er, bei all der Objektivität und Universalität, die er in diesem Werke oft überraschend an den Tag legt, das Verhältnis Deutschlands zu Shakespeare richtig und gerecht abschätze. Er bleibt deshalb doch einer der ganz wenigen Franzosen, die in ein inneres Verhältnis zu dem großen britischen Dichter gelangt sind und die unendlich viel für dessen Verständnis im Kreise seiner Landsleute getan haben. Steht es denn in England heute viel anders? Der hehre Name Shakespeares wird freilich ewig das glänzendste Reklameschild für seine Nation bleiben; aber lebt und wirkt heute Shakespeare dort wie er vor uns steht, in ehrfurchtsvoller Treue vor seinem Original, als ein fester eiserner Besitz aller englischen Theater? Keineswegs. Das Londoner Theaterleben wird bekanntlich von wertlosen Sensationsstücken, von der Operette und Gesangsposse beherrscht und von rührseligen Melodramen, zu denen selbst manches Shakespearesche Stück verarbeitet wird. Als im April 1906 Beerbohm Tree mit seiner Truppe nach Berlin kam, schüttelte gerade die ernste, auf Shakespeare eingeschworene Kritik bei diesen englischen Shakespeare-Aufführungen am meisten den Kopf. Gerade das Volk, das musikalisch am unfruchtbarsten ist, das „nicht Musik hat in sich selbst", wie Shakespeare sagt, kann ohne melodramatische Aktschlüsse nicht auskommen, auch bei Shakespeare nicht. Und dabei ist es ohne Frage gerade Beerbohm Tree, dem England eine Art Renaissance des Shakespeare-Kultus verdankt. Er führt den Dichter

Digitized by Google

wenigstens auf, wenn er auch glaubt, er bedürfe der Verbesserung durch den Geist Beerbohm Trees.

So unendlich ernster, früher und gründlicher wir in Deutschland das Shakespeare-Problem aufgegriffen haben, so daß wohl auch unserer Mühe Fleiß auf England zurückgewirkt hat, so verbreitet ist auch bei uns von jeher die Ansicht gewesen, daß Shakespeare, so wie er einmal ist, nicht genossen werden, sondern, unseren gegenwärtigen reicheren und „besseren" Bühnenverhältnissen entsprechend, „bearbeitet" werden müsse. Eine entscheidende Wendung trat erst ein, als in den Jahren 1887 und 1888 Rudolf Genée, gestützt insbesondere auf Tieck, in der damaligen „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Artikel und Reformvorschläge für eine Vereinfachung und Vergeistigung der Szene, insbesondere für eine energische Abwendung von der sogenannten Ausstattungsbühne erscheinen ließ. Diese Aufsätze warfen den zündenden Funken in die Seele des damaligen ersten Regisseurs des Münchner Hofschauspiels, Jocza Savits, und dieser wußte seine schnell erwachte Begeisterung seinem Chef, dem damaligen Generalintendanten Carl von Perfall und dem genialen Maschineriedirektor Lautenschläger mitzuteilen. So entstand die sogenannte Münchner Shakespeare-Bühne, die von 1889—1906 in der ursprünglichen Form bestand und unter Savits' Leitung 360 Aufführungen Shakespeares und anderer Dichter, insbesondere auch von Goethes Götz erlebte. Enttäuscht und verbittert, wohl auch schon mit dem Keim seiner tödlichen Krankheit behaftet, zog sich Savits dann vom Theater zurück und wirkte nur mehr schriftstellerisch für seine Sache, welche die Shakespeares war.

Savits selbst war ein interessantes künstlerisches und Rassen-Problem. In Serbien geboren, in Ungarn erzogen, wurde er deutscher Schauspieler am Wiener Hofburgtheater und am Weimarer Hoftheater. Wie die meisten Slawen mit einem wunderbaren Sprachen- und Anpassungstalent ausgestattet, sprach er Französisch, Italienisch, Englisch neben seinen Muttersprachen und lernte im späten Alter, rein zu seinem Vergnügen, auch noch Russisch. Er kannte die Comédie française wie das Theater seiner letzten Heimat München und ging nach England, um dort alle Leute aufzusuchen, von denen er ein Verständnis und Förderung seiner neuen Lebensaufgabe, den reinen Shakespeare auf der Bühne wiederherzustellen, erwarten durfte. Der ehemalige beliebte und bildschöne Weimarer Hofschauspieler und Bonvivant war dabei völlig von deutscher Kultur und Bildung gesättigt und doch immer ein weichherziger impressibler Slawe geblieben. Er litt sehr unter dem Krieg, aber nicht so sehr aus irgend einem beleidigten Nationalgefühl, als weil er durch ihn den Untergang, mindestens aber die Störung von Kulturgütern fürchtete, die ihm teuer waren. Und sein Shakespeare war ja ein Engländer; das war nun einmal nicht zu ändern. Ihm und der Propaganda seiner Shakespeare-Aufführungen auf der vereinfachten Szene waren die letzten Jahrzehnte seines Lebens geweiht. Er schrieb sein Buch „Von der Absicht des Dramas", seine erste große Werbeschrift, und hinterließ auf dem Totenbette seine noch umfangreichere „Shakespeare und die Bühne des Dramas, Erfahrungen und Betrachtungen" (1917 Verlag von Friedrich Cohen in Bonn, 724 Seiten in Lexikonformat M. 14.—). Auf seinem Sterbelager hatte er die Korrekturbogen durchgesehen und bestimmt, daß das Buch erst nach dem Kriege erscheinen sollte. Er dachte freilich an ein früheres Ende desselben, und die Zertrümmerung seines türkischen serbischen Vaterlandes hat er zu seinem Glücke nicht mehr erlebt. Auch nicht mehr das Erscheinen dieses seines Lebenswerkes.

Digitized by Google

Und es ist vielleicht gut so. Die Welt hat jetzt wenig Zeit und Lust, sich mit solchen Bühnenproblemen abzugeben und ihnen gerecht zu werden, und so wären neue Enttäuschungen dem Verfasser sicher nicht erspart geblieben. Im tiefsten Grunde von einem unerschütterlichen Optimismus wie jeder Künstler, hat Savits es dem Leser nicht eben leicht gemacht, ihm zu folgen. Selten ist ein Motto für ein Buch bezeichnender gewesen als das Goethesche Wort:

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?" —

das er für seinen „Shakespeare" gewählt. Ja er hat ihn sehnsuchtsvoll gesucht, diesen Weg; und nach der Weise der meisten Autodidakten hat er uns kein Winkelchen dieses Weges erspart. Und da auch ein zweites Motto, Lamarcks Ausspruch, „daß es oft schwerer ist, einer Wahrheit zur Anerkennung zu verhelfen als sie zu entdecken" eben auch eine Wahrheit ist, läßt er sie uns auf dem schweren und umständlichen Weg all seiner Quellenstudien suchen und finden. Schon als er das Manuskript zu seinem ersten Buche Freunden zur Durchsicht anvertraute, rieten ihm diese übereinstimmend, es nicht mit so zahlreichen seitenlangen Zitaten aus Aristoteles und anderen zu überlasten — Zitaten, die zudem im weiteren Verlaufe oft nochmals wiederholt wurden, um ihre Erläuterung oder Befehdung zu erfahren. Ähnlich ging es bei seinem „Shakespeare", aber Savits ließ sich eigensinnig von seiner Ansicht der absoluten Notwendigkeit dieses „Zeigen des Weges" nicht abbringen. So ist sein Buch denn ein ziemlich dicker Wälzer geworden, dessen Preis und Umfang gerade die am meisten vor der Anschaffung und Lektüre zurückschrecken dürfte, auf die das Buch vor allem berechnet ist: die ehemaligen Kollegen des Verfassers, Schauspieler, Regisseure und Intendanten — ein Publikum, das ohnehin selten geneigt ist, theoretische Auseinandersetzungen anzuhören und dem gemeiniglich nichts über seine selbstsichere Praxis geht. Sie haben schon den „denkenden Schauspieler" lächerlich gemacht und nehmen diese Absolution vom Selbstdenken zu gerne auch in ihre anderen Stellungen hinüber.

Und das ist sehr zu bedauern, denn Savits' Shakespeare-Buch verdient gelesen zu werden; gelesen und studiert gerade von den Fachgenossen seines Autors, dann aber auch von Shakespeare-Forschern und Philologen, sowie von jedem gebildeten Freund und Verehrer Shakespeares; und wer wäre dies in Deutschland nicht oder gäbe sich nicht wenigstens den Anschein, es zu sein?

Savits setzt sich in der ersten Hälfte seines Werkes nach einem kurzen einleitenden Rückblick über Aufnahme und Darstellung Shakespeares auf der deutschen Bühne mit den hauptsächlichsten Bearbeitern Shakespeares im 18. und 19. Jahrhundert auseinander, mit Schröder, den beiden Devrients und ihrem „Familien-Shakespeare", mit Dingelstedt, Oechelhäuser und Heinrich Laube. Er geht auf den Folio-Shakespeare, noch lieber aber auf die Quartos des Textes zurück und weist an der Hand desselben und einer ganz ungewöhnlichen Belesenheit allen diesen „Bearbeitern" ihre Impietät, ihre Mißverständnisse und Gewaltsamkeiten nach. Mitunter dünkt uns dieser begeisterte und bittere Kampf ein Kampf gegen Windmühlen zu sein, denn schon unsere Zeit (weit mehr noch eine wohl kommende) ist bereits über so manche dieser alten Shakespeare-Bearbeitungen zur Tagesordnung übergegangen. Gleichwohl wird man immer angenehm belehrt und in der Liebe zum großen Original bestärkt.

Im wichtigeren zweiten Teil begründet der Verfasser die dekorationslose Bühne aus den Stücken Shakespeares. Alle seine Historien und außerdem Romeo und

Digitized by Google

Julia werden in den Unterabteilungen: gesprochene Dekorationen, Akt- und Szeneneinteilung und Bühnenweisungen durchgegangen. Hier haben wir die neuerliche und eingehendere Begründung der Münchner Shakespeare-Bühne vor uns, die noch zu Lebzeiten Savits' bald von ihrem reinen Prinzip abgegangen war, sogenannte Verbesserungen, Konzessionen an den Dekorationsgeschmack des Publikums erfahren hat und als solche auch das spätere Münchner Künstler-Theater zur Folge hatte, während die sogenannte neue Münchner Shakespeare-Bühne als ein trauriges Mischmasch aus beiden heute noch besteht. Überall kämpft Savits gegen die italienische Renaissance- und Ausstattungsbühne für die vereinfachte Szene, für die einzig mögliche würdige Aufführung Shakespeares auf einer solchen, für die überall erkenntlich darauf abzielende Absicht des Textes, für die „Ohren-Regie" mit einem Worte und gegen die heute, fast einzig auf unseren Bühnen maßgebende „Augen-Regie", für die Heiligkeit des Textes und gegen die Unheiligkeit der Dekoration und Ausstattung. Was es nur zur Unterstützung dieser seiner Überzeugung in der Literatur geben mag, er weiß es aufzufinden und anzuführen. So wenn Ernst von Lassaulx in seiner Philosophie der schönen Künste u. a. sagt: „Das Gehör ist ein der Seele näher stehender, mehr innerlicher Sinn als das Gesicht, ja, keiner unter allen Sinnen steht, wie schon die Alten bemerkten, in so naher Beziehung zu der Seele des Menschen und zu seiner intellektuellen und sittlichen Natur als das Gehör." Und unser prächtiger Gustav Theodor Fechner, dessen Schriften jetzt wieder Beachtung und fast prophetische Bedeutung gewinnen, belehrt uns in seinem Hauptwerk, den „Elementen der Psychophysik": „In eine äußere Anschauung ganz versunken sein und zugleich tief nachdenken, geht nicht. Zugleich aufmerksam sehen und hören, geht nicht. Um schärfer auf etwas zu reflektieren, müssen wir von anderem mehr abstrahieren; und wie sich die Aufmerksamkeit teilt, schwächt sie sich für das einzelne" — goldene, so selbstverständlich scheinende Worte, die aber heute, in den Tagen Max Reinhardts, noch immer in den Wind gesprochen sind.

Savits spricht zwar an einer Stelle seines Buches von einer späteren Schrift, in der er sich vorgenommen habe, die künstlerischen, sittlichen und materiellen Vorteile der von ihm angestrebten Umgestaltung des Theaters näher auszuführen, ich habe aber an vielen Stellen seines Werkes den Eindruck, daß ein Sterbender mit dem Bewußtsein eines solchen zu uns spräche: mit so hohem Ernst, mit so glühendem Nachdruck sagt er alles, was ihm seit Jahren auf seiner Künstlerseele lastete; mit solcher Entschiedenheit wahrt er seine Priorität in Sachen der Münchner Shakespeare-Bühne. Nicht sein kleinster Kummer war das passive Verhalten der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft ihm und seinem Werke gegenüber. Er war zwar in den Vorstand derselben gewählt worden, hat aber meines Wissens niemals einer Versammlung beigewohnt. Den Grund finden wir in seiner Schrift. Dort fragt er, ob die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft die Bahnen gegangen sei, die ihr Bodenstedt mit seiner schon 1865 im ersten Bande des Jahrbuchs ausgesprochenen Forderung nach Vollständigkeit des Textes auf der Bühne und Verzicht auf sog. Bearbeitungen gewiesen habe; und er verneint die Frage: „Wie und wo soll denn der deutsche Shakespeare-Verehrer die Darstellung eines Shakespeare-Stückes sehen, die den Eindruck vervollständigt und vertieft, die er vom Lesen her in sich getragen hat, wenn es ihm nicht die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft vermittelt, da es das Theater nicht tut? Nach meiner Ansicht hätte sich die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft gleich zum Beginne ihrer sonst so er-

Digitized by Google

sprießlichen und höchst anerkennenswerten gelehrten Tätigkeit eines Theaters versichern sollen, auf dem Shakespeare zum Muster und Beispiel aller anderen Theater in Shakespeareſcher Weiſe dargeſtellt worden wäre. Das was wir im Jahre 1889 mit der Errichtung der Shakespeare-Bühne in München getan haben, hätte die Deutſche Shakespeare-Geſellſchaft, dieſe Vereinigung einflußreicher und illuſtrer Männer, viel erfolgreicher und wirkſamer bewerkſtelligen können und ſollen. Ich habe während der Jahre 1889 bis 1906, da ich am Münchener Hoftheater die Aufführungen Shakespeareſcher und anderer Werke auf der Shakespeare-Bühne leitete, niemals ein Zeichen der Aufmunterung oder gar der Zuſtimmung, weder perſönlich noch offiziell, ſeitens der Shakespeare-Geſellſchaft erhalten. . . Oechelhäuſer berichtet z. B. zu öfteren Malen von Aufführungen Shakeſpeareſcher Werke, die 'er in England geſehen hat, ſagt aber ausdrücklich, ‚daß er es leider bis jetzt nicht ermöglichen konnte, einer Aufführung in München beizuwohnen' (Shakeſpeareana, S. 235, 1895). Von einem ſpäteren Beſuche iſt mir nichts bekannt geworden. Und es iſt doch von Deſſau nach England viel weiter und umſtändlicher als nach München. Die höchſt bemerkenswerte und auch folgenreiche Tatſache, daß in Deutſchland, nicht in einem kleinen Orte, nein, in München, der Hauptſtadt des zweitgrößten Bundesſtaates des Deutſchen Reiches, die Werke Shakeſpeares, deren theatraliſcher Förderung halber die Geſellſchaft mit gegründet wurde, im Original auf einer Bühne aufgeführt werden konnten, die der ſeinigen nachgebildet war, die Tatſache, daß man, ſeitdem die Eliſabethaniſche Bühne exiſtierte, in unſeren Tagen die Werke Shakeſpeares unverſtümmelt wieder von der Bühne herab hören konnte, dieſe Tatſache iſt von der Deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft als ſolche völlig ignoriert worden.' Ich habe zwar 1889 (im 35. Bande des Shakeſpeare-Jahrbuchs) in einer längeren Arbeit auf die Münchener Shakeſpeare-Bühne und auf Savits' Verdienſte um ſie hinweiſen können; Dr. Walter Bormann hat ſpäter fortlaufende ſtatiſtiſche Berichte über ihren weiteren Fortgang ebendort veröffentlicht, aber als letzter heute noch lebender Anhänger und Verteidiger der alten Münchener Shakeſpeare-Bühne und ihres Schöpfers in Wort und Schrift muß ich leider beſtätigen, daß Savits nicht übertreibt und nur die Wahrheit ſagt, wenn er dieſen Paſſus ſeines Buches mit den Worten ſchließt: „Aber die energiſche Tat, um Zweifel, Bedenken, Schwierigkeiten aller Art durch Bühnenaufführungen und künſtleriſche Aſſoziation zu beſiegen, von der im Programm der Deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft die Rede iſt, dieſe Tat iſt nicht geſchehen." —

Jocza Savits' „Shakeſpeare", dem ein Regiſter, drei Pläne der dekorationsloſen Schauſpielbühne nach Savits und ein Jugendbildnis des Verfaſſers beigegeben ſind — mindeſtens eine kurze Notiz der literariſchen Teſtamentsvollſtrecker hätte doch ſagen müſſen, daß es ſich um das Werk und Bild eines Verſtorbenen handelt, da Savits keine Vorrede hinterlaſſen — iſt eine einzige grandioſe Huldigung vor dem Genius des größten Briten, eine Anklage gegen deſſen Verſtümmler, ein Aufruf zur Bewahrung und Schonung der Werke, die er uns hinterlaſſen und das mit dem Herzblut geſchriebene Teſtament eines großen Künſtlers. Es kann und darf nicht verloren gehen!

Alfred Frhr. Mensi v. Klarbach.

Digitized by Google

Die „große okzidentale Frage".

Unter diesem Titel (La grande question d'occident) erschien kürzlich in Paris ein Buch von 476 Seiten und mit dem Untertitel: „Le Rhin dans l'histoire, l'antiquité, Gaulois et Germains." Der Verfasser ist ein in Frankreich angesehener und auch bei seinen deutschen Fachgenossen geschätzter Gelehrter, der Numismatiker Ernest Babelon — „Membre de l'Institut", und mit gelehrten geschichtlichen Darlegungen will er in diesem Werk zeigen, daß es neben, ja vor der großen orientalischen Frage eine nicht minder große okzidentale gibt, um deren Lösung der gegenwärtige Weltkrieg geführt werde.

Diese okzidentale Frage ist die „Rheinfrage", die große Angelegenheit, die immer „das Los der Völker im westlichen Europa bestimmt hat".

Der Geist, der dem Verfasser die Feder führt, verrät sich schon gleich auf dem Umschlag seines Buches. Denn hier liest man als Sinnspruch die Worte des Vellejus Paterculus: „Germani natum mendacio genus"! Und was dieser Umschlag birgt, das ist eine Pseudogeschichte, die aufgebaut ist auf boshafter Entstellung bekannter Tatsachen, sobald sie auf die wirklichen oder vermeintlichen Vorfahren der heutigen Deutschen zu sprechen kommt, und durchzogen von haßerfüllten Ausfällen auf diese selbst. Alle Äußerungen alter Schriftsteller, auch die handgreiflich rhetorischen, die den Deutschen abträglich sind, nimmt er kritiklos hin; die entgegengesetzten lehnt er ohne weiteres als „geschmeichelt" ab. „Der Germane ist unehrenhaft, lügenhaft, treulos. Das ist einer der moralischen Charakterzüge, worauf die alten Schriftsteller immer wieder mit höchster Entrüstung zurückkommen. Es dreht sich nicht um individuelle Handlungen, die bei allen Völkern vorkommen können, die aber die gesellschaftliche Sitte mißbilligt; es dreht sich vielmehr um die nationale Anlage und um die Billigung, welche die Führer der Gesellschaft jeder berechneten Lüge, jeder überlegten Handlung des Verrats und der Treulosigkeit gegen den Fremden angedeihen lassen. Das ist die Geistesverfassung, die in unserer Zeit von den Durchforschern der entlegensten von wilden Völkern bewohnten Erdteile einstimmig beschrieben wird. Der Wilde ist verschmitzt, treulos, lügenhaft; er beugt sich nur vor der Gewalt. Freundschaftliches Entgegenkommen ihm gegenüber deutet er als Furcht; Wohlwollen nimmt er für eine Äußerung der Schwäche. Das Mitleid, das man mit Recht eine Tugend des Gesitteten genannt hat, kennt er nicht einmal dem Namen nach. So einer ist der

Digitized by Google

Germane sowohl in der Geschichte wie in der Dichtung, z. B. in den Liedern von den Nibelungen, wird man vergeblich den Edelmut des Herzens, das Mitleid, die vornehme und ritterliche Gesinnung suchen, die in unsern Chansons de geste ausgebreitet ist; dort gibt es nur Hinterlist, Mord, Rache, Ausbrüche der rohen Gewalt" usw. Nachdem der Verfasser von Attila gesagt hat, er sei in den Erinnerungen des Mittelalters stehen geblieben als die höchste Personifikation blutiger und verwüstender Barbarei, läßt er einen Ausfall folgen wie diesen: „Attila, die Gottesgeißel, ist eine der großen geschichtlichen Figuren, die heutzutage der Pangermanismus für sich in Anspruch nimmt. Sein Name ist eingeschrieben im Walhallatempel unter den Gründern des zeitgenössischen Deutschland. Er hat seinen Platz gefunden im Nationalepos Deutschlands. Man erzählt, Kaiser Wilhelm II. habe sich in verschiedenen Kundgebungen seines kaiserlichen und militärischen Amtes mit Attila verglichen. Das ist der Typus des Herrschers, des Regenten und des Kriegers, den er sich zum Vorbild genommen hat zur selben Zeit, wo er dem „alten Gott" jener Germanen unter den Horden des Hunnenkönigs seine übermütige Huldigung darbietet" usw. Nibelungenlied und Nibelungensage haben es Herrn Babelon angetan bis zum Schluß. „Welcher Gegensatz zu unserm epischen Charlemagne, zu unsern Chansons de geste und unsern Ritterromanen! Totschlag und Trunkenheit, diese zwei Worte allein können die deutsche Heldensage kennzeichnen, die sich in diesen gewalttätigen und rohen germanischen Erzählungen entfaltet, wo das Herz der Helden nicht in der geringsten erhabenen Empfindung schlägt, wo sie ein Leben voll Blutgier und Wildheit führen, streiten um einen im Rhein verborgenen Schatz zu besitzen oder um eine Kriegshetzerin wie Krimhild oder Brunhild zu erobern." An diesen fabelhaften Erinnerungen „begeistert sich in seiner Literatur und seiner Musik noch heute Deutschland bis zum Wahnsinn. Die barbarischen Gedichte haben die germanische Barbarei bis auf uns fortgesetzt. Der Pangermanismus hat zum Gott ein Ungeheuer, Odin oder Wotan, vergleichbar dem karthagischen Moloch; zu seinen beiden Seiten stehen zwei geschichtliche Götzen, Arminius der Verräter und Attila der Hammer der Welt".

Man wird fragen: wozu von einem Buch Kenntnis nehmen, dessen Verfasser nicht einmal merkt, wie er schon durch die zügellose Leidenschaftlichkeit seiner Sprache jeden Anspruch auf Beachtung in der gebildeten Welt einbüßt? Aber man würde sich einem schweren Irrtum hingeben, wenn man etwa glauben wollte, er werde auch, ohne

Digitized by Google

es beanspruchen zu dürfen, in der gebildeten Welt Frankreichs — und das ist für uns das Wichtige an der Sache — nicht ernst genommen werden. Professor Babelon ist seit Jahren ordentliches Mitglied der Academie des Inscriptions et Belles Lettres und Präsident ihrer archäologischen Kommission, gehört also zu dem Kreis der Auserlesenen, auf deren Wort ganz Frankreich hört, namentlich, wenn sie als Sachverständige reden, und er weiß genau, was er seinen „illustres confrères" bieten darf und bieten muß, um ihres Beifalls sicher zu sein. Er ist ein äußerst gewandter Schriftsteller, dessen Buch sich leicht liest und darum von Vielen gelesen werden wird. Die es nicht lesen, werden seinem Einfluß durch zahllose Kanäle ausgesetzt sein. In seinen kühnen Antithesen und dröhnenden Phrasen wird das französische Ohr schwelgen, und zwar umso lieber, je weniger seine Gedanken sich durch Neuheit auszeichnen, je mehr sie aber die Mißklänge der Kriegschronik zu versüßen scheinen. Er hat nicht erdacht, wohl aber in die erwünschte Formel gebracht, was in Frankreich die Massen denken sollen und denken. Vereinzelte Stimmen von nüchternen Beobachtern der Dinge, wie Bertourieux, werden dort überhört, während die Bücher und Broschüren, die das Gleiche predigen wie Babelon, zu Bergen anschwellen. Unter solchen Umständen kann es allerdings für uns nützlich werden zu wissen, wie der politische Geschichtsbaumeister Ernest Babelon aus seinen Erörterungen über die „große okzidentale Frage" die Summe zieht.

Nachdem er in der Vorrede skizziert hat, wie vom Beginn der mitteleuropäischen Geschichte an bis auf Napoleon die Rheinfrage immerfort aufgeworfen, niemals vollständig gelöst war, fährt er fort: „Nur auf die Diplomaten von 1815 wäre es angekommen, ein Ende damit zu machen, wenn sie die von allen unsern Königen festgesetzte, von der Revolution gegebene, von Napoleon, dem neuen Karl d. G. vielleicht überschrittene Grenze sich angeeignet und geheiligt hätten. Jedoch unter Mißachtung aller Versprechungen und Verpflichtungen, die aufs Feierlichste von den Oberhäuptern der Völker eingegangen waren, wurde das habgierige Preußen an der Stelle Frankreichs auf dem linken Rheinufer eingewiesen. Mit Füßen trat man die Wünsche der Bevölkerung, die gebeten hatte, französisch sein zu dürfen und nichts verlangte, als ein wesentlicher Bestandteil Frankreichs zu bleiben."

„Aus diesem Verbrechen, eingegeben von niedrigem Neid und Groll, die ebenso schlechte Berater wie der Hunger sind, ging die furchtbare Krisis hervor, wovon der Krieg von 1870 nur ein schmerzliches

Digitized by Google

Zwischenspiel war, ein Vorspiel des unabwendbaren und entsetzlichen Dramas, das sich vor unsern Augen abwickelt und an welches das Schicksal der Menschheit geknüpft ist. Das ist das Werk des barbarischen Preußens, das seine Last über ganz Deutschland geworfen hat, seitdem man es 1815 auf dem linken Rheinufer, in Frankreich, einwies. Preußen, immer unersättlich, hat seinen Fuß auf den Nacken von Elsaß, von Lothringen, von Mainz, von Köln, ja selbst von Belgien gesetzt; es bedroht Holland, die Schweiz, die skandinavischen Länder. Haben wir nicht Recht, wenn wir die ewige Rheinfrage die große okzidentale Frage nennen?"

„Im Altertum brüstete sich Germanien mit Arminius, dem Häuptling eines cheruskischen Stammes, den Weg für die römischen Legionen, das heißt für die Gesittung, versperrt zu haben; es blieb die unbestrittene Heimat der Barbarei, und die verpreußten Deutschen von heute machen es sich noch immer zunutze; ein literarisches Märchen, eingegeben von albernem Hochmut, läßt sie ‚Hermann den Befreier' als Nationalhelden preisen. Sie setzen ihren Stolz darein, Barbaren geblieben zu sein. Und wirklich: ganz wie im Altertum hört das Deutschtum des Mittelalters nicht auf, sich in Wettbewerb mit dem Romanismus zu setzen. Luther war sein Apostel, ganz wie die Hohenzollern heute sein entehrtes Schwert."

„Was den Barbaren kennzeichnet — insbesondere den gelehrten Barbaren — das ist der Kultus der Macht. Hat er die Macht nicht in seinen räuberischen und blutigen Händen, so verehrt er sie bei andern mit einem Gefühl von gehässiger Lüsternheit; er ist unterwürfig, kriechend, niedrig, verächtlich. Besitzt er sie, so ist er anmaßend, herrisch, roh, immer unausstehlich. Achtung vor dem Rechte, das sind für ihn Worte ohne Sinn. Einem, der nicht mehr die Macht der Waffen hat, so schrieb der Historiker Mommsen, erkennt die Geschichte nicht das Recht zu, zu befehlen. — Macht geht vor Recht! — Mit Eisen und Blut! — Die kleinen Völker müssen verschwinden! So lauten die Grundsätze des Mannes mit dem Doggengesicht, der in neuerer Zeit das Deutschtum am besten repräsentiert hat, Bismarck. Es ist wahr, sie sind so alt wie die Welt; nach ihnen handelte schon der Höhlenbär, der den Urmenschen in Schrecken hielt, da dieser zweifellos kleiner und schwächer war als er."

„Was soll aus der Gesittung werden, wenn solche Grundsätze zum Sieg gelangen, wenn der „alte germanische Gott" der rohen Gewalt seinen Hammer über der Welt schwingt? Was wird für die Menschheit diese Ausbreitung der teutonischen Barbarei werden, die ge-

Digitized by Google

wappnet ist mit allen Unterdrückungsmitteln, welche die moderne Wissenschaft zu ihrer Verfügung stellen würde? Die gelehrte Barbarei würde die schlimmste Barbarei sein. Um das Leben der Gesellschaften und der Einzelnen erträglich zu machen, setzen die stetigen Fortschritte der Wissenschaft ein entsprechendes und ebenso stetiges Wachstum der sittlichen Freiheit der Einzelnen, die unantastbare Ehrfurcht vor dem Recht der Völker und der gesellschaftlichen Gruppen voraus. Sonst kann die in den Dienst der Gewalt gestellte Wissenschaft nur zur Ausrottung der Schwachen führen „durch Eisen und durch Blut; die kleinen Völker müssen verschwinden". Verträge, die sie schützen, sind weiter nichts als „Fetzen von Papier".

„Und dann wird man sehen, wie über die Welt die unerträgliche Einförmigkeit dieser teutonischen oder wotanischen Kultur herrscht, eine Laboratoriums-Kultur „voller Schulung und Gelehrsamkeit", ungeheuerlich, wie Maurice Barrès sagt, „durch das beständige Übergewicht des Verstandes über dem Herzen, durch die Härte der gesellschaftlichen Reibungen, durch den Mangel der Abstufungen und des Maßes in den Beziehungen von Mensch zu Mensch, durch die Unversöhnlichkeit und Unbedingtheit, wo die französische Kultur Feinfühligkeit und Edelmut heranbringt . . ."

„Heute, wie die Jahrhunderte hindurch, wohnen wir diesem Kampf zweier entgegengesetzter Elemente, zweier Zivilisationsprinzipien bei, die sich niemals einigen konnten, des Romanismus und des Germanismus oder genauer, weil es uns näher liegt, des Deutschtums. Von dem einen, der durch die griechisch-lateinische Kultur gebildet wurde, sind die westlichen Völker durchdrungen bis aufs Mark; das andere ist erzeugt im germanischen Wald und über ihm ist die griechisch-lateinische Kultur immer ein überflüssiger Firniß geblieben, ein Luxus von Studierten und pedantischen Gelehrten. Geographische Grenze dieser beiden Zivilisations-Typen ist der Rhein, heute wie im Altertum. Geschichte und Natur stimmen darin überein: der Teutonismus muß jetzt wie ehedem über den Rhein zurückgeworfen werden. Nur unter dieser Bedingung wird Westeuropa sich eines dauerhaften Friedens erfreuen können. Um der Menschheit die ungeheuerliche Herrschaft des Germanismus und des Teutonismus zu ersparen, haben Gallier, Galloromanen, Franken und Franzosen die Zeitalter hindurch gekämpft und so nicht nur ihr eigenes Vaterland zwischen Rhein und Atlantischem Meer, sondern auch Italien, Spanien und Großbritannien vor der Barbarei behütet. Frankreich ist die **Vorhut** des Romanismus, d. h. der griechisch-lateinischen Zivili-

Digitized by Google

sation. Ach, mit seinem reinsten Blut wird es den Frieden unterzeichnen, aber es wird seine Kinder zum Opfer gebracht haben für die Ruhe von Europa, für die Ehre der Menschheit, für den Fortschritt der Gesittung in der Freiheit der Völker und der Einzelnen. Frankreich endlich wird die große okzidentale Frage lösen, indem es seine Grenze oder seine schützende und edelmütige Hand bis zum Rhein ausstreckt. Ihm hat die Vorsehung — wie schon Strabon sagte — die Hut des großen Stromes anvertraut; auf diese göttliche Sendung verzichten, das hieße für die heutigen Franzosen die Überlieferung unsers ruhmreichen Vaterlandes aus 20 Jahrhunderten verkennen; es hieße die unabläßigen Anstrengungen von Geschlechtern verleugnen, denen das unserige entsprossen ist; es hieße — wohl gemerkt! — unsere Kinder Dem aussetzen, daß sie von neuem den blutigen Kampfplatz betreten müssen; es hieße die Interessen der Gesittung aufgeben und verraten."

So geschrieben im Januar 1916!

Auch nur ein einziges Wort der Erwiderung würde uns Deutsche erniedrigen. Es wäre kindisch, dieses Denkmal niederwerfen zu wollen, das dem französischen Geist der Gegenwart errichtet ist. Wir können es vielleicht mit Bedauern, doch ohne Beunruhigung betrachten.

Aber es gibt unter uns gutmütige Menschen — und einige sind durch ihre Stellung gefährlich —, die noch immer von Verständigung mit dem Westen träumen, ja sogar die künftige Friedenssicherung von einem Völkerbund erwarten, an dem doch auch Frankreich teilnehmen müßte. Ihnen sei dieses Blatt in ihr Stammbuch gewidmet.

Januar 1917. K. v. Amira.

Zeppelin.

Von Karl Alexander von Müller.

Die großen Wunder der Geschichte geschehen am lichten Tag und verschließen sich unsern Augen nicht, wenn wir uns nicht verschließen. Am Grafen Zeppelin haben wir 1908, fast noch dramatischer als heute an Hindenburg, erlebt, wie ein Unbekannter, ja Verlachter, Verspotteter mit einem Schlag zum Volkshelden aufstieg, wie eine Nation von 65 Millionen sich in einem elementaren Gefühlsausbruch erhob und sagte: Diesem Mann vertrauen wir, diesen Mann lieben wir, der soll unser Held sein.

Er ging durch die jubelnde Menge mit einer bescheidenen Freundlichkeit, der alles näher zu liegen schien als eine hinreißende heroische Geberde. Der liebenswürdige runde Kopf mit dem großen Schnurrbart und der weißen Mütze hatte auf den ersten Blick wenig von einem Helden. In dem Gesicht, das die meisten Bilder zeigen, stand die Gutmütigkeit vor der Kühnheit, die Milde vor der Festigkeit, das Wohlwollen vor dem Ernst. Was war es, was alle Herzen schlagen ließ, wenn die Augen ihn sahen? Freilich, in jedem von uns stieg bei seinem Anblick die Erinnerung einer unvergeßlichen Stunde auf: Wie zum ersten Male im blauen Raume droben silberschimmernd, ruhig und sieghaft sicher ein stolzes Schiff dahergezogen kam, ein wahrgewordenes Märchen;

Digitized by Google

wie aus allen Tiefen unermeßlicher Jubel zu ihm aufscholl, Glockenklingen, Böllerkrachen, Fahnenrauschen, Tücherwinken, wie die Nüchternsten berauscht ins Freie, auf die Dächer drängten, wie die Kranken aus ihren Betten an die Fenster sprangen, weil ein alter ewiger Traum der Sehnsucht über alle Widerstände der Natur und des Zweifels gesiegt hatte. Aber das war es doch nicht allein. Es war nicht nur der „Eroberer der Lüfte", den die Deutschen in diesem jugendlichen Greis verehrten — sie fühlten zu deutlich, daß er selber solche prunkende Worte mit bescheiden stolzer Bewegung von sich abgestreift hätte: sie paßten nicht zu ihm und drangen gar nicht an ihn heran. Es waren tiefere Saiten, die im deutschen Volk zu schwingen anfingen, wenn der Name Zeppelin erklang.

Es gibt ein Bild aus seinem 15. Lebensjahr, das uns mehr über ihn sagt als die meisten späteren: Ein längliches zartes Jünglingsgesicht mit weichem blonden Haar und hellen blauen Augen, in dessen offenen Zügen zunächst auch alles steht, was von seinem Lehrer ab alle persönlichen Bekannten immer wiederholen: die Liebenswürdigkeit, die Milde, das Wohlwollen gegen jedermann, das Humorvolle, Sanguinische, Begeisterungsfähige, der edle großmütige Sinn. Aber in den beobachtenden ruhigen Augen mit den auffallend großen Pupillen da ist noch eine Sicherheit des Blickes, eine beherrschte Innerlichkeit und eine stolze Festigkeit, die gefangennehmen; um den verschlossenen Mund lebt ein hartnäckiger, eigensinniger Wille, der das Leben herauszufordern scheint; über dem Ganzen webt ein gesammelter Ernst, eine Mischung von Träumerei und Kühnheit, von Überlegenheit, List und leiser Trauer, die bezaubern.

Wir blicken in diese Augen und auf diesen Mund und staunen nicht, daß der junge Offizier ein paar Jahre später sagt, ein Gott im Busen treibe ihn aus der „stillen Sitte" des europäischen Friedens nach Amerika, wo die Waffen im Bürgerkrieg erklirren; daß er dort im Kampf die Rolle des bloßen Beobachters nicht aushält, sondern in seiner württembergischen Uniform eine Kavallerieattacke gegen Stuarts Reiter mitjagt; daß er mit zwei Russen und zwei Indianern auszieht, um die Quellen des Mississippi zu erforschen; daß er im Strudel der Niagarafälle erst ruhig beobachtet, wie ein Stück Holz durch die gischtende Flut an einen Felsen drüben in der Mitte der Gewässer und dann wieder zurück zu ihm ans Ufer getrieben wird und sich dann selber verwegen in den Strudel wirft, um den Vorteil dieser Strömung für sich auszunützen und von dem einsamen Felsen den majestätischen Rundblick auf das gewaltige Naturbild zu genießen. Aber er kehrt aus der Fremde in die Heimat zurück und bleibt der Gleiche in den Kriegen des eignen Vaterlandes. Er schwimmt 1866, um eine wichtige Meldung nicht zu verzögern, in voller Uniform, mit Reitstiefeln und Pallasch über den angeschwollenen Main; er durchstreift in den nächsten Jahren als militärischer Kundschafter das östliche und südöstliche Frankreich; er eröffnet als erster den 70er Krieg mit jenem blitzenden Reiterstück, das wie eine helle Fanfare die gewaltige Siegessymphonie einleitet. Dann scheint dies Leben ins Gewöhnliche einzumünden: Offizierslaufbahn im Frieden, Generalstab, Truppe, württembergischer Militärbevollmächtigter (1885), dann Gesandter in Berlin, Generalmajor und General à la suite seines Königs — wir denken an Hindenburg und staunen auch hier nicht. Aber 1890 springt der 52jährige aus. Der „Gott im Busen" treibt ihn wieder aus der „stillen Sitte", mahnt ihn wieder, daß er noch eine andre Aufgabe zu vollenden habe. Wunderbar und gebieterisch steht sie vor ihm und verlangt ihre Erfüllung: Keine andre in seinem Leben hat mehr Kühnheit und mehr Ruhe erfordert.

1863 war er in Kanada zum ersten Male mit einem Fesselballon aufgestiegen. 1870/71 hatte er vor Paris als Generalstäbler die französischen Freiballone beobachtet. 1873 arbeitete er selbst den ersten Entwurf eines lenkbaren Luftschiffes aus: groß, starr, in Zellen eingeteilt — ein völlig neuer Gedanke, klar, überraschend wie ein Blitz, niemand hatte noch etwas ähnliches erdacht. Er behielt ihn für sich. Erst 14 Jahre später stellte er alle Probleme, Erfordernisse, und Aufgaben dieser lenkbaren Luftschiffahrt in einer Denkschrift für seinen König zusammen, in der wir heute mit Bewunderung alle Hauptgedanken seines Systemes, mit denen das Menschenalter seither gerungen hat,

Digitized by Google

rund und fertig ausgesprochen finden. So lange hatte er sie mit sich getragen und ausgereift. Jetzt trug er im Innern die feste Überzeugung ihrer Richtigkeit: „Mein Ziel ist klar, und meine Berechnungen sind sicher." Besonnen und kühn, wie damals am Niagara, ging er an das unwahrscheinlichste Wagnis. Der Strom, den er jetzt zu überwinden hatte, war tiefer und gefährlicher als jener: der menschliche Widerstand gegen neue Gedanken.

Wir wollen den Leidensgang der folgenden Zeiten nicht vergessen: Die ersten Gelehrten und die klügsten Köpfe, die berühmtesten Fachmänner Deutschlands haben nun jahrelang den „Laien" in Grund und Boden vernichtet und alle Hilfe für ihn untergraben. Die amtlichen Stellen des Reichs, militärische wie bürgerliche, haben ihn, auf Grund dieser Gutachten, abgelehnt. Die öffentliche Meinung, zerfahren, spottsüchtig, gleichgültig, wie je, hat ihn, auf Grund dieser Gutachten, verhöhnt, bemitleidet, vor ihm gewarnt. Hätte man damals in Deutschland eine Umfrage gehalten, das allgemeine Urteil hätte nicht anders gelautet als das des biederen Stuttgarters, der einem fragenden Bekannten erklärte: „Das isch e Narr, der guete Mann moint, er könnt' durch d' Luft fahre." Nur die alten Bodenseekapitäne hätten anders geurteilt: Die hatten den Grafen öfter neben sich in einem Boot herfahren sehen, das nur durch eine Luftschraube bewegt worden war, und glaubten seitdem an ihn und ließen sich durch keine wissenschaftliche Autorität erschüttern.

Wer ist damals, in jenen schweren Jahren von 1890—1908, in ganz Deutschland für den kämpfenden Erfinder eingetreten? Der Verein deutscher Ingenieure — die praktischen Fachgenossen also — war der erste, der sich (1896) warmherzig zu seinen Gunsten gegen die amtliche Kommission erhob und ihm die erste praktische Möglichkeit verschaffte, seine Gedanken zu verwirklichen; in der Folge haben ihn aber theoretischer Streit (Starr oder Unstarr?) und amtliche Einwirkung wieder uneinig gemacht. Dann sprang der württembergische König ein, der immer viel auf sein Landeskind gehalten hatte und es in der Not nicht verließ — auch in diesem Lebenslauf sehen wir den Segen der vielen kleineren Mittelpunkte im reichen deutschen Leben. Und schließlich, aber nicht zuletzt, umgab den Ringenden von Anfang an ein kleiner, aber unzerreißbarer Kreis persönlich Gewonnener: neben Frau und Tochter, die auf ihn bauten, der Ingenieur Kober, der schon sein erstes Projekt 1892/3 mit ihm ausgearbeitet hatte, dann der Professor Hergesell, der Ingenieur Dürr, der kaufmännische Berater Uhland, der Freiherr von Bassus: die standen zu ihm, treu wie alte Vasallen um ihren Führer, unerschüttert durch alle Schwierigkeiten des Werkes, durch alles Mißgeschick der Versuche, durch alle Anfechtung von außen, durch alle Verkennung und allen Spott, noch in den trübsten Tagen aufrechterhalten durch den unbeugsamen Willen des Leiters: „Es muß gehen." Es ist ein Bild, wie aus den ältesten Tagen unserer Geschichte, diese kleine treue Schar mitten in der Not.

Wer ermißt die Stunden der Qual, in denen der vornehme, zurückhaltende Mann, nachdem er alles Eigne schon eingesetzt hatte, seinem Werk zuliebe schweigend bei Fremden betteln ging, und von 6000 Geldmächtigen in Deutschland, an die er sich wandte, ganze 8000 Mark erhielt? Der Stunden, in denen er 1901 in Manzell und 1906 wieder in Kißlegg selber den Befehl geben mußte, das havarierte Luftschiff, noch vor einem Erfolg, ohne Aussicht, ob er je ein neues würde bauen können, wieder zu zertrümmern; in denen er, während die Axtschläge das Werk von Jahren vernichteten, mit unbewegter Miene, gelassen und tapfer unter den Augen der fremden Menge standhielt? In der bittersten Not hatte er Hilferufe an das gesamte deutsche Volk erlassen, die uns heute monumental erscheinen in ihrer nackten Ehrlichkeit, die aber damals den meisten Lesern gewiß unbeholfen und ärmlich vorkamen inmitten der geistreichen Feuilletons und schlagenden Leitartikel, unter denen sie standen. Und dabei wußte die lesende Welt noch kaum, wie wenig zeitgemäß dieser abenteuerliche Graf war. Das Gelächter über ihn wäre, fürchten wir, noch um einiges greller geworden, wenn das lesende Publikum gehört hätte, daß er vor dem ersten Aufstieg mit allen Teilnehmern ein lautes Gebet gesprochen hatte; oder daß der gleiche Mann, dessen Gesicht in Mißgeschick und Gefahr wie zu Marmor erstarrte, die Tränen nicht bezwang, als sein Kaiser ihn dankend umarmte. Die Zeit und die Umwelt haben wahrlich ihr Bestes getan,

Digitized by Google

um ihn zu bezwingen. Aber die unbezwingliche Kraft dieser einfachen Natur ruhte auf Fundamenten, tief unter dem beweglichen Flugsand des Tages, in den Kernfesten des deutschen Wesens; wir denken wieder an Hindenburg und an Bismarck.

So hat sie auch die schwerste Probe noch bestanden, die ihr am Ende bevorstand, den späten, jähen, schwindelnden Umschwung aus der Not zu berauschendem Glück und Sieg. In wenigen Wochen, ja in Tage fast, drängte er sich im Sommer 1908 in dramatischester Steigerung zusammen. Aber die unbeirrbare Treue dieses Herzens hielt der Macht alles äußeren Schicksals, des Glückes wie des Unglückes, die Wage. Sie hatte sich nicht verbittern lassen in Leid, sie wurde nicht hochmütig im Erfolg. Keine Widrigkeit hatte sie vom Ziel abgelenkt, der Sieg warf sie keine Stunde aus ihrem stetigen Gang. Der gefeierte Zeppelin blieb Herr über sich mit der gleichen vornehmen Sicherheit wie vorher der Unbekannte und der Verkannte; er hat als „großer Mann" keinen Schritt anders getan als zuvor. Er trug die Pflichten der Berühmtheit ruhig noch zu seinen andern Lasten, die er nicht verminderte. Er freute sich des Gelingens und war groß genug, sich selber über der Sache, für die er kämpfte, ganz zu vergessen. Einen Unterschied seines Wohlwollens nach Stand oder Vorteil hatte er nie gekannt. Er gab dem Sarg eines alten Dieners immer so gut die letzte Ehre wie dem eines Fürsten. Er ging und kletterte nach wie vor in seinen wachsenden Werkstätten auf den schmalen Laufstegen, in den steilen Schächten der werdenden Luftschiffe und prüfte mit eigenen Augen die kleinste Kleinigkeit.

Seine unverwüstliche Gesundheit blieb ihm im Glück wie im Unglück treu. Noch als hoher Siebziger streckte er die Arbeitstage von morgens 4 bis in die Mitternacht, wenige Stunden Schlaf in den unbequemsten Lagen genügten immer noch, ihn völlig zu erfrischen. Er lenkte seine Luftschiffe auf den wichtigsten Fahrten persönlich durch Wind und Kälte, blieb in Kaisermanövern noch 12 Stunden im Sattel, schwamm sommers alle Tage bei Sturm und Sonne wie ein Junger, und sprang an seinem 75. Geburtstag, um einer Festrede zu entgehen, kurzweg zum Fenster hinaus. Wenn das Vaterland in Gefahr komme, erklärte er bei der gleichen Gelegenheit, wolle er sich noch zum Fliegeroffizier ausbilden, und „Wenn wir zum Angriff rücken", rief er seinen jungen Regimentskameraden zu, „da muß jeder sein Herz vorauswerfen!"

Er kam nicht aus der Übung, alle diese Kräfte des Körpers, des Geistes, des Willens zu gebrauchen. Es fehlte nicht an Rückschlägen auch nach 1908, nicht an Unfällen der Luftschiffe, nicht an neuen Zweifeln der „ruhig denkenden Fachleute", nicht an schweren Widerständen und Hemmungen bei den militärischen Stellen. Noch 1912 mußte er wieder mit einer bedeutenden Summe aus seinem Privatvermögen einspringen. Wir wissen es alle, auch der große Krieg war für ihn, trotz aller gewaltigen Dienste, die seine Waffe dem Vaterland leistete, noch reich an schmerzlichen Erfahrungen.

Seine Liebe zum Vaterland war so einfach und so groß wie alle entscheidenden Züge an ihm. Er hatte es sich in den Zeiten der schlimmsten Befeindung stets versagt, mit Einzelheiten über seine Pläne zur Rechtfertigung hervorzutreten, um nicht das Ausland auf sie aufmerksam zu machen. Er hatte in den Zeiten der drückendsten Sorge, als er sein eigenes und das Vermögen seiner Familie schon zum großen Teil ins Spiel geworfen hatte, ein amerikanisches Angebot von 20 Millionen ohne Wimperzucken abgelehnt. Er hatte die großen kulturellen Folgen seiner Erfindung für den allgemeinen Verkehr, für die Erforschung der Erde zwar nie gering geschätzt; aber wichtiger als der Menschheit ein Geschenk zu bieten, war ihm immer erschienen, seinem Vaterland in der Stunde der Gefahr eine überlegene Waffe zu geben. Nun war diese Stunde gekommen, seine Waffe erprobte sich herrlich im furchtbarsten Kampf, aber der Mann, der der Kriegskunst und der Kriegführung damit neue Bahnen gewiesen hatte, hatte keinen Einfluß auf die Führung seiner Waffe und wünschte ihr eine andere Führung, als ihr gegeben war. Er war nie der Mann gewesen, Gedanken erst dann zu haben oder auszusprechen, wenn sie den Stempel der amtlichen Anerkennung trugen. Er trat auch jetzt für seine Überzeugung ein — nur halberstickte Laute sind davon in die Öffentlichkeit gedrungen, und auch diese hat man ihm schon verdächtigt und vorgeworfen.

Digitized by Google

In rühmenden Nachrufen konnte man entschuldigend von schwäbischer Derbheit lesen, die den alten Haudegen nicht habe schweigen lassen, wenn er nur ein Zaudern vermutet hätte — so muß auch gute Meinung unweigerlich ins Falsche geraten, wenn sie die Wahrheit großer Gegensätze, äußeren Zwecken zuliebe, künstlich zu verwischen sucht. Nichts lag der vornehmen Ritterlichkeit des alten Edelmannes ferner als derbes Bramarbasieren, nichts seinem strengen, bescheidenen Soldatensinn ferner als vorlaute Kritik oder gar hochmütige Rebellion. Schon ihr Anschein war ihm unerträglich. Dafür zeugt am besten die Geschichte jenes Briefes an den Kanzler vom 5. September 1916. Zu den sachlichen Fragen mag jeder sich stellen, wie er will oder kann. Aber das wäre unwürdig und verlogen, den Mann zu preisen und zugleich sein Bild zu verfälschen. Die bittere Sorge und die ehrliche Not um sein Volk haben auch ihn im tiefsten erschüttert und umgetrieben, und auch er hat manchmal verzweifelt mit dem Druck gerungen, der ihn hinderte, diese Sorgen geltend zu machen, auszusprechen; noch heute sind sie den meisten Deutschen unbekannt.

Man weiß, daß er zur Reihe derer gehört hat, die von Anfang an in England den Hauptgegner dieses Krieges gesehen haben; die den Unterseebooten in diesem Hauptkampf schon früh die entscheidende Bedeutung zugesprochen; die den Wert der flandrischen Küste in dieser Kampfstellung immer wieder betont haben. Man weiß, daß er von jeher, wie auch andre, die härteste Kriegführung für die menschlichste gehalten hat, weil sie allein den Krieg verkürzen könne, daß er zum vollen Sieg immer unerbittlich entschlossen war, und daß er für das Dasein seines Volkes von Anfang an die schärfsten Waffen erbarmungslos einsetzen wollte. Bei ihm wahrlich konnte niemand sagen, daß Vorurteil, Hochmut oder Haß gegen fremde Völker ihn geleitet hätten; in ihm lebte nur die Leidenschaft für Deutschland. Dies gütige Herz hatte in den schwersten Stunden noch Edelmut. Milde, warmes Mitgefühl mit allem menschlichen bewiesen. Den Sinn für Maß und Gleichgewicht hatte er nie verloren. Er hatte hundertmal sein eigenes Leben eher eingesetzt als ein fremdes — er paßte wahrhaftig nicht zum Bild des alldeutschen Kriegshetzers am grünen Tisch, mit dem solche Ansichten sonst gewöhnlich lächerlich oder verächtlich gemacht wurden. Er durfte statt dessen hören, er sei greisenhaft geworden, ein überspannter Phantast, dem Irrsinn nahe. Er war an Entstellung und Hohn zu lang gewöhnt, als daß sie ihn persönlich noch tief berührt hätten; nur um die Sache hat er auch hier bitter und schwer gelitten. Soviel wir wissen, war auch für ihn die Ernennung Hindenburgs ein großer Wendepunkt zum Bessern und zu neuer Zuversicht.

Dann ist der alte Kämpfer mitten im Waffendonner plötzlich hinweggegangen, nach kurzem Leiden, sanft, noch mitten aus der Arbeit. Bis zum letzten Tag sammelte er seinen gewaltigen Willen treu auf ein einziges Ziel, bis zum letzten Tag trug ihn die Kraft der Begeisterung, die sich vollständig hinzugeben vermag. Alle zermürbende und zerschwätzende Macht der Zeit war an seiner einfachen Natur zuschanden geworden. Er hatte in Seelenstärke die größten Spannungen des Leides wie des Glückes ertragen, er hatte sich in Seelengröße immer untergeordnet unter sein Werk. Sein ganzes Leben hatte er dem Besten seines Volkes gewidmet. Er durfte sich sagen, daß er selbst zu einer sinnbildlichen Gestalt dieses Volkes geworden war, von einer gewaltig anfeuernden, stärkenden, einigenden Kraft. So hat das Volk, das sich in ihm wiedererkannte, ihn ahnend als den seinigen empfunden, so wird es sich das Bild des alten Grafen, nach seinem Sinn, im Herzen bewahren. So hat ihn unter allen Nachrufen am einfachsten und am größten Hindenburg festgehalten, mit Worten, deren Klang selber in den Tiefen unserer Geschichte zu widerhallen scheint: „Wie sein Werk dem Heere zur stolzen Waffe wurde, so war sein ganzes Leben uns zum Vorbild höchster Kriegertugend. Er gab uns ein Beispiel unbeugsamen Willens, zäher Arbeit und nie ermattender Kraft und unerschütterlicher Zuversicht. Dies Vorbild soll für alle Zukunft unser Streben leiten."

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie, Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Bayerische Vereinsbank, München.

Bilanz vom 31. Dezember 1916.

Aktiva. Zusammengestellt nach den Abschlußziffern der Zentrale und der Filialen. **Passiva.**

	M	₰		M	₰
Nicht eingezahltes Aktienkapital	—	—	**Aktienkapital**	51'000,000	—
Kasse, fremde Geldsorten, Coupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-(Clearing-) Banken	9'531,233	73	**Reserven**		
Wechsel und unverzinsl. Schatzanweisungen	63'757,572	78	a) Gesetzliche Reserve M 16'604,682.87		
Lorogutheben bei Banken u. Bankfirmen	14'218,235	76	b) Spezial-Reserve „ 2'850,000.—		
Eigene Wertpapiere	13'524,899	13	c) Delkrederereserve „ 400,000.—		
Konsortialbeteiligungen	5'571,033	39	d) Pensionsfonds-Reserve „ 3'577,911.15		
Laufende Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	75,000	—	e) Reserve f. Personal-Exigenz „ 32,068.90		
Debitoren in laufender Rechnung			f) Joseph Pütz'scher Unterstützungsfonds „ 62,068.75		
a) gedeckte M 104'659,783.39			g) Ausfallreserve der Hypotheken-Darlehen „ 3'241,980.42		
b) ungedeckte „ 27'589,944.11	132'249,727	50	h) Reserve für Disagio-Verluste auf Pfandbriefe und Kommunalobligationen „ 1'836,915.73		
Außerdem:			i) Agio-Rückstellung „ 56,393.85		
Aval- u. Bürgschaftsdebitoren M 10'530,354.66			k) Steuer-Reserve „ 22,323.95	28'684,345	62
Hypotheken-Darlehen			**Kreditoren**	155'354,067	73
im Hypothekenregister eingetragene Hypotheken M 503'275,967.03			**Akzepte und Schecks**	18'781,429	83
hiervon kommt der Betrag v. M 687,500.— als Unterlage für Pfandbr. nicht in Ansatz. Zur künftigen Registrierung bestimmte Hypotheken „ 134,000.—			Außerdem:		
M 503'409,967.03			Aval- u. Bürgschaftsverpflicht. M 10'530,354.66		
sonstige Hypotheken „ 449,658.25	503'859,625	28	**Hypothekenpfandbriefe im Umlauf**		
Kommunal-Darlehen (sämtliche registriert)	7'214,078	31	4%ige Pfdbr. M 294'102,200.—		
Bankgebäude	6'330,000	—	3½%ige „ „ 200'065,100.— M 494'167,300.—		
Sonstige Immobilien			unerhobene verloste Pfandbriefe „ 80,100.—	494'247,400	—
a) im Hypothekengeschäft übernommene Grundstücke M —.—			**Kommunalobligationen im Umlauf**		
b) sonstiger Grundbesitz „ 861,786.82	861,786	82	4%ige Kommun.-obligationen M 5'353,400.—		
Zinsrückstände aus Hypotheken- u. Kommunal-Darlehen	2'468,768	79	3½%ige Kommunalobligat. „ 1'269,100.— M 6'622,500.—		
Aufgelaufene Darlehenszinsen bis 31. Dezember 1916	6'938,144	—	unerhobene verloste Kommunalobligat. „ 1,900.—	6'624,400	—
			Unerhobene Dividenden	19,518	—
			Unerhobene Zinsscheine eigener Pfandbriefe und Kommunalobligationen	1'382,077	—
			Aufgelaufene Stückzinsen bis 31. Dez. 1916	3'339,231	27
			Vortrag der Hypotheken-Abteilung		
			a) Vorgetragene Zinsen M 391,395.81		
			b) „ Nebenleistungen „ 368,218.51	759,614	32
			Reingewinn	6'408,021	72
	766'600,105	49		766'600,105	49

Gewinn- und Verlust-Konto vom 31. Dezember 1916.

Soll. **Haben.**

	M	₰		M	₰
Gehälter, Gratifikationen u. vertragsmäßige Tantiemen M 2'410,519.43			Vortrag aus dem Jahre 1915	345,967	66
Zuweisung zum Pensionsfonds „ 190,000.—			Gewinn auf Provision	1'492,964	—
Steuern und Umlagen „ 869,772.22			Gewinn auf Wechsel und Zinsen	4'380,652	06
Feuer- und Wehrsteuer „ 110 969.78			Gewinn auf Effekten und Konsortial-Geschäfte	939,283	71
Sonstige Handlungsunkosten „ 511,683.15	4'092,944	58	Gewinn auf Sorten und Coupons	63,727	56
Abschreibung auf Bankgebäude	70,000	—	Hypotheken-Darlehens-Zinsen M 21'781,019.—		
Pfandbrief-Zinsen M 18'679,537.73			Kommunal-Darlehens-Zinsen „ 288,485.79	22'069,504	79
Kommunalobligationen-Zinsen „ 260,249.91			Nebenleistungen der Darlehensschuldner für Kursverluste, Stempelgebühren ꝛc. M 285,579.94		
Laufende Korrent-Zinsen im Hypotheken-Geschäft „ 295,110.11	19'234,897	75	hiervon ab: bezahlte Provisionen, Kosten der Wertermittelung ꝛc. „ 60,161.77	225,418	17
Stempelgebühren und Herstellungskosten für Pfandbriefe und Kommunalobligationen	12,623	68	Entnahme aus der Steuer-Reserve für verfallene Talonsteuer und Wehrsteuer	110,969	78
Reingewinn	6'408,021	72	Entnahme aus der Reserve für Personal-Exigenz als Zuweisung zum Pensionsfonds	190,000	—
	29'818,487	73		29'818,487	73

München, den 4. April 1917.

Die Direktion.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Aschaffenburg am Main.

Pensionat Spessartblick.

Höhere Mädchenschule (Lyz.). Herrl. gel. Haus, neuzeitl. einger. Wissensch., kaufm., hausw., gesellsch. Ausb., Musik, Malen, Sport, fremde Sprachen. Trotz des Krieges anerkannt gute Verpflegung. Prosp. und Ref. durch die **Direktion.**

Landerziehungsheim im Taunus

Institut von Puttkamer

Friedrichsdorf i. T.

Unterr. d. **10klass. höh. Mädchenschule** nach dem Plan d Lyzeums. Christl. Hausordg., kl. Klass., indiv. Behandl, Vorbereitg. z. **Sprachlehr.-Ex. Fortbildung** in Wissensch Sprachen usw. **Koch- und Haushaltungsunterricht.** Unte richt in **Gartenbau,** Obst- und Gemüseverwertung.

Soziale Frauenschule

mit sozialem Arbeitsjahr, Mannheim

(Gegründet vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium, Abteilung Mannheim)

Soziale Berufsausbildung für besoldete und ehrenamtliche Arbeit. Ausbildungszeit 2½ Jahre. Theoretischer u. prakt. Kurs. Beginn d. neuen Schuljahrs: Oktober 1917. Auskunft u. Prospekte durch: Frau Dr. E. Altmann-Gottheiner, Mannheim, Rennershofstr. 7 u. Dr. Marie Bernays, Mannheim, Goethestraße 10

Eisenach „Villa Feodora

Hainweg 32 · Gesunde Höhenlage, direkt am Wartburgw

Erstklassiges Töchterheim für theoretisch und praktische hauswirtschaftl. Ausbildun

Schneidern, Weißnähen, Handarbeiten, Kunstgewerbe, Gesu heitslehre, Bürgerkunde, Fortbildung in Sprachen, Literat Kunstgeschichte, Musik und Malen durch erste Fachlehrkrä Herzlich-geselliges Familienleben, kleinerer vornehmer Kre Winter- und Sommersport. Referenzen und Prospekte durch Vorsteh. Frau Prof. Dr. Schellhorn und Frau Marie Botterma

Kgl. Paulinenstift Friedrichshafen

Schule und Pensionat für Töchter gebildeter Stände.

Die Schule umfaßt den Lehrplan einer höheren Mädchen- und Frauenschule. Eine Haushaltungsschule ist angegliedert. — Die Verpflegung ist trotz der Kriegsverhältnisse anerkannt gut und reichlich. Ausführliche Prospekte und Lehrpläne durch **die Leitung.**

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut

v. Anna Roscher, verm. Hermine Ilgen, München, Karlstr. 45/3

(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.)

a) Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse);

b) 6klassige höh. Mädchenschule;

c) Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.

Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Giessener Pädagogium.

(Private höhere Lehranstalten. Für Schulpflichtige staatl. genehmigt.)

A. Pädagogium.

Lehrplan der Oberrealschule mit gymnasialen und realgymnasialen Nebenkursen. Sexta bis Oberprima. Kleine Klassen.

Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.

Individueller Unterricht. Arbeitsstunden unter strenger Aufsicht. Dauernd gute Erfolge bei den Prüfungen, die z. T. mit Zeitgewinn bestanden wurden.

B. Handelsrealschule.

I. **Realklassen** (Untertertia-Untersekunda)
Ziel: Ausbildung in Handelsfächern.

Einjährigen-Prüfung.

II. **Oberklasse** (Jahreskursus).
Bedingung: Besitz des Einjährigenscheines oder entsprechene Aufnahmeprüfung.
Ziel: Vollkommene Ausbildung in allen Handelsfächern. Moderne Fremdsprachen (auch Türkisch).

Schülerheim für Zöglinge beider Abteilungen. Gesunde Lage. Großer Park. **Beste Verpflegung.** Charakterbildung auf Grund tüchtiger Arbeit und strengster Pflichterfüllung. Musik. Sport.

Drucksachen unberechnet durch die Direktion: **Giessen** (Lahn), Ludwigstrasse 70, in der Nähe der Universität. Fernruf 633. Empfehlungen aus allen Teilen Deutschlands.

Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr

Höhere Schule für Knaben und Mädchen. Kleine Klassen. Familiengruppen. Stärkendes Klima. Ärztl. Fürsorge. **Einjähr.-Berechtigung.**

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

vorm. Dühringsche höhere Privatschule
Direktor Bride

Serta bis Prima. Real- und Oberrealschule, Realgymnasium. Gymnasium. Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-, Notprüfungen. Arbeitsstunden. Vorzügliche Erfolge. Freiprospekt. Auf Wunsch Pension.
Berlin W, Rankestraße 20. Fernsprecher: Pfalzburg 2738.

FRAUENSEMINAR FÜR SOZIALE BERUFSARBEIT
FRANKFURT A. MAIN
Ausbildung zu ehrenamtlicher und besoldeter sozialer Berufsarbeit. Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse. Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungsklasse.
Prospekte durch die Direktion: Große Friedbergerstraße 28/II

Marburg a. d. Lahn
Wissenschaftl. Institut
IV—I aller höh. Schulen. **Einjähriges u. Abitur.** Umschulung, Halbjahrskurse, individ. Behandl., intens. Nachhilfe. **Einholen verlorener Zeit.** Alle Einrichtungen der öffentlichen Schulen. **Damenkurse z. Abitur. u. Ergänzungsprüf.** Großer Berggarten, Spielplätze, herzl. Familienleb., keine Schlafsäle, Einzelzimmer, Zentralheiz., elektr. Licht, Bad. **Schuljahr 1915/16 30 erfolgr. Extraneerprüf.** Erste Empf. Prosp., Nachweis d. Erfolge durch
Direktor J. Müller, Sybelstr. 14.

Universität Giessen
Sommersemester 1917.
Unser **Sekretariat** versendet auf Verlangen das Vorlesungverzeichnis für das

Das Evang. Pädagogium in Godesberg am Rhein
Gymnasium, Realgymnasium und **Realschule** mit **Einjährigenberechtigung** bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht in kleinen Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von 10 bis 20 Knaben in den 15 Wohnhäusern der Anstalt. Viel körperliche Bewegung bei reichlicher, vernünftiger Ernährung. **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztl. päd. Institut. **Zweiganstalt** in **Herchen a. d. Sieg** in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft. Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Höhere Mädchenschule Simm-Doflein
vormals Kerschensteiner
München, Franz Josephstr. 31
Fernsprecher 30573.
Sechsklassige **höhere Mädchenschule** (5. bis einschließlich 10. Schuljahr) mit **Fortbildungskursen,** in denen Schülerinnen auch Gelegenheit geboten wird, sich privatim auf das **Absolutorium** eines human. oder Realgymnasiums vorzubereiten.
Anmeldungen jederzeit. Prospekte durch
Das Direktorat.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg
Gymnasial-Realklassen. Erfolgreicher Übertritt in **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.). **Mod.** bewährte Einrichtung. Sport. Spiel. Großes eigen. Spielfeld. Wandern. Fluß- und **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohlenes **Familienheim** in eigner Villa. **Keine** Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperlich Schwacher** u. **Zurückgebliebener.** Aufgaben unt. Anleitg. in tägl. **Arbeitsstund.** Prüfungsergebnisse. Prospekte durch die Direktion. — Seit 1895: **340 Einjährige, 212 Prima** und **Obersekunda** (7—8 Kl.).

Institut Haselmayer Würzburg
Vorbereitung für **alle** Prüfungen, insbesondere für die **Einjährigen-Prüfungen.**
Gesundes Schülerheim.
Hervorragende Erfolge.
Beste Empfehlungen.

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim/Heidelberg
von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner.
Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen.
Fortbildungsklassen.

Da sehr oft nach den
Süddeutschen Monatsheften
gefragt wird, bitten wir einen der verehrlichen Abonnenten, uns jeweils sein gelesenes Heft zu senden:
Soldatenheim Leke,
Westflandern.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor **A. Kramer.**

Weimar
Harthstraße 30

Prakt. Töchterbildungs-Institut mit Lehrprogramm einer Frauenschule, gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.

Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftlicher, gewerblicher und künstlerischer Ausbildung. Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiß und Frau.

Dürerschule Hochwaldhausen
bei Lauterbach, Oberhessen.

Erziehungsheim für Knaben und Mädchen in herrlichem Waldgebirge.

Bevorzugt und empfohlen von fortgeschrittenen, führenden und besitzenden Kreisen, Freunden besonnener Bildungs- und Erziehungsreform. — Einjährigenexamen, Reifeprüfung.

Literatur: Programmschrift und Sonderdrucke durch die Geschäftsstelle der Anstalt.
1. und 2. Bericht der D. S. H. 1912—15, Verlag B. G. Teubner, Leipzig, durch den Buchhandel.

„Schertlinhaus" Burtenbach
bei Augsburg-Bayern
Mädchen-Landerziehungsheim

1. **Höhere Mädchenschule.** 6 Klassen, modern pädagogisch geleitet.
2. **Haushaltungs- und Gartenbauschule** für Töchter gebildeter Stände.

Beide Schulen werden über die Kriegsdauer mit vollzähligem Lehrpersonal weitergeführt
Eintritt jederzeit. — Auf Wunsch illustrierter Prospekt und Referenzen
Direktion: Ernst Zech, Kgl. Pfarrer und Frau Luise Zech, geb. Mehl.

HANDELSHOCHSCHULE MUENCHEN

Handelshochschule München
Beginn der Vorlesungen: **30. April 1917**
Vorlesungs-Verzeichnis für das Sommersemester 1917
zu haben in den meisten Buchhandlungen oder direkt vom Sekretariat Ludwigstr. 4.

Digitized by Google

Ein Kapitänleutnant

schreibt aus englischer Kriegsgefangenschaft: „... Das Hineindenken in die Werke Chamberlains übt hier in der Abgeschiedenheit des Gefangenendaseins wohl mehr als irgendwo anders eine segnende Wirkung auf das Gemüt des aufrichtig suchenden Menschen aus. Wenn es mir gelang, das Schlinggewächs des Pessimismus, das in der Nacht der Gefangenschaft heimlich wuchert und das Herz zu ersticken droht, mit Stumpf und Stil auszurotten, so verdanke ich die Kraft hierzu letzten Endes allein dem Verfasser der „Grundlagen" und von „Kant". Er ist ein Dichter sowohl hinsichtlich der schöpferischen Gedanken als auch deren künstlerischen Gestaltung ....."

Houston Stewart Chamberlain:

Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts

11. Auflage / Volksausgabe / Oktavformat / 2 Bände von zusammen 1265 Seiten / Geh. M. 6.— / In Leinen M. 8.50
Numerierte Jubiläumsausgabe (vom 100. Tausend), auf Dünndruckpapier in 2 weichen Ledereinbänden M. 18.—

Immanuel Kant

Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk
3. Aufl. / Oktavformat / 1000 Seiten / Geh. M. 5.50 / In Leinenb. M. 7.—
Vorzugsausgabe Gr.-Oktav, in Marokkoleder geb. M. 24.—

Verlag von F. Bruckmann A.-G., München

CASEMENT IN DEUTSCHLAND

Von Dr. FRANZ ROTHENFELDER * Ladenpreis M. 2.40

In diesem Buch ist Dr. Fr. Rothenfelder in unermüdlicher Forschung Casements Spuren am Ammersee, in Augsburg, München, Dresden und Berlin mit liebevoller Aufmerksamkeit nachgegangen und hat eine leuchtende Skizze des irischen Menschenfreundes und Dulders entworfen. Das Buch bildet eine willkommene Ergänzung für alle Beobachter der Entwicklung der irischen Frage und enthält wertvolles Material, das bisher noch nirgend veröffentlicht wurde. Gerade jetzt, nachdem unter Mitwirkung bekannter deutscher Politiker eine deutsch-irische Gesellschaft gebildet wurde, erregt das Werk die allgemeine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße.

VERLAG GEBRÜDER REICHEL * AUGSBURG

Zu unserem U-Boot-Krieg!

„Die Aushungerung Englands"

Eine volkswirtschaftliche Untersuchung von Dr. Gustav Seibt, Geh. Regierungsrat

Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin

Preis 50 Pfennig

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25039
liefert jedes Buch schnellstens

Ein guter Berater für Bücherfreunde
sind die vierteljährlich erscheinenden
Literarischen Neuigkeiten.
Kostenfreie Zusendung durch die
Buchhandlung Karl Seidel
Josephplatz 6 • München • Fernruf 32790

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Dieses Feld kostet bei
12 Aufnahmen
M. 4.50 pro Einschaltung.

Digitized by Google

In unserem Verlage erscheint:

Hedwig von Soyters

Kraft

Das Buch einer Frau

Preis kartoniert M. 2.60

Aus der Einleitung:

„Als im August 1914 über die gesichert sinnende oder in Sorgen strebende — im Glauben an ihre Arbeit, ihre Liebe, an die verschiedenartigsten weltlichen und geistigen Evangelien lebende Menschheit — das große Weltgericht herniederbrauste, da galt mit einem Mal nur noch die Kraft. Und wie auf den Veranschaulichungen des Jüngsten Gerichts die Menschen, wo sie gingen und standen erstarrend in eine überirdische Helle blickten, so standen auch die Menschen dieser Tage im grellen Lichte von nütz und unnütz da. Die große Zeit konnte die einen brauchen, die andern nicht. Die Wertung war keine rein moralische: wer Kraft zur gemeinsamen Sache besaß hatte Geltung, und die Schwachen, die nichts an Kraft zu geben, sondern im Gegenteil weiter die Kraft anderer in Anspruch zu nehmen hatten, wußten mit einem Tage, daß sie die wirklich Armen des Lebens waren."

Allen diesen, dem Menschen der einseitig entwickelten Fähigkeiten, denen der abnehmenden Kräfte, überhaupt allen, die in der durch Handeln und Gewalt aufgewühlten Welt sich nicht mehr zurecht finden, will das Buch ein Führer sein, indem es sie zum Bewußtsein ihrer schlummernden Seelenkräfte führt. Ein Versuch, wo alles Äußere wankt, den Ausgleich in den Inneren zu finden.

Süddeutsche Monatshefte G m b H.
Leipzig und München

Insel-Verlag, Leipzig
Süddeutsche Monatshefte
München

Soeben erschien:

Entwicklungs-Geschichte der Malerei

in Einzeldarstellungen

von

Karl Voll

Erster Band
Altniederländische u. Altdeutsche Meister
Mit 29 Bildertafeln

Zweiter Band
Italienische Meister
Mit 25 Bildertafeln

Dritter Band
Meister des 17. Jahrhunderts
Mit 29 Bildertafeln

Jeder Band geheftet M. 8.—,
in Leinen M. 10.—

Das große dreibändige Werk Volls liegt somit vollständig abgeschlossen vor. Es umfaßt die gesamte abendländische Malerei vom 15. Jahrhundert bis zum ausklingenden Barock, und zeigt in den bedeutendsten richtungweisenden Künstlern die Wege und Wendungen, die die Kunst innerhalb dieser Epoche genommen hat, und welche Werke für ihre Entwicklung entscheidend gewesen sind. Über den Grundsatz, der den Verfasser bei seiner schwierigen Aufgabe geleitet hat, spricht er sich in seinem Vorwort selbst folgendermaßen aus: „Alle geschichtliche Erforschung der Gegenwart nützt nichts, wenn sie sich nicht im Zusammenhang mit dem noch wirkenden Tag erhellt."

Digitized by Google

Die Blumenmappe

„Vom Blütengarten der Zukunft"

ist als neuer Band in der Reihe der „Liebesgaben deutscher Hochschüler" dieser Tage herausgekommen. Der Furche-Verlag, Berlin NW 7, hat dieser Nummer unseres Blattes ein mit Bildern aus der neuen Mappe geschmücktes Verzeichnis der bisher in der Reihe der „Liebesgaben deutscher Hochschüler" erschienenen Veröffentlichungen beigelegt, für das wir die Beachtung unserer Leser erbitten. Als literarische Gaben für die Angehörigen im Felde und in den Lazaretten, für die Bücherei der deutschen Familie werden die „Liebesgaben deutscher Hochschüler" ihres reichen Inhaltes, der gediegenen Ausstattung und des niedrigen Preises halber in der Presse und in Äußerungen der Käufer der bisher herausgekommenen Bände nachdrücklich empfohlen.

Dresdner Bank Filiale München

München, Promenadeplatz 6.

Hauptsitze: Dresden-Berlin.

Aktienkapital 200 Millionen Mark,
Reserven 61 Millionen Mark.

Entgegennahme und Verwaltung offener Depots.

Aufbewahrung geschlossener Depots.

Vermietung von Schrankfächern,

unter eigenem Verschluß des Mieters stehend, in verschiedenen Größen und auf beliebige Zeitdauer.

Entgegennahme von Bareinlagen,

täglich abhebbar od. auf Kündigungsfrist, geg. Verzinsung

Eröffnung von Scheck- u. laufd. Rechnungen,

mit denen die Einschränkung der unwirtschaftlichen Bargeld-Zahlungen und Ausdehnung des bargeldlosen Verkehrs gefördert wird. **Der Scheckstempel ist in Wegfall gekommen.**

Gedruckte Bestimmungen über den Geschäftsverkehr werden auf Wunsch zugesandt oder an unseren Schaltern abgegeben. Auch stehen wir zu sonstigen Auskünften jederzeit zur Verfügung.

Die Bank beobachtet über alle zu ihrer Kenntnis gelangenden Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden strengstes Stillschweigen, auch gegenüber den Rentämtern und anderen Behörden.

Der heutigen Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Heftchen mit einer literarischen Schilderung des Hotels „zum Weißen Hirschen" in Schwarzburg bei. Wir hörten über diese „Perle Thüringens" von befreundeter Seite:

„Gasthaus zum Weißen Hirschen" so steht es über dem Eingange dieses — wie man zu sagen pflegt — erstklassigen Hotels. Ein herrlicher Neubau hat dieses Haus, das bis 1731 zurückgeht, im echt thüringischem Stile neu erstehen lassen. Es wird wirklich allen neuzeitlichen Anforderungen gerecht und trägt dabei vollständig den Charakter eines Familienhauses. Der „Weiße Hirschen" hat eine entzückende Lage und ist so recht geeignet, die Nerven eines Stadtkindes zu beruhigen. Wenn ich abends auf dem Balkone meines Zimmers stand, so hörte ich nur das Rauschen der Schwarza, sah das dunkle Grün der Bäume — und wurde durch nichts in diesem Genusse gestört. Was es heißt: Ruhe, habe ich vielleicht niemals so empfunden, wie hier.

Da Schwarzburg infolge seiner klimatisch eigenartig bevorzugten Lage schon im zeitigsten Frühjahr einen genußreichen Gebirgsaufenthalt bietet, wie nur ganz wenige Orte unserer deutschen Mittelgebirge, möchten wir auf den „Weißen Hirschen" auch hier besonders und empfehlend hinweisen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Jeder ernste Liebhaberphotograph wird seine Aufnahmen selbst hervorrufen und darum weiß er, daß richtiges Entwickeln für das Endresultat seiner Bemühungen von größter Wichtigkeit ist. Die vorzügliche Arbeit des bekannten Dr. M. Andresen: „Über photographische Entwickler", deren kostenlose Verbreitung sich die bekannte Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation („Agfa"), Berlin angelegen sein läßt, wird daher jedem Photographierenden hochwillkommen sein. Bekanntlich liefert die „Agfa" seit etwa 25 Jahren sowohl die älteren Hervorrufer, wie Hydrochinon und Pyrogallussäure, wie auch die modernen Erzeugnisse: Metol, Glycin, Eikonogen, Rodinal usw. bzw. die bekannte Mischung Metol-Hydrochinon, und hat infolgedessen begreifliches Interesse daran, daß über das Wesen der photographischen Entwickler bei den Verbrauchern möglichst gründliche Kenntnisse vorhanden sind. Dr. M. Andresen geht in vorgenannter Arbeit von dem leitenden Gedanken aus, daß ein idealer Hervorrufer zehn wesentlichen Erfordernissen entsprechen muß. Unter diesem Gesichtswinkel bespricht er eine Reihe älterer und neuerer Produkte und gibt im engeren wie weiteren Zusammenhang eine Anzahl ungemein wichtiger Ratschläge, die dem Fachmann wie dem Amateurphotographen gleichermaßen nützliche Dienste leisten. Es dürfte kaum einen Leser reuen, der Durchsicht des Werkchens ein halbes Stündchen geopfert zu haben. Wo es beim Photohändler nicht vorrätig ist, genügt eine Karte an die „Agfa", um sich in seinen Besitz zu bringen.

Digitized by Google

Voranzeige.

Demnächst erscheint:

Hans Pfitzner

Futuristengefahr.

Bei Gelegenheit von Busonis Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst

M. 1.—

Leipzig und München — Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte

Die nationale Kundgebung deutscher und österreichischer Historiker*)	(September 1914)
Das neue Deutschland	(Oktober 1914)
Das neue Deutschland	(November 1914)
Das alte Deutschland	(Dezember 1914)
England	(Januar 1915)
Rußland*)	(Februar 1915)
Frankreich	(März 1915)
Belgien	(April 1915)
England und Amerika	(Mai 1915)
Italien	(Juni 1915)
Rußland von Innen*)	(Juli 1915)
Die deutschen Kolonien	(August 1915)
Der Balkan*)	(September 1915)
Deutschlands Zukunft	(Oktober 1915)
Friedensziele	(November 1915)
Kriegsziele*)	(Dezember 1915)
Skandinavien*)	(Januar 1916)
Ostjuden	(Februar 1916)
Kriegsgefangen	(März 1916)
In Englischer Gewalt	(April 1916)
Die Schweiz im Krieg	(Mai 1916)
Amerika	(Juni 1916)
England von Innen	(Juli 1916)
Die Niederlande	(August 1916)
Frankreich von Innen*)	(Sept. 1916)
Das Deutschtum	(Oktober 1916)
Aus Deutschlands Geschichte	(Nov. 1916)
Deutscher Kalender 1917	(Dezemb. 1916)
Äußere Politik	(Januar 1917)
Fragen des Ostens	(Februar 1917)
Der Vatikan*)	(März 1917)
Englands Wachstum	(April 1917)

*) Diese Hefte sind einzeln nicht mehr vorrätig.

Preis des Heftes M. 1.50; Vierteljahrspreis M. 4.—

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Prospekthinweis.

Wir bitten unsere verehrlichen Leser, den in dieser Ausgabe beigefügten Prospekten von

Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar, Abteil.: **Deutsche Politik,** Wochenschrift für Welt- und Kultur-Politik,

Verlag Georg Reimer, Berlin W 10, über das Werk: Diplomatie und Weltkrieg von Dr. Ernst Müller-Meiningen,

Verlag B. G. Teubner, Leipzig und **Berlin,** über das Werk: Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas

eine ganz besondere Beachtung zu schenken.

Verantwortlich für den Inseratenteil: G. Eisenbach, München.

By Digitized by Google

Im Hinblick auf die Eröffnung des ungehemmten U-Bootkrieges verdienen gegenwärtig die scharfsinnigen Untersuchungen, die der bekannte Heidelberger Geograph

Professor Dr. A. Hettner

in seinem von der Kritik glänzend beurteilten Werk „Englands Weltherrschaft und der Krieg" angestellt hat, die größte Aufmerksamkeit. Es erscheint soeben in

3. umgearbeiteter Auflage

unter dem Titel

Englands Weltherrschaft und ihre Krisis

Preis geheftet M. 4.20, gebunden M. 5.—

Hettner gelangt zu dem Ergebnis, daß die englische Weltmachtstellung ihren Höhepunkt überschritten hat, daß sie aus der schweren Krisis, in der sie sich befindet, nicht unerschüttert, jedenfalls nicht in ihrer früheren Überlegenheit hervorgehen kann, denn die geographischen Lebensbedingungen, auf denen Englands Größe beruht, bestehen heute zum Teil nicht mehr oder können nicht mehr dieselbe Wirkung äußern wie früher; umgekehrt haben die Lebensbedingungen anderer Staaten, namentlich Deutschlands, sich wesentlich gehoben, so daß eine völlige Verschiebung des allgemeinen Kräfteverhältnisses unvermeidlich ist. Dieser Nachweis wird auf ganz objektiven und exakten Grundlagen, aber dennoch in einer jedem Gebildeten ohne weiteres verständlichen Form erbracht ❖

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreich von Innen

von

Carl M. Danzer
(Herausgeber v. Danzers Armee-Ztg.)

Maximilian v. Hoen
(k. und k. Generalmajor)

Aurel v. Onciul
(Bukowinaer Landtag)

Otto Lecher
(Deutsch-fortschrittlich)

Gustav Groß
(Vorsitz. d. Deutschen Nationalverbands)

Alfons Graf Mensdorff-Pouilly
(Partei der Rechten)

Heinrich v. Wittek
(Christlich-sozial)

Janez Krek
(Slovenischer Klub)

Alfred v. Halban
(Polen-Klub)

Stanislaus v. Smolka
(Partei der Rechten)

Kyrylo Trylowskyj
(Obmann der Ukrainischen Legion)

Theodor v. Sosnosky

Karl Renner
(Deutscher sozialdemokratisch. Verband)

E. V. Zenker
(Deutsch-fortschrittlich)

Zdeněk Tobolka
(Tscheche)

Dietrich Schäfer / Staat und Volk in Osteuropa
Alois Höfler / Franz Brentano in Wien
usw.

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, Mai 1917
Vierteljahr 4 M — Einzeln 1.50 M
6 Kronen 40 — 2 Kronen 40

By

Digitized by Google

Feist-Feldgrau

* im Felde *

Feist-Sektkellerei A.G. Frankfurt a.M.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Landshut	Schwabach
Bad Kissingen	Hersbruck	Nürnberg	Schwandorf
Bayreuth	Ingolstadt	Partenkirchen	Straubing
Erlangen	Kempten	Passau	Weiden
Fürth	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg

Aktienkapital: 51.000,000 Mark; Pfandbrief-Umlauf: 500.000,000 Mark
Reservefonds: 30.000,000 Mark: Hypotheken-Bestand 510.000,000 Mark

Übernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als **geschlossene Depots,**

Vermietung von **Schrankfächern (Safes)** verschiedener Größe in den in den **unterirdischen Bankgewölben** eingerichteten **Stahlkammern.**

Digitized by Google

25jährig erprobt und bewährt als

leistungsfähig * zuverlässig * haltbar:

„Agfa"-Trockenplatten Extrarapid

Vorzüglich klar und brillant arbeitend; auch bei lange dauernder Entwicklung kein Gelbschleier. * Höchste Empfindlichkeit: 30° W = 16/17° Sch. * Prima Glas, genauer Schnitt; ausgezeichnete Verpackung; peinlich sauberer Guss, stets gleichmässig.

Von Fachleuten wie Amateuren gleichermaßen geschätzt. / Für Sportaufnahmen vorzugsweise benutzt. / Vielfach mit bestem Erfolg für Röntgenphotographie im Gebrauch.

Näheres im

„Agfa"-Photohandbuch

151.—180. Tausend
Ladenpreis: **50** Pfg.

130 Seiten Text, ausgezeichnete Bilder, Preisanhang.

Bezug durch Photohändler

Wer im Frühjahr reist

findet

Heim-Behaglichkeit
Neuzeitlichen Komfort
Kur-Einrichtungen
Individuelle Bedienung

in:

Baden-Baden

Brenner's Neuer Kurhof

an der
Lichtenthaler Allee

Baden-Baden's
vornehmes Familien-Hotel
neben
Brenner's Stephanie-Hotel

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

14. Jahrgang Mai 1917 Heft 8

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Österreich von Innen / Von Carl M. Danzer, Herausgeber von Danzers Armeezeitung 185

Österreich-Ungarns Kraftleistung im Weltkriege / Von Maximilian Ritter von Hoen, k. und k. Generalmajor, Direktor des K. und K. Kriegsarchivs 187

Der Beruf der österreichisch-ungarischen Monarchie / Von Reichsratsabgeordnetem und Bukowinaer Landtagsabgeordnetem Dr. Aurel Ritter von Onciul . . 209

Die Delegationen / Von Dr. Otto Lecher, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses 218

Die Lage der Deutschen in Österreich / Von Universitätsprofessor Dr. Gustav Groß, Vorsitzendem des Deutschen Nationalverbandes 221

Völkerreich-Friedensreich / Von Alfons Graf Mensdorff-Pouilly, Geheimem Rat, Mitglied des Herrenhauses 227

Die christlich-soziale Idee in Österreich / Von Geheimem Rat Dr. Heinrich Ritter von Wittek, k. u. k. Minister a. D., Mitglied des Herrenhauses 233

Die Habsburger Monarchie und die südslavische Frage / Von Hochwürden Dr. Janez Krek, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses 23

Zur Polenfrage in Österreich / Von Dr. Alfred von Halban, ord. Professor der Rechte an der k. k. Universität in Lemberg und Reichsratsabgeordneter 24

Polen und Ruthenen / Von Hofrat Stanislaus Ritter von Smolka, Professor an der Universität Krakau, Mitglied des Herrenhauses 25

Die Ukrainer in Galizien / Von Dr. Kyrylo Trylowskyj, Reichsratsabgeordnetem und Obmann der Ukrainischen Legion . . 25

Triest vor dem Kriege / Von Theodor von Sosnosky 26

Kürnberger über deutsche Kriegsziele . . . 27

Die österreichischen Nationen und die Verfassung / Von Dr. Karl Renner, Reichsratsabgeordnetem 27

Maria Theresia 27

Das österreichische Völkerproblem / Von E. V. Zenker, Reichsratsabgeordnetem 27

Die böhmische Frage / Von Dr. Zdeněk Tobolka, Dozent an der Böhmischen Universität in Prag, Reichsratsabgeordnetem . . 28

Das österreichische Problem / Von Carl M. Danzer 29

Staat und Volk in Osteuropa / Von Geheimrat Dr. Dietrich Schäfer, ord. Professor der Geschichte an der Universität Berlin 300

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung . . . 318

Franz Brentano in Wien / Von Dr. Alois Höfler, ord. Professor der Philosophie an der Universität Wien 319

K. und K. Offiziere 326

Neuausgaben von Stifter 326

Das Kulturgeklapper 32

Literatur über den nahen Orient / Von Franz Carl Endres, Kais. Ottomanischem Major a. D. 3

Aus Natur und Geisteswelt 3

Schwedens Stellung im Weltkrieg . 3

Die Sammlung Göschen 3

Vom alten Gymnasium / Von Josef Hofmiller 3

Kriegslebensversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungssumme im Todesfalle.

Jeder Kriegsteilnehmer findet Aufnahme. Nach Beendigung des Krieges Umwandlung in normale Lebensversicherung unter Anrechnung eines Teiles der gezahlten Prämie.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstraße 9 und die **Subdirektion** in **München**, Kaufingerstraße 23.

Digitized by Google

MOORBAD Aibling

bietet in seinem

Ludwigsbad

erstes salinisches Moorbad Bayerns,
Kurhaus und Badeanstalt, eine altberühmte Heilstätte bei allen Erkrankungen an
Gicht, Ischias, Gelenkrheumatismus, Knochenbrüchen, Ausheilung von Schußwunden, Exsudaten, Frauenleiden verschiedener Art

Beste Verpflegung gesichert

Anfragen u. Prospekte durch die Geschäftsstelle des **Ludwigsbad-Bad Aibling.**

Leinenhaus Fränkel, München

Theatinerstraße 17

Leinen- und Tischzeugweberei

Spezialhaus für vornehme, gediegene **Brautausstattungen** in jeder Preislage. Einrichtungen von **Krankenhäusern, Sanatorien** usw., sämtliche **Haushaltungswäsche, handgestickte Damenwäsche,** Atelier für **handgestickte Decken** nach Entwürfen alter und moderner Künstler.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

St. Blasien im bad. Schwarzwald, 775 m über dem Meer.

Hotel u. Kurhaus mit Anstalt für physik. Heilmittel

Sanatorium Luisenheim. ✱ Namentlich geeignet für **Nerven, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten.** In beiden Anstalten sind **infektiöse Erkrankte ausgeschlossen.** Prospekte kostenlos.

Orthopäd. Heilanstalt von Hofrat Fr. v. Hessing, Göggingen-Augsburg.

Außergewöhnliche Erfolge in der Behandlung von Schußfrakturen, Gelenkentzündungen aller Art, Rückenverletzungen usw. vermittelst heiltechnischer Apparate ohne Bettruhe.

Sorgfältige ärztliche Behandlung und vorzügliche Verpflegung gewährleistet.

Sanatorium Schönbuch bei **Böblingen** (Württemberg). 510 m ü. M.

für Lungen- und Kehlkopfkranke

klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park**; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch. Dirig. Arzt **Dr. Brühl.**

Dieses Feld kostet bei einem Jahresauftrag M. 7.— pro Aufnahme

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz

Herrliche Lage Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. — **Diätetische Kuren** — Zweiganst. tägl. 6 M. Prosp. u. Brosch. fr.

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürftige.

Wasserbeh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié, künstliche Höhensonne. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, harns. Diathese, chron. Magen- und Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individuelle Pflege. **Besitzer: San.-Rat Dr. H. Teuscher.**

Sanatorium Am Goldberg

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Winter-Kurort. Prosp. frei.

Spezialbeh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.

Höchstz. **50** Kurgäste. — Tel. 44. **Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.**

Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr

mit Zweiganstalten **Jugendheim** u. **Pädagogium** (Einj.-Ber.). Großer windgeschützter Park. Kurgemäße Verpflegung. San.-Rat **Dr. Gmelin.**

Sanatorium Guardaval

Schloßartig gelegen **DAVOS** Höchste Sonnenscheindauer

:: Vornehmes Haus für Lungenkranke ::

Leitender Arzt: **Dr. Friedr. Bauer.**

Digitized by Google

Waldsanatorium DAVOS

Höchster Komfort — Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Fürstliches Bad

Meinberg

Altberühmtes

Schlamm- und Kohlensäure-Bad

Hervorragende Erf. bei Gicht, Rheuma, Ischias, Herz-, Nerven-, Nieren-, Leberkrankheiten. Eröffnung 1. Mai. Für Kriegsteiln. weitgehendste Vergünstigung.

Teutob. Wald * Stat. Horn-Bad Meinberg

St.-Moritz-Dorf

:: Saison 15. Juni bis 1. Oktober ::

Schweizerhof-Château

I. Ranges, sonnig, zentral.

Vereinigt die Vorzüge eines Familienheims mit den Annehmlichkeiten des großen Hauses / 200 Betten.

Zivile Preise. **Ad. Angst.**

Privatheilanstalt für **Nervöse, Magen- und Darmleidende und Leichtlungenkranke**

Sorgsame ärztliche Behandlung und gute Verpflegung

Prospekt und Broschüre S frei

Badeorte und Heilanstalten finden in den Süddeutschen Monatsheften den besten Interessentenkreis.

Wildbad

württ. Schwarzwald, 430 m ü. d. M.

20,000 Kurgäste.

Warme Heilquellen

(31—37° C.)

mit natürl., der menschl. Blutwärme angemessener Temperatur u. großer Radioaktivität. **Vorzügliche Heilerfolge** bei Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Neurasthenie, Verwundungen und Lähmungen und allen Folgeerscheinungen des Krieges. — Alle erforderlichen Kurmittel, wie Mediko-mechanisches Institut, Radium-Emanatorium, Elektrotherapie. — Für Kriegsteilnehmer weitgehende Vergünstigungen. **Luftkuren. Sommerfrische.** Neues Kurhaus. Drahtseilbahn auf den Sommerberg, mit Hotels in 530 u. 750 m ü. d. M. — Prosp. frei durch d. **Kurverein.**

Berchtesgaden

Pension Geiger,

Bischofswiesen

Bahn und Post Berchtesgaden.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet.

Besitzer **F. Geiger.**

Partenkirchen

(Oberbayern)

Dr. Wiggers Kurheim

Sanatorium für Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige.

Gute Verpflegung — Ungestörter Betrieb

Digitized by Google

Warum in die Ferne schweifen, siehe das Gute liegt so nahe.

Angenehmster Frühjahr-, Sommer- und Herbstaufenthalt.

See-Hotel, Schloß Berg,

Ostufer, Starnbergersee. Bes.: G. Otto Bock
(in Friedenszeiten im Winter Grand Hotel Khartoum, Sudan).
Unmittelbar am See und Landungsstelle gelegen. — Schattiger Garten. Glashalle und Terrasse auf den See.

Pension von Mark 9.25 an.

Berchtesgaden
im Bayerischen Hochgebirge.
Kaiserin-Auguste-Viktoria-Kurhaus.
Grand-Hotel und Kurhaus Berchtesgaden.
Berchtesgadens vornehmstes und schönstgelegenes Hotel.
S. Zt. Sommeraufenthalt I. Maj. der Kaiserin und der Kaiserl. Familie.
Tel.- u. Briefadresse: Kurhaus Berchtesgaden.
Illustrierte Prospekte.
Unter pers. Leitung des Besitzers K. Rothe.

Sommerstein

Wald-Sanatorium und Jungborn bei Saalfeld in Thüringen

Regenerations- und Schroth-Kuren*)
Ausserst wirksam!
Bei inneren und äusseren Leiden
Blut-Reinigung.
Aufklärungs-Schrift S. und G. kostenfrei.

*) Die Sommersteiner Regenerationskuren werden wegen ihrer durchgreifenden nachhaltigen Wirkung und wegen ihrer leichten kräfteschonenden Durchführbarkeit besonders empfohlen.

Bad-Nauheim
am Taunus bei Frankfurt a. M.
Sommer- und Winterkurbetrieb
Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden**
Sämtliche neuzeitlichen Kurmittel
Gesunde, kräftige Luft, herrlicher Park, vorzügliche Konzerte, Theater, Tennis, Golf, Krocket
Man fordere neuesten Prospekt A 6 von „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim".

Digitized by Google

DRESDNER BANK

Bilanz per 31. Dezember 1916.

Aktiva.

	M	₰	M	₰
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken			206 549 107	35
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen			707 985 544	15
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	707 985 544	15		
b) eigene Akzepte	—			
c) eigene Ziehungen	—			
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—			
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			86 628 702	60
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			176 492 780	35
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen davon am Bilanztage gedeckt			8 277 224	50
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	5 001 016	55		
b) durch andere Sicherheiten	851 741	15		
Eigene Wertpapiere			55 354 817	30
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	30 929 034	90		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	2 241 232	60		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	19 380 261	35		
d) sonstige Wertpapiere	2 804 288	45		
Konsortialbeteiligungen			54 559 425	30
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			36 833 986	30
Schuldner in laufender Rechnung			736 034 022	50
a) gedeckte	512 221 423	90		
b) ungedeckte	223 812 598	60		
außerdem Aval- und Bürgschaftsschuldner M. 98 232 018.95				
Bankgebäude			31 691 858	85
Sonstige Immobilien			1 920 613	80
Mobilien-Konto			242 466	40
Pensions-Fonds-Effekten-Konto			4 742 827	65
Effekten-Konto der König-Friedrich-August-Stiftung			100 091	95
Effekten-Konto der Georg-Arnstaedt-Stiftung			146 850	—
Saldo der Zentrale und auswärtigen Abteilungen mit unserer Niederlassung in London			19 266 444	50
			2 126 829 763	50

Passiva.

	M	₰	M	₰
Aktien-Kapital-Konto			200 000 000	—
Rücklage A			51 000 000	—
Rücklage B			10 000 000	—
Talonsteuer-Rücklage-Konto			1 040 000	—
Gläubiger				
a) Nostroverpflichtungen			14 242 391	70
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite			3 433 202	40
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen			88 033 323	05
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung			595 917 504	70
1. innerhalb sieben Tagen fällig	306 107 590	20		
2. darüber hinaus bis zu drei Monaten fällig	188 890 350	70		
3. nach drei Monaten fällig	100 919 563	80		
e) sonstige Gläubiger			1 058 200 358	80
1. innerhalb sieben Tagen fällig	546 894 475	95		
2. darüber hinaus bis zu drei Monaten fällig	411 529 485	45		
3. nach drei Monaten fällig	99 776 397	40		
Akzepte und Schecks			68 925 218	30
a) Akzepte	63 995 391	25		
b) noch nicht eingelöste Schecks	4 929 857	05		
Außerdem				
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M. 98 232 018.95				
Eigene Ziehungen	—			
davon für Rechnung Dritter	—			
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—			
Dividenden-Konto			210 645	—
Pensions-Fonds-Konto			4 732 288	30
König-Friedrich-August-Stiftung			115 254	65
Georg-Arnstaedt-Stiftung			151 509	30
Reingewinn			30 828 037	30
			2 126 829 763	50

Dresden, den 31. Dezember 1916.

DRESDNER BANK.

E. Gutmann. Nathan. Jüdell. Herbert M. Gutmann. Hrdina. Kleemann.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Aschaffenburg am Main.

Pensionat Spessartblick.

Höhere Mädchenschule (Lyz.). Herrl. gel. Haus, neuzeitl. einger. Wissensch., kaufm., hausw., gesellsch. Ausb., Musik, Malen, Sport, fremde Sprachen. Trotz des Krieges anerkannt gute Verpflegung. Prosp. und Ref. durch die **Direktion.**

Landerziehungsheim im Taunus.

Institut von Puttkamer

Friedrichsdorf i. T.

Unterr. d. **10klass. höh. Mädchenschule** nach dem Plan des Lyzeums. Christl. Hausordg., kl. Klass., indiv. Behandlg. Vorbereitg. z. **Sprachlehr.-Ex. Fortbildung** in Wissensch., Sprachen usw. **Koch- und Haushaltungsunterricht.** Unterricht in **Gartenbau,** Obst- und Gemüseverwertung.

Soziale Frauenschule

mit sozialem Arbeitsjahr, Mannheim

(Gegründet vom Verein Frauenbildung - Frauenstudium, Abteilung Mannheim)

Soziale Berufsausbildung für besoldete und ehrenamtliche Arbeit. Ausbildungszeit 2½ Jahre. Theoretischer u. prakt. Kurs. Beginn d. neuen Schuljahrs: Oktober 1917. Auskunft u. Prospekte durch: Frau Dr. E. Altmann-Gottheiner, Mannheim, Rennershofstr. 7 u. Dr. Marie Bernays, Mannheim, Goethestraße 10

Eisenach „Villa Feodora"

Hainweg 32 · Gesunde Höhenlage, direkt am Wartburgwal

Erstklassiges Töchterheim für theoretische und praktische hauswirtschaftl. Ausbildung

Schneidern, Weißnähen, Handarbeiten, Kunstgewerbe, Gesund heitslehre, Bürgerkunde, Fortbildung in Sprachen, Literatur Kunstgeschichte, Musik und Malen durch erste Fachlehrkräfte Herzlich-geselliges Familienleben, kleinerer vornehmer Kreis Winter- und Sommersport. Referenzen und Prospekte durch di Vorsteh. Frau Prof. Dr. Schellhorn und Frau Marie Bottermann

Kgl. Paulinenstift Friedrichshafen

Schule und Pensionat für Töchter gebildeter Stände.

Die Schule umfaßt den Lehrplan einer höheren Mädchen- und Frauenschule. Eine Haushaltungsschule ist angegliedert. — Die Verpflegung ist trotz der Kriegsverhältnisse anerkannt gut und reichlich. Ausführliche Prospekte und Lehrpläne durch **die Leitung.**

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut

v. Anna Roscher, verm. Hermine Ilgen, München, Karlstr. 45/2

(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.)

a) Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse);

b) 6klassige höh. Mädchenschule;

c) Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.

Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Giessener Pädagogium.

(Private höhere Lehranstalten. Für Schulpflichtige staatl. genehmigt.)

A. Pädagogium.

Lehrplan der Oberrealschule mit gymnasialen und realgymnasialen Nebenkursen. Sexta bis Oberprima. Kleine Klassen.

Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.

Individueller Unterricht. Arbeitsstunden unter strenger Aufsicht. Dauernd gute Erfolge bei den Prüfungen, die z. T. mit Zeitgewinn bestanden wurden.

B. Handelsrealschule.

I. **Realklassen** (Untertertia-Untersekunda)
Ziel: Ausbildung in Handelsfächern.

Einjährigen-Prüfung.

II. **Oberklasse** (Jahreskursus).
Bedingung: Besitz des Einjahrigenscheines oder entsprechene Aufnahmeprüfung.
Ziel: Vollkommene Ausbildung in allen Handelsfächern. Moderne Fremdsprachen (auch Türkisch).

Schülerheim für Zöglinge beider Abteilungen. Gesunde Lage. Großer Park. **Beste Verpflegung.** Charakterbildung auf Grund tüchtiger Arbeit und strengster Pflichterfüllung. Musik. Sport.

Drucksachen unberechnet durch die Direktion: **Giessen** (Lahn), Ludwigstrasse 70, in der Nähe der Universität. Fernruf 633. Empfehlungen aus allen Teilen Deutschlands.

FRAUENSEMINAR FÜR SOZIALE BERUFSARBEIT FRANKFURT A. MAIN

Ausbildung zu ehrenamtlicher und besoldeter sozialer Berufsarbeit.
Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse.
Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungsklasse.
Prospekte durch die Direktion: Große Friedbergerstraße 28/II

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim/Heidelberg

von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner.
Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen.
Fortbildungsklassen.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

vorm. Dühringsche höhere Privatschule
Direktor Bride
Sexta bis Prima. Real- und Oberrealschule, Realgymnasium. Gymnasium. Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-, Notprüfungen. Arbeitsstunden. Vorzügliche Erfolge. Freiprospekt. Auf Wunsch Pension.
Berlin W, Rankestraße 20. ∽ Fernsprecher: Pfalzburg 2738.

Das Evang. Pädagogium in Godesberg am Rhein
Gymnasium, Realgymnasium und **Realschule** mit **Einjährigenberechtigung** bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht in kleinen Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von 10 bis 20 Knaben in den 15 Wohnhäusern der Anstalt. Viel körperliche Bewegung bei reichlicher, vernünftiger Ernährung. **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztl. päd. Institut. **Zweiganstalt** in **Herchen a. d. Sieg** in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft. Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Höhere Mädchenschule
von Else Schilfarth,
München, Ludwigstraße 7.
1. 6klassige Höhere Mädchenschule;
2. Fortbildungskurse für die Absolventinnen: wissenschaftliche und praktische Ausbildung; höherer Handelskurs.
Internat.
Prospekt durch das **Direktorat.**

Höhere Mädchenschule Simm-Doflein
vormals Kerschensteiner
München, Franz Josephstr. 31
Fernsprecher 30573.
Sechsklassige **höhere Mädchenschule** (5. bis einschließlich 10. Schuljahr) mit **Fortbildungskursen,** in denen Schülerinnen auch Gelegenheit geboten wird, sich privatim auf das **Absolutorium** eines human. oder Realgymnasiums vorzubereiten.
Anmeldungen jederzeit. Prospekte durch
Das Direktorat.

Institut Haselmayer Würzburg
Vorbereitung für **alle** Prüfungen, insbesondere für die **Einjährigen-Prüfungen.**
Gesundes Schülerheim.
Hervorragende Erfolge.
Beste Empfehlungen.

Handelshochschule München. Das Vorlesungsverzeichnis der Handelshochschule für das Sommersemester 1917 ist soeben erschienen. Es umfaßt 82 Vorlesungsstunden an der Handelshochschule selbst, aus dem Gebiete der kaufmännischen und industriellen Privatwirtschaftslehre, der Volkswirtschaftslehre, der Technologie und Warenkunde, der Rechtslehre, der Geographie und der fremden Sprachen. Dazu treten 64 Vorlesungsstunden an der Universität und an der Technischen Hochschule. Das Vorlesungsverzeichnis ist hier in den größeren Buchhandlungen oder direkt durch das Sekretariat der Handelshochschule erhältlich.

Josef Hofmiller
Versuche: Nietzsches Testament. Nietzsche und Rhode. Fogazzaro, Der Heilige. Katarina von Siena. Emerson. Thoreau. Maeterlinck. Die Briefe des Abbé Galiani.
Zeitgenossen: G. Hauptmann. Frank Wedekind. Ibsen. Wilh. Busch. Pontoppidan. Widmann. Ruederer. Bartsch. Hofmannsthal. Rud. Alexander Schröder.
∴ Zwei Bände in ∴ gleicher Ausstattung.
Geheftet je M 2.—, gebunden je M 3.—
Verlag
Süddeutsche Monatshefte,
Leipzig und München.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor **A. Kramer.**

Weimar
Harthstraße 30

Prakt. Töchterbildungs-Institut mit Lehrprogramm einer Frauenschule, gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.
Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftlicher, gewerblicher und künstlerischer Ausbildung. Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiß und Frau.

„Schertlinhaus" Burtenbach bei Augsburg-Bayern
Mädchen-Landerziehungsheim

1. **Höhere Mädchenschule.** 6 Klassen, modern pädagogisch geleitet.
2. **Haushaltungs- und Gartenbauschule** für Töchter gebildeter Stände.

Beide Schulen werden über die Kriegsdauer mit vollzähligem Lehrpersonal weitergeführt
Eintritt jederzeit. — Auf Wunsch illustrierter Prospekt und Referenzen
Direktion: Ernst Zech, Kgl. Pfarrer und Frau Luise Zech, geb. Mehl.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
An die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16 gezahlte Gewinnanteile: 23 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Der
schönste Wandschmuck
ist die
farbige Künstlersteinzeichnung
Künstlerisch vollwertig, anderer Graphik überlegen u. ganz wohlfeil. 600 Bilder von 60 Pfg. bis 6.- M.
Alles nähere im
Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks
146 Seiten mit etwa 500 Abbild. gegen 60 Pfennig und Katalog „Das gute Bild", 250 Abbild. oval und rund gerahmter Bilder gegen 50 Pfg. (auch in Marken)
R. Voigtländers Verlag in Leipzig 9

In
Feldpostausgaben
sind erschienen:

	Gramm		Gramm
England	230	Belgien	310
Frankreich	230	Italien	315

Friedensziele . . . . . 230 Gramm

Unsere Feldpostausgaben unterscheiden sich von den übrigen Ausgaben nur durch das leichtere Papier.
Preis des Heftes M. 1.50
Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.
Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., Leipzig und München.

Digitized by Google

Major E. Moraht

Unser gemeinsamer Krieg

Preis 1 Mark

Major Morahts Aufsatz „Feldmarschall Freiherr v. Conrad-Hötzendorf" im Berliner Tageblatt vom 5. März 1917 stellt die Schrift „Unser gemeinsamer Krieg" wieder in den Vordergrund des Interesses.

Literarische Anstalt Rütten & Loening
Frankfurt am Main

Auswahl österreichischer Literatur

aus Reclams Universal-Bibliothek

Abraham a Santa Clara, Merks Wien. Nr. 1949/50. Geh. 50 Pf.
Chiavacci, Vincenz, Wiener Bilder. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben. Nr. 4101/2. Geh. 50 Pf. Geb. 90 Pf.
David, J. J., Der Bettelvogt u. andere geschichtliche Erzählg. Nr. 5174. Geh. 25 Pf. Geb. 60 Pf.
— Ein Poet und andere Erzählungen. Nr. 5154. Geh. 25 Pf. Geb. 60 Pf.
Fraungruber, Hans, Auffseer G'schichten. Erzählungen und Schwänke. Drei Teile. Nr. 4850. 4887. 5386. Geh. je 25 Pf. Teil 1 und 2 zusammen in 1 Band geb. 90 Pf.
Greinz, Rud., Lustige Tiroler Geschichten. Nr. 5100. Geh. 25 Pf. Geb. 60 Pf.
— Die Steingruberischen. — Der Kooperator. Zwei Tiroler Bauerngesch. Nr. 3186. Geh. 25 Pf.
Grillparzer, Franz, Gedichte. Nr. 4401/2. Geh. 50 Pf. Geb. 90 Pf. In Geschenkband M. 1.80.
— Der arme Spielmann. — Das Kloster bei Sendomir. 2 Novellen. Nr. 4430. Geh. 25 Pf.
Grün, Anast., Spaziergänge eines Wiener Poeten u. a. Zeitgedichte. Nr. 5007. Geh. 25 Pf. Geb. 60 Pf.
Milow, Stephan, Drei Novellen. Nr. 5005. Geh. 25 Pf. Geb. 60 Pf.
Molo, W. v., Totes Sein. Roman. Nr. 5419. Geh. 25 Pf. Geb. 60 Pf.
Rosegger, Peter, Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Mit d. Bildnis d. Verfassers. Nr. 4000. Geh. 25 Pf. Geb. 60 Pf. In Geschenkband M. 1.50.
Schnitzer, Manuel, Wunderliche Lebensläufe. 5255. Geb. 25 Pf.
Stifter, A., Abdias. Erz. Nr. 3913. Geh. 25 Pf.
— Der Hochwald. 3911. Geh. 25 Pf. Geb. 60 Pf.

Zur Versendung ins Feld sind die Reclam-Bücher durch Format, Gewicht und Preis besonders geeignet

Vollständige Verzeichnisse durch alle Buchhandlungen oder durch den Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

Digitized by Google

Am 7. Dezember 1709 starb

Abraham a Sancta Clara

dessen Andenken heute noch lebendig ist, dessen Schriften aber doch nur wenige kennen, obwohl im Auftrage des Stadrates der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien bereits eine Auswahl aus seinen Werken erschienen ist, die in sechs Oktavbänden das Beste aus Abraham a Sancta Claras Werken bietet; diese von **Hans Strigl** mit vielen Anmerkungen versehene und bei **Heinrich Kirsch** in **Wien I, Singerstraße 7,** erschienene Ausgabe enthält:

Einleitung — Bibliographie — Astriacus Austriacus, das ist himmelreichischer Österreicher. Neuerwählte Paradeisblum — Prophetischer Willkomm — Merk's wohl, Soldat! — Merk's Wien! Lösch Wien! — Auf, auf, ihr Christen! Etwas für alle, das ist Beschreibung allerlei Standes-, Amts- und Gewerbspersonen — Heilsames Gemisch-Gemasch. Hui und Pfui der Welt — Abrahamisches Gehabdich wohl — Mercurialis oder Wintergrün — Wohlangefüllter Weinkeller — Abrahamische Lauberhütt — Besonders möblierte und gezierte Totenkapelle — Judas der Erzschelm — Ansführliches Wort- und Sachregister

und sollte selbe neben den Klassikern jeder Literaturfreund, jede höhere Schule, besitzen.

Es kosten die 6 Bände brosch. M. 18.—, geb. M. 24— und sind selbe durch jede Buchhandlung zu haben.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Soeben erschien:

Vom Lebenswege

Gesammelte Vorträge und Aufsätze

von **Friedrich Jodl**

In zwei Bänden

Herausgegeben von Wilhelm Börner

Zweiter Band

Geheftet M. 18.—, in Halbfranz geb. M. 22.—

Soeben erschien ein Werk besonderer Art unter dem Titel:

Max Glaß: **Das offene Tor**

im Verlage L. Staackmann, Leipzig (siehe Inserat).

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25 039
liefert jedes Buch schnellstens

Ein guter Berater für Bücherfreunde
sind die vierteljährlich erscheinenden
Literarischen Neuigkeiten.
Kostenfreie Zusendung durch die
Buchhandlung Karl Seidel
Josephplatz 6 • München • Fernruf 32790

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26 705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Dieses Feld kostet bei
12 Aufnahmen
M. 4.50 pro Einschaltung.

Geschäftliche Mitteilungen.

Kriegsversicherung. Die „Kriegsversicherung" der Lebensversicherungs-Gesellschaft „Oesterreichischer Phönix in Wien", deren Zweigniederlassung sich in München, Theatinerstraße 8 befindet, hat seit einiger Zeit eine Neuerung eintreten lassen, welche für unsere Leser von weitgehender Bedeutung sein dürfte. — Die Prämien für diese „Kriegsversicherung", welche bekanntlich auf die Dauer eines Jahres berechnet ist und ohne jede ärztliche Untersuchung abgeschlossen werden darf, können nunmehr auch in vier Monatsraten beglichen werden. Tritt dann nach Zahlung der ersten Rate schon der Todesfall ein, so hat der „Oesterreichische Phönix" trotzdem die volle Versicherungssumme sofort zur Auszahlung zu bringen. In kurzen Monaten hat diese Gesellschaft u. a. in Bayern allein nahezu M. 350 000 an Kriegsschäden ausbezahlt und damit manches Leid gelindert. — Generalfeldmarschall von Hindenburg sowie viele andere Würdenträger, Ministerien und sonstige Behörden empfehlen und befürworten diese „Kriegsversicherung", deren Segen schon Tausende von Familien empfunden und dankend anerkannt haben.

Digitized by Google

Sammler und Freunde künstlerischer Graphik

werden um jährlich 30 Mark

Mitglieder der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst

und erhalten jährlich 4 Hefte **„Graphische Künste"** reich illustriert im Text und durch wertvolle Tafeln, meist graphische Original-Arbeiten, ferner als **Jahresgaben** jeweils im Dezember **eine Anzahl großer Original-Arbeiten erster Graphiker.**

Ausführliche Prospekte, auch über Nachbezug früherer Jahrgänge, sowie Anmeldungen durch jede Kunst- und Buchhandlung oder den

Verlag der Gesellschaft Wien, VI/I, Luftbadgasse 17.

Friedrich Wilhelm

Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft

Gegründet 1866 **Berlin W 8** Behrenstr. 58–61

Neue Anträge
wurden eingereicht
seit 1866 bis Anfang

1876: M. 89 000 000

1886: M. 165 000 000

1896: M. 385 000 000

1906: M. 1012 000 000

1916: M. 2408 000 000

Kriegsversicherung gegen Zuschlagsprämie

Vor Abschluß einer Lebensversicherung versäume man nicht, unsere Drucksachen einzufordern. Vor Uebernahme einer stillen oder offenen Vertretung verlange man unsere Bedingungen

Geschäftliche Mitteilungen.

Für Freunde der Photographie dürfte es ratsam sein, den unserer heutigen Nummer beigefügten Tiefdruckprospekt der bekannten **„Agfa" (Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO 36)** einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen. Die geschmackvoll ausgestattete Drucksache gibt in knappester Form eine anschauliche Darstellung über Wesen, Zweck, besondere Eigenschaften, Packungsart und Packungsgröße, sowie Preise der weitverbreiteten, allgemein als leistungsfähig und zuverlässig geschätzten „Agfa"-Photoartikel: Platten, Rollfilme und Filmpacks als Aufnahmematerial mit dazugehöriger „Agfa", Belichtungstabelle nebst Entwicklern, photochemischen Hilfsmitteln und allem Zubehör für die Blitzlichtphotographie. Eine Reihe meisterhafter Abbildungen stellt den Vorzügen des „Agfa"-Photomaterials das denkbar beste Zeugnis aus und dürfte ihm manchen neuen Anhänger verschaffen, während sich für die alten „Agfa"-Freunde Gelegenheit zu nützlichen Vergleichen mit eigenen Aufnahmen bietet. Die Abdrucke der „Agfa"-Originalpackungen ermöglichen es neuen Interessenten, beim Kaufe ohne weiteres zu prüfen, daß sie das gewünschte „Agfa"-Erzeugnis erhalten.

Österreichische Geschichte.

Von Dr. Richard v. Kralik.
20 Kronen — 17 Mark.

Verlag Adolf Holzhausen, Wien VII.

Auszug aus den Besprechungen.

Frankfurter Zeitung: „... Einen selbständigen, bleibenden Wert hat die Geschichte des Weltkrieges, mit der uns der bekannte Wiener Literat und Historiker Dr. Richard v. Kralik erfreut. Neben dem Streben nach einer würdigen Objektivität kommt auch der österreichische Standpunkt zu seinem Rechte; das Werk ist übrigens unter den vorliegenden das einzige, in dem der Entstehung des Weltkrieges eine über die Paraphrase offizieller Regierungserklärungen hinausgehende kritische Betrachtung gewidmet ist; es sollte auch bei uns die gewünschte Beachtung finden."

Digitized by Google

Im Karst

Von

Anna Hilaria von Eckhel.

Dritte Auflage.

Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—.

(Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., Leipzig und München.)

Maria Janitschek, Prager Bohemia: Selten habe ich ein Buch gelesen, wie dieses, in dem jede Zeile Gehalt besitzt, jede Seite spannend ist, jedes Wort Schönheit und Seele atmet ...

Neues Wiener Tagblatt: Diese Dichtung, die unzweifelhaft zu den schönsten Werken österreichischer Poetinnen zu zählen ist ....

Adam Müller-Guttenbrunn in Deutsch-Österreich: Ein Lebensroman, der aufgelöst ist in Duft und Stimmung, der in uns nachklingt, wie eine schöne Melodie ...

Feldmarschalleutnant Franz Rieger in der Reichspost: .... aber wer dieses Büchlein zu lesen beginnt, wird von seinem Inhalt und der schönen Sprache so gefangen genommen, daß er es erst wieder aus der Hand legt, wenn es zu Ende gelesen ist.

Rudolf Hörler in Deutsch-Ungarn: Weit entfernt von jeder poetischen Phrase, ungesucht und einfach, wurden diese Verse nicht geschrieben, um „Gedichte zu machen", sind sie nicht im Hinblick auf ein „Publikum" geschaffen worden, sondern aus Freude an den eigenen Seelenregungen, aus Freude am Gefühl, am Gedanken, am Klang ....

Hans Lienert, Akademische Blätter: Durch die Gedichte sieht man hinein in die Seele einer Frau, einer Werdenden, die voll ist von Sehnsucht und Sonne, Leid und Liebe, Wehmut und Wahrheit .....

Karl Schoßleitner, Ostdeutsche Rundschau: Das ist die Sprache und die Empfindungsweise der echten, unverbildeten Menschlichkeit. Im Menschlichen vor allem ist der Wert dieses Buches verwurzelt.

Grazer Tagblatt: .... und so mag sie gelten als Kämpferin für gefährdetes Deutschtum und ganz besonders für schlichtes, wahrhaftiges Menschentum.

Alfred Ullendorf, Die Wage: Ich habe aber auch ihren Sturm und Drang, ihre Resignation gegenüber Gott und Welt und Krückenmoral gefühlt: ihre aufgeklärte Gedankenpoesie. Und ich bewundere sie darob.

Sil-Vara in der Neuen Freien Presse: Eine Dichterin, in Triest zu Hause, die, auch bildlich gesprochen, eine rauhe Gebirgswelt von der Literatur unserer modernen Weibchen trennt, singt hier aus tiefster Seele in rührend einfachen Worten typisches Leid ihrer Schwestern. In so keuschen Akzenten, ohne schwüle Sinnlichkeit, ohne Brunstgestöhne ist der Schrei nach dem Kinde noch selten erklungen, so rein und so erbarmungswürdig ..... Es sind viel Tränen in diesem Buche, aber sie wurden zu Perlen.

Digitized by Google

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Joseph Aug. Lux: Ungarn

Eine mitteleuropäische Entdeckung

Gebunden M 6.50 Soeben erschienen

Inhalt: 1. Reise in Ungarn · 2. Der ungarische Genius · 3. Bilder aus der nationalen Kunst-, Kultur- und Staatsgeschichte · 4. Ungarns geschichtliches Verhältnis zu Österreich und Deutschland 5. Die ungarische Staatsidee · 6. Das Völkerbild · 7. Volkskunst · 8. Die magyarische Volksseele 9. Die ungarländischen Deutschen · 10. Das moderne Ungarn, seine nationale und wirtschaftliche Entwicklung · 11. Nationale Literatur · 12. Wirtschaftsprobleme von heute · 13. Die ungarische Donau · 14. Die ungarische Landschaft · 15. Das Stadtbild von Budapest · 16. Das Baubild von Budapest · 17. Kunstpflege · 18. Gedächtnisstätten · 19. Spaziergänge um Budapest · 20. Westungarn · 21. Das ungarische Tiefland · 22. Siebenbürgen · 23. Oberungarn.

Dem im gleichen Verlage erschienenen Buche über die Türkei von Major Franz C. Endres, von dem binnen Jahresfrist drei Auflagen nötig wurden, tritt dieses Buch von Joseph Aug. Lux über Ungarn würdig zur Seite. In geradezu fortreißender Darstellung gibt der Verfasser ein völlig neues Bild von Ungarn, so daß er recht hat, auf dem Buchtitel von einer mitteleuropäischen Entdeckung zu sprechen.

Ein Werk zur seelischen Annäherung der Mittelmächte.

Walter Flex: Der Wanderer zwischen beiden Welten.

Ein Kriegserlebnis. Dritte Auflage. 7.—10. Tausend. Kartoniert M. 2.50

„Das Denkmal ist nicht nur ein Denkmal für ihn, sondern auch für die vielen ihm Ähnlichen, die jung wie er ihr Leben für das Vaterland gegeben haben, ein tröstendes Bild für manche trauernde Mutter, wie die seine." Monatschrift für höhere Schulen.

Walter Flex: Vom großen Abendmahl.

Verse und Gedanken aus dem Felde. Dritte, vermehrte Auflage. M. 1.—

„Eindringlicher als andere wird diese Stimme des Trostes an die Herzen aller derer klopfen, die ein teures Haupt im Felde verloren haben."
Westermanns Monatshefte.

„Voll heiligen Ernstes und reich an feinen Gedanken."
Die Wartburg.

Otto Crusius: Die heilige Not.

Gedichte. Gebunden M. 3.50

„Eine freudige Gabe, deren kraftvolle Lebensbejahung sich schon in dem lebhaften Gang, in den stark beschwingten wechselvollen Rhythmen ausspricht: Verse, die bald wie auf Flügeln daherbrausen, bald wie bewegte Gewänder flattern . . . Die Gedichte handeln nicht vom Krieg allein, sie sind eine Lebensernte, die neben der „Not" viel Lust und Glanz des Daseins birgt. Es ist ein im innersten Sinne deutsches Buch." März.

Ottmar Rutz: Bayernkämpfe.

Mit 8 Abbildungen. Geb. M. 2.80

Inhalt: Einmarsch in Frankreich. Mit der Kavallerie in Flandern. Grabenkrieg in Arras.

„Ein Bericht von Taten, die erzählt zu werden verdienen. Knapp und anschaulich! Der Verfasser ist auch im Stil durch und durch Soldat!"
Düsseldorfer Tageblatt.

Johannes Müller: Beruf und Stellung der Frau.

Ein Buch für deutsche Männer, Mädchen und Mütter. 26.—30. Tausend. Geb. M. 3.50 (Soeben neu erschienen)

Den Ausführungen dieses Buches hat der Krieg eine gewaltige Resonanz verliehen. Nicht nur was über den Beruf in der Ehe, sondern auch über den außer der Ehe gesagt ist, und erst recht die letzten Kapitel über die Ziele einer Frauenbewegung z. B. „Menschenwürd. Geschlechtsverhältnisse" und „Zunahme der Eheschließungen". Alles ist hier schon mit völkischer Perspektive vor Augen gestellt.

Johannes Müller: Die Bergpredigt.

Verdeutscht und vergegenwärtigt. 21.—23. Tausend. Geb. M. 4.50

Literarisches Zentralblatt: „Ein Buch für alle, die zugleich denkende und religiöse Menschen sind; ein Buch für die Suchenden zumal! Die Wucht der Gesamtauffassung wie die kraftvolle Tiefe der Einzelbetrachtungen ergreifen uns gleicherweise. Man wird Seite um Seite mit dem Bewußtsein lesen, reichste und tiefste Anregung und innere religiöse Förderung zu gewinnen und zugleich dem Sinn und Zweck der Worte Jesu wirklich nahe zu kommen."

Digitized by Google

Schleussner-

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. -Postkarten. Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie. Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform

Preisliste und Lieferung durch alle Photohändler oder direkt durch die

Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien

Schleussner Photohilfsbuch
I. Teil: Das Negative Bild.
II. Teil: Das Positive Bild.
Preis jed. Teiles 1 M.
Belichtungs-Ermittler „DISKUS" ermittelt durch einfache Verstellung der Drehscheibe die richtige Belichtungszeit jedes Aufnahmegegenstandes. Preis 70 Pfg.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 126

Kriegs-Versicherung

ohne ärztliche Untersuchung

Keine Altersunterschiede.

•Sofortige• Auszahlung •der vollen• Versicherungssume

Eingerückte können von jedermann versichert werden. •Mäßige Prämie•

Unsere Kriegsversicherung ist vom Kgl. bayr. Staatsministerium d. Innern genehmigt u. vom Kgl. bayr. Kriegsministerium empfohlen

K. K. pr. Lebensversicherungs-Gesellschaft Oesterreichischer Phönix in Wien

München
Theatinerstr. 8. Fernruf 27 890

In den besten Familien erhält man Stellung durch die Vossische Zeitung
Berlin SW 68, Ullsteinhaus

Die deutsche
Eigennahrung
Richtlinien für die Beseitigung unserer Nahrungsnot in Krieg und Frieden
von **Dr. Ziegelroth.**
Preis 60 Pf. durch die Buchhandl. oder Dr. Ziegelroth's Sanatorium Krummhübel.

In jedem Hause
wo gute Musik gepflegt wird, sollte auch die Königin der Instrumente zu finden sein.
Harmoniums von 46 bis 2400 Mark.
Bes. auch v. Jedermann ohn. Notenkenntnis sofort 4stimm. spielbare. Jllustr. Kat. umsonst. **Aloys Maier, Hofl., Fulda.**

Helene Raff: **Der Findling vom Arlberg,** Roman
Geheftet M 3.50; gebunden M 4.50
:: Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München. ::

Digitized by Google

Österreich von Innen.

Den Plan eines Österreichischen Heftes hatten wir schon lang. Daß wir ihn jetzt und in dieser Weise ausführen konnten, verdanken wir der redaktionellen Mitwirkung unseres verehrten Kollegen Danzer, des Herausgebers von Danzers Armeezeitung. Die Mitarbeiter des Heftes wissen, daß ihre Beiträge in einem Blatt erscheinen, das politische Verhältnisse ausschließlich unter deutschem Gesichtspunkt betrachtet. Sie alle verstehen, daß die Polen, Rumänen, Serben in- und außerhalb der Monarchie sich zueinander hingezogen fühlen, sollten sie nicht verstehen, daß uns die Italienisierung Südtirols durch die österreichische Regierung nicht gleichgültig ist? Die Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß das Deutsche Reich die Vormacht des Deutschtums ist, daß dieses jenem im Untergange nachfolgen würde. Wenn wir mit den Deutschösterreichern für ihre Selbsterhaltung kämpfen, so ist das keine politische Berechnung, sondern ein Teil des Sinnes unsres Daseinskampfes. Dafür, daß die Landkarte so oder so aussieht, sind unsre Söhne und Brüder nicht gefallen, sondern für die Erhaltung des Deutschtums. Wenn eine Form gefunden wird, die den Deutschösterreichern freie Entfaltung sichert, so wird kein Reichsdeutscher wünschen, daß die andern Nationalitäten der Monarchie in ihrer freien Entfaltung gehindert würden. Mit Schimpfen auf österreichische Verhältnisse ist nichts geleistet. Überhaupt nicht mit den verdammten Werturteilen. Sondern nur mit gegenseitigem Verständnis. Und daran fehlt es noch weit. Insbesondere — das ist gar nicht zu leugnen — ist in Deutschland an allen Stellen eine Unkenntnis österreichischer Verhältnisse zutage getreten, die auf die Dauer wieder katastrophal wirken müßte. Wir danken den Mitarbeitern dieses Heftes dafür, daß sie uns helfen wollen, Österreich von Innen kennen zu lernen. D. R.

Die Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte" haben mir — als einem „gelernten Österreicher" — die ehrenvolle Aufgabe anvertraut, „Österreich von Innen" vorzuführen. Ich bringe zu diesem Ende eine Folge von Stimmen aus Österreich, nicht über Österreich. Ich will damit sagen, daß die Leser die hier folgenden Arbeiten nicht als den Versuch betrachten sollen, sie zu bestimmten Anschauungen mehr oder minder geschickt zu überreden, sondern daß sie sie vielmehr als eine Unterlage für eigene Urteile entgegennehmen mögen.

Darauf aber kommt es für den Nicht-Österreicher an: es kann ihm nicht erspart werden, sich selbst ein Urteil über unsere österreichischen Fragen zu erkämpfen, weil wir unfähig sind, ihm eine klare Formel an die Hand zu geben. Es ist nicht leicht mit uns zu verkehren. Jeder von uns sieht Österreich anders und sagt etwas anderes aus. Man denke nur an die weitläufige, nie sich erschöpfende Literatur über den „österreichischen Staatsgedanken" oder über „Österreichs Bestimmung". Wenn man erwägt, daß sich die Ursprünge Österreichs in die Römerzeit zurückverfolgen lassen, und daß das Reich von heute in annähernd den gegenwärtigen Hauptbestandteilen rund vier Jahrhunderte besteht und den gewaltigsten Stürmen der Weltgeschichte immer wieder siegreich getrotzt hat, so ist die unentwegte Fragestellung und das Ausbleiben einer befriedigenden endgültigen Antwort immerhin ungewöhnlich.

Die folgende Reihe von Stimmen und Aufsätzen wird selbstverständlich auch nicht die befreiende deckende Formel erbringen können. Im Gegenteil: ich verhehle mir nicht, daß das Bild, das sich aus diesem

Digitized by Google

Hefte gewinnen läßt, recht scheckig ausgefallen ist, sodaß es zunächst mehr verwirrt als aufklärt. Darf ich gestehen, daß diese Wirkung beinahe beabsichtigt ist? Denn ich halte es schon für einen Fortschritt, wenn der Leser zur Erkenntnis vordringt, daß die innerpolitischen Probleme Österreichs bunt und vielgestaltig sind, historisch gewachsen, daß sie tief wurzeln und daß die Vorstellung, man könnte hier eines Tages nach irgendwelchem fremden Vorbilde eine sogenannte „Ordnung" erzielen, die Tatsachen verkennt oder mißachtet.

Es kann nicht die Aufgabe einer Zeitschrift sein, eine lückenlose systematische Darstellung unserer Fragen, Wünsche und Hoffnungen zu versuchen. Vielleicht bieten aber die hier vereinigten Proben neben dem angeführten (wohltätigen) negativen Ergebnis doch auch manche positive Anregung. Führende deutsch-österreichische Politiker vertreten die Auffassungen des in jeder Beziehung wichtigsten österreichischen Volkes, unserer Deutschen. Aber neben ihnen erscheinen hier auch Polen und Tschechen, Ukrainer, Südslaven und Rumänen: sie alle sind *auch* Österreicher, und nicht Auch-Österreicher, sondern gleichberechtigte Österreicher, die in ihrer Gesamtheit zwei Drittel der Bevölkerung unseres Reiches in sich begreifen. Es gehört zu den heikelsten Angelegenheiten des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn, wie sich das Reich zu den nationalen Kämpfen in Österreich stellt. Bismarck hat hier *nicht* Partei ergriffen und seine Nachfolger beherzigten sein Beispiel. Wer ein *starkes* Österreich fordert — und für das Deutsche Reich hat nur ein starkes Österreich Wert als Bundesgenosse — der muß die innere harmonische Ausgleichung der nationalen Gegensätze in Österreich anstreben. Die nationale Existenz der Deutschen in Österreich war — trotz allen gelegentlichen Weherufen — niemals bedroht und kann nicht bedroht werden; dazu sind wir Deutsch-Österreicher zu stark und unsere politischen Gegner zu schwach! Vom Standpunkte des Bundesgenossen gesehen, sind die nationalen Streitfragen in Österreich — verhältnismäßig — Fragen zweiter Ordnung, die Lebensfrage ist die Stärke des Reiches als Ganzes, einschließlich der zwei Drittel Nicht-Deutscher.

In dem Augenblick, in dem dieses Heft hinausgeht, sollen entscheidende Fragen unserer inneren Politik für lange Zeit beantwortet werden. Die Völker Österreichs sehen ausnahmslos mit Zuversicht den Wandlungen entgegen, die sich jetzt vollziehen: ein junger Herrscher steht am Steuer des Reiches, der Zauber einer frischen Persönlichkeit, eines unbefangenen Urteils, eines kräftigen Willens strahlt von ihm aus. Wir wissen, das alte Österreich wird unter Karl I. aufs neue seine unversiegliche Wandlungsfähigkeit glücklich bewähren.

Wien, im April 1917. Carl M. Danzer.

Digitized by Google

Österreich-Ungarns Kraftleistung im Weltkriege.

Von Maximilian Ritter von Hoen, k. und k. Generalmajor.

Keine europäische Großmacht hatte in den Jahrzehnten, die dem Weltkriege vorausgingen, ihre Politik derartig geradlinig auf den Frieden eingestellt wie Österreich-Ungarn. Während ringsum das heftigste Streben und Drängen im Gange war, die eigene Macht auf außereuropäische Länder auszudehnen, Weltmacht zu befestigen oder zu erringen, hielt sich die Monarchie wunschlos zur Seite. Selbst das bescheidene Erbe, das ihr aus der Zeit der Vormachtstellung in Mitteleuropa in die Gegenwart überkommen war, das Interesse am Balkan, trachtete sie längst nicht mehr im positiven Sinne auszunützen, sondern begnügte sich mit dem negativen Streben, die dortigen Machtverhältnisse im alten Stande zu erhalten, wobei sie sich aber, wie die Entwicklung der Dinge während der großen Balkanwirren der Jahre 1908 und 1909 zeigte, keineswegs auf dieses Prinzip versteifte, vielmehr eingreifende Veränderungen guthieß, sofern sie ihr nicht selbst unmittelbaren Schaden brachten.

Diese friedliche, äußere Verwicklungen scheinbar ausschaltende Politik mag für einen Staat, der nach Bodenfläche, Bevölkerungszahl und Lage inmitten des alten Weltteils eine Großmacht darstellen *muß*, an und für sich unvorteilhaft und schädlich sein. Darüber läßt sich nicht rechten; denn diese Politik war der Monarchie aufgezwungen, weil sie ein schwieriges *inneres* Problem zu lösen hatte: das gleichberechtigte Zusammenleben einer erklecklichen Reihe von Völkern verschiedenster Sprache, die obendrein teils dem west-, teils dem osteuropäischen Kulturkreise angehören. Derselbe Trieb, der mit der Entwicklung der zivilisierten Völker die national oder doch kulturell einheitlichen Staaten zum Wettstreit in der Teilung der ganzen bewohnten Erde veranlaßte, zeitigte in der Monarchie das Streben der in ihr vereinigten Völker, ihre nationale Eigenart zur vollen Geltung zu bringen. Diese Aufgabe, die einmal alle Völker nach vollzogener Teilung der Erde zu lösen haben werden, das reibungslose Nebeneinanderleben im festumgrenzten Raume, lastete mit voller Wucht auf Österreich-Ungarn und schrieb ihm eine friedliche äußere Politik vor.

Diese unbedingte Friedensliebe blieb nicht ohne Einfluß auf die Rüstungen für einen Kriegsfall. Gewiß waren die berufenen Faktoren bemüht, die Schutzwehr der Monarchie zu stärken; gewiß fehlte es nicht an Warnern. Doch der Widerhall der Überzeugung

Digitized by Google

fehlte, der die natürliche Scheu vor einer starken Belastung der Finanzen zu überwinden vermocht hätte. Österreich-Ungarn war nie ein Militärstaat in des Wortes engster Bedeutung. Der Stand, auf den die Wehrmacht nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und dem allmählichen Ausbau der beiden Landwehren zu Truppenformationen erster Linie gebracht worden war, schien der Mehrzahl der Politiker für die Aufgaben, die sich Österreich-Ungarn trotz aller Friedensliebe aufdrängen konnten, mehr als genügend. An einen Weltkrieg glaubte man trotz aller Warnungen nicht und verließ sich im Falle einer Verwicklung mit Frankreich und Rußland auf die Festigkeit des Dreibundes, der mindestens das Gleichgewicht der Kräfte zu sichern schien und auch — wie der Weltkrieg zeigt — hätte sichern können. Der Ruhe der Monarchie selbst drohten anscheinend nur Störungen durch die beiden erweiterungslüsternen Balkanstaaten Serbien und Montenegro, denen die Wehrmacht der Monarchie wohl auch ohne besonderen Aufwand gewachsen war.

Während in Vorbereitung der großen Weltkatastrophe allseits die Kräfte und Mittel mehr und mehr zu Gunsten einer starken Wehrmacht angespannt wurden, verharrte die Monarchie in jenem gemächlichen Tempo des Ausbaues, das eigentlich nur den durch die technischen Umwälzungen unbedingt nötigen Neuaufstellungen Rechnung trug und diese sich gleichsam vom Munde absparte, das heißt Personal und Mittel meist den älteren Formationen entzog, sodaß die Wehrmacht dadurch nicht stärker, sondern sozusagen verdünnt wurde. Die verschiedenen Krisen, die seit 1908 infolge der Balkanvorgänge Europa durchzitterten, beleuchteten grell die Rückständigkeiten und mahnten zu ihrer wenigstens teilweisen Behebung; doch waren sie auch das Signal für die anderen Großmächte, die Rüstungen zu erhöhen, sodaß die Rechnung schließlich stark zu Ungunsten der Monarchie abschloß. Noch im Jahre 1913 entfielen auf den Kopf der Bevölkerung für Wehrlasten jährlich nicht viel über 11 Kronen, kaum der achte Teil des Beitrages zum Staatshaushalt, während beispielsweise in Frankreich auf den Einwohner etwa 32 Francs Wehrbeitrag entfielen, fast der dritte Teil der Gesamtsteuerlast. Österreich-Ungarn stellte jährlich nicht viel mehr als 135 000 Rekruten in das gemeinsame Heer, die Marine und beide Landwehren ein, womit ein Friedensstand von 395 000 Mann erzielt wurde, Frankreich nützte die Tauglichen voll aus, sodaß jährlich über 270 000 Mann in die Wehrmacht eintraten und der Friedensstand auf über 600 000 Mann veranschlagt werden konnte. Das Mißverhältnis tritt noch deutlicher

Digitized by Google

hervor, wenn die Bevölkerungszahlen in Betracht gezogen werden, 51 Millionen in Österreich-Ungarn gegen 38 Millionen Franzosen.

Voll Zuversicht in die eigene Friedensliebe und die deutliche Abneigung gegen jede territoriale Erweiterung, die vorsichtigen Politikern nur eine Verschlimmerung der durch das Völkergemisch innerhalb der Monarchie geschaffenen schwierigen Verhältnisse verhieß, empfand Österreich-Ungarn die durch den kleinen Störenfried Serbien immer wieder hervorgerufenen Krisen und die damit verbundene volkswirtschaftliche Belastung wohl schmerzlich, war aber zu sehr mit seinen inneren Verhältnissen beschäftigt, um den Abgrund zu bemerken, dem es infolge der inneren Streitigkeiten und seiner Friedensliebe entgegenwandelte.

Wer konnte ahnen, daß Englands Mißbehagen über den raschen Aufstieg des Deutschen Reiches zur Weltmacht bereits soweit gediehen war, daß der Entschluß reifte, den lästig werdenden Konkurrenten mit Gewalt niederzuwerfen? Noch weniger war aber zu ahnen, daß Österreich-Ungarn, gerade die europäische Großmacht, die mit großen Weltfragen gewiß nichts zu tun hatte, in dieser Auseinandersetzung eine Hauptrolle zu spielen berufen sei. Kam sie doch dazu wie Pontius ins Credo.

England konnte mit Benützung des Feuerchens der Revancheidee, womit Frankreich seit Jahr und Tag spielte, auf dessen Mitwirkung sicher zählen. Der traditionelle Expansionsdrang Rußlands und dessen Bündnis mit Frankreich ließen dieses ebenfalls als mutmaßlichen Helfer erscheinen. Der vorsichtigen Politik Englands war dies aber zu wenig zur Erreichung eines Erfolges. Zur weiteren Werbung von Bundesgenossen bedurfte es einer Lockspeise, die Rußland einen erhöhten Anreiz bieten und auch andere Staaten ihre Rechnung beim Kriege finden lassen konnte. Österreich-Ungarn erfüllte in dieser Richtung alle Bedingungen. Der innere Streit, der als beginnender Zerfall gedeutet wurde, die als Schwäche ausgelegte Friedensliebe und sein Zurückbleiben im allgemeinen Wettrüsten ließen eine leichte Beute erhoffen.

Im Vergleich zu früheren ähnlichen Phasen ihrer Geschichte war die Monarchie dennoch verhältnismäßig gut für den Kampf gewappnet. Maria Theresia hatte zur Zeit der Thronbesteigung, als den Nachbarn der Augenblick zur Aufteilung des habsburgischen Erbes gekommen schien, nur Trümmer eines seit Jahren vernachlässigten und im unglücklichen Türkenkriege schwer geschädigten Heeres zur Verfügung. In die Kriege der französischen Revolution und der nach-

Digitized by Google

folgenden napoleonischen Epoche trat die Monarchie mit einem von Kaiser Joseph zwar gut organisierten, aber gleichfalls durch den vorangegangenen Türkenkrieg erschütterten Heer. Aber zu diesen Zeiten war es um den Feind im Durchschnitt auch nicht viel besser bestellt. Anders im Weltkrieg, auf den sich die mächtigsten Feinde seit Jahren vorzüglich verbereitet hatten.

Die geringe Ausnützung der Wehrfähigkeit der Bevölkerung ließ Österreich-Ungarn mit einer Heeresmacht in den zunächst gegen zwei Fronten zu führenden Kampf treten, als wenn es nicht 51 sondern etwa 25 Millionen Einwohner zählte. Während in anderen Staaten die zur Verfügung stehende Anzahl gut ausgebildeter Soldaten im Wege der Reserveformationen nahezu eine Verdoppelung der Feldarmee gestattete, wozu noch eine gewaltige Streitmacht zweiter und dritter Linie aus den älteren waffenpflichtigen Jahrgängen trat, mußten die schwachen Friedenskader in Österreich-Ungarn teilweise mit den nur kurz ausgebildeten Ersatzreservisten aufgefüllt werden. Um der feindlichen Übermacht etwas besser gewachsen zu sein, mußte ferner auf das Auskunftsmittel gegriffen werden, die aus gedienten Landsturmleuten ersten Aufgebotes aufgestellten Formationen, die im Frieden jedes Rahmens entbehrten, gleich von Anfang an als Feldtruppen erster Linie zu verwenden. Wohl stand diesen Nachteilen das große Reservoir unausgenützter Wehrfähiger entgegen, das bei der langen Dauer des Krieges ausgeschöpft werden konnte. Es ist aber leicht einzusehen, daß dieses Hilfsmittel seine Schattenseiten hatte. Im beginnenden Mannesalter findet sich der Körper leichter in die Anforderungen des militärischen Dienstes als in vorgerückteren Jahren. Zudem war es beim Mangel an Vorräten für einen solchen unvorhergesehenen Fall unmöglich, sofort soviele Leute einzustellen, daß ihnen eine längere Zeit der Vorbereitung und des Trainings im Hinterlande hätte gewährt werden können. Die Erzeugung der Ausrüstung, durch den Ersatz für die Feldarmee schwer belastet, konnte den Anforderungen der Ersatzkörper nur langsam gerecht werden, insbesondere in der ersten Kriegszeit, da sich die Anpassung der Industrie an die Kriegsbedürfnisse erst allgemach vollzog. Ausbildung und Ausrüstungsmöglichkeiten standen daher in Wechselbeziehung. Die jeweilig zu den Fahnen Gerufenen durften eine gewisse Zahl nicht überschreiten, wurden aber bald dringend in der Front benötigt. Welche Schwierigkeiten eine kurze Ausbildungszeit bei den Verschiedenheiten der Sprache und des Kulturstandes der einzelnen Völker der Monarchie heraufbeschwört, kann ein Fernstehender nicht erfassen. Oben-

Digitized by Google

drein entbehrte die Armee des starken Rückgrates der niederen Truppenausbildung, der längerdienenden Unteroffiziere, die in Deutschland beispielsweise für sich ein kleines Heer darstellen.

Schwer fiel ins Gewicht, daß die Monarchie mit ihren beschränkten Mitteln für Heereszwecke den Wettlauf um die Erlangung weitertragender Feldgeschütze nur in geringem Umfang mitmachen hatte können. Rußland war darin überlegen, verfügte dabei über anderthalb mehr Geschütze bei jeder Infanteriedivision und hatte überdies Munitionsmengen angehäuft, die seiner Artillerie eine geradezu verschwenderische Ausnützung gestatteten. Auch Serbien war vorsorglich vom Dreiverband ausgerüstet worden und besaß eine vorzügliche Feldartillerie. Welche wichtige Rolle die schwere Artillerie im Feldkriege spielen werde, war nicht vorauszusehen. Man begnügte sich mit der Ausrüstung der Feldarmee mit Stücken mittleren Kalibers, wobei sich Rußland eine ähnliche Überlegenheit an Wirkungsfähigkeit und Geschützzahl zu sichern gewußt hatte wie bei der Feldartillerie. Als aber bald auch die schweren Kaliber infolge der langen Dauer der Kämpfe in den Wettbewerb treten konnten, durfte Österreich-Ungarn endlich einen Faktor des Erfolges zu seinen Gunsten buchen. Namentlich das unübertroffene Wunderwerk artilleristischer Technik, der relativ schnell bewegliche und äußerst wirkungsvolle Dreißiger-Mörser wurde zu einem festen Eckpfeiler des Kampfes, als er nach dem wirkungsvollen Debut in Belgien und Nordfrankreich auf dem ihm ursprünglich zugedachten Arbeitsgebiet, dem Festungskrieg, seine Stimme in das Dröhnen der Feldschlacht mischte.

Alles in allem war somit Österreich-Ungarns Wehrmacht, dank unserer wunschlosen Friedenspolitik, eigentlich nur soweit ausgebaut und gerüstet, daß sie friedensstörenden Bestrebungen durch die Balkanstaaten entgegentreten und in entsprechendem Umfang dazu beitragen konnte, den politischen Schritten des gleichfalls nur auf Erhaltung des Friedens abzielenden Dreibundes den erforderlichen militärischen Nachdruck zu geben. Da stieß die berechtigte Forderung, Serbien möge Garantien bieten, damit die unaufhörlichen Umtriebe gegen den Bestand der Monarchie, die eben in einem fluchwürdigen Verbrechen gegipfelt hatten, ein Ende nähmen, plötzlich alle Voraussetzungen um, auf denen das bisherige politische System aufgebaut war. Italien bröckelte vom Dreibund ab, England trat der Entente bei.

Deutschland mußte mit seiner Hauptkraft vorerst gegen die westliche Koalition Front machen, um das Hineintragen des Krieges in seine westlichen Industriebezirke, die vornehmlichsten Quellen seiner

Digitized by Google

militärischen Kraft, unter allen Umständen zu vereiteln, Österreich-Ungarn fiel die Aufgabe zu, die gewaltigen Massen der russischen Heeresmacht nach Möglichkeit auf sich zu ziehen. Unter diesen Umständen mußte der Kampf mit Serbien in den Hintergrund treten, stand doch die Kraft, die bei aller Ökonomie für den nördlichen Kriegsschauplatz verfügbar gemacht werden konnte, in schreiendem Mißverhältnis zur Macht des Feindes. Die Hoffnung, die Russen infolge rascherer Versammlung des Nordheeres anfallen zu können, ehe sie aus ihrem weitausgedehnten Gebiet eine an Zahl gewachsene Kraft an den Grenzen bereitzustellen vermochten, schlug fehl, weil Rußland längst Vorbereitungen für den Kriegsfall im Sommer 1914 getroffen hatte. Die einstweilige Preisgabe Westpolens vorbereitend, häuften die Russen gegenüber Ostgalizien soviele Truppen an, daß in kürzester Frist soviele und dank vorsorglicher „Probemobilisierungen" sofort kriegsbereite Heereskörper verfügbar waren, um der österreichisch-ungarischen Streitmacht auch bei schnellstem Aufmarsch die Wage halten zu können.

Frühzeitig kam Erzherzog Friedrich zu dieser überraschenden Erkenntnis. Jeder Tag Verzögerung mußte das Kräfteverhältnis zugunsten Rußlands noch mehr verschieben, weshalb noch vor gänzlicher Versammlung der eigenen Armeen losgeschlagen wurde, um nicht jede Aussicht der Offensive zu verlieren, wozu die österreichisch-ungarische Armee im Sinne ihrer Aufgabe im Rahmen des Ganzen trotz der beharrlich wachsenden Überzahl des Feindes greifen mußte. Hätte sie sich verteidigungsweise verhalten, was ja bei der durch die moderne Waffentechnik so wesentlich gesteigerten Abstoßkraft gewisse Vorteile in sich geschlossen hätte, so würden sich dem Feinde zwei der Gesamtsache der Verbündeten äußerst schädliche Möglichkeiten eröffnet haben: Abwarten der vollkommenen Versammlung, um die verfügbare etwa dreifache Übermacht zu einem zermalmenden Angriff auszunützen, wobei es freistand, im gewählten Raume die relative Übermacht zu einer erdrückenden zu steigern, oder Bindung der österreichisch-ungarischen Nordarmee mit einer ungefähr gleichstarken und ebenfalls zu Befestigungen greifenden Kraft, um den gewaltigen Überschuß gegen Deutschland anzusetzen, was angesichts der Niederlagen, die die Russen bei Kriegsbeginn in Ostpreußen erlitten, das wahrscheinliche gewesen wäre.

Mit jenem jeden einzelnen Streiter beseelenden, vielleicht allzustürmischen Offensivdrang, der die Jugendzeit des Krieges charakterisierte, stürzten sich die Armeen Dankl und Auffenberg auf den sich

Digitized by Google

jenseits der Nordgrenze Ostgaliziens versammelnden Feind. Weder die berüchtigte Sandzone, noch die Sümpfe und Wälder der Tanewregion und des Bugbassins vermochten den flotten Drang nach Vorwärts zu hemmen. Es gelang, die Russen noch während des Aufmarsches zu überraschen. Dankls Sieg bei Krasnik, Auffenbergs Erfolg bei Zamosc leiteten vielversprechend die lange Reihe der Kämpfe ein, die höchst störend in die russischen Pläne eingriffen und den Großfürsten Nikolai zwangen, den Strom der anrollenden Aufmarschtransporte Hals über Kopf in jene Räume zu lenken. Dankl rang sich Schritt für Schritt gegen die sich allmählich zur Überzahl steigernde russische Macht gegen Lublin heran. Auffenberg sah die russischen Massen nicht vor seiner Front, sondern von Nordosten gegen seinen rechten Flügel heranströmen. Trotz der dadurch verursachten Wechselfälle dieser merkwürdigen Schlacht bei Komarow, gelang es schließlich, den russischen Stoß gleichsam in einem gegen Nordost geöffneten Sack aufzufangen und einen schönen Sieg zu erringen.

Rascher hatte sich der Aufmarsch der gegenüber der Ostgrenze Galiziens aufgebotenen russischen Heeresmacht vollzogen, der offenbar die Aufgabe zugedacht war, als „Dampfwalze" über Lemberg vorzurollen. Die Massen setzten sich ungefähr zur selben Zeit in Bewegung, als Dankl und Auffenberg nordwärts vorzustoßen begannen. Hier war der österreichisch-ungarische Aufmarsch bedeutend im Rückstande; die Hauptkraft der Armee Böhm-Ermolli begann eben erst in Südungarn die Einwaggonierung. Die herandrängende breite Flut durch einen geschlossenen, sich quer über das Land spannenden Damm aufzuhalten, schien bei der geringen Stärke der verfügbaren Kraft unmöglich. So wurde denn alles, was zusammenzuraffen war, im Raume östlich Lemberg versammelt und stürzte sich, ähnlich Winkelried die feindlichen Kolonnenspitzen gegen die eigene Brust lenkend, auf die Mitte der Feinde. Das Beginnen kostete schwere Opfer, brachte aber die sich eines so jähen Stoßes nicht versehenden Russen gründlich durcheinander und hielt im Verein mit einer zweiten, diesmal verteidigungsweise geführten Schlacht, den Feind solange im Atem, bis die Schlacht bei Komarow gewonnen war. Wäre es nur auf Fußvolk und Reiterei angekommen, so hätten sich Dankl und Auffenbergs Erfolge in weit kürzerer Zeit vollzogen, die Kämpfe östlich Lemberg für die österreichisch-ungarischen Waffen unvergleichlich günstiger gestaltet; doch stand den Russen eine an Zahl, Wirkungsfähigkeit und Ausrüstung unverhältnismäßig überlegene Artillerie zur Seite, die ihre Macht nahezu ungestört auszuüben vermochte. Trotz dieses

Digitized by Google

schwerwiegenden Nachteils ließ die österreichisch-ungarische Nordarmee den übermächtigen Feind noch immer nicht locker, um seine anrollenden Verstärkungen nach Möglichkeit auf sich zu ziehen. Rüstete sich doch Hindenburg nach dem herrlichen Siege bei Tannenberg zu einem zweiten Schlage gegen die von Osten in Ostpreußen eingefallene russische Njemen-Armee und war doch auch im Westen der Stoß gegen Frankreich noch nicht zu einem Abschluß gelangt. Nach der Meisterleistung des Verkehrens der Front unmittelbar nach gewonnener Schlacht, warf sich die Armee Auffenberg den russischen Massen, die sich von den Schlachtfeldern bei Lemberg nordwärts gewandt hatten, um jener in den Rücken zu kommen, entgegen. Boroevic aber führte die in der Verteidigungsstellung hinter der Grodeker Teichlinie gesammelten, kurz vorher in Ostgalizien so schwer mitgenommenen Streiter im Verein mit der inzwischen herangekommenen Armee Böhm-Ermolli den Russen abermals im Angriff entgegen. Wieder war es die Überlegenheit der Artillerie, die das Tempo des Vordringens gegen Lemberg derart verzögerte, daß die Russen gegen Auffenbergs östliche Flanke und Rücken, sowie gegen Dankl einen immer stärkeren Druck ausüben konnten. Mittlerweile hatte Hindenburg auch die Njemenarmee geschlagen, in Frankreich wurde nach der Schlacht an der Marne die Offensive eingestellt. So brach denn auch Erzherzog Friedrich die Schlacht ab und führte seine Armeen nach Westgalizien zurück, um die gelichteten Reihen wieder aufzufüllen und die Ausrüstung zu ergänzen. Hindenburg eilte mit einem Teile seiner Armee herbei, um an dem weiteren Ringen gegen die russische Hauptmacht teilzunehmen.

Die Ruhe währte nur kurz. Kaum war festgestellt, daß die Russen nur zögernd und mit schwächeren Kräften bis Mittelgalizien folgten und dort stehen blieben, so ging es wieder vorwärts, um den Russen nicht Zeit und Freiheit des Handelns zu lassen. Vergeblich versuchte Radko Dimitriew mit gewaltigen Massenstürmen Przemysl in seine Hände zu bringen, ehe der Entsatz herannahte. Während im Westen die belgischen und französischen Festungen der deutschen Angriffskunst rasch erlagen, hielt Kusmanek das ihm anvertraute Bollwerk unerschütterlich fest und sah den russischen Angriffseifer verbluten, bevor noch der Anmarsch der Armee Boroevic das Aufgeben der Einschließung erzwang.

Wie sich bald zeigte, hatte der unvermutete Vorstoß der Verbündeten die Russen gerade beim Werke angetroffen, in Westpolen eine mächtige Heeresmacht zur Führung eines tödlichen Stoßes gegen Deutschland

Digitized by Google

zu versammeln. Das Geschick war den Verbündeten keineswegs günstig. Denkbar ungünstiges Wetter lastete gerade zurzeit auf ihren Operationen, als Schnelligkeit allein der Minderzahl zu Erfolgen hätte verhelfen können. Als die österreich-ungarische Nordarmee am San und vor den russischen Stellungen bei Sambor ankam, waren die Truppen durch die Mühseligkeiten und die Schwierigkeit des Fortkommens auf grundlosem Boden erschöpft. Was aber noch schlimmer wog, war, daß der Nachschub der Verpflegung und insbesondere der so wichtigen Munition nicht zu folgen vermochte und die Wiederherstellung zerstörter Eisenbahnbrücken Wochen in Anspruch nahm. Zu allem Überfluß brach Cholera und Ruhr aus. Unter diesen Umständen war in den wochenlangen, äußerst heftigen Kämpfen in der Schlacht bei Chyrow und am San nicht jener durchschlagende Erfolg zu erringen, der dem ganzen Feldzug eine siegreiche Wendung hätte geben können. Mittlerweile versuchte Hindenburg, dem sich später auch Dankl zugesellte, den Russen alle Übergänge zu verstopfen, mittels derer sie ihre gewaltige Hauptkraft über die Weichsel nach Westpolen bringen wollten. Auf die Dauer war dies bei dem Mißverhältnis der Kräfte ein vergebliches Beginnen. Gerade als sich in Galizien durch die Wiederherstellung der Eisenbahn nach Przemysl die Lage der österreichisch-ungarischen Hauptarmee günstiger und aussichtsreicher zu gestalten begann, war es den Russen endlich gelungen, in Polen ihre ganze Kraft zur Entfaltung zu bringen. Wollten sich die Verbündeten nicht erdrücken lassen, so mußten sie sich rasch vom Feinde lösen, um bessere Bedingungen für einen neuen Waffengang schaffen zu können. So wenig befriedigend dieser zweite Feldzug verlief, hatte er doch den Beginn der großen russischen Offensive gegen Deutschland um mindestens einen Monat hinausgeschoben, ein umso bedeutungsvollerer Gewinn, als zu dieser Zeit das Ringen in Frankreich in einer vom Meere bis zur Schweiz reichenden befestigten Linie zu einem Stillstande kam, der hinfort erlaubte, dem östlichen Kriegsschauplatz einen größeren Teil der deutschen Streitkräfte zu widmen.

Die sich gegen Deutschland mit scheinbar unaufhaltsamer Wucht langsam vorwärtsrollende „Dampfwalze" aufzuhalten, war die nächste und dringendste Aufgabe der Verbündeten. Erzherzog Friedrich warf daher mit Vernachlässigung der Sicherheit eigenen Gebietes die Armee Böhm-Ermolli vom rechten Flügel nach Preußisch-Schlesien, um die Front zu stärken, aus der Hindenburg mittlerweile den größten Teil seiner Armee gezogen hatte, um einen Vorstoß in die Nordflanke der Russen einzuleiten. Erzherzog Friedrich stellte indessen die Armee Erz-

Digitized by Google

herzog Joseph Ferdinand bei Krakau gegen die russische Südflanke bereit. Der beiderseitige Flankenstoß brachte zunächst das Kunststück zuwege, die Dampfwalze zum Stehen zu bringen, doch machte sich alsbald die russische Überzahl geltend. Hindenburg mußte Verstärkungen abwarten, gegen Erzherzog Joseph Ferdinand setzten die Russen nicht nur bedeutende Kräfte in der Front und in der rechten Flanke ein, sondern drohten ihm obendrein südlich der Weichsel in den Rücken zu kommen. Zu allem Überfluß waren die Russen auch noch über den schwach bewehrten Karpathenwall bis Homonna vorgedrungen und bedrängten die Verteidiger der Duklasenke aufs äußerste.

All die widrigen Verhältnisse ließen den Erzherzog Friedrich und seinen Chef des Generalstabes Freiherrn Conrad nicht den einzig heilbringenden Gedanken vergessen, die Dampfwalze, und zwar durch Flankenangriff zu bekämpfen. Wieder erfolgte eine blitzschnelle Umgruppierung, die die Gruppe FML. Roth der Armee Erzherzog Josef Ferdinand in die südliche Flanke der südlich der Weichsel gegen Krakau vorstoßenden Russen brachte. Nach wechselvollen Kämpfen wurde der Sieg Limanowa-Lapanow erfochten, nicht wenig dadurch gefördert, daß die Armee Boroevic, kaum daß sie ein Nachlassen des Druckes der Russen in der Duklasenke wahrnahm, zur Gegenoffensive umkehrte. Ihr rasches Vordringen gegen die russischen Verbindungen in Mittelgalizien und der gleichzeitige Erfolg Hindenburgs in der zweiten Schlacht bei Lodz krönten den Feldzug, indem die Dampfwalze nunmehr gezwungen war, ein beträchtliches Stück bis in eine gut verteidigungsfähige Linie zurückzurollen. Die Gefahr eines abermaligen Einfalles der Russen in die mitteleuropäischen Kulturstätten war abgewehrt, insbesondere da der gefährliche Druck der Armee Boroevic den Schwall der Russen gegen Süden, gegen den Karpathenwall lenkte.

In wahrhaft gigantischem Ringen dreier großer Feldzüge hatte das Gros der österreichisch-ungarischen Wehrmacht bis Ende 1914 die ihr im allgemeinen Kriegsplan gestellte Aufgabe, die Hauptmacht der Russen auf sich zu ziehen, mit Selbstaufopferung gelöst und auch in der nächsten Kriegszeit die Stoßkraft des Feindes an die Karpathen gefesselt. Erst in zweiter Linie konnte der Russe daran denken, einen Versuch gegen Ostpreußen zu unternehmen. Maßlose Enttäuschung im gegnerischen Lager, wo man auf einen sicheren baldigen Zusammenbruch der schwach gerüsteten Monarchie gerechnet hatte, war die Folge dieser unerwarteten Kraftleistung.

Doch auch die Balkanstreitkräfte, kaum ein Viertel der Wehrmacht, hatten der Nordarmee an Selbstaufopferung nichts nachgegeben

Digitized by Google

und inzwischen gleichfalls Taten vollbracht, die frühere Leistungen ihrer Vorfahren in den Schatten stellten. Bei der bedeutenden Länge der Grenze, die gegen Serbien und Montenegro zu verteidigen war, konnte trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit der Feinde an ein rein verteidigungsweises Verhalten nicht gedacht werden, gar da den Serben zwei divergierende Stoßrichtungen freistanden, die beide gleich bedrohlich waren, gegen Ungarn und gegen das bosnische Neuland. So war auch hier, um dem Feinde nicht die völlige Freiheit des Handelns einzuräumen, die Offensive geboten, die mit unerschütterlicher Zähigkeit trotz manchen Mißgeschickes festgehalten wurde. Zielbewußt wurden hiefür alle verfügbaren Kräfte zusammengerafft, die Grenze der Herzegovina gegen Montenegro nahezu entblößt. Zwei Brigaden hatten diesen Feind im Schach zu halten und sie besorgten dies in einer Reihe siegreicher Kämpfe so gut, daß alsbald auch das Gros dieser Truppen gegen Serbien Verwendung finden konnte. Die Anschläge gegen Cattaro aber, das dem König Nikolaus nach Eintreffen schwerer französischer Artillerie auf dem die Bocche beherrschenden Lovcen eine sichere Beute schien, scheiterten kläglich, als sich den Geschützen der Forts die präzis schießende Artillerie einer Flottenabteilung beigesellte.

Der erste Vorstoß über die Drina brachte der im Süden vordringenden bosnisch-herzegovinischen Armee die Siege bei Višegrad und Priboj, doch geriet die Armee Frank nach schönen Anfangserfolgen in der Schlacht bei Tekeris in schwierige Lage, da sich die Hauptkraft der Serben gegen sie gewendet hatte. Die Unterstützung durch die Armee Böhm-Ermolli, die vor ihrem Abtransport auf den nördlichen Kriegsschauplatz das Korps Terszthanski bei Sabac die Save überschreiten ließ, konnte sich infolge der schweren Kämpfe, in der diese Truppen knapp beim genannten Ort verwickelt wurden, nicht fühlbar machen. Drückende Hitze bei Wassermangel, äußerst schwierige Nachschubsverhältnisse und die heimtückischen Anschläge der fanatischen Zivilbevölkerung erschwerten die Lage derart, daß nicht abgewartet werden konnte, bis die Erfolge der räumlich weit getrennten bosnisch-herzegovinischen Armee ihre Wirkung auf den gegenüberstehenden Feind zu äußern vermochten. So ging es denn wieder hinter die Drina zurück.

Wie stark die Serben durch die Augustkämpfe hergenommen waren, erwies sich dadurch, daß sie mehr als zwei Wochen verstreichen ließen, ehe sie eine vorsichtige Offensive nach Syrmien und in das Banat unternahmen. Inzwischen hatten sich aber beide österreichisch-ungarischen

Digitized by Google

Armeen an der unteren Drina vereinigt. Sie überschritten sofort den Fluß und benahmen den Serben, deren Timokdivision übrigens bald nach dem Saveübergang nächst Mitrowitza von der Division Krauß vernichtend geschlagen wurde, die Lust zu weiteren Abenteuern. Sie zogen ihre Truppen eiligst heran, um die von den k. u. k. Truppen unter schweren Kämpfen eroberten Höhen bei Krupanj wiederzugewinnen und damit der großen Schlacht an der Drina eine entscheidende Wendung zu geben. Das Ringen dauerte lang und war schwer. Mit Vernachlässigung aller Nebenzwecke wurde nahezu jeder verfügbare Mann auf das Schlachtfeld geworfen. Eine Fülle von Einzelkämpfen tobte auf den Höhen bei Krupanj und südlich Loznica, bis schließlich mit der Wiedereroberung der heißumstrittenen Jagodnja die Angriffslust der Serben gebrochen war. Der Kampf verflaute hier wie bei der Armee Frank, die inzwischen nächst der Drinamündung in der sumpfigen Parasnica festen Fuß gefaßt hatte, in das mühselige schrittweise Raumgewinnen des Stellungskrieges.

Die Serben hatten sich inzwischen die Entblößung der oberen Drina zunutze gemacht, um im Verein mit Montenegrinern in Südostbosnien einzufallen. Zahlreiche irreguläre Banden gingen den Truppen voraus, denen Verstärkungen folgten, als die Serben die Hoffnung aufgeben mußten, in der Schlacht an der Drina die Oberhand zu gewinnen. Sie dachten wohl, daß der Druck auf die Verbindungen schließlich auch zum Rückzug ihrer Widersacher führen müsse. Doch mit Hilfe einiger Truppen, die aus der technisch verstärkten und daher geringerer Besetzung bedürfenden Schlachtfeldstellung herausgezogen wurden, dann einigen Landsturmformationen wurde ein Kesseltreiben eingeleitet, das zunächst die bedrohlich gegen die Nachschublinie vorgegangene serbische Gruppe im Treffen bei Vlasenica zurücktrieb und dann in größerem Umfang, nach Heranziehen der letzten mobilen Truppen aus der Herzegovina und Tiroler Landstürmern, in der Schlacht auf der Romanja planina Serben und Montenegriner derart traf, daß sie eiligst aus Bosnien entwichen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, mit den serbischen Hauptkräften abzurechnen. Die Lage hatte sich in der Zwischenzeit insoferne günstig gestaltet, als nach langen Kämpfen, während derer vergeblich versucht worden war, durch einen Vorstoß der Truppen aus Syrmien und dem Banat über die Save in die Macva dem Nordflügel der Serben an der Drina in den Rücken zu kommen, gelungen war, die starken serbischen Stellungen in der Parasnica, nächst der Dammstraße Cernabara—Ravnje zu erstürmen, worauf die Serben in eine vorbereitete

Digitized by Google

Stellung am Fuß der Cerplanina zurückgingen. So konnte die Armee Frank nunmehr von Norden auf die Serben drücken, während die aus Südostbosnien nach vollbrachter Säuberung des Landes heranmarschierenden Truppen gegen die südliche Flanke wirken sollten; also eine doppelte Umfassungsschlacht. Die Armee Frank fand vor der gut gewählten serbischen Stellung ein Glacis, das dem nun folgenden siebentägigen harten Ringen eine gewisse Ähnlichkeit mit St. Privat gab. Die Serben hatten überdies in Erkenntnis der Gefahr, die ihrem ganzen Heere im Falle eines Mißerfolges an dieser Front drohte, nicht mit Truppen gespart, sodaß sie energischen Widerstand zu leisten vermochten. Als nun die Truppen aus Südostbosnien herangekommen waren und sich anschickten, die Drina auswärts des südlichen Flügels zu überschreiten, ging auch die Mitte auf den Höhen südlich Loznica und bei Krupanj zum Angriff vor. Trotzdem die Serben sich hier mit allen Mitteln befestigt hatten, wurden ihre Stellungen, darunter der zu einem schier uneinnehmbaren Stützpunkt ausgebaute Berg Kostajnik, in überraschend kurzer Zeit erstürmt, womit die Schlacht an der Drina zugunsten der an Zahl schwächeren k. u. k. Truppen, leider aber frontal, vor Wirksamwerden der Umfassungen entschieden war.

Trotz schlechten Wetters und grundloser Straßen setzte eine allseitige Verfolgung ein. Wo sich serbische Truppen stellten, wurden sie geworfen, so gute Stellungen ihnen auch das gebirgige Gelände bot. Begreiflicherweise wehrten sie sich am heftigsten gegen den Südflügel, dessen Vordringen ihre Rückzugslinie bedrohte. Ihnen kam zu statten, daß hier ein schwer passierbares Gebirge den Angreifern die größten Schwierigkeiten in den Weg legte, die durch Kälte und Schneefälle in der bereits sehr vorgeschrittenen Jahreszeit erhöht wurden. Vergeblich rüsteten sich die Serben zu einer Schlacht in den Stellungen bei Valjevo. Sie waren in den Flanken bedroht, ehe sie sich dessen versahen. So zogen sie Hals über Kopf gegen den Versammlungsraum bei Arangjelovaz—Gorni Milanovac ab.

Für das siegreiche Heer war nach dem Erreichen der Kolubara die dringendste Forderung, ausreichenden Nachschub sicherzustellen. Munition ging zur Neige, Schuhe waren zerrissen, die Uniformen umsomehr erneuerungsbedürftig, als sich der Winter schon sehr fühlbar machte. Auf den Straßen im Vormarschraum war trotz emsigster Bemühungen tausender Arbeiter bei dem andauernden Regenwetter kein Vorwärtskommen für Fuhrwerke. Die einzige Möglichkeit bestand in der Inbetriebsetzung der von der Donau, von Obrenovac nach Valjevo führenden Eisenbahn. Dies forderte aber die Besitznahme der Höhen

Digitized by Google

jenseits der Kolubara, eines damals gerade viel Wasser führenden Flusses, hinter dem sich die serbischen Nachhuten festgesetzt hatten.

Ungeachtet des immer fühlbarer werdenden Verpflegsmangels, der mangelhaften Beschuhung und Bekleidung und des dadurch rasch anwachsenden Krankenstandes gingen die Truppen ungebrochenen Mutes in die neuen Kämpfe, in die die Serben allgemach auch ihre Hauptkräfte warfen. Die Schlacht an der Kolubara wurde das blutigste Ringen in dem bisher gewiß an Opfern nicht armen Feldzuge. Tagelang tobte der Kampf an der Kolubara und am Lig sowie auf den hoch mit Schnee bedeckten Bergen zwischen Kolubara und westlicher Morawa. Schließlich gewann die größere Zähigkeit die Oberhand, die Serben waren geschlagen, mußten Belgrad preisgeben und die Stunde nahte, da der Betrieb der Eisenbahn aufgenommen werden konnte. Der südliche Flügel drang in der Verfolgung sogar bis auf die beherrschenden Höhen gegenüber Gorni Milanovac vor, vielleicht allzu nahe an die letzte Stellung der Serben, die sich überdies durch das Vordringen der herzegovinischen Division im Tale der westlichen Morava in ihrer wichtigsten Verbindungslinie mit dem Süden des Landes bedroht sahen. Warteten sie ab, bis ihre Gegner sich retabliert und zu neuem Angriff versammelt hatten, so war ihr Schicksal besiegelt. Das Vertrauen in die Festigkeit der früher vielgerühmten Stellung war längst geschwunden, da zuviele Erfolge der österreichisch-ungarischen Truppen deren Überlegenheit im Angriff erwiesen hatten.

Diese trostlose Lage gebar einen Entschluß der Verzweiflung, der durch den Umstand unterstützt wurde, daß der Rückzug die Serben an Quellen ihrer militärischen Kraft geführt hatte, die obendrein durch eine eben eingelangte Munitionssendung ihrer Bundesgenossen reichlich gespeist worden waren. Alles, was Waffen tragen konnte, zusammenraffend, brachte die serbische Führung die Armee wieder auf etwa 200 000 Mann, mit denen sie plötzlich gegen den durch Verluste und Krankheiten bis auf Friedensstand der Unterabteilungen geschwächten Südflügel vorbrachen, dessen dünn besetzte Linien nur noch wenige Patronen zu verfeuern hatten. Der Ausgang dieses Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Vergeblich suchten sich die schwergeprüften Truppen in heldenmütigem Widerstande an die vordem in einer Reihe schwerer Angriffe nacheinander genommenen Rückenlinien zu klammern. Sie waren hinter die Kolubara gedrängt, ehe der sofort von Norden gegen Arangjelovac eingeleitete Angriff der Armee Frank wirksame Erfolge zu erringen vermochte. Als die Armee Frank endlich die Stellung, die die Nordflanke der Serben deckte, zu überwinden be-

Digitized by Google

gann, und namentlich den wichtigsten Stützpunkt, die Höhe Kosmaj, erstürmt hatte, war es zu spät. Die Serben konnten gegenüber der arg geschwächten bosnisch-herzegovinischen Armee geringe Kräfte belassen und die übrigen Truppen auf das andere Schlachtfeld werfen. So wurde die Zurücknahme der beiden, seit mehr als drei Monaten fast ununterbrochen unter den schwierigsten Verhältnissen kämpfenden und äußerst erholungsbedürftigen Armeen in Retablierungsquartiere hinter der Save unausweichlich.

Die schönen Operationen dieses Feldzuges hatten somit Mitte Dezember mit einem Mißklange geendet. Doch die ungewöhnlichen Leistungen und die Ausdauer der Truppen gegenüber einem stärkeren und kriegsgewohnten, tüchtigen Feinde waren, wie die Folge zeigte, nicht vergeblich gewesen. Serbiens Heeresmacht war so schwer getroffen, daß sie viele Monate hindurch völlig vom Kriege ausgeschaltet blieb und keinen Versuch einer ernsten Offensive zu unternehmen vermochte, trotzdem ein großer Teil der österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte sehr bald in den Karpathenkampf und später gegen Italien abgezogen wurde, und die Gestaltung der Dinge die Serben wiederholt zu aktivem Eingreifen geradezu herausforderte.

Österreich-Ungarn hatte, um solch gewaltige Leistungen im Norden wie im Süden zu vollbringen, alles ausgenützt, was es in seinen Kriegsvorbereitungen während der Friedenszeit an militärischer Kraft aufzuspeichern vermocht hatte. Die notdürftig ausgebildete Ersatzreserve, selbst die früher einmal ausgebildeten Landsturmleute des zweiten Aufgebotes waren eingesetzt worden. Diese alten Landstürmer kämpften gegen Serbien und Montenegro hervorragend mit, die hervorstechendste Leistung war aber die Verteidigung des Karpathenwalles östlich des Uzsokerpasses, eine weite Front, die schon nach den Schlachten bei Lemberg von der Feldarmee entblößt werden mußte. Wohl ließ die immer wieder zum Angriff vorgehende Nordarmee den Russen keine Muße, eine Unternehmung großen Stils gegen Nordostungarn einzuleiten, doch konnten sie sich bei ihrem gewaltigen Kraftüberschuß immerhin ganz beträchtliche Aufgebote, meist Kosaken und Reichswehr, leisten, die über die schwach bewehrten Übergänge des Gebirges in Ungarn einzudringen trachteten. Was die aus den alten Landsturmleuten und Marschbataillonen zusammengesetzten, in allem Zubehör improvisierten Formationen in Abwehr der feindlichen Angriffe und Vertreibung der da und dort eingedrungenen Kolonnen leisteten, mutet märchenhaft an. Das sogenannte Karpathenkorps Hofmann und die Armeegruppe Pflanzer-Baltin hielten aber nicht nur treue Wacht auf dem Gebirgswall, sondern stiegen auch im

Digitized by Google

Zusammenhang mit den Vorstößen der Hauptarmee bis weit nach Galizien und in die Bukowina hinab, als wären sie aus erprobten, mit allen Kriegsnotwendigkeiten versehenen Linientruppen zusammengesetzt.

Wie bei allen kriegführenden Staaten, außer Rußland, zeigte sich auch in Österreich-Ungarn, daß die Munitionsausrüstung den Anforderungen des Krieges mit seinen eigentlich ununterbrochenen schweren Kämpfen nicht gewachsen war. Die Not trat schon früh ein, fand aber rasch Abhilfe durch die Leistungen der inländischen Industrie, die sich den Verhältnissen überraschend schnell anpaßte. Sie sprang aber auch hinsichtlich der Waffen, namentlich der Geschütze und der Ausrüstung und Bekleidung, rüstig in die Bresche, sodaß die unvermeidliche Krise überwunden werden konnte, als sich herausstellte, daß das Dogma der Volkswirtschaftler, Europa könne nicht länger als hundert Tage einen großen Krieg ertragen, grundfalsch war.

Beständig floß der Feldarmee ein Strom von Ergänzung in jeder Beziehung zu, nicht zuletzt an Soldaten, die einer früher nie erträumten Ausnützungsmöglichkeit des Menschenmaterials zu danken waren. Wie wurden Japan und die Balkanstaaten als unerreichbare Muster der Wehrfähigkeit angestaunt und gepriesen, und wie übertraf das Menschenmaterial Österreich-Ungarns die hochgespanntesten Erwartungen! Diese Lebenskraft der schon längst von beutegierigen Nachbarn totgesagten Monarchie äußerte sich aber auch in der überraschenden finanziellen Stärke, die sich in der Aufbringung der Kriegskosten durch die im Inland gezeichneten Anleihen aussprach. Die Kriegsgeschichte der Monarchie war bis in die Zeiten Maximilians des letzten Ritters eine Kette von Finanznöten, was schon Montecuccoli den legendär gewordenen Seufzer abpreßte, daß zum Kriegführen die drei Dinge: Geld! Geld! und wieder Geld! gehöre. Umsomehr mußte diese unerwartete finanzielle Kraft verblüffen.

So trat Österreich-Ungarn allen pessimistischen Vorhersagen zum Trotz nach einem fünfmonatlichen Kriege, dessen intensive Führung alle bisherigen Begriffe überstieg, ungebrochen in das Jahr 1915, das seiner Wehrmacht gleich wieder eine der schwersten Proben aufbürdete, die furchtbare, alle Schrecknisse feindlicher Waffenwirkung und feindseliger Natur in sich schließende Winterschlacht in den Karpathen. Den keine blutigen Opfer scheuenden russischen Durchbruchsversuchen in der Duklasenke stellte die verbündete Führung, dem bewährten Grundsatz getreu, dem Feinde nicht die Initiative des Handelns zu überlassen, keineswegs die bloße Abwehr entgegen, sondern suchte das Ringen im Angriff zu einem positiven Erfolge zu

Digitized by Google

wenden. Wie jene gegen den inneren Flügel ihre Anstrengungen richteten, um mit einem erfolgreichen Schlage die ganze, sonst ihre Verbindungen verlierende Front zum Rückzug zu zwingen, setzten die Verbündeten ihre Stöße im Osten an. Sie mußten dabei den Nachteil in den Kauf nehmen, daß in jenen Teilen das Gebirge höher und schwieriger zu durchschreiten war als in der niedrigen Duklasenke. Wieder war die Witterung auf der Seite des Feindes. Mit dem Beginn der Offensive fiel der Eintritt des Winters in voller Kraft überein. Abgesehen von grimmiger Kälte, die in den hohen Teilen des Gebirges besonders fühlbar war, wuchsen die Schneemassen in unheimlicher Weise und erschwerten die Umgehung, die in jenem Gelände allein einen Erfolg gegen die starken natürlichen Stellungen verspricht, unendlich. Tatsächlich blieben die Vorstöße, die von Boroevic, Böhm-Ermolli und Linsingen unternommen wurden, vornehmlich wegen des Schnees und der schwierigen Nachschubverhältnisse stecken. Nur die mit Linientruppen verstärkte Armeegruppe Pflanzer-Baltin bahnte sich den Weg nach Ostgalizien und in die Bukowina, wo sie schwere Kämpfe zu bestehen hatte, da die Russen sich beeilten, dieser gefährlichen Offensive einen starken Riegel vorzuschieben. Bis in den April dauerte die am 23. Jänner begonnene Winterschlacht. Die Russen drangen wohl über die Duklasenke ein, wurden aber in engen Grenzen gehalten, wobei den Verteidigern zugute kam, daß den Russen die Not an der übrigen Front verbot, die volle Wucht ihrer Massen an der entscheidungsuchenden Stelle anzusetzen. Ein kritischer Augenblick war der durch Hunger, nach standhaftester Verteidigung erzwungene Fall von Przemysl, worauf die russische Belagerungsarmee in den Karpathenkampf geworfen wurde. Wieder erhob sich die Schlacht zu besonderer Heftigkeit, die Russen errangen einige Vorteile, und endlich wurde es in der Gegend südlich Mezö Laborcz sogar kritisch, als noch im richtigen Augenblick das deutsche Beskidenkorps eintraf und mit seiner frischen Kraft der Osterschlacht um die Kobilahöhe eine siegreiche Wendung gab. Im großen genommen, war der Kampf um den Karpathenwall unentschieden geblieben, doch war der triumphierend vorausgesagte Einbruch in Ungarn mißglückt, und die Russen hatten eine Einbuße erlitten, die selbst für ihre schier unerschöpflichen Kräfte zuviel war.

Die Karpathenschlacht hatte sich bereits im Zeichen der engen Verschmelzung der Kräfte der Mittelmächte vollzogen, die dem ferneren Ringen im Osten und Südosten das Gepräge gibt. Doch waren nur wenige deutsche Divisionen beteiligt, sodaß die Hauptlast dieses schweren Kampfes auf der österreichisch-ungarischen Wehrmacht lag, von der weit mehr als die Hälfte eingesetzt wurde. Er gewann seine hohe Bedeutung

Digitized by Google

dadurch, daß er die Vorbedingung für die alle Welt überraschende Maioffensive schuf, die in den ringsum im Stellungskrieg erstarrenden Völkerstreit einen neuen, frischen Zug brachte und einen beispiellosen, seither noch nicht übertroffenen Erfolg zeitigte.

Rußland blieb aber ungeachtet der schweren Niederlagen und des großen Raumverlustes auch weiterhin ein gewaltiger Feind, der dauernd den größeren Teil der österreichisch-ungarischen Wehrmacht fesselte und manchen harten Strauß mit ihr ausfocht, an ihren personellen und materiellen Machtmitteln unaufhörlich zehrend. Böse Tage brachte der Sommer 1916. In der Not des Augenblickes stellte der damalige Thronfolger Erzherzog Karl, von Tirol, wo ihn der erste Lorbeer des Sieges umgrünte, herbeieilend, die ganze Macht seiner Persönlichkeit in den Dienst der allgemeinen Sache und wies als Heeresgruppenkommandant im gefährdetsten Raume den russischen Ansturm in die Schranken. Seine Kampffront erweiterte sich bedeutend, als im Herbst auch Rumänien in die Reihe der Feinde trat und seine Kolonnen überraschend in Siebenbürgen einfallen ließ. Ihnen warf der Erzherzog zum Schutze des Landes den als Korpsführer im Kopfe des Hammers, mit dem Mackensen in dem Siegeszuge gegen Rußland im Sommer 1915 immer wieder die russische Front durchschlagen hatte, zu wohlverdientem Ruhme gelangten Arz von Straußenburg entgegen, der das Land vom Feinde befreite, als mit dem Vorstoß der deutsch-bulgarischen Armee Mackensen und den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen Falkenhayns die Stunde des Gerichtes über den seit langer Zeit auf den Treubruch sinnenden Feind hereinbrach. Hohen Ruhm erwarb sich in diesem Feldzug die österreich-ungarische Donauflottille, die sich als unbestrittene Beherrscherin des großen Stromes erwies.

Die gewichtige Beitragleistung der Monarchie im Osten gegen den militärisch stärksten Feind der Mittelmächte erscheint in umso hellerem Lichte, als mittlerweile auch an einer dritten Front der Kampf entbrannt war. Schon während der Maioffensive des Jahres 1915 glaubte der frühere Bundesbruder Italien den Augenblick für gekommen, um durch einen heimtückischen Anfall seine begehrlichen Absichten nach fremdem Besitz in die Tat umsetzen zu können. Der Augenblick täuschte eine besondere Gunst des Schicksals vor.

Auf einer Front von etwa 600 Kilometer Breite mit dem starken nordöstlichen Feinde in schweren Kämpfen gebunden, etwa 900 Kilometer Grenze gegen Serben und Montenegriner sichernd, waren der österreichisch-ungarischen Heeresmacht, die neun opfervolle Kriegsmonate hinter sich hatte, der Aufgaben mehr als genug aufgebürdet. Nun sollte noch eine trockene Grenze von fast 600 Kilometer Längenentwicklung gegen eine starke Armee gehalten werden, die sich eben-

Digitized by Google

sovieler Monate ungestörter Rüstung und Vorbereitung für den Krieg mit dem Vorteil erfreute, sich die Erfahrungen einer Reihe von Feldzügen unter den verschiedensten Verhältnissen für die eigene Ausrüstung und Truppenverwendung nutzbar machen zu können. Überdies lud die istrianische und dalmatinische Küste von Triest bis Cattaro, rund 600 Kilometer Luftlinie, zu Unternehmungen ein, wozu den Italienern, die Flottenabteilungen ihrer Bundesgenossen im Mittelmeer gar nicht gerechnet, eine an Einheiten, Wasserverdrängung und Bestückung der österreich-ungarischen Seemacht bedeutend überlegene Flotte zur Verfügung stand.

Wieder erwies sich, welcher Kraftleistung die Monarchie fähig ist. In den Alpenländern eilte Alt und Jung zu den Waffen, als der Ruf durch die Gaue ging, das Vaterland sei in Gefahr und der Kaiser habe den populären Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Eugen mit der Verteidigung wider den welschen Erbfeind betraut. Trotzdem schon soviel Kriegsvolk gegen Rußland und Serbien gezogen war, kam eine recht ansehnliche Zahl von Standschützen und Freiwilligen zusammen, die sich den wenigen unmittelbar zur Hand befindlichen Ersatzkörpern, Landsturmformationen und Arbeiterabteilungen anschloßen und die Grenzwacht in den heimatlichen Bergen bezogen, wo inzwischen die permanenten Befestigungen soweit ausgestaltet worden waren, daß die Verteidiger wenigstens an den wichtigsten Einbruchslinien nach Tirol und Kärnten eine brauchbare Stütze ihrer Standhaftigkeit fanden. Als es das siegreiche Fortschreiten im Norden erlaubte, kamen auch noch Linientruppen dazu, insbesondere die Tiroler Kaiserjäger und die Kaiserschützen, ferner das der ungarischen Ebene entstammende Korps des schlachtenerprobten Erzherzogs Josef, alles in allem eine recht bescheidene Macht, mit der der ruhmgekrönte Sieger von Krasnik, Dankl, Tirol und Rohr, der Organisator der Verteidigung im Südwesten, Kärnten gegen den Ansturm je einer italienischen Armee zu verteidigen hatte. Die lieben Nachbarn waren schon im Frieden bemüht gewesen, die Grenze nicht nur stark zu befestigen, sondern Straßen und Batteriestellungen zu bauen, um den Angriff auf jede mögliche Weise zu erleichtern. Ihr Bemühen blieb aber vergeblich. Wohl durften sie sich stolz als Eroberer blähen, als sie einige Grenzstriche, die wegen Wahl einer entsprechenden verkürzten Verteidigungslinie preisgegeben werden mußten, ohne große Mühe besetzten, dann aber holten sie sich überall blutige Köpfe und kamen mit allem Aufwand schwerer und schwerster Artillerie nicht weiter. Nicht das Gebirge war es, das ihnen unübersteigliche Hindernisse setzte. Das bewies der siegreiche Stoß der österreichisch-ungarischen Truppen im Mai 1916 gegen

Digitized by Google

Arsiero und Asiago, wo die Verteidigenden, die gleichen Vorteile des Gebirges mit raffinierter Befestigungskunst ausnützenden Italiener aus einer Stellung nach der andern vertrieben wurden. Nur der Geist der Verteidiger des heimatlichen Bodens schuf aus totem Gestein eine unüberwindliche Festung, an der der Traum der „Erlösung von Südtirol" und der „Spaziergang" auf napoleonischen Spuren durch Kärnten in das Herz Innerösterreichs scheiterte. Doch nicht die Ausdauer und Standhaftigkeit im Kampfe verdient allein die vollste Bewunderung. Die Tiroler haben zu allen Zeiten ihr „Landl" zäh verteidigt, doch galt es damals nur, die Einbrüche einzelner Kolonnen in die leicht gangbaren Täler abzuwehren. Anders im Weltkriege. Monate und Jahre hindurch hieß es fern vom häuslichen Herde standhalten, nicht nur in den Tälern, sondern auf den unwirtlichen schnee- und eisbedeckten Höhen, die sonst kaum der Fuß des sorglich von ortskundigen Führern geleiteten Touristen flüchtig berührte. Welche Leiden und Entbehrungen mußten in diesen Regionen ausgestanden und ertragen werden! Welches Heldentum hatten schon die Träger zu entwickeln, die den Kameraden droben jedes Holz, jedes Mittel des Unterhaltes und des Kampfes in Nacht und Nebel, über Gletscherrisse und bedroht von Lawinengefahr, Tag für Tag hunderte Meter hoch hinaufschleppen mußten!

Mochten die Berge immerhin treue, wenn auch schwierige Bundesgenossen im Verteidigungskampfe sein, so lud das breite Tor von Görz die Italiener zu einem wenig Geländeschwierigkeiten begegnenden Einbruch in großer Masse ein. Dort waren die Verteidigungsarbeiten bei Kriegsausbruch kaum über die bescheidensten Anfänge gediehen. In der sichersten Erwartung, zur Verteidigung des Abschnittes am Isonzo mit halbwegs ausreichenden Verstärkungen denn doch zu spät zu kommen, war die zur Verfügung stehende technische. Arbeitskraft vornehmlich zum Ausbau viel weiter hinten liegender Stellungen ausgenützt worden. So standen nächst dem Isonzo nur wenige Bataillone, meist Landsturm, mehr zur Beobachtung als zur Verteidigung in notdürftig dem Karstgestein abgewonnenen Deckungen. Sie behaupteten aber ihren Posten, als die dem italienischen Hauptheer vorausgehenden Erkundungsabteilungen vor der Front erschienen und bereiteten ihnen einen derartig warmen Empfang, daß die italienische Führung nicht wagte, ohne gewaltige Artillerievorbereitung und methodische Bereitstellung aller verfügbaren Kräfte das ihr so schwierig scheinende Werk zu beginnen. Die österreichisch-ungarische Flotte war zudem gleich nach Ankündigung des Kriegszustandes ausgelaufen und hatte am folgenden Morgen die ganze Küste von Venedig bis Bari mit

Digitized by Google

ihrem Besuche beehrt, wobei die Eisenbahn an vielen Stellen zerstört wurde, was die Aufmarschpläne der Italiener nicht wenig durchkreuzte und den Beginn der großen Offensive verzögerte. Bis auf einige kleinere Kriegsfahrzeuge, deren eines in Grund geschossen wurde, bekam die Flotte ihre sich der Adriabeherrschung rühmenden Widersacher nicht zu Gesicht und erreichte nach vollbrachter Tat, die den Italienern den Vorgeschmack vieler kommender Enttäuschungen gab, unangefochten den heimatlichen Hafen.

Das unbegreifliche Zögern der Welschen, die mit der eitlen Hoffnung in den Krieg getreten waren, dem Weltkrieg durch ihr Eingreifen ein rasches, für sie und ihre Verbündeten siegreiches Ende zu bereiten, gab den von der serbischen Grenze heranbefohlenen Truppen Zeit, bis an den Isonzo vorzurollen. Es waren zwar nur vier Divisionen, doch schreckten sie keinen Augenblick davor zurück, es mit dem vielfach zahlreicheren Feinde aufzunehmen. Ihre Führung hatte Erzherzog Friedrich dem bewährten Verteidiger der Duklasenke, Boroevic, übertragen. Die ersten Angriffe der Italiener erfolgten vereinzelt und kamen gegen die kriegserprobten Verteidiger nicht recht vorwärts. Bald aber erwiesen sich die italienischen Truppen als den Anforderungen des Kampfes besser gewachsen. Eine vortreffliche Artillerie stand ihnen zur Seite, ihre Überzahl erlaubte ihnen, immer wieder frische ausgeruhte Kräfte in den Kampf zu bringen. Trotzdem endete Schlacht auf Schlacht mit demselben für sie ungünstigen Ergebnis. Hart wie Stahl blieben die Verteidiger, mochte auch tagelanges Trommelfeuer auf sie niederprasseln, brennende Hitze ihren Gaumen verdorren, ohne daß ihnen im wasserarmen Karst ein kühlender Tropfen verabreicht werden konnte. Schritten die Italiener endlich zum Sturm, so war es wie eine Erlösung. Mochten sie auch in die ersten Gräben eindringen — ein machtvoller Gegenstoß warf sie in kürzester Frist mit pünktlicher Sicherheit hinaus.

So ging es monatelange mit Ruhepausen, während derer aber das Artilleriefeuer selten schwieg, fort. Der Kampf verschärfte sich in dem Maße, als es den Welschen mit der Zeit gelang, sich dicht vor den Linien einzugraben, worauf sie mit verschwenderischer Fülle alle Mittel des Nahfeuerkampfes anwandten. Ein monatelanger schrecklicher Kampf, die Hölle auf Erden! Und die Frucht nach fast zwei Jahren — die Trümmer von Görz, keineswegs aber die Freimachung des Weges nach Triest, das den Italienern eine leichte Anfangsbeute schien. Sie konnten die offene Stadt nur mit Fliegerbomben beglücken, merkwürdige Befreiungsgrüße, welches Treiben ihnen indessen die österreichisch-ungarischen Flieger keineswegs leicht machten. Und wie

Digitized by Google

zu Lande ging es auch zu See, wo sich die italienische Flotte durch unsere Torpedos und auch durch eigene Fahrlässigkeit minderte, ohne einen Versuch zu wagen zur Beherrschung des Mare nostro.

Ein schwerer Schlag traf Italien indirekt. Als die Verbündeten im Herbst 1915 nach Erreichen ihrer Operationsziele in Rußland die Zeit für gekommen erachteten, sich freie Verbindung mit dem neuen Bundesgenossen Bulgarien und mit der Türkei zu schaffen. Köveß, der Erstürmer von Iwangorod, nahm im Verbande der Heeresgruppe Mackensen Belgrad, machte den Siegeszug durch Serbien mit und wandte sich dann gegen Montenegro. Während er die feindliche Hauptkraft im Nordosten des Landes bedrängte und festhielt, erschien sein Unterführer Trollmann überraschend in der Bocche und erstürmte anfangs Jänner 1916 mit Unterstützung der Marineartillerie die montenegrinische Trutzstellung des Lovcen, dessen Besitz erst dem Kriegshafen Cattaro seinen vollen Wert verleiht. In unaufhaltsamem Siegeszuge wurde Montenegro zur Waffenstreckung gezwungen, die italienische Besatzung von Durazzo, die sich hinter den Torrenten und Sümpfen des unwegsamen Albanien sicher wähnte, samt dem ränkesüchtigen Störer der Ruhe des Landes Essad Pascha verjagt.

So vollbrachte die Monarchie eine lange Reihe von Kraftleistungen, die ihre Daseinsberechtigung noch drastischer erwiesen als in den Zeiten früherer Bedrängnisse. Es ist ihr Geschick, das kurze geschichtliche Gedächtnis der Menschheit immer wieder mit schweren Kämpfen auffrischen und büßen zu müssen. Sie hat der Proben gar viele bestanden, keine Probe war aber so hart wie die der Gegenwart, die hoffentlich als Stahlbad dienen wird, das alle den Bewohnern der Monarchie anhaftenden Schlacken der Selbstverkleinerungssucht und des Mißtrauens in die eigene Kraft wegschwemmen und Österreicher wie Ungarn im Kreise der europäischen Völker mit berechtigtem Stolz das Haupt erheben lassen wird. Hoffentlich ziehen auch die feindseligen Nachbarn die Lehre daraus, daß sie die Monarchie die ihr zugefallene Aufgabe, das Problem des friedlichen und harmonischen Zusammenlebens der verschiedenartigen Völker zu lösen, in Ruhe und Geduld zu einem befriedigenden Ende führen und sich durch die unvermeidlichen Begleiterscheinungen einer solchen Entwicklung nicht zu dem Glauben verleiten lassen, ihrer Habgier eröffne sich Aussicht auf leichte Beute. Diese Erkenntnis würde der Ruhe Europas mehr frommen als die geistreichsten und doch stets zur Ohnmacht verdammten Bemühungen, das Unglück des Krieges durch Verträge und völkerrechtliche Abkommen aus der Welt schaffen zu wollen.

Digitized by Google

Der Beruf der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Vom Reichsratsabgeordneten Dr. Aurel Ritter von Onciul.

Wie inmitten der Ebene ein erratischer Block, so erhebt sich unter den nationalen Staaten Europas die vielsprachige österreichisch-ungarische Monarchie, für viele ein rätselhaftes Gebilde vergangener Zeiten. Dem Anscheine nach ein künstliches Produkt dynastischer Politik, ein vom Zufall zusammengewürfeltes Länder- und Völkergemengsel, das bar jedes inneren Zusammenhanges nur äußerlich durch das Band des gemeinsamen Herrscherhauses zusammengehalten wird und daher nach der Anschauung seiner Feinde beim ersten Stoß zerfallen müßte, entwickelt die Monarchie in Wirklichkeit eine unglaubliche Widerstandskraft, die sie die größten Katastrophen spielend überwinden läßt. Weder der Anprall der Osmanen, noch die Greuel des Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieges, die gewaltigen Schläge Napoleons, die Achtundvierziger Revolution und die Niederlagen von Solferino und Königgrätz, noch endlich die Wechselfälle des gegenwärtigen größten Kampfes aller Zeiten waren imstande, ihr Gefüge zu erschüttern, und diese Lebenskraft beweist, daß die Monarchie auf dauerhafteren Fundamenten ruht, als sie die bloße Liebe zum angestammten Herrscherhause bietet, ja sogar, daß diesem altehrwürdigen Reiche eine politische Notwendigkeit zugrundeliegen muß.

In dem weiten, gegenwärtig zur Einflußsphäre der Monarchie gehörigen, seinerzeit von den Römern beherrschten Flußgebiete der Donau war als Niederschlag der Völkerwanderung eine Anzahl kleinerer Völkerschaften zurückgeblieben. Um das siebenbürgische Hochland, in dem sich, wie in einer Feste, die Rumänen als letzter Rest der römischen Kolonisten behaupteten, ließen sich, vom sechsten Jahrhundert angefangen, an den Donaumündungen die Bulgaren, weiter westlich die Serben, zwischen Prbos, Cettina Kulpa und Drau die Kroaten, in Pannonien und Noricum die Slowenen, jenseits der Donau bis zu den westlichen Karpathen die Tschechen, in den letzteren die Polen, endlich in den östlichen Karpathen und den ihnen vorgelagerten Ebenen die Ruthenen nieder. Während der Wanderung in selbständige Horden gegliedert, sahen sich alle diese Völker nach der Niederlassung durch die Notwendigkeit, das gewonnene Land gegen feindliche Nachbarn zu verteidigen, zu engerem Zusammenschlusse gezwungen. Dieser Prozeß nahm mehrere Jahrhunderte in Anspruch und führte zur Bildung einer Reihe kleinerer Horden. So entstanden im siebenten Jahrhunderte die Herzogtümer Bulgarien und Karantanien, im neunten die Herzogtümer Böhmen und Polen, im zehnten das Königreich Kroatien,

Digitized by Google

die Banate Rama (Herzegovina) und Bosnien sowie das Fürstentum Serbien, im zwölften das ruthenische Fürstentum Halicz, endlich im dreizehnten und vierzehnten die rumänischen Fürstentümer Walachei und Moldau. Allen diesen Staatenbildungen lag das Bestreben nach Zusammenfassung der Menschen gleicher Abstammung und Sprache, oder mit anderen Worten, die nationale Idee zugrunde. Diese Idee ist daher durchaus nicht, wie allgemein geglaubt wird, eine Erfindung der neuesten Zeit, sondern so alt, wie die Völker selbst. Sie ließ im Donaubecken eine ganze Reihe selbständiger, nationaler, den Schutz der Volksgenossen bezweckender Staaten entstehen.

Für diesen Zweck erwies sich jedoch die Bildung isolierter Nationalstaaten als unzureichend; denn keiner von ihnen vermochte sich auf die Dauer zu behaupten. Schon im achten Jahrhundert wurde Karantanien dem Frankenreiche einverleibt, und im zehnten Jahrhunderte geriet Böhmen unter die Botmäßigkeit des Deutschen Reiches. Der Unabhängigkeit der übrigen Donaustaaten aber bereitete die Einwanderung der Magyaren ein rasches Ende. Im elften Jahrhunderte kamen die westlichen rumänischen Banate, Siebenbürgen und Kroatien, im zwölften die Banate Rama und Bosnien sowie das Fürstentum Serbien, im dreizehnten das Fürstentum Halicz, und im vierzehnten bulgarische Territorien sowie die Fürstentümer Walachei und Moldau unter die ungarische Herrschaft. Binnen weniger Jahrhunderte verschwanden die selbständigen nationalen Staaten des Donaubeckens. Die Völker waren auch für die Verhältnisse des Mittelalters zu klein, um sich auf nationaler Basis zu behaupten. Die nationale Idee als ausschließlicher Faktor hatte versagt. Ihre Stelle nahm die zwangsweise Vereinigung im ungarischen Erobererstaate ein.

Aber auch diese Formel hatte keinen Erfolg. Waren einerseits die einzelnen Völker zu klein gewesen, um sich selbständig behaupten zu können, so erwiesen sie sich andererseits als zu groß, um sich assimilieren und aufsaugen zu lassen. Trotz allen Druckes behielten sie ihre nationale Individualität und mit ihr das Bestreben bei, ihr Volkstum frei zu betätigen. Dieses Bestreben aber stand im Gegensatze zum Grundgedanken des ungarischen Erobererstaates, und die Notwendigkeit, es niederzuringen, nahm Ungarns Kräfte derart in Anspruch, daß seine Widerstandskraft erlahmte. In rascher Folge verlor es nacheinander die annektierten Gebiete, bis die Niederlage von Mohács (1526) seiner staatlichen Selbständigkeit ein jähes Ende bereitete. Auch die Idee der zwangsweisen Vereinigung der Donauvölker bewährte sich nicht. Es bedurfte einer neuen Formel, um die Existenz zu sichern.

Schon die ersten Angriffe der Türken hatten das Bestreben nach einer engeren Vereinigung gezeitigt. Bedroht waren in erster Linie Ungarn,

Digitized by Google

Böhmen und die österreichischen Erblande, von denen diese einerseits wegen ihrer Lage im Donaubecken, andererseits wegen ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland gleichsam die Brücke zwischen den Donauländern und dem mächtigen Deutschen Reiche bildeten. Ein Bündnis zwischen den drei Ländergruppen war zur Abwehr der Türkengefahr unerläßlich. Dem Geiste der damaligen Zeiten gemäß, der die Länder als Eigentum der Fürstengeschlechter ansah, fanden die Bündnisbestrebungen in wechselseitigen Erbverträgen ihren Ausdruck. Solcher Erbverträge wurde eine ganze Reihe geschlossen, so 1397, 1463, 1491 und 1506; doch waren sie bloß vorbereitende Handlungen. Denn die tatsächliche Vereinigung erfolgte 1526 nicht auf Grund des Erbrechtes, sondern durch freie Wahl, indem die Stände von Ungarn und Böhmen nach dem Tode des gemeinsamen Königs Ludwig II. unter ausdrücklicher Ablehnung jedes Erbrechtstitels ihre Stimme auf den österreichischen Erzherzog mit der Begründung vereinigten, daß er der einzige sei, der „die Länder gegen die Türken zu vereinigen vermöge".

Die Wahl des österreichischen Erzherzogs zum Könige von Böhmen und Ungarn begründete die heutige Monarchie. Ihre Entstehungsursache war die politische Notwendigkeit gemeinsamer Verteidigung, durchaus aber nicht höfische Politik oder die Verschwägerung der Dynastien. Insoferne entspricht der Satz „Tu felix Austria nube" nicht der historischen Wahrheit. Nicht weil die Herrschergeschlechter sich verschwägerten, vereinigten sich die Völker, sondern weil die Völker sich vereinigen mußten, verschwägerten sich die Dynastien.

Die dieser Notwendigkeit entsprechende Formel des freiwilligen Bündnisses hat sich insoferne bewährt, als sie den Zweck der Sicherung erfüllte. Denn die durch die Vereinigung von Böhmen und Ungarn mit den österreichischen Erbländern und mittelbar mit dem Deutschen Reiche begründete Macht reichte nicht blos aus, um das weitere Vordringen der Türken aufzuhalten, sondern schuf auch die Möglichkeit, die verlorenen Gebiete wieder zu gewinnen. Schon drei Jahre nach seiner Entstehung lieferte der Bund eine Kraftprobe, indem er 1529 den ersten Angriff der Türken auf Wien abwies. Diesem Siege folgten durch nahezu zwei Jahrhunderte ununterbrochene Kämpfe, in deren Verlaufe Ungarn, Kroatien, Slavonien, das Banat und Siebenbürgen zur Gänze, die Walachei und Serbien jedoch nur zum Teile befreit wurden.

Dem Grundgedanken der Entstehung Österreichs und seiner Bestimmung hätte es entsprochen, den Kampf bis zur Befreiung und Einverleibung beider Donaufürstentümer und ganz Serbiens fortzu-

Digitized by Google

setzen, wie es die Absicht des genialen Prinzen Eugen war. Für diese Völker hätte die Verbindung mit der Monarchie die Erlösung von fremdem Joche, die nationale Vereinigung und den Gewinn von nahezu zwei Jahrhunderten ungestörter kultureller Entwicklung bedeutet. Die Monarchie aber hätte einerseits die Donaumündungen und durch sie eine strategische Position erlangt, die sie für alle Zeiten von der Sorge vor dem ländergierigen russischen Nachbar befreit haben würde, andererseits die ihr einverleibten Fragmente von Völkern, die naturgemäß nach Einheit streben, in ihren Grenzen zu ganzen Völkern ausgestaltet.

Die Entwicklung nahm einen anderen Verlauf. In dem Maße, als die Türkengefahr abnahm, vernachlässigte die Monarchie den Osten, wo ihre wirklichen Interessen lagen, und wandte ihre Aufmerksamkeit dem Westen zu. Der chimärische Glanz der römischen Kaiserkrone deutscher Nation wirkte so verlockend, daß die Regierung über ihn der historischen Mission ihrer Monarchie vergaß und untätig zusah, als Rußland immer weiter vordrang und sich drohend in der Flanke festsetzte. Ströme von Blut wurden für ein Phantom verschwendet, das die Monarchie in ihrem Gefüge brüchig machte.

Für die Zwecke des römischen Kaisertums deutscher Nation kamen nämlich die Völker der Monarchie blos als Machtmittel in Betracht. Sie sollten die zur Festhaltung der Macht im Deutschen Reich notwendigen Rekruten und Gelder liefern, und, da sie sich gegen diese Rolle begreiflicherweise desto hartnäckiger sträubten, je entwickelter das Bewußtsein ihres Volkstums wurde, blieb nichts übrig, als ihr Volksbewußtsein nicht aufkommen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurde das nationale Moment unterdrückt und das territoriale in den Vordergrund geschoben. Aus den Deutschen Österreichs wurden Steicer, Tiroler, Kärntner, aus den Tschechen Böhmen, Mährer und Schlesier, aus den Slowenen Krainer usf., und da diese amorphe Masse doch eines einigenden Bandes bedurfte, erhielt sie eine einheitliche absolutistische Verwaltung, die mit Rücksicht auf den ausschließlich den Interessen des römisch-deutschen Reichs dienenden Zweck nicht anders als deutsch sein konnte. So wurde das „freie Bündnis koordinierter Völker zur wechselseitigen Sicherung ihrer Existenz" in ein loses Konglomerat subordinierter, zu Ergänzungsbezirken und Steuerterritorien degradierter Kronländer umgewandelt.

Die äußersten Konsequenzen zog Kaiser Josef II. Nach seinen Absichten sollte die gesamte Monarchie „nur eine einzige auf die gleiche Weise gelenkte Masse bilden". Zu diesem Behufe wurde die historische Verfassung beseitigt, die gesamte Verwaltung bürokratisiert und 1784

Digitized by Google

die deutsche Amtssprache eingeführt. Fortan sollte „in der ganzen Monarchie nur eine einzige Sprache gebraucht werden".

Die Errichtung der gemeinsamen Zentralstellen wurde nach anfänglichem Widerspruche ruhig hingenommen, weil die durch sie bewirkte Realunion den Bedürfnissen entsprach. Dagegen setzten sich Böhmen und Ungarn gegen alle übrigen Zentralisierungsmaßnahmen zur Wehr und trieben ihren Widerstand bis zum offenen Aufruhr. 1604 revoltierte Ungarn und 1618 Böhmen. Der Widerstand Böhmens wurde in der Schlacht am Weißen Berge dauernd gebrochen; jener Ungarns flammte unter Bethlen Gábor, Rákoczy Georg, Tokoly Zure immer wieder auf, bis er sich 1848 mit jenem aller übrigen Volksstämme der Monarchie vereinigte und eine Katastrophe herbeizuführen drohte. Der Versuch, den freien Bund gleichberechtigter Völker zur wechselseitigen Sicherung ihrer Existenz in „eine einzige auf die gleiche Weise gelenkte Masse" zu verwandeln, hat, so oft er auch in der Folge (so beispielsweise 1859) unternommen wurde, jederzeit versagt und stets nur Konvulsionen hervorgerufen. An der Verschiedenheit der Volksstämme der Monarchie mußte er naturgemäß scheitern. Hindern schon die geringeren Unterschiede zwischen den einzelnen deutschen Stämmen deren Vereinheitlichung, so schließen die viel größeren Gegensätze zwischen den Nationalitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie eine Verschmelzung in eine, auf gleiche Weise gelenkte Masse aus.

Die Katastrophe von Königgrätz machte 1866 den großdeutschen Träumen ein Ende. Das Phantom der römischen Kaiserkrone deutscher Nation zerran, die Monarchie wurde ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben, und die gewohnte deutsche Politik verlor ihren Zweck. Dieser grundstürzenden Änderung der politischen Ziele hätte auch ein vollständiger Wandel des politischen Systems entsprochen; doch trat er nur insoferne ein, als Österreich eine Verfassung erhielt, die seinen Völkern immerhin eine größere Bewegungsfreiheit einräumte, und die staatliche Selbständigkeit Ungarns auf Grund seiner alten Verfassung anerkannt wurde. Hiedurch erlangten zwar die Ungarn ihr volles Selbstbestimmungsrecht und darüber hinaus als minder willkommene Nebenwirkung auch die Herrschaft über die in Ungarn ansässigen Nationalitäten; alle übrigen nichtdeutschen Volksstämme jedoch verblieben nach wie vor in demselben Zustande nationaler Unfreiheit. Auch sie durch eine nationale oder gar territorielle Autonomie klaglos zu stellen, war schon deshalb unmöglich, weil, von den Tschechen abgesehen, nur Bruchteile der betreffenden Völker der Monarchie angehören, während die Hauptmasse sich außerhalb der Grenzen befindet, so daß bei einer Lockerung der staatlichen

Digitized by Google

Bande, wie sie die Autonomie fordert, die Gefahr droht, daß die nationale Kohäsion sich auf die Dauer stärker erweisen könnte, als die staatliche Adhäsion. Und dieser Umstand verhindert auch für die Zukunft die Konsolidierung der Monarchie, so lange ihr nur Völkerfragmente und nicht ganze Völker angehören. Die tunlichste Ergänzung der in ihren Machtbereich fallenden Völkerfragmente zu ganzen Völkern ist daher die erste Voraussetzung für die Konsolidierung und das Gedeihen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Dieses Problem ist aber auf dem Wege der Verfassung nicht zu lösen; seine Lösung kann nur im Kriege erfolgen.

Nun ist der unvermeidliche Krieg wider den Willen der Monarchie ausgebrochen und nähert sich sichtlich seinem — allem Anscheine nach — für sie günstigen Ende. Unternommen wurde er zwar aus reinen Verteidigungsgründen; nach all den ungeheueren Opfern, die er gefordert hat, wäre es jedoch widersinnig, ihn nicht zum Ausbaue der Monarchie zu benützen, wenn seine Ergebnisse es gestatten. Und die Okkupation Serbiens und Rumäniens machen es Österreich-Ungarn möglich, zwei wichtige Fragen in seinem Sinne zu lösen.

Was Serbien betrifft, so haben seine besten Köpfe, wie der gewesene Ministerpräsident Garaschanin, schon vor Jahrzehnten eingesehen, daß es isoliert weder leben noch sterben kann und am besten sich Österreich-Ungarn angliedert. Wenn es sich trotzdem in der letzten Zeit gegen die Monarchie so feindlich stellte, so ist dies einerseits dem Einflusse der von Rußland abhängigen Dynastie Karageorgevic andererseits dem unwiderstehlichen Drange der serbischen Nation nach staatlicher Vereinigung zuzuschreiben. Die Dynastie Karageorgevic dürfte nunmehr abgetan sein, und der Drang nach staatlicher Vereinigung aller Serben kann innerhalb der Monarchie befriedigt werden. Denn seine Nichtbefriedigung und gar die Wiederherstellung eines selbständigen Serbien würde die Perpetuierung der früheren unhaltbaren Zustände bedeuten, die zum Kriege geführt haben und immer wieder zum Kriege führen müßten. Soll dem gegenwärtigen Kriege ein dauernder Friede folgen, dann ist es unerläßlich, alle Serben in der österreichisch-ungarischen Monarchie zu vereinigen. Dürfte doch ein selbständiges Serbien schon infolge der erhaltenen schweren Schläge und der unvermeidlichen Gebietsverluste überhaupt nicht mehr lebensfähig sein, und die Zukunft des serbischen Volkes sich wirtschaftlich, politisch und national weitaus günstiger, als in dem verstümmelten Königreich, sich dann gestalten, wenn Serbien zusammen mit Bosnien, Dalmatien und der Herzegovina zum autonomen Königreiche Kroatien und Slavonien geschlagen und als Bestandteil der Monarchie der Vorteile einer Großmacht

Digitized by Google

teilhaftig werden würde. Schon die hiedurch bewirkte nationale Vereinigung könnte die Serben des Königreichs mit ihrem Schicksal aussöhnen. Sollte dies nicht der Fall sein, dann würden in dem erweiterten Kroatien die kaisertreuen Kroaten und mohammedanischen Serben ein Gegengewicht gegen die serbischen Orthodoxen bilden.

Noch viel günstiger liegen die Verhältnisse für eine Angliederung Rumäniens. Dieses anscheinend einheitliche Land umfaßt in Wirklichkeit zwei Elemente, und zwar eine herrschende Bojarenklasse griechischer Abstammung, die sich zwar die rumänische Sprache angeeignet hat, aber ihrem Geiste und Gefühle nach fremd geblieben ist, und das geknechtete rumänische Volk. Die aus annähernd tausend phanariotischen Familien bestehende Bojarenklasse vereinigt in ihrer Hand die ganze politische und wirtschaftliche Macht des Landes und beutet sie rücksichtslos aus. Das rumänische Bauernvolk aber, zu dem 90 Prozent der Bewohner Rumäniens gehören, ist politisch entrechtet, indem es infolge eines monströsen Wahlrechts nicht einen einzigen Vertreter in die gesetzgebenden Körper zu entsenden vermag, und wirtschaftlich proletarisiert, weil ihm der Grund und Boden systematisch abdekretiert wurde. In seiner geistigen Entwicklung künstlich zurückgehalten, zur primitivsten Lebensweise verurteilt und dabei trotz der Fruchtbarkeit des Landes vom Hunger bedroht, haßt es die herrschende Klasse und hat in wiederholten blutigen Aufständen zu den Waffen gegriffen; durch die eigenen, in Uniform gesteckten Söhne, die ihrem Soldateneide getreu über Geheiß der Machthaber ihre Väter zusammenschießen, immer wieder niedergeworfen, hat es die Hoffnung aufgegeben, sich aus eigener Kraft befreien zu können. Sehnsüchtig erwartet es seine Befreiung von dem mächtigen Herrscher in Wien, der nach der Tradition der Vorfahren noch von den Türkenkriegen her als Hort der Christenheit und Schirmer der Schwachen gilt und unter dessen mildem Szepter die Stammesbrüder in der Bukowina und in Siebenbürgen wenigstens wirtschaftlich weitaus besser gedeihen. Wäre heute bei allgemeinem Wahlrechte in Rumänien eine neue Königswahl vorzunehmen, so würde trotz des Krieges die überwältigende Mehrzahl der Stimmen auf den Kaiser von Österreich entfallen, schon weil hiedurch alle Rumänen unter dieselbe Dynastie kämen. Diese Situation im Interesse der Angliederung Rumäniens an die österreichisch-ungarische Monarchie auszunützen, ist umsomehr ein zwingendes Gebot, als nur auf diese Weise Rumänien verläßlich an die Zentralmächte gekettet und hiedurch eine weitere Bürgschaft für einen dauernden Frieden geschaffen werden kann. Denn ein bloß auf die rumänischen Faktoren angewiesener König, mag er auch so groß und weise wie der verstor-

Digitized by Google

bene König Carol sein, wird sich nie ganz dem Drucke der phanariotischen, franko- und russophilen Geschlechter entziehen können. Gründliche Ordnung in Rumänien zu schaffen vermag nur ein mit genügender Hausmacht versehener Herrscher, wie der Kaiser von Österreich. Seine Berufung auf den Thron Rumäniens würde diesem Lande erst Stetigkeit und durch sie die Möglichkeit einer wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Entwicklung verschaffen, die in kürzester Zeit die innigsten Beziehungen zwischen Volk und Herrscherhaus zur Folge haben muß; die Monarchie würde durch die Angliederung Rumäniens in den Besitz der Mündungen der Donau, ihrer Hauptlebensader, gelangen, an diesem Lande eine schier unerschöpfliche Kornkammer gewinnen und ihre 700 Kilometer lange, gewundene Karpathenfront durch eine bloß 250 Kilometer messende, in der Flanke durch das Meer geschützte Verteidigungslinie an der Pruth- oder noch besser an der Dniestr-Barrière ersetzen; für die Zentralmächte hätte die Vereinigung Rumäniens mit der Monarchie eine Zurückdrängung Rußlands und die Sicherung der rechten Flanke zur Folge.

Neben der südslavischen und rumänischen Frage hat der gegenwärtige Krieg auch die ruthenische und die polnische Frage in Fluß gebracht. Von dem hier entwickelten Gesichtspunkt aus ist wohl klar, wie in diesem Sinne eine ideale Lösung auch dieser Fragen aussähe.

Erst wenn die nationalen Interessen der einzelnen Volksstämme Österreich-Ungarns durch ihre vollständige Vereinigung innerhalb der Grenzen der Monarchie befriedigt sind, kann an eine neue Regelung ihrer Beziehungen untereinander geschritten werden. Diese Regelung in der Richtung vorzunehmen, daß in Österreich ausschließlich deutsch und in Ungarn ausschließlich magyarisch regiert werde, würde genau zu denselben Konvulsionen führen, wie seinerzeit der in der besten Absicht unternommene Versuch des Kaisers Josef II. Nach den Lehren der Geschichte geht es so einmal nicht. Denn die Völker sind lebende Organismen, Individualitäten, die sich in eine Schablone nicht pressen lassen. Zeitweilig mögen sie der Gewalt nachgeben; ihr Widerstand aber flammt immer von neuem auf, und zwar dann, wenn sich der Staat in Gefahr befindet. Die Geschichte Ungarns vor der Wiederherstellung seiner Selbständigkeit enthält zahllose Beweise dafür, wie sehr der Widerstand eines Volkes den Staat gerade in den entscheidenden Momenten gefährden kann. Und auch die Geschichte Böhmens bis in die neueste Zeit hinein hat trotz nachlassenden Druckes sehr unerquickliche Erscheinungen gezeitigt. Nach den bisherigen Erfahrungen kann es als feststehend angesehen werden, daß diese Erscheinungen in dem Maße, als das nationale Bewußtsein der Völker erstarkt —

Digitized by Google

und es erstarkt kontinuierlich mit der fortschreitenden kulturellen Entwicklung bis zur nationalen Saturierung — immer größere und unangenehmere Ausmaße annehmen werden. Will man sie vermeiden, dann bleibt nur das Mittel der sukzessiven nationalen Befriedigung im Wege des Selbstbestimmungsrechtes der Volksstämme übrig.

Diese Befriedigung braucht allerdings nicht nach einer Schablone, etwa durch Errichtung nationaler Einzelstaaten für jeden Volksstamm zu geschehen. Nicht jedes Volk vermag seinen eigenen Staat zu begründen. Hiezu ist eine gewisse Größe, ein höherer Grad von Kultur und Wohlstand sowie ein hohes, ausreichendes Maß von Reife erforderlich. Auch die geographische Lage spielt eine Rolle. In diesen Beziehungen sind nun die Verhältnisse der Volksstämme der Monarchie sehr verschieden und diese Verschiedenheit wird die vorzunehmende Regelung nicht außer Acht lassen können. Der eine Volksstamm wird seinen selbständigen, mit der Monarchie nur durch Realunion verbundenen Staat innerhalb seiner historischen Grenzen behalten; dem andern wird nur innerhalb eines Bundesstaates die Einrichtung eines nationalen Einzelstaates in seinen ethnischen Grenzen zugebilligt werden können; wieder andere werden sich mit einer beschränkten Autonomie auf territorialer oder sogar nur auf volksgenossenschaftlicher Grundlage innerhalb des Gesamtstaates oder eines seiner Teile begnügen müssen. Die Festsetzung der Einzelheiten muß der Vereinbarung der beteiligten Völker und der verfassungsmäßigen Behandlung überlassen werden. Eine geeignete Grundlage, an die angeknüpft werden kann, bilden schon die Beschlüsse des Kremsierer Reichstages, wo zum ersten Male die Wünsche aller Volksstämme in Einklang gebracht wurden. Allerdings wird unter diesen Umständen die Struktur der Monarchie nicht die einfachen Linien eines modernen Zweckbaues, sondern die vielen Vorsprünge, Erker und Türmchen eines alten Patrizierhauses aufweisen, das im Laufe der Zeiten allmählich entstanden ist. Aber meist sind solche Häuser wohnlicher und entsprechen besser den Bedürfnissen alteingesessener Bewohner, wenn sie nur statt eines allgemeinen Mannschaftszimmers jedem ein eigenes Kämmerlein bieten, in dem er sich nach seinen Verhältnissen einrichten kann. Mögen auch bisweilen die Nachbarn untereinander streiten, so können sie doch voneinander nicht lassen; denn sie vereinigt dasselbe gemeinsame Dach, das sie gegen das Unwetter schützt. Und in der Vereinigung der kleinen, sonst unterstandslosen Völker des Donaubeckens unter gemeinsamem Dache, in ihrem Schutze gegen Unwetter liegt der Beruf der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Digitized by Google

Die Delegationen.

Von Dr. Otto Lecher, Mitglied des österr. Abgeordnetenhauses.

Auch der wohlwollende Beurteiler wird dem Österreicher großes Verständnis für auswärtige Politik kaum nachrühmen dürfen. Das durch alle Krisen hindurch niemals enttäuschte Vertrauen in die Führung des seit Jahrhunderten angestammten Herrscherhauses, der Mangel an Expansionsgelegenheiten, die geringe Küstenentwicklung und die große Entfernung vom Weltmeer, die komplizierte ethnographische Gestaltung, der Kronlandsgeist, die lange Friedensepoche und viele andere teils glückliche, teils minder günstige Umstände vereinten sich, die Aufmerksamkeit der österreichischen Öffentlichkeit während der letzten Jahrzehnte immer enger auf innerpolitische Fragen zu konzentrieren und sie immer mehr den großen Problemen des Erdballes, ja selbst des Kontinentes zu entfremden. Dies gewiß nicht zum Vorteil des Vaterlandes. Hätte man für Stimmungen und Meinungen Englands, Rußlands oder Italiens Gehör besessen, man hätte es sich vielleicht doch überlegt, durch Zuspitzung des Nationalitätenstreites der Katastrophen-Theorie des Auslandes Nahrung zu geben.

Die spezifische Farbenblindheit des Durchschnitt-Österreichers für die bedeutungsvollen Wechselwirkungen zwischen äußerer und innerer Politik ist bedauerlicher Weise noch gleichsam verfassungsmäßig festgelegt. Denn das vornehmste Recht, die wichtigste Pflicht jeder Volksvertretung, die Fürsorge für Auswärtige Politik und Kriegswesen, jene beiden Materien, an deren Betreuung sich Patriotismus nicht minder als Welt- und Weitblick entwickeln, sind der Kompetenz unseres Reichsrates entzogen und den Delegationen übertragen.

Als im Jahre 1867 das dualistische Gebäude der Monarchie gezimmert wurde, hat man in der genannten Kompetenzbestimmung der Delegationen ein Stück Einheitsstaat schaffen oder konservieren wollen. Das österreichische und das ungarische Parlament entsenden alljährlich je 60 Delegierte, die abwechselnd in Wien und Budapest, jede Delegation für sich, getrennt tagen. Eine solche Tagung dauert in der Regel vier bis sechs Wochen. Von den 60 Mitgliedern der österreichischen Delegation fallen auf das Herrenhaus 20, auf das Abgeordnetenhaus 40. Also von den 516 Abgeordneten des allgemeinen Stimmrechtes sind es 40, d. h. 7,5 Perzent, die die Auszeichnung genießen, in den „Gemeinsamen Angelegenheiten": Auswärtiges, Kriegswesen und Bosnien, die verfassungsmäßige Kontrolle zu üben. Und selbst diese kleine Schar ist auf wenige, mit Geschäften und Repräsentationen überladene Wochen beschränkt, außerhalb derer der österreichisch-ungarische Minister des Äußern kein Forum, die österreichischen Völker keine Tribüne besitzen, um den Gang der Weltgeschichte zu besprechen. Es

Digitized by Google

mangelt unserer Öffentlichkeit daher so ziemlich jeder Kontakt mit den Ereignissen, noch mehr die Fühlung des leitenden Staatsmannes mit dem Volke durch dessen frei gewählte Vertreter.

Wenn somit dem Delegations-System einer der hauptsächlichsten Vorteile des Parlamentarismus, nämlich dessen erzieherische Wirkung abgeht, wodurch der außenpolitische Indifferentismus des Österreichers bedenklich genährt wird, so muß anderseits gesagt werden, daß die Leistungen der Delegationen für das Kriegswesen meist ungenügend waren und oft das Notwendigste zu wünschen übrig ließen. Zunächst liegt dies in der künstlichen, dreispältigen Kompetenzenkonstruktion der militärischen Legislative. Nämlich, nicht vor die Delegationen, sondern vor den Reichsrat in Wien und den Reichstag in Budapest gehören: die Gesetzgebung über die Art und Weise der Erfüllung der Wehrpflicht, die Rekrutenbewilligung und Rekrutenaushebung, die allgemeinen Bestimmungen über Kriegsdienstleistung, Vorspann, Verpflegung und Einquartierung des Heeres, sowie das Budget für Landwehr und Landsturm. Vor die Delegationen gehören der Voranschlag des Heeres und der Kriegsmarine. Jedoch unterliegen auch diesbezüglich die Beschlüsse der ungarischen Delegation noch der Bestätigung durch den Reichstag. Da keine der beiden Delegationen selbst irgendwelche Mittel oder Einnahmen besitzt, ist ihr Ausgabenbewilligungsrecht ein ziemlich platonisches. Der verstorbene Kriegsminister Baron Schönaich erklärte, daß „die Armee verdorrt". Die Delegationen bewilligten einen außerordentlichen Kredit von 400 Millionen Kronen. Es dauerte längere Zeit, bis die Summe flüssig gemacht wurde, da das eine Jahr der österreichische, das andere Jahr der ungarische Finanzminister nicht bei Kasse war, einer ohne den anderen aber nicht zahlen wollte. Ein zweites Beispiel: Die Delegationen hatten neue Kanonen votiert, das ungarische Parlament aber verweigerte die dazugehörige Erhöhung des Rekrutenkontingentes. Man hatte die Geschütze, aber keine Mannschaft. Die Bestellung der ersten Dreadnoughts erfolgte vor ihrer Bewilligung durch die Delegation, auf deren verspätete Session man nicht mehr warten durfte. Aus ähnlichen Gründen mußte Kriegsminister Baron Auffenberg-Komarow die nachher so berühmt gewordenen größtkalibrigen Mörser auf eigene Verantwortung hin bauen lassen. In geschickter Umgehung der parlamentarischen Kargheit konnte die zweimalige Teilmobilisierung 1908 und 1912 zur Ergänzung der Rüstungen benützt werden.

Alle möglichen künstlichen Auskunftsmittel, Revirements, Antizipationen und Extraordinarien müssen herhalten, um dem veralteten und schlecht arbeitenden staatsrechtlichen Mechanismus die unentbehrlichen Leistungen abzugewinnen. Stockt der dualistische Apparat in Ungarn, so bleibt er automatisch auch in Österreich stehen und um-

Digitized by Google

gekehrt. Keiner der beiden Partner darf frisch für sich hin marschieren. Sie haben strenge Schritt zu halten oder, wenn das mißlingt, stehen zu bleiben. Solcherart waren die Delegationen als das Parlament der verfassungsmäßigen Gemeinsamkeit des Kriegswesens leider nicht immer in der Lage, dem Zuge der Zeit und des Fortschrittes mit jener Beschleunigung zu folgen, die vielen und sachverständigen Patrioten ein Gebot der Selbsterhaltung zu sein schien.

Ich habe schon die aufreizend geringe Zahl der Delegierten erwähnt, die das Volkshaus zu entsenden hat. Sie werden nicht aus dem Plenum gewählt, was das natürliche wäre und eine tunlichst gerechte Vertretung der verschiedenen Nationalitäten, Klassen, Berufe und Parteien im Proporzsinne ermöglichen würde. Die Wahl findet kronlandsweise statt, sodaß z. B. Böhmen 10, Galizien 7, Mähren 4, Dalmatien 1 Delegierten usw. zu nominieren haben. Man hat es hier mit einem Zurückbleibsel aus jener Zeit zu tun, wo die Abgeordneten zum Reichsrat noch nicht direkt gewählt, sondern von den Landtagen entsendet wurden. Um nun trotz dieses unpraktischen und veralteten Modus dennoch eine Delegation zu erhalten, die wenigstens halbwegs als Spiegelbild des Abgeordnetenhauses angesprochen werden darf, werden unter dem Hochdrucke der Regierung zu Beginn jeder Legislaturperiode zwischen den Parteien Kompromisse geschlossen, durch die die ärgsten Ungerechtigkeiten vermieden werden. Aber die bezüglichen Beschlüsse sind formell freiwillige, und es kann sich ganz leicht eine politische Situation ergeben, in der keine Kompromiß-, sondern Kampfwahlen in die Delegation stattfinden. Dabei kämen die Deutschen in Böhmen, Mähren und in anderen Kronländern, wo sie in Minderheit sind, wesentlich zu kurz. Eine relativ große nichtdeutsche Mehrheit der Abgeordneten-Delegierten wäre die Folge. Eine solche Gestaltung der parlamentarischen Machtverhältnisse wäre nicht allein unbillig, sondern gefährlich für die mitteleuropäische Bündnispolitik, zu deren verläßlichsten Stützen das deutsche Volk in Österreich zählt.

Aus dem Gesagten erhellt, daß das Delegations-System einer sehr gründlichen Erneuerung bedarf, wenn man die österreichische Volksvertretung den Parlamenten anderer Kulturstaaten gleichwertig stellen und ihr in den Fragen der Äußeren Politik und des Kriegswesens vollbürtiges Recht und vollgewichtige Verantwortung geben will. In der kommenden Friedensepoche wird der öffentliche Geist wesentlich von den Erfahrungen beeinflußt sein, die unsere heldenmütigen Soldaten am eigenen Leib durchmachen müssen. Gewisse antimilitaristische Schlagworte dürften gar sehr an Werbekraft eingebüßt haben. Die Männer aus den Schützengräben werden die Dinge und Einrichtungen schlicht-sachlich nach ihrem Erfolge beurteilen. Sie werden bei der Wertung des Delegationsmechanismus zu dem Schlusse kommen, daß seine Leistungen nicht genügen, weder dem Volk, noch dem Heer.

Digitized by Google

Die Lage der Deutschen in Österreich.

Die Deutschen in Österreich haben seit dem Bestande des Reiches um ihre nationale Existenz zu kämpfen gehabt. Sie haben diesen Kampf geführt mit wechselndem Glück, nicht nur für sich allein, sondern für das gesamte deutsche Volk als dessen östliche Vorposten. In der östlichen Hälfte der Donaumonarchie haben die Madjaren nach dem „Ausgleich" von 1867 es verstanden die Führung an sich zu reißen, und die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen können sich heute nur mühsam der Angriffe auf ihr Volkstum erwehren, haben aber fast jeden Einfluß auf die Leitung des Staates verloren.

Den Deutschen in Österreich war wohl bei der Zweiteilung eine ähnliche führende Rolle zugedacht wie den Madjaren in Ungarn. Es ist den Deutschen aber nicht gelungen, diese Stellung zu behaupten, zum Teil durch eigene Schuld. Die tragische Schuld, die die Deutsch-österreicher auf sich geladen haben, hat ihren Grund vor allem in dem Mangel an gesundem, nationalem Egoismus, dann aber auch in dem doktrinären Festhalten an gewissen Grundsätzen. Dadurch wurden sie in entscheidenden Augenblicken behindert, die ihnen in die Hand gegebene Macht entsprechend auszunützen, wurden aber auch im richtigen Augenblicke behindert, sich den Verhältnissen anzupassen und gewisse Opfer zu bringen. Es wäre aber unrecht, die Deutsch-österreicher allein für ihre Zurückdrängung verantwortlich machen zu wollen. Weit mehr noch liegt der Grund dafür in der Entwicklung der Verhältnisse, in dem gewaltigen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung unserer nationalen Gegner, vor allem aber in der politischen Stellungnahme der österreichischen Regierungen der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, die glaubten ohne die Deutschen regieren zu können. In dieser Zeit wurde der Einfluß der Deutschen in der Regierung geschwächt, der slavische Einfluß gesteigert. Trotzdem haben die Deutschen in dieser Zeit eigentlich weniger nationale Verluste erlitten als in den vorangegangenen Jahren; denn sie hatten gelernt ihre nationalen Aufgaben richtiger zu erfassen und hatten sich in den Schutzvereinen Organisationen geschaffen, die den deutschen Besitzstand mit Erfolg verteidigten.

Im Jahre 1899 war insoferne ein Umschwung eingetreten, als die Sprachenverordnungen beseitigt wurden, die den schweren Ansturm der Deutschen hervorgerufen hatten. Dieser Ansturm hatte Parlament und Staat im Innersten erschüttert, und nun suchte man die Deutschen wieder heranzuziehen. Die folgenden Regierungen, teils mit parlamentarischem Einschlag, teils ohne solchen, unter Führung von meist recht unbedeutenden, durch Zufall emporgekommenen Män-

Digitized by Google

nern, haben mit mehr oder weniger Glück versucht, zwischen den nationalen Gegensätzen durchzuschwimmen und sich über Wasser zu halten. Die Folge war der Rückgang des parlamentarischen Einflusses überhaupt und die Stärkung der Bürokratie, einer Bürokratie, die für die wahren Bedürfnisse der Bevölkerung und für die großen Aufgaben des Staates nur sehr wenig Verständnis zeigte. Die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes im Jahre 1907, von der manche Schwärmer eine gründliche Gesundung der österreichischen Verhältnisse erwarteten, änderte daran nichts wesentliches. Die Menge der Abgeordneten war größer geworden, die geistige Bedeutung des Parlamentes und damit sein Einfluß noch geringer. Das ist umso leichter begreiflich, als das Abgeordnetenhaus zumeist unter dem Terrorismus der kleinen, extremen Parteien stand, und von einer Krise zur anderen taumelte, so daß nicht einmal für die allernotwendigsten Staatsbedürfnisse vorgesorgt werden konnte und wiederholt zum Notbehelf des § 14 Zuflucht genommen werden mußte. Nachdem unter ungeheueren Anstrengungen der deutschen Parteien die Wehrvorlagen glücklich unter Dach gebracht worden waren, versagte zu Beginn des Jahres 1914 der parlamentarische Apparat vollständig. Weil in Böhmen infolge des deutschen Widerstandes der Landtag nicht arbeiten konnte, hatte in Wien die tschechische Obstruktion eingesetzt und jede positive Tätigkeit verhindert. Nach krampfhaften Bemühungen die Verhältnisse zu ordnen, wurde im März 1914 der Reichsrat vertagt, um bis zum heutigen Tage nicht mehr zusammenzutreten.

Die Bevölkerung hat damals dem Parlamente keine Träne nachgeweint, ja, es dürfte nicht zu viel behauptet sein, daß die Vertagung des Reichsrates in einem großen Teile der Wählerschaft eine gewisse Befriedigung auslöste. Man war eben beherrscht durch den äußern Eindruck der letzten Parlamentszeit, in der Lärmszenen mit geisttötenden Obstruktionsscherzen abwechselten, so daß der Eindruck nach außen der denkbar schlechteste war. Daran, daß durch die Schließung des Hauses die wichtigsten Rechte des Volkes gefährdet wurden, daß der Staat eigentlich vollständig der herrschenden Bürokratie ausgeliefert wurde, daran dachte damals kaum jemand.

Die Stellung der Deutschen im Parlamente hatte sich in den letzten Jahren insoferne gebessert, als es nach langen, höchst überflüssigen Befehdungen gelungen war, die deutschfreiheitlichen Abgeordneten im Deutschen Nationalverband zu vereinigen. War der Deutsche Nationalverband auch keine einheitlich geschlossene Partei, so bildete er doch einen festen Grundstock für eine Arbeitsmehrheit, der außer dem Nationalverbande die christlichsoziale Partei und der Polenklub angehörten. Diesen Parteien allein ist es zu verdanken, wenn in der

Digitized by Google

letzten Parlamentszeit wenigstens einige Sachen erledigt werden konnten. In der selbstlosesten Weise haben die Deutschen im Parlamente ihre Pflicht gegen den Staat erfüllt in der richtigen Erkenntnis, daß es angesichts der sich entwickelnden internationalen Verhältnisse unbedingt notwendig sei, die Staatsgewalt, insbesondere die militärische Kraft zu stärken und staatsfeindliche Kräfte, die schon damals zum Teil ihren Schwerpunkt im feindlichen Ausland suchten, zurückzudrängen.

Die Ereignisse der folgenden Zeit haben uns nur zu sehr recht gegeben. Der von slavischen Machthabern bestellte Meuchelmord in Sarajevo entfesselte die schon seit geraumer Zeit gegen die Mittelmächte bereitgestellten feindlichen Kräfte, und die österreichisch-ungarische Monarchie wurde in einen Krieg hineingezogen, wie ihn gewaltiger, blutiger, unmenschlicher, aber auch ungerechter und hinterlistiger die Geschichte nicht kennt. Die Monarchie, die von ihren Feinden im Auslande und Inlande als reif zum Verfallen hingestellt worden war, hat einen diesen ihren Feinden sehr unerwünschten Beweis ihrer unverwüstlichen Lebenskraft gegeben. Wenn Österreich diesen Beweis erbringen konnte, so ist das in erster Reihe ein Verdienst der Deutschen.

Wir wollen hier nicht davon sprechen, wie furchtbar von anderen Völkern des Reiches vor dem Kriege und während desselben das Schicksal des Reiches gefährdet wurde. Wir können uns aber auf die positiven Leistungen der Deutschen berufen. Die Deutschen haben weit über ihre Kopfzahl hinaus Mannschaft für unsere siegreichen Heere gestellt; die Standschützen von Tirol, Kärnten, Oberösterreich und Salzburg sind weit über das wehrpflichtige Alter hinaus gegen den Feind gezogen, nicht zu reden davon, wie sehr von Kriegsausbruch an bis zur Gegenwart die Reihen der nichtdeutschen Truppenkörper gelichtet wurden. Die deutschen Truppen haben auch die weitaus meisten blutigen Verluste aufzuweisen, und in manchen deutschen Gebirgstälern wird es nach dem Kriege schwer sein, auch nur die für den Anbau notwendigen Männer aufzutreiben. Die Deutschen waren es, die die finanziellen Mittel für die Kriegsführung beistellten; sie waren es, die den Löwenanteil an den Kriegsanleihen aufbrachten. Ohne die deutschen Sparkassen, die deutschen Industriellen und Gewerbetreibenden, ohne die deutschen Schulen wäre das Ergebnis der Kriegsanleihen recht bescheiden gewesen. Deutsche Bildung war es aber auch ganz besonders, die sich in unseren heldenhaften Armeen betätigte und es ermöglichte, daß sie ebenbürtig neben und mit den deutschen Heeren die beispiellosen Siege erfechten konnten.

Für die Dienste, die wir dem Staate geleistet haben, verlangen wir keinen Lohn, denn wir haben unsere Pflicht getan. Aber wir müssen

Digitized by Google

verlangen, daß die furchtbaren Opfer, die unser Volk an Gut und Blut gebracht hat, nicht umsonst gebracht seien, daß heute, wo die Möglichkeit dazu in jeder Richtung gegeben ist, die Verhältnisse des Staates und damit die Stellung der Deutschen im Staate gesichert werde, daß der Staat in die Lage versetzt werde, auch nach außen die ihm gebührende Stellung einzunehmen, und daß er im innern dauernd geschützt werde gegen die Anschläge jener Elemente, die die Zerschlagung Österreichs nach wie vor als ihr Ziel betrachten.

Wir sind im Bewußtsein der schweren Verantwortung bald nach Ausbruch des Krieges an die Arbeit gegangen um unsere Forderungen festzustellen. Wir mußten uns dabei vor Augen halten, daß wir unsere Forderungen auf das unbedingt notwendige Maß beschränken mußten. Wir waren uns auch von verneherein klar darüber, daß die Erfüllung eines Teiles unserer Forderungen und vielleicht der wichtigsten nach der Lage der Dinge auf verfassungsmäßigem Wege nicht möglich sein werde. Wenn wir trotzdem solche Forderungen aufgestellt haben, geschah es, weil wir die Sache über die Form gesetzt haben, und weil nur auf diesem Wege eine Gesundung der Verhältnisse in Österreich möglich erscheint. Immer mehr festigte sich die Überzeugung, daß eine gewisse Umwälzung platzgreifen müsse, wenn wir nicht wieder in den alten Sumpf versinken sollen. Bei der Feststellung unserer Forderungen mußten wir von vorneherein darauf verzichten in Einzelheiten einzugehen, da nur auf diese Weise eine möglichst einheitliche Meinung erzielt werden konnte. Es ist uns auch gelungen, die deutschen Parteien — leider ohne die Sozialdemokraten deutscher Zunge — auf gewisse Mindestforderungen zu vereinigen.

Was das Verhältnis der Monarchie zum Auslande betrifft, so fordern wir den engen, politischen, militärischen und wirtschaftlichen Anschluß an das Deutsche Reich, selbstverständlich unter voller Aufrechterhaltung der beiderseitigen Unabhängigkeit. Mögen sich gegen diese Forderung aus verschiedenen, oft kleinlichen Gründen Widerstände geltend machen, sie wird erfüllt werden durch die Macht der Verhältnisse, die der Krieg geschaffen hat. Diesbezüglich befinden wir uns auch in voller Übereinstimmung mit den Vertretern der bürgerlichen Parteien des deutschen Reichstages. Der enge Zusammenschluß der beiden Kaiserreiche, die miteinander geblutet und gesiegt haben, ist eine historische Notwendigkeit, die sich allen Widersachern zum Trotz durchsetzen muß. Wir brauchen deshalb auch nicht als Bettler beim Deutschen Reiche zu erscheinen, denn die beiden Reiche sind auf einander angewiesen. Sowie Österreich-Ungarn die Anlehnung an das Deutsche Reich braucht, braucht das Deutsche Reich ein starkes Österreich als Bundesgenossen. Damit Österreich seinen Pflichten als

Digitized by Google

Bundesgenosse entsprechen könne, muß es aber auch im Innern erstarken, und das bezwecken unsere weiteren Forderungen. Deshalb fordern wir eine machtvolle Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und sozialen Kräfte, die aber nur erreicht werden kann, wenn dem deutschen Volke die ihm gebührende Stellung im Staate eingeräumt wird. Wir fordern eine den Bedürfnissen eines modernen Staates entsprechende Umgestaltung der Verwaltung, für die die Einführung der deutschen Staatssprache eine notwendige Voraussetzung ist. Wir fordern die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse im Abgeordnetenhause, damit dieses wieder arbeitsfähig wird. Dazu ist die Schaffung einer neuen Geschäftsordnung und die Beseitigung des übermächtigen Einflusses einzelner Gruppen notwendig. In Böhmen müssen entsprechende Vorkehrungen getroffen werden, um die deutsche Minderheit des Landes vor Vergewaltigung zu schützen. Das wird durch nationale Abrenzung und Kreiseinteilung, auf die sich beide Volksstämme zum großen Teile vor Jahren geeinigt hatten, erreicht werden. Daß wir an der dualistischen Grundlage der Monarchie festhalten, ist selbstverständlich. Wir erachten jedoch einen langfristigen Ausgleich zum Zwecke entsprechender Handelsverträge mit dem Auslande für notwendig und verlangen beim Abschlusse des Ausgleiches Berücksichtigung der österreichischen Interessen.

Diese unsere Forderungen haben wir schon im September 1915 gemeinsam mit den Christlichsozialen der österreichischen und der gemeinsamen Regierung zur Kenntnis gebracht. Der damalige Ministerpräsident Graf Stürgkh hat sich zwar anfangs auf eine nähere Erörterung dieser Forderungen nicht eingelassen, hat aber dann bei wiederholten Besprechungen die meisten Forderungen als berechtigt anerkannt. In vollem Maße hat auch der im Dezember 1915 in das Kabinett eingetretene Prinz Hohenlohe die Berechtigung der deutschen Wünsche anerkannt. Daß es der damaligen Regierung mit der Verwirklichung dieser Wünsche ernst war, beweist wohl auch, daß der damalige Statthalter von Oberösterreich Baron Handel ausdrücklich für die Vorarbeiten der Neuordnung ins Ministerium d. J. berufen wurde.

Leider wurde so mancher günstige Zeitpunkt zur Durchführung der geplanten Umgestaltung versäumt. Ehe Graf Stürgkh seine Absichten verwirklichte, fiel er der Kugel eines Fanatikers zum Opfer. Sein Nachfolger war Ernst von Koerber. Er scheint die Absicht gehabt zu haben, den Reichsrat ehestens einzuberufen ohne irgendwelche wesentliche Änderungen eintreten zu lassen, sodaß zweifellos das Parlament ebenso im Sumpfe erstickt wäre, wie dies zu Beginn des Jahres 1914 geschehen war. Gewiß ist, daß Koerber während seiner, aller-

Digitized by Google

dings nur sechs Wochen dauernden Ministerpräsidentschaft nicht imstand war einen bedeutsamen Entschluß zu fassen, geschweige auszuführen.

Nach einigen Schwierigkeiten bei der Neubildung des Kabinetts erschien Graf Clam-Martinitz auf der Bildfläche, Tscheche nach seiner Geburt, Feudaler nach seiner Gesinnung. Und nun ereignete sich das Merkwürdige, daß die deutschbürgerlichen Parteien versprachen, die Regierung dieses Mannes zu unterstützen, bloß deshalb weil er versprach, österreichische Politik machen zu wollen. Die Deutschen haben dadurch unter richtiger Erkenntnis der Verhältnisse einen ungewöhnlichen Beweis von Selbstverleugnung gegeben und neuerdings bewiesen, daß sich ihre Interessen und die des Staates decken.

Die Regierung des Grafen Clam hat keine leichte Aufgabe zu lösen. Inmitten des Krieges, während die Ernährungsschwierigkeiten alle Kräfte in Anspruch nehmen, während die Revolution in Rußland uns vor neue, ungelöste Probleme stellt, soll die Regierung Österreich auf neue Grundlagen stellen. Die Schwierigkeiten sind noch vermehrt worden durch die Schaffung des selbständigen Königreiches Polen, die natürlich auf die Stellung und die Ansprüche der österreichischen Polen zurückwirken mußte. Und doch müssen und werden diese Schwierigkeiten überwunden werden; denn, wenn auch dieser Augenblick ungenützt vorbeigehen sollte, dann ist wohl keine Hoffnung mehr, daß in absehbarer Zeit eine den Interessen des Staates und des deutschen Volkes entsprechende Neuordnung in Österreich durchgeführt werden könnte. Dann wächst die Gefahr von Tag zu Tag, daß das, was des Feindes Schwert nicht vermocht, herbeigeführt wird durch den wiederauflebenden Streit der Völker Österreichs unter einander.

Wenn diese Zeilen in Druck gehen, sind die entscheidenden Schritte hoffentlich bereits erfolgt. Wir täuschen uns nicht darüber, daß nicht alles vollkommen sein kann; wir täuschen uns namentlich nicht darüber, daß die Ordnung der galizischen Verhältnisse keine endgültige sein kann. Wir täuschen uns auch nicht darüber, daß die Einführung der Staatssprache und die Regelung der böhmischen Verhälthältnisse, durch die übrigens den Tschechen im tschechischen Gebiete gewaltige Zugeständnisse gemacht werden, trotzdem unter den Slaven des Reiches eine gewisse Aufregung hervorrufen wird. Wir hegen aber die feste Zuversicht, daß es bei kluger, zielbewußter Führung gelingen wird, wieder geordnete Verhältnisse in Österreich herzustellen und insbesondere das Parlament zu neuem Leben zu erwecken. Damit würden die Grundlagen geschaffen, die Österreich braucht, um seine Aufgaben als Wahrer des künftigen Friedens und als Schützer deutscher Kultur neben dem verbündeten deutschen Reiche zu erfüllen.

Wien, 31. März 1917. Dr. Gustav Groß.

Digitized by Google

Völkerreich — Friedensreich.

Von Alfons Graf Mensdorff-Pouilly, Mitglied des Herrenhauses.

Kaiser Wilhelm sagte zu Beginn des Krieges: „Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Deutsche.“ Wenn man bei uns mutatis mutandis etwa dasselbe sagen wollte, so müßte man das in die Worte kleiden: „Wir kennen keine Nationen, wir kennen nur Österreicher“ — wenigstens so lange der Krieg dauert. Mit diesen Worten glaube ich das Unterscheidende, das zwischen uns als Völkerreich und einem einheitlich nationalen Staate besteht, annähernd zum Ausdrucke gebracht zu haben. Um das Wesen unserer Monarchie wirklich zu verstehen, muß man sich dies auch stets vor Augen halten. Reiche, die von verschieden sprechenden Völkern bewohnt waren, hat es schon viele gegeben, ich gebe zu, daß in solchen Staaten stets — oder fast stets — eine Nation als die herrschende auftrat, während dies bei uns als Völkerreich nicht wünschenswert, ja mit dem Wesen der Monarchie unvereinbar erscheint. Zumeist waren solche Reiche durch Eroberungen entstanden, während unsere Länder sich teils durch Vererbung, teils durch freie Wahl dem Habsburgerreiche angliederten, oder aber durch Beschluß der Mächte uns zugewiesen wurden. Bekanntlich haben die Habsburger nie Eroberungskriege geführt, alle Kriege, in die sie verwickelt wurden, waren Verteidigungskriege, wie ja auch der heutige. Höchstens vielleicht Präventivkriege. Die Folge davon ist, daß unsere Völker alle gleichberechtigt sind, freie Völker, keine unterworfenen, kein herrschendes Volk. Feldmarschall Freiherr von Conrad sagte dieser Tage in einem Interview: „wir sind der Keilstaat Europas, in dem sich die verschiedenen Nationen Europas nicht nur sozial, wirtschaftlich und politisch vereinigen, sondern, in dem sie im wahrsten Sinne des Wortes als Familie leben. Österreich-Ungarn ist nicht der Sitz einer herrschenden Nation, es ist das Vaterland von allen Nationalitäten, welche es bewohnen.“

Darin aber liegt das Verkennen unseres Wesens, daß man auf uns die Schablone von antiken oder mittelalterlichen Erobererreichen anwendet, während wir, genau genommen, das modernste und im besten Sinne das demokratischeste Staatswesen dieses Erdballs darstellen. Auch das am friedlichsten entstandene. Wir kennen keine blutigen Greuel in unserer Geschichte. Um wahrhaft demokratisch zu sein, braucht man nicht Winkeladvokaten oder weltfremde Professoren an der Spitze zu haben, nein, es muß das ganze Gefüge auf einer Basis stehen, die den Anforderungen der staatsbürgerlichen Gleichheit entspricht. Und das ist nur in einem wirklich monarchischen Staats-

Digitized by Google

wesen möglich, weil der Monarch, welcher Nation er auch seiner Abstammung nach immer angehört, eben, sobald er Herrscher dieser Doppelmonarchie wird, nur Österreicher, nur Ungar (zu unterscheiden vom Magyaren) ist, aber nicht mehr Deutscher oder Magyare, nicht Tscheche oder Kroate usw., sondern eben Herrscher dieses, ich gebe zu, einzigartigen Staatsgebildes, während ein Machthaber aus den Kreisen der sogenannten Politiker an der Spitze, immer der oder jener Nation angehören müßte, daher ungeeignet wäre, einem so gearteten Gemeinwesen vorzustehen. Dieses Verhältnis hat nur einmal seinesgleichen in der gesamten Weltordnung und das ist beim römischen Papst, der auch ein Völkervater ist, wenn es auch teilweise andere Voraussetzungen sind, die ihn dazu erheben.

Aus dieser Struktur unseres Reiches ergibt sich, daß die darin geeinigten Völker ihre Meinungsverschiedenheiten auf parlamentarischem Wege regeln, statt als kleine selbständige Staaten, wie etwa am Balkan, eine beständige Kriegsgefahr für das übrige Europa zu bilden. Und daraus folgt die Notwendigkeit der Monarchie gerade auf diesem Flecke des Weltteils. Es kann gar nichts anderes an dieser Stelle sein. Ich zitiere hier nochmals aus dem Interview des Feldmarschalls: „Es ist wahr, daß es in Friedenszeiten Streitigkeiten gegeben hat, diese waren aber intern politischer Natur. Dieselben Streitigkeiten, welche in anderen Ländern auf Grund von parteipolitischen Zwistigkeiten entstehen, nahmen in Österreich-Ungarn ihren Ausgangspunkt in den nationalen Gruppen, die in dieser Beziehung als politische Gruppen angesehen werden können."

Man beging eben im Auslande den Fehler, nicht zu sehen, daß nationale Streitigkeiten auf das innerpolitische Geleise abgelenkt, gewissermaßen nach außen hin neutralisiert werden, wenn nicht fremde Einflüsse das Prinzip der Nichteinmischung mala fide durchbrechen.

„Das österreichische Problem ist das konzentrierte europäische Friedensproblem" hat seinerzeit ein nichtösterreichischer Schriftsteller gesagt. Ich möchte aber hinzufügen, daß es meiner Ansicht nach kein österreichisches Problem, keine „österreichische Frage" gibt. Eine Frage, die schon beantwortet ist, hört auf eine Frage zu sein und die österreichische Frage i s t beantwortet. Die Antwort darauf lautet: Österreich. Das klingt wie eine Phrase, ist es aber nicht. Denn das Dasein eines solchen Völkerreiches allein genügt, um alle jene Fragen zu beantworten, die man bei Betrachtung der verschiedenen inneren Verhältnisse aufwerfen könnte. Ob diese Probleme in der Ausführung immer praktisch richtig gelöst wurden, das allerdings ist eine andere Frage. Aber die Lösung derselben kann nur einzig auf diesem Wege

Digitized by Google

gefunden werden, und wenn sie nicht immer aufs Beste gelang, so liegt das daran, daß man eben diesen Weg nicht betrat.

Die Deutschösterreicher nehmen seit langem für sich das Vorrecht in Anspruch als die Träger des Staatsgedankens, gewissermaßen als die Staatsnation zu gelten. Ganz gut. — Bis zu einem gewissen Grad, d. h. soweit dies mit diesem Staatsgedanken vereinbar ist, aber auch nur so weit, ist diese Forderung vielleicht als nicht unberechtigt zu bezeichnen. Eine solche Stellung schafft aber außer Rechten auch Pflichten, und zu diesen gehört als die erste und vornehmste, nicht auf das Wesen dieses Völkerreiches, auf seine hohe Mission zu vergessen. Eines darf man nicht übersehen: Es gibt nur zwei Völker in der Monarchie, die mit ihrem ganzen Volkstum, mit ihrer ganzen Staatlichkeit, ihren ganzen geschichtlichen Überlieferungen der Monarchie beitraten, gewissermaßen geschichtlich in sie mündeten, wenn ich so sagen darf, und diese beiden Völker sind die Magyaren und die Tschechen, alle anderen sind Splitter. Außer man billigt den Kroaten auch noch eine ähnliche Stellung zu, wofür ich entschieden eintrete, weil sie sonst ins jugoslavisch-großserbische Lager gedrängt würden. Allerdings sind die Kroaten nur indirekt, mit Ungarn zusammen, zu uns gekommen. Die Deutschen gehören also dazu nicht, aber den Deutschen muß man wieder etwas anderes zuerkennen und das ist, daß das Werden der Monarchie aus dem alten römisch-deutschen Reich sich entwickelte und die Trennung von Deutschland ein späteres Geschichtsfaktum ist. Natürlich betrifft dies nur die zur Monarchie gehörigen vormaligen deutschen Bundesländer.

Es ist nun richtig, daß ich in der Broschüre „Der große Irrtum des 19. Jahrhunderts" auf Seite 23 und weiter folgendes sage: „Ich gebe zu, daß ich früher an die Möglichkeit eines staatlichen Zusammenlebens verschiedensprachiger Völker in einer Gemeinschaft, ohne gesetzlich festgelegtes Verständigungsmittel, glaubte. Früher war dies auch zur Not möglich, weil die Sache stillschweigend existierte. Je weiter aber die sprachliche Selbständigkeit der einzelnen Nationen sich auswuchs, desto geringer wurde diese Möglichkeit. Nach meiner Ansicht ist es sogar eine Voraussetzung der nationalen Lebensfähigkeit der einzelnen Völker, daß ein gemeinsames Verständigungsmittel da sei. Statt, wie manche zu glauben scheinen, eine Beschränkung dieser nationalen Lebensfähigkeit, bildet die deutsche Verständigungssprache im Gegenteil eine der ersten Vorbedingungen derselben. Damit ist nun das Wort heraus. Wenn die Möglichkeit bestünde, eine andere Sprache als Verständigungsmittel festzusetzen, ich hätte nichts dagegen. Aber, Hand aufs Herz, wer kann an eine solche Möglichkeit

Digitized by Google

denken? Man wird darauf verweisen, daß die Deutschen in Österreich die Minorität bilden."

Nun führe ich dann aus, daß erstens die Deutschen zwar nicht die absolute, wohl aber die relative Majorität bilden, — obwohl die Anwendung des Majoritätsprinzips hier ganz unrichtig ist —, daß zweitens keine andere der österreichischen Sprachen so unter den andersprachigen Völkern verstanden wird wie die deutsche, so sehr, daß sie sogar nicht nur zwischen andersprachigen und Deutschen als Verständigungsmittel gebraucht wird, sondern auch zwischen verschiedensprachigen Nichtdeutschen untereinander. „Nicht der Deutschen wegen, sondern des Staates und der Verständigung seiner Staatsbürger wegen muß das sein." Soweit meine Broschüre.

Was ich da sage, bedeutet aber durchaus nicht notwendig die Vorherrschaft eines unserer Völker über die anderen.

Was ist schließlich die Sprache und zwar jede Sprache? Ein Verständigungsmittel und von diesem rein praktischen Standpunkte aus muß die Sache beurteilt werden. Das heißt soviel als: von diesem, dem praktischen Standpunkte aus, kann die Wahl der deutschen Sprache zur Vermittelungssprache von allen Völkern Österreichs bei einigem guten Willen gutgeheißen werden, weil der Begriff einer solchen Vermittlungssprache sehr scharf und genau gesetzlich festgesetzt und begrenzt werden kann. Es ist nicht ein Vorrecht oder ein Vorrang, der durch die Erhebung zur Vermittelungssprache einer Sprache zukommt, noch weniger dem sie als ihre Umgangssprache benützenden Volke. Die in einem solchen konstruierten Vorrang eines Volkes liegende Zurücksetzung der die betreffende Sprache nicht als ihre Muttersprache redenden Völker würde, wenn weiter gegangen werden sollte als es das praktische Erfordernis erheischt, dem früher schon auseinandergesetzten Wesen des Völkerreiches nicht entsprechen.

Man wird mir vorhalten, Deutschland als, wenn auch nicht ganz, so doch fast reiner Nationalstaat, könne eigentlich schwer ein Gemeinwesen an seiner Seite sehen, das sich auf so anders gearteten Grundsätzen aufbaut, als es jene sind, auf die die großen Männer, die seinen Bau fügten, ein Bismarck usw., es aufrichteten.

Deutschland ist über das Deutschland der siebziger Jahre hinausgewachsen, es muß daher Anlehnung suchen gerade bei solch einem Gemeinwesen wie wir, das auf einer begrifflich breiteren Plattform sich aufbaut, als die Nationalstaatsgrundsätze der Mitte des 19. Jahrhunderts. Selbst Italien will ja, ich gebe zu: in unberechtigter Großmannsucht, über den reinen Nationalstaat hinauswachsen, wieviel mehr das soviel stärkere, solidere, vorgeschrittenere Deutschland. Staatsrechtlich braucht dies die Selbständigkeit der dabei in Frage

Digitized by Google

kommenden Gemeinwesen nicht zu berühren. Aber gerade, daß Deutschland im Gegensatze zu Italien, in einem so aufrichtigen Bundesverhältnisse die Befriedigung eines Bedürfnisses fand, dem Italien durch einen verräterischen Angriff auf seinen bisherigen Bundesgenossen entsprechen wollte, ist für uns ein beruhigendes Gefühl, weil uns andererseits der Rückhalt an Deutschland einen starken Freund gibt.

Die Idee des Völkerstaates muß siegreich werden und damit muß der Friede Europas auf eine bleibendere Basis gestellt werden als jene es war, worauf er bisher ruhen sollte, das von England propagierte „europäische Gleichgewicht". Österreich-Ungarn ist der Träger jener Idee, auf der der europäische Friede einzig und allein beruhen kann, der Idee der Symbiose national heterogener Elemente in einem staatsrechtlich vereinigten Gebiet im engeren Sinne, das ist eben Österreich-Ungarn, in staatsrechtlich voneinander ganz getrennten Gebieten im weiteren Sinne, das ist ein friedliches Europa. Und der erste Schritt dazu ist die Annäherung der beiden Mittelmächte. Dieser Block wird gewiß einmal jenen Magnet bilden, der den europäischen Kontinent in einem Friedensbunde zu einen bestimmt ist. Weil dem aber so ist, muß, und zwar wird das automatisch geschehen, auch bei den Völkern dieses Reichs der innere Frieden sich finden, der den Weltfrieden im kleinen bedeutet. Das ist für uns die Hauptlehre des Kriegs.

Die unserer Monarchie gewordene historische Bestimmung, wie sie im obigen dargelegt wurde, ist wohl ethisch die höchststehende, die irgendeiner Macht werden kann, sie erklärt aber auch manche Schwierigkeiten, läßt vieles, das von außen betrachtet, schwer begreiflich scheinen könnte, selbstverständlicher erscheinen, als es auf den ersten Blick dem scheinen könnte, der ohne Verständnis diese Monarchie nach der Schablone anderer Länder zu beurteilen gewöhnt war. Manche dieser Schwierigkeiten sind eben Erbstücke unseres historischen Werdeganges, von denen freigeworden, das neue Deutschland uns in mancher Beziehung, sagen wir es offen, überflügeln konnte.

Man darf Verwaltungsunbequemlichkeiten nicht mit innerer Schwäche verwechseln. Daß die Vielsprachigkeit eine solche Unbequemlichkeit darstellt, soll nicht geleugnet werden. Aber zur Schwächung kann sie nur dann führen, wenn man diese Schwierigkeit, statt sie zu erleichtern, mit dem Wesen des Staates selbst verwechselt. Richtig erkannt und richtig gelöst ist die Vielsprachigkeit sogar eine Stärke und dies vom gesamteuropäischen Standpunkte betrachtet. Ich kann zur Bekräftigung meiner Behauptung nur eines anführen. Unsere Bevölkerung ist der Majorität nach slavisch. Man versuche es in einem Lande mit französischer Bevölkerungsmehrheit gegen Frankreich zu mobilisieren. Unser erster Sieg gegen die „Allslavenmutter" Rußland

Digitized by Google

land, war unsere Mobilisierung im Juli—August 1914. Da hat sich die Stärke unseres Staatsgedankens glänzend manifestiert. Wir sind eben nicht ein amorpher Haufen zusammenhangloser Völkersplitter, wir sind vor allem, im großen genommen, eine geographische Einheit, eine wirtschaftlich sich ergänzende Einheit und eine historische Einheit. Was Menschen eint, ist nicht die Sprache allein. Ich halte diese sogar für eine Zufälligkeit, begreife es aber gewiß, wenn nicht jeder diese Anschauung teilt. Ein viel stärkeres Bindemittel aber ist die Gemeinsamkeit einer langen Vergangenheit. Das treibt ja auch uns und Deutschland immer wieder zu einander. Die Geschichte ist eben mehr als ein Gegenstand des Gymnasiallehrplanes. Warum sind nun aber andere Länder einsprachig? Von Natur ist es eigentlich so gut wie keines, wenigstens soweit es größere Reiche betrifft. Alle sind sie es erst geworden, weil schwache und unterjochte Völker ihre Muttersprache verloren. Unsere Völker sind aber eben nicht schwach und nicht unterjocht, sie sind stark und frei und doch wurden sie geeint. Eine Einheit in der Vielheit, der Vielheit der Stärke. Nur geistige Trägheit sieht in der Vielsprachigkeit eine Schwäche. Sie wird allerdings dazu, wo diese Trägheit zur Herrschaft gelangt.

Die althabsburgische Idee des Völkerreiches, das in praxi eines Verständigungsmittels, besonders heute in der Zeit des Verkehrs, nicht entraten kann, aber wohlgemerkt nur als solches, ist, wie schon gesagt, eine so erhabene, eine so, ich möchte fast sagen, übermenschliche und dabei doch wieder echt menschliche, daß sie des Schweißes, aber auch des Blutes der Edeln wert ist. Ja, gewiß, auch wir wissen, wofür wir unser Blut vergießen, für Österreich-Ungarn, den Inbegriff alles dessen, was den Weltfrieden bedeutet. Austria sancta.

Das hat man in den sich angeblich „moderner" gehabenden Ländern nicht erkannt, auch bei unseren Freunden, ja selbst zuhause hat man diesen innersten Kern unseres Wesens vielfach übersehen. Trotzdem, daß dieses Völkerreich keine Ideologie der letzten Vergangenheit, sondern eine Realität seit Jahrhunderten ist. Schon leuchtet aber die Morgenröte der Erkenntnis bei uns und unseren Bundesgenossen auf. Vielleicht klingt es vermessen, wenn ich hier ein Wort der Schrift anwende, aber die Äußerung Feldmarschall Conrads vom „Keilstaate" führt mich unwillkürlich zu diesem Worte: auch wir, möchte ich sagen, auch dieses Reich war gewissermaßen „der Schlußstein, den die Bauleute verworfen hatten". Die habsburgische Idee ist so groß, so unermeßlich groß, so unsterblich, daß Österreich nicht untergehen kann, weil es immer wieder neu erstehen muß durch diese und, ich möchte sagen, an dieser Idee. Austria erit in orbe ultima.

Digitized by Google

Die christlich-soziale Idee in Österreich.

Vom Geheimen Rat, k. u. k. Minister a. D. Dr. Heinrich Ritter von Wittek, Mitglied des Herrenhauses.

Die geistigen Strömungen, die das Kulturleben der Deutschen in Österreich beherrschen und nicht zuletzt in politischer Hinsicht beeinflussen, sind in Deutschland außerhalb der Kreise der Berufspolitiker weniger bekannt. Vielfach besteht die Meinung, daß die politisch in betracht kommende deutsche Bevölkerung Österreichs, soweit sie nicht im Lager der Sozialdemokratie steht, durch die vormals als liberale, nunmehr als deutschnationale bezeichneten Parteirichtungen und die ihnen gleichgesinnten Wiener Blätter, die in Deutschland häufiger verbreitet sind, vertreten werde. Dabei wird übersehen, daß die Anschauungen des Freisinns als politisches Merkzeichen durchaus nicht der ganzen bürgerlichen Bevölkerung der deutsch-österreichischen Länder, sondern nur einem zumeist städtische Bewohnerschaften einschließenden Teile derselben eignen, wogegen andere sehr namhafte, in den Alpenländern und in Wien weitaus überwiegende Volksschichten von politischen Überzeugungen geleitet sind, die — auf konservativer Grundlage beruhend — sich namentlich in gewissen kulturellen und religiösen Fragen zu der liberalen Anschauungsweise im Gegensatz befinden. Diese Gesamtrichtung war im alten Kurienparlament durch eine Anzahl von Parteigruppen vertreten, die als Konservative, Klerikale, Wiener Antisemiten u. a. m. benannt, zwischen den großen deutschliberalen und den die nichtdeutschen Nationalitäten umfassenden Gruppen eine Mittelstellung einnahmen. In dem auf Grund der Wahlreform von 1907 mit allgemeinem Stimmrecht neugewählten Abgeordnetenhause schlossen sich die bisher getrennten deutschkonservativen Gruppen zu einer einheitlichen, der „christlich-sozialen" Partei zusammen, die damals von der Gesamtzahl der 233 auf die Deutschen entfallenden Mandate 96 Mandate innehatte, und die stärkste im Hause war. Sie zählt auch heute noch trotz der für sie ungünstig ausgefallenen Neuwahlen vom Juni 1911 im Abgeordnetenhause 72 Mitglieder und im Herrenhause eine Anzahl ihren Anschauungen nahestehender Parteifreunde. Ihre Anhänger bilden in den Landtagen von Niederösterreich und Oberösterreich, Salzburg und Tirol sowie im Gemeinderate von Wien starke Mehrheiten, in Steiermark eine ansehnliche Minderheit und sind auch in anderen österreichischen Ländern verbreitet. In Böhmen wird die Zahl ihrer Wähler auf 60 000 geschätzt. Die autonome Landesverwaltung der vorhin angeführten Länder, sowie die Gemeindeverwaltung von Wien, liegt in den Händen ihrer Funktionäre. Die christlich-soziale Vereinigung des Abgeordnetenhauses hat sich neuestens mit dem deutschen Nationalverbande über ein Zusammengehen in nationalen und wirt-

Digitized by Google

schaftlichen Fragen geeinigt und dadurch die parlamentarische Machtstellung des deutschen Volkes in Österreich bedeutend verstärkt.

Der Aufstieg einer ursprünglich kleinen Oppositionsgruppe im Wiener Gemeinderate zu einer großen politischen Partei hat sich in vieljährigen harten Kämpfen vollzogen. Er stand im Zeichen einer gewaltigen Persönlichkeit, des Führers der Wiener Bewegung, nachherigen Bürgermeisters Dr. Karl Lueger, dessen feurige, volkstümliche Beredsamkeit die Massen mit sich fortriß und dem hohe staatsmännische Begabung später die Führerschaft im Parlament sicherte. Er war in Deutschland wohlbekannt und genoß dort viele Sympathien. An seiner Seite wirkten für die Ausbreitung der christlichsozialen Idee und die Organisation der Partei ihr jetziges allgemein verehrtes Oberhaupt Herrenhausmitglied Prinz Alois Liechtenstein und der unermüdliche Kämpfer Dr. Albert Geßmann. An der Spitze der Verwaltung der Reichshauptstadt hat sich der gleichfalls der Partei angehörige frühere Präsident des Abgeordnetenhauses, seit 1911 Bürgermeister von Wien Dr. Richard Weiskirchner in den Kriegsjahren ausgezeichnet.

Die von den Führern der Partei vertretenen sozialpolitischen Ideen stellen zum großen Teile den Ausbau von Gedanken und Anregungen dar, die von dem um den Sozialpolitiker Baron Vogelsang gesammelten Kreise ihren Ausgang nahmen. Schon zu Beginn der achtziger Jahre haben diese Ideen die österreichische Sozialgesetzgebung im Gewerbe- und Arbeiterschutz unter führender Betätigung des Grafen Egbert Belcredi, des Prinzen Alois Liechtenstein und des späteren Finanzministers und Präsidenten des Obersten Gerichtshofs Dr. Emil Steinbach maßgebend beeinflußt. Diese Neuorientierung, die die Verbreitung der christlich-sozialen Ideenrichtung vorbereiten half, hängt mit der damals in die Erscheinung getretenen Abkehr zunächst der intellektuellen Kreise, dann aber auch der breiten Volksschichten von den Anschauungen und der politischen Richtung des doktrinären Liberalismus zusammen.

Die liberale Doktrin mit ihrer individualistischen Auffassung des wirtschaftlichen Lebens war in den sechziger und siebziger Jahren in Österreich nahezu alleinherrschend. Ihre Anschauungen wurden überwiegend von den damaligen Staatsmännern zur Geltung gebracht. Fern sei es, die Verdienste dieser Männer um die Herstellung verfassungsmäßiger Zustände, die Ordnung der Staatsfinanzen und die Verbesserung der Verwaltung nach den unglücklichen Kriegen von 1859 und 1866 zu verkennen. Die Namen Schmerling, Laßer, Hye, Plener, Hasner, Brestel, Glaser, Stremayr werden stets neben denen der konservativen Politiker jener Zeit Leo Thun, Richard Belcredi, Hohenwart, im dankbaren Gedächtnisse der Nachwelt fortleben. Aber die

Digitized by Google

neuere Zeit hat, nachdem die damals errungenen staatsbürgerlichen Freiheitsrechte zum unangefochtenen Besitz geworden sind, andere Anforderungen staatlicher Betätigung und Fürsorge gestellt, die den Auffassungen der Epoche der Bürgerministerien fernlagen.

Die liberale Aera hatte dem Bereicherungsbestreben und der Spekulation den weitesten Spielraum eröffnet. Manche unliebsame Vorkommnisse, die auf eine Verbindung politischer und geschäftlicher Transaktionen hinwiesen, trugen dazu bei, die politische Integrität einflußreicher Mitglieder der liberalen Richtung in Zweifel zu ziehen und ihr den Spottnamen der „Verwaltungsratspartei" anzuheften. Am meisten aber haben die durch Übergriffe der Börsenspekulation hervorgerufenen Begleit- und Folgeerscheinungen des 1873er Krachs in breite Schichten der geschädigten Bevölkerung Mißstimmung und Abneigung gegen die Wirkungen des Systems des ökonomischen Liberalismus hineingetragen, dem die Schuld an dem wirtschaftlichen Zusammenbruch beigemessen wurde. Es ist begreiflich, daß sich unter diesen Umständen das den konfessionellen Gegensatz zwischen den an dem Börsetreiben und seiner publizistischen Förderung meistbeteiligten Elementen und der großen Mehrheit der christlichen Bevölkerung hervorhebende antisemitische Schlagwort als wirksames Agitationsmittel erwies, um die neue sozialpolitische Richtung in den kleinbürgerlichen und gewerblichen Kreisen zumeist Wiens, dann auch des flachen Landes, populär zu machen. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß die verallgemeinerte, nebst den Schädlingen unterschiedlos auch die sittlich und bürgerlich untadelhaften Mitbürger jüdischen Glaubens in den Angriff einbeziehende Anwendung des gehässigen Schlagworts zu den bedauerlichsten Erscheinungen der damaligen, oft von beiden Seiten in brutalster Form geführten Kämpfe gehört, daß diese Verallgemeinerung übrigens von Dr. Lueger und den übrigen einsichtsvollen Führern der Partei nicht gutgeheißen wurde. Nach dem erfolgreichen Abschluß der Kämpfe um die Mehrheit im Wiener Gemeinderate und im niederösterreichischen Landtage hat es sich gezeigt, daß die über den Rahmen einer lokalen kleinbürgerlichen Vereinigung hinaus fortschreitende Entwicklung der christlich-sozialen Partei auf der werbenden Kraft beruht, die die ihren Bestrebungen vorschwebende Idee auf weite Volkskreise ausübt.

Diese Idee ist die Zusammenfassung der auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehenden deutsch-österreichischen Volkskreise zu gemeinsamer fruchtbringender politischer Arbeit. Sie fordert die Hochhaltung und nötigenfalls Verteidigung der christlichen Ideale der religiös-sittlichen Jugenderziehung und der Heiligkeit der Ehe, wie nicht minder die praktische Verwirklichung des in der charitativen

Digitized by Google

Mission des Christentums vorgezeichneten Antriebs zu sozialer und humanitärer Betätigung. Sie wendet sich an die verschiedenen Stände und Volksklassen, den Bauer wie den Städter, in dem Bestreben, ihren Lebensbedürfnissen gerecht zu werden und durch deren billige Berücksichtigung bestehende Gegensätze auszugleichen, vor allem aber den im wirtschaftlichen Daseinskampfe Bedrängten und Unterdrückten, zu denen heutzutage auch der bürgerliche Mittelstand und das vielfach durch die großkapitalistische Industrie bedrohte Gewerbe zu zählen sind, Hilfe zu bringen und die ehrliche Arbeit auf allen Gebieten zu beschirmen. — Sie will der Ausbeutung, dem Wucher und der Korruption, wo immer sie sich zeigen und von wem immer sie ausgehen, schärfstens entgegentreten und diese Auswüchse unerbittlich bekämpfen. — Sie erkennt die Notwendigkeit fortschreitender Ausbildung der staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen in vollem Maße an und gewährt in ihrem Betätigungsbereiche, wie dies die unter der Leitung ihrer Mandatare geschaffenen großartigen kulturellen und technischen Werke zeigen, gemeinnützigen und humanitären Bestrebungen die weitestgehende Förderung. — Sie verbindet ihre Angehörigen zu einer kaisertreuen, vorbehaltlos österreichisch-patriotischen Vereinigung, die sich mit Recht eine Reichspartei nennen darf, da sie sich stets das Wohl des Gesamtreichs vor Augen hält und unbeschadet ihrer deutschen Eigenart, an der sie unverbrüchlich festhält, auch darin ihren Beruf erkennt, zur Milderung der nationalen Gegensätze unter Benützung der Beziehungen beizutragen, die sie mit den anderen Volksstämmen angehörigen Glaubensverwandten verbinden.

Aus dem in den vorstehenden Ausführungen dargelegten Umriß der christlich-sozialen Idee, wie sie sich nach der bisherigen Entwicklung gestaltet hat, wird sich unschwer erkennen lassen, daß der sie vertretende Großteil der deutsch-österreichischen Bevölkerung volles Anrecht darauf hat, von den politischen Kreisen des Deutschen Reichs, mit denen so viele Berührungspunkte und Wechselbeziehungen bestehen, als vollwertiger Bestandteil der politischen Organisation Österreichs in Betracht gezogen zu werden.

Mit der angekündigten demnächstigen Wiederaufnahme der parlamentarischen Tätigkeit wird sich auch für unsere deutschen engverbündeten Bundesfreunde Gelegenheit ergeben, die Vertreter der christlich-sozialen Idee an der Arbeit zu sehen. Sie wird gewiß in keiner anderen als in der Richtung stattfinden, die Voraussetzungen für die Wiederherstellung des durch die Drangsale des Weltkrieges schwer geschädigten Vaterlandes zu fördern und die Bande der waffenbrüderlichen Gemeinschaft, die Österreich-Ungarn mit dem Deutschen Reiche untrennbar verknüpfen, so innig als nur immer möglich zu gestalten.

Digitized by Google

Die Habsburger Monarchie und die südslavische Frage.

Von Dr. Janez Krek, Mitglied des österr. Abgeordnetenhauses.

Südslave ist eine geographische Benennung. Von den Karnischen und Julischen Alpen bis an das Schwarze Meer, von der Mur bis vor die Tore von Saloniki, bis zum Ägäischen Meer, tief hinein in die albanischen Berge wohnen nahezu 17 Millionen Slawen, deren Dialekte derart mit einander verwandt sind und derart ineinander fließen, daß man nicht bestimmen kann, wo der eine aufhört und der andere anfängt und sie sich in der kürzesten Zeit ohne Schwierigkeit mit einander verständigen können. Durch die Save und ihre Zuflüsse und durch die Donau in ihrem unteren Laufe durchzogen, bilden ihre Wohnsitze eine geographische Einheit, wie ihre Dialekte zu einer einheitlichen Schriftsprache die Grundlage bieten. Sie wohnen kompakt mit meist scharf abgeschnittenen ethnographischen Grenzen mit verschwindend kleinen Sprachinseln in ihrem Innern.

Und doch zersplittert, wie keine andere Nation auf Gottes Erdboden! Sie bildeten nie eine staatliche Gemeinschaft, einzelne Teile waren zeitweise wohl staatlich selbständig (Pannonien, Bulgarien, Serbien, Kroatien, Montenegro), die geschichtliche Entwicklung ging aber ihre eigenen Wege: Byzanz und die Türken verwoben mit ihren Staaten die Südslawen und sprengten sie durch die Gewalt des Schwertes auseinander; Ungarn, Venedig und das Habsburgerreich zogen Teile von ihnen an sich, und dadurch wurde das Einheitsgefühl verwischt und Einigungsbestrebungen jede Gelegenheit genommen. Vor dem Balkankriege hatten die Südslawen drei selbständige Staaten — Bulgarien, Serbien, Montenegro. Sie wohnten außerdem in der Türkei, in Italien, wo sie national rechtlos sind, und in der Habsburger Monarchie; darin in zwei Staatsgebilden — Österreich und Ungarn. In Österreich in Provinzen, deren jede einen eigenen Landtag hat: Steiermark, Kärnten, Krain (nur in diesem Landtag bilden die Slowenen Majorität), Görz-Gradisca, Triest, Istrien, Dalmatien. In Ungarn: Kroatien, Slawonien mit einem in der politischen Verwaltung, Justiz, Kultus und Unterricht selbständigen Landtag, und im eigentlichen Ungarn; endlich noch in Bosnien und Herzegowina mit einer Scheinautonomie, da alle wichtigen Landtagsbeschlüsse von der Zustimmung der österreichischen und ungarischen Regierung abhängen. Dazu drei Schriftsprachen, zwei Schriftarten (lateinisch, cyrillisch), drei Religionsbekenntnisse (katholisch, orthodox, mohammedanisch).

Digitized by Google

Es kam der Balkankrieg. Im Bukarester Frieden wurden alle Slawen vom türkischen Reiche losgelöst und mit Bulgarien, Serbien, teilweise auch mit Rumänien (Dobrudscha) und Griechenland (das Hinterland samt Saloniki) verbunden — also wieder ein neues Auseinander. Und nun der Weltkrieg: Dobrudscha ist wieder von den Bulgaren besetzt, Serbien und Montenegro sind in den Händen der Verbündeten, sonst ist es beim Alten geblieben. Bosnien und Herzegowina, Kroatien und Slawonien und die genannten sieben österreichischen Provinzen bestehen noch, wie sie bestanden. Die südslawische Frage ist aktueller, denn je, mit der wegen ihrer Einfachheit, um nicht zu sagen Einfältigkeit, so brauchbaren Formel des status quo unlösbar.

Die Habsburger Monarchie kann sie lösen, denn in ihrem Machtbereich befinden sich jetzt außer den Bulgaren alle Südslawen, darunter alle katholischen Kroaten und Slowenen. Sie soll es, denn es gilt ihre vitalsten Interessen: Bosnien und Herzegowina, deren Bewohner zwar zur Monarchie, jedoch zu keinem Teile ihrer zwei Staaten gehören und selbst zu den Geschicken der Monarchie kein Wort mitreden können, sind in ihrer jetzigen Stellung unhaltbar; die Ausbreitung eines gefährlichen Irredentismus unter den Südslawen an der Meeresküste und auf dem Balkan muß hintangehalten, die Seemacht- und Balkanmachtstellung der Monarchie fest und unverrückbar ausgestaltet, der Friede im Südosten dauernd gesichert werden.

Wir legen in Kürze die Lösungsarten der südslawischen Frage in ihrem jüngsten Entwicklungsstadium dar, freilich im vollen Bewußtsein, daß für die Lösung die Stellungnahme der Südslawen dazu eine geringe Rolle spielt, daß vielmehr nur die Überzeugung der maßgebenden Faktoren zum Ziele führen kann, diese Frage müsse nach dem Grundsatz der nationalen Einigung im Interesse der Dynastie der Monarchie und last not least der ungarischen Staatlichkeit selbst gelöst werden. Wir Südslawen können eine befriedigende Lösung heute nur wünschen, nicht erzwingen. Die Monarchie stand schon vor ähnlichen Fragen in bezug auf die Südslawen anfangs des 19. Jahrhunderts, als Serbien im Anschlusse an die Monarchie sein Heil suchte, weiters in bezug auf die deutsche und italienische Frage. Diese Fragen wurden jedoch ohne die Monarchie, ja teilweise gegen sie gelöst.

Ohne die Monarchie und gegen sie strebt eine Lösung der südslawischen Frage die großserbische Idee an, die in ihrer insbesondere nach dem Balkankriege ausgeprägten Form die staatliche Einigung aller Serben, Kroaten und Slowenen unter dem Szepter der Dynastie Karagjorgjevic mit Belgrad als Hauptstadt fordert. Diese Idee beherrschte das politische Leben Serbiens und suchte von dort die

Digitized by Google

Kroaten und Slowenen für sich zu gewinnen. Ihr fiel der Thronfolger und seine Gemahlin zum Opfer; sie gab die nächste Veranlassung zum Weltkrieg. Sie zielt ja in ihrem Wesen auf einen Weltkrieg hin, der die Zertrümmerung der Habsburger Monarchie und indirekt auch des deutschen Bundesgenossen herbeiführen sollte, da es ja ausgeschlossen erscheint, daß die Monarchie jemals auf friedlichem Wege Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Istrien und die slowenischen Gebietsteile abtreten und sich hiedurch vom Meere abschneiden würde, und da es andererseits unmöglich ist, daß Serbien durch eigene Kraft die Monarchie niederringen könnte. Ein in dieser Beziehung gewiß unbefangener Zeuge, der Engländer R. W. Seton Watson, stellt ganz richtig fest (Die südslawische Frage, Meyer u. Jessen, Berlin 1913. S. 430), „daß sie bis in die allerletzte Zeit hinein bei den Kroaten und selbst bei den gebildeten Serben fast keinen Widerhall erweckt hat. Auch für sie hätte der Triumph der großserbischen Idee den Triumph der östlichen Kultur über die westliche bedeutet." Die Kriegsereignisse haben hiefür unumstößliche, mit Blut geschriebene Beweise geliefert. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß sowohl in der äußeren, wie in der inneren Politik der Monarchie Anreize zur Vertiefung und Ausbreitung der großserbischen Idee geboten wurden. Der Zollkrieg der Monarchie mit Serbien, der im Jahre 1905 einsetzte, hat den Chauvinismus gestärkt und kühl berechnende Realpolitiker, die Serbiens wirtschaftliche Abhängigkeit von der Monarchie gut kannten, allmählich zum Schweigen gebracht. Dieser Zollkrieg führte zu ernsten Verhandlungen zwischen Serbien und Bulgarien über die Errichtung einer Zollunion, die vom bulgarischen Sobranje 1906 schon formell angenommen, von der serbischen Skupschtina jedoch nicht bestätigt wurde. Bulgarien ging also damals weiter als Serbien. Wir haben Anhaltspunkte, behaupten zu können, daß die Zollunionsverhandlungen in politischer Richtung weitergesponnen wurden und zum Balkanbund mit einer ausgesprochenen Spitze gegen die Monarchie führten. Lernen wir hieraus: ein Staat, der Balkanpolitik treiben will, muß mit allen Balkanstaaten in Freundschaft leben und daher ihre Freundschaft mit einander als deren Grundlage pflegen und beschützen oder die widerspenstigen Teile annektieren und assimilieren. Professor Dr. Redlich schreibt in seinem neuesten Werke (Österreich-Ungarn als Großmacht. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1917, S. 89): „Will man die Entwicklung und die Lebensäußerungen eines Volkes richtig verstehen, so darf man bei unbefangener Betrachtung die häufig vom Zufall gezogenen politischen Grenzen nicht als eine auch für das geistige Auge unübersteigbare

Digitized by Google

Schranke betrachten. Wenn man ein Volk ansehen will, dann darf man nicht bei den Staaten oder Provinzen stehen bleiben. Von diesem Standpunkt aus müssen wir die Bewohner Serbiens, Montenegros, Bosniens, Dalmatiens und Kroatiens mit einem Blick umfassen können. Betrachten wir die Serben also in ihrer nationalen Geschlossenheit, so sind sie ein Adria-Volk."

Diese Äußerung des deutsch-österreichischen Gelehrten wirft ein helles Licht in die Zusammenhänge zwischen der äußeren Politik der Monarchie und dem immer stärkeren Haß Serbiens; entweder müssen die Serben im Einklang mit den vitalen Interessen der Monarchie, die ihre Machtsphäre an der Ostadria unbedingt festhalten muß, als Adriavolk betrachtet werden, was nur durch ihre vollständige Angliederung an die Monarchie möglich ist, oder es muß die Gefahr von fortwährenden Feindseligkeiten, durch die Serbien den Weg zur Adria sucht, hingenommen werden. Die innere Politik der Monarchie in bezug auf die Kroaten und Slowenen näher zu besprechen, verbietet uns der Takt und die Rücksicht auf den Kriegszustand. Wir bemerken nur, daß die Agitation für die Idee einer Vereinigung mit staatlich unabhängigen Blutsverwandten, wie sie von der großserbischen Bewegung einsetzte, desto schwieriger sich gestaltet, je weniger sie in den inneren Verhältnissen Stoff zu einer Befreiungsaktion bietet.

Serbien und Montenegro liegen besiegt darnieder. Die Monarchie hat sie in ihren Händen. Ist auch die großserbische Idee besiegt? Lassen wir die Dynastie Karagjorgjevic und Belgrad aus ihr aus, so verbleiben uns noch zwei Bestandteile derselben: die nationale Einheit der Slowenen, Kroaten und Serben und das Bestreben, diese Einheit in einer Staatlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Diese zwei Bestandteile sind nicht tot, sie leben vielmehr sehr stark und werden ihre Entwicklung in jener Richtung nehmen, die ihnen die Monarchie geben wird. Die in der Monarchie lebenden Südslawen wünschen mehr denn je, daß diese Entwicklung zur Kräftigung der Großmachtstellung und zum Glanze der Habsburger ihren Weg nehmen solle; der denkende, vorausseh*ende Geist weiß aber auch, daß die Stimmung der jetzigen Generation für die Zukunft nicht maßgebend ist und daß mit Existenzbedingungen einer Nation zusammenhängende Ideen nicht sterben und durch ihre eigene Dynamik zu ihrer Verwirklichung vorwärtsschreiten. Im Rahmen der Monarchie und beschränkt auf die Südslawen, die hier ihre Heimat besitzen, will die kroatische Staatsidee an die Lösung der südslawischen Frage schreiten. Sie geht davon aus, daß Kroatien das älteste Königreich von den im Rahmen der Monarchie befindlichen Königreichen ist (seit 925), und daß nach

Digitized by Google

dem Aussterben der heimischen Dynastie im Jahre 1102 der ungarische König Koloman zwar den kroatischen Thron bestieg, daß jedoch die Verbindung mit Ungarn eine Personalunion bedeutete, was insbesondere aus zwei geschichtlichen Tatsachen hervorgeht: nach dem Tode Ladislaus II. im Kampfe gegen die Türken bei Mohács 1526 wählte der kroatische Landtag in Cetin am 1. Jänner 1527 einstimmig den Habsburger Ferdinand zum Könige und bestätigte das Erbfolgerecht seiner Erben. Ungarn war entzweit und blieb bis 1687 ein Wahlkönigreich. Die pragmatische Sanktion Karls VI., in der das Erbfolgerecht der weiblichen Linie festgelegt wurde, nahmen die Kroaten auch vor den Ungarn im Jahre 1712 selbständig an.

Zu Kroatien gehört staatsrechtlich auch Dalmatien, tatsächlich aber zur österreichischen Reichshälfte; seine Abgeordneten werden nach Wien und nicht nach Agram gewählt. Geschichtlich war es seit der ältesten Zeit ein integrierender Teil Kroatiens. Auf Grund historischer Tatsachen erstreckt sich die kroatische Staatsidee auch auf Istrien, Bosnien und Herzegowina.

Der Zusammenhang der slowenischen Gebietsteile mit Kroatien gründet sich historisch auf die brüderliche Solidarität, die sich insbesondere in den Kriegen gegen die Türken äußerte und die auch in verschiedenen Verträgen und Konföderationen (z. B. 1620) zum Ausdrucke gelangte. Feierlich wurde dies in der kroatischen pragmatischen Sanktion bestätigt, wo es heißt, daß in Kroatien nur jener Habsburger Sprößling zur Erbfolge berechtigt ist, der zugleich über Steiermark, Kärnten und Krain (den Wohnsitzen der Slowenen) regiert. Obwohl durch staatliche Einrichtungen von einander getrennt (hier Österreich, dort Ungarn), entwickelten doch die Slowenen und Kroaten immer rege kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen, die das Bewußtsein der Einheitlichkeit der slowenisch-kroatischen Nation in den Volksmassen befestigte und die Idee einer staatlichen Vereinigung zu einer nationalen Existenzbedingung in ihrem Herzen entwickelte.

Am 19. und 20. Oktober 1912 tagten in Laibach Vertreter des slowenisch-kroatischen Volkes (Landtags- und Reichsratsabgeordnete) und faßten den, vom Volke mit Jubel aufgenommenen Beschluß:

„Wir erklären, daß wir Kroaten und Slowenen ein nationales Ganzes bilden. Daher wollen wir gemeinsam arbeiten für die Einheit, die Rechte und die freie Entwicklung des kroatisch-slowenischen Volkes im Rahmen der Habsburger Monarchie. Wir sind uns bewußt, daß die kroatisch-slowenischen Länder von entscheidender Bedeutung für die Großmachtstellung der Monarchie sind, und wie wir uns unserer Pflichten gegen die Monarchie bewußt sind, so entschlossen for-

Digitized by Google

dern und erwarten wir, daß sich auch die Monarchie ihrer Pflichten gegen unser Volk bewußt werde."

In jeder Beziehung, nicht zumindest darum, weil die Slowenen und Kroaten durchwegs durch ihre katholische Konfession mit der Westkultur verbunden sind und sich in bezug auf die Orthodoxie und gegen den Byzantinismus gegenseitig ergänzen, ist es nicht nur der Intelligenz, sondern auch dem Volke vollständig klar, daß sowohl der slowenische als auch der kroatische Volksteil ohne ihre Vereinigung national verkümmern müsse. Auch diese Idee kann nicht sterben, und es wäre ein unermeßlicher Schaden, wenn sie in Zukunft ihr Leben im Gegensatze zu den leitenden Ideen der Monarchie fristen würde. Es handelt sich ja um die Nation, die die Adria bewahrt und gegen Italien einen unersetzbaren Wall bildet.

Die Verwirklichung der kroatischen Staatsidee würde nicht nur die Vereinigung der in der Monarchie lebenden Südslawen, sondern auch ihre staatliche Selbständigkeit zur Folge haben. Das Los Serbiens und Montenegros bleibt hiebei unberührt, obwohl es ohne Bedenken zugegeben werden muß, daß die kroatische Staatsidee einen genügenden Platz auch zur Lösung dieser Frage auf Grund der nationalen Einheit der Serben, Kroaten und Slowenen in sich schließe.

In seiner vollständigen Ausführung würde der kroatische Staat dieselbe Selbständigkeit in der Monarchie aufweisen, wie Ungarn oder Österreich. Trialismus! Die Frage, ob und wie gemeinsame Angelegenheiten durch ein Zentralparlament zu behandeln wären, gehört nicht hieher, es darf aber bemerkt werden, daß die Frage eines Zentralparlaments und die Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten überhaupt bei einem Trialismus viel leichter vonstatten ginge als beim Dualismus, und daß durch den Trialismus nicht nur die Frage, was mit Bosnien und Herzegowina zu geschehen habe, im besten Sinne gelöst, sondern auch der wirtschaftliche Zusammenhang Dalmatiens mit seinem Hinterlande und hiemit eine ungeahnt lebhafte Hebung dieses aus staatsrechtlichen Gründen bis jetzt so furchtbar vernachlässigten, wunderschönen Landes zustandegebracht würde.

Es ist interessant, wie sich verschiedene Politiker, auch deutsche, Mühe geben, die trialistische Idee allgemein plausibel zu machen und die Stimmung unter den Deutschen und Magyaren, die jetzt noch dagegen ist, umzuändern. Gegen die Befürchtung, daß durch den neuen Staat den Deutschen der Weg zur Adria versperrt würde, bringen sie z. B. den Vorschlag, es sollen die Haupthäfen (Triest, Fiume, ev. auch Sebenico, Cattaro) und die dahinführenden Hauptbahnen reichsunmittelbar gemacht werden. Man vergißt dabei, daß

Digitized by Google

Stimmungen nicht durch Argumente umgewandelt werden können. Die Impression, aus der Stoff gegen die Okkupation Bosniens und Herzegowinas geholt wurde — daß nämlich die Monarchie jede Vermehrung von Slawen in ihrem Innern vermeiden soll — dauert noch heute an. Sie ist in sich grundfalsch und für die Monarchie, ihre Balkanpolitik und ihre Seestellung einfach katastrophal; sie existiert jedoch und es ist mit ihr zu rechnen. Es fragt sich nur, ob nicht der einzige Weg zur Neuorientierung in der Verwirklichung der Idee, vor der man sich fürchtet, zu finden ist. Die durch das Bündnisverhältnis erklärliche Rücksicht unserer Politik Italien gegenüber und die dadurch bedingten, den Südslawen unfreundlichen Regierungsmethoden sind, so hoffen wir, vorüber. Die Notwendigkeit, Bulgarien an der Seite der Verbündeten zu erhalten, ist nicht abzuweisen. Es ist hiebei zu bedenken, daß Bulgarien schon bis jetzt die Geschicke der Südslawen in der Monarchie aufmerksam verfolgte, und daß es keineswegs ausgeschlossen ist, im Verlaufe der Zeit Sofia zum Anziehungspunkt für alle Südslawen erstehen zu sehen. Eine freie slowenisch-kroatisch-serbische Nation in der Monarchie würde sich an ihr Agram und ihr Laibach halten. Wir haben der Gründe für ihre Einigung schon viele angedeutet; nicht zuletzt ist festzustellen, daß jetzt aus diesen gesegneten Ländern der Monarchie mehr als 500 000 Personen jenseits des Ozeans ihr Brot suchen, und daß die Zahl der Analphabeten in einzelnen Teilen noch wahrhaft erschreckend ist.

Redlich sagt mit einem ungewöhnlichen Weitblick in seinem oben erwähnten neuesten Werke von den russischen Nationalitäten:

„Wenn diese Nationalitäten auch eines Tages in ihren breiten Massen das Bedürfnis nach größerer Selbständigkeit und kultureller Freiheit empfinden werden, so wird diesen Wünschen durch die Gewährung von Autonomien Genüge geleistet werden, und das zweifellos kommende liberale Rußland wird damit kaum sparsam sein. Dann aber werden sich in Rußland die Verhältnisse viel leichter und einfacher gestalten, als dies beispielsweise im letzten Jahrhundert in Österreich-Ungarn der Fall gewesen ist."

Das liberale, demokratische Rußland ist da. Man hat den vom zaristischen Rußland ausströmenden Panrussismus auch in bezug auf die Südslawen gefürchtet. Ist diese Gefahr jetzt kleiner? Zwischen Nord- und Südslawen wohnen Deutsche, Magyaren und Rumänen. Ist es nicht in ihrem ureigensten nationalen Interesse gelegen, Verhältnisse zu schaffen, in denen ihr friedliches Nebeneinander mit Nord und Süd gesichert wird? Eine Hauptbedingung ist die Lösung der südslawischen Frage in und durch die Habsburger Monarchie!

Digitized by Google

Zur Polenfrage in Österreich.

Von Dr. Alfred von Halban, ord. Professor der Rechte an der k. k. Universität in Lemberg und Reichsratsabgeordneter.

Die gegenwärtige Stellung der Polen in Österreich beruht auf den Veränderungen, die der Staat auch in dieser Hinsicht dem verewigten Kaiser Franz Josef I. verdankt. Die Entmutigung nach dem Freiheitskampfe von 1863/4, als die Nation der Repression Rußlands ausgeliefert war, hätte das Polentum in seiner historischen und kulturellen Zugehörigkeit zum Abendlande erschüttern können, wenn nicht fast gleichzeitig in Österreich eine Wendung eingetreten wäre. Die hiedurch dem Polentum ermöglichte Anlehnung an eine westliche Großmacht, hat der Nation das Ausharren in der geschichtlich zugewiesenen Vorpostenstellung erleichtert und neue Aussichten auf die weitere Verfolgung jener Aufgaben eröffnet, die der gemeinsamen Mission Polens und Österreichs entsprechen.

Schon Kosciuszko hat eine Annäherung an Österreich gewünscht, während andererseits Kaiser Leopold II. seinem polnischen Länderbesitze eine Sonderstellung zugedacht hatte, deren Realisierung leider unterblieb. Das Angebot der polnischen Nationalregierung von 1830/1 und spätere Bemühungen, fanden kühle Aufnahme, beweisen aber, daß seit jeher viele polnische Politiker den Beruf Österreichs zu hervorragendster Anteilnahme an der Lösung der polnischen Frage trotz zahlreicher Mißgriffe der vormärzlichen und der späteren vorkonstitutionellen Aera erkannten; es war klar, daß diesem katholischen Staate, der sich aus der ehemaligen deutschen Ostmark durch die Einverleibung slawischer Gebiete zu einem Völkerstaate entwickelte, Aufgaben bevorstehen, mit denen sich das Polentum identifizieren kann. Die höfisch-diplomatische Kunst mochte den keimenden Gegensatz zwischen dem russisch-orthodoxen Panslawismus und der west- und südslawischen Politik Österreichs scheinbar überbrücken — auf die Dauer war dies nicht möglich. Früher als alle westlichen Staatsmänner, haben polnische politische Denker mit diesem Zusammenstoße gerechnet; sie haben sich weder durch den Wiener Kongreß, noch durch die Metternichsche heilige Allianz, noch durch spätere Bündnisse mit Rußland täuschen lassen, obwohl es zeitweise schien, als ob tatsächlich das Zusammengehen Österreichs und vor allem Preußens mit Rußland unerschütterlich sei.

So hat denn, als sich endlich Kaiser und Polen nähertraten, die

Digitized by Google

Adresse des galizischen Landtages vom 10. Dezember 1866, in der die neuen polnisch-österreichischen Beziehungen zuerst in volle Erscheinung traten, die Weltmission Österreichs, als des Vorpostens der abendländischen Kultur betont und erklärt, daß die Polen, ohne ihrer Nationalidee untreu zu werden, von dem Glauben an Österreichs historische Aufgaben durchdrungen, aus innerster Überzeugung geloben, daß sie zum Kaiser halten wollen. Damit war die innige Verbindung zwischen den polnischen Bestrebungen und den Zielen der österreichischen Politik ausgesprochen und das Bekenntnis des Polentums zum Abendlande erneuert; gleichzeitig aber wurde auch die Russengefahr hervorgehoben, obwohl dazumal maßgebende österreichische Politiker, unter dem unmittelbaren Eindrucke des Krieges von 1866, eher für Rußland eingenommen waren.

Diese durch feierliches Gelöbnis bekräftigte Richtlinie hat die polnische Politik in Österreich niemals verlassen. Reibungen zwischen den autonomistisch gesinnten Polen und den zentralistischen Faktoren konnten freilich nicht ausbleiben; so hat schon die Abschaffung der in der 1867er Verfassung statuierten Beschickung des Reichsrates durch die Landtage und die Einführung direkter Wahlen, unter Umgehung der Landtage, die polnische Politik auf eine harte Probe gestellt; ebenso der deutsche Liberalismus, der die in ihrer überwiegenden Majorität religiös gesinnten Polen befremden mußte. Dennoch haben diese Reibungen die hingebungsvolle Treue der Polen für Kaiser und Reich nicht tangiert, und niemals hat die polnische Vertretung gegen die Staatsnotwendigkeiten (Steuern, Heeresanforderungen, Ausgleich mit Ungarn, Bündnis mit dem Deutschen Reiche usw.) opponiert, niemals Abstinenz oder Obstruktion getrieben. Manche schwierige Vorlagen konnten nur mit Unterstützung der Polen durchgebracht werden, und so wie die polnischen Politiker unter verständnisvoller Würdigung der Südslawenfrage sofort für die Angliederung Bosniens und der Herzegowina eintraten, ebenso waren sie stets bereit für einen deutsch-böhmischen Ausgleich zu wirken, um Österreichs führende Rolle in der Westslawenfrage zu unterstützen; oft setzten sie sich dabei sowohl slawischer, als auch deutscher Kritik aus, und es wird erst die Geschichtsschreibung über die Haltung der Polen in den inneren slawisch-deutschen Kämpfen Österreichs ein abgeklärtes Urteil sprechen können. Wenn man insbesondere wegen der Teilnahme der Polen an dem sogenannten eisernen Ring, der gegen den deutschen Liberalismus unter Graf Taaffe gebildeten Majorität, die damalige Haltung der Polen ebenso wie in der Aera Badeni, als deutsch-feind-

Digitized by Google

lich bezeichnet, so vergißt man, daß die Polen niemals an einer Majorität teilnahmen, an der nicht auch einzelne deutsche Parteien mitgewirkt hätten, was den Vorwurf deutschfeindlichen Vorgehens entkräftet; daß sich die Polen vom zentralistischen Liberalismus nicht angezogen fühlten und lieber mit jenen Deutschen gingen, die autonomistische und katholische Ideen vertraten, war natürlich. In der Hochhaltung großer Staatszwecke und in den Bemühungen um die Arbeitsfähigkeit des Reichsrates fanden sich die Polen immer mit den Deutschen zusammen. Die mißverständliche Beurteilung der Aera Badeni wird — wie Eingeweihten bekannt — historischer Klärung weichen. Die den Polen durch die hochsinnige Güte des Monarchen vergönnte nationale Entwicklung in Galizien hat — wie zu erwarten war — das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu Österreich gesteigert. Das Polentum hat der Monarchie hervorragende Talente zur Verfügung gestellt. In Österreich und in Deutschland brachte man der glanzvollen Tätigkeit Dr. v. Dunajewskis, dem das österreichische Finanzwesen viel zu danken hatte, Interesse und verdiente Anerkennung entgegen. Dr. v. Bilinski wurde als erster mit der Neuorganisation des Staatsbahnwesens betraut und hat sodann mehrmals als Finanzminister, Gouverneur der österreich-ungarischen Bank und Gemeinsamer Finanzminister dem Staate wichtige Dienste geleistet; ähnlich, wenn auch nur kürzer, Dunajewskis energischer Schüler Dr. v. Korytowski, vorher aber als Unterrichtsminister der feine Jurist Dr. v. Madeyski im sog. Koalitionskabinett. Was Graf Agenor Goluchowski für das österreichische Verfassungsleben bedeutete, bleibt unvergeßlich, ebenso wie die langjährige Parlamentsführung Smolkas. Die Tätigkeit des jüngeren Grafen Goluchowski als Minister des Äußeren fand in Österreich und Deutschland vollste Würdigung; sie war für die Erhaltung des Friedens unter Wahrung der Lebensinteressen der Zentralmächte erfolgreich; in der Geschichte der Südslawenfrage aber hat sich Dr. v. Bilinski als Förderer der bosnischen Verfassung markant bewährt, ebenso in letzter Zeit Graf Adam Tarnowski, dessen Tätigkeit mit dem Anschlusse Bulgariens an die Zentralmächte, einer für die Balkanslawenfrage wichtigen Wandlung, verdienstvoll zusammenhängt.

Es ist zu bemerken, daß eine Reihe bedeutender Staatsmänner den Hochschulen entnommen wurde: Dunajewski, Bilinski, Madeyski, ebenso wie manche andere Minister polnischer Nationalität und zwar: Dr. Pietak, Graf Dzieduszycki, Dr. Rittner, Dr. v. Glabinski, sind aus dem akademischen Leben hervorgegangen; der Professur entstammt auch Dr. Bobrzynski, dessen bedeutsame Tätigkeit nach dem meuch-

Digitized by Google

lerisch ermordeten Grafen Andreas Potocki auf dem galizischen Statthalterposten der neuesten Geschichte angehört und der nunmehr als Minister für Galizien die Neuordnung der Beziehungen Galiziens zum Staate im Schoße der Regierung vertritt. Die polnischen Hochschulen haben sich, wie man sieht, an dem staatlichen Leben fruchtbar beteiligt. Dies gilt aber auch von anderen Berufen, und es gibt keine soziale Schichte, die sich nicht rühmen könnte, dem Staate vielfache Dienste geleistet zu haben. Die verständnisvolle Gerechtigkeit des edlen Monarchen fand bei den Polen dankbarsten Widerhall und schuf Beziehungen, die weit über den Rahmen des gewöhnlichen Untertanenbandes hinausreichten. Diese Gefühle übertrugen sich auf einen großen Teil der polnischen Intelligenz der polnisch-russischen Gebiete; sie bezogen sich aber nicht nur auf den allverehrten Kaiser, sondern auch auf die Dynastie im allgemeinen, da es bekannt war, welche Gewogenheit zahlreiche Mitglieder des Herrscherhauses der polnischen Nation entgegenbrachten.

Nach Ausbruch des Weltkrieges haben die Vertreter aller Parteien am 16. August 1914 in Krakau die Bildung der polnischen Legionen beschlossen und diese der österreichisch-ungarischen Armee zur Verfügung gestellt; ein russischer Versuch, diese von aufrichtiger Begeisterung und rückhaltlosem Vertrauen zur habsburgischen Dynastie getragene Schöpfung zu kopieren, ist kläglich gescheitert; die einzige aus freier Entschließung hervorgegangene polnische Kampftruppe hat dem Kaiser von Österreich geschworen; wie sie ihren Eid gehalten, ist von kompetenter Seite anerkannt worden.

Als dann die verbündeten Heere Kongreßpolen mit Warschau erobert hatten, sprach sich der reichsrätliche Polenklub einstimmig für die Vereinigung der den Russen entrissenen Gebiete mit dem österreichischen Galizien aus. Wir verlangten, daß man es uns ermögliche, die ganze Kraft Galiziens und der aus Rußland ausscheidenden Gebiete den gemeinsamen Aufgaben Zentraleuropas im Gefüge des Habsburgerreiches zu widmen. Damit sollte der polnische Wunsch einer im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten erreichbaren Vereinigung der zwei umfangreichsten Teile des ehemaligen polnischen Reiches in einer den Bedürfnissen Zentraleuropas zuträglichen Weise verwirklicht werden; gleichzeitig aber sollte die von den Polen seit jeher hochgehaltene Mission des Habsburgerreiches in kräftigste Erscheinung treten. Durch Rußlands Eingreifen in die österreichisch-serbische Angelegenheit ist ein Krieg entfesselt worden, der die polnische Frage aufrollte; die richtigste Beantwortung des russischen Eingriffes in die

Digitized by Google

österreichische Südslawenpolitik würde wohl darin liegen, daß Österreich nebst der gebotenen Abwehr in der Südslawenfrage eine führende Rolle in der Polenfrage ergreife. Da Rußland die serbische Angelegenheit zum Anlasse genommen, um dem Kaiser Galizien streitig zu machen, hat es seine aus der Wiener Kongreßakte sich herleitenden Rechte auf die polnischen Gebiete zu Österreichs Gunsten verwirkt.

Aus Gründen, die dermalen noch nicht Gegenstand eingehender Erörterung sein können, wurde am 5. November 1916 in Warschau und Lublin die bekannte Lösung proklamiert, durch die die verbündeten Monarchen ihren Willen kundgaben, einen selbständigen polnischen Staat zu errichten, ohne dessen Grenzen im Osten zu bestimmen, während gleichzeitig Kaiser Franz Josef seinem Kronlande Galizien das volle Maß autonomer Bewegungsfreiheit erteilte und den Minister-Präsidenten Dr. v. Körber aufforderte, die gesetzliche Verwirklichung einzuleiten. Die neue Lösung bewegt sich also, im Vergleiche mit der vom Polenklub geplanten einheitlichen Lösung, auf zwei Geleisen. Als Angehörige einer Nation, die seit so langer Zeit der staatlichen Selbständigkeit entbehrte, ohne den Sinn für staatliches Leben eingebüßt zu haben, bringen die galizischen Polen der glücklichen Schicksalsfügung, durch die ein Teil des ehemaligen polnischen Reiches zu staatlicher Entfaltung berufen wird, freudiges Verständnis entgegen; sie dürfen sich überdies des Verdienstes der Vorarbeit für diesen Erfolg bewußt bleiben, wenn ihnen auch die Möglichkeit an dem Ausbau direkt teilzunehmen benommen bleiben sollte. Die Verheißung der weitestgehenden Ausgestaltung der galizischen Autonomie aber empfinden die österreichischen Polen als einen ihre Loyalität speziell ehrenden Vertrauensakt des Kaisers und als einen Beweis dafür, daß die Dynastie nach wie vor der polnischen Frage ihre wohlwollendste Aufmerksamkeit widmet; daß dies der polnischen Auffassung von der Gemeinsamkeit der österreichischen und polnischen Aufgaben im Dienste der abendländischen Kulturpolitik entspricht, geht aus dem vorher angeführten hervor. Die polnischen Politiker werden gewiß bemüht sein, auch diese zweigeleisige Lösung vom 5. November 1916 jenen höheren Zwecken dienstbar zu machen, die durch eine den Wünschen des österreichischen Polenklubs entsprechende Vereinigung der polnisch-russischen Gebiete mit Galizien unter Habsburgischem Szepter angestrebt werden sollten. Hiezu bedarf es einer fehlerfreien Durchführung jener Idee, die dem kaiserlichen Handschreiben über die galizische Autonomie innewohnt, weil davon der Grad des nachbarlichen Einflusses auf den neuen polnischen Staat und die Kräftigung jener Ge-

Digitized by Google

fühle abhängt, die man in den bisher russischen polnischen Gebieten dem katholischen Habsburgerhause entgegenbringt.

Auf die Einzelheiten der Ausgestaltung der galizischen Autonomie einzugehen, wäre verfrüht; ihr Zusammenhang mit der Entstehung des selbständigen polnischen Staates ist im kaiserlichen Handschreiben ausdrücklich ausgesprochen, wodurch diese ansonsten innere Frage mit der auswärtigen Politik in Verbindung tritt. Damit ist aber klar gesagt, daß die bevorstehende Reform, die man kurzweg als „Sonderstellung" Galiziens bezeichnet, nicht einseitigen Parteizwecken, also auch nicht etwa vorwiegend der Verwirklichung jenes deutschen Pfingstprogramms dienen kann, als dessen Hauptzweck die Ausscheidung der galizischen Vertreter aus dem österreichischen Reichsrate bezeichnet wurde. Aus dem kaiserlichen Handschreiben und aus dem offiziösen Kommentar in der amtlichen „Wiener Zeitung" geht doch unzweideutig hervor, daß es sich um die Anpassung Galiziens an die durch die Schaffung eines selbständigen polnischen Staates begründete Situation handelt, mithin um eine durch den Weltkrieg gebotene Aufgabe, die weder mit dem deutschen Pfingstprogramme noch mit der ehemaligen sogenannten galizischen Resolution zusammenhängt, also weder mit dem autonomistischen Programme der Polen ex 1868, noch mit dem späteren Wunsche einzelner deutscher Parteien nach Ausscheidung Galiziens aus dem Reichsrate. Dies muß — auch ohne näheres Eingehen auf die unmittelbare Vorgeschichte des kaiserlichen Handschreibens — bemerkt werden, weil aus der ungerechtfertigten Heranziehung der polnischen Resolution von 1868 oder des deutschen Pfingstprogrammes unzutreffende Gesichtspunkte für die Verwirklichung des kaiserlichen Handschreibens entstehen. Insbesondere darf betont werden, daß ein staats- und verwaltungsrechtlich ebenso wie wirtschaftlich längst durch die moderne Entwicklung überholtes Programm, wie die Resolution von 1868, keine Richtlinien für die Lösung einer neuen durch die Kriegslage geschaffenen Aufgabe bieten kann; dasselbe gilt vom deutschen Pfingstprogramme, das naturgemäß nur die Befriedigung politischer Wünsche der Deutschen Österreichs, aber nicht die Lösung einer in das Gebiet der äußeren Politik der Monarchie hineinragenden Frage ins Auge faßte. Da die Polen Österreichs in der durch das kaiserliche Handschreiben eingeleiteten Neuordnung einen wohlwollenden Ersatz für die Vereinigung Polens mit Galizien unter Habsburgs Szepter zu erblicken haben und verpflichtet werden an dem Gedeihen der Monarchie in neuer Weise mitzuarbeiten, so soll ihnen diese Aufgabe unverkürzt ermöglicht, aber nicht erschwert werden. 8. IV. 1917.

Digitized by Google

Polen und Ruthenen.

Galizien, das größte Kronland Österreichs, nimmt über ein Viertel Gesamtoberfläche des Reiches ein (26%) und da seine Bevölkerungsdichte recht stark ist (102 Einw. auf 1 km²) beträgt die Bevölkerung Galiziens 28% der Gesamtbevölkerung Österreichs.

Die landläufige Unterscheidung von West- und Ostgalizien deckt sich im großen und ganzen mit der Einteilung des Kronlandes in zwei Oberlandesgerichtssprengel Krakau und Lemberg, zu welch letzterem auch die Bukowina gehört; der geringere westliche Teil Galiziens (23.157 km² mit 2 690 000 Einw.) ist, von einigen unbedeutenden Landstrichen abgesehen, rein polnisch, während der östliche Teil (55.340 km² mit 5 336 000 Einw.) von zwei Nationalitäten, Polen und Ruthenen, bewohnt, ein typisch gemischtes Gebiet darstellt.

Das letztere muß der völlig irrigen, wenn auch vielverbreiteten Meinung gegenüber festgestellt werden, wonach Ostgalizien als ein angeblich „ruthenisches Land mit polnischen Minoritäten" zu betrachten wäre. Um diese Behauptung richtigzustellen, genügt es auf folgende Tatsachen hinzuweisen:

1. Von der Gesamtzahl von 83 Bezirken Galiziens sind 23 rein polnisch; sie bilden ein geschlossenes Gebiet im Westen des Kronlandes (16.544 km² d. i. 27.3% der gesamten Oberfläche) mit 2 026 100 Einwohnern, d. i. 25.2% der gesamten Einwohnerzahl.

2. Kein einziger Bezirk kann in demselben Sinne als ruthenisch bezeichnet werden, und nur in 8 Bezirken (7 in den Karpathen, 1 zentral gelegen) übersteigt der Perzentsatz der ruthenischen Bevölkerung 75%. Diese Bezirke erstrecken sich insgesamt über 8.709 km² (11% der Gesamtoberfläche) und werden von 616 000 Einw. (7.6% der Bevölkerung des Kronlandes) bewohnt.

3. In den übrigen 52 Bezirken (Oberfläche 53.245 km², d. i. 61% der Gesamtoberfläche mit 5 383 475 Einw. d. i. 67.2% der Gesamtzahl) verteilen sich die Perzentsätze der beiden Nationalitäten so:

Polen		Ruthenen	
Rein polnische Bezirke	23		
Bezirke mit 91—98.5% Polen	4		
„ „ 85.8—87.9% „	3	Bezirke mit 87.9% Ruthenen	1
Bezirke mit 75—85% Polen	3	Bezirke mit 81—85% „	4
		Bezirke mit 76—80% „	3
		Bezirke mit 71—75% „	8
		Bezirke mit 65—7 % „	7
Bezirke mit 61—67% Polen	2	Bezirke mit 60—65% „	2
		Bezirke mit 56—60% „	16
	35		41

Digitized by Google

Polen	Übertrag 35	Ruthenen	Übertrag 41
Bezirke mit 51—55% Polen	5	Bezirke mit 50—55% Ruthenen	2
Bezirke mit 40—48% Polen	9	Bezirke mit 45—48% „	5
Bezirke mit 35—40% „	11		
Bezirke mit 30—33.4% Polen	7	Bezirke mit 32—36.6% Ruthenen	2
Bezirke mit 25—30% „	6		
Bezirke mit 20—22.4% „	3		
		Bezirke mit 15.4—24.2% Ruthenen	3
Bezirke mit 15—20% Polen	5		
Bezirk mit 13.7% „	1		
Bezirk mit 12.1% „	1	Bezirke mit 8.4—12.8% Ruthenen	4
		Bezirke mit 1.5—4.5% „	3
	83		60

Hiebei soll nicht außer acht gelassen werden, daß unter den 16 Bezirken, wo die polnische Bevölkerung weniger als 30% beträgt, die meisten aus äußerst dünn bevölkerten Gebirgsgegenden bestehen; so weisen z. B. die Bezirke Skole nur 44, Kosów 48, Turka 50 Einwohner auf 1 km², der Durchschnittszahl für Galizien von 102 Einwohner auf 1 km² gegenüber.[1])

Unter den nationalen Gegensätzen, die in den einzelnen österreichischen Kronländern zum Vorschein kommen, zeichnet sich das polnisch-ruthenische Problem durch ganz besondere Eigenarten aus, weshalb man sich vielfacher Irrtümer nicht erwehren kann, wenn daran der Maßstab, wie etwa an den mit dem ersehnten deutsch-böhmischen Ausgleiche zusammenhängenden Komplex von Fragen angelegt wird.

Vor allem muß hiebei auf den sozialen Bau der ruthenischen Be-

[1]) Die oben angegebenen Perzentsätze sind der letzten Volkszählung von 1910 entnommen, wonach die polnisch sprechende Bevölkerung Galiziens 4 672 500 (58.6%), die ruthenisch sprechende 3 208 000 (40.2%) beträgt. Da die statistischen Erhebungen dieser Volkszählung auf die „Umgangssprache" gerichtet waren, so muß festgestellt werden, daß die betreffenden Ziffern in bezug auf die Ruthenen vollkommen zuverlässig erscheinen — was auch durch die Gesamtzahl der griechisch-katholischen Bevölkerung des Kronlandes bestätigt wird — während man oft auf die Behauptung stößt, die Gesamtzahl der Polen wäre danach zu hoch geschätzt, weil das jüdische Jargon, dessen sich tatsächlich die israelitischen Volksmassen in Galizien bedienen, bei diesbezüglichen Erhebungen nicht berücksichtigt wurde und infolgedessen die Juden großenteils die polnische Sprache als ihre „Umgangssprache" bekannt haben. Soweit es sich nun um das polnische Nationalbewußtsein handeln sollte, könnte es wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß ein bedeutender Teil der Juden (insgesamt 871 895) heutzutage noch schwerlich als national gesinnte Polen zu betrachten wäre. Wollte man jedoch die Juden von der Gesamtzahl der Polen einfach in Abzug bringen, so würde dadurch das Bild der Nationalitätenverhältnisse Galiziens entschieden zu ungunsten der Polen entstellt werden, indem einerseits in Bezug auf einen beträchtlichen Teil der israelitischen Bevölkerung deren polnisches Nationalbewußtsein unmöglich bestritten werden kann, andererseits eine ansehnliche Anzahl von ihnen Deutsch als ihre „Umgangssprache" bekannt hat, und unter die 90 114 deutsch sprechende Galizier eingereiht ist. In den national gemischten Bezirken Galiziens schwanken die Perzentsätze der jüdischen Bevölkerung zwischen 8.24% und 10.8%.

Digitized by Google

völkerung Rücksicht genommen werden. Die Erhebungen der letzten Volkszählung, soweit sie bearbeitet vorliegen, gewähren uns keine genügenden Anhaltspunkte, um diese hochwichtige Seite der ruthenischen Frage in präziser Weise zu beleuchten, es empfiehlt sich somit hiefür vornehmlich die recht bezeichnenden Aufschlüsse heranzuziehen, die das steuerstatistische Material aufweist.

Im Jahre der letzten Volkszählung verteilten sich die in Galizien entrichteten direkten Steuern folgendermaßen:

Gebiet	Kategorie	Insgesamt in Kronen	Von ruthenischen Steuerträgern entrichtete direkte Steuern in Kronen
Westgalizien	Großgrundbesitz .	1 178 616	—
	Städte	4 739 481	16 215 (0 3%)
	Landgemeinden..	4 949 108	153 422 (3.1%)
	Zusammen.....	10 867 205	169 637 (1.6%)
Ostgalizien	Großgrundbesitz .	3 190 005	44 433 (1.4%)
	Städte	10 677 881	383 907 (3.6%)
	Landgemeinden..	9 610 670	5 635 728 (58.6%)
	Zusammen.. ...	23 478 556	6 064 068 (25.8%)
Ganz Galizien	Großgrundbesitz .	4 368 621	44 433 (1%)
	Städte	15 417 362	400 122 (2.6%)
	Landgemeinden..	14 559 778	5 789 150 (39.8%)
	Zusammen.....	34 345 761	6 233 705 (18.1%)

Was den Großgrundbesitz anbelangt — richtiger den landtäflichen Besitz, weil darin der Typus von Besitzungen mittlerer Größe (300 bis 500 ha) überwiegt — betrug im Jahre 1908 die Gesamtzahl der landtäflichen Besitzer Galiziens 2297 (2 916 630 ha Bodenfläche), worunter 47 d. i. 2% ruthenische (Bodenfläche 55.595 ha d. i. 1.9%).

Die ruthenischen Einwohner der galizischen Kleinstädte sind großenteils unter die bäuerliche Bevölkerung zu zählen, da sie zumeist ihre kleinen Grundstücke in unmittelbarer Nähe der Stadt bewirtschaften und sich nur vereinzelt mit Handel und Gewerbe (Handwerker, Krämer) befassen. Die Verzeichnisse des Lemberger Verbandes der Gewerbegenossenschaften, dessen Sprengel sich mehrweniger mit der landläufigen Bezeichnung „Ostgalizien" deckt, weisen 1987 (47.2%) römisch-katholische also entschieden der polnischen Nationalität angehörige, 311 (7.4%) griechisch-katholische, also wohl ruthenische und 1899 (45.4%) israelitische, also teilweise unter Polen, unter keinem Umstande aber unter Ruthenen zu zählende selbständige Handwerker auf.

Wie aus der obigen Tabelle ersichtlich ist, entfällt von den in den

Digitized by Google

Landgemeinden Ostgaliziens entrichteten direkten Steuern wenigstens 35% auf rein polnische Bevölkerung. So zahlreich ist somit das polnische bäuerliche Element in diesem vermeintlich „ruthenischen" Lande, wo grundfalschen, aber dennoch vielverbreiteten Anschauungen zufolge die Polen nur die „herrschende Adelsklasse" bilden sollen. Unter 3757 Gemeinden Ostgaliziens gibt es 873 polnische oder mit überwiegend polnischen Majoritäten; in Westgalizien hingegen bestehen neben 2341 rein polnischen 135 (5.5%) ruthenische Gemeinden. Die vorgeschickten Ziffern erweisen die bekannte Tatsache, die man jedoch allerletzt in manchen politischen Streitschriften tendenziös in Abrede zu stellen gesucht hat, daß die Ruthenen Galiziens noch heutzutage nichts anderes als ein durch und durch bäuerliches Element bilden. Wenn man sich aber dieses Ausdrucks bedient, darf man ja nur nicht an die Bauern der übrigen Kronländer Österreichs denken. Der galizische Bauer — und zwar sowohl der polnische, als auch der ruthenische, vorzugsweise aber der letztere — ist großenteils Besitzer eines winzigen Grundstückes von 2—6 ha, das ihn samt seiner Familie nicht zu ernähren vermag, wodurch er zumeist auf Lohnarbeit auf fremdem Grund und Boden angewiesen ist.

Die numerische Stärke der ruthenischen gesellschaftlichen Kreise, die außerhalb dieser Bauernmassen stehen, läßt sich augenblicklich an der Hand des verfügbaren statistischen Materials schwer feststellen, sie ist jedoch bis auf den heutigen Tag noch äußerst gering. Dies ist auch in Anbetracht des Umstandes, daß die nationale Entwickelung der Ruthenen nicht über 70 Jahre reicht, erklärlich. In ihren Anfängen bekannten sich doch zur ruthenischen Nationalität — abgesehen von den damals jedes nationalen Bewußtseins entbehrenden Volksmassen — nur die verheirateten griechisch-katholischen Geistlichen mit ihren Familien, neben wenigen Staatsbeamten desselben Bekenntnisses. Auch heutzutage bildet das Milieu der verheirateten Geistlichkeit das Gros der ruthenischen Intelligenz. Die amtlichen Verzeichnisse des griechisch-katholischen Klerus (1907) der drei ruthenischen Diözesen Galiziens weisen 2183 Weltgeistliche und 178 Basilianermönche auf. In den letzten, namentlich in zwei letzten Jahrzehnten haben sich die (weltlichen) intellektuellen Kreise ruthenischer Nationalität beträchtlich vermehrt, indem von Jahr zu Jahr immer mehr die Zahl von Absolventen weltlicher Fakultäten wächst, die sich vornehmlich dem Staatsdienste und der Advokatur widmen. Nicht außer acht zu lassen ist die verhältnismäßig große (wohl an 2500 Individuen beiderlei Geschlechtes reichende) Anzahl von Volksschullehrern, auf die jedoch, mit ge-

Digitized by Google

ringen Ausnahmen, mehr als irgendwo sonst der Begriff „Halbintelligenz" anzuwenden ist, da sie in ihrer Fortbildung in Ermangelung von Sprachkenntnissen und infolge Boykotts der polnischen Lektüre größtenteils auf die spärlichen Erzeugnisse in ruthenischer Sprache von überwiegend radikalem Gepräge angewiesen sind.

Diesem durch und durch bäuerlichen, von einem überaus engen intellektuellen Kreise geleiteten Elemente gegenüber steht das galizische Polentum da mit seiner gesellschaftlichen Gliederung, die bereits seit geraumer Zeit als eine nach westländischen Begriffen normale zu bezeichnen ist. Seit geraumer Zeit — sagen wir — denn wer mit den Verhältnissen Osteuropas nur einigermaßen vertraut ist, wird es heutzutage gewiß nicht mehr wagen, die Polen nach veralteter Schablone als ein „adeliges Gemeinwesen" allerdings mit beträchtlichen, des nationalen Bewußtsein noch entbehrenden Volksmassen zu betrachten. Mochte eine derartige Charakteristik vor 100 Jahren als nicht ganz unzutreffend gegolten haben, so entspricht sie heutzutage nicht der Wirklichkeit. Inmitten der schweren Schicksale, denen die geteilte Nation ausgesetzt war, hat sich in ihrem Schoße gerade dasjenige Element bedeutsam entwickelt, dessen unheilvolle Verkümmerung in den zwei letzten Jahrhunderten der Unabhängigkeit Polens mit zu den gewichtigsten Ursachen ihres Untergangs zu rechnen ist: das nationale Bürgertum, je nach den verschiedenartigen lokalen Verhältnissen bereits zu starker Kraftentfaltung gelangt oder erst im Aufleben begriffen. Gleichzeitig ist nach unten hin, unter den polnischen Volksmassen, in dem Landvolk wie in den Arbeiterklassen, das nationale Bewußtsein so hoch gestiegen, daß es in manchen polnischen Ländern fraglich erscheinen kann, ob dort der kleine Mann den Adel an patriotischer Begeisterung sogar nicht überbietet. Wer z. B. die Posener Verhältnisse näher kennt, dürfte dies kaum in Abrede stellen.

Was nun den Adel, die einst herrschende Klasse anbelangt, so ist er stark gelichtet oder vielmehr einer kennzeichnenden sozialen Umbildung unterlegen. Der polnische Adel war zu allen Zeiten ein ganz eigenartiges Gebilde, welches den bezüglichen westländischen Begriffen nur in einem sehr geringen Maße entsprach und mit dem westeuropäischen Feudaladel nicht zu vergleichen war. Seinerzeit wurden die Polen nicht mit Unrecht als eine „Adelsnation" bezeichnet. Ziffermäßig zählte doch der polnische Adel im 18. Jahrhundert ungefähr eine Million Individuen und es gab in dessen Reihen eine solche Menge verschiedener Abschattungen in bezug auf die soziale und wirtschaftliche Stellung einzelner Gruppen, daß es vollkommen berechtigt

Digitized by Google

war, von einer mit Adelsprivilegien bedachten Nation zu sprechen. Manche polnische Magnaten überboten nicht nur an Reichtum, sondern tatsächlich an Machtstellung nicht wenige deutsche Fürsten des heiligen römischen Reichs — die unterste Schichte des polnischen Adels bestand aus den Massen des adeligen Landvolks mit Besitztümern von einigen Joch Land — in der Mitte stand der häufigste Typus der Eigentümer von Landgütern mittlerer Größe (100—300 ha). Doch in der Theorie war eine absolute Gleichheit aller Edelleute anerkannt: alle genossen dieselben politischen Rechte und jedem stand nicht nur das aktive Königswahlrecht zu, sondern er konnte sich auch selbst — theoretisch — um die Königskrone bewerben. Neben vielen Schattenseiten dieser eigentümlichen gesellschaftlichen Struktur, hatte sie gewisse Eigenarten der polnischen Seele gezeitigt, die für sie auf immer kennzeichnend geblieben sind. Darauf ist wesentlich ein gewisser Zug der Ritterlichkeit zurückzuführen, der bis in die untersten, sich dem Modell des durchschnittlichen adeligen Typus anpassenden Schichten der „Adelsnation" eingedrungen war und den kulturellen Einflüssen der oberen Schichten gewissermaßen als „guter Leiter" diente. Auf diese Weise ist der Typus der alten „Adelsnation" sozusagen zu einem Gemeingut des gesamten polnischen Volkes geworden.

Darauf beruht einer der grellsten Gegensätze, der die beiden Nationalitäten Galiziens scheidet. Er hat gewiß bedeutsam die nationale Propaganda unter den Ruthenen gefördert, die im Jahre 1848 aus politischen Rücksichten durch das damalige österreichische Regime in Bewegung gesetzt, im Laufe kurzer Zeit wirklich volkstümlich geworden ist. Ein wirksamer Hebel dieser Bewegung ist nicht nur in dem geschickt ausgebeuteten sozialen Gegensatze der ruthenischen Volksmassen zu den polnischen Grundbesitzern zu erkennen, sondern auch, und zwar in viel größerem Maße, kam dabei und kommt immer in Betracht die tief wurzelnde Abneigung der führenden ruthenischen Kreise — der verheirateten Geistlichkeit und der im Entstehen begriffenen Intelligenz — gegen das polnische Wesen. Dies hat zugleich als „guter Leiter" der radikalen Strömungen gedient, die sich der Ruthenen bemächtigt haben und ihren nationalen Bestrebungen immer mehr das Gepräge des Radikalismus sowohl auf sozial-politischem Gebiete als auch in der gesamten Weltanschauung verleihen.

Dieser Gegensatz wird in ganz besonderer Weise dadurch verstärkt, daß die Polen ihrer geschichtlichen Entwickelung und dem ganzen Gepräge ihrer nationalen Kultur nach der westlichen, die Ruthenen dagegen — ein Zweig der großen reussischen Welt — der unter dem

Digitized by Google

Einfluß des Byzantismus ausgebildeten östlichen Kulturwelt angehören. Mannigfaltige kulturelle Einwirkungen des Abendlandes, die sich im Laufe von fünf Jahrhunderten auf ruthenischem Boden betätigt hatten, wurden einzig und allein durch das Polentum im Rahmen des einstigen Polenreiches vermittelt und haben mit der Zeit zu der völligen spontanen Polonisierung der oberen gesellschaftlichen Klassen des ruthenischen Volksstammes geführt. Da jedoch die Volksmassen dadurch überhaupt gar nicht oder nur in einem äußerst geringen Maße berührt wurden, so ist es leicht erklärlich, daß bei den zugespitzten politischen Gegensätzen das aus den Volksmassen und der griechisch-katholischen Priesterkaste[1]) wiedergeborene Ruthenentum sich vollends den Einwirkungen des Polentums entzogen hat.

So kann es nicht verwundern, daß die ruthenische Bewegung in ihrem bereits 70jährigen Verlaufe fortwährend zwischen der national-ruthenischen Richtung und dem völligen Anschluß an Rußland geschwankt hat. Abgesehen von vielfältigen Lockmitteln, deren sich die russisch-panslavistische Propaganda in Galizien bediente, hat hiebei immer der Umstand gewirkt, daß schon die unsägliche Schwierigkeit, über Nacht eine nationale Literatur, eine ruthenische Schriftsprache usw. zu improvisieren, viele Ruthenen zu verleiten vermocht hat, auf ihre nationale Selbständigkeit zu verzichten und infolgedessen Ruthenisch als rohes Volksidiom (und zwar im Widerspruch damit, was durch sprachwissenschaftliche Forschung festgestellt wird, als russisches Dialekt), sich selbst aber als Russen zu betrachten. Denn die Legende von der vermeintlich „schier tausendjährigen" eigenen, nach der heutigen Modebezeichnung „ukrainischen" Literatur usw. — die Legende, der während dieses Weltkrieges mit staunenerregender Kritiklosigkeit so vielfach Glauben geschenkt wurde — ist tatsächlich nichts anderes, als ein Märchen. Zwischen diesen zwei Strömungen schwankend, haben sich sogar viele Führer der ruthenischen Bewegung bestimmt gesehen, bald als Nationalruthenen, bald als Russen aufzu-

[1]) Die galizischen Ruthenen sind bekanntlich griechisch-katholische Uniaten, während etwa 9/10 ihrer Volksgenossen in Südrußland seit der Abschaffung der Union in Rußland (1839) der russisch-orthodoxen Kirche angehören. Es darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß gerade das Gebiet des heutigen Ostgaliziens nach der Einführung der unter dem Einflusse Polens vollzogenen kirchlichen Union von Brześć (1595) durch über ein Jahrhundert den Herd der schismatisch-orthodoxen, gegen die Union gerichteten Bewegung gebildet hat und infolgedessen mächtige Nachklänge einer vom Byzantinismus durchdrungenen Geistesrichtung sich unter der ruthenischen Bevölkerung Galiziens bis auf den heutigen Tag reichlich erhalten haben. Vgl. darüber die Äußerungen eines so kompetenten Zeugen, wie es der griechisch-katholische Bischof Chomyschyn ist, angeführt in meiner Schrift „Die russische Welt" (Wien 1916), S. 437—442.

Digitized by Google

treten. Allerletzt ist allerdings eine recht scharfe Scheidung zwischen den beiden Richtungen zum Vorschein gekommen, was unter anderem mit auch dazu geführt hat, daß die Nationalruthenen sich seit kurzem (etwa seit 1909) die Benennung „Ukrainer" beilegen und sich daran geradezu leidenschaftlich anklammern. Dies steht im engsten Zusammenhange mit der auch seit unlängst unentwegt aufrechterhaltenen Behauptung, ihre „Nation" — die „ukrainische" — sei in einer an 38 Millionen reichenden Gesamtzahl über 800 000 km² Südrußlands verbreitet und harre nur sehnsüchtig der Befreiung vom russischen Joche. Daß der ruthenische oder „kleinreussische" Volksstamm tatsächlich ungefähr so zahlreich ist, muß als eine feststehende Tatsache anerkannt werden, ebenso wie das unbestrittene Auftreten mancher separatistischer Regungen unter diesem Volksstamme in der eigentlichen Ukraina am Dnieper während der letzten Jahrzehnte, namentlich seit 1905. Wie es jedoch tatsächlich um das nationale Bewußtsein der „authentischen" Ukrainer in der russischen Ukraina bestellt ist, wird sich in allernächster Zukunft auf dem Hintergrunde der sich in der russischen Revolution abspielenden Ereignisse zeigen, nämlich: ob die Kleinreussen (Ruthenen) Südrußlands das nationale „ukrainische" Banner aufstecken oder sich derartigen separatistischen Bestrebungen gegenüber gleichgültig verhalten werden. Dies wird für das „ukrainische" Problem entscheidend und gewiß für die Bewertung der ruthenischen Frage in Galizien von ausschlaggebender Bedeutung sein.

Der polnischen Auffassung zufolge ist die Stellung Galiziens im Gefüge des österreichischen Staates eine ganz eigenartige, mit derjenigen sämtlicher übrigen Kronländer nicht zu vergleichen. Galizien wurde weder durch Eroberung noch durch Erbschaftsvertrag oder irgend so etwas ähnliches an Österreich angegliedert, sondern infolge der Teilung Polens, also derjenigen Tat, die von niemandem in einer so rührenden Weise bedauert und gebrandmarkt wurde, wie von Maria Theresia selbst. Dies ist dokumentiert durch ihre herzzerreißende Aussage in dem bekannten Briefe an ihre unglückliche Tochter, die Königin Marie Antoinette. Infolgedessen ist Galizien als ein im eminentesten Sinne historisches Gebiet zu betrachten, nämlich als ein Bestandteil des alten Polenreiches, den sich die Habsburgische Monarchie durch die internationale Lage im 18. Jahrhundert notgedrungen angeeignet hatte, in einer Zeit, wo zwar eine beträchtliche Masse der ruthenischen Bevölkerung in dem östlichen Teile der neuerworbenen Provinz bestand, aber von der ruthenischen Frage weder damals noch im Laufe mehrerer Jahrzehnte später keine Rede war. Mitten unter

Digitized by Google

den schweren Schicksalen, welche die nationalen Aspirationen der Polen in Galizien zu erleiden hatten, wurde die ruthenische Frage in Galizien erst im Laufe der Zeit von dem damaligen österreichischen Regime ins Leben gerufen, um darin sozusagen einen Bacillus antipolonicus zu schaffen. Wenn dann nach beinahe 100 Jahren des Druckes, der auf dem Polentum Galiziens gelastet hatte, dank der Entschließungen des verewigten Kaisers Franz Josef die Aera des Aufblühens des nationalen Lebens in diesem Teile des einstigen Polenreiches begann, so war dies unzweifelhaft nicht nur kühlen politischen Berechnungen, sondern mit auch der hochherzigen Rücksichtnahme auf die einzig in der Geschichte dastehende Art der Erwerbung Galiziens für Österreich zuzuschreiben. Eingedenk dieser Tatsache, sowie der historischen Mission, welche die geschichtliche Entwickelung den Polen seit über 500 Jahren in dem östlichen Teile des Kronlandes zugewiesen hat, müssen sie es als ein unteilbares Ganze betrachten, wo ihnen die Stellung des Hausherrn unbedingt zukommt, obschon sie sich ihrer Pflichten ihren ruthenischen Landsleuten gegenüber bewußt sind, um deren völlig freie nationale Entwickelung zu fördern, seitdem unter den letzteren das nationale Bewußtsein erwacht ist. Inwieweit dies geschehen soll, dies muß nach der polnischen Auffassung vornehmlich durch drei Gesichtspunkte bestimmt werden. Erstens nach der Stellungnahme der Ruthenen den Polen gegenüber, wobei verlangt wird, daß sie ihre unerbittlich unversöhnliche Haltung aufgeben. Zweitens nach Maßgabe der reellen kulturellen Bedürfnisse eines erst seit unlängst in Entwickelung begriffenen, einstweilen noch vornehmlich in Volksmassen bestehenden Elements. Drittens nach Maßgabe des nationalen Bewußtseins der Ruthenen, damit die Zugeständnisse nicht zur Förderung der russischen Propaganda gereichen.

Demgegenüber bestehen die Ruthenen — heutzutage „Ukrainer" genannt — darauf, daß Ostgalizien im Widerspruch mit der Wirklichkeit nicht als ein national gemischtes, sondern als ein ruthenisches („ukrainisches") Land betrachtet werde, woraus die Forderung der Zweiteilung des Kronlandes entspringt — einer Zweiteilung, durch die ihnen Ostgalizien ausgeliefert und den sogenannten polnischen Minoritäten höchstens ein gewisses Ausmaß von Bedingungen der nationalen Existenz gewährt wäre. Inwiefern dies berechtigt und vom kulturpolitischen Standpunkt aus zulässig erscheint, möge der Leser selbst an der Hand der vorgeschickten Ziffern und der daran angeschlossenen Erörterungen beurteilen. Stanislaus v. Smolka.

Digitized by Google

Die Ukrainer in Galizien.

Von Dr. Kyrylo Trylowskyj, Reichsratsabgeordnetem und Obmann der Zentralleitung der ukrainischen Legion.

Nirgends in Österreich sind die nationalen Kämpfe so scharf hervorgetreten wie in Galizien, genauer gesagt — in Ostgalizien. Wenn man aber über die polnisch-ukrainisch-russische Frage sprechen will, so muß man sich zuvörderst eine Tatsache klar vor die Augen stellen: daß nämlich das polnische ethnographische Territorium nirgends an das russische ethnographische Territorium grenzt, daß vielmehr die beiden Territorien von einem großen, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichenden, im Süden sehr breiten Länderstreifen getrennt sind, der von Litauern, Weißruthenen und Ukrainern bewohnt ist. Das sind drei Völker, die schwer um ihre nationale Existenz mit Polen und Russen kämpfen müssen, also natürliche Verbündete des Deutschtums und gleichzeitig unter sich von der Geschichte voraus bestimmt zu gegenseitigen Verbündeten. Jeder Schritt, der den Polen die Möglichkeit gewährt, eine Expansion nach Osten, auf Rechnung dieser drei Völker auszuüben, ist vom Standpunkte des Deutschtums eine verbrecherische Tat, die einen natürlichen und nie zu versöhnenden Feind (wer anders denkt, der kennt nicht die Polen) stärker werden läßt!

Und wenn es sogar unter den Deutschen politische Schwärmer gibt, die einer verlockenden Hoffnung fröhnen und glauben, daß das neue polnische Reich einen Pufferstaat bilden werde, so sind sie nur teilweise im Recht: es wird tatsächlich ein Pufferstaat werden, aber für Rußland und gegen Deutschland! Der Grund ist gleich zu erkennen: mit Rußland haben die Polen keine Reibungsfläche, wohl aber mit den Deutschen, und diese Reibungen sind umso intensiver, als die Polen hier mit sehr hochstehender, deutscher Kultur und Industrie zu tun haben! Mit Russen verbündet sie: der gemeinschaftliche Haß gegen die höherstehenden „Germantzy“ und dann das gemeinschaftliche Interesse: Litauer, Weißruthenen und Ukrainer zu entnationalisieren. In Galizien tritt der nationalistische Kampf zwischen Polen und Ukrainern in den schärfsten Formen auf: hier hat die unerforschte Weisheit der österreichischen Regierungen diese zwei sich gegenseitig grimmig hassenden Völker gleichsam in einen Käfig eingesperrt, auf daß sie sich gegenseitig zerfleischen; hier haben dieselben Regierungen den Polen die ganze Verwaltung und das Schulwesen in die Hände gelegt; hier hatten also die Polen die beste Gelegenheit, ihre Herrschergelüste zu befriedigen und ihre Exterminationspolitik den anderen Volksstämmen gegenüber ins grellste Licht zu stellen.

Was ist eigentlich das jetzige Galizien?

Digitized by Google

Es ist eine Vereinigung der polnischen und ukrainischen Gebiete in ein Kronland, die man durch die „historischen Rechte" zu begründen sucht, welche jedoch den historischen Grundlagen der Angliederung der in Betracht kommenden Gebiete an Österreich und den historischen Rechten der Bevölkerung vollständig widerspricht!

Das gegenwärtige Ostgalizien ist im Jahre 1772 bei der ersten Teilung des Königreiches Polen als „Regnum Galiciae Lodomeriaeque" an Österreich gekommen. Gleichzeitig gewann Österreich im Westen lediglich das Gebiet Zips, den südwestlichen Teil des Krakauer Palatinats und die winzigen Fürstentümer Oswiecim (Auschwitz) und Zator. Das Okkupationsmanifest der Kaiserin Maria Theresia vom 11. September 1772 begründet die Mitwirkung Österreichs an der ersten Teilung Polens mit den historischen Rechten der Habsburger-Dynastie an das einstige ruthenische Königreich Galizien und Lodomerien (Wolodymyrien), wie auch mit Ansprüchen der „böhmischen" Krone auf Auschwitz und Zator.

Bei der dritten Teilung Polens 1795 erhielt Österreich neue Gebiete, die an den Erwerb vom Jahre 1772 angegliedert wurden.

Im Jahre 1848 hat der damalige „ruthenische Generalrat" sehr eifrig die Idee der Trennung Galiziens in zwei nationale Gebiete (das ukrainische und das polnische) bei der österreichischen Regierung unterstützt, begegnete aber dem mächtigen Widerstand der Polen. So schreibt der polnische Reichstagsabgeordnete Franz Smolka in einem Briefe vom 8. August 1848: „der beabsichtigten Teilung Galiziens, die vom Kaiser Ferdinand am 19. Juni 1848 bereits unterfertigt wurde, haben wir brevi manu das Genick gebrochen."

In der Periode des Absolutismus (1849—1860) kehrte die Regierung zur Idee der Teilung Galiziens in zwei nationale Gebiete wiederum zurück, und auch wirklich wurde diese Teilung mit der Ministerialverordnung vom 24. April 1854, Nr. 111, RGBl. zugelassen.

Diese Teilung widersprach aber den polnischen Plänen, und die polnischen politischen Machtfaktoren haben es verstanden, in den Zeiten der Oktober-, Februar- und Dezemberverfassung die Zweiteilung Galiziens nach Maßgabe der Siedelung der beiden Nationalitäten zu Fall zu bringen und durch eine administrative Einheit Galiziens zu ersetzen, obwohl das — wie gesagt — allen historischen Grundlagen der Erwerbung der Gebiete widerspricht.

Wie die Polen diese „administrative Einheit" Galiziens zu ihren Gunsten ausgenutzt haben, insbesondere nachdem man ihnen 1867 die Verwaltung des Landes und das ganze Schulwesen auslieferte, darüber könnte man Bände schreiben.

Digitized by Google

Wir werden hier nur beispielsweise die Resultate der galizischen Landtagswahlen erwähnen. Im Jahre 1861 wurden auf 145 Mitglieder des Landtages 49 Ukrainer gewählt. Durch Wahlschwindel und unerhörte Gewalttätigkeiten hat man diese Zahl im Jahre 1876 auf 14 heruntergedrückt! Im Jahre 1879 ist es sogar zu so einem Skandale gekommen, daß die damals 3 500 000 zählenden Ukrainer nur drei Abgeordnete im österreichischen Parlamente hatten! Und den Polen wollen sogar manche deutschen Professoren eine „Expansion" nach Osten gewähren!

Nach den wissenschaftlich durchgeführten Studien des Privatdozenten Dr. S. Rudnyckyj zählte Ganzgalizien im Jahre 1910 3 900 000 (47%) Ukrainer, 3 100 000 (39%) Polen, 90 000 (1%) Deutsche. Ostgalizien zählte: 3 825 000 (72%) Ukrainer, 770 000 (14,4%) Polen, 66 000 (1%) Deutsche; der Rest entfällt auf Juden, denen die polnischen Behörden bei der Volkszählung im Jahre 1910 nicht gestatteten sich als Juden zu bekennen, sondern sie zwangsweise (unter Androhung von administrativen Strafen) als Polen eintrugen.

Was die territoriale Größe anbetrifft, so ist Galizien mit seinen 78 000 Quadratkilometern die größte administrative Einheit im dichtbevölkerten Mitteleuropa. Nur die russischen Nord- und Ostgouvernements sind an Größe überlegen, jedoch an Bevölkerung viel schwächer. Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges, die zahlreichen begründeten Klagen der Kriegsleitung über mangelhafte Verwaltungszustände (die sogen. „polnische Wirtschaft"!) in Galizien zeigen, daß ein Grenzland von einer solchen Beschaffenheit und Konfiguration schon deshalb, abgesehen von den anderen Gründen, nicht entsprechend organisiert und verwaltet werden kann!

Unmittelbar vor dem Kriege stand die politische Kraft der Ukrainer in Österreich in stetiger Zunahme; die erkämpfte neue Landtagswahlreform sicherte ihnen eine tief in die Interessensphäre der Polen eingreifende Teilnahme an der Landesverwaltung, das reife bürgerliche Bewußtsein und die patriotische Bereitschaft der Ukrainer dem Kriege gegenüber erfüllte die Polen mit begründeten Befürchtungen, daß die Ukrainer Galiziens nach dem Kriege ihre unverjährten Rechte reklamieren und verwirklichen werden!

Und das veranlaßte die Polen zu einer unerhörten, vom ethischen Standpunkte einzig dastehenden Aktion der verbrecherischen Verleumdung der Ukrainer, der Überwälzung der Schuld einzelner russophiler Verräter auf die ganze ukrainische Nation und Einleitung der grausamsten Maßnahmen gegen Tausende von Ukrainern. Die Folgen dieser Aktion gestalteten sich zu einem unbeschreiblichen, den Gerechtigkeitsbegriffen des 20. Jahrhunderts hohnsprechenden Marty-

Digitized by Google

rium der Tausende von eminenten ukrainischen und österreichischen Patrioten, deren Unschuld keinem Zweifel unterlag und nachher auch bei allen ohne Ausnahme erwiesen wurde!

Zwischen den Ukrainern und den Polen wurden dadurch alle vorher schon lockeren Bande nun vollkommen zerrissen. Es gibt kein einziges Gebiet, auf dem ein Zusammenwirken denkbar wäre!

Die einzige Lösung dieser verworrenen Frage ist nur die Teilung Galiziens in eine polnische und eine ukrainische Provinz, worauf diese ukrainische Provinz reichsunmittelbar als selbständiges österreichisches Kronland zu erklären wäre.

Selbstverständlich fällt auch die so heiß von Polen und deutschen Radikalen angestrebte Sonderstellung Galiziens angesichts des oben angeführten in nichts zusammen! Bei den Polen ist wenigstens dieser offene Anschlag gegen die Einheit des österreichischen Staates mit ihrem nationalen Chauvinismus und Größenwahn zu entschuldigen; bei den Deutsch-Österreichern, die diese Bloßstellung der österreichischen Staatsidee befürworten, gibt es jedoch keine Entschuldigung!

Im Gegenteil — sie versündigen sich dadurch sogar am Deutschtum im allgemeinen! Die Sonderstellung Galiziens ist — wie es die Polen ganz offen bekunden — der Schritt dahin, um dieses Land nach einigen Jahren dem neuen polnischen Staate anzugliedern! Und das heißt, daß die österreichischen Deutschen einen Erbfeind des Deutschtums und des Deutschen Reiches mutwillig stärker machen und obendrein ihm auch ihre natürlichen Verbündeten — die galizischen Ukrainer — opfern wollen!

Es gibt nur zwei Mächte, die diesen verbrecherischen Anschlägen Einhalt tun könnten; das sind: die in Österreich herrschende Dynastie und das Deutsche Reich.

Von den österreichischen politischen Faktoren spreche ich nicht: sie lassen sich allzu leicht von den Rücksichten der bekannten täglichen Durchfrettenspolitik beeinflussen. Im Interesse der Dynastie liegt es, daß das österreichische Reich nicht geteilt und nicht als ein dem Zerfall anheimfallender Organismus bloßgestellt werde. Und dem Deutschen Reiche muß es auch am Herzen liegen, daß sein treuester Verbündeter nicht geschwächt und nicht — gerade nach dem Wunsche der Panslawisten — als eine für Teilung reife Frucht sich darstelle!

Auch die Idee des selbständigen Polenreiches mögen sich die reichsdeutschen Staatsmänner noch in elfter Stunde wohl überlegen!

Ist es denn tatsächlich dringend nötig, Rußland einen Pufferstaat gegen Deutschland zu schaffen und einen Herd der fortwährenden Unruhe und Wühlereien knapp an der eigenen Grenze zu konstruieren?

Digitized by Google

Triest vor dem Kriege.

Ein Beitrag zur Geschichte des italienischen Irredentismus.

Von Theodor von Sosnosky.

Man hat den Irredentismus in den letzten Jahren vor dem Kriege totgesagt und als einen Schreck-Popanz der „Reaktionäre" hingestellt, dazu bestimmt, Stimmung gegen das harmlose Italien zu machen, das gegenüber der Monarchie von den aufrichtigsten und herzlichsten Gefühlen beseelt sei: Die dürftigen Reste des einstigen Irredentismus spukten nur mehr in den Köpfen fanatischer Exaltados und unreifer junger Leute. So konnte man es in den Zeitungen lesen.

Allerdings gab es auch Stimmen, die vor diesem falschen Optimismus warnten; aber sie waren vereinzelt und zu schwach; sie verhallten ohnmächtig in dem Posaunengeschmetter, mit dem die Tagespresse den Dreibund und die Bundestreue Italiens feierte.

Die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn hat dieser Lügen-Komödie ein Ende bereitet und jenen Warnern Recht gegeben. Zugleich hat der Krieg auch mit der schamlosen irredentistischen Wirtschaft aufgeräumt, die sichs bis dahin im Schatten dieser Lügen hatte wohlsein lassen.

Dies vielleicht nirgend in solchem Maße wie in Triest. Ein hoher Funktionär hat die Zustände, die bis kurz vor Kriegsausbruch dort geherrscht haben, in folgende Worte zusammengefaßt:

„Eine Gemeindeverwaltung, die den großen Einfluß, der ihr insbesondere vermöge ihres zahlreichen Personals, ihrer Wirtschaftsbetriebe und der damit verbundenen Lieferungen sowie einer von parteipolitischen Momenten geleiteten städtischen Baupolitik zustand, in vollendeter Weise im staatsfeindlichen Sinne zu handhaben wußte; ein Schulwesen, das von den Kindergärten hinauf bis zu den Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten von irredentistischem Geiste durchsetzt war; eine Presse, deren führendes Organ, der „Piccolo", aus einem ausschließlich reichsitalienischen Gesichtskreise geschrieben, in perfidester Form und mit unleugbarem, einer bessern Sache würdigem Geschick allem, was österreichisch war, eine teils starr verneinende, teils spöttische Feindseligkeit entgegensetzte; ein bald offen, bald im geheimen über die Grenze schauendes Vereinswesen: durch das wohlorganisierte Zusammenwirken aller dieser Kräfte war ein Milieu der Staatsfeindlichkeit geschaffen, an dem die vereinzelten, mit unzulänglichen Mitteln unternommenen Versuche österreichischer Patrioten wirkungslos abprallten."

Digitized by Google

So also hat es vor dem Kriege in Triest ausgesehen.

Jetzt, da diese Zustände glücklicherweise hinter uns liegen, ist es nicht unangebracht, Rückschau zu halten.

Vor allem sei festgestellt, daß der Irredentismus in Triest kein einheimisches Produkt ist wie in Südtirol, sondern Importware. Noch in den Jahren 1848/49, also zu einer Zeit, da sich das italienische Nationalgefühl überschwänglich äußerte, war in Triest davon nichts zu bemerken; im Gegenteil: damals lebte noch etwas von dem alten Antagonismus gegen die Rivalin an der Adria, gegen Venedig, das zu jener Zeit gleich Mailand ein Hauptherd der österreichfeindlichen Bewegung war. Und ebenso wenig wie man früher in Triest den Anschluß an Italien anstrebte, hegte man diesen Wunsch in maßgebenden italienischen Kreisen. Man wollte Südtirol, nicht Triest. Alfons La Marmora sprach dies zur Zeit seiner Ministerpräsidentschaft am 30. November 1864 im Senate offen aus.[1])

Selbst von Cavour liegt eine Äußerung im selben Sinne vor. Als der königliche Kommissär von Ancona, Lorenzo Valerio, in einem offiziellen Schreiben Triest eine italienische Stadt genannt und dadurch in Berlin Verstimmung hervorgerufen hatte, schrieb ihm Cavour einen Brief, in dem es hieß:

„Ich muß bitten, jeden Ausdruck zu vermeiden, durch den die Meinung entstehen könnte, daß das italienische Königreich darnach strebe, nicht nur Venedig, sondern auch Triest mit Istrien und Dalmatien zu erobern. Ich verkenne nicht, daß die Küstenstädte dieser Gebiete von einer der Rasse und den Aspirationen nach italienischen Bevölkerung bewohnt sind, die Landbewohner gehören jedoch beinahe ausschließlich der slawischen Rasse an, und es hieße sich die Kroaten, Serben, Magyaren und Deutschen umsonst zu Feinden machen, wenn man einem so ausgedehnten Teile Mitteleuropas jede Verbindung mit dem Meere nehmen wollte."

Noch entschiedener soll sich Crispi nach dem „Diritto" dem magyarischen Garibaldi-Veteranen Ovary gegenüber hinsichtlich der Annexionsgelüste auf Triest geäußert haben:

„Ich erkläre es für eine Albernheit, daß Italien den Wunsch hegen könnte, sich Triest und Fiume anzueignen. Die Küsten Italiens sind groß genug. Die Annexion dieser beiden Städte an Italien wäre ihr Ruin, da Fiume dem Handel mit Ungarn, Triest dem deutschen Handel ihren Bestand verdanken."

[1]) Johann Androvič, „Die Triester Frage in ihrem Verhältnis zu Österreich und Italien". Triest 1916, S. 102. Eine sehr inhaltsreiche Broschüre, die noch durch einen zweiten Teil ergänzt werden soll.

Digitized by Google

Seltsam mutet es heute an, daß derselbe Sonnino, der vor Beginn des Krieges der Monarchie nicht nur halb Tirol, sondern auch den größten Teil des Küstenlandes und die wichtigsten dalmatinischen Inseln abpressen wollte, vor 36 Jahren derselben Ansicht gewesen ist. Er schrieb damals:

„Vor allem ist es notwendig, die Frage des ‚irredenten' Italiens entschieden beiseite zu schieben. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen der österreichisch-ungarischen Monarchie ist Triest von größter Wichtigkeit für sie, und sie würde eher bis zum Tode kämpfen, bevor sie darauf verzichten würde. Überdies ist Triest der bestgelegene Hafen für den deutschen Handel; seine Bevölkerung ist gemischt, wie alle jene, die an unsere Ostgrenze reicht. Triest als unser Recht zu betrachten, wäre eine allzugroße Übertreibung des nationalen Prinzips."

Wenn aber auch einsichtige Köpfe in Italien nichts von der Einverleibung Triests wissen wollten, so war die Macht ihrer Klugheit doch geringer als die der Torheit und Habsucht der rasch zunehmenden Irredentisten, die Triest als italienische Stadt reklamierten. So hatte die vorhin angeführte Erklärung La Marmoras eine Gegenkundgebung zur Folge. Sie trug zwar das Datum Triest, war aber von dem Brescianer Advokaten Molinari verfaßt worden und keineswegs als der Gesinnungsausdruck der Mehrheit der Bevölkerung Triests anzusehen; ja nicht einmal als der der italienisch-liberalen Partei, die später die Leibgarde des Irredentismus werden sollte. Franz Hermet, der Führer dieser Partei, brandmarkte bei verschiedenen Anlässen die Torheit und Verwerflichkeit der Losreißungstendenzen und fand sogar den Mut, gegen das in Triest herrschende Prinzip Stellung zu nehmen, daß der Bürgermeister ein Italiener sein müsse. Tatsächlich konnte damals — 1879 — noch ein Deutscher fast einstimmig zum Vizebürgermeister der Stadt gewählt werden; ein Beschluß, der in späteren Jahren unmöglich gewesen wäre.

Immerhin aber kam es schon damals zu argen Demonstrationen, als König Viktor Emanuel starb (9. Jänner 1878); in der „fedelissima città di Trieste" hatte sich ein Geist eingenistet, der das Vaterland in Italien, in Rom sah.

Etwas über viereinhalb Jahre später — im September 1882 — wäre Triest fast zum Schauplatze einer historischen Tragödie geworden: ein günstiges Schicksal fügte es, daß der Irredentist Wilhelm Oberdank noch rechtzeitig daran verhindert wurde, Kaiser Franz Josef zu ermorden, wie er es mit seinem Komplizen dem Apotheker Ragosa geplant hatte. Schon kurze Zeit vorher, Ende August, hatte in Triest

Digitized by Google

ein Bombenattentat stattgefunden, dem auch einige Personen zum Opfer fielen. Was dem Mordplane Oberdanks eine besondere Folie gab, waren zwei Umstände; erstens: daß das Attentat wenige Monate nach Eintritt Italiens in den dadurch zum Dreibunde gewordenen Zweibund erfolgen sollte; zweitens: daß es anläßlich der Feier der 500jährigen Zugehörigkeit Triests zu Habsburg geplant war.

Oberdank, der sein Vorhaben eingestanden hatte, wurde am 20. Dezember 1882 gehängt, aber nicht auf Grund dieses Attentatsplanes, sondern, weil er im Okkupationsfeldzuge des Jahres 1878 der Einberufung nicht Folge geleistet hatte, also wegen Desertion im Kriege. Seinem Komplizen Ragosa gelang es sich nach Italien zu flüchten. Dort wurde er zwar festgenommen, aber von den Geschworenen in Udine freigesprochen.

Die Hinrichtung Oberdanks hatte, so gerechtfertigt sie auch war, in Italien einen Entrüstungssturm entfesselt und diesen fanatischen Mordgesellen zu einem Heros und Märtyrer gemacht, dem zu Ehren man Straßen benannte, eine Hymne dichtete (die später bei österreich-feindlichen Demonstrationen gesungen wurde) und Denkmäler errichtete.[1])

Diese Attentate brachten Triest in den Ruf, ein irredentistischer Herd zu sein, und die Entwicklung, die die Verhältnisse dort nahmen, waren nicht darnach angetan, diesen Leumund zu entkräften, im Gegenteil: die Stadtverwaltung tat alles, ihn zu bestärken. Es war der italienisch-liberalen Partei geglückt, sich des gesamten Gemeindewesens von Triest zu bemächtigen, und damit hatte sie die Macht in Händen, der Stadt das Gepräge zu geben, das sie wollte; das aber war das extrem-italienische, denn die Bezeichnung ‚italienisch-liberal' war in der Mehrzahl der Fälle nur ein Euphemismus für ‚irredentistisch'. Nicht genug, daß sie alle städtischen Ämter ausschließlich ihren Parteiangehörigen reservierte, besetzte sie die bestdotierten Stellen, soweit das Gesetz nicht die österreichische Staatsbürgerschaft unbedingt verlangte, mit Reichs-Italienern, und ging dabei so dreist zu Werke, daß sie z. B., als sie die Stelle eines Hauptmanns der städtischen Feuerwehr ausschrieb, dies überhaupt nur in reichs-italienischen Blättern tat, Einheimische somit gar nicht in Betracht zog.[2]) Diese Taktik

[1]) Der Oberdank-Kult hat im gegenwärtigen Kriege neuerlich große Dimensionen angenommen. Wie der „Popolo d'Italia" (v. 18. II.) meldet, soll eine Bronze-Herme dieses Verbrechers demnächst auf einem öffentlichen Platze von Florenz aufgestellt werden. — [2]) Auch die großen Geldinstitute hatten in ihrem Beamtenstand viele Reichsitaliener, besonders an den leitenden Stellen. So befanden sich in der „Riunione Adriatica Sicurtà" bis 1. Mai 1915 unter 166 Beamten und 30 Dienern 26 Reichs-Italiener; in der Versicherungsgesellschaft „Assicurazioni generali" unter 191 Angestellten 27; in der Filiale der „Union-Bank" unter 141 Angestellten 32.

Digitized by Google

hatte natürlich den gewünschten Erfolg, daß sich aus Italien ein Menschenstrom über Triest ergoß und das italienische Element dort von Jahr zu Jahr verstärkte. Betrug doch die jährliche Zunahme der Reichs-Italiener im Durchschnitte 4000 Köpfe. Auf diese Weise schritt die von den irredentistischen Stadtoberhäuptern angestrebte Italienisierung der Stadt rasch vorwärts und drängte das österreichisch gesinnte Element immer weiter zurück. Ohnmächtig mußte dieses zusehen, wie sich die Bevölkerung immer mehr von ihm ab- und dem Irredentismus zuwandte. In der Mehrzahl der Fälle nicht aus Überzeugung oder besonderer Sympathie, sondern bloß aus Opportunismus. Wären die Patrioten am Ruder gewesen, so würde sich die große Menge ebenso gefügig ihnen angeschlossen haben; da die Macht aber ausschließlich bei den Italianissimi war, so leistete sie eben diesen Gefolgschaft, denn nur dann winkte Verdienst und Stellung.

Ähnlich mochte sichs auch bei den eingewanderten Reichs-Italienern verhalten. Weitaus die meisten kamen nach Triest nicht, um Politik zu machen, sondern um Geld zu verdienen.

Da jedes Gegengewicht fehlte, vollzog sich die Italienisierung Triests mit psychologischer Notwendigkeit. Freilich hätte dies die Stadtverwaltung allein nicht zuwege gebracht, wenn sie nicht zwei einflußreiche Helfer zur Seite gehabt hätte: eine äußerst geschickt geleitete Presse und ein weitverzweigtes und überaus rühriges Vereinswesen.

Ganz besonders die Tageszeitung „Il Piccolo" war es, die dem Irredentismus perfid Vorschub leistete, das österreichische Gefühl raffiniert unterwühlte und ihren Lesern systematisch suggerierte, daß sie nicht zu Österreich, sondern zu Italien gehörten. Der „Piccolo" brachte alle Italien betreffenden Nachrichten und Angelegenheiten so, als ob sie aus dem eigenen Lande stammten; was sich aber in Österreich zutrug, so, als ob es in der Fremde geschehen wäre oder diese anginge. So schrieb er stets von uns, unserer Regierung, wenn es sich um Italien handelte; und wenn er kurzweg „il re" schrieb, so war der König von Italien gemeint; der Kaiser von Österreich aber wurde weder als „nostro imperatore" noch einfach als imperatore' bezeichnet, sondern als ‚imperatore Francesco Giuseppe' wie der Herrscher eines fremden Landes. Durch diesen beharrlich angewandten Trick, gegen den das Gesetz keine Handhabe bot, bewirkte das Blatt in den Seelen seiner Leser einen politischen Umwandlungsprozeß, eine allmählich zur fixen Idee erstarrende Begriffsverwirrung, in der sie sich nicht mehr als österreichische, sondern als italienische, Staatsbürger fühlten. In ähnlicher Weise trug das Vereinswesen

Digitized by Google

zur Italienisierung Triests bei. In Triest und auch in den istrianischen Küstenstädten mit italienischer Bevölkerung, in Capodistria, Pirano, Parenzo, Pola gab es eine Unzahl von Vereinen der verschiedensten Art, die offiziell ohne jeden politischen Charakter, doch fast alle mehr oder weniger der Sache des Irredentismus dienten.

Weitaus der wichtigste dieser Vereine war die „Lega nazionale". Sie spielte in Österreich etwa dieselbe Rolle wie die Vereine „Dante Alighieri" und „Trento e Trieste" in Italien, d. h., sie warb unter dem Vorwande, die italienische Sprache und Kultur zu fördern, für den Irredentismus. Die Vereinsleitung war zwar darauf bedacht, sich keine Blößen zu geben und hiedurch den Bestand der „Lega" zu gefähren, allein der leidenschaftliche Haß gegen Österreich erwies sich als stärker denn alle Vorsicht, und so „gab es kaum ein Blumenarrangement, ein Feuerwerk, einen Fahnenschmuck oder eine Maske, die nicht mehr oder minder unverhüllt die italienische Trikolore zeigte". Auch der Umstand, daß die „Lega-Hymne" als Trutzlied bei italienisch-nationalen Demonstrationen, nicht nur den Slowenen gegenüber, sondern auch in österreichfeindlichem Sinne gesungen wurde, wies auf die nahen Beziehungen der „Lega" zum Irredentismus hin.

Es gab hiefür aber noch offenkundigere Beweise: das waren der intime Zusammenhang der „Lega" mit den genannten reichsitalienischen Vereinen, bei deren einem die irredentistische Tendenz schon im Namen lag: „Trento e Trieste". Besonders belastend waren für die „Lega" auch die Begrüßungsdepeschen und -briefe, die ihr bei ihren festlichen Vereinsversammlungen aus Italien von Persönlichkeiten und Gesellschaften zukamen, über deren irredentistische Gesinnung kein Zweifel bestehen konnte; ferner die Mitarbeiter an den Festschriften, die zu Ehren der „Lega" entweder von dieser selber oder von ihren Anhängern herausgegeben wurden und unter denen sich immer und hauptsächlich Namen von fraglos irredentistischem Klange befanden.

Die Irredentisten jenseits der Alpen machten übrigens gar kein Hehl daraus, daß sie in der „Lega" ein wirksames Werkzeug sahen. So pries sie der irredentistische Schriftsteller Agnoletti in seiner Propagandaschrift „L'Italia irredenta" als ein wichtiges Glied der irredentistischen Organisation, das sich namentlich auf dem Gebiete des Schulwesens große Verdienste erworben habe; und in einer irredentistischen Festschrift „Trieste", die anläßlich des Besuchs des damaligen Präsidenten der französischen Republik, Loubet, in Rom (1904) veröffentlicht wurde, waren der Gründungstag der „Lega" — 1. November 1891 — und der Tag der Hauptversammlung der

Digitized by Google

„Lega" im Jahre 1904 — 17. Jänner — als Marksteine der irredentistischen Propaganda gepriesen worden; der letztere deshalb, weil dem Kassenberichte des Vereins zufolge im vorausgegangenen Jahre in Triest allein an 70 000 Lire für den Verein eingezahlt worden seien.

So enthüllten die Irredentisten in ihrer Genugtuung über die Erfolge der Lega und in der Absicht, sie durch Lob anzueifern, selber deren Tätigkeit.

Die „Lega" umfaßte im Küstenlande, also in ihrer „Adriatischen Sektion", nicht weniger als 94 Ortsgruppen mit rund 30 000 Mitgliedern, darunter zahlreichen weiblichen, und ganzen Familien, die dem Vereine beigetreten waren, unmündige Kinder inbegriffen. Die Angestellten der Gemeinden gehörten ihm fast alle an, besonders die Lehrer. Auch Geistliche und selbst nicht wenige Staatsbeamte befanden sich unter den Mitgliedern. Ebenso ließen sich die meisten italienisch-nationalen Körperschaften in corpore in die „Lega" aufnehmen. Der Polizeibericht zählt deren nicht weniger als 31 auf, davon die meisten solche, deren offensichtlicher Zweck mit Politik nicht das geringste zutun hatte, wie z. B. die „Società Filarmonica Drammatica", die „Società Canottieri Nettuno", der „Circolo Mandolinstico Triestino", der „Circolo ciclisto Marte" u. a. m.

Einen Anhang der „Lega" bildeten große Tischgesellschaften, die für sie Gelder sammelten. Schon die Namen mancher Gesellschaften klangen bedeutsam, z. B. „Cavalieri della morte" oder „Dall'Alpi al mar".

Das Vereinsvermögen der Adriatischen Sektion der „Lega" war sehr ansehnlich und betrug Ende 1913 laut Rechnungsabschluß 769 347 Kronen 3 Heller; wogegen das der Ortsgruppen der Lega in Dalmatien bloß 331 607 Kronen 24 Heller, und das der Trientiner Sektion sogar nur 161 431 Kronen 72 Heller erreichte. Der größere Teil des Vereinsvermögens bestand in Liegenschaften. So verfügte sie über eine Volksschule und Kindergarten und Handwerkerschule in Sta. Croce und über zwei Erholungsheime (Ricreatorio).

Das Schulwesen war natürlich ein Schoßkind der „Lega" und, was noch mehr bedeuten wollte, der Gemeindeverwaltung. In der Schule sahen die Triester Italianissimi, und das mit vollem Rechte, das denkbar wirksamste Propagandamittel für ihre irredentistischen Zwecke. Gelang es ihnen, die heranwachsenden Generationen von frühester Kindheit an in ihrem Sinne zu erziehen, so schufen sie sich eine Garde und gehörte ihr in Triest die Zukunft. Von dieser richtigen Erwägung ausgehend, suchten sie sich des gesamten Schulwesens der Stadt zu bemächtigen. Da es dabei in erster Linie auf die Stadtverwaltung an-

Digitized by Google

kam, hatten sie dabei natürlich leichtes Spiel. Namentlich der —seither verstorbene — Vizebürgermeister Felice Venezian, ein fanatischer Irredentist, setzte sich eifrig dafür ein. Er ließ weltliche und geistliche Lehrer aus Italien kommen und sorgte dafür, daß die Schulen ein geradezu demonstrativ-italienisches Gepräge erhielten. Die Knaben wurden in Uniformen nach italienischem Muster gesteckt, nach dem italienischen Reglement einexerziert und erhielten Fahnen mit mehr oder weniger versteckten irredentistischen Anspielungen, die ihnen feierlich übergeben wurden und zu denen die Frauen und Mädchen von Triest Fahnenbänder stickten. Die bedeutendste derartige Zentrale des Irredentismus war das „Ricreatorio" in S. Giacomo, zu dessen Leitung ein Salesianerpriester und früherer Offizier des italienischen Heeres, Don Michelangelo Rubino, aus Italien berufen worden war. Durch sein gewandtes und einschmeichelndes Auftreten gelang es ihm, für die Anstalt so ausgiebige Spenden zu sammeln, daß sie allmählich auf drei Gebäude mit einem Theater- und Kinosaal anwuchs und es auf 450 Zöglinge brachte, Knaben von 6—16 Jahren. Er sorgte auch dafür, daß sich der Lehrkörper der Anstalt ganz aus Italien ergänzte. Da sich Don Rubino auch durch wiederholte Reisen nach Italien verdächtig machte, bei denen er mit politischen Persönlichkeiten zusammentraf, wollte ihn das Polizeipräsidium von Triest abschaffen. Er besaß jedoch so einflußreiche Gönner, daß man diese Absicht fallen lassen mußte . . .

Daß die außergewöhnliche Fürsorge, die die Irredentisten in Österreich dem Schulwesen angedeihen ließen, einzig und allein auf den Parteizweck zurückzuführen war und keineswegs etwa auf ethische Gründe, geht in einer jeden Zweifel ausschließenden Deutlichkeit daraus hervor, daß sie sich dort, wo es nichts zu italienisieren galt, nicht im geringsten um die Schule kümmerten; denn wäre es der Fall gewesen, so hätten sich die Schulverhältnisse in Italien nicht in so trostlosem Zustande befinden können, wie es tatsächlich der Fall war; belief sich doch die Durchschnittszahl der Analphabeten unter den Rekruten auf 40 Prozent, in einzelnen Provinzen 70 Prozent.

Das Kapitel Schule kann nicht verlassen werden, ohne daß auch der Frage der italienischen Universität gedacht werde, die viele Jahre hindurch das österreichische Parlament und die Presse beider Staaten beschäftigte. Die Italiener steiften sich darauf, daß Triest der Sitz der Universität werden solle; die Regierung aber hatte begründete Bedenken, dieses Verlangen zu erfüllen; denn sie besorgte mit vollem Rechte, daß die neue Universität weniger eine Hochschule der Wissenschaft als eine solche des Irredentismus werden würde.

Digitized by Google

Das Widerstreben der Regierung aber bestärkte die Italiener in ihrer Forderung, der sie die kategorische Fassung „Trieste o nulla" geben. Erfüllte man sie, so konnten sie sich tatsächlich eine Hochburg des Irredentismus erbauen, wie die Regierung es befürchtete; erfüllte man sie aber nicht, umso besser: dann hatten sie eine unerschöpfliche Quelle für Beschwerden und Angriffe und konnten sich vor der Welt als die verfolgte Unschuld geben. Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, die Erfüllung ihrer Forderung wäre, wenn nicht allen Italienern, so doch gewiß den Irredentisten alles eher als erwünscht gewesen.

So wirkten Gemeinde, Presse, Vereine und Schule mit vereinten Kräften zusammen und machten Triest allmählich zu einer Filiale Italiens. Ein amtlicher Bericht schildert die Situation so:

„. . . Es ist richtig, daß bei verschiedenen Bank- und Versicherungsgesellschaften Reichs-Italiener die erste Rolle spielten, und es ist vor allem richtig, daß die besten, maßgebenden Stellen fast überall, einschließlich Magistrat und autonome Anstalten, wenn nicht an Reichs-Italiener, so nur an radikal-national gesinnte Männer vergeben wurden. Noch mehr: die an der Spitze der Gemeinde gewesene[1]) Verwaltung bei Aufnahmen in den Dienst, bei Vergebung von Lieferungen und Arbeiten, in erster Linie auf die politische Gesinnung des Offerenten Gewicht legte; da die Tagespresse jedweden boykottierte, dessen italienisch-nationale Gesinnung nicht klar in Erscheinung trat; da die Zahl der reichs-italienischen Geschäftsbetriebe in Triest sehr groß war; da die leitenden Persönlichkeiten der meisten Geldinstitute, Banken und sonstigen Unternehmungen den irredentistischen Kreisen nahestanden, mußten auch solche, die politisch gut gesinnt oder wenigstens indifferent waren, sich als Anhänger der liberal-nationalen Richtung gebärden, um ein Unterkommen zu finden, ihren Geschäften mit Erfolg nachgehen zu können. Und so wurde allmählich das ganze öffentliche, wirtschaftliche und private Leben in Triest von jenem Geiste durchseucht, der den Machthabern der irredentistischen Partei notwendig erschien, um ihre Pläne zum Nachteile des Staates auf breite und feste Basis zu stellen."

Zu einer winzigen Minderheit zusammengeschrumpft, vermochten die Patrioten gegen diesen nationalen Terrorismus allein gar nichts auszurichten. Nur im Vereine mit den Slowenen und — Sozialdemokraten wagten sie es ab und zu den Machthabern entgegenzutreten, ohne freilich irgend etwas ändern zu können.

[1]) Zur Zeit, da dieser Bericht geschrieben wurde — 6. Oktober 1915 — war die Stadtverwaltung schon aufgelöst.

Digitized by Google

Der seltsame Umstand, daß in Triest Patrioten und Sozialdemokraten gemeinsame Sache machten und daß letztere in der Stadt die stärksten Gegner der irredentistischen Reichsfeinde waren, bedarf einer Erklärung: Was die beiden in ihren Tendenzen so heterogenen Parteien zu Bundesgenossen machte, war die gemeinsame Gegnerschaft, nicht etwa auch gemeinsame Freundschaft, und die Gegnerschaft hatte bei beiden ganz verschiedene Beweggründe: bei den Patrioten war es die Erkenntnis der Gefährlichkeit dieses reichsfeindlichen Treibens, bei den Sozialdemokraten die Antipathie gegen den nationalen Terrorismus, unter dem auch sie leiden mußten, wie alle die nicht zur irredentistischen Fahne schworen, und in dem sie ein schweres Hindernis für die Ausbreitung ihrer eigenen Parteitendenzen sahen.

Daß die österreichische Regierung dem Anwachsen des Irredentismus in Triest so lange untätig zusah und nur bei aufgelegten Fällen von Hochverrat oder schweren Ruhestörungen eingriff, läßt sich nur so deuten, daß sie fürchtete, durch ein schärferes Anziehen der Zügel die Sache noch schlimmer zu machen und schwere Konflikte heraufzubeschwören, die unabsehbare Folgen haben konnten. Der Statthalterposten in Triest war zweifellos ein überaus schwieriges, wenig beneidenswertes Amt; denn es fehlte ihm der notwendige Rückhalt in Wien, wo man immer Rekriminationen der italienischen Regierung fürchtete. Die Triester Irredentisten pflegten sich nämlich mit ihren Beschwerden an diese zu wenden, und meist nicht vergebens. In Wien aber scheute man im Hinblick auf das Bundes-Verhältnis nichts so sehr wie Differenzen mit der italienischen Regierung.

Schließlich aber kam die Zeit, wo die Regierung nicht mehr länger ruhig zusehen konnte. Die Zahl der in Triest anwesenden Reichs-Italiener hatte schon 50—60 000 erreicht, also etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Diese italienische Invasion bedeutete bei den sich stets verschlechternden Beziehungen zwischen der Monarchie und Italien nachgerade eine Gefahr, zumal da sich darunter zahlreiche Männer im kräftigsten Alter befanden.

Die Regierung suchte daher die Zahl der fremden Italiener zu verringern, indem sie den Paragraphen strenger handhabte, der die Abschaffung „lästiger Ausländer" ermöglichte. Allein kaum hatte sie damit begonnen, als auch schon der Lärm losging und eintrat, was man in Wien so ängstlich vermeiden wollte: das Eingreifen der italienischen Regierung. Es war, wie immer, erfolgreich, und die kaum begonnene Säuberungsaktion mußte wieder eingestellt werden.

Ganz so verhielt es sich auch mit den „Dekreten" des Statthalters

Digitized by Google

Prinzen Hohenlohe, der sich im August 1913 gezwungen fühlte, der überhandnehmenden Italienisierung der Gemeinde dadurch ein Ende zu setzen, daß er die Entlassung aller Reichs-Italiener aus dem Gemeinde-Dienste binnen einer gewissen Frist anordnete.

Diese Maßnahme rief unter den Italienern, die es nicht gewohnt waren, von der Regierung in ihrem Treiben behindert zu werden, einen Sturm der Entrüstung hervor, der von Triest aus durch den ganzen italienischen Blätterwald hinraste und die wütendsten Angriffe zeitigte. Auch diesmal erhob die italienische Regierung in Wien Vorstellungen und erreichte auch tatsächlich, daß sich bis zum Ausbruche des italienischen Krieges in dem Verhältnisse der Reichsitaliener zur Gemeinde nichts änderte.

Erst die gebieterische Notwendigkeit des Krieges zwang der Regierung den eisernen Besen in die Hand, der den irredentistischen Augiasstall kehren sollte, zu dem die Gemeindeverwaltung die erste Seehandelsstadt der Monarchie herabgewürdigt hatte.

Gleich mit dem Tage der italienischen Kriegserklärung — 23. Mai 1915 — setzte das „große Reinemachen" ein. Und zwar begann man es mit der Auflösung der Gemeindeverwaltung, in der richtigen Erkenntnis, daß da die Wurzel des Übels saß. Siebzehn andere Gemeinden des Küstenlandes teilten dieses Schicksal. Dann ging es an die Vereine, deren im ganzen nicht weniger als 144 aufgelöst wurden, zu denen noch sechs slowenische kamen; ferner an die Sperrung der von der Gemeinde geförderten Schulen.

Hand in Hand mit diesen Maßnahmen wurden auch die nach italienischem Muster hergestellten Uniformen der städtischen Angestellten abgeschafft und durch solche nach dem Schnitte der in Wien eingeführten Uniformen ersetzt; eine Verfügung, die oberflächlicher Beurteilung vielleicht kleinlich aussieht, in Wahrheit jedoch bedeutsam und notwendig gewesen ist, denn die Uniformierung der städtischen Angestellten (ebenso wie auch die der Schüler in den Ricreatorien) sollte der Bevölkerung auf Schritt und Tritt suggerieren, daß sie sich auf italienischem Boden befinde, nicht auf österreichischem.

Auch die Straßennamen hatten durch beständige Erinnerungen an irredentistische Persönlichkeiten in diesem Sinne gewirkt, und es war darum sehr vernünftig, daß die Regierung auch da eingriff und die alten harmlosen Straßenbenennungen wiederherstellte.

Sogar das Stadtwappen von Triest bedurfte einer kleinen Remedur, da die irredentistische Um- und Eindeutekunst sich auch an dem betätigt hatte. Das Wappen zeigt nämlich im obern Felde den Doppel-

Digitized by Google

adler, im untern den Speer des heiligen Sergius. Da dieser Speer zwei seitliche abwärts gebogene Widerhacken trägt, erinnert er an die bourbonische Wappen-Lilie, die sich auch im Wappen der Dynastie Savoyen befindet; den Doppeladler aber hatte man als störend fortgelassen. Die Regierung versetzte ihn nun wieder an seinen Platz.

Auch beschlagnahmte man die in der Stadt verhandenen Waffen. Es fanden sich 6350 Gewehre, 6200 Revolver, 900 Stücke Hieb- und Stichwaffen und 112 Kisten mit Munition.

Von den Reichs-Italienern war der weitaus größere Teil schon vor Ausbruch des Krieges mit Italien in das Königreich zurückgekehrt, als sich die politischen Verhältnisse zugespitzt hatten. Es befanden sich daher bei Kriegsbeginn nur mehr 14 632 Reichs-Italiener in der Stadt. Von diesen wurden 10 028 über die Schweiz repatriiert, 3169 interniert, 1435 konfiniert. Die gefährlichsten Hetzer wie Dr. Attilio Tanaro, der Präsident der „Lega", Richard Pitteri, der frühere Reichsratsabgeordnete Dr. Georg Pittaco und der Redaktionsstab des „Piccolo" samt dessen Herausgeber, dem jüdischen Freimaurer Theodor Mayer, einem besonders gefährlichen Individuum: alle diese hatten sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

So umfangreich das Säuberungswerk aber auch war, so bedeutete es für den Nachfolger des Prinzen Hohenlohe auf dem Statthalterposten, den Freiherrn von Fries-Skene, doch den leichtern Teil der ihm gewordenen Aufgabe, denn der Kriegszustand gab ihm eine Vollmacht, die er im Frieden nie erhalten hätte.

Der ungleich schwerere Teil seiner Aufgabe aber steht ihm bevor: zu verhindern, daß Triest nach dem Kriege wieder eine Filiale Italiens werde und — was noch schwieriger sein wird — dafür zu sorgen, daß es wieder eine österreichische Stadt werde.

Kürnberger über deutsche Kriegsziele.

Man lese noch den Champagner-Toast vom 3. September 1870 (Ferdinand Kürnberger, Gesammelte Werke, München bei Georg Müller, I, 133). Wir haben die Hauptstellen abgedruckt im Novemberheft 1914. Unsere österreichischen Leser, die sich über die Lebensnotwendigkeiten des Deutschen Reichs unterrichten wollen, wenden sich an die Auskunftsstelle vereinigter Verbände, Berlin NW 24, Friedrichstraße 136. Sie mögen sich nach ihren eigenen Erfahrungen fragen, ob es möglich ist, in Kriegszeiten aus öffentlichen Schriften die Wirklichkeit kennen zu lernen.

Wo ein deutscher Mann, in treuer Pflichterfüllung für sein Vaterland fallend, begraben liegt, und wo der deutsche Aar seine Fänge in ein Land geschlagen hat, das Land ist deutsch und wird deutsch bleiben. Wilhelm II.

Digitized by Google

Die österreichischen Nationen und die Verfassung.

Von Reichsratsabgeordnetem Dr. Karl Renner.

Mit Bewilligung des Verfassers seinem soeben in der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co. erschienenen Werke „Österreichs Erneuerung" entnommen.

Gibt es in Österreich überhaupt Nationen?

Diese Frage verblüfft wohl. Kann es wirklich jemand geben, der das Dasein von Nationen in Österreich ernsthaft bestreitet? Nachdem der Kampf der Nationen um den Staat die letzten fünfzig Jahre beinahe allein ausgefüllt hat, scheint doch ausgeschlossen, daß dieses anerkannte Grundproblem des österreichischen Staates jemand ganz entgangen und die Grundtatsache unseres politischen Lebens jemand verborgen geblieben ist?

Ob es in Österreich Nationen gibt? Die Fragestellung ist paradox! Ja, das sollte man meinen. Trotzdem gibt es einen sehr wichtigen Faktor unseres öffentlichen Lebens, der den Bestand von Nationen gar nicht kennt, dem er verborgen geblieben, von dem er bestritten wird: und das ist unsere Gesetzgebung, unsere Rechtsordnung.

Man kann getrost eine Prämie von tausend Kronen aussetzen für den, der im österreichischen Reichsgesetzblatt und in den siebzehn Landesgesetzblättern seit 1848 nur das bloße Wort „Nation" auffindet. In einem einzigen Artikel unserer Staatsgrundgesetze kommt die Bezeichnung „Volksstämme" vor, ohne daß irgendwie gesagt würde, was das ist, wie viele da sind und zusammen das Volk von Österreich ausmachen, wie sich die Zugehörigkeit zum Volksstamm regelt, wie sie beginnt und endet. Geschichtlich zerfällt zum Beispiel die tschechische Nation auf mährischem Boden in drei Stämme: in die Horaken, Hannaken und Slowaken — sind nun die Slowaken ein Volksstamm oder nicht? Sicher sind auch die Zigeuner ein Volksstamm in Österreich — sind sie also als Nation im Staatsgrundgesetz aufgenommen oder ausgeschlossen? Welches Merkmal entscheidet? Da Volksstämme juristisch Personengesamtheiten sind und als solche nicht von selbst rechtsverbindlich handeln können, so muß ihnen die Rechtsordnung Organe setzen, die ihre Rechte ausüben. Für jeden Verein schreibt das Gesetz vor, daß er einen Vorstand haben müsse — die „Volksstämme" des Artikels 19 haben nichts dergleichen. Sie sind rechtlich gar nicht vorhanden, und wenn ihnen dieser Artikel Rechte zuweist, so beliebt er eine bloße Redewendung!

Digitized by Google

Ist es nicht auffällig, daß sich die Rechtsordnung eines Staates, dessen geschichtliche Aufgabe es ist, das Zusammenleben von neun Nationen rechtlich zu regeln und ihren Anteil am Staat abzugrenzen, an diesen Personengesamtheiten vorbeidrückt?

Die nordamerikanischen Staaten schicken ihrer Verfassung eine sogenannte Preambel voraus, die etwa so lautet: „Wir, das Volk von Virginien, willens, Gerechtigkeit walten zu lassen und eine Staatsgewalt aufzurichten, geben uns folgende Verfassung." Man sollte also erwarten, daß irgendwo in unserer Verfassungsgesetzgebung — wenigstens dem Inhalt nach — der Gedanke zum Ausdruck gelangt: „Wir, die Deutschen, Tschechen, Polen, Ukrainer, Slowenen, Kroaten, Serben, Rumänen und Italiener Österreichs, willens, im Frieden miteinander zu leben, sind verbündet in diesem Staatswesen, besorgen unsere gemeinsamen Angelegenheiten durch eine Gesamtregierung und behalten unsere besonderen Angelegenheiten je unserer besonderen Regierung vor, in der Art, wie es in der Verfassung festgelegt ist." Wie wir sogleich sehen werden, haben wir einstmals eine solche Ordnung besessen — aber heute existiert auch nicht eine Andeutung davon.

Von Rechts wegen besitzen wir keine Nationen. Unsere Gesetzgebung kennt nur Individuen verschiedener Sprache, nur einzelne, zusammenhanglose Untertanen mit vorausgesetzter Muttersprache oder Verkehrssprache; selbst diese Sprachbeherrschung ist rechtlich nicht umschrieben wie etwa die Konfessionszugehörigkeit, die in den Taufmatriken festgelegt ist. Die Gesetzgebung verleiht den Sprachen Rechte; aber eine Sprache kann ebensowenig ein Recht haben wie eine Hautfarbe, eine Charaktereigenschaft, ein Baum oder die Himmelsbläue. Nur physische oder juristische Personen (organisierte Menschengesamtheiten) können Träger von Rechten und Pflichten sein.

Unsere Rechtsordnung weicht bis heute dem Problem der Nation geflissentlich aus, drückt sich um dasselbe auf Schleichwegen herum. Anders verfährt schon die ungarische Gesetzgebung. Auch in jenem Lande siedeln bekanntlich verschiedene Nationen, Magyaren, Deutsche, Kroaten, Serben, Rumänen, Slowaken, die Gesetzgebung des Landes kennt aber nur eine Nation, die magyarische, in ihrem Namen spricht die Regierung. Die Nichtmagyaren heißen „andersprachige Mitbürger", nichtmagyarische Magyaren. Außerhalb Ungarns wird diese Terminologie sicherlich nicht verstanden und auch nicht gebraucht, innerhalb Ungarns ist sie strafrechtlich geschützt.

Wenn wir der Gesetzessprache noch weiter nachgehen, werden uns diese Wirrsale bald klargelegt werden. Denn sie wiederholen sich von

Digitized by Google

Land zu Land. Was Böhmen ist, weiß jeder, der die Landkarte einmal zur Hand genommen hat. Das Land ist übrigens nicht nur geographisch scharf umgrenzt, sondern auch staatsrechtlich. Aber was ein Böhme im Sinne des Gesetzes ist, das ist staatsrechtlich höchst umstritten. Der Reichenberger wie der Taborer ist ein Böhme, der Olmützer aber nicht. In unserer staatsrechtlichen Terminologie kann aber auch der Mährer ein Böhme sein, denn Böhmisch wird anstatt Tschechisch gebraucht. Mit Recht aber lehnt sich der Reichenberger dagegen auf, er will und soll nicht Tscheche heißen, obwohl er zugibt, ein Böhmer zu sein. Wir sehen daraus, daß unsere Rechtssprache nur erst Landsmannschaften kennt, aber noch keine Nationen, sie gebraucht heute noch die Bezeichnungen des achtzehnten Jahrhunderts!

Damals galt allerdings die Nation noch nichts, sie verlor sich in der Untertanschaft der Gutsherrschaften. Politisch galten nur die Stände. Die Stände der Kronländer setzten das politische Österreich zusammen und sie brachten den Grundgedanken der amerikanischen Preambeln richtig zum Ausdruck: „Wir, die Stände von Niederösterreich, Oberösterreich, Böhmen, Ungarn, Kroatien usw., schließen miteinander und mit der Krone die pragmatische Sanktion ab, durch die wir uns gegenseitig bewaffneten Beistand und der Krone das Recht zusichern, unsere gemeinsamen Angelegenheiten zu verwalten." Ganz im Sinne und Geiste der Zeit, durchaus praktisch und staatsrechtlich in Ordnung — für jene Zeit!

Die Landstände sind Vertretungen der Kronländer und damit der Landsmannschaften, der Landesbevölkerung. Auf dieser Gliederung des Staatsvolkes von ehedem ist heute noch unsere Verfassung aufgebaut und in der Sprache jener Zeiten spricht unsere Gesetzgebung. Der Ständestaat hat der absoluten, die absolute der konstitutionellen Monarchie Platz gemacht, zugleich sind die Stände in Abgang geraten, an ihre Stelle sind die Nationen getreten und faktisch bildet ihre Verbindung heute das Staatsvolk: Der Deutsche will zunächst Deutscher sein, ob er in Reichenberg oder Linz wohnt, der Tscheche Tscheche, ob er nun in Tabor oder Olmütz oder in irgendeinem Orte Schlesiens wohnt. Und wie seinerzeit die Stände — nach langen und schmerzvollen Kämpfen — einwilligten in die Scheidung der öffentlichen Befugnisse in den ihnen eigenen autonomen Rechtskreis und in den gemeinsamen Rechtskreis, der der Krone zustehen sollte, wie sie trotz dieser Gliederung wollten, daß das Ganze zwar gegliedert, aber nicht zerteilt, sondern „indivisibiliter ac inseparabiliter" (unteilbar und unscheidbar) beisammen bleiben solle, so fordert die

Digitized by Google

Änderung der volklichen Grundlage des Staates, daß die Nationen in die Rechtsordnung organisch eingefügt, das heißt also zunächst autonom organisiert und außerdem zum Ganzen zusammengeschlossen werden als „die verbündeten Nationen Österreichs".

Das allein kann unter einer „geregelten Anteilnahme der Nationen am Staate" begriffen werden. Und das ist die Verfassungsaufgabe, die den Völkern wie den Staatsmännern der Monarchie gestellt ist, um die sich herumzudrücken nicht mehr angeht.

Die Nationen sind rechtlich nicht organisiert, also können sie sich gar nicht anders helfen, als daß sie sich als politische Sonderparteien organisieren und um jedes Quentchen Anteil am Staate, um jeden Amtsdiener- und Nachtwächterposten den Machtkampf führen. Es nützt ihnen und dem Staate auch nichts, wenn sie durch eine parlamentarische Regierung an der zentralen Verwaltung teilhaben — dann tragen sie den unaufhörlichen Kampf einfach in die Verwaltung weiter und desorganisieren auch diese. Zeitweilige Beteiligung ersetzt den rechtlichen Anteil nicht.

Wie das beginnen? Wir werden unsere Verwaltung schon aus rein staatlichen Gründen reformieren müssen, ohne den Kommunalverband des Kreises können wir die erhöhten Verwaltungsaufgaben nicht bewältigen. Grenzen wir die Kreise tunlichst national ab, so haben wir die lokalen Grundlagen der nationalen Autonomie geschaffen. Vereinigen wir die Kreise je einer Nation zu einem Zweckverband, der die national-kulturellen Aufgaben der Nation autonom verwaltet, so ist der Träger der zentralen nationalen Autonomie und der Rechtskreis des nationalen Sonderrechtes gegeben. Alle übernationalen Aufgaben, die im besonderen Sinne staatlich sind, bleiben vorbehalten dem Parlament und der Regierung, sie bilden den Rechtskreis der Zentralverwaltung. So kann der berechtigte Grundgedanke der pragmatischen Sanktion, der heute unter den uns fremd gewordenen Formeln der Ständezeit beinahe unkennbar geworden ist, losgeschält und auf die wirksamen Träger des modernen Lebens, auf die Nationen, gestellt werden. Erst dann wird unsere Rechtsordnung mit den tatsächlichen Kräften der Gegenwart im Sinne wie im Ausdruck übereinstimmen.

Zur 200. Wiederkehr des Geburtstages Maria Theresias am 13. Mai 1917, ist im Verlag R. Oldenbourg eine zweibändige Biographie der Kaiserin von Eugen Guglia erschienen, auf die wir unsre Leser vorläufig an dieser Stelle aufmerksam machen (Maria Theresia, Ihr Leben und ihre Regierung. München-Berlin, 1917).

Digitized by Google

Das österreichische Völkerproblem.

Von E. V. Zenker, Reichsratsabgeordneter.

Daß die ungeklärten, mitunter recht chaotisch bewegten Zustände Österreichs in dem Kriegskalkül unserer Gegner eine große Rolle gespielt haben, ist unverkennbar. Es ist auch menschlich recht begreiflich, daß Außenstehende, die das österreichische Problem gar nicht kennen, wohl aber eine endliche Befriedung im Südosten des Kontinentes wünschen, das von der Entente verkündete Kriegziel, das auf die nationale Zerlegung der österreichisch-ungarischen Monarchie hinausläuft, für die einfachste und beste Lösung halten. Wir wollen unbefangener sein als unsere Feinde, und zumindest den Völkern, die gegen uns in Waffen stehen, die ehrliche Absicht zubilligen, daß dieser Krieg einen dauernden Frieden und eine endgültige, auf dem Selbstbestimmungsrecht der Völker beruhende Neuordnung Europas bringen solle. Allein gerade von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, würde sich die Zerstückelung und Auflösung der Donaumonarchie als ein sehr ungeeignetes Mittel erweisen. Wenn sich das Ziel der Entente heute durchsetzen ließe und an Stelle des polyethnischen Großstaates an der mittleren Donau eine Vielheit von kleinen Nationalstätchen mit durchschnittlich 10—15 Millionen Einwohnern träte, dann würde alles in der Welt eher als der ersehnte Friede in Europa die Wirkung sein. Ohne natürliche Grenzen, wirtschaftlich lebensunfähig, würden diese Kleinstaaten in ewiger Fehde unter einander leben, die Großstaaten würden diese Fehden ausnützen, um die gefeierten Nationen noch mehr gegen einander zu verhetzen, und die Zustände würden denselben brandigen Charakter gewinnen wie am Balkan. Der Schluß aber wäre, daß entweder ein neuer Weltkrieg über die Neuordnung in diesen Bereichen entscheiden müßte, oder daß sich diese Völker zu einem Bunde vereinigten, der in seiner Gesamtheit eben wieder ein Österreich in veränderter Gestalt wäre. Wer also dauernden Frieden in Europa wünscht, der muß die aus nationalistischer Verblendung oder macchiavellistischer Berechnung entsprungene Idee einer Aufteilung Österreichs von sich weisen. Nicht die Zerstückelung, sondern die Neuordnung Österreichs ist die Voraussetzung dauernden Friedens in Europa. Das österreichische Problem ist das europäische Problem, aus dem Völkerrechtlichen ins Staatsrechtliche übertragen. Wir Österreicher haben die weltgeschichtliche Mission, den negativen Nationalismus, der Europa in Brand gesteckt hat, zu überwinden, nicht durch Gewalt, sondern durch Freiheit und Gerechtigkeit, wir ha-

Digitized by Google

ben die Sendung, staatsrechtliche Wege und Mittel zu finden, Völker verschiedenster Art und Entwickelung zu einem sozialen Ganzen, zu gemeinsamer Kulturarbeit zusammenfassen und so ein demokratisches Staatswesen zu schaffen, das den anderen Staaten als Muster und Vorbild dienen und für Europa die festeste Gewähr eines dauernden Friedens bilden müßte. Das ist der österreichische Staatsgedanke, an dem alle nationalistische Verblendung zerschellen wird.

Es ist selbstverständlich, daß diese Idee vor inneren Hindernissen ebensowenig kapitulieren kann wie vor äußeren Feinden, und daß staatsrechtliche Erwägungen und Ansprüche, und mögen sie auch formell noch so wohl begründet sein, in dem Rahmen eines nach den Grundsätzen nationaler Selbstbestimmung geordneten Österreich keinen Platz haben. Die österreichische Frage als europäisches Problem wäre nicht gelöst, wenn sie nur im engeren Österreich gelöst wäre, und wenn in Ungarn weiter eine nationale Minderheit die übrigen Nationen beherrschte wie bisher. Dazu kommt, daß ja die im Rahmen der Monarchie lebenden Völker etwa mit Ausnahme der Polen, also die Slowaken, die zu den Tschechen gehören, die Ruthenen, die Rumänen und die Kroaten gleichzeitig in beiden Staaten der dualistischen Monarchie leben, und daß der Dualismus also den natürlichen Zusammenschluß der nationalen Elemente verhindert. Es könnte in der Monarchie zu einer wirklichen nationalen Befriedigung nie kommen, solange diese Zerreißung der Völker anhielte, selbst wenn die zu Ungarn gehörigen Nationen dort eine ähnliche Freiheit besäßen, die sie selbst heute schon in Österreich genießen. Der 67er Ausgleich kann nur als ein erster — allerdings ein auf falschen Voraussetzungen beruhender — Versuch zur Lösung des großösterreichischen Problems betrachtet werden. Der dadurch notwendig gewordene kroatische Ausgleich 1868, der die kroatische Autonomie wenigstens rechtlich festlegte, war der zweite Schritt; die durch das kaiserliche Handschreiben vom 4. November 1916 grundsätzlich zugesicherte Autonomie Galiziens wäre der dritte Schritt. Es kann keinen vernünftigen Menschen geben, der sich der Einsicht verschlösse, daß neben einem fast souveränen Ungarn, einem autonomen Kroatien und Galizien die Tschechen, Ruthenen und Rumänen nicht ebenso die Autonomie verlangen müßten, wie es übrigens die Deutschen in Böhmen seit langem tun. Das Fehlerhafte in der bisherigen Methode liegt nur darin, daß die Differenzierung bisher stets angelehnt an die alten ständischen Territorialrechte erfolgte. Da nun die alten „historisch-politischen Individualitäten", die Kronländer, keineswegs nationale Einheiten darstellten, sondern fast durch die Bank selbst wieder na-

Digitized by Google

tional gemischt sind, bedeuten die bisherigen Versuche keine Lösung. Die Elemente des größeren Österreichs, das allein ein europäisches Bedürfnis ist, können aber unmöglich die fossilen Staatsrechte der Feudalzeit, sondern nur die Nationen selbst sein. Also nicht auf dem Wege der Länderautonomie, sondern auf dem der nationalen liegt ein Österreich, wie es Europa braucht und seine Völker ersehnen.

Es ist wohl kein bloßer Autoritätenbeweis, wenn wir uns darauf berufen, daß seit in Österreich über Österreich selbst nachgedacht und öffentlich verhandelt wird, immer und immer wieder Männer der verschiedensten Nationen und Parteien auf diese Idee gekommen sind. Palacky, der „Vater des tschechischen Volkes", hat schon am Kremsierer Reichstag die Umgestaltung der Monarchie zu einem Völkerbund beantragt; der Gedanke, die alten Landesgrenzen und Staatsrechte zum Teufel zu jagen, wurde damals mehr belächelt als bekämpft, und Palacky, der doch so gar kein verstiegener Ideologe war, zog sich verärgert zurück. Aber der Verfassungsentwurf des Kremsierer Parlamentes, die erste und einzige Ausgleichformel, die aus dem einigen Bemühungen aller österreichischen Völker hervorgegangen war, hat doch, wenn auch unter Schonung der alten Kronländer, verfassungsmäßige Einrichtungen zum Schutze der nationalen Autonomie (nationale Kreise, nationale Schiedsgerichte usw.) getroffen. Nach dem Ausgleich von 1867 hat Fischhof wenigstens für Österreich die nationale Autonomie gefordert; wieder wurde er verlacht und von den Nationalisten als Deutschfeind u. dgl. verleumdet, während heute die radikalsten Deutschen in Böhmen sich die Vorschläge Fischhofs angeeignet haben. Vor etwa zehn Jahren tauchte die Idee eines national zerlegten Großösterreich auf rumänischer Seite in den Vorschlägen des Aurel Popovici auf. — Fast gleichzeitig entfaltete der deutsche sozialdemokratische Abgeordnete Renner (Springer) auch in Österreich eine rege Propaganda für die gleiche Idee; während aber Popovici das Problem großzügig anfaßte, auf das große und ganze radikal losging und die Preisgebung der Minorität forderte, vertiefte sich Renner in die schwierige gesetzestechnische Seite des Gegenstandes und bemühte sich ganz besonders die in Österreich im Vordergrunde stehende Frage des Minoritätenschutzes durch das sogenannte Personalsystem zu lösen.

Praktisch bekennen sich zur nationalen Autonomie die Deutschen in Böhmen, die Slowenen, Italiener, Ruthenen, Rumänen und Kroaten; Gegner der nationalen Autonomie sind in erster Linie die Magyaren, die ihren Nationalitäten nie den Charakter von Staats-

Digitized by Google

völkern zubilligen wollten, die Deutschen der Alpenländer, die den Slowenen in Steiermark und den Italienern Tirols die Autonomie nicht gewähren wollen, die Polen, die den Ruthenen die Gleichberechtigung versagen, und die Tschechen, die mit Hilfe des böhmischen Staatsrechtes die Deutschen aufzusaugen hoffen.

Wenn man uns Österreichern vorwirft, daß wir nicht imstande wären, unsere inneren Angelegenheiten selbst zu ordnen, so spricht aus diesem Vorwurf entweder Unwissenheit oder Bosheit, wahrscheinlich beides. England, der lauteste Anwalt dieser Anklage, möge uns nur sagen, wie es denn mit seiner irischen Frage fertig geworden ist, obwohl es sich dort doch nur um die Schaffung eines Ausgleiches zwischen zwei Nationen handelt. Lloyd George mußte sich erst vor wenigen Wochen überzeugen, daß sich den überspannten Ansprüchen des nationalen Radikalismus gegenüber auch die vernünftigsten und gerechtesten Anregungen nicht durchzusetzen vermögen. Und dabei hat England nur ein Ulster, während wir deren soviele haben als wir Nationen besitzen. Gleichwohl sind wir in der gerechten Lösung des so schwierigen Nationalitätenproblems viel weiter fortgeschritten, als die Engländer in ihrer Homerulefrage. Das mußte kürzlich ein unbefangener Engländer in der bekannten Zeitschrift „Nation" selbst zugeben. Das österreichische Problem ist eben kein technisches Experiment, das sich mit der kalten Vernunft bewältigen läßt; hier handelt es sich um lebendige Kräfte, die nicht durch gutes Zureden oder durch obrigkeitliche Verfügungen aus ihrer Bahn zu bringen sind, um Völker, die sich bekanntlich nicht durch Argumente bestimmen lassen, sondern nur durch bittere Erfahrungen, um Interessen, die nur im Kampfe höheren Interessen untergeordnet werden. Da wir in Österreich sehr bescheidene Leute sind und uns ganz besonders stark in der Selbstverkleinerung zeigen, lassen wir es ruhig zu, daß uns Außenstehende schulmeistern, die nicht einmal eine Ahnung von dem Vorhandensein der Probleme haben. . . Es mögen sich aber einmal die Lloyd George, Asquith, Briand usw. nach Österreich bemühen und ihre Staatskunst hier betätigen, während wir einstweilen nach der Aufteilung Großbritanniens schreien wollen. Was wir in Österreich in den fünfzig Jahren zur Lösung des nationalen Problems geleistet, ist nicht genug, aber gewiß auch nicht wenig; der Krieg mit seinen Erfahrungen wird uns hoffentlich weiter helfen und dem ersehnten Ziele näher bringen. Dann wird Europa noch einmal glücklich sein, daß dieses Österreich, das man schon so oft von der Landkarte wegwischen wollte, noch besteht und blüht als ein Vorbild des Völkerfriedens.

Digitized by Google

Die böhmische Frage.

Von Dr. Zdenek Tobolka, Reichsratsabgeordneter.

Die letzte Volkszählung im Jahre 1910 stellte in Österreich-Ungarn 51.4 Millionen fest. — Hievon entfielen auf die Deutschen 23.3%, auf die Magyaren 19.5%, auf die Böhmen[1]) 16.5%, auf die Serbo-Kroaten 10.7%, auf die Polen 9.7%, auf die Ruthenen 7.8%, auf die Rumänen 6.2%, auf die Slowenen 2.7% und auf die Italiener 1.9%. — In der österreichischen Hälfte der habsburgischen Monarchie wurden 28.6 Millionen Seelen gezählt, wovon auf die Deutschen 35.6% entfielen, Böhmen 23%, Polen 17.8%, Ruthenen 12.6%, Slowenen 4.5%, Serbo-Kroaten 2.8%, Italiener 2.7%, Rumänen 1%.

Aus diesen Zahlen ergibt sich die eine Lehre: Die österreichisch-ungarische Monarchie, die im Jahre 1526 durch den freiwilligen Zusammenschluß der drei Staatsganzen, der Länder der böhmischen Krone, der Länder der ungarischen Krone und der altösterreichischen Erblande unter einer gemeinsamen Dynastie entstand, ist ein vielsprachiger Bundesstaat, in dem kein Volksstamm ein zahlenmäßiges Übergewicht hat. — Österreich-Ungarn als Ganzes ist kein Nationalstaat, und ebenso seine beiden Hälften, Österreich und Ungarn.

Diese Belehrung, die die letzte Volkszählung neuerdings darbietet, ist alt. Gleich für die Verhältnisse vor dem Jahre 1848 galt sie schon, und richtig verzeichnete diesen Umstand im Jahre 1840 ein gebildeter Deutscher, Professor der Wiener Universität, Dr. Johann Springer in seinem Lehrbuche: „Statistik des österreichischen Kaiserstaates" (I. 133—146), der sich durch die Ansichten des schlechtunterrichteten Auslandes, das seit den Zeiten Josefs II. Österreich für einen Staat mit deutscher Bevölkerungsmehrheit erklärte, nicht täuschen ließ und im österreichischen Kaisertum einen Staat mit vielen Nationalitäten erblickte, von denen nur die Slawen in ihrer Gesamtzahl die Mehrheit hatten. Auf dieser statistisch festgestellten Tatsache bauten die Böhmen seit dem ersten Dämmerschein in der neueren Zeit ihr politisches Programm auf. Ein Programm für vielsprachige Bundesstaaten, die sich von allen andern Staaten mit nur einer Nationalität unterscheiden. Der Verfasser dieses neuzeitlichen böhmischen Programmes war der große Geschichtsschreiber des böhmischen Volkes und böhmische politische Theoretiker Franz Palacky (1798—1876).

[1]) Der Herr Verfasser gebraucht in Vertretung seines Standpunktes durchgängig den Ausdruck „böhmisch" für „tschechisch"; die deutschen Parteien dagegen legen Wert auf die Unterscheidung zwischen böhmisch (Landeszugehörigkeit) und tschechisch (Volkszugehörigkeit). D. R.

Digitized by Google

Der Grundgedanke der politischen Theorie Palackys wurde von ihm klar und bemerkenswert für die Böhmen, für die Österreicher und für die auswärtigen Deutschen in seiner Schrift ausgedrückt „Eine Stimme über Österreichs Anschluß an Deutschland," einer Zuschrift, die Palacky am 11. April 1848 an den Fünfziger-Ausschuß zu Händen des Präsidenten Soiron in Frankfurt a. M. gerichtet hat. Auf Anregung seiner Freunde unter den deutschen Historikern, die im Ausschusse arbeiteten, befand sich Palacky unter jenen wenigen Österreichern, die zur Mitarbeit an dem Ausschußplan eingeladen worden waren. Er lehnte diese Teilnahme ab. Er lehnte sie vor allem ab als nationalgesinnter Böhme, der die Macht und Stärke in den politischen Geschehnissen der neuesten Zeit richtig voraussah. Er hegte die Furcht, daß die großdeutschen Frankfurter Pläne die nichtdeutschen Völker, insbesondere sein böhmisches Volk in seiner nationalen Selbständigkeit bedrohen werden. Er lehnte seine Teilnahme vorerst aus dem Grunde ab, weil für die Mitwirkung der Abgeordneten der böhmischen Krone an dem Aufbau eines großen deutschen Reiches keine historisch-rechtliche Grundlage vorlag, da „die ganze bisherige Verbindung Böhmens mit Deutschland als ein Verhältnis, nicht von Volk zu Volk, sondern nur von Herrscher zu Herrscher, aufgefaßt und angesehen werden muß", er tat es aber hauptsächlich als Bekenner naturrechtlicher Anschauungen; als Verfechter des gleichen Rechtes aller Völker Österreichs in der Befürchtung, es könnten in einem großen deutschen Reiche, bei dessen Entstehen als Bundesstaat Österreichs souveräne Stellung aufhören mußte, den österreichischen Völkern Bürgschaften der Entwicklung nicht gegeben werden.

Palacky als Liberaler und als „ein Slawe an Leib und Seele" haßte das damalige absolutistische Rußland mit dessen auf eine Universal-Monarchie gerichteten Tendenzen und mit dessen Bestrebungen, sich insbesondere nach dem Süden zu erweitern und die kleinen Volksstämme an der unteren Donau und auf der Balkanhalbinsel zu bedrohen, trat für ein austroslawisches Programm ein und für die unverletzte Souveränität der österreichischen Monarchie. In deren Erhaltung, Wahrung und Behauptung erblickte er die besten Garantien der Fortdauer und Fortentwicklung der böhmischen Nationalität. Er widersetzte sich, gleichwie dies später Bismarck tat, der staatsrechtlichen Verbindung Österreichs mit Deutschland und gab nur eine völkerrechtliche Annäherung zu.

In dem angeführten offenen Schreiben nach Frankfurt a. M. aus dem Jahre 1848 bekundete und betonte Palacky als Apostel des Grund-

Digitized by Google

saßes von den Naturrechten der Völker zum erstenmale vor der ganzen Welt seinen Glauben an die Notwendigkeit der Existenz eines national gerechten, unabhängigen und modernen Österreichs, eines Staates: „dessen Erhaltung, Integrität und Kräftigung eine hohe und wichtige Angelegenheit nicht meines Volkes allein, sondern ganz Europas, ja der Humanität und Zivilisation selbst ist und sein muß". In diesem Aktenstück befinden sich Palackys oft zitierte Worte: „Wahrlich, existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen."

Schon damals suchte Palacky, unter dem Einfluß der Lehre Hegels, daß jeder historische Staat seine eigene Idee haben müsse, wolle er nicht untergehen, nach einer neuzeitigen Idee des österreichischen Staates. Er wollte durchaus nicht, daß Österreich als ein Staat mehrerer Nationalitäten, deren keine die ziffermäßige Mehrheit besitzt, ein deutscher oder slawischer Staat werde. Vielmehr wünschte er, es solle ein allen Völkern gegenüber gleich gerechter Staat sein. Und so erklärte er die volle nationale Gleichberechtigung als die Idee des österreichischen Staates. Er erblickte in Österreich einen Bund gleichberechtigter Völker, von denen keines für sich existieren könnte.

Im Verfassungausschusse des ersten österreichischen Reichstages stellte er zwei Anträge, die wegen des darin stark empfundenen Landespatriotismus nicht zur Annahme gelangten, die jedoch an Gewicht und Interesse weder damals verloren haben noch jetzt verlieren. Palacky wünschte Österreich zu einem föderalistischen Staate umgestaltet, wie er es benannte, oder wie zu sagen richtiger wäre: er wollte den einheitlichen Staat dezentralisieren und mit einer bedeutenden Landesautonomie einrichten. An die Erhaltung der historisch-politischen Individualitäten, wie sie bis zum Jahre 1848 bestanden, glaubte Palacky nicht. Palackys Föderation wuchs aus böhmischem Boden hervor. Zunächst war es eine Föderation nach großen Gebieten und territorialen Gruppen, nach der Majorität dieser oder jener Nationalität, dann schon eine völlige Föderation ethnographischer Gruppen. Hatte er anfangs vom Gesichtspunkte einer zweiteiligen Monarchie für Cisleithanien allein fünf nationale Gruppen vorgeschlagen, so schlug er später, unter dem Einflusse der Siege der kaiserlichen Truppen über die ungarische Revolution des Jahres 1848, acht nationale Gruppen für das ganze Kaiserreich vor.

In beiden Fällen sollten jedoch die vorgeschlagenen Gruppen autonom sein. Sie sollten ihren Landtag und ihre Landesregierung haben. Die Landtage wären durch die Bürger zu wählen, in den Reichstag

Digitized by Google

sollten die Landtage im Verhältnisse der Bevölkerungszahl der einzelnen Gruppen ihre Abgeordneten entsenden. Österreich sollte nach Palacky eine parlamentarische unteilbare Monarchie mit dem Kaiser an der Spitze sein.

In beiden Vorschlägen erklärte Palacky gleichmäßig als Reichsangelegenheiten jene, die für die Erhaltung der Staatseinheit nach innen und der Staatsmacht nach außen unerläßlich sind und die von den Ländern selbst zur Vermittlung und Abhilfe überwiesen werden. Die Landesregierung sollte Angelegenheiten umfassen, die ausschließlich das Land tangieren, oder jene, die in einem jeden Lande nach dessen Charakter selbständig eingeleitet oder eigenartig ohne Schaden für die Reichseinheit gestaltet werden könnten.

Die von Palacky entworfene „nationale Autonomie" war nur durch die Reichsverfassung und durch die Grundrechte beschränkt. Die Exekutivgewalt sollte immer und in ungeteiltem Maße im Namen des Kaisers geübt werden. Es sollte Reichs- und Landes- oder Nationalminister geben; auch diese sollten dem Reichsrate verantwortlich sein.

Nach Auflösung des Kremsierer Reichstages und nach Erlassung der oktroyierten Verfassung im März 1849 gab Palacky die Hoffnung auf Realisierung seines österreichischen Programms nicht auf.

Als nach der absolutistischen Aera der Jahre 1850 bis 1860 in Österreich die Konstitution erneuert worden war, befaßte sich Palacky abermals, unter geänderten Verhältnissen, mit dem österreichischen Problem und kehrte wiederum und neuerdings zu den Ansichten zurück, von denen er in den Jahren 1848 und 1849 ausgegangen war. Er tat dies in einer böhmisch im Jahre 1865 abgefaßten politischen Studie („Idea státu rakouského"), die später in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Österreichs Staatsidee" erschien. Palackys Idee des österreichischen Staates nimmt, gleichwie dessen frühere politischen Studien aus den Jahren 1848 und 1849 von der richtigen Erkenntnis ihren Ausgang, daß die Stärke der Monarchie durch eine befriedigende Regelung des Verhältnisses der Bedürfnisse des zentralen Staates zu jenen dessen einzelner Völker gesichert werden kann. Er war sich dessen bewußt, daß die neuen Verhältnisse Ergänzungen und Verbesserungen seiner früheren Ideen erheischen. Wie er in den Jahren 1848 und 1849 gewünscht hatte, daß Österreich seine der modernen Zeit entsprechende Idee habe, so erklärte er nun die wahre Durchführung der nationalen Gleichberechtigung für eine dem vielsprachigen Österreich konvenierende Idee.

Palacky verwahrte sich gegen den österreichischen Zentralismus, der die Herrschaft nur einer Nationalität, der deutschen, zusprach und der

Digitized by Google

also für die Aufgabe Österreichs erklärte, die Macht und Kultur des Deutschtums nach Osten auszubreiten, und gleichermaßen warnte er vor der Einführung des damals erwarteten Dualismus, wie er gleich im Jahre 1848 die darauf abzielenden Absichten befürchtete. Der Dualismus bedeutete ihm eine Teilung zwischen den Deutschen und Magyaren in die Herrschaft über die übrigen Volksstämme.

Wie in den Jahren 1848 und 1849, so setzte sich Palacky auch im Jahre 1865 für einen besonderen österreichischen Patriotismus ein, für einen Föderalismus, „der sowohl vom schweizerischen als dem deutschen und nordamerikanischen verschieden ist". „Das wichtigste Merkmal jedoch und Verdienst des Föderalismus ist, daß er allein befähigt ist, dem Grundsatze „gleiches Recht für Alle" vollständige Geltung zu verschaffen, einem Grundsatze, der nicht nur die edelste Frucht der geeinigten modernen und christlichen Kultur ist, sondern sich auch siegreich bei allen gebildeten Nationen den Weg in die Zukunft bahnt." Im Jahre 1865 betrachtete Palacky, gleichwie in früheren Zeiten, das nationale Naturrecht als Ausgangspunkt seiner Vorschläge.

Palacky verhehlte nicht, daß die Durchführung der nationalen Gleichberechtigung in Österreich durch das Oktoberdiplom erschwert worden ist, er ging jedoch anderseits nicht so weit, um es ganz zu verwerfen. Er schätzte dessen föderalistischen Sinn hoch ein und fand darin eine größere Dosis Föderalismus als darin tatsächlich war.

Das war die wichtigste Theorie, die Palacky zeit seines Lebens aufgestellt und die er dem böhmischen Volke zur Diskussion gestellt hatte. Dieses akzeptierte seine Anschauung einmütig. Während der konstitutionellen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 ließ es der einflußreichste und begabteste böhmische Journalist, Karl Havlicek nicht an Eifer fehlen, um die damaligen Anschauungen Palackys über Österreich im böhmischen Volke zu verbreiten. In den sechziger Jahren wurde die Idee des österreichischen Staates, wie sie Palacky ausgesprochen, nicht bloß von allen böhmischen Blättern, sondern auch von den böhmischen Politikern und Volksabgeordneten ausnahmslos als Programm aufgenommen. Dr. F. L. Rieger, deren sichtbares Haupt und Führer, Palackys Schwiegersohn, erwarb sich durch die Propagierung dieser Ideen in Vorträgen kein geringes Verdienst.

In seiner politischen Theorie legte Palacky bis an sein Lebensende großen Nachdruck auf seine slawische Gesinnung, für die er noch in der Zeit seiner Preßburger Studien gewonnen worden war. Er gehörte niemals zu den Anhängern des russischen Panslawismus. Er verwarf Rußlands Bestrebungen und Versuche nach Vereinigung der slawischen Völker in Schrift, Sprache und Orthodoxie. Palacky wollte

Digitized by Google

als Böhme und Slawe in dem national gerechten und dezentralisierten Staatsorganismus Österreichs leben.

Wurde diese Idee des österreichischen Staates, wie es die Böhmen jederzeit wünschten, den Verfassungsgesetzen Österreichs einverleibt?

Die Antwort auf die Frage lautet nicht bejahend. Alle bisherige Verfassungsgesetzgebung der Habsburger-Monarchie schlug nicht den Weg der Dezentralisierung, sondern den der Zentralisierung ein, löste nicht das Verhältnis aller ihrer Nationalitäten zum Staate, sondern nur das der magyarischen und der deutschen Nation. Der föderalistische Sinn des Februarpatentes wurde durch die Schmerlingsche Verfassung im zentralistischen und dualistischen Sinne verletzt, der Dualismus teilte im Jahre 1867, wie Palacky befürchtete, die Herrschaft in der Monarchie unter zwei Nationalitäten auf, auf der einen Seite gab er sie den Magyaren, auf der andern den Deutschen, Versuche bezüglich eines staatsrechtlichen Ausgleiches mit den Polen und Böhmen in den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts scheiterten und zerschlugen sich, durch die Einführung von direkten Wahlen in den Reichsrat im Jahre 1873 wurde das Abgeordnetenhaus des Reichsrates von den Landtagen völlig unabhängig und die letzten Spuren der föderalistischen Gestaltung des österreichischen Bundesstaates, wie sie Schmerling selbst noch belassen hatte, schwanden dahin.

Schon seit einem halben Jahrhunderte bestehen im wesentlichen ständig die gleichen Verfassungsverhältnisse in der Habsburger-Monarchie. Wenn sich die nichtmagyarischen und nichtdeutschen Nationalitäten gleich im Jahre 1867 mit dieser Lösung nicht versöhnen konnten, haben sie auch nach einem halben Jahrhunderte keinen Grund, sich damit zu versöhnen, wo sie unleugbare Forschritte auf kulturellem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiete machten und an Tüchtigkeit im Staate dem deutschen Volke gleichtaten. Umsomehr verlangen sie, daß die über ein halbes Jahrhundert bestehenden und der modernen Zeit nicht entsprechenden Verfassungsverhältnisse revidiert werden und endlich das Verhältnis des Staates zu allen seinen Nationalitäten befriedigend im Sinne der Idee des österreichischen Staates, wie sie Palacky aussprach, eingerichtet werde.

Die böhmische Frage ist nicht nur Frage der Sprachen und einer zweckmäßigen, den Nationalitäten gegenüber gerechten Reform der öffentlichen Verwaltung; die böhmische Frage, wie die österreichische Frage überhaupt, ist mehr, sie ist die Frage einer durchgreifenden Revision der bestehenden Verfassungsverhältnisse. Solange die russische Revolution nicht ausgebrochen war und solange sich ihr Einfluß auf die Rußland benachbarten Staaten, besonders auf Preußen nicht zeigte,

Digitized by Google

solange war es Staatsmännern, die die Zeichen der Zeit nicht beachteten, möglich, zu denken, daß sich die böhmische Frage im Geiste der längstverstrichenen Zeit vor dem Kriege durch eine Regelung des Sprachengebrauches und durch eine teilweise Reform der öffentlichen Verwaltung lösen lasse; sobald jedoch die russische Revolution ausgebrochen, sobald einmal der dadurch geschaffene Stand der Dinge von den Zentralmächten anerkannt wurde und sobald in Preußen feierlich sogar vom allerhöchsten Organe des Staates Änderungen der Verfassung verheißen wurden, sobald die Frage der Sonderstellung Galiziens in das Stadium konkreter Verhandlungen rückte, zu verwirklichen, was vom verewigten Herrscher der Habsburg-Monarchie im November 1916 zugesagt worden war, und damit das Problem der Länder zum Staatsganzen brennend und spruchreif wurde, dann muß auch die böhmische Frage, wie überhaupt die österreichische Frage und zwar nicht nur im Interesse des böhmischen Volkes, sondern auch im Interesse der habsburgischen Dynastie, des ganzen Bundesstaates und aller seiner nichtdeutschen Volksstämme auf einer weitaus breiteren und tieferen Grundlage gelöst werden.

Die Prinzipien des Sprachen- und Nationalitätenrechtes, wie sie im Art. 19 der Staatsgrundgesetze des Jahres 1867 ohne jedweden Einfluß oder Anteil von seiten der sich dem Reichsrat gegenüber politisch passiv verhaltenden Böhmen formuliert wurden, müssen dem ganzen böhmischen Volke gegenüber zur Geltung gelangen. Es ist fernerhin nicht möglich, daß trotz der verbindlichen positiven Rechtsnorm des Art. 19 den Böhmen bei den Behörden und Gerichten nicht all das in vollem Maße zugeteilt werde, was ihnen nach dem Rechte gebührt. Die Böhmen gingen niemals so weit, daß sie nicht zugegeben hätten, daß außerhalb ihrer historischen Grenzen im Interesse der einheitlichen Lösung bestimmter Angelegenheiten eine andere Sprache Geltung habe, als ihre Muttersprache, sie können es aber nicht begreifen, daß dort, wo die Einheit des Reiches darunter nicht litte, bei den staatlichen Behörden und Gerichten, nicht all das gewährt wird, was ihnen nach der verbindlichen positiven Rechtsnorm zusteht.

Und doch ließe sich durch die Lösung des Sprachen- und Nationalitätenrechtes im Sinne der Gerechtigkeit und des gleichen Rechtes allen Volksstämmen gegenüber ein fester Grundstein für die ruhige Entwicklung und Machtenfaltung der Habsburger-Monarchie legen. Dieses böhmische Interesse muß auch das Interesse der Dynastie und der ehrlich denkenden österreichischen Deutschen sein. Es kann unmöglich im Interesse dieser letzteren sein, daß sich das vielsprachige Österreich mit dem national einheitlichen Deutschland in einen Wettlauf im deut-

Digitized by Google

schen Nationalismus einlasse. In einem solchen Wettrennen könnte Österreich es Deutschland niemals gleichtun, müßte immer zurückbleiben. Das wußte schon Bismarck und bekämpfte die Bestrebungen, aus der Habsburger-Monarchie eine deutsche Großmacht zu machen. Und haben die Nachkommen Bismarcks ein Interesse daran, daß Österreich deutsch werde, was übrigens bei der heutigen Reife der nichtdeutschen Volksstämme in Österreich gar nicht durchführbar ist, und neben Deutschland ein deutschnational konkurrierender Staat sei?

Zum dringenderen Problem eines neuen Österreich wurde jedoch heute die Verfassungsfrage. Die Böhmen leugneten niemals, daß das Reich als ganzes gewisser Bande bedarf, die seine Einheit gewährleisten, sie bestritten und bestreiten es nicht, daß es gewisse Fragen gibt, die sich gemeinschaftlich erledigen lassen, und hinwiederum eine ganze Reihe anderer Fragen gibt, die insbesonders die Sprache, das Schulwesen, Wissenschaft und Kunst und andere nationale Bedürfnisse betreffen, deren Erledigung man dem Volke selbst überlassen muß, sie können es aber nicht verstehen — keine böhmische politische Partei ausgenommen — weshalb Österreich so stark zentralistisch organisiert sein soll. Wenn das Deutsche Reich, das im Vergleiche zu Österreich national beinahe aus einem Gusse ist, weniger zentralistisch eingerichtet ist als die cisleithanische Hälfte der habsburgischen Monarchie, warum soll Österreich, das ein von neun Volksstämmen bewohnter Bundesstaat ist, von denen kein einziger die Hälfte der gesamten Bevölkerung ausmacht, stärker zentralisiert sein, als jenes? Schon der Deutsche A. Schäffle, ein Mitglied des Kabinets Hohenwart, machte richtig auf diesen Widersinn aufmerksam und arbeitete als aktiver Minister an der Dezentralisierung Österreichs und einer Revision der Dezemberverfassung. — Eine gründliche Revision der Verfassungsverhältnisse im Sinne der Gleichberechtigung bedeutet einen Schritt zum Weltfrieden.

Wenn unlängst von einem einflußreichen reichsdeutschen sozialdemokratischen Tagblatte geschrieben wurde, daß die Demokratisierung Deutschlands ein großer Schritt zur Beschleunigung des Friedens sei, da sie dem Vierverbande einen der Gründe zur Fortsetzung des Krieges nimmt, so kann man ebenso und mit vollem Rechte von der Habsburger-Monarchie sagen, daß die Revision ihrer Verfassung im Sinne einer Gewährung der längstgehegten Wünsche der nichtdeutschen und nichtmagyarischen Nationalitäten ein mächtiger Grund zur Herbeiführung des Friedens ist, da eine befriedigende Ausgestaltung der Verhältnisse der Nationalitäten zum Staate den Feinden der Monarchie einen weiteren Punkt aus ihrem Kriegszielprogramm streicht.

Prag, 9. April 1917.

Digitized by Google

Das österreichische Problem.

Von Carl M. Danzer in Wien.

Indem ich das Wort „Problem" an den Schluß stelle, gebe ich zu, daß die Dinge bei uns nicht in jeder Beziehung klar und einfach liegen und daß Mißverständnisse leicht unterlaufen können. Unser Österreich verführt zu vielerlei Irrmeinungen. Ich will aber zusammenfassend feststellen, daß das „Problematische" unserer Staatsidee keineswegs unsere Existenz betrifft, sondern ausschließlich die mangelhafte Formulierung unserer Existenzbedingungen. Österreich selbst, als Staat, ist keineswegs problematisch, sondern eine Notwendigkeit, geboren aus unwandelbaren geographischen, wirtschaftlichen und völkischen Bedingungen, bewährt im Laufe einer wechselvollen, über tausendjährigen Geschichte, neu bewährt in dem Riesenkampfe von heute. Es kann nicht Zufall sein, daß sich in annähernd demselben Umfange immer wieder ein Zusammenschluß dieser Gebiete ergab. Erst der Zusammenschluß dieser Gebiete sicherte uns jenes Maß von Autarkie, das nach Kjellén das unentbehrliche Kennzeichen einer Großmacht ist. In einer allerdings höchst wichtigen Beziehung unterscheidet sich aber Österreich wesentlich von den meisten anderen Großmächten: durch seine nationale Buntheit. Wir zählen in Österreich bei fast 30 Millionen Einwohnern acht Völker, Folkloristen würden zwölf bis fünfzehn Völker unterscheiden. In jeder Beziehung, kulturell, wirtschaftlich und zahlenmäßig stehen die Deutschen an der Spitze, dennoch zählen sie mit noch nicht 10 Millionen weniger als ein Dritteil. Es folgen die Tschechen mit $6^1/_2$ Millionen, sodaß sie beinahe ein Viertel unserer Bevölkerung ausmachen. Wir zählen dann weiter 5 Millionen Polen, $3^1/_2$ Millionen Ruthenen oder besser Ukrainer, $1^1/_4$ Millionen Slowenen, fast 800 000 Kroaten und Serben, beinahe ebenso viele Italiener und Ladiner und 275 000 Rumänen.

Es gehört zu den landläufigen Auffassungen, daß diese nationale Buntheit ein Schwächemoment darstellt. Dies ist aber nur bedingt richtig. Selbstverständlich ist die Regierung eines solchen Staates wesentlich schwieriger als dort, wo Nation und Staat sich decken. Auch das Leben des einzelnen wie jedes Volkes ist hier mitunter von Konflikten bedroht, die in national einheitlichen Staaten unbekannt sind. Dies alles sind Verhältnisse, die nicht zu ändern sind. Diese Schwierigkeiten haben aber auch eine Kehrseite: hier leben verschiedene Völker nebeneinander, jedes ist zu schwach, um die anderen zu überwältigen, jedes zu stark und zu ausgeprägt, um sich aufzehren zu lassen. Aus diesem Nebeneinander ergibt sich nun die Notwendigkeit, sich zu

Digitized by Google

verständigen, Gegensätze auszugleichen. Hier herrscht nicht das einfache, aber primitive Prinzip der Majorität, sondern das Prinzip des Konsenses, der reifen Güte. Man lasse sich nicht durch äußere Erscheinungen, die das Gegenteil bekunden könnten, täuschen. Natürlich hört man bei uns allerorten (vor allem in friedlichen Zeiten) den lauten nationalen Hader. Was aber dazwischen und dahinter an friedlichem Ausgleich geschieht, das hört man nicht. In der österreichischen Verwaltungs- und Regierungspraxis hat sich eine anderorts ganz unbekannte, weil dort überflüssige, Technik der versöhnenden Übergänge ausgebildet, die von vorbildlicher Wichtigkeit sein wird, wenn wir aus der Aera nationaler Großmächte in eine Aera übernationaler „synthetischer Monumentalstaaten" fortschreiten sollten.

Ich möchte an diesem Punkte von der Stellung der Deutschen in Österreich sprechen: Die Deutschen in Österreich sind die berufenen Träger des Staatsgedankens. Sie haben in diesem Kriege neuerlich bewiesen, daß die Treue kein leerer Wahn ist; die deutschen Regimenter sind unsere Garde. Unsere Tiroler Kaiserjäger, unsere harten Erzgebirgler, die prächtigen Steirer, die vielbesungenen Wiener Deutschmeister: sie haben im Kampfe gegen Rußland wie gegen Serbien und gegen Italien Waffentaten vollbracht, die hinter denen der besten Truppen der Welt, ich meine die glorreichen Truppen Deutschlands, gewiß nicht zurückstehen. Sie verdienten den Ehrentitel der „Leibwache des Kaisers". Ich setze diese Schilderung nicht mit einem „aber" fort: ich begnüge mich auch nicht mit der Forderung, daß der nationale Besitzstand der Deutschen in Österreich gesichert bleiben muß. Ich sage vielmehr: diesen großen Leistungen unserer Deutschen im Kriege stehen gleich große und wichtige Pflichten auch im Frieden zur Seite. Die Deutschen in Österreich haben die weltgeschichtliche Aufgabe, die westliche Orientierung der österreichisch-ungarischen Monarchie zu sichern. Das Ausscheiden der Deutschen aus Österreich und ihre Angliederung an das große deutsche Mutterland bedeutete gleichzeitig eine östliche Orientierung der Donaumonarchie, einen Zustand, der sowohl von unserem, wie vom deutschen Standpunkte von den unheilvollsten Folgen wäre. Die eben gekennzeichnete Aufgabe der Deutschen in Österreich ist nun leider nicht in jener einfachen Form zu lösen, wie sie sich manche wohl vorstellen mögen: nämlich durch ein Deutschmachen Österreichs oder durch eine „stramme Vorherrschaft". Ein solches Ziel mag seine Reize haben: nur ist es nicht zu verwirklichen. Wenigstens nicht mit den im 20. Jahrhundert anwendbaren Mitteln. Ich erinnere an die $3^1/_2$ Millionen Polen in Preußen, die noch immer ein nicht restlos gelöstes Problem bedeuten. Und diese

Digitized by Google

Polen stellen doch nur einen mit freiem Auge kaum sichtbaren fremden Volkssplitter im Riesenbaue des einheitlichen deutschen Nationalstaates dar! Wie sollte da bei uns eine Minderheit von noch nicht 10 Millionen Deutschen gegen eine Mehrheit von 20 Millionen Nicht-Deutscher aufkommen! (Wenn ich auch den ungarischen Staat und die bosnischen Reichslande dazu zähle, so stehen 12 Millionen Deutsche gegen 43 Millionen Nicht-Deutsche.) Die heute wieder oft zitierte „josephinische Staatsidee" ist nicht bloß schön, sondern auch erhaben. Zu verwirklichen ist aber ausschließlich eine friedliche Organisation der Völker auf Grundlage der in unseren Staatsgrundgesetzen jedem einzelnen Volke gewährleisteten vollen kulturellen Freiheit und Entwicklungsmöglichkeit. Diese Forderung braucht die Deutschen in Österreich nicht zu benachteiligen. Im Gegenteil: in einem befriedeten Österreich kann sich die tatsächliche kulturelle und wirtschaftliche Überlegenheit der Deutschen umso hemmungsloser auswirken.

In diesem Sinne zeigt sich auch die durch Bismarck hellseherisch durchgeführte Arbeitsteilung zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich. Ich möchte hier einige treffliche Sätze wiedergeben, mit denen Dr. Grabowsky in seiner Zeitschrift „Das neue Deutschland" kürzlich dieses Verhältnis gezeichnet hat:

„. . . Die Verfassung vom 26. Febr. 1861 löste das Oktoberdiplom ab, das ein knappes halbes Jahr vorher erlassen war. Diese Verfassung war auf dem zentralistischen Prinzip und auf dem deutschen Element begründet. Hätte Franz Josef diese Politik nach dem Kriege mit Preußen weitergeführt, so wäre er aus der ewigen Revanche für Königgrätz nicht herausgekommen. In der Tat stand die Revanche von 1867 bis 1870 über allen anderen Gedanken. Dann aber sagte sich Österreich entschlossen davon los und begann nun, statt deutscher Politik österreichische Politik zu treiben, begann einzusehen, daß in Österreich zwar das Deutschtum von altersher besonderes Gewicht habe, daß aber auch die anderen, inzwischen kulturell gewachsenen Nationalitäten voll berücksichtigt werden müßten, sollte überhaupt ein Österreich Daseinsberechtigung haben. Damit aber wurde das Bündnis zwischen der Habsburgermonarchie und dem Deutschen Reiche möglich. Solange Österreich immer noch als deutscher Konkurrent gegen Preußen auftrat, war das ruhige Nebeneinanderexistieren der beiden ausgeschlossen. Erst in dem Augenblick, da Österreich sich als eigenartiger Komplex verschiedener Nationalitäten, als Nationalitätenstaat, erkannt, der germanische und slawische Bestandteile eng vereinte, hatte es seine besondere, von der preußischen unterschiedene Mission . . ."

Ich freue mich, einen Berliner Schriftsteller als Zeugen für die hier vertretene Auffassung anführen zu können. Die Mission der österreichisch-ungarischen Monarchie ist es, die im Herzen Europas durcheinandergewürfelten kleineren Völker und Bruchteile der größeren Völker zusammenzufassen, in ihrer Eigenart zu schützen und zu ent-

Digitized by Google

wickeln und sie in ihrer Gesamtheit der mitteleuropäischen Kultur dienstbar zu machen. Diese Mission hat Österreich-Ungarn im Weltkriege offenkundig glänzend gelöst und wird sie auch in Hinkunft umso besser und auch für das Deutsche Reich umso wertvoller erfüllen, je stärker es ist. Und ich erblicke gerade hierin den sozusagen mathematischen Beweis für die Gesundheit unseres Bündnisses, daß die Stärkung jedes Teiles auch für den anderen Teil eine Stärkung bedeutet. Wenn ich hier Österreich als „den" übernationalen Staat gezeichnet und eine paritätische Nationalitätenpolitik entwickelt habe, so verstehe ich damit keine „Theorie", keine „Forderung", sondern biete einfach eine Erkenntnis mit zwingenden praktischen politischen Folgerungen. Diese Wahrheit ist so mächtig und wirksam, daß es auf die Anschauungen der jeweiligen zufälligen Regierung nur wenig ankommt. Ich erinnere z. B. an Metternich, an die erste Hälfte des vorigen Jahrhundert. Es ist dem großen Diplomaten und schlechten Politiker sicherlich nichts ferner gelegen, als die „Völker" national zu pflegen. Die „Völker" waren allzusamt damals mundtot und ohnmächtig. Und dennoch datiert die Aufwärtsentwicklung der slawischen Nationalitäten Österreichs aus jener Aera. Diese Entwicklung ist das natürliche Ergebnis des damals in ganz Europa einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwunges, und sie setzte sich durch, ungeachtet der Anschauungen oder Absichten der damaligen Regierung. Es liegt im Wesen unserer Monarchie, daß hier die Völker gedeihen, ohne Ausnahme und unabhängig von jedwedem „Kurs". Ich möchte jedem, der sich mit unseren inneren Fragen befaßt, dringlich raten, sich diese ernste, naturgemäße Auffassung des politischen Lebens zu eigen zu machen. Es ist selbstverständlich wesentlich leichter und unvergleichlich dankbarer, einzelne Personen für unerwünschte Erscheinungen verantwortlich zu machen, und es ist ja so billig, etwa zu dozieren, die „Aera Taaffe" habe gewisse Völker in Österreich „künstlich hochgezüchtet", „übermütig gemacht" .... Ich will mich damit keineswegs zum Anwalt des Grafen Taaffe aufwerfen. Im Gegenteil, ich behaupte, man überschätzt ihn, man überschätzt überhaupt die Möglichkeiten eines österreichischen Staatsmannes, wenn man — angesichts der verwirrenden Vielheit der wirkenden Ursachen — dem oder jenem Schuld oder Verdienst in so weitgehendem Maße ankreidet! Wie erscheinen unter den jetzt entwickelten Gesichtspunkten die Forderungen unserer Gegner bezüglich Österreichs? Die Entente fordert, von Wilson neuerlich bestärkt, durch Miljukow abermals bestätigt: „.... die Befreiung der Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken von der Fremdherrschaft." Die „Fremdherr-

Digitized by Google

schaft", die da zu vernichten ist, heißt natürlich „Österreich". Wir leben bekanntlich in einem Staat mit allgemeinem Wahlrecht, in einem Staate, der wiederholt parlamentarische Regierungen hatte, Regierungen, in denen die unter der „Fremdherrschaft" schmachtenden Slawen und Tschechen stets durch mehrere Minister vertreten sind. Wiederholt haben slawische Minister hier das entscheidende Ressort der Finanzen — durch Jahrzehnte! — verwaltet, haben die auswärtigen Angelegenheiten der Monarchie unter sich gehabt . . . Die „unterdrückten" Italiener durften bei uns beinahe einen nationalen Staat aufrichten, ihre Kinder durch reichsitalienische Lehrer (auf Kosten des österreichischen Staates!) unterrichten, ihre Städte durch reichsitalienische Beamte (aus unseren Steuergeldern!) verwalten lassen.

Aus der Nähe besehen, zeigt sich, daß unsere Monarchie nicht das Land der „Fremdherrschaft", sondern im Gegenteil, das Land des freiesten, allzu freiesten Auslebens jeglicher nationaler Eigenart ist. Unsere Deutschen sind deutscher als die Deutschen im Reiche; immer wieder kehrt in unserer deutsch-nationalen Presse der Vorwurf gegen die Brüder im Reiche wieder, daß man dort national zu kühl fühle! Aber auch unsere Italiener sind italienischer als etwa die national beinahe indifferenten Neapolitaner und Sizilianer. Daß unsere Polen polnischer fühlen, als die seit bald anderthalb Jahrhunderten von den Russen geknebelten Polen, ist selbstverständlich, und ebenso notorisch ist, daß unsere Ukrainer die Führer der ukrainischen Bewegung für die in Rußland noch nicht erwachten Ukrainer sind. Und auch Masaryk kann nicht leugnen, daß die Tschechen den fortgeschrittensten, national aktivsten Volksstamm der slawischen Völkerfamilie darstellen.

Völker, denen es ausnahmslos so ausgezeichnet geht, die in ihrem nationalen Leben eine so tropisch wuchernde Entwicklung erfahren, stehen unter keiner „Fremdherrschaft": sie haben alle Ursache, sich zu beglückwünschen, und würden sich auch vom Morgen bis zum Abend laut beglückwünschen . . . . wenn nicht die Primitivität unseres nationalen Zusammenlebens, die Ungeklärtheit der Formen dieses Zusammenlebens unsere Völker immer wieder verleiteten, ihre Kraft im Kampfe gegen die Mitvölker zu vergeuden (gleichzeitig zu stählen).

Nehmen wir einen Augenblick an, daß das Undenkbare möglich wäre, daß die Entente siegte und nun wirklich Europa nach ihrem Rezepte einrichtete — daß die Entente nun wirklich die „Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken" von der „Fremdherrschaft" erlöst hätte: was würde sie nun mit diesen Kleinvölkern und Volkssplittern anfangen? Da hätten wir dann ein Nebeneinander von Ländern, jedes fünf bis zehn Millionen Seelen zählend — in Ost und

Digitized by Google

West flankiert von Großstaaten und Weltreichen mit achtzig bis vierhundert Millionen Seelen. Kann im Europa des 20. Jahrhunderts neben den staatlichen Kolossen eine Gruppe von Kleinstaaten in wirklicher Unabhängigkeit leben, zum größten Teile ohne Anschluß an das Meer, auf den wirtschaftlichen Verkehr mit Nachbarn angewiesen, ohne Gewicht im Konzert der Weltmächte?

Selbstverständlich nicht! Was immer die Entente mit diesen mitteleuropäischen Kleinstaaten auch plante: es bliebe ihnen nichts übrig, als sich schleunigst aneinanderzuschließen, einen Verband zu suchen, der sie wirtschaftlich leben ließe, der ihnen eine Vertretung ihrer Interessen ermöglichte.... und dieser Verband hieße eben wieder — Österreich.

In diesem Sinne haben wir das Recht, Fatalisten zu sein. Was auch geschehe, der habsburgische Staatsgedanke ist nicht zu vernichten.

Die Kriegsziele und Friedensbedingungen unserer Gegner sind Verblendung, Überhebung, Tollheit. Aber in dieser Tollheit steckt Methode. Und daß diese Methode möglich war, daran sind wir Österreicher — gestehen wirs nur offen! — nicht ganz unschuldig. Ich kehre zum Beginn dieser Ausführungen zurück: Österreichs Dasein ist nicht problematisch. Was aber in Österreich und über Österreich geschwätzt wird, das ist allerdings problematisch.

Wahr ist: daß in dieser bunten österreichischen Monarchie die einzelnen Völker wacker gegeneinander zu schimpfen gewöhnt waren und daß jedes einzelne Volk bei diesen Gelegenheiten zu behaupten pflegte, es werde in seinem Dasein bedroht. Das haben unsere Slawen behauptet, das haben unsere Deutschen behauptet. Da alle dasselbe behaupteten, ergibt sich klar, daß sie alle miteinander Unrecht haben. Die Bevölkerungsstatistik beweist, daß keines der Völker, weder in Österreich noch in Ungarn, ernstlich Schaden gelitten hat. In Steiermark beispielsweise, dem Lande des „Deutschen Leids" meines Freundes Rudolf Hans Bartsch, haben die Deutschen im Laufe der letzten dreißig Jahre um 3.5% zugenommen, die Slowenen um ebensoviel verloren, — das „Deutsche Leid" scheint also gut anzuschlagen. In Böhmen, dem nationalen Hauptgebiet Österreichs, haben sich von 1880 bis 1910 die Deutschen absolut von 2 054 000 auf 2 468 000 Köpfe vermehrt, relativ allerdings um 0,4% verloren. Dieser relative Verlust erklärt sich aber wohl dadurch, daß sich vor dreißig Jahren die in Böhmen lebenden Juden fast ausnahmslos zu den Deutschen bekannten, während sie sich heute vielfach als Tschechen eintragen.

Eine nähere Beschäftigung mit den nationalen Kämpfen in Österreich führt zu der Erkenntnis, daß es bei uns nirgendwo ums Ganze geht, sondern stets nur um Grenzfälle. Diese Grenzfälle — wie der legendäre Nachtwächter von Leitomischl — sollen in ihrer Wichtig-

Digitized by Google

keit keineswegs unterschätzt werden. Wie es auch in der besten Ehe von Zeit zu Zeit Zwistigkeiten untergeordneter Bedeutung gibt, so werden verschiedene Völker niemals völlig ohne Reibung nebeneinander auskommen. Bei diesen Reibungen geht es mächtig laut her und der naive fernstehende Zuschauer glaubt, es handle sich um Sein oder Nichtsein — statt dessen handelt es sich bei uns ausschließlich um Einzelheiten. Denn in der Hauptsache ist das Nationalitätsproblem gelöst, nur die Formen der Lösung sind teilweise noch strittig.

Österreich ist der paritätische Nationalitätenstaat. Und wenn in ihm anstelle des über den Nationen stehenden Grafen Clam-Martinic der leibhaftige K. H. Wolf — um einen österreichischen Alldeutschen zu nennen — als Ministerpräsident wirtschaftete, so würde auch diesem nicht entfernt einfallen, an dem Wesen unserer Regierung etwas zu ändern. Auch K. H. Wolf würde nach wie vor alle Reichsgesetze in neun Sprachen veröffentlichen, würde äußersten Falles dem ruthenischen oder rumänischen Texte das Wörtchen „Übersetzung" vorausschicken, auch K. H. Wolf würde es als selbstverständlich hinnehmen, daß jeder Slowene oder Italiener in seiner Muttersprache bei allen Behörden bis hinauf Recht und Bescheid finde, daß der Staat auch den Tschechen und Polen aus staatlichen Geldern alle Arten von Schulen von unten hinauf bis zur Universität einrichte .... Und was als „deutsche Staatssprache" gefordert wird, bedeutet, genau genommen, nicht viel mehr als die Anerkennung einer bestehenden Übung. Auch heute, wo jeder Abgeordnete das Recht hat, in seiner Muttersprache im Reichsrate zu reden, deuten selbst extrem-radikale Abgeordnete nur durch einige einleitende Worte in tschechischer oder polnischer Sprache dieses Recht an, bedienen sich aber im übrigen auch ohne Zwang der in Österreich von selbst gegebenen, einzig möglichen Vermittlungssprache, der deutschen. Die deutsche Sprache ist auch heute schon die „Staatssprache" und sie wäre es in einem national befriedeten Österreich umso selbstverständlicher.

Dieses Beispiel zeigt aber auch schon, daß sich nicht bloß die Kämpfe der nationalen Parteien, sondern auch die „Richtungen" unserer Regierungen nicht um Hauptsachen, sondern nur um Grenzfälle drehen. Ob jeweils ein „deutscher" Kurs oder ein anderer Kurs befolgt wird, ist selbstverständlich nicht gleichgültig, hat aber nicht entfernt jene Bedeutung, die Außenstehende vermuten. Die Entwicklung der Völker und des Reiches geht nach unabänderlichen Gesetzen vor sich.

Unsere Gegner haben daher das berühmte „Nationalitätsprinzip" als Waffe gegen uns ins Feld geführt, aber diese Waffe zeigt sich als stumpf, oder, richtiger gedeutet: diese Waffe wendet sich gegen unsere Feinde! Ich will nur flüchtig als Beispiel auf die südslawische Frage

Digitized by Google

verweisen. Die Südslawen werden in der österreichisch-ungarischen Monarchie so wenig unterdrückt wie ein anderes Volk. Die französische Literatur hat uns zwar gerade mit Bezug auf unsere Südslawen das Beiwort les oppresseurs gewidmet. Wie aber diese „oppresseurs" wirtschaften, beweist die Entwicklung Bosniens: als wir Bosnien im Jahre 1878 okkupierten, lebten dort 496 485 Serben, die 23% der Bevölkerung ausmachten. Im Jahre 1910, nach dreijähriger „Entserbisierung" zählen die Serben in Bosnien 825 000 Köpfe gleich 42% der Bevölkerung: ein gewiß einzigartiger Erfolg! Charakteristisch ist folgende, aus russischen Quellen zu belegende Tatsache: zwischen 1751 und 1753 wanderten, durch russische Versprechungen verlockt, an die dreißigtausend Serben aus Südungarn aus, um der „Unterdrückung durch die Magyaren" zu entgehen; diesen Auswanderern wurde in Rußland ein besonderes, „Neu-Serbien" benanntes Wohngebiet angewiesen. Heute sind diese, der „Unterdrückung" entflohenen Serben spurlos, unauffindbar im russischen Meere untergegangen, — die im „Joche" zurückgebliebenen Serben aber leben noch heute lustig und guter Dinge in Südungarn, haben ihre eigene Kirche, eigenen Patriarchen, nationale Eigenart, nationale Presse.

In einer Beziehung allerdings haben die Serbokroaten ein Recht zur Klage: zusammen etwa $10^1/_2$ Millionen zählend, ist dieses Volk staatlich grausam zerstückt; weniger als die Hälfte, gegen 5 Millionen, leben in Serbien und Montenegro, 5 600 000 Serbokroaten leben in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Agram mit 80 000 Einwohnern hält Belgrad mit 90 000 Einwohnern die Wage. Die bedeutendsten serbokroatischen Dichter, Maler, Bildhauer, stammen aus den österreichischen oder ungarischen Serbokroaten, die Nationalbühne in Agram ist der Mittelpunkt der dramatischen und musikalischen Bestrebungen der Serbokroaten. Es ist nun vollkommen begreiflich, daß dieses aufstrebende und reich befähigte Volk den Drang zur Vereinigung in sich fühlt. Diese Vereinigung ist in zweifacher Form möglich, in der Form eines Groß-Serbiens gegen die österreichisch-ungarische Monarchie, oder in der Form einer Vereinigung aller Serben unter dem Zepter der Habsburger. Welche der beiden Lösungen von unserem Standpunkte vorzuziehen, ja einzig denkbar ist, brauche ich nicht ausführen: die Monarchie kann die von den Kroaten und Serben besiedelte adriatische Küste unmöglich entbehren. Aber auch vom serbischen Standpunkte aus wäre die Vereinigung im Rahmen unserer Doppel-Monarchie vorzuziehen: denn was bedeutete heute ein „Großserbien", das selbst dann, wenn es alle serbischen Elemente in sich vereinigte, noch immer keine elf Millionen Seelen zählte, keine Industrie besäße, keine natürlichen geographischen Grenzen aufwiese?

Digitized by Google

Aus diesen knappen Überlegungen sollten wir Österreicher eine Folgerung ziehen. Wir sehen, wie die Irrmeinungen des Auslandes über das Wesen unserer Monarchie von gefährlichem Einfluß auf die Beurteilung und Schätzung unserer Kraft gewesen und geblieben sind. Wir dürfen uns gegenüber den törichten Beschuldigungen durch feindliche Agenten nicht mit dem Bewußtsein allein trösten, daß jene lügen, wir aber für uns die Wahrheit haben. Wir müssen vielmehr das Ausland mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln belehren und aufklären, und müssen hierbei auch zugestehen, daß manche Erscheinungen hierzulande den Irrlehren unserer Gegner einen gewissen Schein von Berechtigung geben. Unsere Politiker sprechen so unablässig von „Vergewaltigung", „Entnationalisierung", daß in der Tat auch nicht-böswillige Zuhörer zu der Vorstellung gelangen können, es stehe hier irgendwer in Gefahr. Und auch die Programme mancher reformlustiger Patrioten können bei Fernestehenden die Vermutung wecken, man wolle eine solche „Vergewaltigung" einmal versuchen.

Wir fordern daher auf der einen Seite eine energische Aufklärungstätigkeit im befreundeten wie im neutralen Auslande (und selbst im Inlande täte vielfach ein bißchen Aufklärung gut) — auf der anderen Seite wäre dafür zu sorgen, daß sich der Schein unserer Politik besser mit dem Wesen decke. Wir sind ein paritätischer Nationalitätenstaat, wir müssen auch äußerlich als solcher auftreten. Es ist dies eine Vorbedingung, um uns vor den schweren Nachteilen eines falschen Scheines zu behüten! Der Kampf der Völker untereinander wird niemals gänzlich aufhören: es müssen aber Atempausen eintreten, in denen die Völker sich und anderen zugestehen, daß sie zusammengehören.

Es war der Zweck meines Beitrags, Klarheit und gewisse Grundbedingungen unserer österreichischen Politik zu schaffen. Ich habe kein anderes Mandat hinter mir, als das meines österreichischen Fühlens und Denkens, und das Bewußtsein, mich zwar auf keine „Partei", wohl aber auf die Übereinstimmung mit vielen guten Österreichern zu stützen. Ich habe versucht einige Tatsachen unserer Politik darzustellen, um fernerstehenden Lesern eine selbständige Prüfung jeweils auftauchender aktueller Fragen zu erleichtern. Bismarcks große Tat, das Bündnis zwischen dem Deutschen Reiche und unserer Monarchie, hat sich in der Weißglut dieses Krieges herrlich bewährt. Wir stehen heute, in höchster Lebensnot, als Brüder unerschütterlich zusammen, wir werden auch im Frieden eins bleiben. Auf dem fruchtbaren Boden der vollkommensten Harmonie der Interessen blühen zwischen uns die Treue und die Eintracht. Und sie werden umso üppiger gedeihen, je vorurteilsloser wir uns betrachten, je inniger wir uns verstehen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir gelungen sein sollte, dieses Werk der geistigen Annäherung gefördert zu haben!

Digitized by Google

Staat und Volk in Osteuropa

Von Dietrich Schäfer.

Staat und Volk stehen in unlösbarem Zusammenhange. Daran kann nicht gezweifelt werden, so oft die Geschichte diesen Zusammenhang auch gestört hat. Im 19. Jahrhundert ist es zu einer Art Glaubenssatz geworden, einerseits, daß ein Staat nur auf nationaler Grundlage bestehen könne, andererseits, daß jede Nationalität einen Anspruch darauf habe, zu staatlicher Gestaltung zu gelangen, ein nationaler Staat ein Recht besitze, ja die Pflicht zu üben habe, den Anschluß außerhalb seiner Grenzen wohnender Volksangehöriger nicht nur zu erstreben, sondern zu verlangen. Die geschichtlich gewordenen Verhältnisse haben solcher Auffassung Schranken gesetzt; doch wird an diesen Schranken stark gerüttelt.

Sicher ist, daß alle Staatenbildung ursprünglich vom Volkstum ausging. Aber die natürliche, gleichsam gegebene Entwickelung ist früh durchbrochen worden, bald durch den Herrscherwillen einzelner, bald durch den Machtwillen ganzer Völker. Die vier Weltreiche (quattuor regna mundi), als deren Folge das Mittelalter sich die Weltgeschichte vorstellte, das assyrisch-babylonische, das medisch-persische, das griechische Alexanders des Großen und zuletzt das Römische Reich, das sich durch die Übertragung auf Karl den Großen ins Mittelalter selbst fortsetzte, geben Belege; die drei sind Herrschergründungen, das vierte ist das Werk eines Volkes. Die Cäsaren haben den Machtbereich der Republik nicht erheblich erweitert. Das Germanentum hat dann nationale Staatenbildung im Abendlande wieder zur Geltung gebracht, auch in denjenigen Ländern, in denen es der Sprache nach dem romanischen Wesen erlag. Die mittelalterlichen staatlichen Institutionen sind germanischen Ursprungs, und wenn auch gerade die deutschen Könige als Inhaber der römischen Kaiserwürde Träger und Vertreter eines universalen Staatsgedankens waren, so hat das doch viel zu wenig Bedeutung gewonnen, um die nationale Grundrichtung mittelalterlicher Staatenbildung wesentlich beeinträchtigen zu können. Weit gefährlicher ist ihr der dynastische Zug geworden; doch hat auch er sich, so bedeutungsvoll er in staatliche Entwicklung eingegriffen hat, im Laufe der Jahrhunderte dem Volkstum anpassen müssen.

Die nachrömische Zeit hat im Abendlande Gewaltreiche wie die quattuor regna des Altertums nicht mehr gesehen. Die Herrschergebiete Karls des Großen und Karls V. kann man nicht dazu zählen. Erst an der Schwelle der neuesten Zeit hat Napoleon einen Bau auf-

Digitized by Google

gerichtet, der in mehr als einer Beziehung an Alexander den Großen erinnert; er hat damit dem verstärkt erstandenen nationalen Gedanken nur einen Sporn gegeben. Was aber im Abendlande nicht wieder auflebte, war im Osten in ununterbrochener Geltung geblieben. Die Geschichte Asiens ist eine Geschichte der Gewaltherrschaften; eine folgt der anderen oder tritt neben ihr in die Erscheinung. Das chinesische Reich ist so entstanden; Indiens Geschichte ist von ihnen erfüllt. Die neupersische, die Araber- und Kalifenherrschaft, die der Seldschuken und Osmanen bedrängen und verdrängen eine die andere, neben ihnen, auch nicht ohne harte Kämpfe mit den südlichen Nachbarn, die Mongolen unter Dschingischan und Tamerlan. Und diese Gewaltreiche greifen weit hinüber in Gebiete, die man zu Europa zu rechnen pflegt, die aber heute noch die deutlichen Spuren dieser asiatischen Einbrüche tragen, greifen hinüber in der Form der Araber-, der Mongolen-, der Türkenherrschaft. Wer der Schlacht von Tours und Poitiers 732, jener auf der Wahlstatt bei Liegnitz 1241 und der Belagerungen von Wien 1529 und 1683 gedenkt, ruft die Erinnerung wach an Zeiten ernster Bedrohung abendländischer Selbständigkeit und Kultur durch orientalische Eroberungssucht. Europa ist in Wirklichkeit kleiner, als man es geographisch abzugrenzen pflegt. Die Kreuzzüge sind eine schwache Gegenwirkung gegen die Überschattung durch den Machtwillen asiatischer Herrschernaturen.

Man hat jüngst zwischen Volks- und Obrigkeitsstaat unterschieden. Die Unterscheidung ist nur dem Namen nach neu; besagt sie doch nichts weiter, als was man bisher mit beschränkter und unbeschränkter Regierungsweise zu bezeichnen pflegte. Tiefer greift in die Entstehungsart der Staaten der Unterschied von Volks- und Gewaltstaat ein. Das eigentliche Europa kennt nur Volks-, sein Osten bis ganz vor kurzem nur Gewaltstaaten. Allerdings ist im Westen ein Volksstaat erwachsen, der nach Art des römischen — neben diesem das einzige geschichtliche Beispiel der Art — auf Grund des Volkswillen seine Macht weithin über die verschiedensten Länder und Nationalitäten ausgebreitet hat, der britische. In den überseeischen Kolonisationsbestrebungen abendländischer Völker, die mit dem Zeitalter der Entdeckungen einsetzen, hat er alle Wettbewerber weit hinter sich gelassen. Aber im Westen und in der Mitte des Erdteils selbst gibt es nur Volks-(Nationalitäts-)Staaten, wenn auch einzelne Völkerbrocken — Basken, Kelten, Rhätoromanen (Ladiner, Friauler) — nicht zu staatlicher Gestaltung gelangt sind.

Anders in der östlichen, weitaus größeren Hälfte des Erdteils. Man

Digitized by Google

braucht nur ein gutes halbes Jahrhundert zurückzudenken, um zu erkennen, daß es sich hier um Staaten handelt, die auf Grund des Machtwillens ihrer Herrscher zahlreiche Völkerschaften in sich schließen, um richtige Gewaltstaaten. Ihre Namen genügen, sie zu charakterisieren: Russisches, türkisches Reich, Monarchie der Habsburger, drei Staaten mit einem Areal von mehr als $6^1/_2$ Millionen Quadratkilometern allein auf europäischem Boden, wenn man Griechenland einrechnet, das sich kaum ein Menschenalter früher vom Türkischen Reiche gelöst hatte, von reichlich 6 660 000 Quadratkilometern, auf denen jetzt 217 Millionen Menschen wohnen. Im übrigen Europa gab es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf 3 317 000 Quadratkilometern, also auf weniger als der Hälfte der Bodenfläche, 15 Staaten, wenn man Deutschland und Italien als geeinigt ansieht, was sie damals noch nicht waren, wenn nicht, aber deren 53, in denen, wenn man Basken, Kelten und Rhäto-Romanen mitrechnet, 13 Völker vertreten waren, mit gegenwärtig 242 Millionen Angehörigen. Dagegen zählte von den drei Staaten des Ostens die europäische Türkei deren 6, die habsburgische Monarchie 12, das europäische Rußland 18 bis 20, insgesamt, wenn man zurückrechnet, was sich wiederholt, über 30. Dabei sind die zerstreut, nicht geschlossen wohnenden Völker, wie Juden und Zigeuner, gar nicht berücksichtigt, obgleich erstere nach Millionen zählen und für das Staasleben bedeutungsvoll genug sind. Verfolgt man die türkischen und russischen Herrschaftsgebiete über die europäischen Grenzen hinaus, so mehrt sich noch die Vielheit und Buntheit der Zusammensetzung. Der weitaus größte Teil Asiens kennt ja keine reinlich geschiedenen Volksgrenzen. Es zeigt sich deutlich, daß die Staatenbildung des europäischen Ostens asiatischen Charakter trägt, von asiatischen Einflüssen bestimmt ist.

Der moderne nationale Staatsgedanke hat Geltung gewonnen über den Erdteil hinaus; auf europäischem Boden stößt er aber schon auf Hindernisse, die ebenfalls in asiatischer Entwickelung ihren Grund haben. Die in Frage kommenden Völker sind nicht nur außerordentlich zahlreich, sondern sie wohnen auch bunt durcheinander, haben selten festgeschlossene Grenzen und sind, auch wo sie in größerer Zahl zusammenwohnen, mit fremden Beimischungen stark durchsetzt. Jeder Blick auf eine Völkerkarte lehrt das und läßt den Unterschied vom Westen sofort erkennen. Der Osten beginnt, aus diesem Gesichtspunkte gesehen, schon jenseits der Oder und des Böhmerwaldes.

Die allerjüngste Vergangenheit, ja die unmittelbare Gegenwart haben gezeigt, welche Schwierigkeiten der Staatenbildung auf Grund

Digitized by Google

des Volkstums aus dieser Lage zunächst im Balkangebiet erwachsen. „Der Balkan den Balkanvölkern!" Ja, die Völker des Balkan haben 1912/13 erfahren, daß sie von sich aus nicht imstande sind, ihn aufzuteilen, ohne sich leidenschaftlich zu bekämpfen. Über die Verbreitung des eigenen Volkstums ergehen sich alle Beteiligten in Behauptungen, die auf schärfsten Widerspruch stoßen, und tatsächlich ist die Entscheidung Sache der Auffassung und der zur Verfügung stehenden Einflußmöglichkeiten bei den Erhebungen. Keine Entscheidung, welche auch immer, würde verhüten können, daß Minderheiten in fremde Staatswesen hineingezwungen und dort aufgesogen werden müßten. Wir erwarten, daß der gegenwärtige Krieg die Dinge endgültig regelt. Sicher werden ein türkischer, ein bulgarischer, ein griechischer Staat teilhaben an der Halbinsel, trotz allem im Norden wohl auch der rumänische. Ob auch ein oder gar zwei serbische und ein albanischer? Wer kann es sagen? In der Hauptsache wird aber, wenn auch nicht ohne Vergewaltigung von Minderheiten, eine nationale Staatenbildung Platz greifen, der Balkan den Balkanvölkern bleiben. Rußland hat wenig Aussicht mehr, ihn zu beherrschen. Die Wiege der europäischen Kultur — das ist doch der Schauplatz hellenischer Größe — wird aus östlichem, morgenländischem, asiatischem Wirkungsbereich wieder hinübergeführt in abendländischen und europäischen.

Daß der Krieg eine ähnliche Neugestaltung für die habsburgischen Lande zeitigt, muß als ausgeschlossen gelten. An Bestrebungen in der Richtung fehlte es bisher nicht, wird es auch wohl weiter nicht fehlen. Die Grenzvölker neigten zum Teil zu ihren auswärtigen Stammesgenossen hinüber, die in Nationalstaaten lebten, wurden stärker noch von ihnen begehrt und zum Abfall aufgehetzt. So entwickelte sich laut und lärmend eine italienische Irredenta; die hier gefundene Bezeichnung wurde zum terminus technicus. Aber auch bei Serben, Kroaten und Slowenen, sowie bei den Rumänen fehlte es nicht an entsprechenden Stimmungen und Versuchen. Im Norden dachten die Polen zwar nicht an Loslösung vom Kaiserstaate, hofften aber auf Verbindung mit ihren russischen und preußischen Volksgenossen, was zum gleichen Ergebnis führen mußte, und mehrten inzwischen vermöge ihrer günstigen Stellung im österreichischen Reichsrat ihre Zahl durch Polonisierung der im gleichen Kronland mit ihnen zusammenwohnenden Ruthenen. Diese selbst wurden in den letzten Jahren vor dem Kriege in geradezu schamloser Weise von der russischen Regierung umworben, während sich ihre Intelligenz gegen die Polen wehrte und Grundlagen zu gewinnen suchte für eine ruthenische Sonderstellung.

Digitized by Google

Dazu kam im Innern der beiden Reichshälften das Verlangen der Tschechen nach der Wenzelskrone, das durch die Slowaken auch Ungarn gefährdete. Allein Deutsche und Magyaren standen fest auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse, ohne nach draußen hinauszuschielen, wobei allerdings die Deutschen Ungarns sich bitter zu beklagen hatten, daß trotz ihrer Staatstreue ihnen ihr nationales Leben, vor allem der Gebrauch ihrer Sprache, verkümmert wurde. An ein besonderes Staatswesen hat dieser Teil der ungarländischen Bevölkerung nie gedacht und wird er nie denken.

Nicht ohne Sorgen, wie das alles sich äußern werde, sah man Österreich-Ungarn in den Krieg ziehen. Der Zusammenhang erwies sich doch fester, als — je nachdem — gehofft oder gefürchtet worden war. Hat der „Kranke Mann" am Bosporus die lachenden Erben enttäuscht, so der, den man an der Donau wähnte, erst recht. Die Völker der Habsburger-Monarchie hielten zusammen in Treue gegen ihren Kriegsherrn; ihre Einheit wird nach dem Kriege fester dastehen als vorher. Diesseits der Leitha wird das Deutsche die Stellung erhalten, die der Zusammenhalt des Ganzen erfordert; jenseits ist den Bestrebungen, die der Verbindung mit dem andern Reichsteil die Form einer bloßen Personalunion geben möchten, zunächst für zwei Jahrzehnte ein Riegel vorgeschoben worden. Wenn Österreich-Ungarn ein Nationalitätenstaat bleibt und so den Stempel weiter trägt, der ihm von Osten her aufgedrückt wurde, so verdankt es das einer Mischung und Verschmelzung westlicher und östlicher, europäischer und asiatischer Einflüsse, die Dauer verspricht, weil sie dem geschichtlich Gewordenen sich anpaßt. Wie aber steht es mit Rußland? Das ist zurzeit die weitaus wichtigste Frage. Man kann sie nicht beantworten, ohne sich das Zusammenwachsen des russischen Reiches zu vergegenwärtigen.

Die weiten, die „sarmatischen" Ebenen des Ostens kennen wir von den ersten Anfängen geschichtlichen Wissens an nicht anders denn als Tummelplatz zahlloser Völkerschaften, die neben und nach einander auftreten und von denen wir zum großen Teil nur die Namen erfahren. Germanen sind zahlreich unter ihnen vertreten gewesen, besonders von der vagina gentium, von Skandinavien her. Von dorther kamen auch die Männer, die in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zuerst dauernde Staatswesen gründeten, Rurik mit seinen Söhnen und Genossen. Da ihren Landsleuten Konstantinopel (Miklagard) als Endziel vorschwebte, wurde Kiew am Dnjepr Hauptsitz der russischen Herrschaft, die ihren Namen von den Eingewanderten erhielt. Sie hat sich in den nächsten Jahrhunderten nach Norden, Nordosten und Osten

Digitized by Google

über finnisch-ugrischen Untergrund, der auch heute noch an vielen Stellen nur verdeckt ist, an nicht wenigen noch zutage liegt, bis gegen das Eismeer, an die obere Wolga und das Uralgebirge vorgeschoben. Die Herrscher wurden slawisiert; in zahlreichen Teilfürstentümern beherrschten sie unter der Oberhoheit eines Großfürsten das weite Land, bis in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Mongolensturm über sie hereinbrach. Sie wurden abhängig vom Großkhan, dessen Wort in den endlosen inneren Streitigkeiten entschied. Um die Scheide des 13. bis 14. Jahrhunderts trat Moskau in den Vordergrund; seinem Fürsten Georg ward 1318 zuerst der Großfürstentitel zugestanden. Der Verschiebung nach Osten ging aber eine Verdrängung aus dem Westen zur Seite.

Erst etwa hundert Jahre nach dem russischen wird ein polnisches Staatswesen deutlich erkennbar, dessen Machtansprüche sich von der Oder und der Görlitzer Neiße über die mittlere und obere (nicht über die untere) Weichsel hinweg bis an den Bug und San erstreckten. Nordöstlich von ihm erstand um die Zeit, als der deutsche Orden die Bekämpfung der heidnischen Preußen begann, auch ein litauisches Reich, das in der Hauptsache das heutige Samogitien umfaßte, nicht allzu weit über den Umfang des jetzigen Gouvernements Kowno (Kauen nannten die mittelalterlichen Deutschen den Ort) hinausreichte. Unter Gedimin und seinem Sohne Olgerd (1315—1377) hat sich die litauische Macht aber weit nach Süden und Osten ausgedehnt; die russischen Teilfürstentümer Kjew, Polozk, Witabsk sind von ihr unterworfen worden; Smolensk, mehrfach angegriffen, ist zeitweise in ihren Besitz gelangt.

Die Zerfahrenheit der russischen Verhältnisse ist auch von den Polen ausgenutzt worden. Kasimir der Große (1333—1370) hat dem Machtstreben seines Reiches entschlossen eine andere Wendung gegeben. Gegen die heidnischen Preußen hatte Polen die deutschen Ritter zu Hilfe rufen, später aber erleben müssen, daß der Orden den Ansprüchen seines Königs auf Pommerellen in den Weg trat und das Land für sich behauptete. Im Süden war Polens schönstes Besitztum Schlesien durch seine piastischen Teilfürsten böhmischem Einfluß zugeführt worden. Kasimir hat 1335 zu Gunsten des Luxemburgers König Johann von Böhmen auf Schlesien, 1343 zum Besten des Ordens auf Pommerellen und das noch umstrittene Kulmerland nebst Michelau verzichtet. Dafür hat er im Südosten von den russischen Fürstentümern Halicz und Wladimir Wolhynski (Galizien und Lodomerien) Besitz ergriffen, deren einheimische Herrscherfamilie ausgestorben war. Als dann 1386

Digitized by Google

Olgerds Sohn Jagello von Litauen die polnische Hedwig heiratete, verschmolzen die beiden Reiche, und weite russische Lande, mehr als dreimal so groß als Polen selber, gerieten unter eine Herrschaft, in der doch Polen, nicht Litauen, den Ton angab. Die beiden Reiche sind zeitweise wieder getrennt regiert, erst durch die Lubliner Union von 1569 völlig mit einander vereinigt worden; ihre Beherrschung der Russenlande blieb aber bestehen. Es ist die Zeit polnischer Großmachtstellung, wenn auch die inneren Zustände die Kraft des Staatswesens nicht seinem Umfang entsprechend zur Geltung kommen ließen. Für den deutschen Orden ist die Vereinigung der Beginn des Unterganges geworden, wenn das durch Tannenberg auch noch nicht entschieden wurde. Er verlor seine Berechtigung, da es nach dem Übertritt der Litauer zum Christentum Heiden nicht mehr zu bekämpfen gab, die Kreuzfahrer also ausblieben. Mit der Landeskraft vermochte er sich umso weniger zu behaupten, als Städte und landsässiger Adel ihm feindlich waren.

In der Folgezeit hat aber auch das Russentum sich in den Grenzen, die ihm geblieben waren, gefestigt und hat sie ostwärts erweitert. Durch die Unterwerfung Nowgorods schuf Iwan II. 1478 den einheitlichen russischen Staat; Iwan IV., der Schreckliche, bereitete durch die Eroberung der Reiche Kasan und Astrachan bald nach einander (1552 und 1554) der Mongolenmacht das Ende. Unter ihm haben auch die Handelsunternehmungen der Stroganows und die Beutezüge des Kosakenhetmans Jermak den Anstoß gegeben zur Ausbreitung der russischen Macht über Sibirien. Zum erstenmal hat sich im Laufe der Geschichte in den unendlichen Gebieten nördlich des Alexander-Reiches erobernde Gewalt nicht west-, sondern ostwärts bewegt; die Russen wurden Erben der Mongolen. Es ist aber nach dem Aussterben des Rurikhauses (1598) noch einmal eine Periode der Schwäche über das ungeheure Reich gekommen, die sich im allgemeinen Geschichtsbewußtbewußtsein an den Namen des falschen Demetrius knüpft; sie hat die Polen in der Hauptstadt des Reiches gesehen, und weitere Gebiete des Westens mit Einschluß von Smolensk sind an den Nachbarn verloren gegangen. Die Vereinbarungen von Andrussow (1667) haben sie doch an Rußland zurückgebracht. Von da bis zur ersten Teilung Polens sind die Grenzen der beiden Staaten in der Hauptsache die der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geblieben.

Mit Katharina II., der Urheberin der polnischen Teilungen, beginnt der ungeheuere Gebiets- und Machtzuwachs des russischen Reiches. Seit ihrem Regierungsantritt sind vier Menschenalter verflossen. Auf

Digitized by Google

dem Boden, der in dieser Zeit an der West- und Südgrenze des europäischen Rußlands gewonnen wurde, wohnten 1912 ganze 48 Millionen Menschen, rechnet man die Erwerbungen Peters des Großen und Elisabeths (Livland, Estland, Ingermanland und Karelien) hinzu, 53 Millionen. Es ist ein langer und breiter Saum vom Nördlichen Eis- bis zum Schwarzen und Asowschen Meere; Polen, Schweden und die Türkei, zur Zeit der Befreiungskriege auch Preußen und Österreich, waren die Leidtragenden. Seit Katharina II. grenzt Rußland an Deutschland, an Österreich und Preußen. Ein beträchtlicher Teil dieses neuen Besitzes hatte früher an russischem Staatsleben teilgenommen. Aber da lagen Jahrhunderte dazwischen, und auch die Bewohner dieser Gebiete waren Fremdvölker geworden wie die übrigen Annektierten, sind es mit ihnen bis heute geblieben.

Finnländer nebst Schweden, Esten, Letten, Litauer (die russische Nationalstatistik unterscheidet noch Schmuden), Polen, Weißrussen, Ukrainer (Klein-, Rotrussen), Rumänen wohnen in ununterbrochener Kette vom Eismeer bis hinunter zu den Mündungen der Donau, des Dnjestr und Dnjepr. Sie trennen die Großrussen vollständig vom Auslande. Von diesen gab es nach der ersten und einzigen russischen Nationalitätenzählung von 1897 im Reiche unter insgesamt 128 Millionen Bewohnern 56 Millionen, also 43,75 vom Hundert; die seit Katharina II. eroberten Westgebiete zählten (den Süden nicht mit eingerechnet) 38 Millionen Einwohner, also fast 30 vom Hundert. Ihre Unterwerfung unter Rußlands Herrschaft hat sie bis jetzt mit dem Kernvolke nicht zu verschmelzen vermocht. In dem Zusammenhange, in dem hier die Dinge betrachtet werden, erhebt sich unwillkürlich die Frage: Welche Aussicht haben diese Völker, auf Grund ihrer nationalen Gliederung zu staatlicher Gestaltung zu gelangen?

Da wird die Antwort sofort lauten, daß wenigstens in einem Falle ein solches Ergebnis schon erreicht ist. Finnland ist seit mehr als hundert Jahren ein besonderes Staatswesen, dem nur eine Vertretung nach außen fehlt, das im übrigen bis vor kurzem ganz selbständig war. Die Beeinträchtigungen, die diese Selbständigkeit in den letzten beiden Jahrzehnten erfahren hat, sind ebenso viele Rechtsbrüche russischer Gewaltherrschaft. Und auch die übrigen in Frage kommenden Völkerschaften haben doch fast alle, besonders die größeren, in jüngerer oder älterer Vergangenheit ein staatliches Sonderleben geführt. Dem ist für die Polen in der Erklärung der beiden verbündeten Kaisermächte vom 5. November 1916 schon Rechnung getragen worden. Esten und Letten haben zwar nie etwas besessen, was man als Staat bezeichnen

Digitized by Google

könnte, aber unter der Führung der Deutschen, der „Balten", wie vor zwei Menschenaltern Sprachgebrauch wurde, haben sie doch bis in die jüngste Vergangenheit hinein eine Sonderstellung im Reiche innegehabt, deren Wiederbelebung sicher eine tragfähige Grundlage für erweiterte Selbständigkeit abgeben würde. Ukrainer und Litauer hatten, wie erwähnt, durch Jahrhunderte eigene Staaten, und auch in betreff der Weißrussen wurde das oben berührt. Polozk, Witebsk — auch Mohilew — waren Fürstensitze. Die bessarabischen Rumänen haben einen Staat jenseits der Grenze, wie die ungarisch-siebenbürgischen. Bei dem weitaus größeren Teile dieser Fremdvölker kommt das Abweichen im Bekenntnis hinzu, das sie von den Großrussen scheidet. Finnen, Schweden, Esten, Letten, baltische Deutsche sind Protestanten, Polen, Litauer und die meisten Weißrussen römische Katholiken; dazu die 5 Millionen Juden dieser Gebiete! Wahrlich, Voraussetzungen einer Trennung sind genügend vorhanden. Nicht ohne Grund ist durch Menschenalter vor dem Kriege ein von Russen und Fremden viel erörterter Gesprächsgegenstand gewesen, ob das ungeheuere Reich auf die Dauer zusammenhalten könne, ob es nicht in die Teile zerfallen müsse, aus denen es zusammengezwungen worden sei. Die Vereinigung von Angehörigen russischer Fremdvölker, die während des Krieges bei uns zusammengetreten ist, redet ja auch deutlich genug. Eine Loslösung würde eine starke Minderung russischer Macht bedeuten, wenn nicht auf immer, so doch für lange Zeit; daß eine solche Schwächung den sämtlichen vier Mittelmächten, die jetzt zu gemeinsamer Abwehr verbunden sind, nur erwünscht sein kann, bedarf kaum des Hinweises. Es ist geäußert worden, daß wir der Gefahr auf die Dauer doch nicht entgehen könnten, daß Rußland uns in einem oder zwei Menschenaltern doch erdrücken werde, auch, daß ja einst das große Römische Reich untergegangen sei, und daß Deutschlands endliches Schicksal kaum ein anderes sein könne. Wer die Dinge so ansieht, erkennt zunächst an, daß wir mit Vernichtung bedroht sind. Die Frage, ob dem gegenüber Abwehr durch Angriff nicht nur gerechtfertigt, sondern geboten, heilige Pflicht ist, steht für den gesund Denkenden überhaupt nicht zur Diskussion. Wer sie verneint, rät, Selbstmord zu begehen aus Furcht vor dem Tode. Unseres Volkes Losung ist: „So lang ein Tropfen Blut noch glüht, noch eine Faust den Degen zieht, und noch ein Arm die Büchse spannt."

Die Gefahren, die uns von Rußlands Zukunft drohen, sind oft genug dargelegt worden. Es mag gleichwohl noch einmal kurz an sie erinnert werden: Die unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeit des ge-

Digitized by Google

waltigen Reiches, das sich durch alle Breiten und Klimate erstreckt und so ziemlich alle Bodenerzeugnisse hervorbringen kann; seine reichen Bodenschätze; seine rasch — viel rascher als in Mitteleuropa — zunehmende Bevölkerung und die offensichtliche Hebung ihrer kulturellen, besonders ihrer wirtschaftlichen Kraft; die Entfesselung des großrussischen Bauernstandes durch die in Ausführung begriffene Bodenreform; seine Ausbreitung in die fruchtbaren Gefilde des südlichen Westsibiriens, deren militärische Bedeutung sich schon in diesem Kriege empfindlich fühlbar macht. Das alles ist in seinem Gesamtergebnis unberechenbar. Der Russe trägt denn auch siegessicher das Gefühl seiner Zukunft in der Brust; es fehlt ihm kaum in irgendeinem Stande. Man fühlt sich als Regenerator des Erdteils. Daß Rußland die Führung aller slavischen Völker zukommt, erscheint selbstredend. Entsprechend werden von amtlichen und nichtamtlichen Stellen die Kriegsziele verkündet. So weit in unserem Osten polnisch gesprochen wird, gehört alles unter die Russenherrschaft, die zwischenwohnenden Millionen von Deutschen eingeschlossen. Ost- und Westpreußen, Posen und Hinterpommern, Ober- und Mittel-, ja Niederschlesien, so weit in grauer Vorzeit Polen seine Ansprüche erstreckte, alles muß unter Rußlands beglückende Herrschaft kommen. Der Vormann der Revolution, Miljukow, hat es in diesen Tagen noch wieder ausgesprochen, daß Österreich-Ungarn zertrümmert, Konstantinopel russisch werden muß, also Vernichtung der Türkei und Erniedrigung der Balkanstaaten zu Vasallen Rußlands. Und die Ententemächte haben es ja für richtig gehalten, in ihrer Erklärung vom 10. Januar 1917 auf Wilsons Vermittlungsangebot vom 19. Dezember 1916 Rußlands Ansprüche anzuerkennen und zu bestätigen. Sie wollen nicht nur die Italiener, sondern auch „die Slaven, die Rumänen und die Tschecho-Slowaken" von fremder Herrschaft befreien. Wenn auch fraglich bleibt, was die Ethnographie der Herren unter „Slaven" neben Tschecho-Slowaken versteht, so ist doch klar, daß die österreichisch-ungarische Monarchie verteilt werden soll, und wenn man die Türken „aus Europa hinauswerfen" und die ihrer „blutigen Tyrannei unterworfenen Bevölkerungen" ebenfalls befreien will, so bedeutet das doch auch nichts anderes als die Zertrümmerung der Türkei. Dem gegenüber haben wir nicht nur ein Recht, sondern einfach die Pflicht, uns klar zu machen, wie wir der drohenden Flut einen Damm entgegenwerfen können. Es kann geschehen durch Benutzung der gegebenen Nationalitätsverhältnisse und ihren Ausbau auf Grund des geschichtlich Gewordenen. Für die Polen ist das durch die Erklärung vom 5. November 1916 anerkannt. Für Finnland und die baltischen Provinzen bedarf es

Digitized by Google

nach dem Gesagten keiner weiteren Bemerkung. Aber in betreff der Ukrainer, der Litauer und der Weißrussen drängt unter Politikern jeder Stellung und jedes Schlages ein Bedenken das andere. Unter den Ukrainern haben sich laut und deutlich Stimmen erhoben, die nach besonderer staatlicher Organisation, nach Loslösung von Rußland rufen. Auch von Litauen her vernimmt man solche, weniger von den Weißrussen. Man kann bei Deutschen und Österreichern so oft die Antwort hören, das seien ja ganz unentwickelte Völker, in ihren Massen völlig rückständig; es handele sich nur um Hirngespinnste einiger überspannter, ehrgeiziger Streber.

Wer so sagt, schlägt die offenkundigen Lehren der Geschichte, die Erfahrungen des verflossenen Jahrhunderts in den Wind. Was war denn deutsches Einheitsstreben vor gut einem Jahrhundert als ein Gießener Professor in seiner Zeitschrift Germania (!) den Rheinbund als die vollkommenste Form deutschen Zusammenschlusses preisen konnte und ein hannoverscher Freiherr seine niedersächsischen Landsleute dem Korsen vor die Füße legte, wie einst Widukind vor Karl dem Großen kniete? Wie sind denn die österreichischen Slaven, die lange willig Habsburgs Fahnen folgten und jetzt der Monarchie so viele Schwierigkeiten machen, zum Gefühl ihrer Eigenart und zum politischen Wollen erwacht? Palacky, der vornehmste geistige Führer der tschechischen Bewegung, veröffentlichte von 1836 an seine Geschichte Böhmens deutsch, weil in den zwei Jahrhunderten seit der Schlacht am Weißen Berge das Tschechische als Schriftsprache völlig in Abgang gekommen war. Die Slowenen verfügten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts überhaupt über keine Schriftsprache. Ihr Landsmann, der berühmte Flacius Illyricus, dem wir die Magdeburger Centurien verdankten, hatte als eifriger Lutheraner vor 300 Jahren einige Bekenntnisschriften in die Sprache der Heimat übersetzen lassen: das war alles. Man mußte Fibeln, Lesebücher, Grammatiken zurechtzimmern, um Schule halten zu können. Jan Kollar, der geneigt war, alle menschliche Kultur auf slavischen Ursprung zurückzuführen, wurde vor noch nicht einem Jahrhundert der Begründer einer slowakischen Schriftsprache und Literatur. Wie waren ihre Völker „rückständig, ungebildet, unentwickelt", über die Achsel angesehen von den Deutschen. Wer etwas werden wollte, mußte deutsch lernen und deutsch bleiben. Die Tschechen konnten auf eine Geschichte zurückblicken; sie hatten in Huß einen europäischen Namen, wenn auch nur einen. Aber Slowenen und Slowaken, die hausierenden Mäusefallenhändler?

Und jetzt? Die Tschechen haben Universität und Polytechnikum und

Digitized by Google

Mittelschulen soviel wie Böhmens und Mährens Deutsche und mehr. Im Slowenenlande wurden unter der Reichsratsverfassung an den Mittelschulen von unten auf neben den deutschen nationale Klassen errichtet, und das Ergebnis war nach dem Durchlaufen von einem oder zwei Coeten, daß aus der deutschen eine slowenische Schule geworden war. Seit langem fordern sie eine Universität. Den Slowaken ist es unter magyarischer Herrschaft nicht so gut geworden; aber Fortschritte haben sie in ihren politischen Aspirationen auch gemacht. Überall, wo sich den Angehörigen eines Volksstammes die Möglichkeit höherer Schulbildung eröffnet, verpflanzen sich seine Ideale in den Mittelstand, den eigentlichen Träger alles nationalen Lebens, schlagen Wurzel und verlangen nach voller Ausgestaltung. Sollte das bei den Ukrainern anders sein, die eine reiche Literatur besitzen, die auf eine Geschichte zurückblicken können, die auf österreichischem Gebiet die ersten Stadien dieser Entwicklung längst durchlaufen haben, vor der Universitätsfrage stehen, die auch in Rußland in die Agitation für ihr Volkstum eintraten, 40 Abgeordnete in der Duma hatten, bis bei der Neuwahl des Jahres 1907 die mißliebigen Stimmzettel von den Regierungsvertretern einfach beseitigt wurden? Die russischen Ukrainer hätten zudem eine Anlehnung bei den österreichischen; daß jene der griechisch-katholischen Kirche voll angehören, diese uniert sind, bedeutet nicht allzu viel.

Bei den Litauern steht es ähnlich, wenn auch nicht ganz so günstig; doch ist auch hier eine Anknüpfung an Vorhandenes möglich. Weniger ist das bei den Weißrussen der Fall; doch ließe sich auch bei ihnen die Entwicklung ihrer Sonderart in die Wege leiten. Romanen und Germanen sind in Europa in einer Reihe von staatlichen Sonderbildungen vertreten. Warum nicht auch die Slaven? Sie hatten bis vor kurzem nur ein einziges selbständiges Staatswesen, Rußland. Daß es zugleich mächtig war, gab ihm eine starke Anziehungskraft. Es hat auch das Seine dazu beigetragen, die bisherige politische Lage der Slaven aus ihrer Ruhe, die Völker gegen ihre überkommenen Leiter in Bewegung zu bringen. Daß das nicht notwendig zu russischer Gefolgschaft zu führen braucht, zeigt das Beispiel der Bulgaren. Die Entwickelung hängt von den Verhältnissen ab. Zunächst ist nur das eine ins Auge zu fassen, daß die Abtrennung der westrussischen Fremdvölker, der slavischen wie der nichtslavischen, zweifellos eine empfindliche Schwächung der russischen Macht bedeutet, zumal gerade sie die höchst entwickelten Bewohner des Reiches sind und seine best angebauten und in jeder Beziehung zurzeit ertragreichsten Gebiete innehaben.

Digitized by Google

Bei der Besprechung von Kriegszielen wird immer und immer wieder betont, daß sie abhängig sind von den militärischen Erfolgen. Erst siegen, dann Friedensbedingungen erörtern! „Man soll das Fell des Bären nicht verteilen, ehe man ihn erlegt hat." Kein Sterblicher kann die Richtigkeit dieser allgemeinen Bemerkungen bestreiten. Und doch genügen sie nicht in ihrer Allgemeinheit, sind geradezu verderblich. Denn der Krieg ist die Fortsetzung der Staatskunst mit andern Mitteln, lehrt Clausewitz und lehrt damit eine unumstößliche Wahrheit. Kriegs- und Staatskunst lassen sich nicht von einander trennen. Wohl dem Reiche, bei dem sie in einer Hand liegen: Gustaf Adolf, Friedrich der Große, Napoleon! Die Presse wußte jetzt zu berichten, daß Miljukow sich nicht nur über Rußlands Kriegsziele ausgesprochen habe, sondern auch betont, daß die Kriegführung von diesen Zielen bestimmt werden müsse. Der Heerführer hat zu erreichen, was dem Staatenlenker vorschwebt. Wege und Ausführung sind *seine* Sache, aber das Endergebnis wird ihm vorgezeichnet. Daß Miljukows Auffassung die richtige ist, kann schlechterdings keinem Zweifel unterliegen; der Krieg wird nicht um seiner selbst willen geführt. Jedenfalls aber ist der Hinweis nicht nur berechtigt, sondern immer wieder zu betonen, daß unser Kriegsziel Rußland gegenüber nur in möglichster Schwächung dieses für unseren kontinentalen Bestand gefährlichsten Gegners gefunden werden kann. Das ist zu einem guten Teil militärisch bereits erreicht. Wie weit etwa weiter kriegerische Kraft darauf zu verwenden wäre, muß vertrauensvoll der Obersten Heeresleitung überlassen werden.

Nun erhebt sich unwillkürlich die Frage: „Welche Aussicht besteht denn, daß diese Fremdvölker sich in Zukunft zu uns halten, die Selbständigkeit, die sie gegenüber ihrer jetzigen Lage erlangen, nicht etwa benutzen, um mit den Russen verbunden uns zu bekämpfen?" Darauf läßt sich gewiß eine runde, vollauf befriedigende Antwort nicht geben. Es handelt sich eben darum, unter verschiedenen Übeln das kleinere zu wählen. Das größte ist und bleibt aber zweifellos für uns das Fortbestehen der russischen Macht in der bisherigen Ausdehnung. Finnlands für uns wünschenswerte Stellung ergibt sich von selbst; es bedeutet eine Verbesserung unserer Lage, wenn es in voller Unabhängigkeit in die Reihe der vorhandenen europäischen Staaten eintritt. Für die baltischen Provinzen läßt sich eine Neuordnung denken, in der unter deutscher Oberleitung Letten und Esten den Vorteil empfänden und würdigten, der Russifizierung entrückt zu sein. Daß die in den letzten Jahrzehnten vollzogene Verdrängung der

Digitized by Google

deutschen Schule durch die russische einen fühlbaren Rückschritt bedeutete, darüber ist unter den Nichtrussen der baltischen Lande nur eine Stimme.

Für die von uns besetzten litauischen, weißrussischen und ukrainischen Gebiete liegt die Sache doch auch günstiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Sie sind dünn bevölkert, besonders in ihrem mittleren Teil, den öden, aber kulturfähigen Pripetniederungen. Dazu sind Hunderttausende, vielleicht Millionen der bisherigen Bevölkerung von den Russen weggeführt, unter allen Umständen auf Nimmerwiedersehen der Heimat. Denn, kehren die alten Verhältnisse wieder, so tritt der Großrusse an ihre Stelle. Den Letten Kurlands erging es ebenso. So ist Raum geschaffen für Neusiedelung; einem Lebensbedürfnis des deutschen Volkes kann genügt werden. Denn das hat der Krieg unwiderleglich erwiesen, daß wir ohne Erweiterung unserer agrarischen Grundlage nicht bestehen können. Wir bedürfen ihrer, wollen wir unsere Ernährung sichern; wir bedürfen ihrer auch, unserem Volke eine gesunde Blutmischung zu erhalten, richtiger schon sie wiederherzustellen; denn das rechte Gleichgewicht zwischen ländlicher und städtisch-industrieller Bevölkerung ist schon gestört. Dazu hat der Reichskanzler am 5. April 1916 mit Recht verlangt, daß Rußland „unseren verjagten und gepeinigten Landsleuten die Tür aus der russischen Knechtschaft öffne". Wird sie den $1^1/_2$ Millionen deutscher Siedler, die im Vertrauen auf russische Versprechungen weithin zerstreut in dem großen Reiche eine neue Heimat gesucht haben, aufgetan, so müssen wir in der Lage sein, sie aufzunehmen, können das aber nur, wenn wir über genügend Siedlungsland verfügen. So würde die an vielen Stellen (nicht überall!) dünne und zurzeit noch weiter gelichtete Bevölkerung eine starke deutsche Beimischung erfahren können. Daß das nicht notwendig zu innerem Zwiespalt zu führen braucht, im Gegenteil ein gutes Zusammenleben möglich ist, belegen zahlreiche Erfahrungen, besonders die Ansiedlung wolhynischer und anderer binnenrussischer Deutscher in Kurland in den Jahren 1907—13 in der Zahl von mehreren Tausenden. Mit voller Sicherheit läßt sich erwarten, daß in den von Rußland losgelösten Gebieten sich Interessen entwickeln würden, die den Kern ihrer Bevölkerung, deren maßgebende Teile, auf Deutschland nicht auf Rußland hinwiesen, die Gefahr eines Anschlusses an Rußland zu gemeinsamem Angriff auf Deutschland ausschlössen.

Nur bei einem der betreffenden Völker, und allerdings dem in sich bestgeschlossenen, liegt das anders, beim polnischen. Gerade hier aber

Digitized by Google

haben die beiden Regierungen am 5. November eine Entscheidung getroffen in der Richtung, die hier vorschwebt; sie haben die dauernde Trennung von Rußland erklärt.

Ob das in der Form, wie es geschah, und zu dem Zeitpunkt, wo es vollzogen wurde, richtig war, unterlag sicher allerernstesten Bedenken, die durch die bis jetzt zutage getretenen Folgen in keiner Weise zerstreut, nur noch vermehrt worden sind. Schon jetzt wird denn auch die Verantwortung für die Maßnahmen herüber, hinüber geschoben. Wenn gesagt wird, sie können ja zurückgenommen werden, wenn die Voraussetzungen, unter denen sie gegeben wurden, nicht erfüllt würden, so verrät das eine staatsmännische Kurzsichtigkeit, die wirklich nicht mehr möglich sein sollte. Die Polen sind von den beteiligten Völkern das einzige, das nicht nur zu Rußland, sondern auch zu Deutschland und Österreich in Gegensatz steht. Die Sehnsucht nach Wiedererlangung einer verlorenen Stellung ist bei keiner anderen der in Frage stehenden Nationalitäten so stark wie bei ihnen; dazu wohnen ihre Volksgenossen nur zu geringem Teil auf russischem, zu weit größerem auf preußischem und österreichischem Gebiete. Außerhalb der jetzigen beiden Generalgouvernements Warschau und Lublin gab es auf russischem Gebiet 1897 nur etwas über 800,000, auf preußischem und österreichischem dagegen $6^1/_2$ Millionen Polen, dort weithin zerstreut, nur in den größeren Städten etwas dichter, hier zum großen Teil geschlossen, besonders in Galizien. In unmittelbarem Anschluß an die Proklamation, die ihnen die Selbständigkeit im Anschluß an die Mittelmächte verhieß, im Dank an S. M. den Kaiser, haben ihre Führer von den beiden Städten gesprochen, die jedem Polen ans Herz gewachsen seien, Warschau und Wilna, Wilna, das weit jenseits der Grenzen polnischen Volkstums liegt und das 1897 im Gouvernement 8,2, in den Städten 26,7 vom Hundert der Bevölkerung Polen aufwies neben 13 bezw. 43 vom Hundert Juden!

Die Polen werden nicht müde, von ihrem geschichtlichen Recht auf die weiten Gebiete des Ostens zu sprechen, die bis 1772 ihrem Reiche angehörten, obgleich sie sich dorthin niemals siedelnd ausbreiteten, sondern nur als herrschende Klasse in Staat, Kirche und Gesellschaft, eine Rolle, die ja auch heute noch nicht ganz ausgespielt ist, und die sie wieder aufnehmen möchten. Er werden bei uns Meinungen vertreten, die Überlassung weiteren Gebiets östlich der Grenzen von Kongreßpolen zu Siedlungszwecken empfehlen. Die Polen sind nie ein siedelndes Volk gewesen! Während die Deutschen die Hälfte des jetzt von ihnen in Europa bewohnten Landes ihrer Siedlungsarbeit, und

Digitized by Google

zwar ganz überwiegend ohne jede kriegerische Vorbereitung oder Nachhilfe, verdanken, haben die Polen ihre nationalen Grenzen in dem Jahrtausend ihrer bekannten Geschichte durch bäuerliche Siedlung nicht auszudehnen vermocht, sondern allein durch Eroberung. Nicht wir, sondern sie sind ein Eroberervolk. Ob die 1864 von der russischen Regierung in Kongreßpolen eingeleitete Bodenreform, die dort einen ausgedehnten kleinbäuerlichen Besitz geschaffen hat, daran etwas änderte, wird abzuwarten sein, ist bisher nicht hervorgetreten. Es ist schlechterdings gar kein Anlaß vorhanden, den Polen zu einer Erneuerung ihrer Herrschaft über Massen fremden Volkstums zu verhelfen; wie sie solche Herrschaft nutzen, dafür bietet doch ihr Verfahren gegenüber den Ruthenen Galiziens abschreckende Belege. Zudem haben sie ohnehin im Südosten des gegenwärtigen Generalgouvernements Lublin eine nicht unbeträchtliche Zahl von Ukrainern unter der ihnen zugedachten Regierung.

Vor allem aber birgt die Überlassung weiteren Bodens östlich der Grenze von Kongreßpolen für uns schwere Nachteile und Gefahren. Bleibt der bisherige militärische Besitzstand, so entzieht sie deutscher Siedlung so viel Boden, daß diese für unseren Bedarf ausreichend nicht mehr durchführbar ist. Jeder Blick auf die Karte lehrt das unwiderleglich. Dazu bringt sie das polnische Staatswesen in unmittelbare Fühlung mit dem russischen. Es wird gesagt, dadurch würde ein Gegensatz geschaffen, die Polen würden dauernd auf unsere Seite gezwungen werden. Wer so urteilt, irrt völlig. Er unterschätzt russische Staatskunst, wie das ja leider bei uns nicht so selten geschehen ist und geschieht. Der Russe weiß nach wie vor, daß *in diesen Fragen, in den Fragen seiner West-, seiner europäischen Politik* Deutschland der Klotz ist, der im Wege liegt. Er wird versuchen, sich der Polen zu bedienen, sie an sich zu ziehen, wie er das schon als Folge der allerjüngsten Hergänge versucht hat und versucht. Die Zeit, wo er das Seine zurückfordern kann, wird schon kommen, wenn nur erst Deutschland klein ist. Wer aber glaubt, daß ihm solcher Versuch nicht gelingen werde, der irrt wiederum. Denn die Polen haben ihre Zukunft auf preußischem und österreichischem Gebiet. Dort sitzen die Massen ihres Volkes, dort winken die Weichselmündungen und die See. Verlust der Gebiete, deren Gewinn sich in diesem Kriege die Russen als Ziel setzten, würde für uns gleichbedeutend sein mit Preußens und Deutschlands Untergang, die gleichen, ja noch schlimmere Folgen haben als im Westen etwa die Rheingrenze. Schon dauernde Bedrohung wäre eine schwere Belastung.

Digitized by Google

Es ist die Meinung vertreten worden und hat Eindruck gemacht bis in die entscheidenden Kreise hinauf, Stärkung der Polen sei für uns ein Vorteil, würde sie zufrieden und zu wertvolleren Bundesgenossen gegen Rußland machen. Wer an Zufriedenstellung der Polen glaubt, ehe sie ihr verlorenes Reich wieder aufgerichtet haben, der verdient nicht, in deutscher Politik mitzureden oder gar mitzuhandeln. Ihr Verhalten nach dem 5. November 1916 hat dafür untrügliche Belege geliefert und wird sie weiter liefern. Wenn einzelne Kluge zur Mäßigung raten, so wissen sie, daß die Sonne den Wanderer leichter des Mantels beraubt als der Sturm, wissen aber ebenfalls, daß auch dieser unter Umständen von Wert sein kann. Bis jetzt ist ja klar, daß man den Machthabenden leichter etwas abgewinnt durch Nachgiebigkeit als durch Trotz. Nach dem ganzen Verhalten der Polen während des Krieges diesseits und jenseits der Grenze, in preußischen, österreichischen, russischen Landen, kann aber für uns keine andere Haltung in Frage kommen, als die tiefsten Mißtrauens. Die Polen müssen erst Beweise liefern, daß sie bereit sind, sich mit deutscher Vormachtstellung abzufinden; wer ihnen schon vorher Zugeständnisse macht, die ihre Macht mehren, versündigt sich am deutschen Volke.

Das gilt von Maßnahmen innerhalb wie außerhalb unserer Landes- und Reichsgrenzen. Preußens Polenpolitik ist eine Politik der Abwehr; wer ihren Abbruch betreibt, reißt den Damm ein, der unsere Ostmarken vor Polonisierung schützt. Wir haben an sich kein Interesse am Bekämpfen der polnischen Nationalität. Es ist eine falsche Geschichtsauffassung, daß Polen und Deutsche „seit langen Jahrhunderten gezwungen gewesen seien gegeneinander zu kämpfen". Aber jetzt liegt die Sache so, daß die Polen, die preußische Staats- und deutsche Reichsangehörige sind, jeden Zweifel darüber zerstreuen müssen, daß sie das etwa nicht bleiben wollen. Sie müssen die Verwahrung gegen die preußische Staats- und die norddeutsche Bundesverfassung so unzweideutig zurücknehmen wie sie seinerzeit sie eingelegt haben. Sie dürfen nicht mehr heftig aufbegehren, wenn sie Preußen polnischer Zunge genannt werden. Die Zeiten liegen nicht so weit zurück, wo der Oberschlesier es als eine Beleidigung ansah, wenn er als Polak bezeichnet wurde; er wollte Pruschak sein. Das wird nicht zurückkehren und braucht nicht zurückzukehren; aber die Ablehnung, Preuße zu sein, kann nicht geduldet werden. Wir können unsere Ostmarken nicht missen. Ihr Verlust würde den Arm lähmen, der das Schwert führte für Deutschlands Einheit und Macht. Die Polen können Frieden haben mit uns, wenn sie wollen. Aber die Bedingungen haben wir zu stellen, nicht sie. Sie können so sein, daß weder die Ehre, noch

Digitized by Google

die Kultur des Nachbarvolks Schaden leidet; aber der Traum von Wiederherstellung einer verblichenen, stets fadenscheinigen Herrlichkeit muß ausgeträumt sein. Das Blut unserer Söhne ist für Deutschland, nicht für Polen geflossen; wenn es ihnen auch Vorteil bringt, kann es uns freuen, aber nicht in Formen, die für uns Schaden und schwere Gefahr bedeuten würden.

Die staatliche Gestaltung Osteuropas ist im letzten halben Jahrhundert stark in Fluß geraten, zum Abschluß noch nicht gekommen. Ob die Revolution, die am 11. März in Rußland ausbrach, sie fördern wird? Wer möchte darauf jetzt eine Antwort wagen! Vermutungen sind wertlos. Als dem japanischen Kriege die Revolution folgte, habe ich mich alsbald gegen die Auffassung ausgesprochen, daß sie eine längere Schwächung des Reiches zur Folge haben würde. Ob es jetzt der Fall sein wird? Wenn Miljukows Richtung bestimmend bleibt, gewiß nicht. Dann wird die Bewegung eine nationale, auch wenn die „echtrussischen" Leute sich zurückhalten. Für uns ist unter allen Umständen notwendig, mit fester, zielsicherer Auffassung den Dingen gegenüberzustehen. Hätten wir die von Anfang an gehabt und betätigt, wir möchten schon jetzt erheblich weiter sein. Sie kann aber nur auf tunlichste Abtrennung der Fremdvölker vom Reiche gerichtet sein. Würde sich eine Lockerung der großrussischen Herrschaftsstellung aus der Revolution ergeben (und unter Miljukows Führung ist das wahrscheinlich, wenn vielleicht auch nur vorübergehend), so würde das Deutschlands Sicherung ganz erheblich erschweren.

Man hört von Angehörigen des auswärtigen Dienstes manchmal die Mahnung, man sei „nicht im Bilde", man müsse über alle Einzelheiten, über die jeweiligen Vorkommnisse genau unterrichtet sein, um über Fragen der auswärtigen Politik urteilen zu können. Von untergeordneten Organen ist die Öffentlichkeit gelegentlich in geradezu lächerlicher Weise darüber belehrt worden, was „der Deutsche von Politik wissen müsse"! Wer im Waldesdickicht seinen Weg zu suchen hat, muß sich gewiß hüten, nicht über Knubben und Wurzeln zu stolpern, nicht sich im Gestrüpp zu verwickeln oder seinen Fuß auf morastigen Untergrund zu setzen; aber die behutsamste Vorsicht wird ihm wenig nützen, seinen Weg aus dem Walde herauszufinden. Da muß er die Richtung kennen und sie sicher bestimmen können. So wird auch in der Politik höchstens dem Augenblick gerecht, wer nur den Verlegenheiten zu begegnen sucht, die der Moment aufwirft. Erfolgreich kann Politik nur getrieben werden von großen, umfassenden Gesichtspunkten aus. Die kann nur geschichtliche Einsicht ge-

Digitized by Google

währen, nicht Geschichtsphilosophie, die nur zu oft auf Geschichtsklitterei hinausläuft. Auch wirtschaftliches Wissen kann nicht leiten, so nützlich, ja notwendig es sein kann. Für die Verhältnisse des europäischen Ostens ist durchschlagend, daß der Grundsatz der nationalen Staatenbildung, der die Zeit sichtbar regiert, und den auch die Ententemächte, allerdings mit frechster Verlogenheit, sich zunutze machen, hier sichtbar zur Verwirklichung drängt. Er kann sich zu unserm Vorteil nur durchsetzen, wenn die neuen Gebilde noch auf längere Zeit, die nördlichen unter deutscher, das südliche unter österreichischer Oberleitung bleiben, wie lange, kann allein die Zukunft bestimmen. Gewiß stellt das an die Regierungskunst der beiden Mächte hohe Anforderungen; aber es sind die geringsten unter allen, die nun einmal mit Naturnotwendigkeit aus diesem Kriege hervorwachsen. Wollen wir vor ihnen zurückschrecken? In wieviel verschiedenen Farmen regieren die Briten, die Russen selbst ihre weiten Reiche! Wir müßten uns schämen vor den Millionen, die in diesem Kriege ihr alles einsetzen für des Vaterlandes Zukunft. Daher klar und fest ans Werk; noch ist es Zeit! Wer da sagt, daß es sich für Rußland um eine Daseinsfrage handele, urteilt wiederum falsch. Das gewaltige Reich suche seine Zukunft in der asiatischen Welt, der es die Grundrichtung seines staatlichen Strebens entnahm. Dort winken ja auch Ausgänge zum Weltmeer. Zu friedlichem Verkehr sind ihm die Meerengen nie versagt worden, und auch über die Durchfahrt von Kriegsschiffen würde sich reden lassen.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

schrieb in einem Artikel über Friedensverhandlungen mit Rußland: „Das russische Volk wird, niemand wird es anders erwarten, den Verpflichtungen gegen seine Verbündeten treu bleiben." Dazu bemerkt die Times (17. April, Vorabendblatt, Seite 9, Spalte 5 unten): „Die von mangelhaft informierten Politikern gelegentlich im Zusammenhang mit diesem Blatte genannten Kreise mußten befürchten, durch eine derart kindische, weil offensichtliche (obvious) Verlogenheit ihrerseits kompromittiert zu werden, wenn nicht diese neueste Leistung eines Blattes, das es sich augenscheinlich zur Aufgabe gesetzt hat, durch die Möglichkeit zunehmender Imbezillität zu überraschen, die Vermutung zur Gewißheit machte, es handle sich bei diesen Lukubrationen um Stilübungen von Angestellten, welche die zeitweilige Abwesenheit eines an der Front befindlichen Chefs mißbrauchen, um einem selbstgefälligen Dilettantismus zu fröhnen. Jedoch selbst in diesem Falle würde unsere Regierung die Betreffenden mindestens bis nach dem Friedensschlusse in Schutzhaft nehmen, vermutlich in Bedlam. Wenn sie in Berlin frei herumlaufen und sich betätigen, all the better."

Wir hängen diese tendenziöse Verdächtigung der Korrektheit und Anständigkeit unserer Politik hiermit tiefer.

Digitized by Google

Franz Brentano in Wien.

Die Monatshefte wünschen von mir Erinnerungen an Franz Brentano, der im März 1917 zu Zürich in seinem 79. Jahre gestorben ist. — Ganz andere Gedanken und Gefühle regt in mir diese Einladung an und auf, als eine gleiche beim jähen Tode Ludwig Boltzmanns im Herbst 1906. Hatte ich dieser entsprochen durch den Aufsatz „Ludwig Boltzmann als Mensch und als Philosoph" (Monatshefte, Oktober 1906), indem ich das, was die ganze Welt von dem großen mathematischen Physiker wußte, ergänzen konnte durch die Erinnerungen aus der Zeit seit 1874, da Boltzmann an der Universität Wien mein Lehrer und Prüfer (1876) der Mathematik (nicht der Physik) war, bis zu den Eindrücken der ersten beiden Vorlesungen über Philosophie (Oktober 1903), zu der er sich unseligerweise hatte verleiten lassen, so erschrecke ich fast vor der Fülle der Kontraste zwischen jenen alten Erinnerungen an Boltzmann und den jüngsten, wiedererwachten an Brentano. Von dem Menschen Boltzmann konnte ich erzählen als dem „mächtigen und dabei doch manchmal . . kindlichen Mann", von seiner „Naivität, wie sie sich in Erwachsenen — ja sogar bei Gelehrten — nur ganz selten findet". — Dagegen muß jeder, der von Brentano spricht, sich eingestehen: „Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Aber weder die Geschichte der Philosophie Brentanos noch sein Charakterbild zu zeichnen, wäre heute schon an der Zeit. Umso weniger aber dürfen die Erinnerungen Solcher ganz verwehen, die aus persönlichen Berührungen irgend etwas beitragen können, daß man späterhin nicht ratlos sei, wodurch Brentano so viel Bewunderung und wodurch er soviel Haß erregt hat. Es ist gewiß nicht nur das de mortuis nil nisi bene, daß in den zahlreichen Nachrufen[1]) nur die Lichtseiten seines Wesens noch einmal zum Aufleuchten kommen — sondern so blendend war sein Glanz, daß dieser ein positives, nicht nur ein negatives Nachbild hinterläßt. Ein Gleichnis, das sich aus einem Lieblingsgebiete seines Forschens, der Sinnespsychologie, uns darbietet.

Und so will im folgenden vor allem auch ich mir selber noch einmal Rechenschaft zu geben versuchen, warum, nachdem ich Brentano erst einige Jahre nach Antritt seines Wiener Ordinariats für Philosophie als Lehrer und als Menschen kennen gelernt hatte, auch ich zu den vielen gehörte, die von ihm fasziniert waren. Je breiter und tiefer dann wieder einige Jahre später die Kluft geworden ist, die mich von ihm getrennt hat, umso lieber denke ich zurück an die schönen Zeiten jugendlicher Empfänglichkeit und als eine umso ernstere Pflicht fühle ich es, jene ersten Eindrücke zu analysieren auf Grund einer über mehr als drei Jahrzehnte sich erstreckenden selbständigen Denkarbeit auf dem Gebiet, das auch Brentanos Fachwissenschaft war, dem der Philosophie, insbesondere der Psychologie.

In den Nachrufen, die in herkömmlicher Weise die Zeitungen gebracht haben, ist übereinstimmend starker Ton gelegt worden auf die äußere Erschei-

[1]) Ich nenne als Proben nur: „Persönliche Erinnerungen an Franz Brentano. Anläßlich seines Todes." Von Max Foges. Neues Wiener Journal, 21. März 1917; und „Franz Brentano, Erinnerungen an einen merkwürdigen Weisen". Von Dr. Emil Utitz, Prof. an der Universität Rostock, I. Beilage zur Vossischen Zeitung, 25. März 1917. Eine authentische Darstellung von Brentanos Leben und Wirken wird der Almanach 1918 der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien bringen. Er war ihr korrespondierendes Mitglied im Ausland.

Digitized by Google

nung Brentanos, die gewiß bei allen, die nicht schon selbständig wissenschaftlich Kritik an dem Inhalt seiner Lehre in Wort und Schrift zu üben vermochten, den ersten und stärksten Eindruck gemacht hat. So sagt Foges: „. . . . Es war nicht nur der Name, nicht nur der Gedankenreichtum, auch nicht bloß der Schwung seiner merkwürdig pathetischen, manchmal fast singenden Redeweise, die so viele anlockte, schon die Erscheinung Franz Brentanos hatte etwas ungewöhnliches an sich. Sie war umflossen von einem romantischen Zauber, der wunderbar das Bild umrahmte, dieses Sprossen aus der romantischen Dichter- und Denkerdynastie der Brentanos. Das üppige schwarze Haar, der schwarze Vollbart, der das bleiche Gesicht umrahmte, sie machten einen umso dunkleren Eindruck, als ein Silberschimmer von Grau sich über das Schwarz legte. Die feingeschnittene, kühngeschwungene Nase verlieh dem edlen Profil etwas ungemein Charakteristisches; das Seltsame in diesem Antlitz, das niemand anderem angehören konnte als einem Philosophen, Dichter oder Künstler, waren die nachtschwarzen Augen Brentanos, die, immer leicht verschleiert, einen ganz eigenartigen, müden, schwärmerischen Ausdruck hatten."

„Müden Ausdruck" — es war das eben um die Mitte jener anderthalb Jahrzehnte, während deren sich Brentano abmühte um die Wiedergewinnung seines Ordinariats, das er aus Anlaß seiner Vermählung geopfert und gegen die einfache Privatdozentur eingetauscht hatte; warum und mit welchen Folgen, darüber einige Worte später. Aus Würzburg war er als Ordinarius für Philosophie an die Universität Wien gekommen 1874 (also zur selben Zeit wie Boltzmann). Aus dem Dominikanerorden, in dem er seine philosophische Schulung empfangen und sich anfänglich als Lehrer betätigt hatte, war er aus Anlaß des Unfehlbarkeitsdogmas ausgetreten. Ich weiß über diese Zeit seiner ersten Lehrtätigkeit fast gar nichts geschichtlich zu belegendes und glaube doch ein Zeugnis dafür zu haben, daß sie eine glänzende gewesen sein muß. Denn das damals entstandene Buch seines Schülers Stumpf: „Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung" (Leipzig, Hirzel 1873) enthält wesentlich dieselben Lehren über Raum und Raumvorstellungen, die ich Brentano später in Wien vortragen hörte und die den damals fast alleinherrschenden von Kant, Herbart, Helmholtz, Bain und auch Lotze (dem Stumpfs Buch gewidmet war) kühn entgegengesetzt sind.

Die ersten Lehrerjahre Brentanos in Wien fielen zusammen mit den letzten meiner Universitätsstudien (Mathematik bei Boltzmann, Physik bei Stefan). Nicht so sehr weil mir die Vorbereitung auf die Lehramtsprüfung aus diesen Gegenständen wenig Zeit übrig ließ, als vielmehr, weil ich allgemein sagen hörte, Brentano trage aristotelisch-thomistische Philosophie vor, blieb ich ihm damals noch ganz fern. Erst das dringende Zureden meines Jugendfreundes Ernst Boeck (jetzt als Dr. phil. et med. Psychiater) brachte mich von 1877 ab in die abendlichen Diskussionskollegien Brentanos und bald verstand ich die fast schwärmerische Begeisterung meines um mehrere Jahre jüngeren Freundes, wenn ich auch nicht vermochte, sie rückhaltlos zu teilen. Denn während mir die zur Virtuosität gesteigerte logische Klarheit und Festigkeit, mit der Brentano die Diskussionen zu leiten verstand, ein intellektuelles Vergnügen bereitete, das ich so rein in philosophischen Dingen bis dahin nie erlebt hatte, so war mir bald die Feindseligkeit befremdend und abstoßend, mit der Brentano von Kant sprach. Gerade diesen aber und Schopenhauer hatte ich als Autodidakt studiert; und wenn den häufigen Empfehlungen Leibnizscher Theodicee

Digitized by Google

nun ich Anfänger einmal Schopenhauers Hinweise auf die Qualen der Kreatur entgegenstellte, erweckte jeder Gedanke an diesen Leugner des maker bei Brentano Zeichen des Abscheus, die uns schier an gewisse lustige Zeichnungen des Wilhelm Busch erinnerten. — Aber unbeschadet solcher mehr gefühlter als damals klar gedachter Gründe und Untergründe künftiger Entfremdung behielt doch weitaus die Oberhand die aufrichtige und bis heute nicht geschwundene Dankbarkeit dafür, daß ich ja in Brentano wirklich den allerersten Lehrer gefunden hatte, der mich in philosophischen Dingen ebenso strenge Maßstäbe anlegen lehrte, wie ich es in Mathematik und Physik gelernt hatte und damals schon selber als Supplent (1876—1881) und dann als Professor an der Theresianischen Akademie in Wien wieder lehrte. Zwar hatte ich infolge dieser meiner eigenen Lehrtätigkeit nie Zeit gehabt, vom berühmten Hauptkolleg Brentanos, „Praktische Philosophie", für Juristen obligat, in dem er aber nicht nur Ethik, sondern einen großen Teil seiner sonstigen Philosopheme vorgetragen hat, auch nur eine Stunde selber zu hören. Aber es wurde mir aus ihm oft von meinen ehemaligen Schülern erzählt — meist ebenfalls mit Begeisterung, zwischendurch aber doch manchmal mit Ausdrücken der Abneigung gegen manche Äußerlichkeiten der Vortragsweise. Auch wir Älteren, Reiferen merkten natürlich die gewissen kleinen Kunstgriffe, die manche blendeten, andere abstießen; aber wer dem scharfsinnigen Inhalt der sorgfältig vorbereiteten Spezialkollegien, die Brentano einmal wöchentlich in zwei aufeinanderfolgenden Abendstunden hielt, selbständig zu folgen vermochte, dem war es leicht, über dem inhaltlichen Reichtum jene kleinen Äußerlichkeiten einfach zu vergessen. Ich habe einige solch: Spezialkollegien während des Jahrzehntes 1880—1890 mitgemacht und gleich mir besuchten sie eifrig, neben Hunderten von Anfängern, auch zahlreiche Dozenten, Lehrer und in anderen Berufen Stehende. In der Viertelstunde, die die beiden Stunden trennte, wurde dann auf dem Wandelgang eifrigst über das soeben Gehörte weitergesprochen und -gestritten — man war gespannt, wie nun die in der ersten Stunde auf das feinste zugespitzte Schwierigkeit werde gelöst werden, und man atmete am Ende der zweiten Stunde schier auf vor intellektueller Befriedigung über das vielleicht nicht immer große, aber in sich eben bis zu wirklich persönlicher Überzeugung — oder auch zum in sich geklärten Widerspruch — jedes einzelnen Hörers entwickelte Ergebnis. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Meister dieser dialektischen Kunst manchmal nicht nur mit den Problemen, sondern auch mit seinen Schülern zu spielen schien, wie die Katze mit der Maus. Als Fritz Doernhoeffer, der den Münchnern jetzt so wohlbekannte, mein Schwager geworden war und damals als stud. phil. ab und zu Brentanos Vorlesungen hörte, sagte er zu mir einmal: dieser gehe den Problemen hinterrücks zuleibe . . Doch von solchen Bedenken einiges vielleicht erst übers Jahr. Heute will ich eben nur einiges von dem, was auch schon die Schüler dieses zweiten Jahrzehnts von Brentanos Wiener Tätigkeit nicht mehr ungetrübt wissen können, umso lieber festhalten: wie er uns in jenen Übungskollegien Ende der siebziger Jahre z. B. antike Sophismen aufzulösen gab: Nach jedem von vielleicht zehn und mehr Lösungsversuchen, die wir vorbrachten, wurde uns jedesmal mit wenigen Worten gezeigt, daß und warum dieser Lösungsmodus nicht zutreffe; und dann, am Ende von zwei Stunden schärfster Denkarbeit gab uns mit ebenso wenigen Worten Brentano die Lösung, die uns nun freute wie ein Kolumbusei, — die uns einleuchtete. Und wie in der Praxis, so war solche „Evi-

Digitized by Google

denz" auch in Brentanos Theorie ein Leitbegriff. Aber das nicht nur in der Logik und Psychologie („Evidenz der innern Wahrnehmung"), sondern auch in seiner Ethik: hier leider in einer Weise, mit der ich mich nie habe befreunden können. Es gebe vier Fälle von Evidenz (oder Quasievidenz) innerhalb der „Phänomene der Liebe und des Hasses", die eine „als richtig charakterisierte Liebe" darstellen; nämlich eine solche, die 1. die Erkenntnis dem Irrtum, 2. die Freude der Traurigkeit, 3. die als richtig charakterisierte Liebe selbst der nicht als richtig (oder gar als nichtrichtig) charakterisierten, 4. ein erweitertes Vorstellungsleben einem minder erweiterten vorzieht. Zugegeben, daß all das ein „richtiges" Vorziehen sei; aber würde man einen, der z. B. in den Fällen 1 und 4 anders wertet, darum gar schon unethisch, unsittlich nennen? — Doch ich will ja hier nicht erzählen, an welchen Einzelpunkten es bei mir nie zu einem vollen Zusammenklang mit Brentanoschen Theorien hat kommen wollen. Andrerseits möchte aber vielleicht doch auch ein Leser dieser Hefte, dem fachphilosophische Ansichten sonst gleichgültig sind (und vollends die Schattierungen solcher Ansichten gemäß der lustigen Definition „Professor ist ein Mann, der anderer Ansicht ist"), eine möglichst kurze Formel vernehmen, was wohl an Brentanoscher Philosophie den Fachmann so kräftig befriedigen und im eigenen Weiterdenken hat fördern können, daß Brentanos Name in der zustimmenden Fachliteratur noch immer gleich oft, in der gegnerischen sogar seit einem Jahrzehnt immer häufiger genannt wird. Darf ich das nach meiner eigenen Erfahrung beurteilen, so war es die Festigkeit, mit der Brentano in seinem größten Buch, dem ersten Band seiner Psychologie von 1874 (dem leider kein zweiter folgte), darauf drang, daß wir in der Psychologie ausgehen von den „psychischen Phänomenen". Er verstand (und auch ich verstehe) hierunter z. B. das Hören im Gegensatz zum gehörten Ton, das Sehen im Gegensatz zur gesehenen Farbe und zu ihrem unmittelbar empfundenen Ort im Gesichtsraum; allgemeiner das Empfinden im Unterschied und Gegensatz zum Empfundenen, das Brentano als „physische Phänomene" bezeichnete. Ferner sind psychische Phänomene das Urteilen, das Lieben, das Hassen u. dgl. m. — also alles, wofür sich später die Bezeichnung „seelische Erlebnisse" eingebürgert hat. Durch dieses Zurückgehen auf das unmittelbar Gegebene, auf die „Phänomene", unabhängig von den Hypothesen über eine Seelensubstanz u. dgl., führte Brentano jeden, der hierin mit ihm ging, unmittelbar heran an Erlebbares, nicht nur Konstruiertes. Und namentlich zur Zeit des Erscheinens von Brentanos Psychologie, wenige Jahre nach der ersten Auflage von Wundts Physiologischer Psychologie, empfanden wir es als wahre Wohltat, nicht statt „deskriptiver Psychologie" die freilich schon damals stattlicher aussehende Physiologie des Nervensystems kredenzt zu bekommen. Die Gewöhnung an einen unmittelbaren Verkehr mit den psychischen Phänomenen selbst gewährt dann aber jedem, der sein geistiges wie sein leibliches Auge offen zu halten vermag, die Sicherheit und Freiheit, die Dinge immer wieder auch mit eigenen Augen zu sehen, nicht nur durch die Brille eines Lehrers. Trennen sich dann auch beim Deuten der Phänomene (— und auf alles Deuten verzichten und bei den „Empfindungen" als dem ersten Ausgangspunkt auch schon den Endpunkt alles Philosophierens gefunden zu haben, sind eben nur die Sensualisten und Positivisten bis herauf zu Mach genügsam genug) die Wege von Lehrer und Schüler noch so bald bis zum Diametralen, so kann der Schüler von einst

Digitized by Google

dem Lehrer nur ewig dankbar bleiben, wenn er ihm Mut gemacht hat, auch im Seelischen eine mindestens ebenso mannigfaltige und feingegliederte Welt zu erschauen, wie etwa eine Histologie des Gehirns sie Dem enthüllt, der nicht nur einen plumpen Knoten Nervenmasse makroskopisch zu überschauen sich begnügt — oder wie auch die Physik durch die Empfindungen von Tönen, Farben, Temperaturen ins Unsichtbare zu sehen auch durch Machs Sensualismus und „bloßes Beschreiben" sich nicht auf die Dauer hat abschrecken lassen. — Eben weil nun aber jenes Unterscheiden z. B. zwischen dem Hören als einem psychischen Phänomen und dem gehörten Ton als einem physischen Phänomen so überaus einleuchtend ist, aber auf diese Abgrenzung zwischen Physisch und Psychisch vor allem im rein Phänomenalen die Welt zur Zeit von Brentanos Psychologie — man möchte fast sagen zufällig — noch nicht eingestellt war, so mußte dieser Unterschied, von einem Teil der Fachleute heftig bekämpft, von einem andern als bare Selbstverständlichkeit zäh festgehalten werden; in solchen Prinzipienfragen gibt es dann keine Verständigung, sondern wie in Raimunds Hobellied: „Der Eine heißt den Andern dumm". Ähnlich wie an diesem überaus primitiven aber eben grundlegenden Begriffspaar Psychisch-physisch entzündete sich ein heftiger Streit auch an Brentanos Auseinanderhalten von Vorstellen und Urteilen. Schon David Hume und J. St. Mill hatten im psychischen Phänomen „belief" = Glauben (im weitesten Sinn dieses Wortes, mit dem sich fünf bis sechs weitere und engere Bedeutungen verquicken) ein Problem gefunden. Brentano hat das Verdienst (und ich sehe darin sein größtes und vielleicht das einzig bleibende), auch in der deutschen Philosophie darauf gedrungen zu haben, daß es beim Urteil z. B. „Der Baum ist grün" nicht ankomme auf die bloße Zusammensetzung der Vorstellungen, die ja auch schon in „Grüner Baum" vorliegt, sondern darauf, daß ich durch jenen sprachlichen Satz ausdrücke: Ich glaube es (bin davon überzeugt, bejahe es), daß der Baum grün ist. Sigwart, Wundt und viele andere haben diese Brentanosche Urteilstheorie aufs heftigste bekämpft. Wundt und mit ihm Jodl nannten sie wiederholt eine „scholastische". Wundt, der das Urteil vielmehr als „Zerlegung" beschreiben zu müssen glaubte, nachdem und weil man es seit Aristoteles als „Zusammensetzung" beschrieben hatte, hat hier offenbar seine Gesamtvorstellung von Brentano, in der ja tatsächlich auch scholastische Elemente vorkommen, nicht hinreichend „zerlegt".

Möchte der unbefangene Leser diese zwei Proben Brentanoscher Leitbegriffe, Urteil und Evidenz, für wie immer in ihrer Art wichtig, so doch auch so spezialistisch finden, daß von da nicht mehr weit ist bis zu jenem „scholastisch", das bis zum heutigen Tage die Marke bleibt, unter der man Brentano und seine Schüler am bequemsten zusammenfassen zu können glaubt, so wird man dann überrascht sein von einer entgegengesetzten Einschätzung, wie sie ein Enkelschüler Brentanos als seinen „ersten Eindruck" schildert. Utitz sagt in den „Erinnerungen an einen merkwürdigen Weisen": „. . . Ich wähnte geradezu am Quell der Weisheit zu sitzen, aus dem in nie versiegender Fülle die Wasser fließen. Ich war wie berauscht, wie in einem Taumel, kein Gedanke an Schulmeisterei, an gelehrten Bücherkram, sondern Offenbarung einer flutenden Leidenschaft, einer hinreißenden Bewegtheit, kristallisiert in reinster Denkerarbeit, getragen von einem fabelhaften Wissen und erzeugt durch unvergleichlichen Scharfsinn."

Digitized by Google

Gern ergänze ich durch diesen enthusiastischen Eindruck aus dem letzten Jahrzehnt meine Erinnerungen aus dem ersten. Denn ich selbst habe Brentano nie mehr gesehen seit seinem Weggang von Wien 1895. Das seltsame Wort „Auch hier hat sich Höfler, durch Meinong verführt, eines Abfalls von der richtigen Lehre schuldig gemacht," das mir aus einem offiziellen Gutachten Marthys über meine unter Meinongs Mitwirken verfaßte „Logik" einige Zeit vorher bekannt geworden war, hat leider das Tafeltuch zwischen uns zerschnitten. Umso mehr aber ist es mir Bedürfnis, nach diesen und noch zahlreichen verwandten späteren Erfahrungen weiter zu berichten, was ich auch diese Jahre her über meinen ersten Lehrer erfuhr: wie er seine fast völlige Erblindung mit größter Standhaftigkeit ertrug; wie er an seinem Hauptproblem, dem Gottesbeweis, so zuversichtlich weiterarbeitete, daß mir noch vor wenigen Jahren ein mit Brentano innig befreundeter, ausgezeichneter Wiener Arzt erzählte, Brentano habe ihm kürzlich versichert, nun habe er den Gottesbeweis binnen wenigen Wochen fertig . . . Nun lese ich bei Utitz: „. . . das Werk, das er am heißesten geliebt, an dem er sein ganzes Leben lang geschaffen, ist unveröffentlicht geblieben, und nur den wenigsten bekannt: seine große theistische Metaphysik."

Schon die bloße Frage: Wie wird die Zukunft über das Lebenswerk Franz Brentanos urteilen? ginge hinaus über Erinnerungen an „Franz Brentano in Wien". Nicht aber darf in diesen fehlen eine Erwähnung des Eindruckes, den Brentanos Erscheinung und Gehaben sogleich in den ersten Jahren seines Wiener Ordinariats auf die Wiener Gesellschaft gemacht hat. Als damals Adolf Wilbrandt seine Novelle „Der Gast aus dem Abendstern" schrieb, wußte jeder, es sei der aus Würzburg nach Wien berufene, vom Dominikaner zum Konfessionslosen gewordene und doch so streng theistisch gebliebene neue Philosophieprofessor gezeichnet. Da die Novelle den Stern sich abheben läßt vom Abend, das Licht vom Dunkel, so versuchen wir schon heute weder eine Analyse dieser Auffassung Wilbrandts, noch des Eindruckes der ganzen Wiener Gesellschaft, in deren Namen er gesprochen hat. Sondern wenn die Leser dieser Hefte auch übers Jahr noch an die heutigen Mitteilungen denken und dem Lichtbild die Schatten beigefügt wünschen, durch die das nisi bene erst zu dem von Goethe verlangten nisi vere wird, wollen wir es, wenn das Grab nicht mehr dunkel, sondern wieder begrünt ist, auch wagen, an diejenigen Seiten von Brentanos Wesen zu rühren, aus deren Dunkel ja doch auch das Licht seiner Leistungen geboren worden ist.

Darum jetzt zur Erklärung des äußerlich Auffälligen, daß Brentanos Ordinariat der Philosophie nur sechs Jahre 1874—1880 gedauert hat, nur soviel: Um als ehemaliger Priester in Österreich sich verehelichen zu können, mußte er die österreichische Staatsbürgerschaft und mit ihr das Ordinariat aufgeben und wurde einfacher Privatdozent. Als solcher las er ebenso fleißig und unter ebenso großem Zulauf wie früher. Aber er hatte gemeint, daß er wenige Wochen nach dem formellen Aufgeben der Professur sie wieder zurückerhalten werde, und da das nicht geschah, zerquälte er sich und alle, die er für einflußreich hielt, in Bemühungen, diese Rehabilitation durchzusetzen. So viel auch damals über diese Dinge in Wien gesprochen wurde, vermochte ich mir niemals ein abschließendes Urteil über die Rechtslage zu bilden. Denn auch ein mit äußerster literarischer Heftigkeit geführter Streit zwi-

Digitized by Google

schen Brentano und dem Prager Juristen Krasnopolski brachte keinen der dialektischen Gegner zum Schweigen. So legte endlich Brentano 1895 auch die Dozentur nieder und schied von Wien mit einem Leitartikel der Neuen Freien Presse „Meine letzten Wünsche für Österreich". Sie waren — man kann es nicht anders nennen — ein Fluch wider die österreichische Universitätsphilosophie und -politik. Und in der Tat ist es so schlimm oder fast noch schlimmer gekommen, als die aufgeregten Worte es vorausgesagt. Als der Herbartianer Zimmermann nach erreichter Altersgrenze schied, empfahl er Ernst Mach — der nie Philosoph heißen wollte — als seinen Nachfolger unter dem Vorbehalte, daß neben diesem „Vertreter der naturwissenschaftlichen Richtung" noch einer „der geisteswissenschaftlichen Richtung", eben als Ersatz für Brentano, ernannt werde. Der „Geisteswissenschaftliche" war dann der Wissenschaftsgeistliche Laurenz Müllner. Er hatte sich an der theologischen Fakultät unmöglich gemacht, und so versetzte ihn der Minister Gautsch gegen den fast einstimmigen Einspruch der philosophischen Fakultät an diese. Auf ihn ging dann noch sieben Jahre später das grausame Wort aus Boltzmanns Antrittsrede (am 26. Oktober 1903): „Ich habe eine einzige philosophische Abhandlung veröffentlicht. Nun ich tröste mich damit, daß es Philosophie-Professoren gibt, die noch um eine weniger veröffentlicht haben." Grausam; denn Laurenz Müllner hatte es geschmackvoll gefunden, vor dem philosophischen Neophyten Boltzmann als Einführender auf die Katheder zu treten und neben dem Professor Platz zu nehmen. Als dritter war Jodl gekommen und hatte beim Abschied von Prag gesagt: er betrachte es als seine wissenschaftliche Mission in Wien, die letzten Spuren der Brentanoschen Schule auszurotten...

Der Rest wäre Schweigen, wenn es nicht allbekannte Tatsache wäre, daß trotz der nur sechs Jahre von Brentanos Ordinariat — denn als Privatdozent hatte er weder bei Habilitationen noch auch nur bei Doktoraten mitzureden — eine für die wenigen Universitäten Österreichs ganz erstaunlich große Zahl von Schülern und Enkelschülern Brentanos Ordinarien der Philosophie geworden sind: Marty in Prag (von hier war Stumpf nach Deutschland gegangen), Meinong in Graz, Ehrenfels in Prag, Hillebrand in Innsbruck, Twardowski in Lemberg usw.

Die härteste Tragik in Brentanos Leben war, daß er fast alle diese und seine übrigen reifgewordenen Schüler „eines Abfalls von der richtigen Lehre schuldig" hielt und wohl auch über persönlichen Undank klagen zu müssen meinte. Die Schleier von allem, was man hier Schuld nennen mag und was viel richtiger und freundlicher das Schicksal eines Lehrers hieße, der eben einstige Schüler zu freiem Forschen auszurüsten vermochte — diese Schleier lüfte keine Hand eines einzelnen, sondern erst die Geschichte der Philosophie mag sagen, wieviel von Brentano gerade in diesen scheinbar undankbaren Schülern und, hoffen wir, in einer bald ganz unpersönlich gewordenen „empirischen Philosophie" — so nannte er gern die seinige — weiterleben wird.

Sollte es übers Jahr zur Fortsetzung dieses Berichtes kommen, so wird, wenn die Wehmut verschmerzt ist, aus den ersten Zeiten Brentanos in Wien auch manches fröhliche, geistsprühende Wort des „Anigmatias" (so nannte Brentano sein schon in dritter Auflage erschienenes Rätselbüchlein) das helldunkle Bild nicht unwesentlich ergänzen.

Wien, 31. März 1917. Alois Höfler.

Digitized by Google

K. u. K. Offiziere.

1915 brachte die Tauchnitz Edition einen Band The Austrian Officer at Work and at Play. Dorothea Gerard, seine Verfasserin, schien nach dem Verzeichnisse der Sammlung eine jener Engländerinnen zu sein, angesichts deren schriftstellerischer Tätigkeit man sich beinahe wundert, wie sie nebenher noch Zeit finde, zu leben: umfaßte es doch nicht weniger als 28 Bände Erzählungen, deren Titel — Orthodox, Ein makelloser Ruf, Eine vergessene Sünde, Die höchste Schuld, Heilige Ehe, Das Ewig Weibliche usw. — auf eine Schriftstellerin in den Spuren der Eliot schließen ließen, während ihre Schauplätze neben Schottland vorzugsweise in Österreich zu suchen waren, in Polen, Galizien, aber auch in Frankreich, Rußland, Indien und Java. Eine, „Die verführerische Stadt", spielte in Wien; eine andere, „Die Blutsteuer", hatte den Untertitel „eine Studie des Militarismus". Der eingeklammerte Name Madame Longard de Longgarde besagte den wenigsten Lesern, daß Dorothea Gerard in Wirklichkeit die Gattin des österreichischen Feldmarschalleutnants Julius von Longgarde war und mit ihrem Gemahl eine große Anzahl österreichischer Garnisonen kennen gelernt, mit Offizieren Radetzkys verkehrt, und die Kämpfer der italienischen und bosnischen Feldzüge oft an ihrem Tische gesehen hatte. Dorothea Gerard of Rochefoles, wie sie mit ihrem Mädchennamen hieß, war im Sacré Coeur zu Graz erzogen worden und hatte noch die österreichische Herrschaft in Venedig erlebt. Sie fühlte sich als Österreicherin, wenn auch der Schmerz, ihr Geburts- und ihr Wahlvaterland im Krieg miteinander zu sehen, aus dem knappen und gepreßten Vorworte spricht, das sie der englischen Ausgabe mitgab, ehe sie am 29. September 1915 die Augen schloß. Ein begabter österreichischer Generalstäbler, der K. u. K. Generalstabsmajor Otto Waldschütz, der das Buch in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung besprach, übersetzte es, aber auch ihm nahm der Tod die Feder aus der Hand. Einer seiner Kameraden, Richard Wengraf, stellte die Übersetzung fertig und der Verlag Georg Westermann in Braunschweig gab sie heraus unter dem Titel: K. u. K. Offiziere. Es verschlägt dem Werte dieses Buches nichts, wenn man sagt, daß es in hohem Grade nicht nur spannend, sondern unterhaltend ist. Der Mangel an Raum macht es leider unmöglich, daß wir an dieser Stelle von dem Werk Proben geben, z. B. aus den Kapiteln über den Okkupationsfeldzug oder Das Garnisonsleben in der Provinz. Kein Leser, der sich das Buch, sei es deutsch, sei es englisch, erwirbt, wird es bereuen. Die englische Ausgabe enthält Stellen und Kapitel, die in der deutschen fehlen.

Neuausgaben von Stifter.

Die feinen, zu wenig bekannten Studien „Aus dem alten Wien" werden in einer Ausgabe der K. K. Hof- und Staatsdruckerei vorgelegt, die außerordentlich schön gedruckt, nur in 500 Exemplaren erschienen ist und 24 Kronen kostet. Sie wird wegen ihrer vornehmen Type auch Bücherfreunde willkommen sein, die die Ausgabe des Inselverlags besitzen. Wir würden es begrüßen, wenn auch andre Meisterwerke der österreichischen Literatur in einer ähnlich edlen Ausstattung erneuert würden, und erlauben uns die Anregung, die ursprünglichen Ausgaben der „Studien" mit den alten Stahlstichen nachzuahmen, vor allem die reizend gedruckten Taschenausgaben. Wenn eine zierliche Erneuerung der „Studien", der „Bunten Steine" und der Erzählungen

Digitized by Google

des Nachlasses für Bücherliebhaber eine Freude wäre, so muß eine Neuausgabe des „Nachsommers" geradezu als Bedürfnis gefordert werden. „Wenn man von Goethes Schriften absieht und namentlich von Goethes Unterhaltungen mit Eckermann, dem besten deutscher Buche, das es gibt: was bleibt eigentlich von der deutschen Prosaliteratur übrig, das es verdiente, wieder und wieder gelesen zu werden? Lichtenbergs Aphorismen, das erste Buch von Jung-Stillings Lebensgeschichte, Adalbert Stifters Nachsommer und Gottfried Kellers Leute von Seldwyla, und damit wird es einstweilen am Ende sein." Man sollte meinen, um ein Werk, das Nietzsche mit solcher Auszeichnung nennt, müßten sich die Verleger reißen. Statt dessen ist der echte „Nachsommer", die Ausgabe in drei Bänden, so wie ihn der Verfasser schrieb, nicht einmal mehr antiquarisch zu erwerben. Dieser großartige Bildungsroman mußte es sich gefallen lassen, von 483 + 420 + 444 Seiten auf 458 zusammengestrichen zu werden! Anscheinend hat kein deutscher Verleger — Gott weiß, welche Hunderte überflüssiger Doppelausgaben wir seit Jahr und Tag über uns ergehen lassen müssen — soviel Geschmack den unverkürzten „Nachsommer" neuzudrucken: vielleicht erbarmt sich ein österreichischer Verleger in Krotoschin oder Leitomischl seines sozusagen Landsmannes, rettet eine wundervolle Dichtung, die Friedrich Nietzsche zu den vier klassischen Werken der Prosa nach Goethe gezählt hat, aus unverdienter Vergessenheit und beschämt Leipzig und Berlin! J. H.

Das Kulturgeklapper.

Eine Aufforderung geht uns zu, dem „Deutschen Verein für Buchwesen und Schrifttum" beizutreten. Die Ziele dieses Vereins sind augenscheinlich vernünftig und der Unterstützung wert, aber muß das Modewort „Kultur" wirklich auf der ersten Prospektseite nicht weniger als sechsmal vertreten sein? Wir können uns nachgerade nirgends mehr retten vor dieser Phrase, die uns auch hier wieder um die Ohren knallt wie Fuhrmannspeitschen: „edelste Kulturwerte ... solche Werte ... diese Werte ... Kulturausstellung ... deutsche Geisteskultur ... Halle der Kultur ... Zeitschrift für geistige Kultur ... Halle der Kultur" — das alles auf dreiviertel Seiten! Das unausstehliche Auftrumpfen mit unserer sogenannten Kultur hat uns im Ausland nicht nur lächerlich, sondern geradezu verhaßt gemacht. Man spricht bekanntlich am liebsten von der Eigenschaft, die man am wenigsten hat. Werfen wir doch dies Modewort zu anderen Modewörtern, zu „voll und ganz", „unentwegt", „nachdenklich", „Forderung des Tags", „Neuorientierung", „Volk der Organisation" und dergleichen Redensarten! Unser pharisäisches Kulturprotzen ist echtem Bildungsstreben bloß im Wege. Es ist eine deutsche Erbschwäche, zu meinen, es sei schon alles in Ordnung, wenn nur das Maul recht voll genommen wird. „Die Zivilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und Gebräuchen, und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung. Die Kultur fügt dieser Veredelung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt." Probiert ob ihr aus dieser Begriffsbestimmung Humboldts auch eine Modephrase machen könnt!

Digitized by Google

Literatur über den nahen Orient.

Von Franz Carl Endres.

Das allgemeine Interesse an der Türkei und an Vorderasien ist noch immer außerordentlich stark. Es ist aber augenblicklich ein Übergangsstadium festzustellen von kritikloser Aufnahme alles Gebotenen zu werdendem eigenen Urteil und damit zur Kritik. Die Bedingtheiten türkischer Mentalität, die riesenhaften Schwierigkeiten, die ein Neubau türkischen Kulturlebens heraufbeschwört, die großen Widerstände, die auch für uns im erwachenden Panislamismus erstehen, die Begrenztheit der Türkei als Absatz- und Produktionsgebiet und die Geringfügigkeit unserer bisherigen Handelsergebnisse mit der wenig kapitalkräftigen Türkei im Vergleich zu den Ziffern unseres Welthandels, dies und noch vieles Andere, verwandelt allmählich den blinden Glauben in ein sehendes Wissen, die Überschwenglichkeit in nüchternes Urteil, die grenzenlose Erwartung in ein vernünftiges Rechnen mit gegebenen Größen.

Aber leider noch lange nicht bei Allen. Es gibt noch immer Leute genug, die nicht zufrieden sind, bevor sie sich berauscht haben, Leute, die nicht Tatsachen sehen, sondern nur die glitzernden Träume, die sie oder andere sich von diesen Tatsachen gemacht haben, weil sie ihr Urteil auf der Basis unorientierter Begeisterung und mit der Wirklichkeit in lächerlichem Widerspruch stehender Wünsche gebildet haben. Bedauerlicherweise werden solche Leute auch noch literarisch ausgenützt und wir haben über den Orient eine ganze Reihe von Büchern, die ebenso opportun als falsch sind.

In unserer Zeit, die aus verschiedenen Gründen, die Äußerung freier Meinung meidet, lechzt man förmlich nach Kritik und rückenstarkem Urteil. Nicht nach jener öden Kritik, die im Neinsagen ihre ganze Originalität hat, sondern nach jener befruchtenden, segensreichen Kritik, die stets hinter der Negation den positiven Vorschlag zur Verfügung hat.

Da sind zunächst 3 Bücher zu nennen[1]), die trotz mancher Irrtümer doch deshalb zu begrüßen sind, weil sie von nüchternem Urteil geschrieben wurden. Zunächst Banse's kleine Geographie, die einen wörtlichen Auszug aus seinem großen Werk darstellt. So sehr der Verfasser sich dem Zauber allgemeiner orientalischer Kultur hingibt, so sieht er doch genau, wo es der Türkei fehlt und macht bemerkenswerte Reformvorschläge. Seine Landschaftsschilderungen sind farbig wie sein Stil, der allerdings einen völligen Gegensatz zum bisherigen Stil wissenschaftlicher Werke bedeutet. Es ist gewiß zu begrüßen, wenn schönes, lebendiges Deutsch Einzug hält in die oft nicht lesbaren Folianten unserer Gelehrten. Nur ist die Grenze, die das Schöne vom Manierierten trennt, leicht überschritten, eine Gefahr, der auch Banse manchmal erlegen ist.

Im Vergleich zu Banse wirkt mit vollendeter Nüchternheit das kleine Buch von Krause über die Türkei, das auf knappstem Raum erstaunlich viel zusammengebracht hat. Es sind von der Kritik schon eine Reihe von Fehlern dieses Buches ausfindig gemacht worden. Bei der Fülle des Stoffs möchte ich das nicht als einen allzu großen Vorwurf für das Buch auffassen. Ich selbst kann den Ansichten des Verfassers über „Die besonders glänzende Entwicklung des türkischen Romans", über die „Güte der türkischen Tagespresse" und über die „vielversprechenden Anfänge türkischer Kunst" nicht beistimmen. Dagegen

Digitized by Google

finde ich sehr richtig seine Warnung vor der Ansiedlung deutscher Ackerbauer in Anatolien. Wenn auch die Angaben über das türkische Heer teilweise ganz veraltet sind [2]), so ist das Büchlein doch zur raschen Orientierung durchaus zu empfehlen.

Ein großangelegtes Werk, das auch noch Ägypten mit einschließt, hat Dr. Wirth herausgegeben. Auch er urteilt nüchtern und disponiert außerordentlich klar. Das beweisen vor allem die Kapitel über die in Deutschland fast durchweg falsch beurteilten Senussi, über die Bedingtheit des heiligen Krieges und über die Armenier. Vielleicht wird in einer zweiten Auflage, die wir dem guten Buche wünschen, der Verfasser sich noch eingehender mit dem armenischen Problem und namentlich mit den oberen türkischen Gesellschaftsklassen, die für die Entwicklung der Kultur von höchster Bedeutung sind, befassen.

Im Gegensatz zu diesen zusammenhängenden Darstellungen gibt Hugo Grothe eine Sammlung von Einzelschriften heraus [3]). Sie verfolgt übereinstimmend mit dem 1906 gegründeten „Deutschen Vorderasienkomitee", dessen Sprachrohr sie ist, den Zweck, „Verständnis und Kenntnis über die einer neuen, geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung entgegengehenden Lande des vorderen Orients zu verbreiten" und tut das mit viel Geschick und erfreulicher Unabhängigkeit der Meinung. Die Redaktion geht von dem sehr richtigen und leider nicht überall befolgten Grundsatz aus, daß man gerade als Freund der Türkei Kritik üben muß und nicht darin seine Aufgabe sehen darf, fortgesetzt nur die Begeisterungstrommel zu rühren.

Auch Hans Rohde hat wieder ein vorzügliches Buch geschrieben [4]). Er faßt alles Wissenswerte über deutsche Arbeit in der Türkei zusammen und versieht vieles mit seinem klugen und aus langjähriger Tätigkeit im Orient gereiften Urteil, wenn er auch gerade mit diesem Buche ganz naturgemäß etwas beengt ist und nicht alles schreiben kann, was er will. Großes Verständnis zeigt der Verfasser für den Zionismus und die jüdische Kolonisation Palästinas. Auch im Ostjudenheft der S. M. hat Verfasser einen interessanten Artikel geschrieben.

Wir haben dieses Buch mit größerer Freude gelesen als 2 Bücher aus der Jäckh'schen Orientbücherei [5]), die in das Programm des unbedingten Optimismus, den Jäckh in allen persönlichen Publikationen verbreitet, ganz gut hineinpassen, aber der deutschen Orientierung doch nur verhältnismäßig bedingte Hilfe leisten. Mahmud Mukhdar macht einen vergeblichen Versuch, den Islam der christlichen Religion zu nähern, ohne uns dabei über das Wesen des Islam mehr als oberflächlich aufzuklären und ohne den überzeugten Anhängern der beiden Religionen damit irgend einen Dienst zu leisten. Tekin Alp, vulgo Rechtsanwalt Cohen aus Saloniki schreibt in übertreibender, etwas eitler und dabei stark tendenziös gefärbter Weise über sein Thema und der kritiklose Leser könnte bei der Lektüre beinahe vergessen, daß der Pantürkismus, chauvinistisch aufgefaßt, fremdenfeindlich im innersten Motiv ist, die Befruchtung türkischer Kultur durch deutsches Wesen erschwert und uns nach dem Kriege wohl noch manche Überraschung bringen kann, wenn er nicht in die Bahnen vernünftiger Staatsraison geleitet wird.

Ein Buch über Arabien [6]) weiß nicht recht, ob es politisch oder historisch sein soll. Der Leser weiß das auch nicht. Trotzdem ist das Bestreben des Verfassers anerkennenswert und das Ergebnis durchaus erfreulich. Arabien

Digitized by Google

ist heute noch für die allermeisten eine vollendete „Terra incognita". Jeder Versuch, hier vorzudringen und namentlich, wenn er mit so gründlichem Eifer, wie vom Verfasser unternommen wird, ist zu begrüßen. Das Buch verfolgt die Reihe der historischen Begebnisse bis zur Kapitulation Townshends bei Kut el-amara, enthält eine ganze Anzahl von interessanten Aktenstücken im Urtext und ein gutes Literaturverzeichnis nebst einigen Karten.

Rein politisch und wohl auch nur für den praktischen Politiker und Historiker von Interesse ist eine leider nicht ganz erschöpfende Sammlung von Aktenstücken zur orientalischen Frage[7]). Da das Buch eine Auswahl darstellt, war das subjektive Empfinden des Herausgebers für das, was aufzunehmen und was wegzulassen sei, maßgebend. Das ist auch der Grund, warum mancher Leser noch Einiges in dem Buch vermissen dürfte.

Eine sehr gediegene Verarbeitung der vorhandenen Literatur gibt Dr. C. Doelter[8]) in einem Buche, das zwar hauptsächlich nur die Mineralschätze der Balkanländer behandelt, dann aber in einem Anhang auch auf die Kleinasiens summarisch zu sprechen kommt. Es wäre sehr begrüßenswert, wenn der Verfasser, dem gründliche Sachkenntnis zu Gebote steht, ein gesondertes Werk seiner Spezialwissenschaft über Kleinasien schreiben würde, sodaß man sich allmählich von den unförmigen und doch schon recht veralteten Bänden von Tschihatscheff befreien könnte.

Eine Reihe von Broschüren sind erschienen, von denen uns nur verhältnismäßig wenige vorliegen. Eine dieser Broschüren beschäftigt sich mit Mesopotamien[9]) als dem Land der Zukunft. Ohne weiter auf die himmelstürmenden Pläne des ungenannten Verfassers einzugehen, wollen wir nur feststellen, daß die Bedeutung Mesopotamiens für Deutschland sehr gering ist, solange die Verschiffung der Rohprodukte am persischen Golf auf englischem Gebiete sich abspielen muß. Die Bewässerung des „Landes der Zukunft", das sich gegenwärtig in einem beispiellosen Zustand der Verödung und Verwilderung befindet, erfordert, wenn das Willcox'sche Projekt zu Grunde gelegt werden sollte, so ungeheure Kapitalien, daß ihre Investierung auf so unsicherem Gebiete vorerst gar nicht vernünftig erscheint.

Ein deutscher Professor, M. Horten[10]), erörtert die kulturellen Entwicklungsfähigkeiten des Islam auf geistigem Gebiete in einer sehr interessanten und inhaltsreichen Studie. Er weist in knapper und prägnanter Darstellung auf die ja nicht unbekannte Tatsache hin, daß die arabische Philosophie und Theologie in freizügiger Weise Elemente fremder Philosophien und Religionen aufgenommen und mit dem Islam verknüpft hat. Pseudoempedokleische, aristotelische, neuplatonische Gedanken auf der einen, buddhistische und brahmanische Gedanken auf der anderen Seite werden von den einzelnen islamitischen Gelehrten zu Systemen entwickelt und dem Koran, oder dieser in seiner Auslegung ihnen angepaßt. Der Verfasser begeht nur den einen Fehler, daß er aus Verhältnissen des klassischen Zeitalters arabischer Philosophie und Theologie und seiner lange währenden Nachblüte zu sehr auf moderne türkische Verhältnisse schließt. Muhammad Abduh, gestorben 1905, ist eine vollendete Ausnahmserscheinung. Aus diesem uns nicht ganz berechtigt erscheinenden Sprung, den der Verfasser macht, erklärt es sich, daß der 2. Teil seiner kleinen Schrift in seiner Bedeutung abfällt. Die heftige Art, mit der Verfasser über den Materialismus urteilt, stört das im übrigen schöne Bild ob-

Digitized by Google

jektiver Betrachtungsabsicht. Was würde der Verfasser sagen, wenn man seine religiösen oder metaphysischen Anschauungen als „Kindereien" bezeichnen oder seiner Geistesrichtung einen „Minderbesitz an geistigen Gütern" zusprechen wollte.

Ebenfalls mit Entwicklungsmöglichkeiten beschäftigt sich C. H. Becker [11]). Er behandelt das türkische Bildungsproblem in sehr reizvoller Weise und urteilt über die türkische Universität mit vollem Recht folgendermaßen: „Eine moderne Universität kann trotz aller nationalen Wünsche noch auf Jahrzehnte hinaus nicht innerlich türkisch sein. Man kann den bizarren Versuch machen, europäischen Gelehrten das Türkische oder Arabische als Unterrichtssprache aufzuerlegen; aber damit schafft man doch keine nationale Universität, man befriedigt bestenfalls die nationale Eitelkeit, also einen Zug der Schwäche, nicht der Stärke."

Ausgezeichnet sind auch die Erörterungen Beckers über die Klippe, an der die orientalische Bildungsreform scheitern kann, an dem Gegensatz nämlich der orientalischen Beschaulichkeit mit dem kategorischen Imperativ des modernen Arbeitsgedankens.

Eine andere Broschüre spricht, ohne irgendwelche Belege beizubringen, von der Türkei als unserem „Kolonialreich der Zukunft" [12]) sowohl in geistiger als materieller Beziehung. Obwohl der Verfasser dieser Broschüre ein paar tapfere und richtige Gedanken schreibt, so bietet das ganze, im Prinzip verfehlt, doch zu wenig, um lesenswert zu erscheinen.

Der Gebildete, der sich über den Islam orientieren will, tut immer noch am besten, zunächst einmal den Koran [13]) zu lesen. Die Ausgabe von Max Henning ist billig, gut und mit einer hübschen Einleitung versehen.

Auch Broschüren [14]), die sich mit der türkischen Sprache und Schrift befassen, liegen uns vor. Sie mögen sich als Ergänzung zu Konversationsgrammatiken ganz gut eignen.

Auch von türkischen Kriegsbüchern ist uns schon Einiges zugegangen, das wir einer speziellen Besprechung über Kriegsliteratur einstweilen vorbehalten.

Vom Verfasser dieser Literaturübersicht sind im Jahre 1916 vier Bücher [15]) erschienen, die bestrebt sind in die Psyche des Orients einzudringen. Die Beurteilung muß den Lesern überlassen bleiben.

Else Marquardsen-Kamphövener, den Lesern der S. M. gleichfalls bekannt, hat den Versuch unternommen, die Psyche des Orientalen im Roman dem deutschen Empfinden nahezubringen [16]).

---

[1]) Ewald Banse, „Die Länder und Völker der Türkei, eine kleine ästhetische Geographie", George Westermann, Berlin, Braunschweig, Hamburg, 1916. 132 Seiten 4°, Preis gebunden M. 3.–. — P. R. Krause, Kais. Ottom. Regierungsrat a. D., „Die Türkei", mit 2 Karten, B. G. Teubner, „Aus Natur und Geisteswelt", Band 469. Leipzig 1916, 136 Seiten, geb. M. 1.25. — Dr. Albrecht Wirth, „Vorderasien und Ägypten in historischer, politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht geschildert", Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1916. 396 Seiten, 82 Abbildungen, 1 Karte, geb. M. 10. . — [2]) Sachgemäße, wenn auch ebenfalls durch die Entwicklung des Heeres überholte Hinweise, gibt General Imhoff im 10. Heft der „Länder und Völker der Türkei", 1916, vergl. Anmerkung 3. — [3]) „Länder und Völker der Türkei", herausgegeben von Dr. Hugo Grothe Veit & Co., Leipzig 1915. I. Sammlung. geheftet M. 6. , das einzelne Heft M. —.50. Inhalt der einzelnen Hefte (Titel abgekürzt wiedergegeben): Deutsche Schule, Islamitische Geisteskultur, Cypern

Digitized by Google

und die Engländer, Das georgische Volk, Arabien, Türkei 1908—1915, Deutsche Forschung in Vorderasien, Die Juden der Türkei, Griechentum Kleinasiens, Armenien und Deutschland, Ukraine, Deutsche Bahnbauten in der Türkei. Vom Jahre 1916 liegen das 10. Heft (Türkisches Heer) und das 11. Heft (Die Schiffahrt in Mesopotamien) vor. — [4]) Hans Rohde, Deutschland in Vorderasien, Mittler & Sohn, Berlin 1916, 148 Seiten. 1 Karte. Geh. M. 2.75. — [5]) Mahmud Mukhdar Pascha, „Die Welt des Islam im Lichte des Koran und der Hadith", Deutsche Orientbücherei, Band I, Gustav Kiepenheuer, Weimar 1915; Tekin Alp, „Türkismus und Pantürkismus", ebendort. — Professor Dr. Max Blanckenhorn schreibt im 18. Heft der Orientbücherei über „Syrien und die deutsche Arbeit" in anregender und wohl auch im allgemeinen ganz richtiger Weise. Auch er kommt zu einer Warnung vor der Ansiedlung deutscher Ackerbauer in Palästina. — [6]) Franz Stuhlmann, „Der Kampf um Arabien zwischen der Türkei und England", I. Heft der Hamburgischen Forschungen. Wirtschaftliche und politische Studien aus hanseatischem Interessengebiet. Herausgegeben von K. Rathgen und F. Stuhlmann. George Westermann, Hamburg, Braunschweig, Berlin, 344 S. — [7]) Karl Strupp, „Ausgewählte diplomatische Aktenstücke zur orientalischen Frage". Perthes-Schriften zum Weltkrieg, 10. Band, F. A. Perthes, A.-G., Gotha 1916, 319 S. Geh. M. 5.—. — [8]) Dr. C. Doelter, k. k. Hofrat, o. Professor der Mineralogie und Gesteinskunde an der Universität Wien, Vorstand des mineralog. Instituts, „Die Mineralschätze der Balkanländer und Kleinasiens" mit 27 Abbildungen. Ferd. Enke, Stuttgart 1916, 138 S. Geh. M. 6.40. [9]) „Mesopotamien, das Land der Zukunft", von einem deutschen Volkswirt. K. Reuschel, Berlin, 80 Seiten, geh. M. 2.50. — [10]) „Die kulturelle Entwicklungsfähigkeit des Islam auf geistigem Gebiete", von M. Horten, Professor für semitische Philologie an der Universität Bonn. Cohen, Bonn 1915, 32 Seiten, M. 1.20. [11]) „Das türkische Bildungsproblem", von C. H. Becker. Cohen, Bonn 1916, 36 Seiten, 4°, M. 1.50. — [12]) Theodor Springmann jun., Fabrikant und Leutnant der Reserve, Husarenregiment 11, „Deutschland und der Orient". Das Kolonialreich der Zukunft auf geistigem und materiellem Gebiet. Hammerschmidt, Hagen i. Westf., 1915, 36 Seiten. — [13]) „Der Koran." Aus dem Arabischen übertragen und mit einer Einleitung versehen von Max Henning. Ph. Reclam jun., Leipzig. 611 Seiten. In Ganzleinen geb. M. 1.50. — [14]) „Türkisch, wie man es erlernt und lehrt", von Dr. Otto Hachtmann, Die Lese, Verlag, Stuttgart, 37 Seiten, 50 Pfennig. — „Wie die Araber und Türken schreiben", von Ernst Marré. Verlag Marré, Leipzig, 23 Seiten, M. 1.—. — [15]) Die Türkei von Franz Carl Endres. C. H. Beck, München 1916. 301 Seiten. Preis geb. M. 5.— (3. Auflage). — Nargileh, Türkische Skizzen und Novellen. Von Franz Carl Endres. Delphinverlag, München 1916. 103 Seiten. Karton. M. 1.40. — „Die ganze Welt im Bilde", 1. Heft „Die Türkei". Groß 4°. 215 Abbildungen, Text und Erläuterungen von Franz Carl Endres. Delphinverlag, München 1916, Pappband M. 2.—. — Türkische Frauen von Franz Carl Endres. Verlag von A. Hertz, München, Schönfeldstr. 8. 198 Seiten, brosch. M. 3.50. — [16]) Der Smaragd des Scheich, von Else Marquardsen-Kamphövener. Verlag Georg Müller, München-Berlin 1916. 279 Seiten, geh. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Aus Natur und Geisteswelt.

(Der Band geheftet M. 1.20, gebunden M. 1.50, Verlag Teubner in Leipzig) enthält über österreichische Fragen u. a.: Charmatz, Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert: I. Bis zum Sturze Metternichs, II. Von der Revolution bis zur Annexion. — Charmatz: Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907: I. Die Vorherrschaft der Deutschen. II. Der Kampf der Nationen. — Heiderich, Österreich-Ungarn: Land, Bevölkerung, wirtschaftliche Verhältnisse, materielle Kultur. Weber, Österreich-Ungarn: Geschichte, Staatsverfassung, geistige Kultur, Beziehungen zu anderen Ländern, insbesondere Deutschland. — Kaindl, Polen. — Kleinberg, Grillparzer.

Digitized by Google

Schwedens Stellung im Weltkrieg.

Kürzlich las man in einem Aufsatz über einen der neutralen Staaten, es sei — nach einem alten Kinderspiel zu sprechen — wichtig für uns Deutsche zu wissen, wo es auf der Welt für uns warm oder kalt sei. Das ist ganz gewiß richtig, wenn man es richtig versteht. Wir müssen nachsehen, wer unsere Freunde und wer unsere Gegner sind. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." Das ist eine uralte Weisheit, die auch im politischen Leben gilt. Aber wie bestimmen wir das „warm" und „kalt"? Daran hängt alles. Werden wir nach Sympathien fragen, nach Meinungen zu unsren Gunsten? Gefühlspolitik gleicht immer dem Glatteis. Man ahnt nicht, wie bald man sich ein Bein brechen kann. Es gibt hier nur einen Gradmesser: nicht die gleichen Ansichten, sondern die gleichen Interessen. Einem Menschen, der mir im Ausland mitteilt: ich liebe die Deutschen, weil sie so tapfer sind, werde ich fröhlich zulächeln, wie einem, der mir einen guten alten Bekannten neu vorstellt. Kommt aber einer, der mir erklärt: ich kann den Einmarsch in Belgien nicht gutheißen und die Versenkung der Lusitania war mir ein großer Schmerz — aber ich halte doch zu Euch, denn Euer Feind ist auch mein Feind, dann grüße ich ihn als Freund. Nun ist es aber mit den Ansichten eine eigene Sache. Oft stehen sie im engsten Zusammenhang mit den Interessen. Wenn man dieser Tatsache nachgeht, findet man sie täglich bestätigt, und auf jeder Seite der Weltgeschichte steht sie zu lesen. Für uns mag sie jedenfalls ein Wegweiser zu dem Warm oder Kalt sein. Aber eines ist sicher: die Interessen kommen zuerst und dann die Sympathien. Wenn wir Deutsche uns heute und in der Zukunft in der Welt umsehen wollen, müssen wir diese Binsenwahrheit mehr als bisher beachten. Wir werden dann weniger Enttäuschungen an uns und den anderen erleben.

Fragen wir uns nun nach der Stellung Schwedens im Weltkrieg, so tun wir gut, jene Stromleitung von Zutrauen und Freundschaft zunächst auszuschalten, die wir besonders zu Anfang des Krieges nach unserem nordischen Bruder hinaufgesandt haben. Besehen wir ihn zuerst einmal selbst, damit wir uns davon überzeugen, ob er mit der Stromleitung etwas anfangen kann. Mit anderen Worten: betrachten wir Schweden politisch, das heißt unter dem Gesichtswinkel seiner Interessen.

Vor allem dürfen wir nicht zu historisch werden. Neben Karl XII., der sein Antlitz gegen Rußland wandte, steht Gustav Adolf, der — nicht nur aus religiösen Gründen — einen kühnen Vorstoß in Deutschlands Herz unternahm. Wir wollen uns an die Gegenwart halten, und uns mit dem Schweden des 19. Jahrhunderts befassen. Man wird seinen Urgroßvater niemals ganz abschütteln können, aber der Großvater und der Vater wirken stärker.

Schweden hat außerpolitisch in den Jahren von 1800—1900 wenig erlebt — und doch genug, um Wesenseindrücke dadurch zu erhalten. Am Anfang des 19. Jahrhunderts mußte das Land seiner einstigen Großmachtstellung in Europa Lebewohl sagen. Finland ging 1809 an Rußland, Pommern 1815 an Preußen verloren. Mit der Vorherrschaft in der Ostsee war es vorbei. Die Union mit Norwegen machte das Reich zu einem Halbinselstaat, der dem europäischen Kontinent etwas fernrückte. Diese ziemlich vereinsamte Stellung bestimmte für lange hinaus auch die politische Haltung. Man zog sich auf sich selbst zurück und lebte im Schutzwinkel des Nordens still dahin.

Digitized by Google

Ein Ansatz zu etwas weitgreifenderen Plänen ist 1848 zu bemerken, als der deutsche Bund Schleswig von der dänischen Herrschaft befreien wollte. Damals flammte die Idee des Skandinavismus auf und bestimmte Oskar I., dem dänischen Stammesbruder eine wenn freilich nur schwache Hilfe zu leisten, die bald zurückgezogen wurde. Man richtete sich also gegen Deutschland, ohne es doch zum entscheidenden Handeln kommen zu lassen. Außerdem — und das ist ein zweiter Hauptzug der damaligen Politik — suchte man bei den Westmächten, Frankreich und England, Schutz gegen das im Osten drohende Rußland. Der Zar hatte im Frieden von Fredrikshamn zugleich mit Finland auch Aland an sich genommen und das war von jenem Augenblick an als lauernde Lebensgefahr empfunden worden. Schließlich gelang es 1856 im sogenannten Alandstraktat zu erreichen, daß Rußland England und Frankreich versprach, keine militärischen Anlagen oder Marinebauten auf der Insel vor Stockholm anzulegen.

Das Jahr 1864 mit dem dänisch-deutschen Krieg ließ dann wieder die Welle des Skandinavismus anschwellen, aber ohne daß daraus irgendwelche Taten erwuchsen. 1870/71 stand die öffentliche Meinung des Landes nahezu einstimmig auf Seiten Frankreichs. Man war nicht nur politisch, sondern auch kulturell dem Westen zugetan.

Doch kurz darauf trat eine merkbare Änderung ein. Oskar II. kam ans Ruder und begann seine Regierung damit, daß er eine damals vielbemerkte Reise nach Kopenhagen, Berlin und Petersburg unternahm. Besonders der Besuch der beiden letzteren Städte bedeutete ein Abweichen von den bisherigen Richtlinien: der neue König wollte die alten Gegensätze gegen Süden und Osten, die seine Vorgänger beherrscht hatten, jetzt verwischen, sein Ziel war: gleichmäßige Neutralität nach allen Seiten. Von da ab rückte man Deutschland allmählich etwas näher, ohne jedoch eine besondere Stellung zu ihm einzunehmen.

Das erste Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts, das den furchtbaren Ernst des Weltkrieges vorbereitete, pochte auch hörbar an die Pforten Schwedens und schreckte das Land aus seiner behäbigen Abgeschiedenheit auf. 1905 löste sich Norwegen aus der Union los. Wie weit dabei Englands Hand mit im Spiel war, läßt sich heute noch nicht sicher sagen. Das Ergebnis: ein Engländer auf dem Thron in Christiania, spricht deutlich genug für sich. Jedenfalls machten sich hier zum erstenmal — wenn auch mittelbar — die Interessen der Entente für Schweden unangenehm fühlbar. Bald kamen auch von der anderen Seite, von Osten her, bedenkliche Anzeichen. Das Land wurde auf einmal eifrig von russischen Spionen durchforscht. Sie zogen, meist als Scherenschleifer, von Dorf zu Dorf und untersuchten die Straßen, Eisenbahnlinien, kurz das ganze Terrain genau, so daß man wohl nicht zu weit geht, wenn man behauptet, daß die Eingeweide Schwedens vor den neugierigen Augen des slawischen Nachbarn bloßlagen. Dazu kam die verschärfte Behandlung Finlands von Petersburg aus. Sie deutete gleichfalls auf eine Machterweiterung des Zarenreiches in der Richtung gegen Schweden hin. Das alles ließ das Nationalgefühl in dem skandinavischen Staat erwachen. Noch sind uns die Tage des Bauernzuges in Erinnerung, in denen 30000 schwedische Bauern vor das königliche Schloß in Stockholm zogen, um die Durchführung der Wehrreform zu fordern, die das damalige liberale Ministerium Staaff unter den Tisch fallen lassen wollte.

Digitized by Google

Zu jener Zeit ging die Erkenntnis der russischen Gefahr zum erstenmal durch weiteste Kreise der schwedischen Bevölkerung. Sie wirkte aufrüttelnd und anspornend. Ein frischer Zug von Nationalgefühl ging durch das Land. Nur ganz wenige freilich begriffen, daß das besondere schwedische Erlebnis ein Widerschein großer weltpolitischer Verschiebungen und Entwicklungen war, die bald auch das skandinavische Reich vor ernste Entscheidungen stellen mußten. Die Grundlage der bisherigen schwedischen Politik: die Gegnerschaft zwischen Rußland und England war verschwunden. Das Zarenreich und Großbritannien nebst Frankreich vereinigten sich gegen Deutschland. Wie wir wissen, ist aus dieser Vereinigung der Weltkrieg erwachsen.

Was bedeutete die neue Lage, was die Spaltung der Erde in zwei feindliche Blöcke für Schweden? Bedenkliche Erfahrungen mit Rußland und England lagen vor. Die ersteren reichten, wie angedeutet wurde, Jahrzehnte weit zurück. Seit dem Verluste Finlands war man an der Berührungsfläche mit dem Zarenreich nie so recht zur Ruhe gekommen. Im Norden mußte die Landesgrenze reguliert werden, im Süden hatte man wegen Aland seine schon erwähnten Sorgen. Die Garantien, die man sich in dem letzteren Punkte verschafft hatte, waren aber eben auf der Grundlage des Gegensatzes zwischen London und Petersburg aufgebaut. Würden sie unter den gänzlich veränderten Verhältnissen noch giltig bleiben? Wer konnte jetzt das Zarenreich verhindern, sich auch im Norden gegen Westen hin vorzuschieben? Aus dieser Frage entsprang die sehr junge Neigung Schwedens zu Deutschland. Sie ist also nicht viel älter, als der Weltkrieg., Aber sie steht auf den festen Füßen deutlich empfundener Lebensinteressen. Im Sommer 1914 fand in Malmö gerade die baltische Ausstellung statt, auf der auch Rußland vertreten war. Als die Feindseligkeiten zwischen den Großmächten ausbrachen, demolierten die schwedischen Studenten den russischen Pavillon. Dieser neutrale „Kriegsgreuel" war ein spontaner Ausdruck des Gefühles, das damals wie eine unwiderstehliche Welle durch die ganze Nation flutete: Gegen das Slaventum an Seiten des germanischen Brudervolkes. Das war, wenn man so sagen darf, der Instinkt der Stunde — impulsiv und geradeaus, so ziemlich im ganzen Lande lebendig.

Dann kam es anders. Die Parteigegensätze innerhalb des Reiches fanden Zeit sich geltend zu machen. Wir können heute nicht nach den Gründen fragen, wir wollen nur die Tatsachen anführen. Schweden schloß sich den Mittelmächten nicht an. Es erklärte sich mit Norwegen und Dänemark für neutral — neutral nach allen Seiten hin, wie Oskar II. es getan hatte. Die gemäßigten (rechten) Parteien hielten an der deutschfreundlichen Richtung fest, die Liberalen und Sozialdemokraten wurden alsbald betont ententefreundlich. Die äußere Politik begann zur Parteipolitik zu erstarren. Der erste psychologische Moment zum Handeln war vorübergegangen. Die traditionellen Wirkungen eines hundertjährigen Friedens setzten mit voller Stärke ein. Bald sah sich die Rechte genötigt, um von der Linken, — besonders bei den Wahlen — nicht als Kriegspartei verschrien zu werden, mit ihrer Forderung eines Zusammenhaltens mit Mitteleuropa sehr vorsichtig aufzutreten. Man gewöhnte sich an die Neutralität in den breiten Massen und nur ein kleines Häuflein von Denkenden hielt die Augen offen. Aber in ihm lebte alles, was an Nationalgefühl im Laufe des letzten Jahrhunderts wach geworden war in erregter Besorgnis

Digitized by Google

und heißem Wunsch und klärte sich bald zu dem scharfumrissenen Programm der sogenannten Aktivisten.

Im Herbst des Jahres 1915 erschien das Buch, das das Glaubensbekenntnis der Aktivisten enthielt. Es wurde auf Deutsch unter dem Titel „Schwedische Stimmen zum Weltkrieg" veröffentlicht und in den „S. M." ausführlich besprochen. Wir wollen hier nur die darin enthaltenen Richtlinien für Schwedens politischen Willen noch einmal umreißen. Vor allem wird der „mutige Anschluß" an Seiten der Mittelmächte gefordert. Finland wird als schwedische Irredenta bezeichnet und seine Befreiung vom russischen Joch als Pflicht hingestellt. So soll Schweden an seine Großmachts-Vergangenheit anknüpfen und sich zum führenden Staat im Norden aufschwingen. Das ist klar und groß gedacht. Ob es auch richtig gedacht ist — kann nur die Zukunft beweisen. Denn in der Politik ist einzig das richtig, was auf Macht begründet ist. Hat der schwedische Aktivismus bei seinem Volke die Macht, die ihm zur Verwirklichung seiner Wünsche verhelfen kann?

Die bisherigen Ereignisse seit dem Jahre 1914 scheinen dagegen zu sprechen. Die offizielle Politik der Regierung knüpfte an andere als die Überlieferungen der Großmachtszeit an. Es wurde schon erwähnt, daß sie mit ihrer unbedingten Neutralität nach allen Seiten auf Oskar II. zurückgriff. Natürlich unter neuen weltpolitischen Umständen und Begleiterscheinungen. Sie betrachtete die Aufgabe des Landes nicht vom Boden einer starken Sehnsucht aus, sondern unter dem Gesichtswinkel der augenblicklichen Wirklichkeit. Versuchen wir es, uns ihre Erwägungen in großen Zügen klar zu machen.

Schweden liegt heute nicht wie früher zwischen einem England und einem Rußland, die heimliche Gegner sind. Und es hat im Süden nicht mehr ein Deutschland, das bestrebt ist sich mit Rußland gut zu stellen. Die beiden erstgenannten Mächte sind eng miteinander verbündet und richten sich im Kampf gegen den dritten Nachbarstaat der skandinavischen Halbinsel. Schweden ist also auf ganz eigentümliche Art mitten in die Gegensätze hineingestellt, nicht wie Holland zwischen zwei Feinde, sondern zwischen zwei, die miteinander befreundet sind und einen, der diesen feind ist. Daraus entspringen die Gefahren, aber auch die Vorteile seiner Lage. Es kann sich — so scheint man zu rechnen — durch geschicktes Lavieren frei erhalten und nach Osten und Westen wie auch nach Süden ein freundliches Gesicht zeigen, um daraus für die Zukunft Nutzen zu ziehen. Gegen die von vielen betonte Gefahr, daß Deutschland durch seine Siege in der Ostsee zu mächtig wird, weist man auf die Möglichkeit hin, man könne sich ja der Entente hilfesuchend in die weitgeöffneten Arme werfen. Den Machtgelüsten der Entente gegenüber hat man aber die wirksame Waffe in der Hand, daß man eine Art Brücke zwischen London und Petersburg bildet, ein Stück des kürzesten Weges, auf dem England seinen soldatenreichsten Bundesgenossen mit den Schätzen seiner Weltherrschaft versorgen kann. Man droht also hier mit dem Verrammeln dieses Weges, was ein äußerst empfindlicher Schlag für unsere Gegner wäre. So treibt man eine Politik der diplomatischen Defensive.

Man hofft es auf diese Weise mit keinem zu verderben. Und dabei hat man natürlich ganz bestimmte Ziele im Auge. Zwischen England und Rußland will man späterhin der handelspolitische Vermittler werden. Das große Projekt der Dampferfährenverbindung zwischen Gotenburg und einem britischen

Digitized by Google

Hafen einerseits und Stockholm und Finland andrerseits, weist deutlich genug in dieser Richtung. Deutschland aber hofft man sich für den Fall späterer Ausdehnungsgelüste des Slaventums im Norden zu verpflichten.

Man kann nicht leugnen, daß diese Berechnungen vom schwedischen Standpunkt aus zunächst klug erscheinen. Keine Regierung der Welt wird ihr Land in einen Krieg stürzen, wenn es ihr nicht unbedingt notwendig vorkommt. Moralische Beweggründe gibt es in der Politik nur in sehr beschränktem Maße. Ideale Gesichtspunkte, wie Rassengemeinschaft und geistige Verbrüderung sind im allgemeinen nicht Leitmotive des Handelns. Man kann also die oben gekennzeichnete Denkweise nicht ohne weiteres verurteilen, indem man auf derartige Dinge hinweist. Aber sie hat bei genauem Hinsehen einen Fehler: Sie scheut davor zurück die letzten Möglichkeiten der augenblicklichen tatsächlichen Weltlage bis auf den Grund durchzudenken. Sie ist — vielleicht aus Tradition — vielleicht aus ehrlicher Überzeugung — vielleicht auch aus zuviel handelspolitischer Berechnung — zu pazifistisch, zu sehr jeder Tat schon im Keime abgeneigt. Lavieren ist nur dann geschickt, wenn es in einer bestimmten Richtung, mit einem sicheren Endziel im Auge geschieht.

Wir durchleben eine Zeit der Krisen, der raschen, klaren Entscheidungen. Überall haben sich wider Erwarten Probleme gezeigt und sind wider Erwarten auch gelöst worden. Die Schicksale der Nationen vollstrecken sich — wahrscheinlich für lange Zeit hinaus. Man braucht nur an die Ereignisse auf dem Balkan zu denken. Klar ist, daß jetzt der Grund für eine neue und hoffentlich recht lange Friedensperiode gelegt wird. Europa, die Welt ordnet sich um. Wird da der Norden unberührt bleiben? Wird er sich weiterhin in unentschiedener Schwebe halten können? Er allein? Kümmert sich niemand um ihn und braucht er sich um niemand zu kümmern? Um niemand mehr, als daß er zu allen halten kann? Das sind Fragen, auf die gewisse Ereignisse des Weltkrieges schon Antworten gegeben haben.

Die politischen Erlebnisse Schwedens seit August 1914 gingen alle in einer Richtung: Sie entsprangen sämtliche dem Streben Englands und Rußlands, sich der sie verbindenden Brücke Nordskandinavien zu bemächtigen. Man braucht nur ein Wort zu nennen: Aland. Über die Befestigung der Inseln in der Nähe Stockholms ist schon genug gesagt worden. Nur eines will betont sein: Aland ist der wahre Ausdruck der veränderten politischen Weltstellung Schwedens. Was die Westmächte einst zu Gunsten des skandinavischen Staates verhindert hatten, betrieben sie jetzt selbst. Denn man darf mit Sicherheit annehmen, daß vor allem die britische Regierung auf militärische Anlagen im Bottnischen Meerbusen drang. Natürlich wurde die Verteidigung Finlands gegen Deutschland als Grund angeführt. Sie war es aber sicher nicht allein. Die starke, sehr dauerhaft angelegte Seefestung (im Werte von mehreren hundert Millionen Kronen) richtet sich zu deutlich gegen Schweden, um anders denn als Drohung aufgefaßt werden zu können. Sie ist wie ein Vorposten des russischen Machtwillens im Norden. Daß dieser Machtwille gerade hier bestimmte Ziele hat, kann man natürlich bezweifeln, genau wie man im Juli 1914 noch bezweifeln konnte, daß die notwendigen Interessengegensätze zwischen den Großmächten zum Krieg führen würden. Wer durch die unerbittliche Logik der letzten Ereignisse noch nicht belehrt ist, dürfte für politische Erkenntnisse unzugänglich sein. Klar ist eines: Rußland muß sich ausdehnen, wo es nur

Digitized by Google

kann, am liebsten nach dem Meere hin. Seit langem steht seine Sehnsucht nach Konstantinopel — aber auch — das lehrt die Geschichte deutlich genug — nach dem Atlantischen Ozean jenseits von Schweden und Norwegen. Im Süden ist der Weg bisher versperrt geblieben, im Norden gelang es ihn friedlich gut vorzubereiten. Daß gerade der letztere früher oder später beschritten wird, erscheint als zweifellos, umso eher, wenn der erstere ungangbar bleibt.

Nun gibt es ja aber Leute, die behaupten, daß durch den Ausbruch der russischen Revolution die ganze slavische Gefahr für den skandinavischen Staat beseitigt sei. Neben Miljukoff bemühten sich vor allem französische Blätter (kennzeichnenderweise keine englischen) diesen Gesichtspunkt geltend zu machen. Auf derartige Behauptungen, die mittelbar ja das bisherige Vorhandensein einer Bedrohung ergeben, antwortet Rudolf Kjellén in einem Aufsatz (Nya Dagligt Allehanda, 12. April 1917) mit Recht folgendermaßen:

„Solange Finlands neugewonnene Freiheit der internationalen Garantie entbehrt, solange die Befestigungen auf Aland fortbestehen und ihr Charakter als neutrale Zone ohne Garantieen ist, solange endlich Rußlands Hauptstadt immer noch St. Petersburg ist — gibt es für uns Schweden die russische Gefahr und haben wir die unbedingte Pflicht uns danach zu richten, wenn anders wir irgendwie Verantwortungsgefühl für die Sicherheit unseres Landes besitzen."

So ist es; und zu diesen unwiderleglichen Tatsachen kommt noch eine andre hinzu. Je unsicherer Rußland der Entente als soldatengebender Bundesgenosse erscheint, umsomehr wird England darnach trachten, gerade in der Ostsee nach dem Rechten zu sehen. Schon laufen Gerüchte um, daß man sich in London außer Esthland die Inseln Oeyve und Ösel, sowie den Alands-Archipel verpfänden lassen will.

Die Gesamtlage ist also im Grunde die gleiche geblieben. Schwedens Interessen fallen in wichtigen Fragen mit denen Deutschlands zusammen. Das weiß auch der denkende Teil der skandinavischen Nation. Und schließlich darf man wohl seinem gesunden Instinkt das Schicksal des Landes anvertrauen. Man darf nie vergessen, daß sich der Schwede aus seiner großen Vergangenheit von jenseits des 19. Jahrhunderts eines über alle Kriegsgewinnste und Parteizänkereien herübergerettet hat: die Liebe zur Freiheit. Sie wird ihm auch das Bewußtsein der Gefahr wacherhalten. Daran ändert selbst ein Branting nichts, dessen Bedeutung wir in Deutschland nicht überschätzen dürfen. Auf das gestürzte Ministerium Hammerskjöld folgten Männer, die jedenfalls die Selbständigkeit des ihnen anvertrauten Staates ebenso hoch werten, wie ihre Vorgänger. Und in dieser Überzeugung unterstützt sie vom Throne bis in die Hütte des Bauern eine große Mehrzahl von Gesinnungsgenossen.

Aus solchen Erwägungen heraus haben wir also alles Recht an unserm ursprünglichen Glauben an die nordischen Stammesbrüder auch weiterhin festzuhalten.

Die Sammlung Göschen

(der Band M. 1.—) enthält über Österreich u. a. folgende Bände: **Krones**, Österreichische Geschichte: I. Von der Urzeit bis zum Tode König Albrechts II. (1439); II. Bis zum Westfälischen Frieden. — **Brandenburger**, Polnische Geschichte. — **Grund**, Landeskunde von Österreich-Ungarn.

Digitized by Google

Vom alten Gymnasium.

Von Josef Hofmiller.

Wie Engländer und Amerikaner über unser Geistesleben während des Kriegs denken, ist herzlich gleichgültig. Was sie vorher darüber schrieben, war oft unangenehm richtig. Dazu gehört auch das Wort, mit dem sie unser höheres Schulwesen mit kühler Bewunderung ablehnten: over-educated! Überernährung im Geistigen! Die Probleme der Nahrungszufuhr im Krieg erinnern uns endlich wieder an die uralte Wahrheit, daß nicht die Quantität des Verzehrten allein entscheidend ist, sondern auch die Intensität der Verwertung, und daß ihr Verhältnis von einem gewissen Höhepunkt an umkippt und sich ins Gegenteil verkehrt, so daß allzu reichliche Nahrung für den Nutzeffekt genau so schädlich ist, wie zu dürftige. Es wäre nicht die schlechteste Frucht der Katastrophe, die über Europa hereingebrochen ist, wenn wir erkännten, daß wir auch in geistigen Dingen, vor allem im Punkte der Bildung und Erziehung, uns in bester Absicht der Ernährungssünden schuldig machen, vor denen unsre Ärzte seit langem eindringlich warnen: zu viel! zu vielerlei! zu schwer! zu früh! Wir sollten uns die bestürzende Ähnlichkeit der Gesetze über Aufnahme und Verarbeitung körperlicher und geistiger Nahrung, falscher, Unter- und Überernährung viel mehr vor Augen halten. Und wenn schon auf dem bescheidenen Tisch, an den wir uns setzen, die Freude stehen sollte wie ein Blumenstrauß, müßte dann nicht erst recht Freude auch überm Schultor stehen, und über dem Eingang jedes Gymnasiums, unsichtbar, aber desto fühlbarer der ehrwürdige Spruch des alten Leipziger Gewandhauses: Res severa verum gaudium?

Das Wertvollste, was ein junger Mensch auf der Schule lernen kann, das Einzige, was er unbedingt auf ihr lernen muß, ist das Lernen selbst. Eine Schule, die ihn erleben läßt, daß geistige Arbeit eine Freude sei, ist immer gut, und wäre sie die ärmste Dorfschule „hinter den sieben Bergen" oder das altmodischeste Klosterseminar hinter sieben Mauern. Eine Schule, die dem Heranwachsenden einseitig Stoff gibt, ein System, das ihn auf die Wage stellt und einseitig danach beurteilt, um wieviel Gewicht er zugenommen habe, sind beide verwerflich, mögen sie noch so modern scheinen.

Wenn immer wieder verlangt wird, die Schule müsse auf das Leben vorbereiten, so ist das eine Großstädterphrase, über die gerade diejenigen am wenigsten je nachgedacht haben, welche sie am häufigsten im Munde führen. Denn „das" Leben, das sie voraussetzt, gibt es nicht; es gibt ebensoviele Leben, wie es menschliche Berufe gibt. Soll die Redensart jedoch bedeuten, die Schule müsse möglichst praktische Ziele auf möglichst praktischen Wegen anstreben, so ist sie meist nur ein Ausfluß bornierter Arroganz, die sich einbildet, es gebe überhaupt nichts Gescheites auf der Welt außer Geldverdienen. Für die Volksschule ist diese Anschauung nicht minder falsch wie für die Hochschule, und nicht einmal für rein technische Anstalten gilt sie uneingeschränkt und bedingungslos: denn nicht die großen Macher sind auch hier die Anreger, sondern die großen Denker. Unsre Zeit freilich möchte am liebsten aus der Schule ein Mädchen für Alles, und sogar aus der Universität noch einen Ferienkurs für Alle machen. In allen Lebensäußerungen spezialisiert sie sich bis zur Lächerlichkeit, nur da, wo Spezialisierung das Lebensprinzip ist, verlangt sie nach Uniformierung.

Digitized by Google

Am verkehrtesten sind schwächliche Zugeständnisse an das, was sich euphemistisch moderner Geist nennt, am humanistischen Gymnasium, welches durch sie in seinem Wesen bedroht ist. Fast jede neue deutsche Schulordnung glaubte ihre Modernität durch ein neues Fach dokumentieren zu müssen, meistens auf Kosten des Lateins, dem immer wieder ein wenig weggeschnitten wurde. Die jeweils neuen Fächer jedoch mußten sich als Eindringlinge zunächst mit Stundenziffern bescheiden, die fürs Leben zu wenig und fürs Sterben zu viel waren. Damit beginnt die pénétration pacifique des Gymnasiums, auf deutsch, — seine Untergrabung. Man verlangte für die Nebenfächer von Fall zu Fall mehr Stunden, begründete aber gleichzeitig das Verlangen mit Vermehrung des bisherigen Stoffs und Höherschraubung der bisherigen Ziele, so daß jedes Zugeständnis den Keim weiterer Forderungen in sich barg. Ehrgeiz der Fächer die sich nicht mehr damit begnügten, die allgemeinen Interessen der Schule durch harmlose Standesvereine vertreten zu wissen, sondern ihre Sonderwünsche durch bestimmt auftretende Fachorganisationen betrieben, drängte die obersten Schulbehörden in eine Verteidigungsstellung und zwang sie zu dem, was der alte Thiersch, ein genialer und darum von Fachfanatikern über die Achsel angesehener Schulorganisator, „rasen mit den Rasenden" nannte. Die eine Folge davon ist, daß heutzutage an allen Mittelschulen ohne Ausnahme die Nebenfächer zu einer Wichtigkeit emporgeschraubt worden sind, durch die sie den Charakter verloren haben, den sie lange segensreich besaßen, nämlich den geistiger Erholungsstunden. Die andere, daß sie zur Vorbereitung auf den Unterricht, auf die Probearbeiten und mündlichen Wiederholungen soviel Zeit häuslicher Arbeit beanspruchen, daß sie den Schüler auch außer der Schule schwer belasten und ihm die Arbeitszeit für die verkürzten Hauptfächer abermals verkürzen. Hier, und hier allein, steckt die Ursache aller Überbürdung, gegen welche es daher auch nur ein einziges Mittel gibt: „In die Ecke, Besen! Besen! seids gewesen": Zurückdrängung der Nebenfächer in bezug auf Zahl, Zeit und Betrieb, letzteres durch Abschaffen der Noten, der Probearbeiten und des Examensdrills (vgl. den Artikel in einer früheren Nummer „Fächer und Noten").

Unsere europäische Kultur ist so stark durchs Latein bestimmt, Lateinisch ein so wesentlicher, unmöglich wegzudenkender Bestandteil von ihr, daß wir Völker, die diese lateinische Kultur nicht mehr verarbeitet haben, geradezu als uneuropäisch empfinden. Als Werkzeug geistiger Zucht ist Latein sogar wertvoller als Griechisch, eben weil es weniger fein, robuster, greifbarer, wenn man will, derber ist. Ein Schriftsteller, der wie wenige in den Geist des Griechentums eingedrungen war, bekannte, nicht am Anfang, sondern am Ende seiner Laufbahn: „Wer hätte je an den Griechen schreiben gelernt! und wer hätte es gelernt ohne die Römer!" Damit wird beileibe nicht einem Zurückdrängen des Griechischen das Wort geredet, — im Gegenteil! — sondern lediglich gegen das des Lateins protestiert, weil dessen Ergebnis kein andres war, ist und sein wird, als daß die Schüler die das Latein bedrängenden Fächer durchaus nicht in dem Maße besser bewältigen, wie sie Latein schlechter lernen. Fühlbar ist nur die Einbuße. Der Gewinn ist so dürftig, daß wir allen Grund haben, das Gewissen zu erforschen: ob nicht der ganze Bildungsbegriff, dem diese Fächerübergriffe zu verdanken sind, an sich falsch sei. Ob geistige Zucht, wie Bildung überhaupt, von bewußter und gewollter Einseitigkeit getrennt werden könne. Ob nicht jeder, der in etwas Wesentlichem gebildet werden will, den Mut zur Unwissen-

Digitized by Google

heit und zum Bekennen dieser Unwissenheit in dem für ihn und seine Bildung Unwesentlichen haben müsse. Ob nicht der Polyhistor mit der zunehmenden Masse des Wissensstoffs ein Banause werde und dem einseitig, aber ernstlich Gebildeten gegenüber ein Barbar.

Der Gegensatz von Polyhistorie und Konzentration ist uralt. Immer wieder versuchen die Buchstaben Herr zu werden über den Geist, immer wieder die Bildungsrohstoffe als Bildungsinhalt und Bildungsziel zu herrschen. Von allem etwas haben läuten hören, von allem ein wenig gehabt haben, in allem oberflächlich beschlagen sein, über alles ein wenig mitreden können, von allem die am häufigsten verwendeten Schlagwörter wissen: das verdirbt unter der Maske einer „allgemeinen" Bildung die Lehrpläne unserer Schulen, das bildet sich ein, sprachlich-historische und mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung lasse sich durch die nämliche Schule, sogar durch den nämlichen Schüler erwerben, auf Grund eines Lehrplanes, der so sorgfältig abgewogen und abgeglichen ist wie eine Schlußbilanz. Es gibt keine allgemeine Bildung! Bildung ist ihrem Wesen nach Wille zum Besonderen, Hingabe an ein Besonderes, und hat nichts gemein mit der Gebildetheit, deren höchstes Ziel ist, in der Reifeprüfung nicht wegen eines Wissensdefizits durchzufallen, und sich am Stammtisch nicht durch ein Wissensmanko zu blamieren. Das Gymnasium steht und fällt mit dem richtig verstandenen Bildungsideal: dem sokratischen, dem des Phaidros, mit dem es immer wieder die enzyklopädische Bildungshydra der sophistischen Aufklärung bekämpfen muß. Darum ist jedes Zugeständnis des Gymnasiums an das Bedürfnis, oder wie die neue, aus Goethe gestohlene Modephrase lautet, an die Forderung des Tages, ein Verbrechen an sich selbst, ein Preisgeben seiner selbst, der Verkauf der Erstgeburt seiner Mission um das Linsenmus seiner Frequenz. Wer die Entwicklung unserer Gymnasien kennt und über sie nachdenkt, kommt schließlich zur Überzeugung, der Gymnasiumsüberdruß sei durchaus nicht einem übermäßigen, sondern, so wunderlich es dem Fernstehenden klingen mag, einem zaghaften Lateinbetriebe zuzuschreiben; die Verminderung der Stundenziffern daher nicht die Ursache eines kümmerlichen Erfolgs, sondern das Symptom einer verkümmerten Auffassung des Lateins. Das Nützlichkeitsprinzip, das sich im Gymnasium eingenistet hat, es zu zerstören sucht und zerstören wird, wenn es nicht rücksichtslos ausgerissen, ausgeätzt und ausgesengt wird wie Mauerschwamm, möchte das Plus an Anforderungen im Ganzen durch geringeren Aufwand an Energie im Einzelnen ausgleichen. Das geht bei den antiken Sprachen am allerwenigsten. Man beschnitt die Zahl der Schulautoren, um das Lernpensum verkürzen zu können. Umgekehrt hatte das fortwährende Überbordwerfen von angeblichem Ballast auf der Unterstufe eine Verarmung der Schriftstellerlektüre auf der oberen zur Folge, so daß der Begriff, den ein jetziger Gymnasiast vom Latein als Weltsprache und Weltmacht von der Schule mit hinausnimmt, jämmerlich genannt werden kann. Neun Jahre lang hört er vom Altertum als von etwas einmalig und unvergleichlich Großem und Anziehendem sprechen, aber wie wenige Dokumente und Monumente, wie wenig lebendige Äußerungen dieses Altertums bekommt er zu Gesicht, ganz abgesehen davon, daß er kaum eine Ahnung erhält, daß dies tote Latein die lebendigste Weltsprache war, die überhaupt je in Europa gesprochen worden ist, lebendig zweitausend Jahre lang, länger als irgend eine andere, von Salerno bis Stockholm, von Irland bis Krakau, ein lebendiger, wesentlicher Bestand und Besitz unserer

Digitized by Google

deutschen Literatur, lebendig heute noch auf der ganzen Welt in der wundervollen Liturgie der katholischen Kirche, lebendig und gegenwärtig in unserer deutschen Sprache selbst, die ohne Latein nie so reich, kraftvoll und biegsam geworden wäre, vor allem nie gelernt hätte abstrakt zu denken, lebendig bis ins Eigenste unserer dichterischen Rhythmik hinein, die durchweg aus derjenigen des späteren und mittelalterlichen Lateins stammt, wie jeder weiß, der aus den vierfüßigen Trochäen Heines noch das Pervigilium Veneris der Anthologie, aus dem westöstlichen Diwan Schritt und Reim der mittelalterlichen Hymnik oder aus „Schwindet ihr dunklen Wölbungen droben" noch das „Nubilis atris condita nullum" des Boethius zu hören das Ohr hat.

Man sollte sich ernstlich überlegen, ob der Ertrag des neunjährigen Lateinunterrichts die darauf verwendete Zeit und Mühe aufwiegt. Was kennen die Schüler von römischer Literatur? Ein Jahrhundert, innerhalb dieses Jahrhunderts ein halbdutzend Schriftsteller, von diesen Schriftstellern alles in allem ein halbdutzend Bücher, wenn man von Cicero absieht. Der Wortschatz der Schüler ist armselig: ein paar hundert Abstrakta und ein paar dutzend kriegstechnische Vokabeln. Die neue bayrische Schulordnung, die, wenn auch vorsichtig, neue Wege sieht und beschreitet, — noch anregender sind die Vorschläge für die holländische! — drängt bereits die Stilübungen zurück. So unentbehrlich das Übersetzen in die fremde Sprache auf der Unterstufe ist, so nachteilig beeinflußt es den Unterricht auf der oberen. Im Griechischen ist die Hin-Übersetzung als Zielleistung bei der Reifeprüfung verständigerweise aufgegeben; auf dem Lateinunterricht drückt sie noch, wenn auch mit verminderter Wucht. Sie schadet kaum mehr der Note, aber noch immer dem Unterricht. Selbst wenn die vermeintliche, durch Übersetzungen ins Latein zu erzwingende Geistesgymnastik kein Phantom wäre, müßte man gegen sie sein, da sie Wertvollerem, sogar Notwendigerem Zeit, Licht und Luft nimmt. Aus Angst, die Reinheit und Feinheit einer vermeintlich goldenen Latinität zu gefährden, ignoriert die Schule eine Menge wirklich lebendiges Latein und schränkt ein herrlich weites Gebiet kümmerlich ein. Im Griechischen ist es ähnlich. Ist es eigentlich nicht sonderbar, daß die blühende lateinische Lyrik des deutschen Mittelalters auf der einen, Schöpfungen wie das Dies Irae, das Stabat Mater auf der andern Seite den meisten Primanern fast unbekannt sind? Könnte des Apuleius Amor und Psyche nicht genossen werden, damit der Schüler erführe, es habe so ein köstliches Ding wie antike Märchen gegeben? Ist es nicht beschämend, daß der Schüler vom Römischesten der römischen Literatur kaum eine Zeile je zu Gesicht bekommt, nämlich vom Corpus Juris? Wär es wirklich so schwer, im Anschluß an eine kluge Auswahl aus Vergil, die nur das Römischeste und für die Weltliteratur Wichtigste des Dichters enthielte, ein paar Stunden auf gemeinsame kursorische Lektüre des Walthari zu verwenden? In welchem Geschichtsbuch findet man die machtvollen lateinischen Totenklagen um Karl den Großen, Heinrich den Zweiten, Otto den Dritten? Denn es sind durchaus nicht nur die Lateinstunden, durch welche eine zugleich erweiterte und vertiefte Einsicht ins Latein als Kulturmacht zu gewinnen wäre, sondern ebenso die Stunden für deutsche Literatur, für Geschichte und Religion. Literaturgeschichte an der Mittelschule ist ein Unding. Sie ernstlich zu treiben, ist unmöglich, da sie Kenntnis der Quellen voraussetzt; sie so zu treiben, wie sie in den amtlich geduldeten Schulliteraturgeschichten vorgesetzt wird, ist Zeitvergeudung, wenn nicht Schlimmeres. Es

Digitized by Google

gibt wenig so unglückliche Produkte der Schulbuchindustrie wie diese Literaturgeschichten, und nicht viel Trostloseres, als ein literaturgeschichtliches Examen auf der Mittelschule. Anfang jeder künstlerischen Bildung ist, grundsätzlich Bücher über Kunst zu vermeiden, um Kunst zu erleben; eine Einführung in Beethovens Symphonien zu lesen hat nur einen Sinn unmittelbar vor oder nach dem Hören. In Prüfungen Daten über Schriftsteller zu verlangen, die der Prüfling nie gelesen hat, ist ein Unfug, der deswegen nicht besser wird, weil er auch in Staatsprüfungen und Doktorrigorosen geübt wird. Deutsche Literatur soll schon auf der Mittelschule nur in der Form von Quellenlektüre getrieben werden. Man erschrecke nicht bei dem Wort! Quellenlektüre ist schon: in Sexta die Bremer Stadtmusikanten zu lesen! Wir brauchen nur wieder so gute Lesebücher, wie wir sie früher hatten: Lesebücher, so reich und spannend, daß man sie heimlich während der Schönschreibstunde unter der Bank las, wie das von Jakob Bächtold für die Schweiz (Verlag Huber in Frauenfeld) oder das „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung" von Adalbert Stifter, das kein Mensch mehr kennt.

Das Haupthindernis einer ergiebigen Lateinlektüre war bisher die Marotte, nur vollständige Werke, oder, wenn diese wirklich zu umfangreich waren, wenigstens nur ganze Bücher zu lesen, sogar zu einer Zeit, wo man im Deutschen noch gar nicht daran dachte, Autoren zu lesen, sondern sich bescheiden und vernünftig mit einem Lesebuch begnügte. Heißt es nicht den sittlichen Wert der Langeweile überschätzen, wenn man eine geschickte Auswahl aus Cäsar, Livius, Xenophon, Ovid für weniger bildend hält, als mehrere ganze Bücher des Bellum Gallicum, als das XXI. Buch, als soundsoviel Parasangen der Anabasis und ein Jahr lang durchgeführte Lektüre der Metamorphosen? Während der Wettbewerb auf dem Gebiet des Deutschen eine blühende Lesebuchindustrie zur Folge hatte, steckte auf dem Gebiete der klassischen Sprachen die Entwicklung so in den Anfängen, daß eine Erscheinung, wie das griechische Lesebuch von Wilamowitz, als epochemachend bekomplimentiert, auf dessen Bewältigung aber als unmöglich verzichtet wurde. Wäre es, nebenbei, nicht für Kandidaten des höheren Lehramts förderlicher, bildender und vertiefender, der Unterrichtsverwaltung den Plan eines kleinen, eigenartigen Lesebuchs für Quarta, Tertia usw. zu entwerfen, vorzulegen und zu begründen, als irgendwelchen obskuren Autor mit der Lupe auf metrische oder syntaktische Anomalien hin abzusuchen? Ein Kandidat muß zeigen, daß die Wissenschaft ihn gefördert hat. Ob er die Wissenschaft fördern kann, ist eine Frage, und meist genau so belanglos wie der durch pseudogelehrte Quisquilien erworbene Doktortitel. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen: Ein nicht nur allen Schülern, sondern auch vielen Lehrern unbekanntes Werk ist die Naturbeschreibung des Plinius; und doch, welche Menge geradezu köstlicher Schilderungen ließe sich ihr entnehmen, von Sexta bis Prima! (Auf die Briefe des jüngeren Plinius hat besonders Kukula in der bekannten Grazer Reformschrift hingewiesen, die bei Teubner vor zehn Jahren erschien.)

Lesen von Originalwerken, das Ziel jeder Beschäftigung mit fremden Sprachen, der es um Bildung zu tun ist, nicht um Fertigkeit, kann nicht zu früh beginnen, nicht zu gründlich gepflegt werden. Die Unterrichtsverwaltungen könnten immer wieder Kandidaten und Lehrer zu Vorschlägen darüber anregen, welche Stücke aus antiken Schriftstellern sich schon für die unterste, zweitunterste Klasse usw. eignen. Die einlaufenden Antworten müßten durch Sach-

Digitized by Google

verständige zusammengestellt, verglichen und mitgeteilt werden, damit das geeignetste in die Schulbücher Aufnahme finde. (Überhaupt sollten sich die Behörden, was Schulbücher anlangt, nicht immer vor fertige Tatsachen stellen lassen!) Auf diese Weise bildete sich von selber allmählich ein Lektürekanon heraus, und wenn der Schüler auf einer höheren Stufe eine schon früher gelesene Stelle im Zusammenhang wiederfände, hätte er das Vergnügen, einem alten Bekannten zu begegnen. Bei geweckten Jungen ist der Drang nach den Quellen mächtig. Ein Freund, der in einem Seminar erzogen wurde, erzählt mir, er habe im Studiersaal anfangs heimlich, dann unter stillschweigender Duldung, zuletzt unter unaufdringlicher Lenkung des aufsichtführenden Präfekten aus dessen neben dem Katheder stehender Handbibliothek anfangs für sich allein, später mit Kameraden zusammen Bücher entnommen, und so in Quinta ein Dutzend Fabeln von Phädrus, in Unterteria Briefe des jüngeren Plinius gelesen, in Sekunda, weil ihm Cicero unerträglich geworden sei, die Germania des Tacitus; ebenso, weil ihn die Reden von Lysias, Lykurg und besonders Demosthenes greulich gelangweilt hätten, den Kriton, die Apologie und sogar den Phaidros.

Der Name Phaidros veranlaßt mich, von einem Mißstande zu sprechen, den nicht nur jeder Lehrer, sondern auch fast alle Schüler der obersten Klassen kennen und verurteilen, nämlich von der albernen Zimperlichkeit, mit der die Schule grundlegende Tatsachen des antiken Lebens verfälscht und vertuscht, und manche Autoren und Werke in weitem Bogen vermeidet, als ob nicht diese von den Schülern völlig durchschaute Heuchelei gerade das Gegenteil von dem erreichte, was sie in wohlmeinender Hilflosigkeit bezweckt. Ist es nicht lächerlich, in einer Zeit, die den Eulenburgprozeß mit all seinen ekelhaften Einzelheiten und den Paragraphen Hundertfünfundsiebzig als geflügeltes Wort erlebte, den Phaidros als bedenklich von der Lektüre auszuschließen? Kindisch, an einem solchen Kabinettsstück, wie des Horaz Reise nach Brundisium, geschämig vorbeizugehen, obgleich jedem Oberprimaner der Inhalt der einzigen anstößigen Ziele zum mindesten eine Idee, vielen sogar bereits eine Erfahrung sein dürfte, und dafür etwa die lendenlahme Anekdote Proscripti regis zu lesen? Unverantwortlich, die wundervollen Hochzeitskarmina Catulls nicht mit jeder Prima zu genießen, zumal moderne Gymnasiasten schon in Sexta sexuell ziemlich aufgeklärt einzutreten pflegen? Man bilde sich doch nicht ein, die Schüler seien Backfische, deshalb müßten die Lehrer alte Jungfern sein, und habe den Mut, vor verschiedenen, nicht nur künstlerisch prächtigen, sondern auch menschlich für verständige und anständige Menschen unanstößigen Äußerungen des antiken Lebens endlich das blecherne Feigenblatt wegzuzwicken, über das seit hundert Jahren alle Schüler heimlich grinsen! Sachliche, robuste Behandlung des Natürlichen, Voraussetzung des Geheimnisses als bekannt, ist das einzig gesunde, jedenfalls gesünder, als das gouvernantenhafte Aufklärungsgestotter, bei dem jeder Junge nicht nur ahnt, sondern weiß, daß ihm die Hauptsache doch verschwiegen wird, sich daher beprellt fühlt und Schule und Lehrer dementsprechend einschätzt.

Täuschen wir uns nicht! Das Gymnasium des lateinischen Aufsatzes ist unwiderruflich tot; diese stilistischen Angstprodukte leben in den französischen und englischen Aufsätzen der lateinlosen Anstalten noch fort, aber in absehbarer Zeit werden auch sie verschwinden, wann nämlich der Commis-voyageur-Schwindel vom „Beherrschen" einer fremden Sprache in seiner lächerlichen Dummheit erkannt, zugleich mit annoch grassierender Schätzung der Parlier-

Digitized by Google

dressur verschwinden und einer bildenderen Auffassung des Wertes fremder Sprachen Platz machen wird. Aber auch das Gymnasium der deutsch-lateinischen und deutsch-griechischen Massenübersetzungen in den vier oberen Klassen liegt in den letzten Zügen; kommen wird der Tag, da die heilige deutsch-lateinische Hin-Übersetzung in der Reifeprüfung hinsinkt und man erkennen wird, um wieviel Zeit und Raum, Luft und Licht mit dem Hinauswerfen dieses alten Möbels gewonnen ist. Die Hin-Übersetzung, auf der unteren Stufe ein unentbehrliches Vorbeugungsmittel gegen Scheinkönnen und Schlamperei, auf der mittleren eine nicht minder nützliche Übung zum Bewahren und Befestigen des Gelernten, ist auf der oberen bloß ein verdrießliches Hemmnis, wie der Schwimmgürtel für den Geübten. Auf der elementaren Stufe muß gedrillt und memoriert werden, sollte auch das Götzenbild der induktiven Methode darob arg zu wackeln anfangen: nicht schade drum! Sicherheit in der Formenlehre, sinnreiche Aneignung, planmäßige Vermehrung des Wortschatzes, beides ist Aufgabe der Unterstufe und unumgängliche Voraussetzung einer Lektüre, die ohne das gedankenlose Lexikonwälzen und sinnlose Vokabelabschreiben arbeiten will, das sich heute Präparation nennt. Nicht, als ob das Nachschlagen von Wörtern nicht gelegentlich gelehrt und geübt werden müßte, aber nicht zuhause, sondern im Unterricht, schon damit der Schüler lernt, daß das Suchen und Finden von Wörtern, richtig betrieben, kurzweilig, anregend und bildend ist. (Aber fort mit allen Spezialwörterbüchern, mit Ausnahme des homerischen! Dafür früh ein kleines Lexikon, etwa das des Langenscheidtschen Verlags, gekauft und benützt, bis der Rücken in Fetzen geht!) Aber den jetzigen Modus, daß sich jeder Schüler auf die Lektüre häuslich vorbereitet, halte ich nicht für förderlich; vor allem deshalb nicht, weil es der Mehrzahl nicht im Traum einfällt, unter dieser Vorbereitung bestenfalls etwas anderes zu verstehen als Wörterabschreiben. Aber auch deshalb, weil dem Schüler bei diesem Betriebe jede Stelle eines Autors dreimal hintereinander zugemutet wird, einmal zuhaus, und zweimal im Unterricht: bei der Durchnahme und bei der Wiederholung. Dadurch wird gerade den Gewissenhaften die Lektüre verekelt. Die meisten Schriftsteller, Prosaiker fast alle, aber auch Homer, selbst Tragiker (abgesehen von den Chören) vertragen und verlangen ein flotteres Tempo, als jetzt die Regel ist. Nichts langweilt die Klasse mehr, als wenn der Lehrer in der Lektüre nicht vom Fleck kommt. Ich habe im französischen, englischen und italienischen Unterricht seit fünfzehn Jahren auf die allgemeine Präparation verzichtet und damit so günstige Erfahrungen gemacht, daß ich um keinen Preis zu ihr zurückkehren möchte. Die Schüler haben mehr Interesse am Autor und mehr Freude in der Stunde, bekommen mehr Zutrauen zu ihrem eigenen Können und mehr Lust zu eigener Weiterbildung, wenn sie von Anfang an möglichst aus dem Stegreif übersetzen. Bei schwereren Werken, wie Dante oder Shakespeare, übernehmen sie gern die Vorbereitung und Interpretation begrenzter kürzerer Partien und teilen sich so in die Aufgabe: 10, 20, 30 Verse, je nachdem, aber genau und selbständig! Es kommt unbedingt mehr dabei heraus, wenn jeder seine kleine Portion gewissenhaft für sich allein erledigt, als wenn alle sich auf jede Stunde schlampig oder nur zum Schein präparieren. Aber der vornehmste Zweck des Sprachenstudiums bleibt die Lektüre aus dem Stegreif. Der Schüler muß selbständig vor neue Aufgaben gestellt werden, muß lernen, einen Text ohne lange Vorbereitung anzupacken, lernen, vom Blatt zu lesen, wie der Klavierspieler vom Blatt zu spielen.

Digitized by Google

Wie stark das Tempo der Schriftstellerlektüre die Freude am Autor, am Fach, am ganzen Unterricht beeinflußt, wie sogar die Erinnerung an die Schule selbst wesentlich von ihm abhängig ist, zeigt die außerordentlich lesenswerte Sammlung von „Erlebnissen und Urteilen namhafter Zeitgenossen", die Alfred Graf unter dem Titel „Schülerjahre" zusammengestellt hat (Buchverlag der „Hilfe" 1912). Von den vielen Äußerungen seien nur einige angeführt, und wieder nur positive, da es mir nicht um Kritik zu tun ist, sondern um Anregung.

„Jeder wurde nahezu in jeder Stunde aufgerufen und hatte so täglich vier bis sechsmal Gelegenheit, seine Weisheit an den Professor zu bringen; hatte er an einem Tage versagt, oder war er mangelhaft vorbereitet, so hatte er Gelegenheit, dies den nächsten Tag gutzumachen. Das hatte nun die weitere erfreuliche Folge, daß die häusliche Vorbereitungsarbeit sehr eingeschränkt werden konnte; die lateinischen und griechischen Klassiker wurden zum Teil kursorisch gelesen." (Abgeordneter Bassermann.)

„Odyssee und Ilias wurden bei uns glücklicherweise nicht Satz für Satz grammatikalisch zerhackt, sondern in Hunderten von Versen in einer Stunde durchgegangen." (Oberbürgermeister Alexander Dominicus.)

„In Meißen gab es noch wirkliches Lesen der alten Klassiker. Jeder von uns hat den ganzen Homer gelesen, und wir haben in den schönen Studiertagen nach freier Wahl allerlei zu Gesicht bekommen, was der normale Schulplan nicht enthält. Sobald man unter klassischer Bildung das versteht, die alten Sprachen zu Gebrauchssprachen zu machen, bin ich sehr für diese klassische Bildung. Was mir aber zwecklos erscheint, ist das, wenn ein junger Mann nach neunjähriger Mühe nicht selber Latein oder Griechisch lesen kann." (Friedrich Naumann.)

„Bei dem flotteren Tempo der Lektüre kamen die alten Meisterwerke doch einigermaßen zur Geltung." (Otto Crusius.)

„Kraft seiner obersten Gewalt hob Constantin Bulle in gewissen Abständen alle andern Stunden für einige Tage auf und wir lasen den ganzen Tag ein klassisches Werk in fortlaufendem Zusammenhang. Jeder mußte zu Hause ein bestimmtes, leicht zu bewältigendes Stück präparieren, und so las man von Mann zu Mann fortlaufend den Prometheus oder die Antigone in einem Zuge herunter. Selbst die Faulen der Klasse suchten dies ihnen anvertraute Stück deutlich umrissener Aufgabe gut zu bewältigen." (Fritz Schumacher.)

Ein besonderes Wort verdienen die sogenannten unerlaubten Hilfsmittel, als da sind gedruckte Präparationen, metrische und prosaische Übersetzungen. Was die ersten anlangt, so gibt es brauchbare und miserable: das klügste ist, sie zu erlauben und die schlechten durch die sorgfältigen zu verdrängen; wenn man aus dem Stegreif liest, können die schlechten nichts schaden, und die guten nur nützen. Was aber die gedruckten Übersetzungen betrifft, so ist recht zu überlegen, ob wir nicht die gelungenen im Unterricht viel mehr heranziehen sollten, als gegenwärtig geschieht. So gut, wie die berüchtigte „Musterübersetzung" des Lehrers sind sie fast immer, meist sogar erheblich besser. Aber der Kern liegt tiefer. Am Anfang germanischer Literatur steht eine Übersetzung: Ulfila; am Anfang neuhochdeutscher Prosa steht wieder eine Übersetzung: Luthers Bibel. Ohne Vossens Homer kein Hermann und Dorothea; und was Schlegels Shakespeare rein sprachschaffend bedeutet, ist nicht abzumessen. Sollte es nicht bildend sein, die Schüler das Ringen um den deutschen Homer von Bürger, Stolberg, Voß, bis zu Rudolph Alexander Schröder miterleben zu lassen? Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, daß das Nebenein-

Digitized by Google

anderstellen von Schlegel und Gundolf bei der Shakespearelektüre, das von Philalethes, Bassermann, Borchardt, Stefan George bei Dante nicht nur hilft, Stilunterschiede herauszuarbeiten, überhaupt den Begriff Stil zu gewinnen, sondern daß es übersetzen hilft im elementarsten Sinn, so daß man lernt, was hat der Übersetzer gepackt, was hat er richtig, sein, allzusein gemacht, wo hat er retuschiert, wo sich mit Halbem oder Schiefem zufriedengegeben, wo hat er forciert, verschönert, zerschönert, wo reichen unsere Ausdrucksmittel nicht mehr aus, wo ist, worin besteht das Unübersetzbare, was heißt überhaupt Übersetzen? (Denn schließlich ist doch die immer tiefere Erkenntnis der Unübersetzbarkeit dichterischer Schöpfungen ein Ziel des Sprachenstudiums, gleichviel, ob es sich um Amiels J'avais un camarade handelt oder um Goethes Odysseefragment.) Sollten wir nicht, anstatt vor den Übersetzungen den Kopf in den Sand zu stecken, sie in die Klassenbibliotheken einstellen? Herodot in Langes treuherzigem Deutsch, Hölderlins Sophokles und Pindar, Vossens Odyssee, den Knebelschen Properz, die Anthologie in Regis' Übertragung, Geibels Klassisches Liederbuch, Stowassers Griechen- und Römerlyrik, Mörikes Anakreon und Theokrit, den Seydelschen Lukrez, den Catull vom Onkel Heyse, Sophokles von Donner, Wilamowitz, Mark Aurel und Epiktet, in jede Klasse das geeignetste, damit doch für die begabten und vom Altertum angezogenen Schüler diese Namen endlich aufhören, bloß Namen zu sein, um Erfahrungen und Erlebnisse zu werden! Daß jeder Schüler die Odyssee vollständig im Original liest, werden wir nie erreichen können; aber nach Schröders Homer wird er mit Lust greifen, um die Verbindung zwischen zwei Originalgesängen herzustellen. Im Original bewältigen wir bestenfalls zwei griechische Dramen; sollte das die Schüler nicht begierig machen, die Tragiker wenigstens in Übersetzung besser kennen zu lernen?

Die Namen Epiktet und Mark Aurel lassen an ein Gebiet der Geistesbildung denken, das unbedingt mit zur Aufgabe des Gymnasiums gehört, nämlich die Einführung in philosophisches Denken. Die sogenannte philosophische Propädeutik, wie wir sie noch zu unserer ärgerlichen Belustigung über uns ergehen lassen mußten, war freilich keinen Schuß Pulver wert, und doch erinnerte wenigstens die bloße Existenz dieser inzwischen abgeschafften Stunde daran, daß das Gymnasium auch hier berufen ist, einen Weg zur Bildung zu zeigen, als welcher für den in diesem Alter nach Philosophie verlangenden Jüngling zunächst wiederum kein anderer sein kann, als Lesen von philosophischen Quellenschriften und Nachdenken über Problemstellung und Problemlösungsversuche der Alten. Vielen Lehrern wird es schon begegnet sein, daß ein Schüler sie nach der „besten" Geschichte der Philosophie fragte, worauf sie keine andere Antwort geben konnten, als daß er überhaupt keine Geschichte der Philosophie lesen solle, sondern Philosophen selber. Welch schönes Quellenbuch griechischer und römischer Philosophie für Prima ließe sich zusammenstellen, von Herakleitos an (dessen πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει das passendste Motto wäre), über Vorsokratiker, Platon, Xenophon, zu Cicero, dessen populärphilosophische Werke hier bessere Dienste leisten könnten, als seine Reden, zu Lukrez und Seneka, Epiktet und Mark Aurel, eine Auswahl des dem Primaner Zugänglichen der antiken Philosophie, geschickt verbunden durch anziehende Mitteilungen über die Philosophen selber, wobei abermals Quellen (Diogenes Laertius u. A.) zur Verfügung ständen, mit kargen, verlässigen Literaturangaben und einem Nachwort über eigene philosophische Weiterbildung. Wir sollten die jungen Leute nicht entlassen, ohne in diesem wichtigen Punkt den ersten dunklen Drang befriedigt und ihm unmaßgeblich Pfade zum Höherschreiten gewiesen

Digitized by Google

zu haben. Daß dieses Bedürfnis vorhanden ist, beweist der Andrang der ersten Semester in philosophische Vorlesungen, denen freilich viele nach kurzer Zeit, von der üblichen Systematik enttäuscht, den Rücken kehren. Und doch ist es gerade dieses Alter, in dem der Jüngling nach Philosophie verlangt und für eine tiefere Auffassung des Daseins gewonnen werden muß. Heute noch heißt in Frankreich die oberste Stufe classe de philosophie und verdient ihren Namen, während in Deutschland philosophische Probleme nur im Rahmen des Religionsunterrichts gestreift werden. Es gibt kaum eine englische Schilling-Bibliothek, die nicht Mark Aurel enthielte, während die Hälfte deutscher Primaner überhaupt nicht weiß, in welcher Sprache er geschrieben hat. In diesem Zusammenhange darf nicht verschwiegen werden, daß gerade die ungeheuer wichtige Periode der römischen Kaiserzeit immer noch im Unterricht zu summarisch erledigt wird, was das Gefühl der Kontinuität der Entwicklung nicht aufkommen läßt, wie auf dem Gebiete der Literatur die einseitige Berücksichtigung des goldenen Zeitalters hindert, daß der Schüler die immense Bedeutung der antiken Schriftsteller für die ganze folgende Zeit wirklich erfaßt. In diesem Punkte sollten wir von den Engländern lernen, deren nichtfachwissenschaftliche Literatur, man mag hernehmen was man nur will, von Ben Jonson bis zu Swinburne und Walter Pater — dokumentiert, wie lebendig ihr Gefühl für die antike Welt ist, wie weit ihr Horizont, wie stark ihr Bedürfnis nach einer Gesamterkenntnis der Antike, wie fein aber auch ihre an antiken Mustern groß gewordene Kraft der Gestaltung, wie hochgebildet ihr Publikum. Man lese Ben Jonsons Maskenspiele, Milton, Addison, Pope, Tennyson, lese reine Belletristik wie Wisemans Fabiola oder Kingsleys Hypatia; oder, um Franzosen der neuesten Zeit zu nehmen, man sehe sich Taines Livius an, seine Aufsätze über Mark Aurel und Platon, Faguets Pour qu'on lise Platon, Boissiers Cicéron et ses amis und Promenades archéologiques, Fustel de Coulanges Cité antique, ja, so leichte Unterhaltungsware, wie die Chansons de Bilitis von Pierre Louys, Sur la Pierre Blanche und Thaïs von Anatole France — lauter Werke, die in Frankreich wirklich beliebt sind: man kann nicht anders, als zugeben, daß jener Horizont antiken Lebens weiter ist als der unsere, sicher weiter, als der unserer Gymnasien, die Auffassung zugleich freier und großartiger. Das hängt freilich mit dem Betriebe der Philologie auf den Hochschulen aufs engste zusammen. Die dünkelhafte Geringschätzung, die Jakob Burckhardts „Kultur der Griechen" in Berlin erfuhr, wäre an der Sorbonne oder in Oxford undenkbar.

In den „Betrachtungen über unsere künftige Bildung", die Konrad Burdach unter dem Titel „Deutsche Renaissance" (bei E. S. Mittler u. Sohn) veröffentlicht hat, weitaus dem gedankenreichsten und anregendsten Beitrag zur Vertiefung unseres höheren Unterrichts, kommt der Verfasser von selbst auf dieselben Fragen und Forderungen, wenn er schreibt:

„Die höhere Schule muß mit eiserner Strenge endlich darauf dringen, daß in der Ausbildung für die philologisch-historischen Fächer des Spezialistentum nicht in seiner gegenwärtigen Form fortdauere. Seine Wirkung im Schulunterricht ist tötend. Und auch der Fortschritt der Wissenschaft selbst leidet an der jetzigen Spaltung und Sonderung, die täglich fast zunimmt. In der höheren Schule sollen und müssen die Lehrer des Deutschen, der Geschichte, des Griechischen, des Lateinischen, auch der Religion, soweit geschichtlicher Stoff in Frage kommt, nach einem gemeinsamen Plan verfahren. Und wenn ich hier Winke geben darf, so frage ich, warum wird vom Lateinischen wie vom Religionsunterricht in unseren Schulen die Lektüre

Digitized by Google

und die Erklärung der katholischen Messe und ausgewählter anderer Stücke der Liturgie, einzelner Hymnen, warum die Vulgata (die lateinische Bibelübersetzung des Hieronymus) ausgeschlossen? Ein unermeßlicher Schatz schöpferischer Sprachkraft und Poesie geht unserer Jugend damit verloren. Ist es ein erträglicher Zustand, daß Deutschlands protestantische Jugend die Schule durchläuft, ohne eine Ahnung, mindestens ohne jede Anschauung von den Quellen, daraus die Millionen ihrer katholischen Kameraden und Mitbürger ihre religiöse Nahrung empfangen?"

Burdachs Forderung der Lektüre religionsgeschichtlicher Quellen und Dokumente im Original, die auch das Norrenbergische Sammelwerk (bei Teubner, S. 76) erhebt, darf ich mir umso eher zu eigen machen, als ich sie schon vor fünfzehn Jahren in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung bis ins Einzelne vertreten habe, mit dem Unterschied allerdings, daß ich sie nicht für die protestantischen Schüler zu stellen wagte, sondern für die katholischen Gymnasiasten zu erheben mich begnügte. Inzwischen ist protestantischerseits in dieser Richtung gearbeitet worden; ein katholisches Quellenbuch für den Religionsunterricht jedoch ist mir bis heute nicht zu Gesicht gekommen. Heute noch treten katholische Gymnasiasten an die Hochschule über, die niemals die Evangelien, die Messe, die großartige Charwochenliturgie in der Religionsstunde gelesen haben. Sie kennen von den herrlichen Hymnen nur die paar, die beim Gottesdienst gesungen werden. Kennen sie selbst sie? Was wissen sie vom Heiligen von Assisi und seinem Sonnenhymnus? Haben sie je nur eine Zeile der Bekenntnisse des Augustinus im Original gelesen? Dabei zeigt doch gerade die katholische Kirche, wie hoch sie die Originalsprache stellt, welche Weihe und Würde, welche Gewalt über die Seele sie ihr mit Recht beimißt! Der Gymnasiast hätte den Schlüssel zum Original: warum leitet man ihn nicht an, von der untersten Klasse bis zur obersten, sich des Schlüssels zu diesem, wie Burdach sagt, „unermeßlichen Schatz schöpferischer Sprachkunst und Poesie" zu bedienen? Schließlich ist es doch eins der Hauptziele des Religionsunterrichts, den Schüler das Kirchenjahr erleben zu lassen, Jahr um Jahr mit tieferer Teilnahme! Ist es nicht unbegreiflich, daß man an den herzbewegenden, zauberhaft mächtigen Tonfall der Originalsprache dabei gar nicht denkt, einen Rhythmus und Klang, der jede Zeile zu einem etwas unvergeßlich Großem und Rührenden macht, ob sichs um die Psalmen handelt oder um die Bergpredigt, um die Johannespassion oder um das Stabat Mater? Welcher Primaner hat je die gleichzeitigen Zeugnisse heidnischer Autoren für Christus und das junge Christentum in der Hand gehabt und übersetzt? Welcher hat nur eine Ahnung von den apokryphen Evangelien, vor allem dem Kindheitsevangelium, ohne die er so bedeutende Werke der Kunst ihrem Inhalt nach überhaupt nicht versteht, wie Giottos Zyklus in der Paduaner Madonna dell' Arena, Dürers Marienleben, Holbeins Kaisheimer Altäre, Rafaels Sposalizio, Tizians Tempelgang? Dabei waren diese Apokryphen vor fünfzig Jahren noch wirkliche Volksbücher, die um ein paar Groschen auf Jahrmärkten verkauft wurden neben dem Doktor Faust und der schönen Magelone. Scheible hat sie noch auf Löschpapier gedruckt, Marbach sie herausgegeben, Ludwig Richter sie illustriert, und heut ist das alles versunken und verschüttet, kein Mensch weiß mehr etwas von Joachims und Annas Begegnung an der goldenen Pforte und Josephs blühendem Stab, man muß bei Liefmann und Schubring nachschlagen, um Dürers Holzschnitte zu verstehen! Es ist ein Jammer, was wir seit einem halben Jahrhundert an Erbgut für Gemüt und Phantasie verloren haben, dabei ist der alte Hort nur in den Boden gesunken, die Gerte bebt in unserer Hand, wenn wir drüberschreiten, ein Wort nur, und er steigt auf, golden und reich wie vordem!

Digitized by Google

Verhält sichs anders mit den Legenden und Heiligengeschichten? Welcher Gymnasiast weiß etwas von Franz von Assisi und Katharina von Siena, welcher kennt die beiden Antonius auseinander, welcher Besucher des Pisaner Friedhofs braucht, wenn er vor den großen Fresken steht, bloß in seinen Schulsack langen, um sie so zu verstehen wie die nächst beste Engländerin neben ihm, wem sind die mystisch gewaltigen Legenden unseres Mittelalters noch lebendig von Barlaam und Josaphat, vom Gregorius auf dem Stein, von Theophilus' Teufelspakt und des Alexius demütigem und jahrzehntlangem unerkannten Knechtsdasein in seinem eigenen Palast? Dinge, die freilich nicht mehr in die Religionsstunde gehören, wohl aber in ihrer prachtvollen frühen Fassung in die deutschen Lesebücher!

Als David Friedrich Strauß seine Übersetzung von Hutkens Gesprächen beendigt hatte, schrieb er in der Vorrede: „Dem deutschen Volke mache ich einen seiner Klassiker zugänglich. Es hat solche bekanntlich auch in lateinischer Sprache."

Als ein halbes Jahrhundert später Paul von Winterfeld die Karlsanekdoten in Wattenbachs Sammlung der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit bespricht, klagt er: „Und doch wartet der dort verborgene Schatz nur auf die Wünschelrute, die ihn zu heben weiß" — ein Satz, der heute noch — seitdem sind abermals Jahre vergangen — von der deutschen Literatur lateinischer Zunge insgesamt gilt. Dem zwischen Strauß' „Bekanntlich" und Winterfelds „Und doch" ist in Bezug auf die Erschließung dieser „deutschen Klassiker in lateinischer Sprache" für die Gebildeten, vorab für die höheren Schulen, recht wenig geschehen: bekanntlich ist ein großer kostbarer Teil der älteren deutschen Literatur in lateinischer Sprache geschrieben. Und doch denken die Deutschen nicht daran, auch dieses Vätererbe zu erwerben, um es zu besitzen.

Wiederum ist das Lateinische der Schlüssel zu diesem Stück deutschen Altertums und Erbguts, und wiederum hält diesen Schlüssel der Gymnasiast in Händen, aber er geht ahnungslos an verschlossenen Türen vorbei. Stößt er je auf Dinge wie Eichendorffs Vagantenlied mit dem Kehrreim Beatus ille homo, so weiß er selten, daß er's mit den letzten Spättrieben einer gemischtsprachigen Dichtung zu tun habe, deren Blüte in den Carmina Burana aufbewahrt ist; der Universitätsstudent aber, der unterm Absingen des Gaudeamus die halbverbrannte Fackel in den glühenden Schutt schleudert, denkt noch weniger daran, wie sehr dies Lied nur die Zufallsreliquie, keineswegs das künstlerische Kleinod einer europäischen Lyrik darstellt, die voreinst lebendig war vom sizilischen Normannenmeer bis Irland und von der Seine bis an die Moldau, am lebendigsten aber in deutschen Landen, die ihr genialster Sohn, seine trotzigen Kaiserlieder singend, durchschritt, den größten unserer mittelalterlichen Dichter ebenbürtig, aber den Deutschen von heut so gut wie unbekannt, der Archipoeta.

Und wiederum weiß nur, wer die Urform kennt, wie unübersetzbar all das ist, vom Media in Vita an, das uralt kahl und streng dasteht wie eine frühe Krypte, bis in lateinischem Minnesangs Frühling eine Dichtung von strotzender Fülle und hinreißender Anmut sich zu Ende und mit allem, was in Wald und Flur erklingt, um die Wette singt. Wie unübersetzbar, zeigt Scheffels Walthariversuch, den ungeduldige Leser des Ekkehard zu überschlagen pflegen, zeigt selbst Paul von Winterfelds stilreiner, aber blasser Umguß in den Ton des alten Hildebrandlieds.

Die immer wiederkehrenden Bemühungen um die Hebung dieses lateinischen Hortes unserer Literatur haben in ihrer Begeisterung etwas rührendes, aber in

Digitized by Google

ihrer Vergeblichkeit etwas schmerzliches. Der Sinn für ihn erwacht sogleich mit dem deutschen Humanismus: Conrad Celtes gibt die Hrothsvith heraus — und rührt sich sogar mitten im 18. Jahrhundert: Gottsched weist auf die dichtende Nonne hin. Als wir unlängst am Grab des Freiherrn von Laßberg standen, im stillen Winkel des stillen Meersburger Friedhofs, wo der unermüdliche Erwecker deutschen Altertums genüber Annette von Droste ruht, gedachten wir mit Wehmut jener Widmung „Lateinischer Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts" an ihn, die keine Geringern als Jakob Grimm und Andreas Schmeller ihrem Neudruck des Walthari und Ruotlieb vorangesetzt hatten (1838). Ein lateinisches Lesebuch gar, das neben klassischer Prosa auch Stücke aus Geschichtsschreibern germanischer Vorzeit enthält, existiert wohl in Dänemark, aber nicht in Deutschland. Wieder wär es eine Aufgabe für deutsche Unterrichtsverwaltungen, einmal zusammenstellen zu lassen, was von mittellateinischen Historikern der germanischen Völker für die Schule in Betracht kommt. Oder sollte es wirklich keine billige Forderung sein, zu verlangen, daß kein Primaner vom Gymnasium scheide, ohne neben Cäsars Bericht über die Germanen, Tacitus' Darstellung der Feldzüge des Germanicus, des Kampfs zwischen Marbod und Arminius und des letzteren Ende, außer der Germania, des Plinius Beschreibung von Germanien, des Ammianus Marcellinus Schilderung der Hunnen u. ä. auch eine eindrucksvolle Stelle des Jordanis gelesen zu haben, die prachtvollen Alboins- und Autharis-Anekdoten des Paulus Diaconus, Einhards Bildnis Karls des Großen, Ottos von Freising großartigen Bericht über die Zusammenkunft der römischen Gesandten mit Friedrich Barbarossa und Ragewins Barbarossaporträt? Auch diese Forderung ist nicht von heut und nicht von gestern: schon der alte Pertz hat die scriptores rerum germanicarum in usum scholarum zusammengestellt, und der Gedanke war ein Lieblingsgedanke Raumers, dessen „Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lateinischen Geschichtsschreibern des Mittelalters" vor hundertdrei Jahren erschien!

Wenn heut die Grimm und Schmeller, Simrock und Wackernagel aufstünden, sich umzusehen, was von ihrer Lebensarbeit durch die höhern Schulen Gemeingut der Nation geworden sei, sie müßten kurios schauen. Gibt es außer Bayern einen Bundesstaat, dessen Gymnasiasten von amtswegen angehalten werden, das Nibelungenlied und mittelhochdeutsche Lyrik in der Ursprache zu lesen? Viel mag zu der Scheu vor mittelalterlichen Dichtern die nicht auszurottende Schrulle beitragen, ihnen durch lateinischen Druck und Kleinschreibung der Hauptwörter das Aussehen gelehrter Texte zu verleihen. Welcher Herausgeber hat endlich den Mut, diesen pseudowissenschaftlichen Zopf abzuschneiden und ein Nibelungenlied in Fraktur mit Majuskeln zu drucken, und einen Minnesangs Frühling mit deutschen Lettern? Wann wird die Manessische Handschrift nicht nur in eine deutsche Bibliothek, sondern in lebendigen deutschen Besitz heimgekehrt sein, wie es für die Italiener Caducci durch seine reizende Taschenausgabe der Primavera della Lirica Italiana besorgt hat? So verdienstlich die bayerische Gepflogenheit ist, in Obersekunda Mittelhochdeutsch zu lesen, noch verdienstlicher wäre, von der untersten Stufe an die archaischen Stufen der Sprache in überlegter Steigerung vom Zugänglichsten zum allmählig Schwierigeren nach durchdachtem Plan in die Lesebücher aufzunehmen, so daß der Schüler ganz von selber schließlich zum Hildebrand und Heliand käme. Dasselbe gilt von deutschen Mundarten. Man halte eine Umfrage, wieviel oberdeutsche Gymnasiasten das niederdeutsche Märchen vom

Digitized by Google

Fischer und seiner Frau kennen, und umgekehrt, was norddeutsche von Hebel und Stelzhamer wissen!

Das Bestreben, im Geschichtsunterricht gleichgültige Daten wegzulassen, und an ihre Stelle Urkunden zu setzen, gehört in die nämliche Richtung. Alle Fächer müssen sich auf die Quellenlektüre einstellen. Es solle kein französisches Unterrichtswerk geben, das nicht, auf die verschiedenen Stufen verteilt, die Droits de l'homme, die bedeutendsten Tagesbefehle Napoleons, Kaiser Josephs Brief über seinen Pariser Besuch, Briefe Voltaires und Friedrichs des Großen, die wichtigsten Paragraphen der Aufhebung des Edikts von Nantes enthielte, wie kein englisches genehmigt werden sollte, in welchem die amerikanische Unabhängigkeitserklärung fehlte, oder Carlyles Brief an die Times u. s. w., von den fundamentalen Quellen zur deutschen Geschichte ganz zu schweigen, wofür als einziges Beispiel die Emser Depesche genannt sei: in welchen Lehrbüchern deutscher Geschichte stehen beide Fassungen, zusammen mit Bismarcks Erläuterung?

Das Wissen um die Quellen unserer Bildung und Geschichte lebendig zu halten; die Heranwachsenden zu lehren, sie in der Ursprache zu lesen; überhaupt Originalschriften zu studieren, nicht aus zweiter und zehnter Hand; jenes Grundstreben zu die Quellen hin, in welchem Hippolyte Taine den unterscheidenden und auszeichnenden Vorzug des deutschen wissenschaftlichen Betriebs vor dem französischen erblickte und seinen Landsleuten vorhielt (man lese seinen Brief an Gabriel Monod über historische Studien): das ist eine, wenn nicht die Hauptaufgabe des Gymnasiums. Es muß Anstalten geben, die ihren vornehmsten Zweck darin sehen, Menschen heranzubilden, die wirklich so arrogant sind, daß sie es verschmähen, über das, was sie im Original lesen können, sich durch Kompendien zu unterrichten, und das, was sie in der Ursprache lesen können, in einer Übersetzung zu lesen; die es nicht ruhen läßt, bis sie die Sprachen der alten, ehrwürdigen Schriften der Menschheit lernen und immer gründlicher verstehen. Menschen, die, wenn wirklich der niedliche Traum eines allgemeinen Esperantopidgin Tatsache würde, trotzig sich abkehrten und sprächen: Kannitverstan.

Von diesem Gymnasium gilt das Wort Voltaires: S'il n'existait pas, il faudrait l' inventer. Eine Einrichtung, die ihre Schüler anleitet, mit Jakob Burckhardt in den Alten „ein lebenslang anhaltendes Mittel der Bildung und des Genusses" zu verehren, kann und soll nicht eine Anstalt für die Masse sein. Aber daß solche Anstalten existieren, und zwar rein, scharf ausgeprägt und kompromißlos existieren müssen, werden auch diejenigen zugeben, welche dem Zeitgeist jede Konzession zu machen sonst erbötig sind. Es muß Bildungsstätten geben, die das Gefühl lebendig erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht weitervermitteln, daß es auch im Geistigen ein biogenetisches Grundgesetz gibt, welches heißt: Alles, was je im Leben der Menschheit von innen heraus groß und lebendig war, ist groß und lebendig auch heute noch, und muß durchgemacht, durcherlebt und nacherlebt werden auch heute noch. Altertum, Christentum, Humanismus, Renaissance — sie alle sind nicht historisch geworden, sondern lebendig. Lebendig in uns: wir müssen uns, ein jeder für sich und auf seine Weise, mit ihnen auseinandersetzen, sie in uns, uns durch sie umbilden. Die Anstalt für die Träger dieses Bewußtseins und dieser Mission ist und bleibt das alte Gymnasium.

Dieser Artikel ist seit einem Jahre gesetzt. Inzwischen hat sich das, was darin über Quellenlektüre im Religionsunterricht angedeutet wurde, zu einem selbständigen Aufsatz ausgewachsen, der im 6. Hefte dieses Jahrgangs (Der Vatikan) nachgelesen werden kann: „Laiengedanken zum Unterricht in der Religion."

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Neuenahr

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden — Gallensteine — Zuckerkrankheit — Gicht — Rheumatismus — Katarrh. Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen. :-: Trink- und Thermal-Badekur. Wohnung im

Kurhotel

und in vielen andern Hotels, Pensionen und Privathäusern. Kurhotel, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, großer Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.

Für Hauskuren:
Versand des Neuenahrer Sprudels
nach neuem Füllverfahren.

Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.

Kurhaus Bad Nassau a. d. Lahn

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und Innerlich Kranke.

Neuzeitlicher Komfort. — Klinische Behandlung

Moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Leitender Arzt: Dr. Muthmann. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung.

Auskünfte
über
Kurorte und Hotels
erteilt bereitwilligst die
Inseraten-Administration der Süddeutschen Monatshefte.

Die konträre Sexualempfindung von Dr. med. Magnus Hirschfeld. 1100 Seiten. Preis geheftet M. 12.—, gebunden M. 14.—. Dieses Buch ist das einzige und erschöpfendste Spezialwerk über die Homosexualität des Mannes und des Weibes. Namentlich ist es das erstemal, das die homosexuelle Frau in allen Eigenarten ihres Lebens und Wesens in so eingehender Weise geschildert wird.
Zu beziehen durch den Verlag **Louis Marcus, Berlin W 15, Fasanenstr. 65 S.**

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G.
in Stuttgart
950 000 Versicherungen.
Lebens-, Militärdienst-, Brautaussteuer-, Spar-,
Renten- und Pensions-Versicherung.
Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Digitized by Google

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Soeben erscheint:

Hans Pfitzner

Futuristengefahr.

Bei Gelegenheit von Busonis Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkun

M. 1.—

Leipzig und München **Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H**

Geschäftliche Mitteilungen.

Friedrich Wilhelm, Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin. In der Sitzung des Au sichtsrats vom 14. April ds. Js. wurde der Abschluß für das Geschäftsjahr 1916 bekannt gegebe Wenn die Einwirkung des Krieges sich zwar auch im Berichtsjahre noch geltend gemacht hat, kann doch eine ganz erhebliche Besserung festgestellt werden, nicht nur im Hinblick auf die star Steigerung des Neugeschäfts, sondern auch im Hinblick auf die Verminderung der Zahl der Sterb fälle (Kriegssterbefälle). Das finanzielle Ergebnis ermöglicht die Aufrechterhaltung der Dividende sätze für Versicherte und Aktionäre. Es lagen 132340 Anträge (i. V. 94217) über M. 72300 09 (i. V. M. 58014352) Versicherungssumme und M. 50017 (i. V. M. 45234) Jahresrente zur Beurteilun vor. Der Zugang betrug (130122 i. V. 97133) eingelöste Versicherungen mit M. 63317040 (i. V M. 44917044) Kapital und M. 55461 (i. V. M. 33785) Jahresrente. Nach Ausscheidung aller Ab gänge ergab sich ein Endbestand von 3109720 Policen mit M. 998054546 (i. V. M. 988462935 Versicherungssumme und M. 1407127 (i. V. M. 1419578) Jahresrente. Der Ueberschuß beträg M. 12306770.79 (i. V. M. 11843725.89). Davon werden vorbehaltlich der Genehmigung der General versammlung M. 10282827.57 (i. V. M. 9957315.46) den Versicherten überwiesen. Die Aktionär erhalten M. 600000 = M. 150 auf jede Aktie wie im Vorjahre; für Gratifikationen an die Beamte und zur Erhöhung des Pensionsfonds werden M. 200000 verwendet. Dem Sparfonds werde 500000 M., dem Ausgleichsfonds M. 380000 und der Reserve für eventuelle Verluste und Be dürfnisse M. 72484.96 zugewiesen. Der Vermögensbestand bezifferte sich Ende 1916 auf M. 371005154 das sind M. 31421086 mehr als am Ende des Vorjahres. Von dem den Versicherten zufallende Betrage erhalten die Mitglieder des Gewinnverbandes A 24% (i. V. 24%) der Jahresprämie, di Versicherten des Verbandes D 33% (i. V. 33%) der Jahresprämie. Im Verband B wird bei einer Einheitssatze von 3¼% eine Dividende bis zu 74¾% der Jahresprämie gewährt, im Verband I eine steigende Dividende wie im Vorjahre von 2¾ bis 6%. Die Versicherten des Verbandes C er erhalten 25% (i. V. 25%) der Jahresprämie. Die ordentliche Generalversammlung ist auf den 3. Mai 1917 festgesetzt.

Digitized by Google

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Wien

Österreichisches Staatswörterbuch

Handbuch des gesamten österreichischen öffentlichen Rechtes.

Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von

Dr. Ernst Mischler und **Dr. Josef Ulbrich**

o. ö. Professor an der Karl-Franzens-Universität in Graz

Hofrat und o. ö. Universitätsprofessor an der Deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Graz.

Zweite, wesentlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage in vier Bänden.

Preis broschiert Mk. 108.50, in gutem Einbande Mk. 123.50.

Die Herausgeber haben es verstanden, die meisten Namen von Belang und Ansehen aus der österreichischen Juristenwelt um ihre Fahnen zu scharen und diesen trefflichen Stab in meisterhafter Weise zu organisieren. („Juristische Blätter.")

Unter allen österreichischen juristischen Sammelwerken ist das vorliegende das erfolgreichste und verdienstvollste.

Österreichische Finanzgesetze — 2 Bände erschienen

Österreichische Verwaltungsgesetze — 2 Bände erschienen

Österreichische Justizgesetze — 7 Bände erschienen

Herausgegeben von Dr. Leo Geller

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Vorzüge: Beschränkung auf die wirklich noch geltenden Gesetze; sorgfältige, sachliche Erläuterung; übersichtliche Gliederung des Satzes; handliches Format; außerordentlich preiswert.

:: Ausführliche Prospekte sendet spesenfrei der Verlag. ::

Wichtige Werke zur Geschichte Österreichs

aus dem Verlage von Adolf Holzhausen, Wien VII

Veröffentlichungen der „Kommission für neuere Geschichte Österreichs":

Chronologisches Verz. d. österr. Staatsverträge, 1526—1911, samt Register. 4 Bände M. 51.50

Archivalien zur neueren Geschichte Österreichs. Band I . . . . . M. 20.—

Die österreichische Zentralverwaltung. Von Thomas Fellner und Heinrich Kretschmayr. I. Abteilung: Von Maximilian I. bis zur Vereinigung der österreichischen und böhmischen Hofkanzlei (1749). 3 Bände . . . M. 33.—

Österreichische Staatsverträge:

Fürstentum Siebenbürgen. 1526—1690. Von Roderich Gooss . . . . . M. 34.—

Niederlande. I. Band: (bis 1722). Von Heinrich Ritter von Srbik . . . . . M. 26.—

England. II. Band: 1749 bis Oktober 1813 (nebst einem Anhang bis April 1847) von Alfred Francis Pribram . . . . . M. 30.—

Korrespondenzen österreichischer Herrscher:

Die Korrespondenz Ferdinands I. Familienkorrespondenz b. 1526. V. Wilh. Bauer M. 22.—

Die Korrespondenz Maximilians II. Familienkorrespond. 1564—1566. V. Viktor Bibl M. 25.—

Wien.

Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Kultur.

Von Richard Kralik und Hans Schlitter. Über 750 Seiten Großoktav mit 555 Illustrationen. 15 Mark.

Österreichische Geschichte.

Von Dr. Richard v. Kralik. 636 Seiten Großoktav und 24 Bildertafeln. Gebunden 17 Mark.

Geschichte des Weltkrieges.

Von Dr. Richard v. Kralik. Erster Halbband. 24 Bogen. 8°. Mit 40 Bildertafeln (ca. 130 Abbildungen). Preis gebunden 18 Mark.

Digitized by Google

Zwei österreichische Erzählerinnen.

L. Andro.

Das offene Tor.

Ein Wiener Roman.

Geb. M. 2.—

„Der Wiener Roman ‚Das offene Tor', dessen Held ein Komponist ist, greift sehr tief in die Psychologie des Schaffenden . . Die Poesie des von Natur einsamen, durch inneres Überragen einsamen Menschen kommt stellenweise zu tief ergreifender, erschütternder Wirkung." **Preußische Jahrbücher.**

„ . . . ein kleines Meisterstück. Klein dem Umfange nach". **Literarisches Echo.**

„ . . . ein Werk, das man nicht liest, sondern miterlebt, dessen Tragik uns belastet, als gehörten auch wir der Menge an, die einen berufenen Künstler nicht erkannten." **Illustrierte Frauenzeitung.**

„ . . . eine Offenbarung der Künstlerseele." **Mülhauser Expreß.**

„Nur eine originale Vertiefung konnte es ermöglichen, diesen Stoff ohne jede Pose und Konstruktion anzufassen." **Literarisches Zentralblatt.**

„Es ist kein Buch für die Vielzuvielen, aber Leute von geschultem Geschmack werden es in die kleine Zahl ihrer Lieblingsbücher aufnehmen." **Hamburgischer Korrespondent.**

Marta Karlweis.

Der Zauberlehrling.

Eine Wiener Erzählung.

Geh. M. 1.80. Geb. M. 2.40.

„Die Erzählung von Marta Karlweis ‚Der Zauberlehrling' ist ein Kabinettstück aus dem Wiener bürgerlichen Gesellschaftsleben." **Literarisches Zentralblatt für Deutschland.**

„Möge es Leser finden, die aus ihm lernen, mit Vertrauen in die Zukunft zu blicken, die der neuen Jugend gehört." **Berliner Morgenpost.**

„Wir begrüßen sie als eine der erfreulichen Vertreterinnen der modernen Frauenliteratur." F. **Akademische Bücherschau.**

„Es stehen Worte über Natur, über Sonne, Jahreszeiten, Landschaften darin, die von wunderbar zartem, poetischem Empfinden zeugen, die der überraschend stimmungsdurchtränkte und zugleich zwingende Ausdruck intensivsten Erlebens sind." **Königsberger Allgemeine Zeitung.**

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., Leipzig und München

Digitized by Google

Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Neue Bücher:

Der italienische Irredentismus.

...n Entstehen und seine Entwicklung, vornehmlich in Tirol. ...Univ.-Prof. u. Staatsarchivdirektor Dr. Michael Mayr. 2. Auflage. Br. Kr. 5.40.

Urteile über die erste Auflage:

„Eine sehr wichtige Schrift, die man direkt als das „Standwerk" über die Irredentafrage bezeichnen kann ....." (Bonner Zeitung.)

„Ein so zeitgemäßes Buch, wie nur irgendeines, das während des Krieges erschienen ist." (Handels- und Gerichtszeitung, München.)

„Nur ein Gelehrter, der gleichzeitig praktischer Politiker ...kann ein so tief eindringendes und scharf umrissenes Bild ...schwierigen Problems geben ...." (Kosch, in Bayr. Staatszeitung.)

Der heilige Kampf.

Neue Kriegslieder von Bruder Willram. Mit Bild des Dichters. Geb. Kr. 3.50.

Gedichte glühender Heimatsliebe, Sturmlieder, geboren aus ...Stimmung Tirols, aus einer jauchzenden Freude, aus einem ...tiefen Schmerze und aus einem heiligen Zorne. Scharf, klar ...plastisch treten die verschiedenen Bilder an den Leser: tiefes Leid, felsstarker Mut und das Kriegsecho in den Herzen der Bräute, Mutter und Witwen. — Mut und Starkmut, der Siegeswille, die Siegesüberzeugung tönt durch alle Willram-Lieder.

Das blutige Jahr.

...Gedichte von Bruder Willram. 3. und 4. Auflage. Mit Bildnis des Verfassers. Geb. Kr. 2.60.

„... Man glaubt die freien firngeschmückten Berge Tirols vor sich zu sehen und ihre Männer mit den Armen aus Stahl und den Herzen aus Gold." (Mil.-Zeitung v. 15. Juli 1915.)

Auf unseren ewigen Bergen.

Eine Geschichte aus dem großen Krieg. Von Reimmichl. Geb. Kr. 3 —.

Eine Tiroler Geschichte aus dem jetzigen italienischen Kriege, ...den Leser bis zum Schlusse in Spannung hält. Ein Buch, ...das auch in späteren Zeiten noch gelesen werden wird.

Heilandsworte.

...sammelt aus den Evangelien. Von M. Domanig. ...Einfache Volksausgabe Kr. 1.60; Leinenband mit Büttenpapier Kr. 3.40.

„... Heilandsworte, nur Heilandsworte enthält es, darum ...ist es aber so unmittelbar und eindringlich zum Herzen. ...der Seele, die es versteht, sich wie Maria in seinen Inhalt zu versenken, wird es großen Nutzen und neuen Lebenstrost ...bringen. Möchte sich dieses Buch über alle Gesellschaftskreise ...verbreiten ..." (Otto Cohausz S. J.)

Blühende Opfer.

...Aber aus der Front von Rudolf Berureiter. Br. Kr. 2.50.

...Von frischem Wagen, kühnem Erreichen, von hartem Leben ...rn wir: von goldhellem Sonnenschein und träumenden Bildern, von Lieben und Lassenmüssen, von Hoffen und ...Ihem Tod. Der Krieg stürmt, und das Land wird öde; der ...eg stürmt und ein großes Sterben ist unterwegs. Aber es ...ht auch von der Heimat drin der treu behüteten und von ...nschen, die des Lebens Kleinlichkeiten von sich tun und ...rk, wieder stark geworden sind. — Der Verfasser stürmte mit ...Mann bei der vorjährigen Offensive aus eigenem Entschluß ...rmal ein italienisches Fort, bis es in seinen Besitz gegangte. Der Leutnantsstern und die „Goldene" ist ihm hiefür ...n seinem Kaiser geworden.

„Wiener G'müat".

...rzählungen und Skizzen von Maria Köck. Kart. Kr. 6.—.

...Echtes altes „Wiener G'müat" liegt in Köcks Erzählungen, ...lenkt den warmen Strahl seiner Liebessonne in unser Herz ...und erheitert, rührt, erhebt, begeistert und beglückt.

Vom Weltkrieg zum Weltbund.

Abhandlungen, Aufsätze, Gedanken und Stimmungen. Von Dr. Rich. v Kralik. Br. Kr. 5.—.

Ziel des Weltkrieges — der Weltbund, das erweiterte Mitteleuropa. Die Kulturmission Österreichs und des Deutschen Reiches tritt deutlich hervor, ebenso der Zusammenhang von Kultur und Politik. Eine Fülle von Ideen und Tatsachen geben eine zukunftssichere beherzte Stimmung, sind Leitfaden tapferen Durchhaltens durch alle Schreckniße der Zeit.

Wir brechen durch den Tod.

Gedichte aus dem Felde. Von Arth. von Wallpach. Kart. Kr. 2.—

Wallpach, der „Sturmglöckner Tirols", wie ihn der „Türmer" nennt, steht als Hauptmann einer freien Innsbrucker Standschützen-Kompagnie im Felde. Ein brausender Sturmwind wettert, eine Lohe schlägt aus seiner Dichtung. Hei Leben, das da jauchzt in Männerkraft! Seit frühester Jugend ein stahlharter, treubewährter und machtvoller Kampfherold, im wilden Streit um seines deutschen Tirolervolkes unverfehrten Bestand und unverfälschter Sitt und Art, ist ihm Kampf Herzenssache und männerfordernder Streit kein fremd Begriff und Gebild.

Kaufmännische Hochziele.

Von Prof. Johannes Dück. Kart. Kr. 3.50.

Das Buch zeigt einen gesunden deutschen Ernst, dem jeder zustimmen muß. Zwischen seinen Zeilen rinnen die Pulse des Lebens und darum wird es auch wieder ins Leben wirken. Insbesonders jene Kapitel, die vom Trinken, Tabak und den sexuellen Gefahren sprechen, sind eindringlich und unbeugsam geschrieben. Die Gegenüberstellung Geld — oder Gott kann gar nicht oft genug ins Volk geschrieen werden. (K. E. Hirt.)

Tiroler Helden ohne Namen.

Von Feldkuraten Matthias Ortner. Br. Kr. 2 50.

Tiroler Landstürmer des ersten Weltkriegsjahres. Wir sehen sie am Lagerfeuer in Bosnien, beim serbischen Rückzuge und auf der Feldwache in Lafraun und Vielgereut. Beim Sturme und im Nahkampfe, im Spital und in der Heimat in jeder Lage sind sie Männer voll Eigenart und Urwüchsigkeit, voll Treue und Einfachheit. — Ewigkeitsblümchen sind die Blätter auf das Grab der Waffenbrüder.

Gib uns heute unser täglich Brot.

Gedanken über die Brotbitte in Krieg und Frieden. Von Peter P. Raldele. Kart. Kr. 1.80.

Es gibt wohl kein anderes Thema, das die ungeheure Tiefe und unendliche Schönheit unseres Christusglaubens so umschließt und verdeutlicht, wie dieses. In der Gegenwart erscheint das Büchlein überaus zeitgemäß.

Die Wiedergeburt der deutschen Familie nach dem Weltkrieg.

Von Univ.-Prof. Dr. Franz Walter. Geb. Kr. 3.—.

„Das Büchlein, das nach Felddlumen und Waldharz riecht, spricht von Kinderspiel und Elternwanderung; von Hausblumenbeet und Bergandacht; von frösteinden Ehen und Kinderleid; vom Hinübergleiten deutscher Haustraulichkeit zur kaltglänzenden Schaustellung stilvoll balsamierter Möbelleichen; es spricht von scheuer Liebe, Eheheiligkeit, Wiegenglück und jauchzendem Jungvolkreigen ... Eine Wander- und Andachtsfibel für jedes deutsche Haus ..." (K. E. Hirt.)

Naturgemäßes Leben und die deutsche Kultur.

Von Univ.-Prof. Dr. Franz Walter. Geb. Kr. 3.50.

„... Das Buch ist gesund, gediegen, deutsch und gut. Solche Bücher sind wie gute Hausgeister, die — ohne daß man ihr Wirken nachrechnen kann — Segen auf Segen häufen, daß auf einmal in alle Herzen und Stuben Sonne eingekehrt ist." (K. E. Hirt.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Soeben erscheint:

Hedwig von Soyters

Kraft

Das Buch einer Frau.

Inhaltsverzeichnis:

1. Von denen, die auszogen
2. Glaubenskraft
3. Von Lieb und Treu
4. Pflicht
5. Die Kraft des Mannes und die der Frau
6. Genialität und Spezialität
7. Von den großen zu den kleinen Einseitigen und Einheitlichen
8. Michel und das Fremde
9. Zweisamkeit
10. Die Kraft zum Nützlichen und die zum Schönen
11. Von Mensch zu Mensch
12. Stimmungswerte.

Preis karton. M. 2.60.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.
Leipzig und München.

Broschüren der Süddeutschen Monatshefte

Fanny Hößl / Hundert Tage Gefangene in Frankreich . . . . . 60 Pf.

Prof. Frhr. von Bissing / Belgien unter deutscher Verwaltung . . . . 60 Pf.

Prof. Frhr. von Bissing / Die Universität Gent, Flandern und das Deutsche Reich . . . . . 1 Mk.

Prof. Matthias Murko / Das serbische Geistesleben . . . . . 1 Mk.

Prof. Erich Marcks / An der Schwelle des 3. Kriegsjahres . . . . . 45 Pf.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.,
Leipzig und München

Insel-Verlag, Leipzig
Süddeutsche Monatshefte
München

Soeben erschien:

Entwicklungs-Geschichte der Malerei

in Einzeldarstellungen

von

Karl Voll

Erster Band
Altniederländische u. Altdeutsche Meister
Mit 29 Bildertafeln

Zweiter Band
Italienische Meister
Mit 25 Bildertafeln

Dritter Band
Meister des 17. Jahrhunderts
Mit 29 Bildertafeln

Jeder Band geheftet M. 8.—,
in Leinen M. 10.—

Das große dreibändige Werk Volls liegt somit vollständig abgeschlossen vor. Es umfaßt die gesamte abendländische Malerei vom 15. Jahrhundert bis zum ausklingenden Barock, und zeigt in den bedeutendsten richtungweisenden Künstlern die Wege und Wendungen, die die Kunst innerhalb dieser Epoche genommen hat, und welche Werke für ihre Entwicklung entscheidend gewesen sind. Über den Grundsatz, der den Verfasser bei seiner schwierigen Aufgabe geleitet hat, spricht er sich in seinem Vorwort selbst folgendermaßen aus: „Alle geschichtliche Erforschung der Gegenwart nützt nichts, wenn sie sich nicht im Zusammenhang mit dem noch wirkenden Tag erhält."

Digitized by Google

Sparkasse und Lebensversicherung. Der Lebensversicherung gebührt zweifellos der Vorzug vor jeder anderen Spareinrichtung. Die Pflicht zu regelmäßiger Einzahlung der Prämien weist die Mutter und Hausfrau, die den Erwerb des Mannes nutzbringend verwalten soll, immer wieder auf das Fälligkeitsdatum der Prämien hin und übt so unauffällig eine Art Zwang zur Sparsamkeit aus. Bei der Sparkasse dagegen heißt es oft unter dem Druck einer mißmutigen Stunde: Wozu soll ich die paar Pfennige einzahlen, wenn sie sie morgen wieder abheben muß! Auch wächst der Spargroschen bei der Sparkasse nicht selten nur sehr langsam und unter den Seufzern der Hausfrau zum Silberstück. Die vollzogene Einzahlung der ersten Prämie sichert der Mutter und Witwe die volle Auszahlung der Versicherungssumme. Und dieses Bewußtsein verleiht nicht nur dem Vater neue Arbeitskraft und der Mutter das frohe Gefühl wirtschaftlicher Sicherheit auch im schlimmsten Fall, sondern wird sich dereinst in den Kindern zu der wertvollen Erkenntnis auswachsen, wie segensreich und sittlich wertvoll die Einrichtung der Lebensversicherung ist. Neben der Lebensversicherung sei auch noch auf die Brautaussteuer- und die Militärdienstversicherung hingewiesen, die im Hinblick auf die Zukunft der heranwachsenden Kinder die Aufmerksamkeit aller Eltern mehr und mehr gewinnt. Zahlreiche Gesellschaften, unter ihnen die Allgemeine Deutsche Versicherungs-Verein A.-G. in Stuttgart, betreiben auch diese Versicherungszweige.

Soeben erschien:

Das offene Tor

Roman von

Max Glaß

Einband u. Umschlag v. E. Hoffmeister

Geheftet M. 5.50 / Roman / Gebunden M. 7.—

Ein neuer österreichischer Dichter hat das Werk geschrieben, der uns aus schwerer, blutiger Zeit erstanden ist. Dieses Buch muß gelesen werden, es reißt heraus aus Not und Blut und führt empor zu lichten Höhen.

Ein gewaltiges, urstarkes Buch!

Verlag L. Staackmann, Leipzig / Vorrätig in den Buchhandlungen

VERLAG R. OLDENBOURG, MÜNCHEN UND BERLIN

Zur 200. Wiederkehr ihres Geburtstages am 13. Mai 1917 ist soeben erschienen:

MARIA THERESIA

ihr Leben und ihre Regierung

von Eugen Guglia

Zwei Bände: VI und 388 und IV und 418 Seiten Oktav
Mit 15 Bildertafeln. Preis geheftet M. 15.—, gebunden M. 18.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Josef Ruederer

Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers
Geh. 3.50. Geb. 4.50

Die Fahnenweihe. Komödie
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Höllischer Spuk
Geh. 0.80

Der Schmied von Kochel.
Trauerspiel
Geb. 2.50. Geb. 3.50

Wolkenkuckucksheim. Komödie
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Gesammelte Dichtungen
7 Bände in Leinen geb. in Karton 28.50

Das Grab des Herrn Schefbeck. Erzählung
Geh. 2.—. Geb. 2.60

Die Morgenröte. Komödie au dem Jahre 1848
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Tragikomödien. Novellen
a) Von Lovis Korinth illustrie Ausgabe. Geh. 8.—. Geb. 9.—
b) Textausgabe.
Geh. 5.—. Geb. 6.50

Wallfahrer-, Maler- un Mördergeschichten. Novell
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Das Erwachen

Ein Münchener Roman bis zum Jahre 1848.

Geheftet M 6, gebunden M 7.50.—

„So etwas hat man schon lange nicht mehr erlebt, man muß auf Kellers Leute von Seldwy und Fontanes Bücher über Berlin und die Mark Brandenburg zurückgreifen, um für Art und B deutung des vorliegenden Buches einen Vergleich zu finden." Die Hilfe.

„Wer altbayerisches Münchener Wesen richtig kennen lernen will, der lese dieses Buch; h wird ihm alles klar. Es ist das Buch Münchens." Tägliche Rundschau.

„Und so ist denn auch die Hauptsache abermals eine Satire, vielleicht die beste, die je schrieben worden ist auf die Revolutionen, wenigstens auf die deutschen.
Benno Rüttenauer in den Propyläen.

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., Leipzig und München.

Verantwortlich für den Inseratenteil: G. Eisenbach, München.

By
Digitized by Google

Neue Bücher unserer Österreicher

Bismarck

Roman in drei Bänden von **Karl Hans Strobl**

Band II: Eisen und Blut

Einband und Buchschmuck von **F. Felger, Berlin**

Geheftet M. 4.50 **1.—15. Tausend** Gebunden M. 6.— Liebhabereinband M. 9.—

Ein treues Bild von Bismarcks Leben aus den Jahren 1852—1871, aus der Zeit, die das alte deutsche Sehnen schrittweise der Erfüllung näher brachte und die deutsche Einheit heranreifte. Neben dem Tragischen des historischen Geschehens und dem Dämonischen aus Bismarcks Natur steht aber auch das Sonnig-Heitere in diesem fesselnden Lebensromane.

Max Glaß:

Das offene Tor

Geheftet M. 5.50 **1.—5. Tausend** Roman Gebunden M. 7.—

Ein Buch des Lebens und des Trostes. In ihm erleben wir Völker- und Menschenschicksale von dichterischer Schönheit und tiefer Wahrheit. Dieses Werk führt uns hinaus aus Jammer und Not der Gegenwart in eine Welt der kraftvoll tätigen Liebe. Der neue österreichische Dichter gibt allen denen, die von dem Kriege unmittelbar berührt werden, deren Gatten oder Söhne im Felde stehen, durch dieses Buch Trost und den Glauben an die Zukunft der Menschheit wieder.

Adam Müller-Guttenbrunn:

Joseph der Deutsche

Geheftet M. 4.50 **1.—10. Tausend** Ein Staatsroman Gebunden M. 6.—

Die geschichtliche Romanreihe, die mit dem „Großen Schwabenzug" begann, in „Barmherziger Kaiser!" fortgesetzt wurde, kommt mit „Joseph der Deutsche" zu einem vorläufigen Abschluß. Er gilt als der erlesene Höhepunkt in des Dichters Schaffen und ist nicht nur ein meisterhaft historischer Roman, sondern auch ein lebenswarmes Zeitbuch.

Im gleichen Verlage erscheinen die Werke folgender Österreicher:

Rudolf Hans Bartsch	**Rudolf Haas**	**Max Mell**
Emil Ertl	**Hans Hart**	**Peter Rosegger**
Friedrich von Gagern	**Robert Hohlbaum**	**Karl Schönherr**
Franz Karl Ginzkey	**Karl Krobath †**	**Hans Watzlik**
Rudolf Greinz	**Theodor Heinrich Mayer**	**Anton Wildgans**

:: Vorrätig in den Buchhandlungen ::

Verlagsverzeichnis umsonst und portofrei auch vom

Verlag L. Staackmann in Leipzig

Digitized by Google

BENZ

AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN

RHEINISCHE AUTOMOBIL- u. MOTORENFABRIK A.-G. MANNHEIM

Digitized by Google

Spanien

A. Demiani / Zur deutsch-spanischen Freundschaft

Javier Bueno / Das spanische Volk braucht ein Ideal

Enrique Dominguez Rodiño / Der Spanisch-Amerikanische Krieg und seine Folgen

Djebel Tarik / Spaniens innere Zustände und auswärtige Politik

Joseph Froberger / Der Karlismus in der spanischen Politik

Fritz Bley / Ferrer und die spanische Politik

Otto Freiherr von Taube / Alhambra. Zum Verständnis der spanischen Maurenpolitik

August L. Mayer / Das geistige Leben

Alfred Demiani / Bemerkungen zur Literatur über Spanien

Heinrich Finke / Literarisches Leben im alten und neuen Katalonien

Otto Quelle / Spanisches Wirtschaftsleben

Josef Weiß / Deutsche Siedelungen in Andalusien

Otto Pflaum / Die Deutschen in Spanien während des Kriegs

Vazquez de Mella / Rede vom 22. April 1917

Rundschau

[Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II]

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, Juni 1917

Vierteljahr 4 M — Einzeln 1.50 M

By

Digitized by Google

Feist-Cabinet

* bester Ersatz *
für französischen Champagner
Sektkellerei Frankfurt a.M. A.G.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

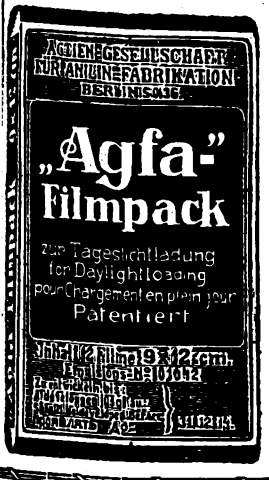
Augsburg	Garmisch	Landshut	Regensburg
Bad Kissingen	Hersbruck	Neu-Ulm	Schwabach
Bayreuth	Ingolstadt	Nürnberg	Schwandorf
Erlangen	Kempten	Partenkirchen	Straubing
Fürth	Landsberg a. L.	Passau	Weiden
			Würzburg

Aktienkapital: 51.000,000 Mark; Pfandbrief-Umlauf: 500.000,000 Mark
Reservefonds: 30.000,000 Mark: Hypotheken-Bestand 510.000,000 Mark

Übernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als **geschlossene Depots,**

Vermietung von **Schrankfächern (Safes)** verschiedener Größe in den in den **unterirdischen Bankgewölben** eingerichteten **Stahlkammern.**

Digitized by Google



Zu beziehen
durch Photohändler

Hochempfindlich
Lichthoffrei
Farbenempfindlich

„Agfa"-Rollfilme

(Nicht rollend)
4:6,5 6:6 6:9 6,5:11 8:10,5 8:14 9:9 10:12,5 12,5:10 cm

„Agfa"-Filmpacks

(Patentiert) 4,5:6 6:9 8:10,5 9:12 10:15 cm

Zur Entwicklung am besten „Agfa"-Rodinal

„Agfa"-Photohandbuch

130 Textseiten • 151.—180. Tausend • Ladenpreis 50 Pfg.
Bezug durch Photohändler

Baden-Baden

Schönster Sommeraufenthalt

Brenner's Stephanie-Hotel

Lichtentaler Allee 1

Brenner's Neuer Kurhof

Vornehmes Familienhotel mit den therapeutischen Einrichtungen eines zeitgemäßen Sanatoriums.

Lichtentaler Allee

Besitzer: C. Brenner

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis:

14. Jahrgang Juni 1917 Heft 9

Seite

Politiker 353
Zur deutsch-spanischen Freundschaft / Von Alfred Demiani 355
Das spanische Volk braucht ein Ideal / Von Javier Bueno, Berliner Korrespondent des „ABC" in Madrid 375
Fichtes Machiavelli 380
Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden 380
Der Spanisch-Amerikanische Krieg und seine Folgen / Von Enrique Dominguez Rodiño, Berliner Korrespondent von „Vanguardia" in Barcelona 381
Deutsch-Spanische Vereinigungen 387
Spaniens innere Zustände und auswärtige Politik / Von Djebel Tarik 388
Die Wirklichkeit 394
Der Karlismus in der spanischen Politik / Von Dr. Joseph Froberger in Bonn 395
Ferrer und die spanische Politik / Von Fritz Bley in Berlin 403
Alhambra. Zum Verständnis der spanischen Maurenpolitik / Von Otto Freiherrn von Taube 409
Das geistige Leben / Von August L. Mayer in München 415
Bemerkungen zur Literatur über Spanien / Von Alfred Demiani . . . 421
Der psychologische Moment 438
Literarisches Leben im alten und neuen Katalonien / Von Geheimrat Dr. Heinrich Finke, Professor an der Universität Freiburg i. B. 439

Seite

Zwei Urteile 44
Die Naturwissenschaften / Von Privatdozent Dr. Otto Quelle z. Zt. in Königsberg i. Pr. 44
Spanisches Wirtschaftsleben / Von Dr. Otto Quelle 44
Hindenburgsche Maßnahmen im Altertum / Von Wilhelm Friedrich Dennler, Gymnasiast in München 45
Von Anton Bettelheim 45
Deutsche Siedelungen in Andalusien / Von Dr. Josef Weiß, Geheimem Hausarchivar in München 45
Neues von Tauchnitz 46
Die Deutschen in Spanien während des Krieges / Von Dr. Otto Pflaum, Kgl. Spanischem Konsul in München . . 46
Aus einer Rede des karlistischen Abgeordneten Vazquez de Mella, gehalten am 22. April 1917 in Bilbao 46

Rundschau:

Nationalstaat und Nationalitätenstaat . . 46
Das wahre Gesicht unserer Feinde und der Ernst der Stunde / Von Professor Dr. Georg Steinhausen 47
Einheimische Wildgemüse / Von Dr. Ernst Küster, Professor der Botanik an der Universität Bonn . . 47
Marinetti als Musikästhetiker / Von Josef Hofmiller 48
Georg Schweinfurth / Von Oswald Denerling in München 48
Das Neue Rußland / Von Dr. Adolf Dirr, Kustos am K. d. Ethnographischen Museum in München . 48

Spanien unter Kreuz und Halbmond

Eine Wanderfahrt durch Geistes- und Wirtschaftsleben, ... Land und Literatur von Einst und Heute .....

Von **Dr. Franz Kuypers**

Mit 100 Strenbildern und 32 Tafeln. — Geheftet M. 9.—, gebunden M. 10.—

Die **Vossische Zeitung** urteilt: Ein deutscher Schulmann hat sich mit dem Rucksack und sicherlich auch in der Lodenjoppe kurz vor dem Krieg nach Spanien aufgemacht. Er hat seine Schrullen und verfaßt sogar ein heißglühendes Gedicht. Aber abgesehen davon, gibt er helle Freude. Für den deutschen Durchschnittsreisenden von guter Intention hat erst er Spanien aufgedeckt. Eine unerhörte Menge von Information und Wissen ist in dem Band zusammengedrängt. Geschichte und Gegenwart, Kultur und Volkstum bis in ihre letzten Äußerungen und Sackgassen werden erhellt, und dabei liest sich das Ganze wie einfaches Plaudern, wenn man sich des Abends zusammensetzt und guten Freunden von Freude und Beschwer beim Glase kundgibt. Ungleich seinen berühmteren Vorgängern hat sich der Schulrat Kuypers ganz aufs Populäre eingestellt. Er setzt nichts voraus. Und was das Schönste ist, er hat ein merkwürdig unparteiisches Auge, er kennt die spanische Küche und das, was sie wirkte und wirkt, hat unendliche Liebe für das Volk und für das Land, ohne darum vor ihm blind zu sein. Wer mit ihm durch die großen Städte gewandert ist, hat Sehnsucht nach dem fernen spanischen Freund ins Herz verpflanzt. Den vielen, die nach Kriegsende Spanien für sich entdecken werden, wünscht man zum vollen Genuß dieses prächtige Buch. Aber auch der bloße Student mag es sich zu dem übrigen Wertvollen legen, denn es ist nebenbei ein idealer Katalog über iberische Kultur und Geschichte. Man möchte hoffen, daß der auch stilistisch wertvolle Schulmann nach dem Kriege zum allgemeinen Nutzen weitere Länder besieht.

:: **Klinkhardt & Biermann, Verlag in Leipzig.** ::

Digitized by Google

MOORBAD Aibling

bietet in seinem

Ludwigsbad

erstes salinisches Moorbad Bayerns,
Kurhaus und Badeanstalt, eine altberühmte Heilstätte bei allen Erkrankungen an
Gicht, Ischias, Gelenkrheumatismus, Knochenbrüchen, Ausheilung von Schußwunden, Exsudaten, Frauenleiden verschiedener Art

Beste Verpflegung gesichert

Anfragen u. Prospekte durch die Geschäftsstelle des **Ludwigsbad-Bad Aibling.**

Leinenhaus Fränkel, München

Theatinerstraße 17

Leinen- und Tischzeugweberei

◆

Spezialhaus für vornehme, gediegene **Brautausstattungen** in jeder Preislage. Einrichtungen von **Krankenhäusern, Sanatorien** usw., sämtliche **Haushaltungswäsche, handgestickte Damenwäsche,** Atelier für **handgestickte Decken** nach Entwürfen alter und moderner Künstler.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

St. Blasien im bad. Schwarzwald, 775 m über dem Meer.
Hotel u. Kurhaus Sanatorium Luisenheim. ✱ mit Anstalt für physik. Heilmittel. Namentlich geeignet für Nerven, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten. In beiden Anstalten sind infektiös Erkrankte ausgeschlossen. Prospekte kostenlos.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz
Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. **Diätetische Kuren** Zweiganst. tägl. 6 M. Prosp. u. Brosch. fr.

Sorgfältige ärztliche Behandlung und vorzügliche Verpflegung gewährleistet.

Sanatorium Schönbuch bei Böblingen (Württemberg). 510 m ü. M.
für Lungen- und Kehlkopfkranke
klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in grossem Park; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen strengste Hygiene bei vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten. Prospekte auf Wunsch. Dirig. Arzt **Dr. Brühl.**

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürftige.

Wasserheh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié, künstliche Höhensonne. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, harns. Diathese, chron. Magen- und Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individuelle Pflege. Besitzer: San.-Rat Dr. H. Teuscher.

Sanatorium Am Goldberg

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Winter-Kurort. Prosp. frei.
Spezialbeh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, Inn. u. Frauenkr.
Höchstz. 50 Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.

Sanatorium Guardaval

Schloßartig gelegen **DAVOS** Höchste Sonnenscheindauer

:: Vornehmes Haus für Lungenkranke ::

Leitender Arzt: **Dr. Friedr. Bauer.**

Prospekte kostenfrei
Für kurgemäße Verpflegung ist bestens gesorgt.

Dr. Lahmann's Sanatorium

in Weißer Hirsch bei Dresden

Leitender Arzt: **Prof. Dr. Kraft**

Anwendung der physikal.-diätetischen Heilfaktoren

einschließlich Höhensonnen- und Röntgentherapie, Thermopenetration, d'Arsonvalisation, Franklinisation. Neuzeitl. Inhalatorium, Luft- und Sonnenbäder

Stoffwechselkuren.

Physiolog.-chem. Laboratorium (unter Leitung von Ragnar Berg).

Digitized by Google

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr

mit Zweiganstalten **Jugendheim** u. **Pädagogium** (Einj.-Ber.). Großer windgeschützter Park. Kurgemäße Verpflegung. San.-Rat Dr. **Gmelin.**

Die deutsche

Eigennahrung

Richtlinien für die Beseitigung unserer Nahrungsnot in Krieg und Frieden

von **Dr. Ziegelroth.**

Preis 60 Pf. durch die Buchhandl. oder Dr. Ziegelroth's Sanatorium Krummhübel.

St.-Moritz-Dorf

:: Saison 15. Juni bis 1. Oktober ::

Schweizerhof-Château

I. Ranges, sonnig, zentral.

Vereinigt die Vorzüge eines Familienheims mit den Annehmlichkeiten des großen Hauses / 200 Betten.

Zivile Preise. **Ad. Angst.**

Wildbad

württ. Schwarzwald, 430 m ü. d. M.
20,000 Kurgäste.

Warme Heilquellen

(31—37° C.)

mit natürl., der menschl. Blutwärme angemessener Temperatur u. großer Radioaktivität. **Vorzügliche Heilerfolge** bei Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Neurasthenie, Verwundungen und Lähmungen und allen Folgeerscheinungen des Krieges. — Alle erforderlichen Kurmittel, wie Mediko-mechanisches Institut, Radium-Emanatorium, Elektrotherapie. — Für Kriegsteilnehmer weitgehende Vergünstigungen. **Luftkuren. Sommerfrische.** Neues Kurhaus. Drahtseilbahn auf den Sommerberg, mit Hotels in 530 u. 750 m ü. d. M. — Prosp. frei durch d. **Kurverein.**

Berchtesgaden

Pension Geiger,

Bischofswiesen

Bahn und Post Berchtesgaden.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet.

Besitzer F. Geiger.

Partenkirchen

(Oberbayern)

Dr. Wiggers Kurheim

Sanatorium für Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige.

Gute Verpflegung Ungestörter Betrieb

Digitized by Google

Warum in die Ferne schweifen, siehe das Gute liegt so nahe.

Angenehmster Frühjahr-, Sommer- und Herbstaufenthalt.

See-Hotel, Schloß Berg,

Ostufer, Starnbergersee. Bes.: G. Otto Bock
(in Friedenszeiten im Winter Grand Hotel Khartoum, Sudan).

Unmittelbar am See und Landungsstelle gelegen. — Schattiger Garten. Glashalle und Terrasse auf den See.

Pension von Mark 9.25 an.

Berchtesgaden

im Bayerischen Hochgebirge.

Kaiserin-Auguste-Viktoria-Kurhaus.

Grand-Hotel und Kurhaus Berchtesgaden.

Berchtesgadens vornehmstes und schönstgelegenes Hotel.

S. Zt. Sommeraufenthalt I. Maj. der Kaiserin und der Kaiserl. Familie.

Tel.- u. Briefadresse: Kurhaus Berchtesgaden.

Illustrierte Prospekte.

Unter pers. Leitung des Besitzers K. Rothe.

Sommerstein

Wald-Sanatorium und Jungborn bei Saalfeld in Thüringen

Regenerations-

und **Schroth-Kuren*)**

Äusserst wirksam!

Bei inneren und äußeren Leiden

Blut-Reinigung.

Aufklärungs-Schrift S. und G. kostenfrei.

*) Die Sommersteiner Regenerationskuren werden wegen ihrer durchgreifenden nachhaltigen Wirkung und wegen ihrer leichten kräfteschonenden Durchführbarkeit besonders empfohlen.

Herzogliches Bad Liebenstein

Thüringer Wald

Altbewährtes Eisen-Arsenbad mit Quellen von stärkst. Kohlensäuregehalt, 355 m Höhe. Staubfreie Luft, herrl. Waldungen. Gute Verpfleg., erstkl. Kurhäuser, Kurkonzerte.

KURMITTEL:
brinkkuren. Natürl. kohlens. Stahl-Täder, Moor- u. Fichtennadelbäder, Wasser- u. elekt. Behandl., Massage, Terrain- u. Diätkuren. Sanatorium.

Eisenb.-Linie Meiningen-Eisenach

HEILANZEIGEN:
Blutarmut und Bleichsucht, Herz- und Gefässerkrankungen (Arteriosklerose), Basedowsche Krankheit, Nierenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Zucker, Fettsucht, Störungen des Nervensystems, allgem. Schwäche, Rekonvaleszenz. Nachkuren nach Nauheim, Kissingen, Karlsbad usw.

Kurzeit: 15. April — 15. Oktober.
Prospekte versendet die Direktion.

Gute Verpflegung gesichert.

Harzburger Hof

(Aktienhotel)

Bad Harzburg

Erstes und vornehmstes Haus am Platze, in herrlicher waldreicher Höhenlage.

Neue grosse Gesellschaftsräume und Terrassen. Zentral-Warmwasserheizung. Bäder.

Dauer der Kurzeit vom 24. Mai bis Anfang Okt.

Fernsprecher 29 und 70.

Die Verwaltung des Harzburger Hofs.

Kurhaus Bad Nassau a. d. Lahn

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und Innerlich Kranke.

Neuzeitlicher Komfort. — Klinische Behandlung

Moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Leitender Arzt: Dr. Muthmann. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung.

Digitized by Google

Bad-Nauheim

am Taunus bei Frankfurt a. M.

Sommer- und Winterkurbetrieb

Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden**

Sämtliche neuzeitlichen Kurmittel

Gesunde, kräftige Luft, herrlicher Park, vorzügliche Konzerte,
:: Theater, Tennis, Golf, Krocket ::

Man fordere neuesten Prospekt A 6 von „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim".

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Aschaffenburg am Main.

Pensionat Spessartblick.

Höhere Mädchenschule (Lyz.). Herrl. gel. Haus, neuzeitl. einger. Wissensch., kaufm., hausw., gesellsch. Ausb., Musik, Malen, Sport, fremde Sprachen. Trotz des Krieges anerkannt gute Verpflegung. Prosp. und Ref. durch die **Direktion.**

Zentralinstitut für neuzeitige Körperschulung.

Leitung: **Frau Dora Menzler.**
Leipzig, Grassistr. 33.
Ausbildung von Lehrkräften in:
A. Methode Mensendieck.
B. Gesundheitlich-künstlerischer Gymnastik.
C. Rhythmischer Gymnastik.
Atemgymnastik.
Beginn 1. Oktober 1917. Prospekt verlangen.
Staatliche Konzession wird angestrebt.

Soziale Frauenschule
mit sozialem Arbeitsjahr, Mannheim
(Gegründet vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium, Abteilung Mannheim)

Soziale Berufsausbildung für besoldete und ehrenamtliche Arbeit. Ausbildungszeit 2½ Jahre. Theoretischer u. prakt. Kurs. Beginn d. neuen Schuljahrs: Oktober 1917. Auskunft u. Prospekte durch: Frau Dr. E. Altmann-Gottheiner, Mannheim, Rennershofstr. 7 u. Dr. Marie Bernays, Mannheim, Goethestraße 10

Eisenach „Villa Feodora"

Hainweg 32 · Gesunde Höhenlage, direkt am Wartburgwald.

Erstklassiges Töchterheim für theoretische und praktische hauswirtschaftl. Ausbildung

Schneidern, Weißnähen, Handarbeiten, Kunstgewerbe, Gesundheitslehre, Bürgerkunde, Fortbildung in Sprachen, Literatur Kunstgeschichte, Musik und Malen durch erste Fachlehrkräfte Herzlich-geselliges Familienleben, kleinerer vornehmer Kreis Winter- und Sommersport. Referenzen und Prospekte durch di Vorsteh. Frau Prof. Dr. Schellhorn und Frau Marie Bottermann

Kgl. Paulinenstift Friedrichshafen

Schule und Pensionat für Töchter gebildeter Stände.

Die Schule umfaßt den Lehrplan einer höheren Mädchen- und Frauenschule. Eine Haushaltungsschule ist angegliedert. — Die Verpflegung ist trotz der Kriegsverhältnisse anerkannt gut und reichlich. Ausführliche Prospekte und Lehrpläne durch **die Leitung.**

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut
v. Anna Roscher, verw. Herminc Ilgen, München, Karlstr. 45/2

(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.)
a) Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse);
b) 6klassige höh. Mädchenschule;
c) Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.
Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Giessener Pädagogium.

(Private höhere Lehranstalten. Für Schulpflichtige staatl. genehmigt.)

A. Pädagogium.

Lehrplan der Oberrealschule mit gymnasialen und realgymnasialen Nebenkursen. Sexta bis Oberprima. Kleine Klassen.

Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.
Individueller Unterricht. Arbeitsstunden unter strenger Aufsicht. Dauernd gute Erfolge bei den Prüfungen, die z. T. mit Zeitgewinn bestanden wurden.

B. Handelsrealschule.

I. **Realklassen** (Untertertia-Untersekunda)
Ziel: Ausbildung in Handelsfächern.

Einjährigen-Prüfung.

II. **Oberklasse** (Jahreskursus).
Bedingung: Besitz des Einjahrigenscheines oder entsprechene Aufnahmeprüfung.
Ziel: Vollkommene Ausbildung in allen Handelsfächern. Moderne Fremdsprachen (auch Türkisch).

Schülerheim für Zöglinge beider Abteilungen. Gesunde Lage. Großer Park. **Beste Verpflegung.** Charakterbildung auf Grund tüchtiger Arbeit und strengster Pflichterfüllung. Musik. Sport.

Drucksachen unberechnet durch die Direktion: **Giessen** (Lahn), Ludwigstrasse 70, in der Nähe der Universität. Fernruf 633. Empfehlungen aus allen Teilen Deutschlands.

FRAUENSEMINAR FÜR SOZIALE BERUFSARBEIT
FRANKFURT A. MAIN
Ausbildung zu ehrenamtlicher und besoldeter sozialer Berufsarbeit.
Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse.
Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungsklasse.
Prospekte durch die Direktion: Große Friedbergerstraße 28/II

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim / Heidelberg
von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner.
Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen.
Fortbildungsklassen.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

vorm. Dühringsche höhere Privatschule

Direktor Bride

Sexta bis Prima. Real- und Oberrealschule, Realgymnasium. Gymnasium. Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-, Notprüfungen. Arbeitsstunden. Vorzügliche Erfolge. Freiprospekt. Auf Wunsch Pension. Berlin W, Rankestraße 20. Fernsprecher: Pfalzburg 2738.

Das Evang. Pädagogium in Godesberg am Rhein

Gymnasium, Realgymnasium und **Realschule** mit **Einjährigenberechtigung** bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht in kleinen Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von 10 bis 20 Knaben in den 15 Wohnhäusern der Anstalt. Viel körperliche Bewegung bei reichlicher, vernünftiger Ernährung. **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztl. päd. Institut. **Zweiganstalt** in **Herchen a. d. Sieg** in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft. Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Höhere Mädchenschule

von Else Schilfarth,

München, Ludwigstraße 7.

1. 6klassige Höhere Mädchenschule;
2. Fortbildungskurse für die Absolventinnen: wissenschaftliche und praktische Ausbildung; höherer Handelskurs.

Internat.

Prospekt durch das **Direktorat.**

Höhere Mädchenschule Simm-Doflein

vormals Kerschensteiner

München, Franz Josephstr. 31

Fernsprecher 30573.

Sechsklassige **höhere Mädchenschule** (5. bis einschließlich 10. Schuljahr) mit **Fortbildungskursen,** in denen Schülerinnen auch Gelegenheit geboten wird, sich privatim auf das **Absolutorium** eines human. oder Realgymnasiums vorzubereiten.

Anmeldungen jederzeit. Prospekte durch

Das Direktorat.

Institut Haselmayer Würzburg

Vorbereitung für **alle** Prüfungen, insbesondere für die **Einjährigen-Prüfungen.**

Gesundes Schülerheim.

Hervorragende Erfolge.
Beste Empfehlungen.

Handelshochschule München. Während der Osterferien ist der Direktor der Handelshochschule München, Universitätsprofessor Dr. M. J. Bonn, aus Amerika zurückgekehrt, wo er seit Kriegsbeginn festgehalten war. Da er kurz nach seiner Rückkehr in das Auswärtige Amt, Berlin, berufen worden ist, so ist ihm seitens des Kuratoriums der Handelshochschule München der Urlaub für das Sommersemester 1917 erneuert worden. Seine Vertretung in den Direktionsgeschäften der Handelshochschule behält nach wie vor der stellvertretende Direktor, Universitätsprofessor Dr. L. Jordan, in der Ausübung seines volkswirtschaftlichen Lehramtes der zweite hauptamtliche Dozent, Universitätsprofessor Dr. E. Jaffé.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Seit 1895: **358 Einjährige, 219** Primaner (7./8. Kl.). Einzelbehandlung, Arbeitsstunden. Sport. Spiel. Wandern. Familienheim.

In den besten Familien erfüllt man Vossische Zeitung durch die Vossische Zeitung

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor A. Kramer.

Weimar Harthstraße 30

Prakt. Töchterbildungs-Institut mit Lehrprogramm einer Frauenschule, gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.

Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftlicher, gewerblicher und künstlerischer Ausbildung. Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiß und Frau.

„Schertlinhaus" Burtenbach bei Augsburg-Bayern

Mädchen-Landerziehungsheim

1. **Höhere Mädchenschule.** 6 Klassen, modern pädagogisch geleitet.
2. **Haushaltungs- und Gartenbauschule** für Töchter gebildeter Stände.

Beide Schulen werden über die Kriegsdauer mit vollzähligem Lehrpersonal weitergeführt

Eintritt jederzeit. — Auf Wunsch illustrierter Prospekt und Referenzen

Direktion: Ernst Zech, Kgl. Pfarrer und Frau Luise Zech, geb. Mehl.

Prospektbeilagen.

Der **Verlag Heinrich Hochstimm, Berlin,** kündet in vorliegende Beilage eine neue Zweimonatschrift „Marsyas", herausgegeben von Theodor Tagger, an. Der ausführliche Prospekt orientiert unsere verehrt Leser genauestens über diese bedeutende Zeitschrift, die gewiß in den weitesten Kreisen mit großem Beifall aufgenommen wird.

Der **Verlag Alfred Janssen, Hamburg,** fügt in unserer Gesamtausgabe einen Prospekt bei, der über den prächtigen, wertvollen Nibelungen-Roman „Das Buch Treue" von Werner Jansen Aufschluß gibt. Wir bitten unsere verehrl. Leser um freundliche Beachtung dieses Prospektes.

Die **Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, München** vorm. Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, macht unsere Leser in anliegender Beilage auf die Einbruch- und Diebstahl-Versicherung aufmerksam, der gewiß ein allgemeines Interesse entgegengebracht werden wird.

Digitized by Google

Neu Neu

B. L. von Mackay

Völkerführer und -Verführer

343 Seiten und 16 Bildnisse, broschiert M. 5.—, gebunden M. 6.—

Asquith	Poincaré	Mechmed V.
Grey	Caillaux	Enwer Pascha
Kitchener	Jaurès	Telaat Bei
Churchill	Delcassé	Dschemal Pascha
Lloyd George	Zar Ferdinand	Nikolaus II.
Northcliffe	Konstantin XII.	Nikolai
Haldane	Nikita	Iswolski
Ssasonoff	Miljukoff	

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom
Verlag Rütten & Loening / Frankfurt a. M.

Erich Matthes, Verlag, Leipzig

In zweiter Auflage ist soeben erschienen:

Fritz Bley, „Der schlimmste Feind"

Broschiert M. 1.80, / gebunden M. 2.50.

Ein ernstes, aus sorgender Seele und glühender Vaterlandsliebe heraus geschriebenes Buch, das durch seine umfassende, knappe Geschichtsdarstellung und kraftvolle Sprache packt und auch den Lauesten aufrütteln muß. Die Frage, die dem Buche den Titel gab, beantwortet der Verfasser etwa folgendermaßen: gewiß ist England der erste und letzte Feind, aber nicht der schlimmste. Dieser ist vielmehr unsere eigene Traumseligkeit und Michelei, die ein Erbübel der Germanen bildet und deshalb so schwer auszurotten ist, weil sie mit unseren besten Eigenschaften, der Gerechtigkeit und der Achtung vor jedem fremden Volkstum so innig zusammenhängt. Mit mannhafter Offenheit fordert Bley, daß unser Volk endlich den Willen zur Macht als Leitstern seines politischen Handelns wähle und den Anspruch unerschütterlich aufrechterhalte, sein eignes deutsches Leben zu leben. Jedem Deutschen sei das Buch, das von gläubiger Hoffnung auf unseres Volkes Größe erfüllt ist und eine Fülle von Wissen mit glänzender Darstellung vereinigt, eindringlich empfohlen.

Alle Bücherfreunde wollen meine kleine Werbezeitschrift für gute Bücher:

„Der Zweifäuster"

verlangen, Preis 10 Pfennig.

Digitized by Google

Bücher über Spanien,

alte und neue, auch solche in Spanien erschienen, bin ich in der Lage, soweit nicht vorrätig, rasch zu besorgen. Seit langen Jahren sind alle literarischen Erscheinungen, die sich auf die iberische Halbinsel und auch auf Zentral- und Südamerika beziehen, eine meiner Spezialitäten.

Kataloge und Prospekte stehen kostenfrei zu Diensten. Bei Bestellung derselben bitte ich genau die Spezialitäten anzugeben.

Leipzig, Königstraße 29 — Karl W. Hiersemann, Buchhändler und Antiquar.

Wer fremde Sprachen lernen will,

bedient sich am besten der Lehrbücher nach der

Methode Gaspey-Otto-Sauer,

die sich sowohl im Schulunterricht wie im Privat- und Selbstunterricht hervorragend bewährt haben. Zum Studium der **spanischen Sprache** sind folgende Lehrbücher erschienen:

Spanische Konversations-Grammatik v. Sauer-Ruppert. 10. Aufl.	M. 4.—
Schlüssel dazu v. Ruppert. 4. Aufl. (kart.)	M. 1.60
Spanisches Lesebuch v. Arteaga	M. 3.60
Kleine spanische Sprachlehre v. Sauer. 8. Aufl.	M. 2.—
Schlüssel dazu v. Runge. 3. Aufl.	M. 1.—
Spanische Gespräche v. Sauer. 4. Aufl.	M. 1.80
Spanische Rektions-Liste v. Sauer-Kordgien	M. 1.60
Kleines **spanisches** Lesebuch für Handelsschulen v. Ferrades-Langeheldt	M. 2.—
Spanische Handelskorrespondenz von Arteaga y Pereira	M. 3.—
Deutsch-Spanisches Konversationsbuch von Connor. 2. Aufl.	M. 2.—
Der neue Reisebegleiter von Motti für Deutsche: Spanisch (br.)	—.80

Alle Bücher sind gebunden. Man verlange ausführliche Prospekte, auch über die Ausgaben in fremden Sprachen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

..... Julius Groos, Verlag in Heidelberg. .....

Digitized by Google

Soeben erschien:

Eisen und Blut

Band 2 des dreiteiligen Bismarck-Romans von

Karl Hans Strobl

Einband und Buchschmuck von F. Zelger, Berlin

Geheftet M. 4.50, geb. M. 6.—, Liebhaberbd. M. 9.—

Ein ungemein farbiges Bild der Jahre 1852 bis 1871 gibt uns Karl Hans Strobl in diesem zweiten in sich **vollkommen abgeschlossenen** Bande seines Bismarck-Romans. Die deutsche Einheit, die sich in unseren schweren Tagen so glänzend bewährt, wird von Bismarck dem Kämpfer und Reichsschmied geschaffen mit zäher Kraft und starkem Willen. Der alte Meister wird vor uns lebendig in diesem Werke, den sich die Helden unserer Tage zum Vorbilde nehmen.

Ein Buch deutscher Kraft und Männlichkeit.

Verlag L. Staackmann, Leipzig / Vorrätig in den Buchhandlungen

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25 039
liefert jedes Buch schnellstens

Ein guter Berater für Bücherfreunde
sind die vierteljährlich erscheinenden
Literarischen Neuigkeiten.
Kostenfreie Zusendung durch die
Buchhandlung Karl Seidel
Josephplatz 6 • München • Fernruf 32790

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26 705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Dieses Feld kostet bei
12 Aufnahmen
M. 4.50 pro Einschaltung.

Die Prostitution

von Dr. med. **Iwan Bloch**
900 Seiten. **Preis geheftet Mark 10.—, gebunden Mark 12.—.**

Ein farbiges, reich entwickeltes Stück Sittengeschichte wird da vor unseren Augen aufgerollt, in der Beschreibung der Frauenhäuser und ihrem Leben und Treiben.

Zu beziehen durch den **Verlag Louis Marcus, Berlin W 15,** Fasanerieстraße 65 S.

Digitized by Google

Soeben erschienen:

Hedwig von Soyters

Kraft

Das Buch einer Frau.

Inhaltsverzeichnis:

1. Von denen, die auszogen
2. Glaubenskraft
3. Von Lieb und Treu
4. Pflicht
5. Die Kraft des Mannes und die der Frau
6. Genialität und Spezialität
7. Von den großen zu den kleinen Einseitigen und Einheitlichen
8. Michel und das Fremde
9. Zweisamkeit
10. Die Kraft zum Nützlichen nnd die zum Schönen
11. Von Mensch zu Mensch
12. Stimmungswerte.

Preis karton. M. 2.60.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.
Leipzig und München.

Blasco Ibañez

Die Arena

Roman.

Einzige autorisierte Übersetzung von Dr. Julio Brouta. Mit einem Titelbild in Vierfarbendruck von Willi Geiger.

„Das spanische Volk in seiner temperamentvollen Sonderlichkeit hat der Künstler in ein großes Bild gebannt. Mit gewaltiger Wucht baut sich ein Riesengebäude vor unseren Augen auf und gipfelt sich so hoch, daß die Zinne unseren Augen fast entschwindet."
Hamburger Korrespondent.

Geh. M. 3.50 **Geb. M. 4.50**

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.,
Leipzig und München.

Hans Pfitzner

Vom musikalischen Drama

Gesammelte Aufsätze

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort.
Zur Grundfrage der Operndichtung.
Teil I: Allgemeine Betrachtung.
Teil II: Anwendung auf bekannte Werke.
Teil III: Eigene Werke: a) Der arme Heinrich, das Epos und das Drama.
b) Die „Symbolik" der Rose vom Liebesgarten.
Bühnentradition.
Teil I: Einleitung.
Teil II: Melot der Verruchte.
Teil III: Bart und Bühne.
E. T. A. Hoffmanns Undine.
Der Freischütz.
Der Parsifalstoff und seine Gestaltungen.

Geheftet M 3.—. Gebunden M 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., Leipzig und München

Digitized by Google

Spanien. Reisebilder von Joh. Mayrhofer.

Mit 17 Bildern und 1 Karte. 12° (270 Seiten). M. 3.60; in Pappe M. 4.20; in Leinwand M. 4.60

„Die Lektüre des Buches stimmt nachdenklich. Das ist also das bigotte rückständige Spanien, das, von uns so stiefmütterlich behandelt, trotzdem aber fast einmütig unsere gerechte Sache mit seinen Sympathien begleitet! Das wollen wir ihm nicht vergessen, und mehr als bisher muß es nach dem Kriege Ziel deutscher Wander- und Reiselust werden. Dazu mag uns Mayrhofers Buch als Geleiter dienen. Es eignet sich vorzüglich als Geschenkwerk." (Blätter für höheres Schulwesen, Berlin 1915, Heft 51/52.)

Verlag von Herder zu Freiburg i. B. / Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Zum Selbstunterricht in der spanischen Sprache

empfehlen wir unser Verlagswerk

Einführung in das Spanische für Lateinkundige

Mit erläuterndem Text und Vokabular. Von Prof. Dr. **Eberhard Vogel**, Lektor des Spanischen an der Kgl. Techn. Hochschule zu Aachen. 268 S. kl. 8°. Preis geh. M. 2.—, eleg. geb. M. 2.80.

Das Bedürfnis, die spanische Sprache mehr oder minder zu beherrschen, hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten erheblich gesteigert, weil seit dieser Zeit Spanien für Kunst und Wissenschaft, für Handel und Reiselust wieder in den Vordergrund getreten ist. Das vorliegende Werk ist das vortrefflichste Hilfsmittel, sich in kurzer Zeit die Kenntnis des Spanischen anzueignen. In knapper, leicht verständlicher Darstellung macht der Verfasser den Lateinkundigen mit der spanischen Wort- und Satzbildung vertraut; eine fesselnde Lektüre und ein reichhaltiges Vokabularium bieten Gelegenheit zu einem schnellen Einleben in die Schönheiten wie in die Eigentümlichkeiten der Sprache. Der Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit und Zuverlässigkeit des Werkes.

Paderborn. **Bonifacius-Druckerei.**

Im Verlage L. Staackmann in Leipzig erschien soeben der zweite Band

„Eisen und Blut"

des dreiteiligen Bismarck-Romanes von Karl Hans Strobl. Würdig schließt er sich dem im 20. Tausend vorliegenden ersten Bande „Der wilde Bismarck" an und ist der fesselnde Lebensroman dieses Helden. Jeder Roman ist ein in sich abgeschlossenes Werk und in allen Buchhandlungen und auf den Bahnhöfen vorrätig. Näheres Inserat.

In jedem Hause

wo gute Musik gepflegt wird, sollte auch **die Königin der Instrumente** zu finden sein.

Harmoniums von 46 bis 2400 Mark. Bes. auch v. Jedermann ohn. Notenkenntnis sofort 4stimm. spielbare. Illustr. Kat. umsonst. **Aloys Maier**, Hofl., **Fulda.**

Soeben erschienen:

Hans Pfitzner

Futuristengefahr.

Bei Gelegenheit von Busonis Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst.

M. 1.—

Leipzig und München **Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H.**

Digitized by Google

Schleussner-

Photo-Platten

Photo-Papiere

Photo-Chemikalien

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. -Postkarten. Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie. Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform

Preisliste und Lieferung durch alle Photohändler oder direkt durch die

Schleussner Photohilfsbuch I. Teil: Das Negative 1 M. II. Teil: Das Positive 1 M. Preis jed. Teiles 1 M. Belichtungs-Ermittler „DISKUS" ermittelt durch einfache Verstellung der Drehscheibe die richtige Belichtungszeit jedes Aufnahmegegenstandes. Preis 70 Pfg.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 126

DEUTSCH-SPANISCHE VEREINIGUNG E.V.

SITZ STUTTGART

EHRENVORSITZ: FÜRST KARL VON URACH, GRAF VON WÜRTTEMBERG

Angesichts der Stimmung, die seit Kriegsausbruch und im Verlauf des Völkerringens in weiten Kreisen Spaniens sich für Deutschland geltend machte und ein lebhaftes und dankbares Echo in Deutschland weckte, lag der Gedanke nahe, durch eine Vereinigung ähnlich der Deutsch-Türkischen und Deutsch-Bulgarischen, auch ein Freundschaftsband um das deutsche und spanische Volk zu schlingen.

Aus solchen Erwägungen heraus ist schon jetzt im Kriege die ganz **Deutschland umfassende Deutsch-Spanische Vereinigung E. V., Sitz Stuttgart,** entstanden, die dann auch durch die kulturelle Vermittlung Spaniens die Brücke schlagen soll zu den uns wirtschaftlich wichtigen Staaten Süd- und Mittelamerikas.

In ihrem Aufruf heißt es u. a.:

Unsere Aufgabe ist groß, aber lohnend; hier seien als die nächsten Ziele nur genannt Erschließung neuer Absatzgebiete für Handel und Industrie, Erschließung des von der Natur so reich bedachten spanischen Landes für den Fremdenverkehr, Anbahnung von Beziehungen zur spanischen Presse, wie auch selbständige literarische Tätigkeit; stets aber wollen wir uns bei diesen Bestrebungen freihalten von jeglicher Beeinflussung auf politischem und religiösem Gebiet. Wir müssen bei alledem auf die eifrige Beteiligung weiterer Kreise rechnen: der Landes- und Volkskundige, der Kaufmann, der Techniker, der Gelehrte und der Künstler können und sollen da mitwirken. Es gilt, die bestehenden losen Fäden fester zu knüpfen und zu einem dichten, starken Gewebe ineinander zu verflechten, das Verständnis der hier wie dort herrschenden Eigenart liebevoll zu vertiefen, die Kenntnis der sich ergänzenden Quellen geistiger und wirtschaftlicher Wohlfahrt aus beider Land zu vervollständigen, die persönliche Vertrautheit miteinander durch die Verbreitung beider Sprachen, durch Reise, Schule, Bild und Buch zu pflegen.

Das sind die Ziele der Deutsch-Spanischen Vereinigung E. V., Stuttgart die alle Freunde Spaniens zum Beitritt auffordert.

Der Jahresbeitrag beträgt für die Einzelperson Mk. 5.—, für juristische Personen und Handelsfirmen usw. Mk. 20.— als Mindestbeitrag.

Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle der Deutsch-Spanischen Vereinigung E. V., Stuttgart, Pfizerstr. 5, oder der Märkische Landesverband der Deutsch-Spanischen Vereinigung Berlin; Württembergischer Landesverband der Deutsch-Spanischen Vereinigung, Stuttgart, und die Ortsgruppen der Deutsch-Spanischen Vereinigung Aachen, Dresden, Essen, Karlsruhe i. B., Göppingen, Köln a. Rh., Leipzig, Pforzheim.

Digitized by Google

Politiker.

Enfin le bon de cette profession est qu'il y a parmi les morts une honnêteté, une discrétion la plus grande du monde, et jamais on n'en voit se plaindre du médecin qui l'a tué.
(Molière, Le Médicin malgré lui III, 1.)

Der Wirtschaftskrieg, der entsprechend den Prinzipien der Reichsregierung von Deutschland als Verteidigungskrieg, von der englischen Regierung entsprechend ihren Prinzipien als Offensivkrieg seit Kriegsausbruch und sozusagen schon länger geführt wurde, ist in Spanien bisher nicht zu unsern Gunsten verlaufen. Schon in der ersten Kriegsperiode hat der englische Botschafter in Madrid das Vorkaufsrecht auf wichtige spanische Bahnen erworben. In Amerika bestand ein großer wirtschaftlicher wie auch sonstiger Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten und dem spanischen Amerika. Es ist bemerkenswert, daß vor längrer Zeit schon das Spanische in vielen Unterrichtsanstalten der Union als Unterrichtsgegenstand eingeführt wurde, an den Universitäten die Vorlesungen über Spanien und die südamerikanischen Republiken eine Erweiterung erfuhren. Die Deutschamerikaner blieben auf diesem wie auf allen übrigen Gebieten ohne Parole. Es ist einer der außerordentlichsten kulturpolitischen Erfolge, daß während der Spannung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten eine Annäherung zwischen den Vereinigten Staaten und dem spanischen Amerika stattgefunden hat. Nur auf militärischem Gebiete wurde der Begriff des Verteidigungskrieges nicht innegehalten; er würde erfordert haben, daß das deutsche Heer die deutschen Grenzen nicht überschritten hätte; nach Ansicht der maßgebenden militärischen Stellen würde aber ein so geführter Krieg — wie auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet — dazu führen, daß auch die alten Grenzen nicht eingehalten werden können.

Eine größere Hochschätzung als unserm politischen Defensivkrieg wendet sich aber in Spanien, wie in allen Teilen der bewohnten Erde, den Leistungen unseres Heeres und unserer Flotte zu. Die deutsche Armee und das deutsche Volk sind es, für die in Spanien eine, vielen überraschend gekommene, tiefliegende Sympathie hervorgetreten ist.

Die überall stärker gewordene Herrschaft der materiellen Interessen, die gleicherweise in allen Ländern hervortretende Verbindung eines international gesinnten Kapitalismus mit einem international gesinnten Sozialismus, die gleicherweise in allen Ländern hervortretende Kampfstellung dieser Mächte gegen die nationalgesinnte Industrie und Land-

Digitized by Google

wirtschaft, die gleicherweise in allen Ländern vor sich gegangene Qualitätsverringerung der führenden Persönlichkeiten aller Gebiete, die endlich überall zu findende Verflachung des geistigen Lebens durch seine Beschleunigung werden von einem Teil des spanischen Volkes mit ähnlichen Gefühlen wie von einem Teil des deutschen als wesensfremder Amerikanismus empfunden.

Mit blutigem Hohn übergießen die Demokraten die von schwerster Sorge niedergebeugten Nationalisten, die sie als unverantwortliche Ratgeber bezeichnen, womit sie anzudeuten scheinen, daß der Begriff der Verantwortung ihnen an der Stellung und nicht am Gewissen haftet. Verantwortlich wird ein Nichtbeamter, mag er etwas verstehen oder nicht, dadurch, daß so und soviele Tausend andere, mögen sie etwas verstehen oder nicht, ihn für geeignet erklären, sie zu vertreten. Das Ziel, dem Wohl aller zu dienen, wird vermengt mit dem Axiom, daß dieses Ziel erreicht wird durch scheinbar gleichberechtigtes Mitreden aller. In der Linie dieser Entwicklung liegt es, daß auch innerhalb der Gewählten immer mehr die Zahl entscheidet, immer mehr die Überzeugung der Einzelnen unterdrückt und an der Äußerung verhindert wird. Diese Entwicklung und damit die Revolutionierung des Kontinents zu fördern, liegt im Interesse Englands. Es ist zweifellos, daß in diesem Augenblicke, wie es in Spanien vor einiger Zeit festgestellt wurde, auch in Deutschland englisches Geld im Sinne der Revolutionierung tätig ist. Ein Erlaß des Generalkommandos in den Marken scheint diese Ansicht zu bestätigen. Das letzte Kriegsziel Englands ist erst erreicht, wenn es mit Hilfe des internationalen Kapitalismus und des internationalen Sozialismus das deutsche Volk an denjenigen Institutionen irre gemacht hat, durch die es sich behaupten kann.

Wir sind uns mit vielen Spaniern klar, daß unsere nationale Existenz wie die ihrige mit geschäftlichen Berechnungen nicht zu erhalten ist. Unser Krieg ist ohne Romantik nicht zu führen. Rein verstandesmäßig ist das Vaterland für den einzelnen kein Wertgegenstand mehr, wenn er mit solchen Gefahren verbunden ist. Die romantischen Begriffe, die man in allen Ländern dem kriegführenden Soldaten zubilligt — weil er ohne sie nicht denkbar ist — werden von vielen Spaniern und Deutschen auch in der Politik gewünscht, während nach einer anderen Anschauung der Begriff der nationalen Ehre, in dem sich diese Stimmung verdichtet, mit seinen Anhängseln von Siegeswillen und aus diesem Willen sich ergebenden Sieg als Militärmusik betrachtet wird, nur geeignet die Truppen in Marsch zu halten.

Digitized by Google

Zur deutsch-spanischen Freundschaft.

Wir haben Freunde in Spanien, — aufrichtige Freunde sogar, die, wie viele andere, zu Beginn des Krieges an den baldigen Sieg Deutschlands glaubten und auf ihn, wie eine Erlösung, hofften, dann aber, im Gegensatz zu so vielen, ja den meisten, von diesen vielen anderen nicht mit der Zeit durch die, man muß ja leider zugeben, mit fabelhaftem Geschick und unter Ausnutzung aller, auch der verwerflichsten Mittel in Szene gesetzte Werbetätigkeit der politischen Giftmischer der Entente sich die Köpfe verdrehen ließen. Für die Haltung Spaniens blieb bis jetzt der Einfluß dieser unserer Freunde ausschlaggebend.

Während man zunächst in Paris und London auf Grund bestimmter Abmachungen, die, namentlich auf Betreiben des als frankophil bekannten, liberalen Parteiführers Romanones, in den letzten Jahren vor Ausbruch des europäischen Konfliktes zustande gekommen waren, eigentlich weit eher auf eine spanische Waffengemeinschaft als auf die Italiens rechnen konnte, sah man sich in diesen Erwartungen getäuscht, und auch der, von der Presse unserer Feinde bereits mit freudigen Kommentaren begrüßte, erste Kabinettswechsel während des Krieges, der an Stelle des vorsichtigen konservativen Politikers Dato wieder den Grafen Romanones ans Ruder brachte, führte zu keiner wesentlichen Änderung in der bisherigen Orientierung. Wie die Nebenumstände des unlängst erfolgten Rücktritts des Ministerpräsidenten zur Genüge dargetan haben, war dies weniger dessen politischen Grundsätzen zuzuschreiben, als wie einfach der Unmöglichkeit, diese gegen den Volkswillen durchzusetzen, so daß man wohl in der Person Garcia Prietos, der, ungeachtet einer früheren, durch seine persönliche einer Annäherung an Frankreich zuneigende Auffassung herbeigeführten Differenz mit dem Parteichef Canalejas, als diplomatischer Vertreter beim Marokkovertrag die Interessen seines Landes der benachbarten Republik gegenüber energisch wahrgenommen hat, eine weitere Gewähr für ein Verharren in der bisherigen neutralen Haltung erblicken darf, und Spanien vielleicht weiter sogar als zuvor von der beschämenden Überraschung entfernt ist, einen seiner Staatsmänner zur Seite der Sonnino, Salandra und Bratianu sich einreihen zu sehen. Manche wollen augenblicklich nur an ein Übergangsstadium glauben, das die Rückkehr der Konservativen zur Staatsgewalt vorbereiten soll.

Sicher ist der jetzige Zeitpunkt besonders ungeeignet für Prophezeiungen irgend welcher Art, und es läßt sich vorläufig noch nicht ab-

Digitized by Google

sehen, welcher Druck von den die Situation der neutralen Staaten mehr und mehr erschwerenden Ereignissen schließlich doch auf die allmählich isolierte spanische Regierung ausgeübt werden kann. Eins erscheint mir außer Zweifel zu sein: man wird es in Spanien nicht von heute auf morgen vergessen, daß man sich, wie kaum in einem anderen nicht unmittelbar interessierten Lande, rückhaltlos zu uns bekannt hat, und ebenso halte ich es für so gut wie ausgeschlossen, daß ein moralisches Saldo, das demzufolge nicht nur auf der pyrenäischen Halbinsel, sondern in den meisten Staaten spanischer Zunge und Abstammung (Brasilien ist bekanntlich portugiesisch) zu unseren Gunsten besteht, auf irgendeine Weise jemals vollkommen getilgt werden könnte. Andererseits aber sollte man in Deutschland, was nun auch immer noch kommen mag, sich stets daran erinnern, daß Spanien zum mindesten, trotz innerer und äußerer Gegenströmungen, während dreier Kriegsjahre redlich bemüht gewesen ist, seine Neutralität zu wahren und von ihr in ritterlicher und loyaler Weise Gebrauch zu machen. Es würde anders in der Welt aussehen, wenn nur ein Funke des gleichen Geistes in den Köpfen der Männer zu finden gewesen wäre, welche die Geschicke der großen transatlantischen Republik leiten, und deren Verhalten für viele unserer Landsleute, — aber doch wohl nur, weil man sich bisher kein recht klares Bild über das Wesen des Amerikanismus gemacht hatte —, eine bittere Enttäuschung gewesen ist.

Als maßgebend für die freundschaftlichen Gesinnungen eines großen Teiles des spanischen Volkes für Deutschland erachte ich, daß sie auf einer Idee basieren und nicht auf rein geschäftsmäßiger Berechnung, wie bei unseren guten Freunden unter den Yankees; denn wir hatten auch dort Freunde und Bewunderer, die zunächst das Schicksal Belgiens, um dessentwillen jetzt auf einmal alle Welt zu den Waffen gegriffen haben will, herzlich kalt ließ. Es scheint mir nicht unangebracht zu sein bei diesem Gegenbeispiel etwas zu verweilen, da der Vergleich mit einer in jeder Beziehung konträren Mentalität einer Würdigung der spanischen Denkweise nur zu statten kommen kann.

Man wird sich noch erinnern, wie nach Kriegsausbruch, — wenigstens war dies in München der Fall —, die Nordamerikaner überall mit ihren lächerlichen kleinen Fähnchen herumliefen, (ich bin überzeugt, sie nahmen sie auch mit ins Bett) um nur ja nicht für Engländer gehalten zu werden, und jedem, der es nur hören wollte, versicherten, wie sehr sie sich ausgerechnet über einen Sieg Deutschlands über England freuen würden. Jeder von ihnen wußte damals nur zu gut, was das Wort „Deutschland" im amerikanischen

Digitized by Google

Geschäftsleben zu bedeuten hatte. Die Situation änderte sich, man machte, im wahren Sinne des Wortes, Bombengeschäfte mit den Alliierten und entdeckte auf diese Weise nach und nach, was doch der deutsche Militarismus für etwas fürchterliches sei. (Bis dahin waren namentlich preußische Gardeoffiziere heiratslustigen Dollarprinzessinnen garnicht so abscheuerregend vorgekommen.) Ob nun Uncle Sam-Wilson, nach dessen höchsteigener, selbstverständlich absolut glaubwürdigen Versicherung das Sternenbanner heute für die Freiheit aller, insonderheit aber der kleinen Völker flattert, eines schönen Tages die Fahne wieder nach einem anderen Winde aushängen wird, dürfte lediglich durch die handelspolitische und wirtschaftliche Lage der Zentralmächte nach Friedensschluß bedingt werden. — Aber wir wollen uns ja erfreulicherweise nicht von den Vereinigten Staaten, sondern von der Heimat Don Quijotes und Sancho Panzas unterhalten.

Nach spanischer Auffassung führt Deutschland einen Kampf für Ideale und Überlieferungen, die jedem echten Spanier heilig sind, und für die er unbedenklich Gut und Blut hergeben würde. Man muß, um sich von dieser Art die Dinge zu sehen einigermaßen eine Vorstellung zu machen, sich nur davon überzeugen, mit welchem Stolz in den meisten Fällen südlich der Pyrenäen von dem unglücklichen Kolonialkrieg von 1898 gesprochen wird, der doch vom Standpunkt der entgegengesetzten Weltanschauung, der Jamesschen Doktrin vom Pragmatismus, eine der denkbar größten Unklugheiten war. Die gleichen durch die Tradition geheiligten Güter, für die man damals, auch ohne jede Aussicht auf Erfolg, kämpfen zu müssen glaubte, sieht man heute durch jene Mächte bedroht, die Deutschlands Feinde sind und zu Unrecht das schöne und viel mißbrauchte Wort „Freiheit" zur Parole ausgegeben haben. Die pompösen Phrasen, die anläßlich des gutgelungenen Coups der russischen Revolution (dieser vom Verbündetenstandpunkt aus beispiellosen Gemeinheit) oder der Kriegserklärung der größten Republik unseres Planeten in alle Welt hinausposaunt werden, verfangen in Spanien ziemlich wenig.

Nicht als ob es in dem allem Traditionalismus zum Trotz demokratischsten Lande von Europa an einer sehr hohen Auffassung eines Freiheitsideals, das hoch und niedrig vereint, fehlte; man ist ihm vielleicht sogar schon um ein gutes Stück näher gekommen, als in manchem Staate mit republikanischer Verfassung; aber man mißtraut dem Geist jener seit den Tagen der französischen Revolution eingeschlagenen Richtung, die doch schließlich nur auf den Austausch einer sicher nicht einwandfreien Aristokratie gegen eine jedenfalls er-

Digitized by Google

heblich skrupellosere und egoistischere Plutokratie hinausläuft und, wovon man sich im benachbarten Paris zur Genüge überzeugen konnte, zu einer gerade bei der Verwischung gesellschaftlicher Unterschiede doppelt gefahrvollen Korruption der leitenden Kreise führt.

Man dankt es Deutschland, daß es gegen diese Protagonisten verlogener Ideale, und sollte es auch zum letzten Male in der Weltgeschichte gewesen sein, das Schwert gezogen hat, und die Zahl derer ist nicht gering, die es aufrichtig beklagen, daß man sich doch nicht stark und unabhängig genug fühlte, um sich kurz entschlossen an die Seite Deutschlands stellen zu können. Für die Beurteilung der deutschen Leistungen wird zweifellos nirgends der praktische Erfolg des Völkerringens weniger ausschlaggebend sein als bei diesen uns wohlgesinnten Zuschauern auf der großen südwestlichen Halbinsel. Ebenso darf bei ihnen die nötige Vorurteilslosigkeit vorausgesetzt werden, um bei einem beispiellosen Existenzkampf die Wahl und Anwendung von Mitteln zu begreifen oder doch wenigstens zu entschuldigen, die nur im Zusammenhang mit den Anforderungen einer noch nie dagewesenen Lage gerecht beurteilt werden können.

Selbstverständlich lag eine Parteinahme für Deutschland umso näher, als seine Feinde (mit Ausnahme der östlichen, die hier weniger in Betracht kommen) zugleich die Spaniens sind.

England und Frankreich waren es, die konsequent die Weltmachtstellung des einstigen Rivalen unterminiert und schließlich vernichtet haben. Der Fels von Gibraltar allein genügt, um jedem spanischen Patrioten ständig zu vergegenwärtigen, welche Demütigungen der nationale Stolz selbst (oder wohl erst recht) von Albions Freundschaft zu erwarten hat; denn nachdem die Vorherrschaft zur See einmal endgiltig erledigt war, war der Brite, wie dies ja nur seiner generösen Veranlagung entspricht, meist Spaniens wohlwollender Gönner, nicht selten sogar sein Verbündeter. Frankreich gegenüber sind bei einem Volke, in dessen Seelenleben die Vergangenheit eine derartige Rolle spielt, die Reminiszenzen an den glorreichen Unabhängigkeitskampf unter der napoleonischen Invasion noch zu frisch geblieben, und es wirkt auf die Nachkommen jener Freiheitshelden zum mindestens etwas befremdend, gerade von dieser Seite flammende Proteste wegen zerstörter Kathedralen oder füsilierter Franktireure zu vernehmen. Bei der, trotz aller Faseleien von lateinischen Schwesterrassen, bereits im Nationalcharakter begründeten, beinah instinktiven Abneigung gegen gallisches Wesen bedurfte es nur verschiedener, während der Regelung der die Lebensinteressen der Monarchie in Frage stellenden

Digitized by Google

Marokkoangelegenheiten begangener Unfreundlichkeiten, um der alten Mißstimmung neue Nahrung zu geben.

Und Nordamerika? . . . Hier kann es wohl am wenigsten überraschen, wenn ungerührt durch die billigen Schlagworte von Menschenrechten und dem Schutz der Schwachen, die aus dem beredten Munde des Präsidenten träufen, Spanien sich skeptisch und reserviert verhält. Denn es ist unvergessen geblieben, wie die mächtige Republik seinerzeit sich auf das vollkommen isolierte, von schweren inneren Krisen sich langsam erholende Land stürzte, dessen Regierung in den schwachen Händen einer allerdings bewunderungswürdigen Frau, der Mutter eines unmündigen Knaben, ruhte, und in welch frivoler, man kann wohl ruhig sagen, verbrecherischer Weise, durch das unwürdige Scheinmanöver des Maine-Unterganges, der „casus belli" herbeigeführt wurde. — Unvergessen ist es aber auch geblieben, daß das einzige Land, wo damals Stimmen laut wurden: man dürfe den europäischen Bruderstaat (es existierte zu jener Zeit noch die dunkle Vorstellung eines europäischen Zusammengehörigkeitsgefühls) bei dieser brutalen Vergewaltigung nicht im Stich lassen, — Deutschland war. Aus dem königlichen Waisenknaben von damals ist mittlerweile ein Mann geworden, und zwar einer, der zu den markantesten Persönlichkeiten und feinsten staatsmännischen Köpfen unter den Monarchen der alten Welt zählt. Auch Don Alfonso hat scheinbar nichts vergessen; denn man kann wirklich mit dem besten Willen nicht behaupten, daß er für die menschenfreundlichen Vorschläge des Herrn Wilson bis jetzt ein allzu großes Entgegenkommen an den Tag gelegt hätte.

Was endlich Italien betrifft, so deckt sich, glaube ich, die in Spanien schon von alters her vorherrschende Ansicht vollkommen mit der, die auf Grund der letzten Erfahrungen auch in Deutschland Platz gegriffen hat. Ich kenne kein anderes Land, wo man derartig daran gewöhnt ist, auf alles, was aus Italien kommt, mit geradezu souveräner Verachtung herabzublicken.

Zu diesen an sich nicht ungünstigen Vorbedingungen für eine wohlwollende Stimmung Deutschland gegenüber gesellt sich nun noch ein weiteres Moment, auf das mich namentlich, soweit ich während des Krieges Gelegenheit hatte mich mit Spaniern über die Zeitereignisse zu unterhalten, diese selbst mit besonderer Vorliebe hingewiesen haben: es ist die eigentümlich ritterliche Weltauffassung des Spaniers, die er nach seinem, nördlich der Pyrenäen nur selten richtig verstandenen, Nationalheros als Quijotismus zu bezeichnen pflegt.

Digitized by Google

Dieses von allen Seiten angegriffene, sich männlich seiner Haut wehrende, weder Not noch Hunger scheuende Volk, auf das beinah in regelmäßigen Zwischenräumen immer wieder ein frischer Gegner losgelassen wird, — bald kleine Kläffer, die mühelos zertreten werden, bald gefährlichere Köter, die man sich ungeachtet klaffender Wunden doch vom Halse hält, — und dem es trotzdem gelingt, bald den einen, bald den anderen Arm für wuchtige Schläge frei zu bekommen, ist ein Anblick, der das spanische Publikum einfach enthusiasmiert. Nirgends wird Mannesmut und Manneswert so hoch eingeschätzt, als in dem Lande, das seit grauer Vorzeit die besten Krieger und kühnsten Abenteurer hervorgebracht hat. Dies ist ja auch die einzige plausible Erklärung für die, trotz aller Anfeindungen, stets unverminderte Popularität der berüchtigten Stiergefechte. Nirgends aber auch versteht man es besser zu würdigen, daß bei einem Kampf auf Leben und Tod Späne fliegen müssen. Der innere Vorgang, — ohne nun etwa dieses Beispiel in jeder Beziehung verallgemeinern zu wollen, — mag für manchen ein ähnlicher sein, wie wenn man sich in der Arena an der männlichen Kraft, Schönheit und Gewandtheit eines Bombita, Machaquito oder Belmonte freut und hierbei mit einer, vielen unbegreiflichen, Gelassenheit darüber hinwegsieht, wenn elende Pferdekadaver hinausgeschleift werden. Gefühlvolle Britinnen pflegen bei dieser Gelegenheit gern zu versichern, daß sie einer Ohnmacht nahe sind, was sie nicht hindert eine Kodakaufnahme zu machen.

Psychologisch nicht minder bezeichnend ist der wenig günstige Eindruck, den im allgemeinen die verleumderischen Entstellungen und sophistischen Begriffsverdrehungen der Ententepresse gemacht haben. Es widerstrebt dem nationalen Empfinden, einem tapferen Gegner die Anerkennung zu versagen oder gar ihm die Ehre abzuschneiden.

Natürlich liegt es mir vollkommen fern, dadurch, daß ich im bisher gesagten ziemlich vorbehaltlos die verallgemeinernden Bezeichnungen: Spanien, Spanier usw. angewendet habe, etwa den Eindruck hervorrufen zu wollen, als ob in allen Teilen der Bevölkerung die Stimmung gleichartig sei. Es hieße die geographische und politische Lage von Spanien verkennen, wollte man sich darüber täuschen, daß einer, wenn auch erfreulicherweise recht beträchtlichen und einflußreichen Partei von „germanofilos“ beinah unvermeidlich eine solche von andersdenkenden gegenüberstehen muß. Ebenso ist es leider nicht ausgeschlossen, daß vielleicht doch dort unten für uns nicht mehr alles so günstig steht, wie dies am Anfang der Krieges der Fall war; obwohl ich gerade in dieser Beziehung durch Spanier, die einigermaßen

Digitized by Google

auf dem Laufenden der heimischen Vorkommnisse geblieben waren, meist beruhigt worden bin, und ich hatte nach Art unserer Unterhaltungen und Beziehungen keinen Grund anzunehmen, daß dies lediglich aus Höflichkeit geschah.

Die „afrancesados" (Franzosenfreunde oder auch Französlinge) spielen in der einstigen Monarchie Karls V. seit Thronbesteigung der Bourbonen eine wichtige Rolle; ihr Einfluß verstärkte sich begreiflicherweise mit Zunahme des republikanischen Elements und dies umso mehr in den Landesteilen, die durch separatistische Sonderbestrebungen sich von Madrid zu entfernen suchen: den baskischen Provinzen und Katalunien, obwohl wiederum gerade dort, im ersteren Falle durch die antifranzösische, meist karlistische Geistlichkeit, im zweiten durch die Rückwirkung besonders reger Geschäfts- und Handelsbeziehungen zu deutschen Firmen ein gewisses Gegengewicht geschaffen worden war. Daneben darf nicht verkannt werden, daß Frankreich seit Menschengedenken der gegebene Vermittler zwischen der isolierten Halbinsel und Europa war, und Paris, als das nächstgelegene moderne Kulturzentrum, außergewöhnliche Bedeutung gewinnen mußte.

Anders steht es mit England: von einer tiefergehenden Beeinflussung von dieser Seite her konnte kaum die Rede sein. Viel mag hierzu die mehr oder weniger auf Äußerlichkeiten gerichtete Tendenz der meisten von jenseits des Kanals kommenden Kultursegnungen beigetragen haben; diesen hatte man eben älteres, wertvolleres und vor allen Dingen bodenständiges entgegenzusetzen, und vor den lächerlichen Ausartungen eines in der Nachäffung von Modefatzkereien sich gefallenden Snobismus, der augenblicklich, auf patriotischer Grundlage, in Frankreich so merkwürdige Blüten zu treiben scheint, und von dem man hoffentlich in Deutschland durch die bitteren Erfahrungen des Krieges für einige Zeit kuriert sein wird, bleibt selbst der jugendliche Elegant („guapo" pflegt man ihn in der Sprache des Cervantes zu bezeichnen) in der Regel, dank seines ausgeprägten Nationalstolzes, bewahrt. Auch die auf besonderes Betreiben Eduards VII. zustande gekommene Heirat des Königs mit einer englischen (?deutschen?) Prinzessin, deren blonde Schönheit bei ihrer Ankunft die Bevölkerung aufrichtig begeisterte, hat scheinbar kaum Kreise zu ziehen vermocht, die über die unmittelbare Umgebung des Hofes wesentlich hinausreichen, und selbst dort soll die Wirkung durch eine ziemlich fühlbare Gegenströmung bis zu einem gewissen Grade paralysiert worden sein.

Diejenigen Gruppen der sozialen Klassen Spaniens, die wohl beinahe geschlossen sich zur Sache Deutschlands, der „causa alemana",

Digitized by Google

bekennen, sind: die Aristokratie, der Klerus und die Armee; ich kann den Herren vom Goethebund und sonstigen Bewunderern Francisco Ferrers nicht helfen: es ist so. Dazu kommt ein nicht unbeträchtliches Kontingent Handel- und Gewerbetreibender, die in langjähriger Praxis mit den plötzlich so verschrienen „Boches" nur gute Erfahrungen gemacht haben, und es liegt nicht im Charakter des Spaniers, einen einmal gewonnenen Eindruck über Nacht zu vergessen. Auch die ländliche Bevölkerung, namentlich in Aragon und den südlichen Provinzen, soll, so ist mir wenigstens versichert worden, vorwiegend prodeutsch oder doch wenigstens antifranzösisch gesinnt sein. Was die sogenannten Intellektuellen anbelangt, — das Wort ist ja heutzutage mit Recht einigermaßen in Mißkredit gekommen, sodaß man bereits mit Mr. Bergson die Zuflucht zu einem neuen „ismus", dem Antiintellektualismus, nehmen möchte, — so sind bei ihnen, wie nicht anders zu erwarten, die Meinungen sehr geteilt; aber es bedeutet für uns zum mindesten einen moralischen Erfolg, daß die anerkannt erste Autorität unter den spanischen Schriftstellern des neuen Jahrhunderts: Jacinto Benavente, sich in durchaus unzweideutiger Weise zugunsten Deutschlands ausgesprochen hat.

Das hervorragendste Verdienst an diesen uns vorteilhaften Zuständen gebührt natürlich unseren dort ansässigen Landsleuten. Die deutschen Kolonien, deren Mitglieder, mit wenig Ausnahmen, dem Kaufmannsstande oder technischen Berufen angehören, haben es allenthalben verstanden, sich eine angesehene, oft sogar einflußreiche Situation zu sichern. Es war dies, wie schon weiter oben angedeutet, nicht unwesentlich in Barcelona, der wichtigsten Hafen- und Handelsstadt der Halbinsel, wo nur, dank des kaum zu erschütternden Prestiges des dortigen, besonders zahlreichen, deutschen Elements, der an sich prädominierende Einfluß frankophiler Sympathien einigermaßen ausgeglichen werden konnte. Man muß es den Deutschen, die ihren Weg nach diesem außerhalb seiner Grenzen immer noch recht wenig bekannten Lande genommen haben, lassen, daß sie durchschnittlich die Fähigkeit gezeigt haben, sich den fremden Verhältnissen in taktvoller Weise anzupassen. Ein besseres Zeugnis hierfür kann wohl kaum angeführt werden, als eine stattliche Zahl, in den meisten Fällen offenbar recht glücklicher Ehen mit Spanierinnen.

Allerdings wurde diesen Pionieren des Deutschtums ihre patriotische Aufgabe insofern sicherlich erleichtert, als das deutsche Touristen- und Reisepublikum, als Massenerscheinung wenigstens, jenen Küsten im allgemeinen noch ziemlich fern blieb. Der deutsche Drang nach der

Digitized by Google

Ferne ist zweifelsohne, selbst in seiner Karikatur, eine beinah rührende Erscheinung; aber jeder Auslandsdeutsche wird ein Lied davon singen können, in welchem Maße unserem Ansehen in der Fremde durch eine gewisse Spezies dieser nur allzu harmlosen Wandervögel geschadet wird, die sich meist über den Eindruck, den sie zurücklassen, kein besonderes Kopfzerbrechen machen.

Manche Familien deutscher Abstammung sind in der jüngeren Generation Spanier geworden; niemals aber, soweit ich mich entsinnen kann, habe ich in derartigen Fällen etwas von jenen unwürdigen und kaum verständlichen Verschleierungsversuchen der einstigen Herkunft beobachten können, wie sie bei Deutsch-Engländern beinah gang und gäbe geworden sind. Die namenlose Überhebung und Anmaßung der Angelsachsen ebenso wie andererseits die Achtung der Spanier vor unserer Rasse erklären sich am einfachsten aus ähnlichen Erfahrungen, welche der Verkehr des täglichen Lebens mit sich brachte.

Im allgemeinen darf man wohl ruhig behaupten, daß Deutsche und Spanier, wenn sie sich kennen gelernt und einigermaßen an einander gewöhnt haben, gut zusammen auskommen. Wenn es auch beim besten Willen schwer fallen dürfte etwa verwandtschaftliche Merkmale zwischen einem Matrosen von der Wasserkante und einem andalusischen Torero herausfinden zu wollen, so sind doch bestimmte grundlegende Charaktereigentümlichkeiten vorhanden, die beiden Rassen gemein sind, und durch welche die Gewähr für eine wohltuende Atmosphäre gegenseitigen Verständnisses gegeben ist.

Die Grundlage hierfür bildet ein gewisser sittlicher Ernst, eine seltsame beinah quälende Schwerflüssigkeit des Temperaments und demzufolge eine bemerkenswerte Stetigkeit und Zuverlässigkeit der Ansichten. Der Deutsche, wie der Spanier, ist je nachdem: Choleriker, — Phlegmatiker, — Melancholiker, — aber höchst selten Sanguiniker. Hierzu gesellt sich eine angeborene, immer wieder zum Durchbruch kommende, große Gutmütigkeit, — die Vorliebe für eine ungezwungene Herzlichkeit im Umgang mit anderen, — ein natürliches Anstands- und Schamgefühl — und namentlich eine ausgesprochene, sehr unzeitgemäße Veranlagung für Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Als gemeinsamer Fehler könnte dem etwa die unbequeme Prädisposition, sich in Prinzipien zu verbohren, zugezählt werden.

Ob nun hierbei spanischerseits eine Vererbung aus der Zeit der Vandalen und Gothen vorausgesetzt werden darf, was vermutlich für manche Pangermanisten außer Zweifel sein würde, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls scheint mir das eben gesagte eine Bestätigung für

Digitized by Google

eine nur schwache Beimischung lateinischen Blutes in dem Konglomerat der Rasse zu sein; aber ich neige eher der Ansicht zu, daß in dieser Beziehung der arabisch-maurische Einschlag für die Gestaltung der Volkspsyche bestimmend war. Gerade bei den Völkern des Islam, — wie man ja auch neuerdings in der Türkei feststellen konnte —, habe ich wiederholt eine derartige dem deutschen Charakter in manchen Dingen wesensverwandte Veranlagung beobachten können. Ich habe einen treuen arabischen Freund (Algerier), den ich in Paris kennen gelernt habe. Dieser sagte mir eines Tages: „Es ist merkwürdig, Du bist der einzige unter meinen Bekannten, der immer, was er mir versprochen hat, auch wirklich getan hat." Und ich hatte die kleine Genugtuung ihm antworten zu können: „Sehr einfach, weil ich der einzige bin von Deinen Bekannten, der nicht Franzose ist."

Eine weitere Erklärung für eine derartige Übereinstimmung in manchen Punkten sehe ich darin, daß bei beiden Völkern, dem spanischen und dem deutschen, wir es mit ausgesprochen männlichen Qualitäten und Instinkten zu tun haben, während beispielsweise Franzosen und Italiener in ihren sympathischen Eigenschaften, wie in ihren Fehlern, weit mehr feminin veranlagt sind.

Ich sagte vorhin absichtlich, daß Deutsche und Spanier meist gut zusammen auskommen, wenn sie sich kennen gelernt und aneinander gewöhnt haben. Dasjenige, wogegen der deutsche Neuling, der sich noch nicht in der Welt südlich der Pyrenäen akklimatisiert hat, am leichtesten verstoßen wird, ist das in sublimster Weise ausgebildete spanische Fein- und Zartgefühl. Dieses geht ja leider dem Durchschnittsdeutschen durch die merkwürdige Schroffheit, um nicht zu sagen Grobheit, unseres (namentlich des norddeutschen) Verkehrstones, die von manchen sogar als ein Zeichen urwüchsiger Aufrichtigkeit besonders geschätzt wird, oft verloren. Es ist ganz besonders nötig für den Verkehr mit Spaniern hierauf eigens hinzuweisen, da es bei vielen anderen Nationalitäten im Grunde genommen längst nicht so darauf ankommt. Der Engländer hat die Dickfelligkeit des ausgeprägten Egoisten, und beim Franzosen kann man, ungeachtet der schönen Fabel von seiner großen Höflichkeit, sich gelegentlich auf eine ganz unverhohlene und durchaus beabsichtigte Taktlosigkeit gefaßt machen. Mit diesen Leuten fährt man infolgedessen meist besser, wenn man, unter Wahrung einer gewissen Form, in seiner Liebenswürdigkeit und seinem Entgegenkommen nicht zu weit geht.

Der Spanier hat keineswegs die oft lächerliche Empfindlichkeit des Franzosen, der es nie vertragen kann, wenn jemand anderer Mei-

Digitized by Google

nung ist, im Gegenteil, er ist für einen offenen und ungezwungenen Gedankenaustausch meist sehr zugänglich; er wird auch gegen Verstöße gegen irgendeine Form, zumal wenn er der Überzeugung sein kann, daß sie durch Unkenntnis verschuldet wurden, beinah immer überaus nachsichtig sein; aber der berühmte, zuzeiten sogar berüchtigte, spanische Stolz, — die Bezeichnung Selbstbewußtsein wäre wohl zutreffender —, ist keine Sage; er ist tatsächlich vorhanden. Namentlich versteht man keinen Spaß, wenn auf der anderen Seite auch nur die leiseste Absichtlichkeit vorausgesetzt werden kann. An persönliches und nationales Empfinden, religiöse und mitunter auch politische Überzeugung darf nicht gerührt werden, und wenn in dieser Beziehung einmal etwas versehen wurde, ist es nur sehr schwer, meistens überhaupt nicht wieder gut zu machen. Vor allen Dingen gefährlich sind jene witzelnden, geistreich sein sollenden Unterhaltungen, die, wenn auch in verschiedener Nuancierung, vom respektlosen Pariser sowohl, wie vom schnoddrigen Berliner, oft ohne Rücksicht auf etwa anwesende andere Personen, mit besonderer Vorliebe geführt werden. Einen berechtigten, maßvoll gehaltenen Widerspruch, selbst Tadel, kann der Spanier ertragen, — eine Verhöhnung nie, (was nun andererseits nicht etwa so aufgefaßt werden darf, als wenn er keinen Sinn für Humor hätte).

Bezeichnend ist ein Fall, der vor einigen Jahren in Paris Aufsehen erregte, daß ein spanischer Offizier im Theater den Revolver zog, weil eine Karikatur Don Alfonsos auf die Bühne gebracht wurde. Oder wie mir unlängst ein junger Spanier sagte: „Ich kann die französischen Witzblätter nicht mehr in die Hand nehmen, ihre Art und Weise tut mir weh."

Man legt bei einem Meinungsaustausch mehr Wert auf den Ton als auf den Sinn der Worte, und das ist es ja gerade, wo die schroffe, kurzangebundene Art des Norddeutschen, oft vollkommen unbewußt und unbeabsichtigt, so leicht verletzend wirkt. Eine noch so berechtigte Entgegnung, die in unhöflicher Form (de mala forma) vorgebracht wird, gilt als ein Zeichen von mangelhafter Erziehung (falta de educacion), und ein Mann, wo diese vorausgesetzt werden muß, ist für den Spanier eigentlich so gut wie erledigt. Das Verhalten in solchen Fällen ist gleichfalls sehr charakteristisch: ohne sich auf irgendwelche Diskussionen einzulassen, weiß man es in unnachahmlicher Weise zum Ausdruck zu bringen, daß der betreffende einfach nicht mehr existiert. Man hat neben der Mißachtung beinah ein gewisses Mitleid mit dem armen Tropf, der nicht weiß, was sich gehört; und im all-

Digitized by Google

gemeinen wird sich hierbei die Haltung eines Gepäckträgers von der eines kastilianischen Granden kaum wesentlich unterscheiden. Daß das hier gesagte in noch höherem Maße für den Verkehr mit dem weiblichen Teil der Bevölkerung gilt, dürfte in einem Land, wo die Frau widerspruchslos zur Königin des Lebens erhoben wurde, kaum überraschen. Anerkennend möchte ich nur noch bemerken, daß der Deutsche, der die Verhältnisse einigermaßen kennt, in dieser Beziehung immerhin schneller erfaßt, worauf es ankommt, als der Franzose, dem es ja viel weniger liegt die Sonderart eines anderen zu respektieren.

Der größte Irrtum, in dem die meisten unserer Landsleute sich befinden, wenn sie nach der pyrenäischen Halbinsel kommen, ist, daß sie glauben dort etwa ein zweites Italien vorzufinden. Im allgemeinen besteht keine weitere Ähnlichkeit zwischen einem Italiener und einem Spanier, als daß beide in den meisten Fällen schwarze Augen und schwarzes Haar haben. Während man mit dem Italiener, mit wenig Ausnahmen, immer am besten auskommen wird, wenn man die niedrigsten Motive bei ihm voraussetzt, — während man dort auch dem sogenannten besten Freund selten rückhaltlos vertrauen darf, (er würde es ja nur für ein Zeichen von Dummheit halten), wird man in Spanien meist guttun auf die edleren Regungen im Menschen zu reflektieren. Man komme diesen Leuten ruhig mit Vertrauen entgegen, und man wird es nur selten zu bereuen haben. Italien ist dem nordischen Schönheitssucher, der diesem Lande seiner Illusionen mit dem Herzen näher kommen möchte, meist eine bittere Enttäuschung, Spanien eine angenehme Überraschung.

Eine moralische Unterstützung vonseiten Spaniens ist wohl ein Faktor, mit dem diejenigen unter uns, die den Glauben an freundschaftliche Gesinnungen in Italien, Rumänien, den Vereinigten Staaten, ja selbst in England nicht fallen lassen wollten, erst an letzter Stelle gerechnet haben würden. Irgendwelche Verpflichtungen hierzu hätten ja auch dem Pyrenäenstaat mit dem besten Willen nicht untergeschoben werden können. Man ist eigentlich erst während des Krieges auf die dortige Stimmung durch Nachrichten imposanter germanophiler Kundgebungen und ritterlichen Verhaltens gegen deutsche Gefangene und Internierte aufmerksam geworden. Der Wunsch, diese in letzter Stunde entdeckte Freundschaft zu befestigen und zu erhalten, gab Anregung zu der dankenswerten Organisation einer Reihe von Propagandaunternehmungen; so der Veröffentlichung deutscher Zeitungen und Kriegsberichte in spanischer Sprache, namentlich aber der Gründung verschiedener deutsch-spanischer Vereinigungen, unter

Digitized by Google

denen wohl die von Stuttgart das Recht der Erstgeburt in Anspruch nehmen darf.

Ich bin über Ausdehnung und Erfolge dieser Bewegung, die durch die allmähliche, fast vollständige Unterbindung des Verkehrs zwischen beiden Ländern selbstredend erheblich beeinträchtigt werden mußte, zu wenig unterrichtet, um mir hierüber ein Urteil erlauben zu dürfen. Auf jeden Fall bin ich davon überzeugt, daß der Eindruck auf die nationale Eitelkeit, die ja natürlich neben dem Nationalstolz in einem Lande großer Traditionen auch eine gewisse Rolle spielt und namentlich seit der Demütigung durch Nordamerika sehr empfindlich geworden ist, nicht ungünstig sein wird, wenn eine Großmacht, die man rückhaltlos bewundert, und an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln ein Grund nicht vorliegt, es sich angelegen sein läßt, ihrer Sympathie und Dankbarkeit Ausdruck zu geben.

Es sei mir jedoch gestattet an dieser Stelle einige kurze Bemerkungen über Propaganda im allgemeinen einzufügen, die ich, auf Grund persönlicher Beobachtungen während des Krieges im befreundeten und neutralen Auslande, für einigermaßen berechtigt halte.

Die phänomenalen Ereignisse der letzten drei Jahre haben ja (leider) zur Genüge den Beweis erbracht, welch beschämend wichtige Rolle im modernen öffentlichen und politischen Leben die Propaganda, die Reklame in allen Abschattierungen, bis herab zur plumpsten, marktschreierischen Form, spielt, und haben ebenso dargetan, daß in dieser Beziehung die Westmächte einen großen, scheinbar nicht wieder einzuholenden Vorsprung hatten. Für diese wohl einzig in der Geschichte dastehende suggestive Aufreizung der Massen fehlte uns offenbar die nötige Vorbereitung, die Routine, vermutlich auch der Rückhalt als unerschöpflich geltender finanzieller Lockmittel und — vielleicht auch die nötige Skrupellosigkeit. Die große, schreiende, urteilslose, durch Worte und Geld zu gewinnende Masse, den Pöbel, die „Piazza", die Kanaille auf unsere Seite zu bringen, ist uns nicht gelungen, und nur Erfolge, die alles bis jetzt dagewesene in Schatten stellen, würden allenfalls noch imstande sein hier einen Wandel herbeizuführen. Praktisch mag die hierdurch für uns geschaffene Lage schwierig, ja selbst bedenklich sein, vom ethischen Standpunkt aus kann ich sie noch nicht einmal als allzu ungünstig beurteilen. Es ist meine Überzeugung, daß in diesem Chaos der Erlebnisse, denen wir vorläufig noch halbbetäubt als Handelnde oder Zuschauer beiwohnen, neben den Vorgängen auf den Schlachtfeldern und in den Kanzleien der Staatsmänner, moralische Faktoren an der Arbeit sind, über die es erst nach Jahren

Digitized by Google

möglich sein wird, ein einigermaßen zutreffendes Urteil zu gewinnen, und ebenso zweifle ich nicht daran, daß, wie auch der Ausgang für uns sein mag, immerhin bei einer späteren leidenschaftslosen Abrechnung ein Plus auf unserer Seite zu finden sein wird.

Bei denjenigen Elementen also, für welche eine Propaganda eigentlich berechnet ist, waren uns, das ist nicht zu leugnen, meist andere zuvorgekommen. Nun gibt es aber daneben die numerisch geringere, qualitativ aber hundert-, tausendfach wertvollere Zahl der Ruhigen, Besonnenen, Überlegten, Reservierten, derer, die sich gern ihr eigenes Urteil selbst bilden, aristokratische Naturen, die von dem lächerlichen Mummenschanz der Stimmungsmache in England oder gar Nordamerika angewidert werden: diese waren von Anfang an für uns, beinah geschlossen in den neutralen, hin und wieder sogar in den feindlichen Ländern, und sind wohl auch — ??? — für uns geblieben.

Solchen Anhängern unserer Sache ist in der Regel am besten damit gedient, wenn sie lediglich über die Gesamtheit der Geschehnisse, wahrheitsgetreu und ohne Kommentar, so eingehend wie möglich auf dem Laufenden gehalten werden. Bei dem großen Wohlwollen, das von ihnen von vornherein entgegengebracht wird, werden sie vermutlich gern von der Voraussetzung ausgehen, daß wir im Recht sind, und selbst in zweifelhaften Fällen doch suchen, eine Entschuldigung oder wenigstens Erklärung zu finden. Der Versuch aber, auf ihre Meinung einen Druck ausüben zu wollen, kann gerade das Gegenteil von der beabsichtigten Wirkung zur Folge haben.

Ich bin gewiß einer der letzten, der irgendeine jener von einer Selbstverleugnung und Opferwilligkeit ohne gleichen getragenen Bemühungen, mit denen an zahllosen Orten auf das eine große Ziel hingearbeitet wird, irgendwie bemängeln oder kritisieren will; ich finde alles, was getan wird, selbst die Mißgriffe, bewunderungswürdig und wage es nur in den verschwindend wenig Fällen, wo eigennützige Sonderinteressen hinter einer schöngefärbten Maske sich verbergen, eine Ausnahme zu machen. Aber ich hielt es trotzdem und auf die Gefahr hin, den Rahmen meines Themas etwas zu überschreiten, für angebracht, auf die hier geäußerten Bedenken hinzuweisen, da ich meinerseits auf die Wichtigkeit dieser Frage durch Männer fremder Nationalität aufmerksam gemacht wurde, denen ganz sicher nicht der Vorwurf deutschfeindlicher Gesinnung gemacht werden konnte. Auch auf dem Gebiete der Propaganda kann gegebenenfalls bei bestem Willen des Guten zu viel getan werden, und es geschieht

Digitized by Google

bisweilen, daß neue, unzuverlässige Freunde nicht mehr zu gewinnen sind, dafür aber alte und wertvolle eingebüßt werden.

Nun ist aber Spanien erwiesenermaßen das Land der Individualisten, der Eigenbrödler, der Idealisten, der Querköpfe, jeder Edelmann ein Demokrat, jeder Bauer ein „caballero"; eine demagogischen Umtrieben leichtzugängliche, proletarische Masse findet sich höchstens in Barcelona und allenfalls noch in den Industriegebieten der kantabrischen Küste. Es gibt daher wohl kaum ein spröderes Material für eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung, als gerade dieses; jedenfalls haben die sonst so glänzend bewährten Methoden der Entente, obwohl sie seit etwa zwei Jahren fast vollkommen freie Hand gehabt hat, hier nicht verfangen.

Freuen wir uns also dieser Sympathien, die uns beinah wie ein Geschenk in den Schoß gefallen sind, freuen wir uns, daß noch ein anderes, zähes Volk neben uns seine Eigenart bewahren möchte gegenüber dem alles nivellierenden Druck der angelsächsischen Rassen, — seien wir uns aber darüber klar, daß die spanische Freundschaft ein Pflänzlein ist von besonderer Art, und daß man mit zarten Händen zufassen muß, wenn man es hegen und pflegen will.

Wenn so in einer Beziehung mitunter sogar ein etwas geringerer Eifer durchaus nicht unangebracht wäre, ist es im Gegensatz hierzu allerdings direkt unverständlich und zeugt von einer politischen Kurzsichtigkeit, — um nicht einen stärkeren Ausdruck anzuwenden —, die ihresgleichen sucht, wenn auch heute noch in manchen Kreisen das alte, abgedroschene Lied von Pfaffenwirtschaft, mittelalterlicher Rückständigkeit in Spanien und was sonst noch zu diesem Repertoir gehört nicht verstummen will. Ein besonderer Beweis von Intelligenz und Urteilsfähigkeit ist ja eine derartige kritiklose Wiederholung abgenutzter Phrasen nie gewesen; es kann aber Momente geben, wo sie gefährlich wird, und dies ist meines Erachtens hier der Fall. Wir haben doch, weiß Gott, keine Veranlassung, mit den Freunden, die uns noch geblieben sind, leichtfertig umzuspringen. Wenn nun manche eine uns günstige Stimmung in Spanien wohl anerkennen, zugleich aber, weil es ihnen nicht in ihre sonstige politische Auffassung hineinpaßt, die Verdienste hieran der rechtsstehenden Parteien des Königreichs herabzusetzen oder gar zu leugnen suchen, so ist dies ebenso unklug, wie unrichtig. Es sind dies die gleichen Elemente, die seinerzeit sich anläßlich der Erschießung Ferrers in unrühmlicher Weise an den in Frankreich, Italien und Belgien besonders populären Treibereien gegen die spanische Regierung beteiligten. Bekanntlich ist die Entfernung

Digitized by Google

des Ferrerdenkmals in Brüssel eine Handlung der deutschen Regierung gewesen, die ihr in weitesten Kreisen der spanischen Bevölkerung besonders hoch angerechnet wurde. Was soll man aber dazu sagen, wenn während des Krieges durch die spanische Presse die Notiz gehen konnte, daß ein aus Deutschland zurückkehrender bekannter einheimischer Schriftsteller, der allerdings erfreulicherweise im übrigen günstigere Eindrücke gesammelt hatte, doch im Lauf einer Unterhaltung über die Stimmung in den konservativen Kreisen seines Landes die unglaublich klingende Bemerkung zu hören bekommen haben soll: Deutschland wolle keine Freundschaft von den Mördern Ferrers?

Auf wessen Seite, glauben denn diese Herren, würde sich der wahrhaftig weit über Gebühr berühmt gewordene Anarchist, wenn er noch lebte, befunden haben? Ich sollte aber auch meinen, wir würden keinen Grund gehabt haben, die Entente um diese Akquisition zu beneiden. Wahrscheinlich würde es ihm ja nicht besser ergangen sein wie Lerroux, der von der Menge verprügelt wurde, als er sie für die Kulturmission der Alliierten begeistern wollte. Auch das ziemlich unverblümte Zugeständnis des recht wenig klerikalen Grafen Romanones, — der edle Graf wolle mir verzeihen, daß ich ihn in dieser Gesellschaft nenne, — eines der routiniertesten Geschäftsleute der Halbinsel, der in der anläßlich seiner Demission an den König gerichteten Botschaft kein Hehl daraus macht, daß für seine Haltung während des letzten Abschnittes seiner politischen Tätigkeit weniger seine persönliche Überzeugung, als die notgedrungene Rücksicht auf die öffentliche Meinung bestimmend war, könnte einigen Heißspornen doch zum mindesten zu denken geben.

Mag man nun über den Katholizismus urteilen, wie man will, in dem Fall, der uns hier beschäftigt, liegt meines Erachtens die Situation furchtbar einfach: Wir haben auf der pyrenäischen Halbinsel eine nicht unbeträchtliche Zahl bewährter Freunde. Dies ist eine Tatsache, die gerade im gegenwärtigen Moment vom nüchternsten, realpolitischen Standpunkt aus von unberechenbaren Konsequenzen für uns sein kann. Die überwiegende Mehrzahl dieser Freunde setzt sich erwiesenermaßen aus guten, strenggläubigen Katholiken zusammen. Sollte die Schlußfolgerung allzu schwierig sein, daß nicht nur das elementarste Taktgefühl, sondern auch der gesunde Menschenverstand es verlangen, auf das religiöse Gefühl dieser unserer Freunde Rücksicht zu nehmen?

Sollte es nun tatsächlich vorgekommen sein, wie die Kölnische Volkszeitung etwa vor Jahresfrist berichtete (27. 6. 16, Morgen-Ausgabe), daß ein protestantischer Geistlicher glaubt, die derzeitige deutschfreund-

Digitized by Google

liche Stimmung in Spanien als günstige Konjunktur für eine erfolgreiche konfessionelle Propaganda ausnützen zu müssen, suche ich wirklich vergeblich nach einem Ausdruck, um einen derartig unglückseligen Einfall richtig zu qualifizieren, und es kann diesem Beginnen nur noch dadurch die Krone aufgesetzt werden, wenn der Betreffende sich in einem von ihm zu Werbezwecken herausgegebenen Blatt folgendermaßen äußert: „Nun, Spanien hat eben noch keine Reformation erlebt, und Licht und Finsternis sind daher dort noch viel mehr chaotisch miteinander vermischt.... Der Kaiser hat recht: ‚Wir führen den Kampf des Lichtes gegen die Finsternis.' Das gilt nicht nur für die uns feindlich gegenüberstehenden Völker, sondern auch für das uns meist freundlich gesinnte Spanien, wo es neben dem politischen noch einen Geisteskampf auszufechten gilt ....."

Wenn es für die Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland einen heiklen Punkt gibt, so ist es der, daß Deutschland die Heimat Luthers war, und wenn dies einigermaßen in Vergessenheit geriet, so ist dies lediglich dem Umstand zu danken, daß man sich allmählich, namentlich auf Grund grober Taktlosigkeiten der französischen Regierung in religiösen Dingen, daran gewöhnt hat, in der frivolen Nachbarrepublik den eigentlichen Feind des Glaubens zu erblicken. Also, wenn irgendwo, so ist hier die Warnung: „Oh, rühre, rühre nicht daran!" angebracht; und eine große Zurückhaltung scheint mir umsomehr am Platz zu sein, als doch unter unseren jetzigen Verbündeten so ziemlich alle nur denkbaren Glaubensbekenntnisse vertreten sind.

Man wolle doch diesen Wirrwarr der Gegensätze, um derentwillen augenblicklich die sogenannten Kulturvölker sich zerfleischen, nicht mit religiösen Stänkereien noch mehr vergiften. Man lasse doch endlich einmal dem anderen die Freiheit, nach seiner Fasson selig zu werden, und wolle sich der Erkenntnis nicht dauernd verschließen, daß jede Religion die richtige ist, sofern sie den Bedürfnissen und Eigentümlichkeiten ihrer Bekenner entspricht. Das ist ja das Geheimnis der Kraft des spanischen Katholizismus, daß er nur dem Namen nach römisch ist, im Grunde aber die grandioseste Kundgebung einer in achthundertjährigem Glaubens- und Rassenkampf gestählten Volksseele. Ich könnte mir ebensowenig ein protestantisches Sevilla vorstellen, als wie etwa ein katholisches Genf oder gar Zürich. Als Protestant, auf den der für manche so verführerische Weihrauch der Kirchen Roms nie einen besonderen Eindruck gemacht hat, glaube ich umsomehr hier meine Meinung frei von der Leber weg sagen zu dürfen.

Ich beklage es daher aufrichtig, wenn selbst in einer so ausgezeichneten Schrift wie „Spanien und Deutschland" von Adolf Schulten

Digitized by Google

(Teubner, Leipzig) der Verfasser es sich nicht versagen kann, auf das leidige konfessionelle Thema einzugehen. Es sei mir gestattet einige Sätze außerhalb des Zusammenhanges herauszugreifen: „Dem Fanatismus seines Nachfolgers (Philipp II.) gelang es, die Reformation, das große befreiende Werk deutschen Geistes, von Spanien abzuwehren . . . . . Das lutherische Deutschland war dem katholischen Spanien fremd . . . . ein Don Quijote Luther, der den Kampf gegen die fest auf dem Glauben der Massen beruhende Macht der Kirche unternimmt . . . . . Der spanische Klerus ist in kultureller Hinsicht zweifellos ein Hemmnis, und er will es sein . . . . . Das Land wird regiert von einer konservativen und klerikalen Aristokratie, die ihr Unvermögen zu Reformen genügend bewiesen hat." — Ich glaube, jeden weiteren Kommentars mich enthalten zu können.

Man verletze doch nicht unnötigerweise das religiöse Empfinden des Spaniers, — man schone aber auch seine nationale Empfindlichkeit.

Auch hier möchte ich nochmals an eine Stelle aus der eben erwähnten kleinen Broschüre anknüpfen, deren Lektüre ich, ungeachtet einiger Einwände, die ich mir hier zu machen erlaube, sonst aufs angelegentlichste empfehlen kann: Herr Schulten beginnt seine abschließenden Betrachtungen mit den Worten: „Wird Deutschland dem befreundeten Lande (Spanien) auf dem schweren Wege zur Wiedergeburt helfen können?" — Leute von so ausgeprägtem Selbstbewußtsein, wie die Spanier, lieben es in der Regel nicht zu hören, daß man ihnen helfen will oder muß; und es ist eine der unglücklichsten guten Eigenschaften des deutschen Michel, für die er trotz der besten Absicht meist so wenig Dank erntet, daß er überall dort, wo er auch gar nicht darum gebeten wird, raten, helfen oder gar erziehen möchte.

Es ist ja übrigens sehr die Frage, ob gerade Spanien nach dem Kriege eine derartige gönnerhafte Bevormundung so unbedingt nötig haben wird, und ob es nicht vielleicht im Gegenteil anderen Nationen zum Vorbild dienen kann, wie man sich, ohne fremde Unterstützung, in verhältnismäßig kurzer Zeit von einem schweren nationalen Unglück erholen kann; es hat gezeigt, was einer ruhigen, besonnenen und, bei aller Ehrenhaftigkeit, außerordentlich geschickten Politik möglich ist, und daß die resignierte Erkenntnis der Grenzen des Erreichbaren noch lange nicht mit dem Verzicht auf die Wahrung der nationalen Würde einem Mächtigeren gegenüber verbunden sein muß. Die in ihren wirtschaftlichen Folgen scheinbar hoffnungslose Katastrophe, die durch die unvermeidliche Niederlage im hispano-amerikanischen Kolonialkrieg bedingt war, liegt noch keine zwei Dezennien zurück; und wenn auch

Digitized by Google

gerade augenblicklich die Valuta nicht als ein untrüglicher Gradmesser für die finanzielle Lage eines Landes angesehen werden kann, so hätte doch sicher noch vor wenig Jahren kein Mensch zu prophezeien gewagt, daß die spanische Peseta, die bereits einmal bis auf die Hälfte ihres Wertes gefallen war, heute im Kursbericht an günstigster Stelle, sogar erheblich über dem vielbeneideten Schweizerfranken, stehen würde.

Spanien hat keinen Grund mit der Tätigkeit seiner Staatsmänner, denen man vielleicht später einmal einen Ehrenplatz in der Geschichte der Diplomatie des großen Krieges einräumen wird, unzufrieden zu sein, und wenn es weiterhin gelingt, kriegerische Verwicklungen in ehrenvoller Weise zu vermeiden und zugleich die Frage der Beziehungen zu den stammverwandten Republiken Amerikas in einer für das Mutterland günstigen Form zu lösen, wird unter Umständen gerade dieses Land, dem schon in allen Tonarten der sichere und unvermeidliche Ruin vorausgesagt worden war, dasjenige der alten europäischen Erde sein, das den unberechenbaren Konsequenzen des Krieges mit dem größten Gleichmut entgegensehen kann.

Begnügen wir uns also vorläufig damit, die uns aus freien Stücken dargebotene Rechte eines ritterlichen Partners, ohne allzuviele Wenn und Aber, zu ergreifen, und seien wir uns des besonderen Wertes einer Freundeshand bewußt, die, trotz des durch die Leidenschaften des Weltkrieges aufgewühlten Morastes von Blut und Schmutz, bis auf den heutigen Tag unbefleckt blieb. Man kann überzeugt sein, daß für die Beurteilung der heiklen Frage des Unterseebootskrieges gleichfalls das nationale Selbstgefühl den Ausschlag gibt, und demzufolge weniger der empfindliche materielle Schaden, noch selbst die beklagenswerten Verluste an Menschenleben ins Gewicht fallen, als das peinliche Gefühl einen fremden Eingriff dulden zu sollen. Da wir es aber mit einer Rasse zu tun haben, wo derartige Gefühlsmomente etwas mehr als Phrase und Geschäftskniff sind, so haben wir wohl ausnahmsweise kaum zu befürchten, daß unsere Beweise von Nachgiebigkeit falsch gedeutet worden seien; man darf vielmehr erwarten, daß, gerade in gerechter Würdigung unserer Lage, das Entgegenkommen uns ganz besonders hoch angerechnet wurde.

Alle Deutschen aber, die etwa der ernste und entschiedene Ton der spanischen Fulgencio-Note befremdet haben sollte, möchte ich ersuchen eine Stelle nicht zu übersehen, und wäre es nur, weil unsere Feinde sich gründlich darüber geärgert haben; ich meine die Aufforderung: „dem Ansuchen eines Landes Rechnung zu tragen, dessen Freundschaft bis auf den heutigen Tag keine Abkühlung erfahren hat, und dessen Neutralität ohne Wanken aufrecht erhalten wurde."

Digitized by Google

Nachdem ich bis jetzt den Aufsatz von Adolf Schulten nur zitiert habe, wo ich mich, höchst unmaßgeblicherweise, nicht ganz einverstanden erklären konnte, möchte ich mit einer Bemerkung von ihm schließen, die mir, neben vielen anderen, besonders gut gefallen hat. Wenn er sagt: „Zwei Dinge sind mir in Spanien immer am schönsten erschienen: die spanische Sonne und das spanische Herz," so ist das sicher jedem, der Spanien kennt, aus der Seele gesprochen, und ich wüßte wirklich nicht, wie man den Zauber des merkwürdigen Landes treffender in wenig Worten zusammenfassen könnte.

Möchte es uns gelingen, dieses spanische Herz zu gewinnen und uns auch zu erhalten, und möchte nach dem Kriege es manchem Deutschen vergönnt sein, ungestört und unbehelligt von den Flegeleien eines internationalen Gesindels, sich in der Sonne Spaniens auszuruhen und zu wärmen. Der eine oder andere, der heute noch nicht ganz ohne Wehmut an Italien zurückdenken kann, dürfte hierbei eine nicht uninteressante Entdeckung machen: nämlich, daß es noch ein anderes Land gibt, wo die Zitronen blühen, daß es auch dort an Naturschönheiten und Kunstschätzen keineswegs mangelt, daneben aber, — sicher für den Italienreisenden etwas vollkommen überraschendes —, sich Gelegenheit bietet, einen Volksstamm kennen zu lernen, der unsere Achtung verdient, und dessen Freundschaft zu gewinnen zum mindesten der Mühe wert ist.

Die Aufsehen erregende Rede, welche in den letzten Tagen des April, (als die vorstehenden Ausführungen bereits abgeschlossen waren), durch Don Antonio Maura in der riesigen Plaza de Toros von Madrid vor einer mehr als 20 000 Köpfe zählenden Volksmenge gehalten wurde, bestätigte mir erfreulicherweise, daß ich die Stimmung in Spanien jedenfalls nicht zu optimistisch beurteilt hatte. Es war mir eine Genugtuung, daß von so maßgebender Seite darauf hingewiesen wurde, welche Rolle Gibraltar und Tanger den verlockendsten englisch-französischen Freundschaftsbeteuerungen gegenüber spielen, und ich konnte mich überzeugen, daß ich mich in meiner Voraussetzung betreffs einer ruhigen und besonnenen Beurteilung der Ereignisse durch das spanische Publikum nicht getäuscht hatte, angesichts der Tatsache, daß der angesehenste Staatsmann des Landes in dem Augenblick, wo die Regierung Protestnoten wegen des Unterseebootskrieges nach Berlin richtet, das Wort aussprechen konnte, das unseren Gegnern besonders auf die Nerven ging: Deutschland habe auch in diesen schwierigen Momenten Spanien *nicht* beleidigt.

Im Mai 1917. Alfred Demiani.

Digitized by Google

Das spanische Volk braucht ein Ideal.

Von Javier Bueno, Berliner Korrespondent des „ABC“ in Madrid.

Wie oft, wenn ich die Zukunft Spaniens überdachte, hab ich mir gesagt: Unserem Volk tut eine große Sehnsucht not. Damit ein Volk wachse, damit es gedeihe, muß es vor allem Ehrgeiz haben. Ebenso wie der einzelne ohne Streben im Leben unerbittlich Schiffbruch leidet, müssen die Völker ihren Einfluß aufs Weltgeschehen einbüßen, die nicht von der Begierde nach Erfolgen auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit angespornt werden; ja, es kann vorkommen, daß sie ihre Selbständigkeit verlieren. Daher ist es, wenn man ermitteln will, wie viel Lebenskraft noch in einem Geschlecht steckt, nötig, seinen Ehrgeiz zu erforschen. Zugleich müssen aber die Lenker der Völker diesen einen hohen Begriff von ihrer Eigenart beibringen, der meinetwegen auch in Überschätzung ausarten darf.

Der Mangel eines völkischen Zieles zeigt sich in der Vorliebe für alles was die anderen hervorbringen, in der übertriebenen Bewunderung für alles, was von außen kommt, in der Sucht, das Fremde nachzuahmen und das Heimische zu verachten, in der Annahme ausländischer Einrichtungen. Das führt dazu, daß das Gewerbe die eigenen Erzeugnisse als fremde Ware anbietet, daß Kunst und Wissenschaft ihre Eigenart aufgeben, daß die Vorzüge des Stammes verschwinden. Gewiß müssen die Herrschenden in der Fremde forschen, was in der Heimat taugen könnte, aber das Volk darf, was es von auswärts empfängt, nur auf seine Eigenart zugeschnitten zu Gesicht bekommen. Wenn man bei einem Volke den Glauben aufkommen läßt, daß seine Auferstehung ihm von jenseits der Grenzen kommen wird, dann wartet es tatlos auf die Ankunft der herrlichen Sendungen.

Spanien hat sich seit langer Zeit aufs Nachahmen beschränkt, da es glaubte, es vermöchte nichts aus eigener Anregung; und derweil verkümmerten seine Anlagen. So kam es, daß sein Gewerbe sich erst versteckte und dann verschwand, weil die Kundschaft seine Erzeugnisse verschmähte, daß sein Handel nur die auswärtigen Hersteller bereicherte, daß seine Jugend in ihrem Eifer für die Wissenschaft erlahmte. Für die jungen Spanier gabs nur noch die Laufbahn des Beamten oder des Politikers und die Wissenschaft diente ihnen nur zur Zier oder als Hilfsmittel für besseres Fortkommen in diesen beiden Berufen. Die vornehme Gesellschaft, oder was dafür gelten wollte, schuf sich eine eigene Redeweise, der eine schlechte Aussprache des Kastilischen

Digitized by Google

und die häufige Beimengung französischer Wendungen einen höheren Rang verleihen sollte. Man schickte seine Söhne auf Schulen, deren Lehrer aus fremden Ländern gekommen waren, sodaß die heimische Lehrerschaft Einkünfte und Eifer verlor. Die französischen und die englischen Erzieherinnen bildeten die Kinder heran. Alles Heimische galt für geschmacklos, alles, was den Zollstempel trug, für geschmackvoll. Das Schrifttum hörte mit seltenen Ausnahmen auf, spanisch zu sein, und ahmte das französische nach. In den Theatern wurde der ganze französische Schund des Tages gespielt. Im Staatsleben war man ganz in entlehnten Formen befangen, die man übernommen hatte, ohne sie darauf anzusehen, ob sie zu unsern Bräuchen stimmten. Es war von jedem Politiker bekannt, wo er im Ausland wurzelte. Man sagte, daß Hinz aus England seine politische Nahrung empfange und Kunz aus Frankreich. Eigen blieb uns allein die kleinliche Politik, die persönliche, die Kazikenwirtschaft. Die eine Richtung bestand aus Leuten, die mit Starrköpfigkeit dem Überlebten anhingen, und die andere aus fortgeschrittenen, die aber die neuesten französischen „Errungenschaften" nicht verdaut hatten. Und so vergingen für Spanien die Jahre in Umwälzungen und Gegenumwälzungen. Bei den Politikern gab es keine Verbesserungen, keine Entwicklung, keine allmähliche Umbildung; sie kannten nur grundstürzende Verfassungsänderungen. So schwankte das Staatsschiff zwischen unbeschränktem Königtum und einem Bund von Freistaaten hin und her, wurde das Urteil des Volkes verwirrt, und während man in den Schenken davon sprach, daß eine spanische Wiederholung des französischen Jahres 1793 die Glückseligkeit bringen würde, widersetzten sich höheres Bürgertum und Adel der unschuldigsten Neuerung.

Das ist in großen Zügen das Bild der spanischen Gesellschaft und des spanischen Staates während des 19. Jahrhunderts. Aus Verlust des Vertrauens zur eigenen Kraft entsprang ein fast gänzlicher Mangel an Männern, die, wie so viele Ausländer, zu gleicher Zeit für die Gesittung der Welt und für die Größe ihres Vaterlandes gearbeitet haben. So weit war es, daß, als Spanien seine letzten Besitzungen über See (Cuba und die Philippinen) in die Hände der Amerikaner geben mußte, man öffentlich bei uns sagte, diese Länder gewännen damit nur, da die Amerikaner sich aufs Kolonisieren verstünden, wir aber nicht. So kam es, daß das Volk die Schmach des Vaterlandes nicht fühlte, und daß es, statt sich durch Rache zum Handeln treiben zu lassen, den Feind sozusagen als Retter der von uns Unterdrückten ansah. Und da wir diese Ansicht nach allen Windrichtungen

Digitized by Google

ausgerufen haben: was Wunder, daß die draußen unser Bekenntnis zu unserem Schaden ausnutzten? In diesem Geständnis lag ein Körnchen Wahrheit und eine übertriebene Aufrichtigkeit; aber man hätte es aus Rücksicht auf uns nicht verbreiten dürfen. So benutzte das Ausland unsere Äußerungen als Waffen, als wir später Rechte in anderen Erdteilen geltend machen: und so verzichtete das spanische Volk auf neue Unternehmungen. Unter dem Einfluß eines kritteln-den Geistes, der der Gesamtheit nicht zusteht, sagten alle Spanier: Wie dürfen wir den Anspruch erheben, andere Länder zu besiedeln, da wir nicht einmal den heimischen Boden ausnutzen können? Und als die Regierung an die Gewinnung Marokkos dachte, da verweigerte ihr das spanische Volk Gut und Blut und verzichtete auf alle er-erbten Rechte im Norden Afrikas.

Wir kommen zur gegenwärtigen Zeit, da der Krieg den Wunsch nach Auferstehung in Spanien erweckt hat. Volk, Adel, Besitz, Gewerbe, Kunst und Heer wünschen und verlangen ein starkes, geistig und wirtschaftlich unabhängiges Spanien; ein Spanien mit jugend-lichen Kräften, mit einem ausgesprochenen und bestimmten Ziel. Aber: „Wie soll das erreicht werden?" fragt man. Es mangelt an einem völkischen Ziel, das alle Bestrebungen vereint. Spanien will sich aufs neue in Bewegung setzen; aber wohin? Niemand hat bisher gesagt, was geschehen soll, sondern immer noch herrscht bei den Führenden Mißtrauen und Zweifel und haben sie so sehr an Achtung verloren, daß ihre Absichten keine Begeisterung zu erwecken vermögen.

Die meisten empfehlen eine Tätigkeit im Innern, die allen Träu-men von Wirkungen nach außen entsagt, einen allmählichen Wieder-aufbau des heimischen Herdes. Es fehlt uns ein Mann oder eine Richtung, die das Banner der Eroberungen erheben. Und dabei bin ich überzeugt, daß, wenn er vorhanden wäre, sich ihm die in den Weg stellten, die sich Liberale und Demokraten nennen, die behaupten, Achtung vor fremden Rechten zu haben, den Militarismus zu be-kämpfen, und im Grunde nur Gleichgültigkeit verbreiten wollen. Indes brauchte ihr Geschrei den wenig zu kümmern, der sich auf das Heer stützte, das aus den Nachkommen eines Ferdinand Cortés, eines Herzogs von Alba und derer von Rocroy besteht. Es könnte ihn nicht hindern, immer lauter zu rufen: „Wir fordern Gibraltar, Marokko, Algier und Oran, die mit spanischem Blute getränkt sind; wir verlangen, daß die Waffen Spaniens wieder das Ansehen ge-nießen, daß sie zu Zeiten Karls des Fünften hatten! Wenn auch das Heer etwas vom Mißtrauen in die eigene Kraft angesteckt ist, so

Digitized by Google

wäre es ihm doch ein mächtiger Sporn, zu wissen, daß es den Glauben des Volkes besitzt. Dann durchdrängen Volk und Heer einander, wie es in Spanien bisher unerhört ist; das Kleid des gemeinen Soldaten würde von Hoch und Nieder mit Stolz[1]) getragen, es käme nicht mehr vor, daß man sich durch alle möglichen Mittel vom Dienst zu drücken suchte. So lange aber dem Heere das Zeichen fehlt, um das es sich schart, wird man im Leichenschritt zur Fahne schleichen. Viele meiner Landsleute höre ich entrüstet fragen: „Du willst also ein militärisches Spanien, eines in dem jedermann sich für Säbel und Kanone begeistert?“ Nun, ich bekenne entgegen allem Spott, auf den sich die Spanier so gut verstehen; ich erstrebe allerdings ein Spanien, das begeistert ist von seines Heeres Stärke und das dieses Heer vergöttert; dazu ein Heer, erfüllt von Stolz auf diese Verehrung und begierig darauf, sie zu rechtfertigen. Ich verlange, daß Gewerbe, Landwirtschaft, Geldleute, Arbeiter und Handel die Überzeugung gewinnen, daß alles was sie für die Stärkung der Kriegsmacht hingeben, nicht Opfer sind für einen Stand, sondern für ihr eigenes bestes. Hat man ja doch erfahren, daß Gewerbe, Besitz, Landwirtschaft, Handel, Arbeit, Kunst wie jede Blüte der völkischen Tätigkeit nur im Schatten der Macht gedeihen. Ein kriegsgewaltiges Spanien kann ohne Schwertstreich geistige und wirtschaftliche Eroberungen machen und auch im Innern neuen Mut fassen. Sobald man sich auf die große äußere Aufgabe vorbereitet, macht sich die innere Gestaltung von selber.

Kaum hat aber ein Volk sich ein Ziel gesteckt, so erhebt sich ihm ein Feind. Denn die Wünsche eines anderen treffen mit den seinen zusammen. Und gerade den Gegner, den viele vermeiden möchten, weil sie wähnen, die Auferstehung könne in Friede und Freundschaft mit allen anderen Völkern vor sich gehen, gerade ihn halte ich für nötig, damit sich der nationale Geist entfalte, damit alle Teile des Vaterlandes zu einer Einheit verwachsen. Selten finden wir ein Volk, dem nur durch Abstammung und Lage die Einheit beschieden ward. Vielleicht gibt es auf dem ganzen Erdenrund keines außer Frankreich. Die verschiedenen Sprachen oder Mundarten, die abweichenden Bräuche, der Unterschied der Abstammung und dann die Bodengestaltung bilden Scheidewände. Diese Schranken sind in Spanien Gebirgszüge, die der Verschmelzung im Wege stehen; und nur

[1]) Jemand, der mir beim Schreiben dieser Zeilen über die Schultern sieht, sagt mir, daß man schon in Madrider Theatern und Gesellschaften Granden von Spanien gesehen hat, die als gemeine Soldaten gekleidet waren.

Digitized by Google

das Bewußtsein der Gefahr kann sie durchbrechen. Da uns das Gefühl der Einheit abgeht, sind die Katalanen in Kastilien nicht heimisch; und liegen für die Basken die Städte Andalusiens nicht im Vaterland. Daher kommt es, daß ein gewisser landschaftlicher Groll, gewisse Härten des Wesens auf der einen und auf der anderen Seite die einzelnen Teile so weit entzweien, daß man von der freiwilligen Ablösung des einen oder anderen Gebietes vom ganzen spricht. Meine Überzeugung ist, daß, während es heute in dem Spanien ohne Feind nur Katalanen, Basken, Andalusier, Kastilier und Galizier gibt, an dem Tage, an dem in der Ferne ein Feind auftaucht, nur noch Spanier gefunden werden. So haben wirs im Krieg gegen Napoleon erfahren: Ganz Spanien stand auf wie ein Mann. Und hat nicht erst in der jüngsten Zeit das von inneren Wirren zerrissene Mejico sich geeint, sobald ein amerikanischer Krieger seinen Boden betrat?

Wenn sich aber auch gezeigt hat, daß zur Erweckung der Tatkraft eines Volkes ein Ziel erforderlich ist, so darf doch ein Volk nicht in einer mutwillig heraufbeschworenen Gefahr den Feind erblicken. Es muß wissen, daß der Feind seinen berechtigten Forderungen entgegengetreten ist. Man kann auch nicht erwarten, daß ein Volk das andere ohne Ursache haßt; es haßt nur den, der ihm als das Hindernis seines Wollens erscheint. Erkennen wir also das vaterländische Ziel, bewirken wir, daß das Volk es ins Herz schließt und hoffen wir, daß dann das Erscheinen des Feindes die Weckung der Geister vollendet.

Wie man sieht, ergänzen die Glieder der Kette einander, die einen sind die Folgen der anderen und alle folgenden sind das Ergebnis des ersten Gliedes. Die Beziehungen sind so gesetzmäßig, daß es ein Wahnsinn wäre, etwa mit einem späteren Gliede den Aufbau zu beginnen. Was hier dargelegt ist, kann einer Vereinigung von Männern als Leitstern dienen, die sich die Auferstehung Spaniens zum Ziel setzen, welche sich schon regt im Volke, im Gewerbe, in der Kunst, im Adel und im Heer. Die Kriegsumstände sind dieser Bewegung günstig; sie haben Kräfte in Bewegung gesetzt, die für überlebt galten, Heldenmut, Opferbereitschaft, Liebe zum einigen und unteilbaren Vaterlande. Der Krieg hat die Grundfesten Europas erschüttert und wird aus dem Schutt der Schlachten den Erdteil in neuer Gestalt erstehen lassen. Nach dem großen Ringen werden die daran beteiligten Völker ihre Anstrengungen mächtig steigern. Denn im Gegensatz zu einer verbreiteten Annahme, läßt der Krieg die Völker erstarken, statt sie zu entkräften. In Spanien hat er bewirkt, daß das Land deutlicher die Umrisse eines Zieles sieht, daß es das Rüstzeug wählt, das es braucht. Die Erfahrungen, die in dem großen Krieg zu Wasser und

Digitized by Google

zu Lande gemacht worden sind, lehren die Fachleute, die Beträge, die ihnen anvertraut würden, in die wirksamsten Waffen umzusetzen.

Ich habe mir zum Schluß ein anderes Glied der Kette aufgespart; ich meine den Freund, der erscheinen wird, sobald der Feind sich zeigt. Vor dem Kriege zerfiel Europa in zwei Lager, die sich so mächtig vorkamen, daß sie jeden Anschluß verschmähten. Jetzt sind diese zerrissen und alle Völker suchen im Hinblick auf den Frieden neue Helfer. Der Erdteil sucht sich in neuen Vereinigungen zusammenzuschließen. Spanien kann und darf diese Gelegenheit nicht versäumen, und alle meine Landsleute hegen die Überzeugung, daß die Stunde gekommen ist, da es aus seiner Vereinzelung heraustreten muß. Wem soll es sich anschließen? Die Entscheidung darf nicht durchs Gefühl bestimmt werden; die Wahl des Freundes wird bestimmt durch das Auftauchen des Feindes, der auch nicht nach Willkür gewählt ist. Wir finden Hilfe beim Feinde unseres Feindes, denn die Freundschaften der Völker beruhen auf den Vorteilen, die sie von einander haben.

Spanien wird alsbald der Welt sein Ziel verkünden und diese wird dadurch überrascht werden; vielleicht wird sie es des Größenwahns zeihen. Man wird über unser Recht streiten und unsere Forderungen einzuschränken suchen. Dabei gewinnen wir aber mehr als bei unserem jetzigen Schweigen, wo wir, ohne ein Verlangen zu äußern, wie unterwürfige Hunde dem Fraß der gierigen Gebieter zuschauen. Die Bescheidenheit wird bei den Völkern wie bei den einzelnen immer und mit Recht als Feigheit und Ohnmacht ausgelegt.

Fichtes Machiavelli.

Im Januarheft 1917 wurde Fichtes Machiavelli der Gegenwart als Spiegel vorgehalten. Zuschriften, die an die Redaktion gelangten, ließen erkennen, daß in weiten Kreisen das Bedürfnis bestehe, diese Abhandlung über Notwendigkeit einer starken Außenpolitik ganz zu besitzen. Der Verlag Philipp Reclam gibt sie soeben mit einer Einleitung von Josef Hofmiller als eine neue Nummer der Universalbibliothek heraus: „Inwiefern Machiavellis Politik auch noch auf unsere Zeiten Anwendung habe.“ Die Schrift, seit 1807 nicht mehr gedruckt, außer in der kaum noch zu beschaffenden Nachlaßausgabe, ist so selten geworden, daß nicht einmal Kuno Fischer sie in seinem großen Werk über den Philosophen anführt. Sie ist gegenwärtig besonders lehrreich, weil sich Fichte darin mit den Fragen der äußeren Politik, der Diplomatie und der Kriegsziele beschäftigt.

Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden heißt eine kleine statistische Schrift, herausgegeben und verlegt von J. F. Lehmann in München. Niemand, der die hier zusammengestellten Tatsachen nicht kennt, kann über Deutschlands Zukunft mitreden. Insbesondere ist es erforderlich, die Industriearbeiter darüber aufzuklären, wohin sie die Scheidemannsche Diplomatie führen wird. Wenn wir überhaupt noch eine Hoffnung haben sollen, daß das deutsche Volk durch etwas anderes als durch schwerstes Unglück über seine Lage aufgeklärt werden könnte, so müßte diese Schrift in Millionen von Exemplaren verbreitet werden. 1 Stück 1 Mark, 100 Stück 80 Mark, 500 Stück 300 Mark, 1000 Stück 500 Mark.

Digitized by Google

Der Spanisch-Amerikanische Krieg und seine Folgen.

Von Enrique Dominguez Rodiño, Berliner Korrespondent von „Vanguardia“ in Barcelona.

Das Studium der Geschichte war in Spanien bisher arg vernachlässigt; wir Spanier haben von Geschichte erstaunlich wenig gewußt. An unseren Mittelschulen und Universitäten ist, wie in allen Kulturländern, die Geschichte ein Lehrfach — aber man studiert ohne Gründlichkeit, ohne jede Tiefe, nach falschen Grundsätzen und Methoden. Das Geschichtsstudium, das lediglich Forschung und Urteil sein soll, bewegt sich bei uns auf althergebrachtem, ausgetretenem Wege. Wir hatten hervorragende Männer der Wissenschaft aufzuweisen, große Dichter und ausgezeichnete Literaten, bedeutende Juristen, verdiente Künstler, ernste Philosophen; unter ihnen einen zweiten Thomas von Aquin, den Pater Suarez, und eine ganze Reihe anderer berühmter Männer. Aber wir hatten keine Historiker, oder was noch schlimmer ist: alle unsere Historiker waren mit wenigen Ausnahmen schlechte Geschichtsschreiber. Sie waren dies gerade deshalb, weil wir Spanier Geschichte nicht studieren konnten. Richtiger gesagt: wir Spanier haben eine eigene Geschichte geschrieben, eine Geschichte — zurechtgemacht für unseren eigenen Bedarf.

Von der Epoche Philipps II. bis zum 2. Mai 1808 war im Buche unserer Geschichte überhaupt nichts zu lesen, als ob man die Blätter, die sich auf diese Periode beziehen, herausgerissen hätte. Bis in die Zeiten Philipps II. wußten wir noch genug: Sagunt machte sich unsterblich dadurch, daß es sich selbst in Flammen setzte, bevor es sich Hannibal hätte ergeben müssen; Numantia war der Schrecken Roms; das westgotische Spanien war ein hochentwickeltes Volk; die Einwanderung der Araber in Spanien diente nur dem einen Zweck, daß wir Spanier die große Zeit der Wiedereroberung verzeichnen konnten; das katholische Königspaar hatte, indem es Kolumbus unterstützte, Amerika entdeckt; mit Karl V. und Philipp II. gelangte Spanien zu seinem höchsten Glanze, die ganze Welt war ihm ergeben, die Sonne ging nicht unter im spanischen Reiche .... Mit dem Tode Philipps II. verstummte die Geschichte. Von unserem Niedergange, von unserem Unglück wußte man nichts. Als ob das nicht geschehen wäre oder als ob es ein Traum gewesen wäre .... Und doch wußte man etwas mehr: man wußte, daß wir eine Blütezeit gehabt hatten, in der unsere größten Dichter erstanden, und man wußte, daß wir der Welt große Männer geschenkt hatten: Plötzlich, wie ein aus der Asche

Digitized by Google

jäh auflodernde Feuer, das bis zum Himmel aufsteigt und alles mit hellem Scheine erfüllt, erwachte unsere Geschichte wieder. Und auf jener lichten Seite stand mit Flammenschrift geschrieben: Freiheitskrieg. Unsere Herzen schlugen höher. Berauscht von dem Namen Daoiz und Velarde, Gerona, Saragossa, Bruch und Bailen, die an siegreich flatternde Fahnen erinnerten, glaubten wir fest, daß am 2. Mai des Jahres 1808 und nicht einige Jahre später bei Waterloo Europa von Napoleon befreit wurde. Spanien hatte Europa gerettet. So wenig wir auch von unserer eigenen Geschichte wußten, diejenige anderer Völker kannten wir noch viel weniger. Unsere Vorfahren hatten Europa gekannt, solange sie dort geherrscht hatten.

Allerdings haben auch die anderen unser nimmer gedacht. Kein Volk wurde so rasch vergessen wie das spanische.

Nur bei zwei Gelegenheiten pflegte man sich Spaniens zu entsinnen — einmal, um seine Vergangenheit zu beschimpfen und dann — um zu seinem Untergange beizutragen. Von keinem Volke der Welt hat man in den letzten Jahrhunderten soviel schlechtes erzählt, keinem hat man so zugesetzt wie uns. So verkannten wir schließlich Europa, wie Europa uns verkannte.

Mit Napoleons Sturz begann für die andern Völker eine neue Ära — für Spanien war es der Anfang der unglücklichsten und gefährlichsten Epoche unserer Geschichte. Unfähige Könige, noch unfähigere Minister, Bürgerkriege, die offene Wunden schlugen, aus denen das Leben floß, zwecklose Revolutionen, alle Furchtbarkeiten ein ganzes Jahrhundert hindurch. Das Vergessenwerden von seiten Europas war aber ein überlegtes Werk, bewußt und egoistisch. Das einzige, wodurch sich Europa Spaniens erinnerte, war, daß es unsere Zwistigkeiten nährte. So verließ man uns dann auch zuletzt, als uns der Gnadenstoß gegeben wurde, der unsere Tragödie beendigen sollte. Heute könnte man sagen, daß Europa seine mehr als drei Jahrhunderte hindurch gegen Spanien gehegte Rache durch Amerika gestillt hat.

So kam die Katastrophe von 1898. Amerika, das die Aufstände in Cuba nicht nur mit allen Mitteln unterstützte, sondern sogar hervorrief und, indem es uns das Leben auf dieser Insel immer schwerer gestaltete, dazu beitrug, daß unsere Verwaltung sich von Tag zu Tag verschlechterte — dieses Amerika beschuldigte uns vor aller Welt der Grausamkeit und Barbarei, genau wie es heute Deutschland der Grausamkeit und Barbarei bezichtigt. Die Vereinigten Staaten haben augenscheinlich für ihre Geschäfte nur eine einzige Platte auf dem Phonograph ihrer egoistischen Seele. Mit einer Unverschämt-

Digitized by Google

heit, die bis zum heutigen Krieg einzig dastand in der Geschichte, sprengten sie eines Tages ohne jeden Grund eines ihrer Kriegsschiffe, die „Maine", in der Bucht von Havanna in die Luft und schoben die Schuld den Spaniern zu. Spanien wies diese Beschuldigung empört zurück; es hatte mit der Sprengung der „Maine" nichts zu tun. Weshalb hätten wir den nordamerikanischen Dampfer in die Luft sprengen sollen? Vielleicht um uns für die Hilfe zu rächen, die die Amerikaner den Aufständischen auf Cuba geleistet hatten?

Wir hatten dies damals noch gar nicht recht gewußt, nicht verstanden — so schlecht waren wir in allem unterrichtet. Oder vielleicht, um die Vereinigten Staaten zur Kriegserklärung zu zwingen?

Spanien war damals ganz gewiß nicht in der Verfassung, einen Krieg zu führen! Gar mit Amerika! Wir wußten kaum was Amerika war; wir kannten dieses Volk überhaupt nicht, obwohl es nur zwei Schritte von unserer Kolonie Kuba entfernt war. Das einzige was uns interessierte war, daß in der amerikanischen Republik nicht spanisch, sondern englisch gesprochen wurde. Und wenn wir wirklich Krieg gewollt hätten, dann hätten wir nicht zu einem so hinterlistigen Mittel gegriffen, wir hätten den Krieg offen erklärt, Aug in Auge, wie Spanien immer gehandelt hat. Die Zeit hat später unsere Unschuld an den Tag gebracht; es wurde nachgewiesen, daß die Explosion, die das Sinken der „Maine" verursachte, im Innern des Schiffes entstand und nicht von außen durch eine spanische Mine. Dabei verlor kein einziger Offizier der Besatzung das Leben — zufällig befand sich keiner von ihnen im kritischen Augenblick an Bord —, sondern nur Matrosen. Heute steht fest, daß die Amerikaner ihr eigenes Kriegsschiff in die Luft gesprengt haben, um auf diese Weise einen Grund zum Bruch mit Spanien zu schaffen und um die wahren und niedrigen Motive ihrer Habsucht zu verschleiern.

Weil wir von unserer Unschuld überzeugt waren, erzeugte diese schändliche Verdächtigung in uns die furchtbarste Entrüstung. Hätte man uns einer schlechten Verwaltung in unserer Kolonie bezichtigt oder der Härte in der Behandlung der Eingeborenen, Dinge, die hätten wahr gewesen sein können oder die wahr waren: wir hätten uns ob der Anklage sicher geschämt, wir hätten auch die Wahrheit ertragen. Das Imputieren einer Niederträchtigkeit aber hat in ganz Spanien solch heiligen Zorn entfacht, daß unser einziger Gedanke der Krieg war, der Krieg, den wir nie gewollt, nie uns als möglich vorgestellt hatten. Als unser damaliger Gesandter in Washington, der jetzige verdiente spanische Botschafter in Berlin, Don Luis Polo de

Digitized by Google

Bernabé, auf das freche und schamlose Ultimatum Amerikas mit der Bitte um Aushändigung seiner Pässe antwortete und alsbald darauf die spanische Kriegserklärung erfolgte, erhob sich in Spanien einstimmiger Jubelruf und unermeßliche Begeisterung. Es war das letzte große Ereignis unserer Geschichte, wenngleich wir damit unseren Zusammenbruch beschleunigten. Das letzte Abenteuer, unglücklich wie das unseres Nationalhelden Don Quijote.

So erhebend, so einmütig war die Bewegung, daß es einen Augenblick schien, als wären wir aus unserem jahrhundertelangen, tiefen Schlaf erwacht. Der Schein trog. In Wirklichkeit waren wir nicht erwacht, wie hätten wir in einen Krieg ziehen können, der uns unbedingt den letzten Stoß versetzen mußte? Das Trugbild unserer Geschichte täuschte uns abermals; uns schienen die trockenen Lorbeeren, auf denen wir ruhten, frische Blüten zu treiben. Noch nie hat ein Volk eine solche Verkennung der Tatsachen gezeigt wie damals Spanien. Wir hatten keine Armee und glaubten doch, daß unsere armen Soldaten ob ihrer Tapferkeit unbesiegbar sein müßten. Wir hatten keine Flotte, aber wir waren überzeugt, daß die paar alten, schlecht armierten Kästen — die meisten von ihnen waren schon halb verfault — ebenso tüchtig seien wie die „Armada", die aus dem Meeresgrunde wieder aufstieg, um die Küsten Amerikas zu zerstören; wir hatten kein Geld. Zudem verkannten wir die Vereinigten Staaten völlig; wir kannten nicht die Kraft, die jenes gesunde, junge und selbstbewußte Volk besaß, nicht die Mittel, deren es sich bedienen konnte; wir dachten nicht einmal daran, daß Kuba im Atlantischen Ozean liegt, weit, weit von Spanien und sehr nahe bei New-York, und daß die Philippinen im Stillen Ozean sind, dreißig Tage weit von Spanien. Wohl gab es unter uns Leute, die die Gefahr sahen. Diese Sanchos, dachten wir und achteten nicht ihrer Warnung.

Und so kam, was kommen mußte .... Warum ein zweites Mal erzählen? Es ist beschämend und traurig: die ganze Welt war Zeuge unseres Zusammenbruches, und die Erinnerung ist noch frisch in aller Gedächtnis. Wir verloren die letzten Reste unseres Kolonialreiches, Kuba und die Philippinen. Aber das war nicht das einzige und nicht das Wichtigste. Uns war das Schrecklichste, daß wir besiegt wurden. Spanien, das unbesiegbare. Vor uns erstand die Wahrheit von Jahrhunderten unserer Geschichte, jener Jahrhunderte, die wir nie gekannt. Ein Orkan fegte unsere dürren Lorbeeren hinweg.

Der Pariser Friedensvertrag, der Abschluß jenes mit Niedertracht gegen uns eingeleiteten Krieges, erfolgte mit dem Einverständnis

Digitized by Google

ganz Europas und niemand — auch nicht die, die uns heute um Hilfe bitten — bot uns die Hand oder sprach ein Wort zu unserer Verteidigung, ja nicht einmal ein Wort zu unserem Troste; es war zweifellos eine niederdrückende, wenn auch gewiß eine heilsame Lehre für Spanien. Die Katastrophe von 1898 riß Spanien aus seiner Lethargie. Im ersten Augenblick war die Ernüchterung groß, die durch jenen starken Schlag hervorgerufen worden war. Wir suchten zunächst die Schuldigen unter uns selbst; wir sahen ein, daß die ganze Schuld auf unserer Seite lag. Und das war zweifellos unsere Rettung. Wir lernten die Augen aufmachen und sehen. Kaum nach einem Jahre hatten wir Amerika fast vergessen, jedenfalls erinnerten wir uns ohne Haß und ohne Schmähungen des Geschehenen. Mit solchen Gefühlen hätten wir den Rest unserer Kraft nutzlos vergeudet. Aber wir verachteten die Amerikaner, wie wir es heute noch tun. Wir haben nie die Amerikaner für die Schuldigen an unserem Unglück erachtet. Im Gegenteil. Wenn es möglich wäre, eine Tatsache von der anderen zu trennen, und wenn wir die Schändlichkeit, die sie an uns begingen, vergessen könnten, müßten wir ihnen dankbar sein; sie haben uns ein gutes Werk getan. Wir gaben uns Rechenschaft über das Dilemma, vor das wir gestellt waren: entweder die Flinte ins Korn werfen und damit aus der Reihe der Nationen verschwinden oder uns aufraffen. Als Volk mit tiefer Lebensenergie und gesunden Wurzeln entschlossen wir uns zu leben.

Die patriotischen Stimmen, die nach unserem Unglück laut wurden, wenn auch am Anfang unsicher, trugen Früchte. Es entstanden zwei Richtungen, eine allgemeine und eine persönliche. „Die einen wollten — schreibt Miguel S. Oliver — Spanien dadurch retten, daß sie mit der Reorganisation des Staates anfingen, die anderen begannen mit sich selbst in der Annahme, daß der höchste Patriotismus des Menschen darin bestehe, sich dem Vaterlande so nützlich und so gerüstet für den Kampf zur Verfügung zu stellen wie die Ausländer waren, die uns immer als Beispiel gezeigt wurden.“ Beide Richtungen schafften sich Bahn: die erste mit vielen Hemmungen, die Jahrhunderte aufgetürmt hatten. In Spanien waren Regierung und Volk schon seit Jahrhunderten streng geschieden; das Volk mißtrauisch, überzeugt von der Unmöglichkeit einer Besserung, hatte den sicherlich unheilvollen Entschluß gefaßt, sich nicht in Politik zu mischen; die Regierung ohne Interesse für das Gute und ohne Furcht vor dem Schlechten war nichts als ein Parasit.

Nach dem Kriege und nach der Zeit der Verwirrung und der Un-

Digitized by Google

sicherheit, die anfänglich folgte, bemühte sich das Volk sich zu ändern, da es gesehen, wohin es geführt worden war, und da es bereut, sich um die Geschäfte des Staates so wenig gekümmert zu haben. In verschiedenen Gegenden des Landes begannen die öffentlichen Wahlen endlich ehrlich zu werden, das Kazikentum, die wilde politische Willkür verlor Boden und Macht. Ich will nicht sagen, daß die Politik gesundete und daß sie eine bestimmte und sichere Richtung einschlug, aber die Dinge wurden jedenfalls wesentlich besser. Der sensationelle Sturz Romanones, der von dem mit seiner Politik unzufriedenen spanischen Volke entlassen wurde, und noch dazu in der jetzigen gefährlichen Zeit, ist ein vielversprechendes Zeichen der Zeit. Die zweite Richtung, die der individuellen Besserung, hat reichere Früchte getragen, mögen diese auch auf den ersten Blick nicht erkennbar sein. Unsere Jugend besitzt Selbstvertrauen und ist entschlossen für das Vaterland zu kämpfen.

Der Verlust unserer letzten Kolonien war ein großes Glück für uns. Sie waren ein Herd der Korruption, eine schwere Last für den Staat und somit für das Volk, eine scheinbar kleine Wunde, aus der unmerklich ununterbrochen Blut floß. Nach den Kolonien wanderten die Schlechten unserer Volksgenossen aus, um dort noch schlechter zu werden, es gingen die Guten und wurden dort schlecht. Was nach der Heimat zurückkehrte, war für das Vaterland verloren. Spanien bedarf heute keiner Kolonien, und es wird vielleicht nie welche brauchen. Spanien ist ein an Flächeninhalt verhältnismäßig großes Land, dünn bevölkert, reich an unerschöpflichen Bodenschätzen. Die beste Kolonie für Spanien ist Spanien. Nachdem wir unsere auswärtigen Kolonien verloren hatten, begannen wir die Kolonisation des eigenen Landes. Wer Spanien vor zwanzig Jahren gekannt hat und es heute sieht, muß zugeben, daß viele Fortschritte gemacht wurden. Die Katastrophe zwang uns, die Augen wieder auf die Welt zu richten, und lehrte uns unsere wahre Geschichte. Wir haben gesehen, daß die Völker nicht für sich leben können und sich nicht abschließen dürfen. Heute können wir ohne Unbescheidenheit sagen, daß wir Europa besser kennen als Europa uns. Im Laufe der Jahre waren wir infolge unserer Zurückgezogenheit soweit gekommen, daß wir von der internationalen Politik keine Ahnung mehr hatten. Das größte Unglück Spaniens war, daß es kein nationales Ideal besaß. Heute befinden wir uns auf dem Wege ein solches zu suchen. Wir werden es auch finden. Jedenfalls glaube ich, daß diejenigen nicht irregehen, die Spaniens Neutralität als Nationalgedanken bezeichnen. Es ist vielleicht kein nationaler Gedanke, aber es ist sicher ein natio-

Digitized by Google

nales Gefühl. Als Spanien nach Marokko ging, war der größte Teil der Nation nicht damit einverstanden. Damals wußte eben das spanische Volk noch wenig, heute hat es gelernt. Ein Beweis dafür ist, daß es heute in Spanien keinen Menschen gibt, der nicht verstände, daß wir in Marokko sind, weil es eine notwendige Bedingung ist für unser Leben und unsere Entwicklung. Vor 20 Jahren dachten noch wenige an die Notwendigkeit Gibraltar zurückzugewinnen, und viele, die vielleicht daran dachten, ließen sich nur von ihrem Ehrgefühl leiten, weil es unsere Muttererde ist und weil sie es als Schande empfinden, daß dort die Engländer hausen. Wenn heute Maura, Mella oder irgendein anderer Politiker öffentlich erklärt, daß wir Gibraltar wieder besitzen müssen — unserer Ehre wegen, und weil hievon unsere Selbständigkeit, unsere Entwicklungsmöglichkeit und unsere Zukunft abhängt, so stimmt ihm ganz Spanien in hellem Jubel zu. Und wenn heute jemand sagt, daß wir in Marokko eine größere Rolle spielen müssen, erntet er den gleichen Beifall. Früher haben wir uns um das lateinische Amerika nicht gekümmert, wir hatten es fast vergessen. Heute gibt es keinen Spanier, der nicht vom glühenden Wunsch erfüllt wäre, daß die Bande des Blutes und der Sprache, die uns mit jenen Ländern verbinden, fester gefügt werden, und daß wir uns mit ihnen einigen im gemeinsamen Werk der Liebe und der Kultur.

Das ist der wesentliche Inhalt des nationalen Ideals, von dem Spanien träumt, für das es arbeitet und für das es morgen vielleicht schon kämpft mit all der Begeisterung, deren es fähig ist: Gibraltar, Marokko und die geistige Herrschaft über Südamerika.

Freilich dürfen wir uns keinen trügerischen Hoffnungen hingeben. Wir träumen noch immer, aber wir wissen, daß wir träumen. Der Krieg mit Amerika war eine Warnung, er hat uns gezeigt, in welcher Todesgefahr wir schwebten, und uns dem Abgrund entrissen, an dessen Rande wir uns bewegten. Er hat uns den Weg zu neuem Leben gewiesen. 19 Jahre sind verflossen. Wir haben vieles getan, aber wir haben noch viel zu tun. Wir haben den Willen zu leben, den Born aller Kraft. Ich habe mein Vaterland immer geliebt. Heute tue ich mehr: ich glaube an mein Vaterland.

Deutsch-Spanische Vereinigungen

sind kurz nacheinander an verschiedenen Stellen des Deutschen Reiches entstanden. Wir verstehen nicht recht, welchen Zweck es hat, daß diese Vereinigungen sich nicht alle zu einer einzigen zusammenschließen. Wir nehmen doch an, daß alle das gleiche Ziel verfolgen: Kenntnisse über Spanien zu verbreiten, gute Beziehungen mit Spanien zu pflegen. Sollten sich aber Leute darunter befinden, die ehrgeizige Pläne verfolgen, so werden sie in einer großen deutschen Vereinigung weniger auf ihre Rechnung kommen als in den örtlichen Verbänden.

Digitized by Google

Spaniens innere Zustände und auswärtige Politik.

In diesen wahrhaft apokalyptischen Zeiten, in denen die Freunde von heute die Feinde von morgen sind und in denen die Hand, die gestern die Friedenspalme reichte, heute das Schwert aus der Scheide zieht, bewahrt Spanien trotz aller Propaganda, trotz des Druckes von außen, seine Ruhe und neutrale Haltung, indem es alle jene Fremden Lügen straft, die Spanien immer als ein impulsives und leicht erregbares Land bezeichnet haben, die nicht verstehen, daß, wenn es wohl manchmal gegen Windmühlen kämpft, dies geschieht, weil es diese mit übelwollenden Riesen verwechselt, und daß seine spontanen Handlungen einem Herzen entspringen, das nicht weiß, was es heißt für Geschäftsinteressen kämpfen.

Aber, nachdem der Krieg so lange dauert und Spanien Zeit hatte nachzudenken, und wir im letzten Ende doch alle Menschen sind und auf der Erde leben, ist heute jeder Spanier überzeugt, daß sowohl sein persönliches Interesse als das seines Vaterlandes verlangt, daß er dem Krieg fern bleibt; diese feste Überzeugung ist die Grundlage der auswärtigen Politik, die das Land verfolgt.

Wie der Charakter eines Volkes der Inbegriff und das Produkt des Charakters der einzelnen Menschen, aus denen das Volk besteht, ist, so sind es auch die Richtlinien seiner Handlungen. Sie sind das Ergebnis der Einflüsse der verschiedenen Meinungen jener Elemente, auf die wiederum mehr oder weniger von außen her eingewirkt wird.

In dem gegenwärtigen europäischen Konflikt ist Spanien ganz besonders äußeren Einflüssen und einer fremden Propaganda unterworfen. Durch einen Pressefeldzug, durch Flugschriften, ja sogar durch versteckte Drohungen, hat man die Parteien und die am Ruder befindlichen Männer zu beeinflussen gesucht. Ja, man wollte sogar eine Revolution anzetteln und die silbernen Kugeln gewisser kriegführender Nationen sind mit vollen Händen ausgestreut worden. Andererseits wurden diejenigen, die nicht käuflich waren, in ihrem Leben und in ihren Handlungen belästigt; man hat sich nicht gescheut, sich in unverschämter Weise und ganz offen in den Gang des Staatslebens einzumischen. Aber alle diese Machenschaften sind ihnen zum Trotz, so energisch und mit solcher Verachtung von den geistigen Führern zurückgewiesen worden, daß der gesunde Sinn der Spanier nicht einen Augenblick von den Trugbildern, die man ihnen vorgeführt hat, sich hat täuschen lassen; die Drohungen machten keinen Eindruck; die Nation blieb ruhig auf dem Weg strenger Neutralität.

Digitized by Google

Die Meinungen und Sympathien im Lande sind, wie bekannt, in zwei Gruppen geteilt, in deutschfreundliche und Ententeanhänger; die ersteren sind in der Majorität. Sie bilden die Mehrheit im Heere, finden sich im Klerus, unter den Mitgliedern der Rechten und auch in der liberalen Partei. Die Anhänger der Entente sind die revolutionären Elemente, die Anarchisten, die Republikaner und jene Liberalen, die durch besondere Vereinbarungen und durch einen Auftrag der Logen sich gezwungen sahen, dieser Richtung zu folgen. Der Adel übt keinen politischen Einfluß aus und ist in den politischen Ansichten geteilt, doch gehören seine Sympathien, abgesehen von den Freimaurern, den Zentralmächten.

Innerhalb dieser beiden Richtungen gibt es Neutrale und Interventionisten, die ersteren bilden die große Mehrzahl des Landes; die letzteren sind jene unruhigen Elemente, die bei jeder Gelegenheit sich durch ihren Ehrgeiz, ihre Gewissenlosigkeit, ihre Abhängigkeit von fremden Einflüssen bemerkbar machen; es sind dieselben Elemente, die gestützt und angeeifert durch die internationale Freimaurerei mit dazu beigetragen haben, die ganze Welt in der Ferrerfrage zu täuschen und den Glauben zu verbreiten, daß Spanien ein rückständiges, klerikales Land ist, während in Wahrheit Spanien das demokratischste Land der ganzen Welt und das einzige ist, in dem der Adelige genau wie der Arbeiter spricht. Doch besteht ein großer Unterschied zwischen den beiden Meinungen. Während die Anhänger der Zentralmächte alle neutral sind, ist unter den Freunden der Entente eine kriegsfreundliche Partei, die mit Hilfe gewisser subventionierter Zeitungen bestrebt ist, in hinterlistiger Weise das Vaterland in den Krieg zu ziehen.

Diese Minorität wird seit ihrem Bestehen offen von dem Führer der republikanischen Revolutionäre Lerroux und Melquiades Alvarez, dem Haupt der Reformpartei, geführt. Der erstere ist ein Mann aus dem Volk, aus dem Nichts groß geworden, von großer Willenskraft, der Typus des Demagogen; der zweite ein glänzender Redner, aber wenig gründlich.

Weniger offen und darum viel gefährlicher hat sie die Intervention des Expräsidenten, des Grafen Romanones, unterstützt. Dieser hat ein zweifelhaftes und Mißtrauen erweckendes Verhalten gezeigt, und als das Land sich über seine Absichten klar wurde, wurde das Ministerium gestürzt und damit höchst wahrscheinlich der Führerschaft der liberalen Partei ein Ende gesetzt.

In Spanien kann man sagen, schart sich die liberale Partei um eine Fahne, aber sie hat kein Programm; sie ist eine Faktion oder rich-

Digitized by Google

tiger eine Anzahl von Faktionen, die viel davon sprechen, was sie tun und ändern werden mit der festen Absicht, nichts zu tun, eine Partei der inneren Politik, innerhalb welcher der Ehrgeiz und die Bestrebungen ihrer Mitglieder sich entwickeln können. Damit soll nicht gesagt sein, daß die anderen politischen Parteien in diesem Punkte frei von Schwächen und Fehlern sind, nur daß diese unter den Liberalen besonders hervortreten und daß in ihren Reihen Berufspolitiker, die dem Vaterlande so viel geschadet haben, die Mehrzahl bilden.

Neben dem Grafen Romanones sind zwei Persönlichkeiten innerhalb der liberalen Partei, die beide Führer zweier bedeutender Gruppen sind; der gegenwärtige Chef der Regierung: Garcia Prieto und der Präsident des Kongresses: Villanueva. Der erstere hat, als er die Regierung übernahm, erklärt, er werde die Neutralität aufrecht erhalten; der zweite ist ein energischer Mann von seltenen Gaben, ein überzeugter Neutralist.

Der Leser wird bemerkt haben, daß unter den Parteien der Linken die Sozialisten nicht erwähnt wurden, aber man kann sagen, daß in Spanien eine wirklich sozialistische Partei nicht existiert. Es gibt wohl eine parlamentarische Minderheit, die einen revolutionären Grundstock bildet, der sich Sozialisten nennt, aber was die praktischen Erfolge für das politische Leben betrifft, ist dieser Grundstock in seinen Tendenzen mehr ein anarchistischer.

Das ergibt sich aus der scharfen, bis zum äußersten getriebenen Logik des Spaniers, der, wenn seine Meinung eine gewisse Bahn eingeschlagen hat, sie weiter verfolgt und nicht auf halbem Wege stehen bleibt, sondern die letzten Konsequenzen daraus zieht. Aus demselben Grunde kommen die anderen revolutionären Parteien, auch wenn sie von verschiedenem Ausgangspunkt ausgehen, schließlich zu dem gleichen Resultat, wenn der Augenblick zum Handeln kommt, wie sich dies in der Art und Weise zeigte, wie sich die blutige Woche von Barcelona und die Ereignisse von Cullera entwickelten.

Der im Dunkeln sich verbergende Anarchismus, das Produkt der geheimen Gesellschaften, deren Organisation zu strafbaren Handlungen führt, wie sie in den Vereinigten Staaten und in Italien existieren, hat das französische Apachentum erzeugt. Sogar in England, wo jedes Verbrechen eine Zuflucht findet, sah sich die militärische Gewalt in London selbst einmal gezwungen einzuschreiten, wobei ein Haus in Flammen aufging. Diesen Anarchismus kennt Spanien nicht.

Digitized by Google

Der spanische Anarchismus hat mehr einen kollektiven und ausgebreiteten Charakter; er ist weniger intensiv und, wenn es auch richtig ist, daß die nach außen tretenden Manifestationen dieses Auswuchses der gegenwärtigen Zivilisation nicht selten waren, so war in allen Fällen leicht festzustellen, daß sie durch Einwirkungen von Fremden angestiftet wurden, denen sie für politische Zwecke nützlich schienen und die sich nur spanischer Staatsangehöriger bedienten, um ihren verbrecherischen Ursprung besser zu verbergen.

Die Konservativen, die die andere Gruppe innerhalb der Regierung bilden, sind wie die Liberalen in zwei Gruppen geteilt, die Maura und Dato folgen.

In der letzten Rede Mauras auf der Plaza de Toros zu Madrid finden wir seine Gedanken klar ausgedrückt, und wenn er sich auch nicht für eine zukünftige Politik bindet, so sind doch seine eigenen Worte, was die Gegenwart betrifft, folgende: „Spanien soll nicht, will nicht, kann nicht Krieg führen," und in diesen wenigen Worten hat er zweifellos den Wunsch der allermeisten Spanier zusammengefaßt.

Eine der kräftigsten Stützen findet Maura in der Gruppe der Jovenes Mauristas, der jungen Mauristen, die aus den gesündesten Elementen des Landes sich zusammensetzt; junge Leute voll Energie, die erfüllt von Patriotismus und dem heißen Wunsch nach einem Führer Maura erwählten als die ehrlichste öffentliche Persönlichkeit.

Diese ausgesprochen neutralistische Gruppe, deren Sympathien sich den Zentralmächten zuwenden, hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, den erwählten Führer zu bestimmen, seine Gedanken klarer auszusprechen als er dies in seinen beiden früheren Reden im Teatro Real und in Berlanga getan hat.

Was Marokko und Gibraltar betrifft, spricht sich Maura sehr deutlich über seine Politik aus. Was bedarf Spanien für seine politischen Interessen, für seine ganze zukünftige Ausdehnung im Mittelmeer? Die Herrschaft über die Nordküste von Marokko und über die Meerenge.

Die andere Gruppe wird von Dato geleitet. Er war Konseilspräsident bei Kriegsausbruch und hielt während seiner Amtstätigkeit die Neutralität aufrecht, aber er tat es, weil die äußeren Verhältnisse, der natürliche Lauf der Dinge es verlangten. Seiner Regierung fehlte jede Kraft und Energie, und wie alle Menschen, die weder die Kraft zur Tugend noch zur Sünde haben, blieb er in der Vorhölle stecken.

Digitized by Google

Unter den Parteien der extremen Rechten ist die ausgeprägteste die karlistische, und sie alle, kann man sagen, folgen in Bezug auf äußere Politik der Meinung Mellas, des großen spanischen Tribunen.

Die karlistische Partei ist die der Idealisten, derjenigen, die ohne Hoffnung irgend etwas zu erreichen, alles opfern, und darauf beruht ihre Stärke. Ihre Anhänger sind Männer der Tat, und ihre Vereinigungen[1]) halten die revolutionäre Bewegung in Schach.

In dieser Partei wird das Paradoxe verwirklicht, daß sie, obgleich antidynastisch, eine feste Stütze des Thrones bilden. Sie wirken als Hemmschuh auf die Republikaner, die wohl wissen, daß beim Zusammenbruch des gegenwärtigen Regimentes sie sofort diese Partei unter den Waffen fänden, vermehrt und gestärkt durch viele konservative Elemente und einen nicht zu unterschätzenden Teil des Heeres.

Die Karlisten bilden die rein katholische Partei und sind heute die entschiedensten und verlässigsten Anhänger der Zentralmächte. Ihre Sympathie für die Zentralmächte ist hauptsächlich durch die Feindschaft gegen England begründet.

Mella in seiner Rede im Theater Zarzuela in Madrid war der erste, welcher der Politik, die jetzt verfolgt werden müsse, die Richtlinie gab. Man müsse ein bestimmtes Ziel sich stecken ohne jede Parteipolitik nur als Spanier; er öffnete dem Lande die Augen, und Maura hat in seiner letzten Rede in vielen Punkten nur das wiederholt, was der Redner der alten Traditionen dort gesagt hatte.

Er bezeichnete England als das moderne Karthago und empfahl die Freundschaft mit allen seinen Feinden, zeigte, daß solange England seine Seeherrschaft aufrecht erhält, es jedes Aufstreben Spaniens hintanhalten wird, und erklärte als Endziel aller spanischen Politik: die Vereinigung der iberischen Halbinsel, die Vorherrschaft in Marokko und die Macht über die Meerenge mit dem Besitze Gibraltars.

Nachdem ich ein flüchtiges Bild der sichtbaren Elemente, die die verschiedenen politischen Richtungen in Spanien bilden, entworfen habe, erübrigt mir noch die allgemeine Lage des Landes selbst zu schildern und welche Wandlungen als Folgerung der Weltereignisse vor sich gegangen sind.

Nach der Katastrophe des Jahres 1898 begann in Spanien eine nationale Wiedergeburt, ein Kampf gegen die Apathie, unter der das Land litt, ohne Glauben an sich selbst, an seine Führer, die es nicht zur Verantwortung zog, die es nicht strafte für das Unglück, das sie über das Land gebracht hatten.

[1]) Die Klubs der jungen Jaimisten, „Requetes" genannt, haben eine Organisation, die in einigen Fällen sogar eine militärische genannt werden kann.

Digitized by Google

Diese nationale Wiedergeburt wurde besonders durch die internationale Hochfinanz erschwert, die, als sie Spanien verwundet, mißhandelt und schwach sah, als Parasit jeden Lebenssaft, der ihm noch blieb, aufsaugte. Sie verlegte ihr ganzes Interesse darauf, Spanien alle Kraft zu entziehen, durch die es sich von der fürchterlichen Plage hätte befreien können. Trotzdem vernarbten langsam die Wunden, dank mehr der natürlichen Stärke des Landes als den angewendeten Mitteln, und heute am Schlusse des dritten Kriegsjahres, ist seine Lage eine der bevorzugtesten, wenn nicht die bevorzugteste.

Spaniens Jugend ist heute ungeschmälert, seine Industrie blüht, seine Kammern sind gefüllt, seine ausländischen Schulden vermindern sich, und seine Valuta steigt. Und das alles, obwohl der Früchtenexport in der Hauptsache wesentlich eingeschränkt ist.

Viele glauben, daß diese Besserung der spanischen Verhältnisse nur eine vorübergehende ist, daß bei Ende des Krieges die Valuta auf ihren früheren Stand zurückfallen wird, und daß das Gold, das dem Lande zufloß, wieder in die früheren Depots zurückkehrt. Diese Annahme ist offensichtlich falsch, denn ebensowenig werden die Verhältnisse der Kriegführenden die gleichen wie vor dem Kriege sein, als Spanien auf dem alten Fleck stehen geblieben ist.

Während der drei Kriegsjahre hat sich, dank den Weizenpreisen, seine landwirtschaftliche Produktion beträchtlich vermehrt; die Zahl der Fabriken, die während dieser Zeit errichtet wurden, ist groß, und sie haben die außergewöhnlichen Verhältnisse zu benützen gewußt, um große Gewinne zu erzielen, und hatten Zeit und Gelegenheit, ihre Produktion zu verbessern, und beim Ende des Kampfes werden sie als Mitbewerber fremde Fabriken finden, deren erfahrenes Personal nicht mehr ist und deren Produktion mit hohen Steuern belegt werden, wie sie die Kriegskosten erheischen.

So wird der Spanier die Vorteile seiner gegenwärtigen Lage für den Augenblick und für die Zukunft zu nutzen wissen, Vorteile, die er verlöre, wenn er sich dazu verstände, mit Meuchelmördern und Senegalesen am Werk der Befreiung der unterdrückten Völker teilzunehmen; ganz besonders, wenn er sich erinnert, daß seine Waffengefährten diejenigen wären, die die Explosion der Maine verursachten, und andere Verbündete, denen er gewiß keinen Dank schuldet.

Seine erhöhte moralische und materielle Unabhängigkeit lassen ihn viele Dinge klar erkennen, die ihm verwickelt erschienen und die er vergessen hatte und so auch diese Wiedergeburt, die von Mella und Maura in ihren Reden hervorgehoben, in der spanischen Seele ein Echo

Digitized by Google

gefunden hat. Die Freundschaft Spaniens wird sich den Nationen zuwenden, die seinen berechtigten Bestrebungen kein Hindernis sind.

Diese Bestrebungen, die den ruhenden Punkt in der äußeren Politik bilden müssen und denen sich die internationalen Beziehungen der Nation unterordnen müssen, lassen sich in Folgendem zusammenfassen: Vereinigung der iberischen Halbinsel in eine Nation, Vorherrschaft in Marokko inklusive Tanger, Besitzergreifung Gibraltars und Macht über die Meerenge mit vollständiger Freiheit die Küste zu befestigen und Ausbreitung des Handels im Mittelmeer. Mit dieser Wiedergeburt seiner Macht muß Spanien seinen Einfluß auf die südamerikanischen Nationen ausdehnen, sodaß sie in der weiblichen Gestalt mit dem spanischen Löwen zu ihren Füßen und der kastilischen Krone auf dem Haupte die wahre Mutter sehen, der sie ihr Dasein verdanken.

Der Spanier wird es sich bewußt werden, daß, wenn er etwas erreichen will, er aus eigener Kraft schöpfen muß, und er hat viel erreicht, wenn er den ersten Anlauf dazu genommen hat. Er zeigt damit, daß er jetzt eine eigene Meinung besitzt. In Zukunft wird er seine Wünsche zur Geltung bringen und seine feste Absicht etwas zu leisten, um für alle Zeiten das Stigma zu beseitigen, das auf dem spanischen Wappen ruht, solange auf einer der Säulen, die es stützen, eine fremde Flagge weht.

Djebel Tarik.

Die Wirklichkeit.

Die Wiener Arbeiterzeitung hat unlängst die scharfsinnige Bemerkung gemacht, daß leider auch in dem lange als indolent geschätzten deutschen Süden jene politischen Überzeugungen immer energischer auftreten, die man, solang die Welt noch gläubig war, nur „alldeutsch" zu nennen brauchte, um sie schon zu widerlegen. Zu den Zeitschriften, die es, um uns dieses niedlichen Modeverbums zu bedienen, „wagen", einen sogenannten Geschäftsfrieden nicht nur für das Gegenteil eines Geschäfts, sondern auch eines Friedens zu halten, und die daher in diesem Zusammenhang der Ehre eines Angriffs gewürdigt wurden, gehört auch die vom Grafen Karl von Bothmer, einem Neffen des Heerführers, herausgegebene „Wirklichkeit", die mit der „Zukunft" das Format, die Erscheinungsweise und den Preis gemein hat. Sie sucht ihre Aufgabe darin, den Augen, denen sie den Star nicht stechen kann, wenigstens ein Dorn zu sein. Wir nennen aus den bisher erschienenen 12 Nummern einige Beiträge: Prinz zu Löwenstein. Die Sieger essen zuerst. Briefe eines Diplomaten an seinen Sohn. Erinnerungen an den Grafen Zeppelin. Die Aufgaben eines deutschen Kanzlers. Erich Jung, Bethmann Hollweg. Der Sprachenparagraph. Gerlich, Der britische und der deutsche Weltgedanke. Wir machen gelegentlich die Erfahrung, daß es uns wohltut, etwas zu essen zu kriegen, was uns nicht durch Kommunalverbände zugeteilt wird. Unsere politische Lektüre hat, was die tägliche Kost der Zeitungen betrifft, im Krieg eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Nach dem Dünnbier der Tageszeitungen tut der kräftige Trunk aus der „Wirklichkeit" wohl.

Digitized by Google

Der Karlismus in der spanischen Politik.

Von Dr. Joseph Froberger in Bonn.

Es war im Jahre 1904, als ich zum erstenmal Karlisten kennen lernte. Auf der alten Ebrobrücke in Zaragoza betrachtete ich das wunderbare Bild, das die Basilika U. L. Frau del Pilar bietet, die sich nach einem spanischen Volkslied „selbstgefällig in den Wassern des Flusses spiegelt", als einige spanische Studenten, die mich als Fremden erkannten, mir in freundlichen Worten ihre Dienste zur Führung durch die Stadt anboten. Im Lauf der Unterhaltung zeigte es sich, daß sie feurige Anhänger der Karlistenpartei waren. Da am gleichen Tage eine politische Versammlung stattfinden sollte, luden sie mich ein, den Verhandlungen beizuwohnen, was ich natürlich gerne annahm. Dort gewann ich die ersten unmittelbaren Eindrücke von der Tätigkeit und dem Anschauungskreise dieser mächtigen politischen Bewegung, die in Spanien seit bald hundert Jahren eine so große Rolle spielte.

Es ist tatsächlich nicht leicht, sich vom spanischen Karlismus ein klares Bild zu machen, namentlich wenn man nur auf die landläufige Literatur darüber angewiesen ist. Wenn man ihn lediglich betrachtet als eine reaktionäre Partei, die keinen anderen Zweck verfolgt, als die gegenwärtige Dynastie zu stürzen, wenn man vom Karlismus nichts weiteres erfahren hat, als daß er in Spanien langjährige und furchtbare Bürgerkriege entfesselte, dann ist es eine ziemlich mühelose Arbeit, die schärfsten Urteile über ihn zusammenzutragen und sich über die Bewegung in entrüsteten Ausdrücken der Mißbilligung zu äußern. Seitdem aber im Laufe des Weltkrieges die spanischen Karlisten Deutschland ihre Freundschaft bewiesen haben und in Spanien an führender Stelle den Kampf gegen die lügnerische Presse des Vierverbandes übernahmen, haben wir allen Anlaß über die Parteibewegung uns gerechte und leidenschaftslose Ansichten zu bilden. Dies umsomehr, als der Karlismus in den letzten Jahren starke Wandlungen erlebte und aus einer antidynastischen Partei in immer höherem Grade zu einer am positiven Aufbau spanischen Staatslebens beteiligten Gruppe geworden ist, die namentlich auf sozialem Gebiete sich mit großem Eifer und wachsenden Erfolgen betätigt.

Die Entstehung des Karlismus ist so bekannt, daß es eingehender Darlegungen darüber wohl nicht mehr bedarf. Der unglückselige Entschluß des Königs Ferdinand VII., der zugunsten seiner Tochter Isabella das Erbfolgegesetz änderte und damit seinen Bruder Karl von der Thronfolge ausschloß, ist nur eine der ersten Ursachen zur unheilvollen Entzweiung des spanischen Volkes gewesen. Im Grunde

Digitized by Google

lagen die Gegensätze viel tiefer, sie betrafen weit mehr als eine dynastische Frage der Erbfolge, sie griffen über auf wichtige Grundsätze politischer Auffassung und reichten in das religiöse Leben des Landes hinein. Nur wer mit der Tiefe religiöser Stimmungen in Spanien vertraut ist, nur wer in genügendem Maße zu ermessen weiß, mit welcher heißen Leidenschaftlichkeit ein großer Teil des spanischen Volkes noch an seinen Überlieferungen hängt, kann sich Rechenschaft ablegen über die großen seelischen Erschütterungen, die Spanien während eines ganzen Jahrhunderts außer Atem hielten. In keinem anderen christlichen Lande Europas war die religiöse Überzeugung so tief mit dem ganzen politischen und sozialen Leben verwachsen gewesen wie in Spanien. Zwar leugnete kein Einsichtiger die Gefahr mancher Auswüchse, die sich allmählich herausgebildet hatten, das kirchliche Leben selbst wurde vielfach unter der zu engen Verbindung zwischen Krone und Kirche schwer geschädigt, nirgends hatte sich das Staatskirchentum so üppig ausbilden können wie in Spanien, und nirgends hatte trotz allen äußeren Glanzes die kirchliche Freiheit so schwer gelitten. Aber der zersetzende Gärungsstoff, der seit Ende des 18. Jahrhunderts von Frankreich nach Spanien getragen wurde, bedeutete für das innere Leben des Landes eine weit größere Gefahr. Gegen kein Land herrscht in den breiten Massen des spanischen Volkes eine größere Abneigung als gegen Frankreich, weil die meisten Spanier das Bewußtsein haben, daß der verhängnisvolle französische Einfluß die größte Schuld an den unsäglichen Leiden trägt, welche es heimgesucht haben. Politiker, die dem inneren Volksleben Spaniens ferne standen, führten nach französischem Vorbilde überhitzte liberale und kirchenfeindliche Anschauungen ein, die von geheimen Gesellschaften unter den großstädtischen gebildeten Kreisen verbreitet wurden. Wie ein dunkler Schatten lagert auf der spanischen Entwicklung im 19. Jahrhundert die unheilvolle Tätigkeit der afrancesados. Ihren Anhang fanden diese Leute nur in einzelnen Städten, besonders in Cadiz, Malaga, Alicante und Madrid, also vorzugsweise im spanischen Süden, während die Bevölkerung des flachen Landes und der kleinen Städte, namentlich aber die ganze Bevölkerung der nördlichen Provinzen, von Jahr zu Jahr in wachsende Empörung gegen diesen Ansturm auf altspanisches Wesen geriet. Schon unter der Regierung Ferdinand VII. machten sich die Anzeichen der beginnenden Entzweiung des spanischen Volkes bemerkbar. Als aber die Französlinge nach seinem Ableben sich der Regierung bemächtigten und unter dem Vorwande eine freiheitliche Verfassung einzuführen verletzende Eingriffe in die religiöse Gewissensfreiheit vornahmen, begann im ganzen Lande die Flamme

Digitized by Google

der heißen Erbitterung hell emporzulodern. Auch ohne den Anlaß des Kampfes für den rechtmäßigen Thronerben wäre dieser Bürgerkrieg ausgebrochen, wie alle unbefangenen spanischen Historiker bestätigen. Es war, wie Vicente de la Fuente in seiner spanischen Kirchengeschichte sagt, mehr ein Krieg um Grundsätze als um Personen.

Im Jahre 1833 begann der gewaltige Karlistenaufstand, der gegen die Regentin Christina den Bruder Ferdinand VII. unter dem Namen Karl V. zum rechtmäßigen König von Spanien erklären wollte. Ohne Führung, ohne Organisation, ohne die nötigsten Kriegsmittel erhoben sich in den baskischen Provinzen, in Navarra, Aragon, Katalonien und Altkastilien die Volksmassen gegen die Regierung. Aber erst im Jahre 1834 gewann der Kamf seine große Heftigkeit, als nämlich am 16. Juli in Madrid die grausige Mordtat an den Ordensleuten verübt wurde, als eine große Anzahl von Jesuiten, Franziskanern, Dominikanern und Karmelitern von einer Bande roher Mordbuben hingeschlachtet wurden, ohne daß die Regierung die geringsten Anstalten unternahm, die Bluttat zu hindern oder wenigstens die Täter zu bestrafen. Das Verbrechen von Madrid, dem in verschiedenen Städten des Südens eine Reihe ähnlicher folgten, trieb die Erbitterung des katholischen Volkes bis zur Gluthitze. Wie Menendez y Pelayo in seinem ausgezeichneten Buche Historia de los Heterodoxos Españoles in ergreifenden Worten ausführte, öffnete sich damals zwischen dem alten und dem neuen Spanien ein „unüberbrückbarer Abgrund, düster und tief wie die Hölle, ein Abgrund zwischen den Opfern und den Henkersknechten", der noch nach vielen Jahrzehnten Spanien entzweit. Die Wühlerei der Freimaurerlogen, insbesondere der berüchtigten „Isabelina" trug noch mehr dazu bei, den Haß zu schüren und eine friedliche Entwicklung der Dinge unmöglich zu machen. Der Krieg, der nun von seiten der Karlisten in furchtbarer Wut entbrannte, steht wohl in der Geschichte aller Bürgerkriege einzigartig da. Die bisher in ungeordneten und unzusammenhängenden Abteilungen kämpfenden Massen fanden in Tomas Zumalacárregui einen genialen Heerführer, der den Karlisten zunächst eine Reihe siegreicher Erfolge brachte.

Die Regierung der Königin nahm ihre Zuflucht zur Hilfe Englands und Frankreichs; eine englische Flotte übernahm die Blockade der spanischen Nordküste, um die Zufuhr von Munition an die Karlisten zu hindern. Auch die Belagerung von Bilbao, die Zumalacárregui gegen seine eigene Ansicht auf Befehl von Don Carlos übernehmen mußte, erschöpfte wegen Mangels an Kriegsmaterial die Kräfte der Karlisten, und der Tod des Generals am 15. Juli 1834 war ein

Digitized by Google

schwerer Schlag für die Armee des Prätendenten. Der General Ramon Cabrera, der von seinen Gegnern „der Tiger des Maestrazgo" genannt wurde, führte mit großer Tapferkeit den Krieg weiter; aber von Jahr zu Jahr wurde er leider mit wachsender Wut und Schonungslosigkeit geführt. Auf beiden Seiten wurden die Gefangenen ohne Kriegsgericht erschossen, Dörfer und Städte wurden niedergebrannt, selbst Frauen fanden keine Schonung mehr. Die Christinos ermordeten sogar die 60jährige Mutter des Generals Cabrera, der dafür grausige Rache übte. Mit wechselndem Glück gingen die Kämpfe bis zum Jahre 1839 weiter, bis im Karlistenlager sich scharfe Gegensätze geltend machten, die am 31. August zum Vertrag von Vergara führten, nach dem die Mehrzahl der Anhänger von Don Carlos die Waffen niederlegten, dieser selbst nach Frankreich flüchtete und nur noch Cabrera einige Monate weiterkämpfte, bis er nach der Niederlage von Berga ebenfalls nach Frankreich fliehen mußte. Damit fand der erste Bürgerkrieg nach sieben furchtbaren Jahren ein Ende.

Aber deswegen trat noch lange die innere Ruhe im Lande nicht ein; unter der noch rauchenden Asche glühten die Kohlen weiter. Zwar gelangte in Spanien wieder eine gemäßigte Partei ans Ruder, die verschiedene außerordentlich begabte Männer zählte, welche ehrlich an der Beruhigung des Landes arbeiteten; besondere ehrenvolle Erwähnung verdienen Narvaez und der geniale Donoso Cortés. Es war aber auch hier wieder England, das mit Unruhe der friedlichen Entwicklung der Dinge in Spanien zusah und deswegen seine üblichen niederträchtigen Mittel in Bewegung setzte, um die Träger der Zersetzung in Spanien zu weiteren Wühlereien zu ermutigen. Der englische Gesandte Bulwer trieb solchen Mißbrauch mit seiner Stellung als Gesandter in Madrid, um die linksliberalen Parteien gegen die Regierung aufzuhetzen, daß Narvaez im Jahre 1848 sich nicht anders zu helfen wußte, als dem Gesandten seine Pässe zu übergeben. Der englische Einfluß brachte es fertig, daß eine Versöhnung zwischen Christinos und Karlisten nicht zustande kam, wobei es von Frankreich kräftig unterstützt wurde. Der Plan einer Heirat zwischen der jungen Isabella und dem Sohne von Don Carlos, zu dessen Gunsten im Jahre 1845 sein Vater auf das Thronrecht verzichtet hatte, hatte in ganz Spanien begeisterten Beifall gefunden; der berühmte Philosoph Balmes hatte in einer eigenen Schrift auf deren große Wohltat hingewiesen, und dieser naheliegende Gedanke wurde von allen Seiten stürmisch begrüßt. Aber England und Frankreich hintertrieben diese Verbindung. Die Revolution erhob anderseits ihr Haupt gegen die Regierung, und nach der kurzen Zeit einer vorübergehenden

Digitized by Google

Ruhe fing es in Spanien wieder überall an zu gären, bis im Jahre 1868 Isabella II. aus Spanien vertrieben wurde. Inzwischen war im Jahre 1861 der Sohn von Don Carlos (Karl VI.) gestorben. Nach Verzicht seines Bruders Juan übernahm sein Neffe unter dem Namen Karl VII. die Vertretung des Erbrechtes der Familie. Im Jahre 1869 erließ er sein erstes Manifest. Die spanische Thronfolge, die auch den deutsch-französischen Krieg veranlaßte, führte in Spanien zu neuen Unruhen, die schwache Regierung von König Amadeo war nur eine Vorbereitung zur Republik. Don Carlos hielt nun die Gelegenheit für günstig, um seine Sache erfolgreich zu verfechten, und am 21. April 1872 rief er seine Anhänger zu den Waffen. Die unbeschreiblichen Schandtaten, die von den Republikanern begangen wurden, erbitterten die Bevölkerung in hohem Maße, und in dichten Scharen strömten Don Carlos Kämpfer zu. Obwohl sie schlecht mit Waffen versehen waren und nur wenige Kanonen hatten, errangen sie bedeutende Erfolge und bemächtigten sich in kurzer Zeit der nördlichen Provinzen. Aber im ungleichen Kriege konnte den Karlisten kein Erfolg beschieden sein, ihren 39 000 Mann standen 200 000 Mann der Regierungsarmee gegenüber. Am 29. Dezember 1874 war Alfons XII. von der Regierungsarmee zum König proklamiert worden, was auf die Aufstandsbewegung eine tiefgehende moralische Wirkung ausübte. Der Krieg dauerte noch fort bis in das Jahr 1876. Am 27. Februar dieses Jahres überschritt Don Carlos wieder die französische Grenze und damit war der zweite Bürgerkrieg beendigt.

Nachdem das Glück der Waffen die Sache der Karlisten nicht begünstigt hatte, blieb ihnen nur noch übrig, ihre Ideen auf politischem Gebiete zu verteidigen. Sie organisierten ihre Partei aufs neue, aber es stellten sich dabei sehr bald eine Reihe tiefgehender Meinungsverschiedenheiten heraus. Zunächst übernahm Candido Nocedal, ein ausgezeichneter Redner und bedeutender Schriftsteller, die politische Führung und bemühte sich das Programm der Partei auszubilden, aber es fand nicht den vollen Beifall aller seiner Parteigenossen. Schon im Jahre 1881 wurde eine kleine Gruppe von Karlisten abgesplittert, die von Alejandro Pidal geführt, sich unter dem Namen „Union católica“ als besondere Fraktion der konservativen Partei anschloß. Diese Gruppe wurde bald von den übrigen Karlisten heftig befehdet, ihre Anhänger wurden als „Apostaten“ betrachtet, und obwohl Pidal in konservativen Kabinetten mehrmals Minister wurde, blieb sein politischer Einfluß und der seiner kleinen Gruppe in Spanien sehr gering. 1885 starb Candido Nocedal, dessen Sohn Ramon Nocedal, der Leiter des Parteiblattes El Siglo futuro, sich nun ebenfals in Wi-

Digitized by Google

derspruch mit der übrigen Partei stellte und im Jahre 1888 eine neue Gruppe herausbildete, die er als „Integrismo" bezeichnete. Er vertrat die Auffassung, daß die Karlistenpartei zu großen Nachdruck auf die politischen Fragen lege, während die religiösen im Vordergrunde stehen müßten, wozu er eine Verbindung von Religion und Politik befürwortete, die nur einer Welt von Ideen, aber nicht der praktischen Politik angehören konnte. Zum Führer der treugebliebenen Karlistenpartei ernannte Don Carlos im Jahre 1888 den Marqués de Cerralbo, an dessen Stelle im Jahre 1899 Barrio y Mier trat, nach dessen Tod (1909) Feliú die Führung übernahm. Im gleichen Jahre starb Don Carlos, dessen Sohn Jaime von den Karlisten zum rechtmäßigen König proklamiert wurde unter dem Titel Jaime III. Allerdings entstand bald eine gewisse Mißstimmung gegen Don Jaime, weil die Ausstreuungen, daß er im Herzen „liberal" gesinnt sei, manchen Glauben fanden. 1912 führte dies zu verschiedenen Zwistigkeiten, die veranlaßten, daß Feliú als Parteiführer wieder durch den greisen Parteiführer Marqués de Cerralbo ersetzt wurde.

In letzter Zeit hat sich wieder ein gewisser Zusammenschluß der verschiedenen Gruppen angebahnt; unter dem Namen der „Traditionalistenparteien" kämpfen sie für ihre gemeinsamen Ziele. Ihre Hauptorgane in der Presse sind in Madrid El Correo español, El siglo futuro, El Debate, in Barcelona El Correo catalán.

Dies ist in allgemeinen Zügen die äußere Geschichte der Karlistenpartei bis auf die heutigen Tage. Viel wichtiger ist ein Einblick in die innere Entwicklung dieses so eigentümlichen politischen Gebildes, das außerhalb Spaniens in seinem wirklichen Wesen wenig erkannt wird. Auch wer der Karlistenpartei ablehnend gegenübersteht und ihre politischen antidynastischen Bestrebungen nicht billigen kann, wird dem glühenden Idealismus dieser Männer seine Achtung nicht versagen. Es wäre vollständig verfehlt, sie als törichte Schwärmer zu bezeichnen, die für die Wirklichkeiten keinen Blick besitzen. In Spanien selbst habe ich manche liberale Politiker getroffen, die trotz ihres heftigen politischen Gegensatzes zu den Karlisten von ihnen mit aufrichtiger Hochachtung sprachen. Schon in der Treue, mit der sie seit bald hundert Jahren für den nach ihren Auffassungen rechtmäßigen Zweig der Königsfamilie eintreten, liegt jene glänzende spanische Ritterlichkeit, die zwar in unseren Tagen romantisch anmutet, aber nichtsdestoweniger ein erhebendes Beispiel edler und selbstloser Gesinnung ist. Eine Reihe geistvoller Männer, die im Lauf der Jahrzehnte die Ideale der Partei verkündigten, haben in Wort und Schrift viel dazu beigetragen, um in Spanien politisches Denken zu wecken und zu

Digitized by Google

vertiefen. Der große Philosoph Jaime Balmes, der sich zwar selber nicht zur Karlistenpartei rechnete, aber auf sie tief einwirkte, hat durch seine besonnenen politischen Schriften in den furchtbaren Wirren der dreißiger und vierziger Jahre auf alle Parteien wohltätigen Einfluß ausgeübt. Antonio Aparisi y Guijarro († 1872), der wortgewaltige Redner, der mit Prophetenblick in die Zukunft schaute, war ein politischer Schriftsteller von ungewöhnlicher Gedankentiefe, seine Schriften werden jetzt noch von den katholischen Spaniern viel gelesen. Überhaupt verfügte die Partei in der spanischen Kammer stets über gute Redner. Ihr geistiger Führer in der Gegenwart ist Juan Vazquez de Mella, dessen Kammerreden über die schwebenden politischen Fragen geistreiche und lichtvolle Überblicke bieten, die das Entzücken seiner Zuhörer sind und Stürme von Begeisterung wachrufen. Mella hat es verstanden, weit über die Kreise seiner engeren Partei hinaus eine politische Wirksamkeit auszuüben, die im ganzen Lande mächtigen Wiederhall findet, wie dies gerade in der Zeit des Weltkrieges bedeutungsvoll hervortrat. Schon lange vor dem Kriege war er ein warmer Freund Deutschlands. Im Jahre 1913 hatte ich mit ihm eine längere Unterredung, in der er mir ausführte, daß er nach seiner Heimat kein anderes Land so liebe wie Deutschland, und zwar, wie er mit Nachdruck hervorhob, weil Deutschland das letzte Bollwerk der Ordnung und der Autorität gegenüber der internationalen Zerrüttung aller staatlichen Kraft geworden sei, wie sie insbesondere von Frankreich ausgehe. Er wies ebenfalls darauf hin, daß sich in England und den Vereinigten Staaten eine erbarmungslose Plutokratie entwickle, gegen die Deutschland die einzige Rettung bilde. Im Laufe des Weltkrieges ist er für diesen Gedanken eingetreten, und er hat wohl das Hauptverdienst, wenn die englischen und französischen Wühlereien in Spanien ihr Ziel nicht erreichten. Seine Rede über „Spaniens Ideale", die er am 31. Mai 1915 im Teatro de la Zarzuela in Madrid hielt, war ein Markstein für die auswärtige Politik Spaniens im Weltkrieg. Sein Name muß jedem Deutschen unvergeßlich bleiben. Er ist ein Mann von gründlicher philosophischer Bildung, der in großzügiger Weise die politischen Fragen zu vertiefen weiß. Eine Rede über die Bedeutung der Religion für das Staatsleben, die er im Jahre 1906 in der spanischen Kammer hielt, war eine glänzende Darlegung über die Tragweite des religiösen Gedankens für das Wohl der Völker. Sein geistiger Einfluß hat auch viel dazu beigetragen, daß im letzten Jahrzehnt die Karlistenpartei aus ihrer Vereinsamung heraustrat.

Die dynastische Frage ist nämlich in den letzten Jahren in der Partei bedeutend zurückgetreten, um dafür sozialen Bestrebungen

Digitized by Google

fruchtbaren Raum zu gönnen. Die große Notlage der Bauernbevölkerung, um die sich die Regierung bisher kaum bekümmert hatte, erschien den Karlisten als eines der wichtigsten Probleme Spaniens. Sie nahmen mit großer Entschlossenheit den Kampf gegen die Landwucherei und die reichen Dorfhäuptlinge, die sogenannten caciques, auf, und gründeten nach deutschem Vorbilde Bauernvereine, errichteten Sparkassen und Kreditanstalten. In den nördlichen Provinzen Spaniens haben sich in den letzten Jahren die Bauernvereine in erstaunlichem Maße entwickelt und bereits große Erfolge gezeitigt. Die große Madrider Zeitung El Debate, die zwar kein Organ der Karlistenpartei ist, aber ihrem Gedankenkreise nahesteht, übernahm mit ungewöhnlichem Eifer die Propaganda für diese sozialen Bestrebungen. Auch auf politischem Gebiete wurde durch eine Annäherung an den rechten Flügel der Konservativen eine Milderung der Grundsätze erzielt. Nach dem an den Namen Ferrers geknüpften Aufstand in Barcelona, der in unverhüllter Weise die Ziele der Revolution an den Tag brachte, wurde bekanntlich Maura von den Liberalen gestürzt. Schon früher war der konservative Parteiführer für eine Vereinigung aller rechtsstehenden Elemente eingetreten; seit seinem Sturze durch die Revolution betonte er seine konservativen Grundsätze noch schärfer als früher und fand damit vielfach auch bei den Karlisten großen Beifall. Antonio Maura, der erst neuerdings durch seine große Rede in der Madrider Stierkampfarena gegenüber den Wühlereien von Romanones die spanische Neutralität so nachdrucksvoll verfocht, ist einer der edelsten Staatsmänner der spanischen Geschichte. Sein Name wird von allen Spaniern, die für eine ruhige Entwicklung des Landes eintreten, zugleich mit dem von Mella genannt. Die beiden Politiker sind während des Krieges in Spanien immer mehr in den Vordergrund getreten, zu ihnen schauen gerade in dieser schweren Zeit alle Vaterlandsfreunde mit dem größten Vertrauen auf. Durch die Vereinigung dieser beiden Männer kann auch die noch bestehende Kluft zwischen den Karlisten und den übrigen Spaniern überbrückt werden.

Wir dürfen es der spanischen Karlistenpartei nie vergessen, daß sie in diesen bitteren Jahren so treu und so einmütig sich auf Deutschlands Seite stellte. Wenn wir auch manche ihrer politischen Anschauungen nicht teilen können, was sie übrigens von uns auch nicht verlangen, so dürfen wir diesen wackeren und ehrenhaften Männern umso wärmer unsere Dankbarkeit zollen. Ihr Ideal der Ritterlichkeit ist geeignet, gerade in Deutschland Anerkennung zu finden.

Digitized by Google

Ferrer und die spanische Politik.

Von Fritz Bley in Berlin.

Im Oktober 1909, als der deutsch-französische Marokko-Fall durch Spaniens berechtigte Versteifung seiner Ansprüche unter der geschickten Führung des konservativen Ministers Maura eine für Herrn Briand nicht unbeträchtliche Erschwerung erfuhr, wurde ganz Europa in eine unsinnige Aufregung versetzt. Über Paris kam die Mitteilung, daß das Kriegsgericht in Montjuich den Anarchisten Ferrer wegen angeblicher Anstiftung der Schreckenstage von Barcelona ohne Schatten eines Beweises zum Tode verurteilt habe. Tags darauf erfuhr man, daß alle Instanzen bis zum Könige hinauf diesem Rechtsmorde zugestimmt hätten. Ein Schrei des Entsetzens durchzuckte Europa, in Berlin wurde auf telephonischem Wege die „Intelligenz" in Bewegung gesetzt, und abends stand Spaniens Schande in allen großen Blättern. Nichts glich der tiefen Trauer Ganz-Berlins, hinter dem die Provinz natürlich nicht zurückstehen mochte. Noch hoffte alle Welt dies teure Leben gerettet zu sehen und verschlang die Extrablätter, aus denen man sich notdürftig darüber unterrichten konnte, wer eigentlich dieser herrliche Señor Ferrer sei. Viel wußten sie auch nicht. Aber es mußte doch ein ruchloser Rechtsmord geschehen sein, da kurz darauf die Meldung kam, daß Maura gestürzt und, nachdem die Hinrichtung Ferrers trotz des Einspruches von ganz Europa am 13. Oktober tatsächlich vollzogen war, völlig unmöglich gemacht sei für Zeit und Ewigkeit. Auch von der Leitung der konservativen Partei trat Maura zurück zugunsten des Herrn Dato, der im Gegensatze zu ihm es für richtig erachtete, dem Führeramte zuliebe auch Opfer der persönlichen Überzeugung zu bringen. Die spanischen Sozialisten im Vereine mit den Republikanern hatten gegen die Wiederkehr Mauras zur Regierungsgewalt einen flammenden Einspruch durchgesetzt, der durch die stillschweigende Billigung der Liberalen sich zu einer allgemeinen Volksvernehmung erweitert und auch wohl vertieft hat. Denn tatsächlich ist die spanische Gesellschaft und Politik seitdem unter den Ministerien, deren bezeichnendstes das des Grafen Romanones geworden ist, von dem französisch-englischen Geiste beeinflußt, dessen Geschäfte Ferrer mit seiner Anarchistenschule besorgte.

Nie ist ein Urteil gerechter gewesen, als der Spruch des Kriegsgerichtes von Montjuich. Mit Beschämung muß das ohne Kenntnis der Hergänge in Entrüstungsrausch versetzte „Europa" sich erinnern lassen an die Hergänge der Greuel von Barcelona: an die Rotten von Weibern mit erhitzten Gesichtern, deren Kleider die Spuren der Brandstiftung trugen, wie sie — auf Ferrers Geheiß — fluchend

Digitized by Google

an den Eisengittern der Asyle rüttelten, wie sie Nonnen zur Schändung in öffentliche Häuser verschleppten, Grüfte plünderten und wehrlose Priester hinmordeten, deren einziges Verbrechen ihr Stand und ihre Treue zur spanischen Kirche war, wie die an allen Enden der Stadt aufzüngelnden Feuergarben alle Blüte von Barcelonas allbewunderter Kirchenkunst, und auch alle Sammlungen des berühmten naturwissenschaftlichen Museums zerstörten, das doch den kirchenfeindlichen Monisten besonders teuer hätte sein müssen.

Für die Cortes hat der Fall Ferrer so wenig bestanden, daß nach dem Ministerwechsel der Kriegsminister im neuen liberalen Kabinette Moret, General Luque, einem Vertreter des „Figaro" erklärte:

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß diese Angelegenheit für uns nicht besteht: Ferrer ist erschossen, und ich glaube nicht, daß man ihn auferstehen lassen will. Als Liberale mißbilligen wir gewiß das Unterdrückungssystem, das Maura in Barcelona angewendet hat. In solchen Fällen und in unserer Zeit muß die Unterdrückung sofort geschehen, nicht mit langer Frist und mit Kleinfeuer, denn auch, wenn sie nicht so blutig ist, hinterläßt sie dann den Eindruck, daß man eher politische Vergeltung als die Herstellung der Ordnung verfolgt. Gefangennahmen und Hinrichtungen nach zwei Monaten sind nicht nach unserem Sinne. Der Fall Ferrers ist nur eine Episode dieser Unterdrückung, wir verurteilen sie als einen politischen Fehler, aber nach Gesetz und Recht ist Ferrer zu Recht verurteilt worden. Die eben veröffentlichten Prozeßakten zeigen, daß die Gesamtheit der Zeugnisse und Indizien zur Genüge die Schuld Ferrers dartun, nicht als Verbreiter von Ideen, sondern als Leiter des Aufstandes. Entgegen den Mitteilungen des Auslandes war die Verhandlung öffentlich, und das einstimmig gefällte Urteil wurde durch den Auditör des Generalkapitanats für Katalonien bestätigt, dessen begründeter Bericht den Akten beiliegt. Diejenigen, die in gutem Glauben das befolgte Verfahren angreifen, kennen die spanische Gesetzgebung nicht. Die Aburteilung durch ein bürgerliches Gericht war unmöglich, nicht nur auf Grund des Jurisdiktionsgesetzes (von 1906), dessen Urheber ich bin und das den Kriegsgerichten die Vergehen gegen die Armee zuweist, sondern auch nach dem gemeinen spanischen Recht, wonach die Empörung stets durch die Kriegsgerichte abgeurteilt wird. Auch wäre eine Begnadigung Ferrers nach der Hinrichtung der übrigen Verurteilten als eine unzulässige Ausnahme erschienen. Wenn die konservative Regierung die gesetzlichen Vorschriften verletzt hat, so ist das im Gegenteil geschehen, indem sie zuviel beweisen wollte und Ferrer unstatthafte Mittel zu seiner Verteidigung eingeräumt und das Verfahren in die Länge hat gehen lassen, anstatt das durch die Umstände gebotene summarische Verfahren anzuwenden."

Noch vernichtender in seiner abgeklärten Vornehmheit ist der von König Alfons damals den politischen Professoren Europas gegebene Hinweis, daß Gelehrte, die

„doch ihre Entdeckungen nicht zu veröffentlichen wagen, bevor sie nicht hundertmal nachgeprüft sind; die sich mit Recht dem Zweifel überlassen würden, bis sie die Milligramme gewogen, die Zellen gezählt hätten; die ihre eigene Wissenschaft so hoch achten, daß sie sich weigern würden, eine neue Wahrheit zu verkünden, bevor sie ihnen augenfällig, bewiesen, bestätigt und unwiderleglich erschienen wäre — diese selben Gelehrten, diese nämlichen Intellektuellen ohne Untersuchung

Digitized by Google

gegen ein Urteil protestierten, das in Gemäßheit des Gesetzes gefällt ist, eines Gesetzes, das die Gelehrten gar nicht kennen und unter Bürgschaften, die immerhin einigen Wert haben, unter der Bürgschaft der Ehre spanischer Offiziere."

Über den wirklichen Wert des Herrn Francisco Ferrer Guardia ist ganz Spanien aufgeklärt. Sein Vorleben war wenig berühmt: als Sohn armer Winzer 1859 zu Abella geboren, ist er mit schlechter Schulbildung aufgewachsen, alsdann aber Streckeninspektor der spanischen Nordbahn geworden. Nach kurzer Dienstzeit wurde er dort entlassen und ging darauf mit Weib und Kind nach Paris, wo er bei dem spanischen Flüchtlinge Ruiz Zorilla als Schreiber eintrat, um Gelegenheit zu finden, die dort verkehrenden Anarchisten kennen zu lernen. Da er kein Gehalt bezog, versuchte er als Weinreisender in kleinen Ausschänken und nebstbei auch als Bettelmusikant in Kaffeehäusern Geld zu verdienen. Wie der spanische Botschafter beim Quirinal einem Mitarbeiter der „Münchner Neuesten Nachrichten" gesagt hat, war Ferrer schon bald darauf Schatzmeister der Anarchisten, vielleicht auch Schatzmeister der internationalen kirchenfeindlichen Propaganda. Jedenfalls hat er selbst zu wiederholten Malen betont, daß er in beständigen Beziehungen zu den gesamten revolutionären Organisationen Europas stehe. Zugleich war er in Paris im Großen Orient der internationalen Freimaurerei beigetreten und in den von diesem veranstalteten Handelskursen Lehrer der spanischen Sprache geworden, bis er das Wohlwollen eines alten Fräuleins Meunier erwarb, die er ganz in seinen Bann zu ziehen verstand. Er gab sich ihr als ein streng kirchlich gesinnter Mann von königstreuer Gesinnung aus und erreichte, daß sie ihm für ein Säuglingsheim, das er in Barcelona gründen und leiten wollte, einen jährlichen Betrag von sechzehntausend Franken zusicherte. Bei ihrem Tode hinterließ sie ihm ihr Haus in der Rue des Petites Ecuries, das auf Dreiviertelmillionen Franks geschätzt ward, und außerdem noch andere Vermögensstücke. Der Ertrag dieses Vermächtnisses sollte den Bestand des Mustersäuglingsheimes sichern, zu dem inzwischen nicht einmal der Grundstein gelegt war. Noch bei Lebzeiten des alten Fräuleins hatte Ferrer seine Frau Theresa davongejagt und ihr die drei Kinder genommen. Die Verstoßene hat auf ihn geschossen, um ihn zur Auskunft über den Aufenthalt ihrer Kinder zu zwingen. In einer Schutzschrift, die sie der Strafkammer des Pariser Gerichtshofes eingereicht hat, schildert sie das Marterleben, das sie an der Seite des Schurken geführt hat. Ihre Töchter habe er ihr genommen, die jüngste gleich nach ihrer Geburt. Leider aber hat er das Kind nicht in ein Säuglingsheim gebracht, sondern allem Anscheine nach ebenso verkommen lassen wie die andern beiden.

Digitized by Google

Nunmehr durch das Vermächtnis zu Wohlstand gelangt, ersah er sich ein Fräulein Soledad Villafranca zur Gefährtin und lebte mit ihr auf großem Fuße in Barcelona und Paris, wohin ihn oft seine politischen Geschäfte riefen. Inzwischen errichtete er in Spanien seine Schulen zu dem Zwecke: „die Kinder, anstatt ihnen vorzulügen, daß man sie zu braven Arbeitern, braven Kaufleuten oder Beamten erziehen wolle, mit revolutionärem Geiste zu erfüllen und so die noch herrschende Gesellschaft von der Wurzel aus zu zerstören." In diesem Vorhaben ist er folgerichtig geblieben. Einer Vermehrung anarchistischer Schulen in Katalonien aber hätte es nicht gerade bedurft, denn die Sekte hatte sich dort längst zur Plage Spaniens ausgebildet.

Kein verständiger Mensch würde aus der Hinrichtung eines Schurken irgendwelche Abneigung gegen Spanien hergeleitet haben, wenn es nicht der in Paris herrschenden Richtung gepaßt hätte, für die das an entscheidender Stelle gefallene Wort bezeichnend ist, daß die Republik stolz darauf sei, dem französischen Volke die Lichter des Himmels ausgelöscht zu haben.

Wenn der Fall Ferrer sich heute in Erinnerung drängt, so hat das gleichwohl triftige Gründe. Es ist über allen Zweifel klar, daß die Unruhen von Barcelona im Juli 1909 durch Ferrer angestiftet sind, und zwar im Auftrage des Großen Orientes, der ja bereits einmal einen Lehrer seiner Schule namens Morral im Jahre 1906 zur Ermordung des spanischen Königspaares gedungen hatte. Schon damals ist auch Ferrer unter dem Verdachte der Mittäterschaft in Untersuchungshaft genommen gewesen, und es scheint fast, als ob schon damals Beziehungen zwischen ihm und dem Großen Orient hergestellt sind, denn in dem Berichte über die Tätigkeit der Loge Les Amis de Commerce et de la Perseverance reunis in Antwerpen für das Jahr 1906, 1907 heißt es:

„Die Loge hat ein Komitee zugunsten Ferrers eingesetzt. Das Komitee hat sich außerhalb der Freimaurerei gestellt (extérioriso heißt der Ausdruck in den französischen Logen) und ein großes Komitee gebildet, das aus allen antiklerikalen Gruppen zusammengesetzt ist. In allen Sektionen der Stadt sind Versammlungen veranstaltet worden, Petitionen gingen in den verschiedenen Vereinen rund, um die Haftentlassung Ferrers zu verlangen. Die Listen wurden dem Verteidiger des letzteren zugeschickt und dem Könige von Spanien eine Adresse."

Wir haben für alles dies, sowie für Ferrers Führerschaft in dem katalonischen Aufstande aus den Berichten des Generalauditors zu dem Prozesse vom Oktober 1909 so zuverlässige Nachrichten, daß an der Tatsächlichkeit nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Heute aber erinnern wir uns mit besonderer Schärfe der Tatsache, daß die Unruhen von Barcelona vom Juli 1909 die Einschiffung spanischer Truppen nach Melilla verhindern sollten, die dort für den Feldzug

Digitized by Google

gegen die Kabylen in Marokko bestimmt waren. Über die aus diesem Zusammenhange sich ergebenden Fernblicke wird sich jedes weitere Wort erübrigen. Für die heutige spanische Lage aber kennzeichnet nichts so sehr als der Fall Ferrer den tiefen Gegensatz zwischen der Politik Mauras und der seiner Nachfolger. Graf Romanones, der am 9. Dezember 1915 als Ministerpräsident die Nachfolge Datos angetreten hatte und nun durch den gleichfalls liberalen Garcia Prieto abgelöst ist, der unter Canalejas Minister des Auswärtigen war, ist gestürzt, nachdem man in ihm den Vertreter einer deutschfeindlichen Logen-Politik erkannt hat. Es ist nicht sein Verdienst, daß Spanien nicht auch bereits dieselben Wege gewandelt ist, die Portugal zur Revolution und zum wirtschaftlichen Verfalle gebracht haben. Prieto hat betont, daß er der Mann bleibe, der 1904 die Politik der Annäherung an Frankreich eingeleitet und den spanisch-französischen Marokko-Vertrag unterzeichnet habe. Auch für ihn bleibe das politische System Spaniens von bestimmender Bindung, das durch die Verträge von 1904 und 1905 und durch die Erklärung von Cartagena von 1907 bis 1913 festgelegt wurde und Spanien hinsichtlich der Wahrnehmung seiner Belänge in Marokko, Südamerika und gegenüber Portugal auf das freundschaftliche Verhältnis zu den Ententeländern hinweist. Spanien braucht deshalb nicht von der Neutralität abzugehen, und man darf auch annehmen, daß Prieto diese festhalten will, denn auf alle Fälle wachen Männer wie Mella und Benaventa und insbesondere Maura darüber, daß dies liberale Ministerium trotz seiner unfreundlichen Protestnote nicht von der geraden Straße der strengen Neutralität abweicht.

Umso schärfere Beachtung verdient die Tatsache, daß sich gleichwohl zwischen Spanien und Portugal jetzt unter offensichtlich englischer und französischer Begünstigung eine gewisse Annäherung vollzieht. Der von der Leitung der Geschäfte zurückgetretene Romanones hat diese im „Imparcial" dahin gekennzeichnet, daß es sich um keinerlei Fragen der großen Politik handle, sondern um geschäftliche Beziehungen unter guten Nachbarn. Man erstrebe einen Handelsvertrag oder einen Zollverein und erwäge die Vereinheitlichung des Post- und Telephonverkehrs, die Pflege der gemeinsamen Literatur und was derlei Kulturtaten mehr sind, die wir von der friedlichen Durchdringung Belgiens her kennen. Ein Hinblick auf die Geschichte der portugiesischen Republik und das Schicksal Lissabons zeigt, wohin die Reise für Spanien gehen würde, wenn hinter den englisch-französischen Liebesbeweisen auch in Spanien ähnliches zutage treten sollte. Diese Gefahr ist immerhin nicht ganz unbeträchtlich im Hinblicke auf die

Digitized by Google

Haltung eines Teiles der starken in Portugal lebenden spanischen Kolonie, der sich mit Eifer neuerdings dieser Bewegung widmet.

Die genau gegenteilige Politik vertritt Maura. Zwar würde auch er in einer Verständigung mit Portugal sicherlich einen Gewinn erblicken, nur käme es auf die Bedingungen an, unter denen diese Verschmelzung sich vollziehen könnte. Die Kreise, die Romanones im Auge hat, stehen zu tief unter englischem Einflusse, als daß von ihnen irgendetwas wie echter „Iberismus" erwartet werden könnte.

Wohl aber wird diese iberische Bewegung stark gepflegt von spanischer Seite aus, insbesondere von dem Rektor der Zentral-Universität von Madrid, Rodriguez Carracido, der zur Erzielung einer Vermittlung zwischen spanischer und portugiesischer Kultur den Austauschverkehr zwischen den Universitäten und die Verbreitung der Meisterwerke beider Literaturen empfiehlt. Es ist schwer zu beurteilen, ob die von ihm beabsichtigte gegenseitige Durchdringung beider Länder die Unabhängigkeit der Halbinsel stärken oder schädigen würde.

Und wichtiger als diese politisch doch sehr trügerischen Versuche bleiben die großen wirtschaftlichen und nationalen Fragen, die Maura mit der Forderung aufwirft, beim Frieden Gibraltar zurückzugewinnen.

Daß er, der vor acht Jahren um eines Ferrer willen Verfehmte, jetzt diesen kühnen Schritt nicht nur hat wagen können, sondern unbestreitbar das Herz ganz Spaniens damit gewonnen hat, beweist, wie tief das Land die englische Bedrückung fühlt.

Man kann von Spanien und Portugal nicht sprechen ohne unwillkürlich den Blick auf das spanische und portugiesische Amerika zu lenken. Es ist kein Zufall, daß von den Abc-Staaten Brasilien am tiefsten unter dem Einflusse der anarchistisch und mazzinistisch gerichteten romanischen Loge steht, während Argentinien sich nicht dem Drucke der Entente fügt, vielmehr den alten spranisch-englischen Gegensatz in Amerika vertritt. Man kann diese Lage getrost auf die kürzeste Formel bringen, daß die Politik Mauras auch die des spanischen Amerika ist, während Graf Romanones zu Portugal, Brasilien und den Angelsachsen hinneigt. Unzweideutig tritt diese Auffassung auch in dem von Salaverria schon im Januar im Madrider „Abc" veröffentlichten Aufsatze hervor, der schon damals die Deutschen als die tatsächlichen Herren des Meeres bezeichnet und Spanien davor warnt, sich in merklicher Weise zu England hinzuneigen. Er nennt England den Alb der Welt, und es ist klar, daß der von ihm beklagte immerwährende Albdruck der britischen Politik mit jedem Erfolge schwindet, den die deutsche Seemacht über die englische davonträgt. An dieser Sachlage werden Putsche nichts ändern, die etwa im Stile Ferrers von Briten unternommen werden sollten.

Digitized by Google

Alhambra.

Zum Verständnis der spanischen Maurenpolitik.

Seit dem Ausgange der Romantik liegt Spanien für Deutschland abseits. Auch im geistigen Verkehr schob sich Frankreich dazwischen, dessen Art aus hier nicht zu erörternden Gründen die schlechtestbefähigte ist, Fremdes zu erfassen. Zur Verständnislosigkeit der Franzosen gesellte sich die Empfindsamkeit einiger Reiseengländer. Dem westmächtlichen Liberalismus beider entsprach in Deutschland die gleiche Richtung, verbündet mit dem protestantischen Vorurteil sonst nicht freisinniger Kreise. Wer an der Darstellung Spaniens, die so zustandekam, zweifelte, zum Urquell gelangen wollte und selber spanische Stimmen hören, sah sich an den dortigen Liberalismus gewiesen. So hat sich die bei uns herrschende Meinung über Spanien gebildet, deren einem erheblichen Zuge dieser Aufsatz gilt: der üblichen Verurteilung der spanischen Maurenpolitik.[1])

Mit diesem vorgefaßten Urteil reist der Deutsche nach Spanien. Auf wissenschaftliche Weise aufzuklären, vermag ich leider noch nicht; über die Vorarbeiten kam der Krieg. Daher gestatte man mir, etwas mehr Bildartiges als Begriffliches vorzuführen, gewissermaßen ein Erlebnis, freilich unter Berücksichtigung dessen, was spätere Nachprüfung mich gelehrt hat.

Der Hang, der mich auf Reisen treibt, ist wie bei so vielen Deutschen der, Menschen- und Volksgeist aus dem Leben zu erkennen; zunftmäßiger Kunsthistoriker ward ich, weil keine andere Fährte als die Kunst mir so klar und deutlich die Eigenart solch eines Geistes weist. Hierdurch bestimmt und beschränkt unternahm ich die Fahrt nach der Pyrenäenhalbinsel: auch ich begann in der oben gekennzeichneten Voreingenommenheit. Ich kam nach Spanien aus der Provence, reiste der Ostküste entlang, schaute Landschaft, Landbau, Märkte, ging unter die kleinen Leute, bedauerte ohne Empfehlungen an die Großen zu sein, befragte aber in erster Linie die Kunst. Wie naturgemäß während der ersten Tage, kam es weder zu Begriff noch Anschauung; nur das andersher schon vertraute sprach an; das hieß ich Sizilien. Katalonien, die Königreiche Valencia und Murcia schillern mir noch heute in der Erinnerung.

Trotz Freude an vielerlei Einzelheiten war noch nicht das Wesentliche

[1]) Die Ansicht der deutschen Wissenschaft blieb, soweit sie von der allgemeinen Ansicht abwich, auf die Fachkreise beschränkt. Houston Stewart Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts sind wohl das einzige gelesene Buch, das auf das Wesentliche hinweist.

Digitized by Google

aufgeblitzt, was einem den Ausruf abgezwungen hätte: „Hier packst du Spanien." Ich rechnete auf Granada. In erwartungsvoller Bewegtheit langte ich dort an; meteordurchfunkelt war die Mondnacht.

Verdrossen, mit mir selber in Fehde, wandelte ich des Morgens durch Höfe und Räume der Alhambra. Es war noch nicht mit Widerwillen; den hielt ich nieder; weil ich noch zweifelte: sollte, was so viele begeistert, mich allein ärgern; durfte ich mir das erlauben? Ich sah aus den Maurenfenstern dies einzig farbige Tal, die breite Vega; saphirene Tinten in den Gründen, in die das Grün der Saaten smaragdenen Schimmer bringt, Veilchentöne, Purpur; braunes Gebirge am Rande und auf dem mächtigen Rücken des Muley Hacen Schnee. Ich bewunderte das Ausgesuchte der Lage. Wandte ich mich aber um, befing mich die Nichtigkeit der Architektur, die Öde des allbedeckenden Zierratgespinstes; — der Löwenhof, wie kleinlich! Es wurde eine Stunde, zwei, drei — schon fiel es schwer, die Feindseligkeit zu beherrschen, und da — beim Hinausgehen schaute ich empor an Carls V. Palast, — keiner der allerbesten Renaissancebauten — und hing an ihn den Blick und grüßte in ihm Geist von unserem Geiste.

Ich kam und ging während dreier Tage zur Alhambra; wenn die Wasser sprangen und wenn sie schwiegen. Ich rief mir, wen ich nur kannte, derer, die für Maurenpracht schwärmten, als Gegenzeugen auf. Umsonst. Und, als ich den Burghügel endgültig verließ, dankte ich Ferdinand und Isabellen, daß sie Europa von diesem Fremden gesäubert, das mich wie ein Makel verstimmte. Es ging mir nicht anders anderswo; die gleiche Empfindung brach durch, kaum daß ich den Märchenrausch überwunden hatte, der einen anfangs in der Moschee von Cordoba berückt. Daß sie im sevillaner Alcazar maßvoller war, liegt daran, daß hier ein anderer Geist gewaltet, der vielleicht nur ein Bastardwerk damit schuf; doch gerade deshalb ist es um einiges uns gemäßer. Heimisch ward mirs, als ich in Lande kam, wo dieser „Greuel" nicht mehr wucherte, ins christlich-gothische Castilien.

Zwei Jahre später konnte ich — nur zu flüchtig — meine Absicht ausführen und in Afrika nach Antworten über Spanien suchen. Es blieb beim Alten. Wenn mich etwas beschwichtigte, wie in der „Großen Moschee" von Kairuan, waren es eben Ähnlichkeiten mit der byzantinischen Kunst, der Basilica, den Erben unserer Antiken: ihre Züge, kenntlich noch in der Verballhornung.

Untadelig ist der arabische Farbensinn, mangelhaft der Sinn für Gestalt: die einzige Art des Formens, die dem Araber gemäß scheint,

Digitized by Google

ist Ornamentieren. Die Einbildungskraft und Erfindungsgabe, die ihm in der Hinsicht nachgerühmt werden, gelten ohnehin schon nur dem Hübschen, Feinen. Seit Jahrhunderten bleibt diese Ornamentierung gleichförmig, ohne kräftige Formen zu entwickeln, bedeckt das Muster wahllos die größte wie die kleinste Fläche und berücksichtigt z. B. nicht, daß das, was eine Kachel zum reizenden Schmuckstück gestaltet, über eine Wand verbreitet geisttötend wirkt. Der Überschwang äußert sich im Wiederholen, nicht im Steigern, — kommt also nach unseren Begriffen nicht zum Ausdruck. Besonders verletzt, daß es dem Araber gleichgültig ist, ob ein prunkhafter Aufwand an Ornament an edler oder gemeiner Architektur angebracht wird.

Der Sinn für Aufbau, Maß, Verhältnisse ist eben nicht vorhanden. Die schon erwähnte Kachel, ein Teppich können entzücken. Ein Stall, den man derart verziert, wird nach unserem Empfinden nicht besser. Die Araber bauen Paläste und Heiligtümer, wie unsereiner Scheunen baut; ihre Höfe sind beliebige Vierecke, wie ihre Gemächer ohne gestalteten Raum; ihre Säulen sind mit einer Nachlässigkeit gepflanzt, als wären es übermorgen abzubrechende Zeltstangen. Wenn man die Moschee von Cordoba mit der von Kairuan vergleicht: die letzte Spur antiker Zucht ist hin; nun spannen sich Bogen über Bogen, die nichts zu tragen haben, laufen Schiffe ungeordnet nebeneinander; die Träger stehen in unsauberen Reihen; die Durchblicke sind chaotisch. Doch schon in Kairuan: was will die Unzahl von Schiffen, wo bereits ihrer fünf nahezu unübersichtlich werden? Es ist wie beim Ornament das Steigernwollen durch Wiederholung; die kleine Gebetsnische ist trotz allen Schmucks ein Kümmersal verglichen mit der schließenden Apsis einer Basilika. Auch sonst: Türbogen, die nicht richtig geführt sind, unmonumentale Kuppeln; keine Rippe sauber gezogen: denn auch der Sinn für Linie fehlt; Genauigkeit bei der Durchführung findet kein Bedürfnis. So widerspricht diese Kunst alle dem, was wir als Gesetze erkennen; allen Anforderungen, die bei uns ein unverfälschtes Empfinden stellt.

In der Wüste las ich den Koran; ein kluges Gesetzbuch ohne jeden Anspruch an Tiefe und für den Durchschnitt bestimmt, wie das bei tauglichen Gesetzbüchern nottut. Damals verstand ich auch die Erhabenheit der Wüste nicht. Aber ihr großer Eindruck ist hernach gekommen und bannt mich; der Koran bleibt mir weiter klug und flach. Er gleicht dem Judengesetze, d. i. dem alten Testamente ohne Mythen, Psalmen, Propheten.

Die Eroberer, die sich in Spanien niederließen, waren also das Volk, das sich in jener Kunst ausdrückte; das jenes Gesetzbuch

Digitized by Google

als Heiligtum annahm und seine Lehren als Religion verbreitete. Zum architektonischen Bauen gehört sich Gedanke. Das Hirn muß wach sein, um die klare Lösung des Vorwurfes zu erfassen, die im Einklang mit bewußten oder geahnten mechanischen Gesetzen sich finden soll. Als Gedankenlosigkeit verrät sich alles das, was hier als Eigentümlichkeit der Araberkunst angeführt wurde und kurz sich bezeichnen läßt als genügliches Abhaspeln eines Einfalles oder unterschiedloses Ineinanderspinnen vieler kleiner Einfälle. Es ist als schläfere dem Geiste und seien ihm die Einfällchen davongelaufen, die niemand zu Einhalt und Ordnung bringen mag. So läuft auch ungehemmt eine kleine Phantasie in der Dichtung, bringt jeden der meist dürftigen Gedanken ins Filigrangespinst des Ghasels, reiht aneinander tausend und ein Geschichtchen, die einander bis aufs Haar gleichen, — warum nicht 5555 oder eine Million? Warum nicht in der Moschee noch einige Schiffe mehr? — und überzieht eine Heldensage mit Schwulst. Teppichweben — es fehlt der Gedanke, es fehlt der Tiefendrang.

Mohammed erklärt im Koran mehrfach, er wolle seine Anhängerschaft nicht schwer machen. Verschiedenen seiner Gebote fügt er hinzu: habe man sie übertreten, sei der Schaden nicht groß; Gott sei gnädig; man solle es nur nicht wieder tun. Darin offenbart sich der Standpunkt eines höchst weltklugen Staatsmannes. Daß dieses Gesetz zur Religion hat werden können, dieses aber zeugt von der Mangelhaftigkeit des Volksgeistes. Der Sittlichkeit des Korans fehlt die Strenge. Strenge ist Folgerichtigkeit; streng eine Sittlichkeit, die erschöpfend ist, weil sie den Menschen an Gott mißt. Frevel und Sünde scheiden den Menschen von Gott; Wiedervereinigung bietet sich nur durch Sühne und Gnade. Der christliche Gott ist gnädig, der Mohammeds läßlich. Mohammeds Gottesbegriff ist ledig der Fülle und Tiefe; sein Gott ist ein politischer wie der des altjüdischen Gesetzes.

Es mangelt das Unendlichkeitsgefühl und das darin wurzelnde metaphysische Bedürfnis. Nicht als ob es keine flachen Christen gäbe und eine Verflachung des Christentums unmöglich sei. Das Christentum hat Tiefe als Idee in sich; es macht den Zug zur Tiefe zur Pflicht; wer nicht tief ist oder gar es nicht sein will, ist vor Gott mangelhaft. Der Gott des Islams und der des Judengesetzes sind gegen Tiefe gleichgültig; zwar hindern sie keinen daran, einem etwa angeborenen Zuge danach zu folgen. Der Moslim, der den Drang zur Höhe und Tiefe hat, übertrifft seinen Glauben.

Sattsam bekannt ist Mohammeds Paradiesesdarstellung: kein Jen-

Digitized by Google

seits über allen Rätseln; ein verlängertes Diesseits, kostbar gemacht durch die Möglichkeit endloser Wiederholung der gleichen irdischen, manchesmal ausgesucht zugespitzten Freuden.[1]) Über den Sinnenkitzel gelangte dieser Semit nicht. Und mit derselben Gedankenlosigkeit, mit der der Araber seine irdische Wohnstatt errichtet, ließ er sich seine ewige bauen.

Dies Sichbescheiden mit der dinglichen Welt weist tätige Naturen an, sich den stofflichsten Lebensgütern zuzukehren: Genuß, Erwerb, Lebenskunst und Wirtschaft blühen im Kalifat und in den arabischen Königreichen. Der Christ, zur Strenge und Tiefe erzogen, muß sich mit den Dingen erst abfinden, weil es für ihn noch etwas anderes gibt; der Moslem ist hierdurch nicht gehemmt. Noch ist dem Christen ernst mit dem Zinsverbote, noch mißtraut er dem Handel; der Araber handelt und wirtschaftet mehr oder minder ehrlich. Ismael ist der Bruder Israels.

Edel veranlagte Seelen gab es auch unter den Arabern nicht wenig; verschiedene Anschauungen begegnen sich im bürgerlichen Leben auf dem gleichen Boden; erst wenn sichs um Grundfragen handelt, geht die Einsicht auf, daß man sich nie verstand. Doch auch den Alltag durchsetzt davon die Ahnung. Die Kirche, unter ihren gebildeten Führern, kannte den Grund des Gegensatzes; das ganze Volk aber spürte ihn dumpf und witterte die Gefahr. Es hielt sich hoch als das bessere, hatte den Stolz der Gothen; und mit Recht, wird der Deutsche sagen; es sah in seiner Mitte den fremden tüchtigeren Stamm, den es wegen seiner gottlosen Tüchtigkeit verachtete und der es mittels ihrer überwand. Die Kreuzzugsstimmung, Stimmung des gesunden europäischen Sinnes, die während gewisser Jahrhunderte zeitweise flackerte, mußte hier, wo der Feind einem auf dem Nacken saß, andauernd lodern: Castilien, Leon, Aragon — mit Krieg auf Krieg berannten sie die Fremdgläubigen. Schließlich führte nur noch Granada ein Schattendasein. Es war nicht in „blinder Wut", daß Ferdinand „die Mauren von sich stieß". Es war die Durchführung des Kampfes von Tiefe gegen Flachheit, Idealismus gegen Materialismus, es war die Säuberung eigenen Grund und Bodens vom geisteswidrigsten Feinde, den die Abkömmlinge von Gothen und Römern hatten, ausgefochten mit iberischer Verbissenheit und gallischem Schwung; es war zugleich das Werk der weitblickenden katholischen Königin, deren Plan, die Unterwerfung und Hispanisierung Marokkos, wenn ausgeführt, ein anderes Europa geschaffen hätte.

[1]) Die Physiologie der Huri.

Digitized by Google

Politisch war Spanien frei; aber die Gleichgesinnten waren noch nicht ganz unter sich. Der Fremdkörper wucherte noch im Lande; und der fremde Geist wohnte im Stillen, tropfte ein ins altchristliche, gottesstolze Blut. Es gab nicht nur die Marranen, es gab, zwar rechtlich beschränkt, im Reiche immer noch Araber genug: fleißige, nützliche Leute, die man heute, wo Nützlichkeit alles ist und Betriebsamkeit gar „adelt", ob ihres harten Schicksals zu bemitleiden pflegt. Aus ihrem aufgezwungenen Abzuge folgte, lehrt die Geschichte mit Recht, Spaniens Niedergang.

Gegen Nützlichkeit sei hier nichts eingewendet. Wo wäre auch unser heutiges Wirtschaftsleben ohne die Nützlichen, die wir trotzdem nicht als unsersgleichen achten möchten! Spanien war iberisch eigensinnig, folgerichtig. Die Spanier — vielleicht gerade aus Gegensatz zur Lässigkeit des Moslim — neben den Deutschen von gestern das letzte bis zum äußersten folgerichtig strenge europäische Volk. Es wollte den Weg, den ihm der Widerwille wies, zum Schlusse gehen. Es wollte die Weltanschauung, die es bedroht, bis zum letzten von sich abtun, zumal es unter ihrer Macht gestanden hatte und die Erinnerung daran im Unterbewußtsein mit sich trug. Willig, beifällig stimmte die Gesamtheit dem zu, was in bewußtem Idealismus die Kirche unrechnerischer Gesinnung durch die Könige vollzog. Unter Philipp III. schloß sie ihr Werk ab durch die Austreibung der letzten Araber, was wie ein Weltsieg in Spanien gefeiert wurde. Wer nicht nur den Kampf um Wirtschaftsziele versteht, sondern auch den um Weltanschauungen, wird diese Stimmung begreiflich finden.

Nur Wahrzeichen einstiger Maurenherrlichkeit sind übrig. Wo in kleinen Bruchstücken, wie in Toledo, anmutig anzusehen; in der Alhambra ein Mahl der Herrschaft der Fremden und zugleich ein Befreiungsmahl. Dürfte man mich wegen meiner Korandeutung, die wohl ein längeres Studium erfordert hätte, flüchtig schelten, die Alhambra habe ich geschaut.

Hier ist nicht der Platz zu erörtern, inwiefern der Kampf der Anschauungen für Spanien tragisch geworden, auch nicht, was für Hoffnungen sich daraus ergeben. Ich schließe mit einem Worte Menendez Pelayos: „Wird nicht ein jeder, der Sinn für Schönheit und Adel hat, das Märtyrertum und das lange Hinsiechen Spaniens aller heutigen Pracht und Herrlichkeit der seebeherrschenden Albion vorziehen müssen!"[1]) Otto Freiherr von Taube.

[1]) Aus dem Gedächtnis, darum nicht wörtlich genau, nach einer Stelle der Vorrede zur vierbändigen Calderonausgabe.

Digitized by Google

Das geistige Leben.

Von August L. Mayer in München.

Immer wieder muß man die Feststellung machen, daß man in Deutschland ein recht wenig klares Bild von dem geistigen Leben in Spanien besitzt; selbst in Büchern, die während des Krieges erschienen und von sichtlicher Liebe zu Spanien und seinen Bewohnern erfüllt sind, macht sich eine merkwürdige Verkennung der geistigen, vor allem der wissenschaftlichen Fähigkeiten der Spanier bemerkbar. Noch immer kann man lesen, daß man in Spanien den theoretischen Reiz wissenschaftlicher Probleme im ganzen noch nicht begriffen habe, daß sich der Spanier nicht zu dem selbstverleugnenden Fleiß des Forschers aufraffen und die Andacht zum Kleinen in wissenschaftlichen Arbeiten aufbringen könne. Dem gegenüber muß betont werden, daß das spanische Geistesleben in den letzten zehn Jahren einen ganz ungeheuren Aufschwung genommen hat. Selbst derjenige, der die Verhältnisse gut zu kennen glaubt, ist erstaunt über die Fülle von wissenschaftlichen Zeitschriften, die in Spanien blühen und in dem „Verzeichnis wissenschaftlicher Einrichtungen, Zeitschriften und Bibliographien der iberoamerikanischen Kulturwelt" (Veröffentlichungen des Deutsch-Südamerikanischen Instituts, Aachen 1916) von Dr. Otto Quelle zusammengestellt sind; und dieses Staunen steigert sich, wenn man die Zeitschriften und die in den letzten Jahren erschienenen Bücher auf ihren Gehalt prüft, wenn man mit spanischen Ärzten und Juristen, mit spanischen Historikern und Physikern, mit spanischen Dichtern und Kritikern spricht. Man erkennt, daß nicht nur auf dem Gebiet spanischer Geschichte und orientalischer Sprachwissenschaft eifrig gearbeitet wird, sondern daß der Forschungskreis sich sehr erweitert hat und eine intellektuelle Welt herangewachsen ist und weiter heranwächst, die sich vor der keines anderen Landes zu schämen braucht. Ja, sie besitzt einen besonderen Vorzug darin, daß sie sich einen starken Nationalismus wahrt, und daß bei aller Dankbarkeit für das, was sie vom Ausland empfangen, diese Männer doch in erster Linie Spanier bleiben, d. h. nicht nur in eitlem Stolz und im Bewußtsein der großen Vergangenheit, sich einer Europäisierung Spaniens entgegensetzen, sondern aus dem sicheren Gefühl und Bewußtsein, daß eine solche uniformierende, egalisierende Europäisierung das Land, vor allem aber das geistige Leben um seine Eigenart brächte.

Die Regierung tut von Jahr zu Jahr mehr, um die allgemeine Bildung zu heben. Freilich bleibt in den Elementar- und Mittelschulen noch genug zu tun übrig. Die Volksschullehrer sind heute besser

Digitized by Google

gestellt, die schlimme Tatsache, daß bis vor wenigen Jahren noch mehr als 800 Lehrer nur 400 M. Jahresgehalt erhielten, ist aus der Welt geschafft; der Mindestgehalt beträgt heute 1000 Peseten (= 800 M.).

Es gibt freilich auch heute noch genug Analphabeten in Spanien, vor allem erklärlich aus Lehrermangel und der nicht übermäßig scharfen Durchführung des Schulzwangs. Aber man empfindet bei den vielen Kontrasten, die Spanien auf allen Gebieten aufweist, dieses Manko umsoweniger, als viele dieser Leute, ebenso wie die mit dürftiger Schulbildung, keineswegs als kulturlos zu verachten sind, und man ihre natürliche Bildung, namentlich in Andalusien, einer Halbbildung vorziehen möchte. Man denke doch nicht, daß ein Naschen, eine oberflächliche Kenntnis von verschiedensten Gebieten, ein Dilettantismus, wie er sich heute bei mancher großen Kulturnation findet, mehr wert sei, als die Herzensbildung jener Spanier.

Verhältnismäßig am meisten leistet die Regierung für die vorgeschrittenen, die mit dem Universitätsstudium bereits abgeschlossen haben, und für die als tüchtig erkannten angehenden Gelehrten. Es werden mehr und mehr Auslandsstipendien erteilt, bis zu 1 200 000 Pesetas stieg in den letzten Jahren die Gesamtsumme. Vor allem aber ist in dem Centro para ampliación de estudios é investigaciones científicas in Madrid ein Mittelpunkt geschaffen, der ebenso wie das Institut d'Estudis Catalans in Barcelona nicht nur als Ausgangs- und Sammelstelle für wissenschaftliche Arbeiten verschiedenster Art zu betrachten ist, sondern durch seine Klassikerausgaben, seine vermittelnde und anregende Tätigkeit ein Institut geworden ist, das für das gesamte kulturelle Leben Spaniens die größte Bedeutung besitzt. Daneben spielen die verschiedenen Ateneos ihre kulturfördernde Rolle mit Erfolg weiter, namentlich das große „Ateneo" in Madrid, das nicht nur durch seine große bis nach Mitternacht geöffnete, vielbenützte Bibliothek, sondern auch durch Vorträge in- und ausländischer Forscher, durch Preisausschreiben für umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten segensreiche Tätigkeit ausübt. Neben dem Staat kann in Spanien bekanntlich die Gesellschaft im weitesten Sinn sich der Erziehung annehmen, wie Anstalten schaffen und Kultur in jenen Schulen suchen, die ihr am meisten behagen. So spielen denn neben weltlichen Privatschulen die Anstalten der geistlichen Orden eine außerordentliche Rolle. 1913 bestanden 447 geistliche Unterrichtsanstalten der verschiedensten Arten. Von den einfachsten Volksschulen, die sich häufig genug in höchst aufopfernder Weise der ärmsten Elemente annehmen, bis zu den vollendetsten höheren Unterrichtsanstalten der Augustiner und Jesuiten. Ganz natür-

Digitized by Google

lich stärkt diese pädagogische Tätigkeit den Einfluß jener Geistlichkeit ganz ungemein. Umsomehr als sich vor allem die Jesuiten im späteren Leben ihrer Schüler als praktische Berater betätigen und wegen ihrer Gewandtheit wie Geschäftskundigkeit, neben ihrer umfassenden Bildung umso gesuchter sind, als sie nicht nur in den großen Städten musterhafte Lehrinstitute besitzen, sondern auch bei den großen Industrieunternehmungen in den nordwestlichen Provinzen vor allem außerordentlich stark beteiligt sind.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß auch der niedere Weltklerus bis vor kurzem sehr schlecht bezahlt war. Erst seit letzten Dezember (1916) erhalten die Landpfarrer einen Mindestgehalt von 1000 Peseten im Jahre. Die Hilfspfarrer müssen sich noch immer mit $2-2^1/_2$ Peseten täglich begnügen. Die Pfarrer der großen Städte beziehen 1700 Peseten, abzüglich 14 Prozent Steuer.

Wie überall in Spanien findet man auch in den Vermögensverhältnissen des Klerus die stärksten Kontraste. Die untere Geistlichkeit äußerst bescheiden, die obere in ungemein glänzenden Verhältnissen. Dazu kommt, daß es zuviele Diözesen und damit zuviele Bischöfe gibt. Der Vatikan und die spanische Regierung sind schon zu verschiedenen Malen darin übereingekommen, eine Anzahl von Diözesen aufzuheben, aber diese Pläne scheiterten an der Bevölkerung, die sich mit allen Kräften aus Gründen der Tradition und aus Lokalinteressen dagegen wehrte. Die Weltgeistlichen geringen Grades sind viel schlechter gestellt als die entsprechenden Ordensgeistlichen, weshalb sich diese beiden parallelen Klassen nicht immer mit freundlichen Augen ansehen. In Galizien und Asturien mußte bis vor kurzem der arme Landpfarrer in allem das Leben der Bauern teilen, wollte er nicht verhungern, und auch heute ist dieser Zustand nicht ganz verschwunden, wo der Landpfarrer Eltern und kleine Geschwister zu ernähren hat. Die Armut und Selbstlosigkeit des niederen Klerus verschafft diesem aber andererseits auch die große Verehrung und Beliebtheit in weitesten Volksschichten. Der Klerus hat als Klasse keinen politischen Einfluß, er besitzt auch nicht das passive Wahlrecht. Der Bildungsgang der jungen Geistlichen ist wohl lang und in verschiedener Hinsicht sehr gründlich, die Unterrichtsmethoden sind jedoch, wie mir wiederholt von gut Unterrichteten mitgeteilt wurde, veraltet.

Ebenso frei aber wie man die Orden schalten und walten läßt (umsomehr als ihre Schulen durch die reichen Hilfsmittel und vorzüglichen Lehrkräfte zweifellos zu den besten in Spanien gehören), können sich auch die schärfsten Gegner von Staat und Kirche in Spanien bewegen, und dies erklärt in Verbindung mit der Erscheinung, daß die Spanier

Digitized by Google

eine Sache ganz oder gar nicht machen, apathisch, stoisch, oder in höchstem Maß fanatisch sind, die Tatsache, daß der Anarchismus nirgends so blühen kann, wie gerade in Spanien.

Die große Zunahme von wissenschaftlichen Zeitschriften und Büchern und andern Publikationen ist umso bemerkenswerter, als im Durchschnitt sich der Spanier gerade darin von dem Deutschen vor allem unterscheidet, daß er nicht schreiblustig und ein schlechter Bücherkäufer ist. Der geringe Bücherabsatz in Spanien hängt freilich auch damit zusammen, daß die Geldmittel gerade derjenigen, die besonderes Interesse für geistige Werte besitzen, oft recht gering sind. Der Spanier redet gern, das Schreiben liebt er viel weniger. Aber das, was er schreibt, muß in der Form vollendet sein. Bei uns denkt man bekanntlich vielfach anders. In Spanien hat man für die gerade bei uns herrschende Bücherwut mit dem oft recht vernachlässigten Sinn für das Formale wenig Verständnis. Ich glaube, schon mancher Deutsche, der nicht nur die formvollendeten Reden der Cortes-Abgeordneten angehört, sondern lebhaften und langen, sich bis fast zum Morgengrauen ausdehnenden Debatten in Salons und Klubs angewohnt hat, wird sich im stillen gesagt haben: „Wie schade, daß nun das nicht einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird".

In den Tageszeitungen findet sich allerdings ein gewisser Niederschlag solcher politischer oder wissenschaftlicher Diskussionen. Die großen spanischen Blätter der Hauptstadt, wie der Provinz, zeigten vor dem Krieg fast alle die Eigenschaft, daß der ausländische Nachrichtendienst sehr bescheiden war. Die Plaudereien über Paris im „Heraldo" und über London und Berlin im „Abc" konnten nicht als bedeutende politische Informationsquellen und scharf kritische Berichte betrachtet werden. Heute ist dies ganz anders geworden. Der ausländische Nachrichtendienst spielt jetzt eine große Rolle, nicht nur wegen der äußeren Geschehnisse des Weltkrieges, sondern aus dem Bewußtsein heraus, daß Spanien alle diese Dinge verfolgen muß, und daß Spanien nicht nur das Land einer großen Vergangenheit ist, sondern daß es genug Möglichkeiten in sich birgt, das Land einer verheißungsvollen Zukunft zu werden. Auch bei den Zeitungen macht sich der echt spanische Kontrast überall bemerkbar. Neben den breiten, oft wirklich glänzend geschriebenen Schilderungen von Stiergefechten, neben ausführlichen Wiedergaben von Gerichtsverhandlungen, neben dem Abdruck aller möglichen Kleinigkeiten vom Tag, findet man außerordentlich wertvolle wissenschaftliche Beiträge, namentlich auch in den Provinzblättern. Bei genauem Zusehen liegen die Dinge ja nicht viel anders als bei uns. Wenngleich unsere Presse vielfach alle Mord- und

Digitized by Google

Totschlagsgeschichten in den Hintergrund drängt, so kann man doch auch bei uns die Erfahrung machen, daß mindestens die Hälfte aller Zeitungsleser das eigentlich Wichtige, das die Zeitung bringt, bei weitem nicht in dem Maß suchen, wie das, „was alles passiert ist". Der Unterschied ist eben der, daß die spanische Presse den Bedürfnissen beider Leserklassen in ganz gleicher Weise entgegenkommt. Freilich ist noch eines dazu zu bemerken. Dadurch, daß in Spanien durch das Klubleben der Gedanken- und Meinungsaustausch, selbst in den kleinsten Plätzen, auf eine viel breitere und wirkungsvollere Basis gestellt ist, als bei unseren Vereinen und Stammtischgesellschaften, spielen die Zeitungen auch nicht die Rolle wie bei uns. Anders dagegen steht es mit den illustrierten Wochenzeitschriften. Hier macht sich die Freude des Spaniers an der Fülle der Erscheinungen, sein Bestreben, sich alles greifbar vorzustellen, besonders deutlich bemerkbar. Nur dieses außerordentliche Interesse macht es möglich, infolge der enormen Auflagezahl schon für 20 Centimos, etwas sehr anständiges bieten zu können. Sind die illustrierten Wochenschriften, auf die (z. B. Blanco y Negro) unsere „Jugend" und „Simplicissimus" nicht ganz ohne Einfluß geblieben sind, sehr gut geleitet und ausgestattet und im ganzen weit billiger als unsere deutschen Zeitschriften, so läßt die Ausstattung literarischer und rein wissenschaftlicher Monatsschriften und Bücher häufig viel zu wünschen übrig. Allerdings bemüht sich seit den letzten Jahren das bereits erwähnte Institut d'estudis Catalans in Barcelona und das Madrider Centro para la ampliación de estudios mit Erfolg um Verbesserungen in der äußeren Ausstattung. Hand in Hand damit geht die Reform der Kunst- und Kunstgewerbeschulen. Man hat auch in Spanien eingesehen, welchen Wert es für die kulturelle Entwicklung des Landes besitzt, daß das Kunstgewerbe gehoben und der künstlerische Geschmack gepflegt wird. So sind die großen höheren Kunstgewerbeschulen in Madrid und Valladolid mit beträchtlichen Opfern modernisiert worden, und sie gewinnen, ebenso wie die von Toledo und anderen kleinen Städten, an Bedeutung.

Die Theaterleidenschaft der Spanier hat auch in neuerer Zeit nicht nachgelassen. Wenn auch in weiten Schichten der Bevölkerung in den letzten Jahren ein erhöhtes Interesse für den Stierkampf zu beobachten ist und die Kinos sich schon lange in Spanien außerordentlicher Beliebtheit erfreuen, so hat das Theater doch weniger darunter gelitten, als an manchem andern Punkt Europas. Dabei ist zu beachten, daß man nicht nur den neuen spanischen Dramatikern, vor allem Benavente und Sierra, das größte Interesse entgegenbringt, sondern auch der deutschen Oper, und Wagner in Spa-

Digitized by Google

nien eine große begeisterte Gemeinde besitzt. Ja, seit einigen Jahren besteht eine kleine Bach-Vereinigung in Madrid.

Weit über jedes künstlerische Interesse hinaus ist aber ganz allgemein in weiten spanischen Kreisen eine außerordentliche Schätzung deutscher Philosophie, deutschen Geisteslebens zu bemerken. Besonders verständlich, da die Verbindung von Gefühl und Ethos, wie man sie hier findet, den Spaniern überaus sympathisch ist. Die Regierung, wie die Anstalten, die Stipendiaten ins Ausland schicken, würden wohl noch vielmehr diese Herren veranlassen können, sich vor allem auch nach Deutschland zu wenden, wenn in Spanien mehr Möglichkeit zur Erlernung der deutschen Sprache bestände. Wie sehr die spanische Regierung darauf Wert legt, aus ihrer eigenen Mitte Kräfte heranzuziehen, die später deutschen Unterricht erteilen und deutsche Pädagogik lehren können, beweist nichts besser, als daß auf einstimmigen Cortes-Beschluß das von der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern gegründete Pädagogium español in München, vom spanischen Staat jährlich 25 000 Peseten als Unterstützung erhält. Wenden sich die jungen spanischen Naturwissenschaftler seit den letzten Jahren mit Vorliebe nach Frankreich, so könnten wir mit einigem Entgegenkommen namentlich die Spanier gewinnen, deren Interesse auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften liegt, wenn nicht gar auch die anderen mit herüberziehen. Vor allem handelt es sich darum, die deutschen Schulen in Spanien, die bereits bestehen, in ganz anderem Maß der spanischen Allgemeinheit zugänglich zu machen und neue Schulen zu gründen. Hiezu bedarf es keiner Propaganda. Von der Trefflichkeit des deutschen Schulunterrichtes ist man in Spanien überzeugt, und selbst solche, die wie der Graf Romanones alles eher denn Deutschenfreunde sind, schicken ihre Kinder in die deutschen Schulen. Natürlich sind unsere Schulen bisher vor allem für die Kinder unserer Landsleute bestimmt. Für die Spanier ist nicht nur die Aufnahmezahl beschränkt, sondern auch das Schulgeld beträchtlich hoch. Es müßten bedeutende Mittel flüssig gemacht werden, um den Schulbetrieb erweitern und verbilligen zu können. Es müßte ferner der spanischen Regierung entgegengekommen werden, wenn sie auf den Wunsch vieler Spanier eingeht: an allen größeren Schulen Unterricht in deutscher Sprache einzuführen.

Damit wäre für uns die Grundlage eines geistigen Austausches gegeben, wie ihn auch die Spanier wünschen, und er würde ganz dem entsprechen, was Maura in seiner großen Rede vom 29. April 1917 ausgesprochen hat: „Im Austausch brauchen wir vieles, im Austausch — nicht ohne diesen! Und was diesen angeht, so müssen wir bedenken, was wir sind, was wir können und was wir sein müssen."

Digitized by Google

Bemerkungen zur Literatur über Spanien.

Von Alfred Demiani.

Ich muß gestehen, daß die Beantwortung der mir schon öfters gestellten Frage: „Ja, was soll man denn eigentlich über Spanien lesen?" mich stets einigermaßen in Verlegenheit setzt. Denn in der Tat die Auswahl empfehlenswerter Bücher in deutscher Sprache, die hier in Betracht kommen könnten, ist ziemlich beschränkt. Die in Stuttgart gegründete deutsch-spanische Vereinigung kommt bei dem Versuch, einen Überblick über die einschlägige Literatur zu geben, über eine Aufzählung von etwa 20 Titeln kaum hinaus. Sicher ein mehr als bescheidenes Resultat, zumal wenn man dem beispielsweise den geradezu unübersehbaren Lesestoff gegenüberstellt, der uns über Italien geboten wird. Aber trotzdem glaube ich kaum, daß ich in der Lage sein würde, diese Liste, — so erstaunlich es auf den ersten Blick auch scheinen mag, daß sie erschöpfend sein sollte —, wesentlich zu erweitern. Dabei erhebt sich die Mehrzahl der dort angeführten Werke kaum über das Niveau von Reisebeschreibungen, bei denen erfahrungsgemäß nicht selten das Bedürfnis des Verfassers, seine Eindrücke zu Papier zu bringen, stärker ist als seine Selbstkritik, und demgemäß fragwürdige, in ihrer Verallgemeinerung mitunter direkt unzutreffende Beobachtungen für nicht vorhandene Kenntnisse entschädigen sollen.

Wenn, um ein Beispiel unter vielen herauszugreifen, Herr Meier-Gräfe als das wichtigste Ergebnis seiner „Spanischen Reise" die Entdeckung mit heimbringt, daß der Greco ein größerer Künstler war als Velasquez, so finde ich dies an sich ziemlich belanglos, und ich wüßte nicht für wen, als höchstens den Verfasser selbst, ein derartiges willkürliches Werturteil von Bedeutung sein könnte. Denn wer garantiert mir dafür, daß nicht der nächste Spanienreisende es für nötig hält, das gleiche etwa von Valdés Leal festzustellen? Immerhin sind derartige Erörterungen unterhaltender, als wenn dem Leser zugemutet wird, sich ständig darüber zu wundern, daß es zum ersten Frühstück Schokolade und keinen Kaffee gibt, daß die Eisenbahnen langsam fahren, kurz, daß es eben in Spanien spanisch zugeht.

Werke von der Gründlichkeit, wie das des Erzherzog Ludwig Salvator über die Balearen, wo unter Ausnutzung aller zu Gebote stehenden Hilfskräfte die gewissenhafte Arbeit und das Studium von Jahren zusammengetragen wurde, gibt es leider nur wenige, aber gerade dieses beschränkt sich auf ein so eng umgrenztes Gebiet, daß es für die allgemeine Kenntnis Spaniens kaum in Betracht kommt.

Digitized by Google

Selbst was die Spezialliteratur über spanische Kunst anbelangt, — und hier kann doch im Verlauf des letzten Jahrzehntes eine Steigerung des Interesses und der Bewertung, ja sogar einer auf Konto des Kunsthandels zu setzenden mehr oder minder offenkundigen Reklame nicht verkannt werden —, ist man, sobald die Namen Justi und August L. Mayer genannt sind, so ziemlich am Ende der Weisheit angelangt. Abgesehen von gelegentlich in Zeitschriften veröffentlichten Artikeln, wäre dem höchstens noch die tüchtige und gediegene Arbeit Schuberts, „Geschichte des Barock in Spanien", welche als Fortsetzung und Ergänzung der aus den 40er Jahren stammenden und auch in deutscher Übersetzung erhältlichen „Geschichte der Baukunst in Spanien" von D. José Caveda gedacht ist, anzufügen und etwa noch die knapp gefaßte Übersicht über „Spaniens alte Baukunst" von Dr. Hermann Wurz. Mayer ist entschieden ein guter Kenner der Halbinsel und hat mit seiner „Geschichte der spanischen Malerei" eine Lücke ausgefüllt, die nicht nur auf dem deutschen Büchermarkt vorhanden war. Justis Werk gehört dem klassischen Bestande unserer Literatur an. Wenn ich mir dem ungeachtet einen ganz bescheidenen Einwand erlauben darf, so ist es der, daß ich mich mitunter bei ihm des Eindrucks nicht erwehren kann, als sei er trotz seiner umfassenden und wohl kaum von einem Nichtspanier wieder erreichten Beherrschung des Materials doch dem Land und seiner Bevölkerung ziemlich fremd geblieben. In den „Miscellaneen" geht er fast ausschließlich den Spuren fremder Kulturen auf spanischem Boden nach, und in seiner an sich vorbildlichen kunsthistorischen Einleitung zum spanischen Bädeker bekennt er sich offen dazu, daß er es für einen der erlesensten Genüsse des Forschers auf der iberischen Halbinsel hält, hier alten Bekannten aus Flandern, Italien, Deutschland, Frankreich in bisher nicht gekannten Meisterwerken aufs neue zu begegnen. In die Seele des Volkes, die in der Kunst ihren Ausdruck fand, ist der Biograph des Velasquez nur wenig eingedrungen und hat wohl auch kaum den ernstlichen Versuch hierzu gemacht.

Außerordentlich einverstanden bin ich, auf der Liste der deutsch-spanischen Vereinigung (mit Ausnahme einer mir unbekannten Schrift neueren Datums: „Und was wird aus Gibraltar?") die Veröffentlichungen von Diercks nicht zu finden. Gerade eine Literatur dieser Art hat viel dazu beigetragen, jene Vorurteile über Spanien zu verbreiten, die ihren grotesken Ausdruck zur Zeit des Ferrer-Rummels fanden, sich aber in manchen Köpfen mit der Indiskutierbarkeit eines Dogmas eingegraben haben, und im vorliegenden Falle umso bereit-

Digitized by Google

williger Glauben fanden, als der Verfasser, wenn ich mich recht entsinne, Anspruch auf den Titel eines „Korr. Mitgliedes der Kgl. Spanischen Akademie der Geschichte in Madrid" erhebt. Man stelle nur einmal dem „modernen Geistesleben Spaniens" von Diercks Hans Parlows „Bilder und Träume aus Spanien" gegenüber, die beide etwa gleichzeitig in den 80er Jahren geschrieben wurden, um nur einigermaßen ein Urteil darüber zu gewinnen, wie grundverschieden das Bild des nämlichen Gegenstandes ausfallen kann, wenn man mit einer vorgefaßten Meinung herantritt oder mit vorurteilsfreien Augen. Ein recht lesenswertes Buch etwa der gleichen Epoche, also der ersten Jahre nach der bourbonischen Restauration, wo wir doch die Keime für die heutigen Zustände zu suchen haben, „Von der Maladetta bis Malaga" von W. Lauser (A. Hofmann u. Co., Berlin 1881), scheint ziemlich in Vergessenheit geraten zu sein. Es wurde von einer Persönlichkeit verfaßt, die in Beziehungen zu Alfons XII. und seiner Umgebung gestanden hatte, bereits zur Zeit als dieser noch als Prinz von Asturien seinen Studien am Theresianum in Wien oblag. Ich möchte mir nicht versagen, einen Satz des Vorworts anzuführen: „Was schließlich über die geistigen Wechselbeziehungen der Spanier und Deutschen mitgeteilt werden kann, legt dem Verfasser den Wunsch nahe, diese Schilderungen möchten, wie seine früheren, wenigstens dazu beitragen, bei uns die Teilnahme an den Geschicken und Bestrebungen einer Nation zu erhöhen, die deutscher Bildung und Wissenschaft mehr Liebe und Verständnis entgegenbringt, als manche andere."

Was mich persönlich anbelangt, so kann ich, glaube ich, mit gutem Gewissen behaupten, dieses soeben festgestellte bibliographische Manko nie allzu schmerzlich empfunden zu haben. Wenn man Gelegenheit hat, ein Land und seine Sitten gründlich kennen zu lernen und Beziehungen zu den Vertretern seiner verschiedensten Gesellschaftsschichten anzuknüpfen, so ist das eigene Erlebnis stets lehrreicher und wertvoller, als jede aus Büchern geschöpfte Weisheit. Sobald ich es für nötig hielt, meine Beobachtungen auf ihre Richtigkeit hin nachzuprüfen oder sie zu ergänzen, habe ich stets mehr als hinreichend alles, was ich brauchte, in der viel zu wenig bekannten nationalen spanischen Literatur gefunden. Man braucht ja eigentlich nur den Quijote zur Hand zu nehmen, um das zu erkennen, was die Eigenart des Spaniers ausmacht und seine Welt von der Europas scheidet. Aber es gibt Menschen, die, um den Quijote zu lesen, erst einen Kommentar brauchen.

Natürlich muß ich ohne weiteres zugeben, daß, auch in normalen Zeiten, es nicht jedem gegeben sein dürfte, für diese Art der Infor-

Digitized by Google

mation Zeit und Gelegenheit zu finden. Vor allen Dingen aber sind es erfreulicherweise gerade augenblicklich nicht wenige, die gern etwas genaueres über dieses seltsame Land erfahren möchten, von dem man vor dem Kriege im allgemeinen nicht viel, wenn aber, dann meist recht ungereimtes Zeug zu hören bekam, und das gerade jetzt, dem uns trennenden, schier undurchdringlichen Wall von Haß, Verleumdung und Mißgunst zum Trotz, Mittel und Wege findet, von Zeit zu Zeit, beinah wie einen Gruß aus einer besseren Welt, uns längst entwöhnte Klänge von Anerkennung, Achtung und Teilnahme, von ritterlicher Gesinnung, Aufrichtigkeit und schöner Menschlichkeit zukommen zu lassen. Endlich, und das halte ich beinah für das Wesentlichste, ist der Kreis derer nicht gering, die, wie schon angedeutet, nicht imstande sind, zu irgend einem Gegenstande Stellung zu nehmen, ohne zuvor etwas darüber gelesen zu haben. Auch wenn das Gefängnis, in dem wir nun seit mehr als zwei Jahren eingeschlossen sind, eines Tages sich wieder öffnen wird, und der lange Zeit zurückgedämmte Strom der Reisenden aufs neue ungehemmt bis an die Gestade des Gartens der Hesperiden branden kann, (im Interesse unserer wechselseitigen Freundschaft hoffe ich aufrichtig, daß dieser Drang nach Spanien nicht allzu heftig sein möge) bedürfen die meisten der Brille des Professors X. oder des Dr. Y., um die Wunder erfassen zu können, die dort in Sonnenschein und Blütenduft ausgebreitet ihrer harren.

Entschieden ist es zu bedauern, daß die Schätze der spanischen Literatur, auf deren Reichtum ich bereits hinwies, vorläufig den meisten wohl noch ein Buch mit sieben Siegeln bleiben werden. Deutsche Übersetzungen gibt es nur wenige, und auch französische, die doch immerhin für viele leichter zugänglich sein würden als der spanische Urtext, sind nicht allzu zahlreich. Das Haupthindernis aber beruht nicht ausschließlich in der relativen Sprachschwierigkeit, — denn diese wäre doch bei nur einigermaßen vorhandenem guten Willen für das Gros des gebildeten Publikums nicht unüberwindlich —, sondern, und hier wäre es wirklich dringend erwünscht, wenn nach dem Kriege auf irgendeine Weise Wandel geschaffen werden könnte, in der mangelnden Gelegenheit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit, sich in Deutschland mit entsprechender spanischer Lektüre zu versehen.

In Paris gibt es spanische Buchhandlungen, zum mindesten sind mir persönlich zwei bekannt, und es macht keine allzu großen Umstände, sich über die wichtigsten Neuerscheinungen auf dem laufenden zu erhalten oder sich auf spanische Zeitschriften zu abonnieren. Ich habe bis jetzt nicht in Erfahrung bringen können, daß in München oder

Digitized by Google

in Berlin auch nur im entferntesten einem derartigen Bedürfnis Rechnung getragen wurde. Die schon mehrfach erwähnte deutsch-spanische Vereinigung macht in ihrem Prospekt für antiquarische Anschaffungen auf die Firma K. W. Hiersemann in Leipzig aufmerksam.

Zugegeben muß werden, daß diese mißlichen Zustände bis zu einem gewissen Grade durch die merkwürdigen postalischen Verhältnisse in Spanien und seine kaum begreifliche Sonderstellung zum Weltpostverein, sowie namentlich die noch ziemlich unentwickelte Form des dortigen Buchhandels erklärt werden können. Es ist durchaus noch nicht gesagt, daß man selbst in Madrid oder Barcelona darauf rechnen kann jedes beliebige Buch ohne Schwierigkeit zu bekommen. Es gibt da eine ganze Reihe von schwer zugänglichen Provinzial-Verlagen, und überdies ist in vielen Fällen die Zahl der aufgelegten Exemplare eine sehr geringe, diese sind bald vergriffen und manche Werke bereits kurze Zeit nach ihrem Erscheinen nur mehr beim Antiquar erhältlich, dessen Rolle auf dem spanischen Büchermarkt überhaupt nicht unterschätzt werden darf. Hat man es sich daher in den Kopf gesetzt ein bestimmtes Buch zu besitzen, so muß man gegebenenfalls schon eine kleine Reise mit in Kauf nehmen.

Spanische Zeitungen kommen ja nach Deutschland, und das ist ganz sicher immer noch besser als nichts, ich war sogar angenehm überrascht, selbst während unserer Absperrung von Zeit zu Zeit eine Nummer des „Imparcial" in die Hand zu bekommen. Aber hiermit bin ich auch schon bei einem anderen Punkt angelangt, den zur Sprache zu bringen mir am Herzen liegt. Warum in aller Welt sind von spanischen Blättern in Deutschland fast ausschließlich immer nur „Imparcial" oder „Heraldo de Madrid" zu finden, die zusammen mit dem „Liberal" den sogenannten „Trust" bilden? Dieser Trust aber steht, soweit mir bekannt, im Solde der Entente. Würden lediglich die Sympathien dieser Gruppe etwas mehr nach der Seite unserer Gegner hinneigen, ich wäre der letzte, ein Wort darüber zu verlieren; denn Überzeugungen, selbst wenn sie für mich schmerzlich sind, bin ich stets bereit zu respektieren. Sollte aber tatsächlich hier bezahlte Arbeit geleistet werden, — und es erscheinen Artikel in den Trustblättern, die hierüber kaum einen Zweifel zulassen —, so wäre dies der Bruch mit einer der stolzesten Traditionen der spanischen Presse. Gerade dank seiner absoluten Unantastbarkeit und Ehrenhaftigkeit wurde dort bis jetzt dem Journalistenstande eine gesellschaftliche Stellung eingeräumt, wie wohl kaum in einem zweiten Lande von Europa; die Mehrzahl der spanischen Staatsmänner und

Digitized by Google

Parlamentarier ist aus ihm hervorgegangen. Warum, frage ich weiter, liest man bei uns so selten, oder man sollte wohl richtiger sagen: nirgends, das „Abc" oder die gutredigierte Madrider „Tribuna"? Ganz abgesehen davon, daß das „Abc" eine viel größere Verbreitung und Bedeutung in Spanien besitzt als der „Imparcial", der seine Blütezeit hinter sich hat, hätte es schon längst in Anerkennung der vornehmen Gesinnung seiner Schriftleitung verdient gelesen zu werden, und es war hinsichtlich seines reichhaltigen Inhaltes, der Qualität seiner Mitarbeiter und schließlich auch seiner illustrierten Beilagen stets dasjenige spanische Blatt, das dem Publikum am meisten zu bieten hatte. In Paris war man denn auch schon seit geraumer Zeit auf die noch relativ junge Zeitung aufmerksam geworden, und sie war vor dem Krieg an den meisten Zeitungsständen zu finden.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, hier eine Übersicht über die spanische Literatur zu geben, denn dann müßte ich zum mindesten einige Bände schreiben. Aber ich möchte immerhin versuchen, einige Richtlinien anzudeuten und, ohne mich an ein bestimmtes Schema zu halten, aus der Fülle des vorhandenen Stoffes mir bekannte Erscheinungen herauszuheben, soweit sie meines Erachtens zur Erreichung des von mir angestrebten Zieles: einer Erleichterung zum Verständnis der spanischen Sonderart, beitragen können. Ich bin mir darüber klar, hierbei einigermaßen willkürlich zu verfahren und weit davon entfernt zu bleiben, etwa ein lückenloses Bild zu geben. Um nicht zu breit zu werden, lasse ich die sogenannten Klassiker, ferner Poesie und Drama aus dem Spiel.

Vor einigen Jahren erschien bei Sempere in Valencia, einem der rührigsten Verlage der Halbinsel und Herausgeber einer volkstümlichen Ausgabe in- und ausländischer Autoren (der Band zu 1 Peseta), unter dem Titel „El alma española" (die spanische Seele) das Werk eines jungen Argentiniers, Ricardo Rojas, der sich die Aufgabe stellt, in einer Auslese typischer Schöpfungen, von ersten nationalen Schriftstellern ein Charakterbild der Rasse zu geben. Wenn es auch der Versuch eines Anfängers ist, so enthält das Büchlein doch eine Fülle wertvoller Anregungen, und entschieden ist der hier eingeschlagene Weg, einem derartig komplizierten Problem nachzuspüren, einer der empfehlenswertesten. Zwei Namen verdienen an erster Stelle genannt zu werden, wenn es sich um die handelt, — und ihre Zahl ist nicht gering —, die der Lösung der gleichen Frage ihre Aufmerksamkeit schenkten: Angel de Ganivet und Miguel de Unamuno. Ohne auf ihre sonstigen etwa homogenen Schriften näher einzu-

Digitized by Google

gehen, seien hier lediglich die beiden volkspsychologischen Studien: das „Idearium Español" von Ganivet und „En torno al casticismo" von Unamuno, hervorgehoben. (Casticismo ist ein schwer zu übersetzendes spanisches Wort und bedeutet etwa Rasseeigentümlichkeit.) Ihnen schließt sich eine ganze Reihe von Gleichgesinnten an, die sich je nachdem mehr auf den philosophischen oder den politischen Standpunkt stellen, so der große Volkstribun Joaquin Costa in verschiedenen national-ökonomischen Abhandlungen, Macias Picavea in seinen „Problemas de España", die „Psicologia del pueblo español" von Altamira oder der „Atraso de España" (die Rückständigkeit Spaniens) von Cazalla. Sie alle standen noch unter dem Eindruck der tiefen moralischen Depression, die der Katastrophe von 1898 gefolgt war. Der Vertreter eines Geschlechts, dem es bereits gelungen ist, von diesem Pessimismus sich frei zu machen, ist Azorin. Allerdings macht sich bei ihm eine ziemlich ausgeprägte Voreingenommenheit zugunsten Frankreichs geltend; doch ist es mehr ein ideales Frankreich, wie er es gern sehen möchte, dem seine Bewunderung gilt, als daß man ihn direkt als „Afrancesado" (Französling) bezeichnen dürfte. Daneben könnten auf diesem Gebiete noch die Beiträge spanischer Südamerikaner in Betracht kommen, die bereits mit dem kritischen Blick des Ausländers an die einstige Heimat herantreten, aber doch dem meisten das Verständnis der stammverwandten Rasse entgegenbringen. Lediglich als Beispiele seien die „Visiones de España" von Ugarte oder „Tierra de Reliquias" von Contreras angeführt.

Selbstredend braucht man sich nicht auf diese Spezialliteratur zu beschränken, die sich über das Wesen des Spaniers und die Zustände im Lande klar zu werden sucht, — und es sei an dieser Stelle ausdrücklich hervorgehoben, mit welcher geradezu vorbildlichen Objektivität und Ehrlichkeit dies fast ohne Ausnahme geschieht —, sondern in jeder spanischen Erzählung, die man zur Hand nimmt, wird es gelingen, dem gleichen Gegenstand eine neue und meist recht reizvolle Seite abzugewinnen. Ich verweise hier zunächst auf die beiden Altmeister der heutigen Belletristik: Valera und Alarcón; ihnen schließt sich als dritter im Bunde der jüngere und zugleich vielseitigste, als Novellenschreiber, Dramatiker, Historiker und Politiker tätige, Don Benito Perez Galdós an, dessen patriarchalische Gestalt noch in die Zeit des Weltkrieges und ihre Debatten hineinragt. In seinen „Episodios", einer in ihrer Art wohl einzig dastehenden Darstellung der neuzeitlichen Geschichte Spaniens in Einzelbildern, hat er sich und seinem Jahrhundert ein Denkmal geschaffen. Valera wurde

Digitized by Google

1824, Alarcón 1833, Galdós 1843 geboren. Den Novellen Don Benitos, wie Galdós nach spanischer Sitte zuweilen kurz genannt wird, (es sei hier eingefügt, daß der Begriff Novelle im spanischen meist etwas weiter, wie bei uns gefaßt wird, da ein Wort für Roman nicht existiert), könnte man vielleicht noch, ohne hiermit ein Werturteil aussprechen zu wollen, die von Pereda und Palacio Valdés zur Seite stellen. Von der jüngeren Generation genüge es, die Namen Pio Baroja und Ricardo León zu erwähnen. Ich weiß, daß es sympathisch berühren wird, wenn ich die Versicherung geben kann, daß beide als überzeugte „Germanofilos" an der Spitze der deutschfreundlichen Bewegung stehen und so ihre Bestrebungen mit denen Jacinto Benaventes vereinigen. Letzterer ist als Dramatiker ein Stern des spanischen Parnaß, doch sind seine geistreichen, meist in Tageszeitungen veröffentlichten Essays nicht minder lesenswert und erscheinen unter dem Titel „De sobremesa" (zum Nachtisch) gesammelt in Buchform. Leider kann ich, was den greisen Perez Galdós anbelangt, meinen Lesern die gleiche Freude nicht bereiten. Ich glaube aber, daß gerade bei ihm die nötige Vorurteilslosigkeit angebracht wäre, um das Lebenswerk des großen Meisters von seiner zufälligen politischen Meinung zu trennen. Außerdem darf man wohl überzeugt sein, daß ein spanischer „Caballero", auch wenn er uns nicht liebt, niemals zu dem Ton proletenhafter Anpöbelungen herabsteigen wird, wie wir ihn bei anderen Ententefreunden gewöhnt sind. Der Spanier ist auch in dieser Beziehung durchaus unmodern.

Bei zwei Schriftstellern möchte ich außerhalb des Rahmens des bisher gesagten etwas eingehender verweilen, obwohl sie seitens ihrer eigenen Landsleute nicht einmal dementsprechend so ganz übermäßig hoch eingeschätzt werden. Der Ausländer, meine ich, der gern etwas authentisches über den Pyrenäenstaat und seine Bewohner erfahren möchte, wird bei ihnen mit größerer Leichtigkeit, als bei manchem anderen, das, was er braucht, finden. Es sind Valle Inclan und Blasco Ibañez. Sie haben nicht das geringste mit einander gemein; im Gegenteil, sie sind eher Antipoden. Ramon del Valle Inclan, so lautet sein vollständiger Name, wird spanischerseits namentlich zum Vorwurf gemacht: er sei manieriert, er befleißige sich einer gesucht archaisierenden Ausdrucksweise, — und bei seinen späteren Werken zumal ist dies ja wohl auch zutreffend. Eins aber ist entschieden echt an ihm: die Gesinnung. Er beherrscht das Milieu, in das er uns zu versetzen sucht, und gehört selbst dieser Kaste unzeitgemäßer, weltfremder Hidalgos an, die er mit besonderer Vorliebe schildert. Sein

Digitized by Google

Jugendwerk: die sogenannten „Sonaten", die Memoiren des Marqués de Bradomin, sind ein Kulturdokument. In vier von einander ziemlich unabhängigen: Frühling, Sommer, Herbst und Winter betitelten Abschnitten werden die Liebesabenteuer eines spanischen Edelmannes geschildert, der in Rom, als päpstlicher Nobelgardist, seine wechselvolle Laufbahn beginnt, — später nach Mexiko verschlagen wird, — eine Zeit lang in Galizien, der Heimat des Verfassers, in einem zerfallenden Kastell sich vergräbt — und endlich während des zweiten Karlistenkrieges, als begeisterter Parteigänger des Prätendenten, seinen letzten und lieblichsten Roman erlebt. Es genügt eigentlich zur Charakteristik der Denkungsart Valle Inclans die Formel zu wiederholen, mit der zu Beginn der Sonaten der Held dem Leser vorgestellt wird: „ein bewunderungswürdiger Don Juan, vielleicht der bewunderungswürdigste, den es je gegeben hat: Er war häßlich, katholisch und sentimental." Die Bedeutung des Wortes „sentimental" dürfte hier etwa in der Mitte zwischen gefühlvoll und sinnlich liegen. Nicht minder bezeichnend sind drei Worte, die an anderer Stelle der Verfasser auf sich selbst anwendet: Allein, stolz und arm. Sein poesievolles Pastorale „Flor de Santidad" (Blüte heiliger Unschuld), durchdrungen von tausendjährigem Wunder- und Aberglauben, möchte ich gleichfalls als Kabinettstück bezeichnen.

Ganz anders ist die Welt, der Vicente Blasco Ibañez angehört. Er vertritt die Elemente, welche unter der Flagge der Aufklärung und des Fortschritts sich anschicken, das von einem Valle Inclan pietätvoll gehütete Heiligtum zu zertrümmern. Bei der unverhohlen französischen Färbung seiner Weltauffassung darf man aber wohl annehmen, daß auch sein Radikalismus sich an das praktisch bewährte Pariser Vorbild hielt, und bei ihm das Geschäft neben dem Prinzip nie zu kurz kam. Daß er kräftig ins Horn der Entente stieß, bedarf wohl eigentlich kaum der Erwähnung. Da zufällig nicht lange vor dem Krieg ein Stierfechter-Roman aus Blascos Feder „Sangre y Arena" (Blut und Sand) unter dem Titel „Die Arena" (Verlag Süddeutsche Monatshefte) ins Deutsche übersetzt worden ist, fand ich unlängst in einer Besprechung des Berliner Tageblatts die Auffassung vertreten, als sei „der ewige Blutrhythmus der Stiergefechte und die seit Bizet erledigte Dämonie der Gitanos" etwa das Leitmotiv seiner Darstellungsweise. Das ist ja sicher sehr schön gesagt, aber nicht zutreffend. Neben einer Reihe von Sittenbildern aus seiner engeren Heimat Valencia, sucht er sich in seinen Romanen mit den verschiedenartigsten Problemen des öffentlichen

Digitized by Google

Lebens in Spanien auseinanderzusetzen und versteht hierbei namentlich meisterhaft, in stets wechselnder Form und Umgebung, die oft erschütternde Tragik des gigantischen Kampfes zwischen Vergangenheit und Neuzeit darzustellen. Da er bei dem Aufbau seiner Erzählungen, ohne daß man direkt behaupten darf, er sei ein Nachahmer des großen Franzosen, etwa das Rezept Emile Zolas (Les trois villes) befolgt, so findet er Gelegenheit, in so ausgiebiger Weise mustergültige lokale, historische, soziologische Schilderungen einzuflechten, daß ich schon von diesem Gesichtspunkte aus seine Werke zu informatorischen Zwecken für unübertrefflich halte. In Spanien verhält man sich ihm gegenüber aus dem gleichen Grunde, wie dies auch bei dem im Auslande viel bewunderten Maler Zuolaga der Fall ist, bis zu einem gewissen Grade ablehnend, weil man findet, daß seiner Darstellungsweise der echte Lokalton fehlt. Das mag richtig sein, und ich maße mir hierüber kein Urteil an. Immerhin glaubte ich nicht fehlzugehen, wenn ich mich bei meinen Streifzügen durch die spanische Ideenwelt immer noch lieber der Führung des Blasco Ibañez aus Valencia anvertraute, als der eines Herrn A. aus Paris oder eines Herrn B. aus Berlin. Sein Roman „La Catedral", eine scharfe Auseinandersetzung klerikal-reaktionärer und anarchistischer Ideale, zu der die grandiose Silhouette der Kathedrale von Toledo als Folie dient, hat ein Anrecht darauf unter den besten der Neuzeit genannt zu werden.

Sollte es jemand lediglich daran gelegen sein, sich über die Kunstschätze des Landes zu orientieren, so fehlt es nicht an guten und übersichtlichen Werken neueren und älteren Datums; ja der Kunstfreund kann sich sogar das Vergnügen gestatten zu Schilderungen früherer Jahrhunderte zu greifen, so „España Sagrada" des Pater Florez (1749) oder gar „Viaje Sacro" des Morales aus der Zeit Philipps II. Neuerdings beginnt man Monographien, etwa nach Art der Seemannschen Hefte, herauszugeben; die Initiative hierzu ist von dem verdienstvollen Verlag der trefflichen Kunstzeitschrift „Museum" (Thomas, Barcelona) ausgegangen.

Der Zauber der spanischen Literatur liegt nicht zuletzt in der Schönheit der Sprache; doch ist dies zugleich auch ihre Schwäche. Das kastilianische Idiom ist ein unvergleichliches Instrument für den Künstler und stellt in Klang, Form und Ausdrucksfähigkeit namentlich die vielgepriesenen romanischen Schwestersprachen zweifelsohne in Schatten; doch es verführt auch leicht zu einem gewissen Virtuosentum, das nur zu gern über der Form den Inhalt vergißt. Der Spanier ist

Digitized by Google

imstande sich an dem Wohllaut seiner Worte zu berauschen, wiewohl man ihm in den meisten Fällen zubilligen muß, daß sein guter Geschmack ihn von der aufdringlichen Phrasenhaftigkeit des Italieners oder Franzosen fernhält. Macht man aber den Versuch, ein derartiges Satzgefüge in die nüchternen Töne einer weniger klangvollen Mundart zu übertragen, so wird man nicht selten überrascht sein, wie wenig greifbare Substanz übrig bleibt. Dies ist eine Hauptschwierigkeit für den Übersetzer; er wird ohne Streichungen oft kaum auskommen.

Meine Ausführungen würden unvollständig sein, wollte ich nicht auch dessen kurz Erwähnung tun, was in Frankreich über Spanien geschrieben worden ist. Frankreich war ja von altersher das Land, dem die Vermittlerrolle zwischen der pyrenäischen Halbinsel und Europa zufiel, und es konnte auch nicht ganz ohne Rückwirkung bleiben, daß gerade im Augenblick eines kulturellen Höhepunktes die Kaiserin der Franzosen eine Spanierin war. Wie aber in Deutschland die öffentliche Meinung über Spanien bis zu einem gewissen Grade immer auf den Ton von Schillers „Don Carlos" abgestimmt blieb, so die französische auf den von „Carmen". In Deutschland entrüstete man sich über die Pfaffenwirtschaft, die berüchtigte nie endende Nacht des Mittelalters und den bereits durch Marquis Posa erkannten Mangel an Gedankenfreiheit; in Frankreich hatte man ein romantisch-perverses Interesse für die Welt der „toreros und cigarreras", der „majos und majas", der „chulos, gitanos, contrabandistas und bandoleros", gerade als wenn es südlich der Pyrenäen nichts anderes gäbe. Ich weiß nicht, welche von beiden Auffassungen dem Ansehen und der gerechten Beurteilung Spaniens im Auslande mehr geschadet hat. Bizets Oper „Carmen", die man bei uns meist für urspanisch hält, erfreut sich denn auch in ihrer angeblichen Heimat einer außerordentlichen Unbeliebtheit. Carmen hat in neuester Zeit eine würdige Nachfolgerin gefunden in der Heldin von „La femme et le pantin" von Pierre Louys. Ein Ausstattungsstück des gleichen Namens gab der schönen Régina Badet die willkommene Gelegenheit zu einer sehr leichtbekleideten Glanzrolle. Schweren Herzens soll sie sich im Interesse der öffentlichen Moral zu der Konzession an ihr künstlerisches Gewissen entschlossen haben, ihr Kostüm, das ursprünglich nur aus einer Rose und seiden Strümpfen bestehen sollte, durch einen spanischen Manton zu vervollständigen. Der Pariser aber, urteilslos und leichtgläubig wie nur irgendein Großstädter, war von Stund an überzeugt, daß eine derartige Toilette im Lande der Kastagnetten nicht den geringsten Anstoß erregen würde.

Digitized by Google

Die Regie des Theaters mußte es doch wissen; man hatte die Kosten nicht gescheut, für die Entwürfe zur Ausstattung einen namhaften Künstler nach Sevilla zu schicken. Diese stereotype Figur der schönen und herzlosen Schlange, die kalten Herzens den Geliebten zugrunderichtet, ist ja auch nur ein Hirngespinst französischer Phantasie. Wer die spanische Frau, auch die aus dem Volke, nur einigermaßen kennt, weiß, daß es durchschnittlich kein hingebenderes und selbstloseres Wesen gibt, und daß sie jeder Tugend fähig ist, die einem Weibe angedichtet werden kann.

Die in Frankreich verbreitete Ansicht über Spanien stammt aus der Zeit der Romantiker; Mérimée, Gautier und andere haben bei ihr Pate gestanden; auch die genialen Illustrationen Gustave Dorés zu Davilliers „Reise in Spanien" oder gar zum Don Quijote mögen, unbeschadet ihres hohen künstlerischen Wertes, ihr Teil dazu beigetragen haben.

Wie wenig man in Spanien selbst diese absolute Verkennung des Volkscharakters zu schätzen weiß, fand seinerzeit einen Ausdruck, der einer gewissen unfreiwilligen Komik nicht entbehrte, in der flammenden Protestkundgebung der Presse, als Catulle Mendès sich unterfangen hatte in seiner „Jungfrau von Avila" die Figur der Heiligen Therese auf die Bretter zu bringen. Die Gläubigen von Avila hielten es sogar für angezeigt eine Sühneprozession zu veranstalten. Dabei hatten der Dichter und die große Sarah, welche die Titelrolle kreierte, im guten Glauben gehandelt, der nachbarlichen Schwesternation eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen.

Wenn man daher auch dreist behaupten kann, daß durchschnittlich das Verständnis für Spanien in Frankreich, obwohl es hier durchaus nicht an Gelegenheit zu förderlichen Wechselbeziehungen gefehlt hätte, noch geringer ist als in Deutschland, so gibt es selbstverständlich, wie überall, auch hierin löbliche Ausnahmen. Das Werk des Franzosen Angel Marvaud „L'Espagne au XXe siècle", das in knapper Form alles auf geschichtlichem, politischem und wirtschaftlichem Gebiete wissenswerte zusammenfaßt, kann so ziemlich als das beste und vollständigste bezeichnet werden, was überhaupt über das moderne Spanien geschrieben worden ist.

Zum Schluß sei auf einige Neuerscheinungen hingewiesen, die bereits im Zeichen des großen Krieges stehen, und deren Lektüre meines Erachtens empfohlen werden kann.

Ich beginne mit „Spanien" von Johannes Mayrhofer (Herder, Freiburg i. Br.). Der Verfasser, der kurz vor Kriegsausbruch in die Hei-

Digitized by Google

mat zurückgekehrt ist, bezeichnet selbst sein Buch als „Reisebilder"; er will denn auch zunächst nichts weiter geben als eine Beschreibung der wichtigsten Plätze und ihrer Sehenswürdigkeiten, — Schilderungen eines Stiergefechtes, der heiligen Woche von Sevilla, der Feria und was es sonst noch an derartigen programmäßigen Sensationen für den Reisenden geben mag. Da er aber hierbei gründlich und sachlich zu Werke geht, kaum einen Winkel der Monarchie außer acht läßt, in den er nicht vorzudringen sucht, und überdies seinen Aufzeichnungen Abbildungen, ein Sachregister und eine Karte mit Reiseroute anfügt, so wäre das allein schon Grund genug, um den des Landes Unkundigen auf dieses handliche Vademekum aufmerksam zu machen. Wir haben es aber, abgesehen hiervon, entschieden doch noch mit etwas mehr als einem Reisewerke im landläufigen Sinne zu tun. Hier wird der Versuch gemacht mit einer Reihe in ihrer Wiederholung längst langweilig gewordener Vorurteile aufzuräumen, — zu der geradezu unerklärlichen und lächerlichen Haltung eines Teiles der deutschen Intellektuellen, an ihrer Spitze der Goethebund, in der Ferrerangelegenheit Stellung zu nehmen — und einer tendenziösen Schwarzfärberei nach dem Muster des Gustav Diercks energisch entgegenzutreten. Im Schlußwort kommt Mayrhofer auf die Wandelung zu sprechen, die möglicherweise der Weltkrieg in den Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien herbeiführen könnte, und stellt an seine Landsleute die sehr berechtigte Gewissensfrage: „Seien wir ehrlich: Haben wir eigentlich gerade von Spanien so viel Liebe erwarten können?"

Dr. Paul Herre behauptet nicht zuviel, wenn er selbst von seiner Broschüre „Spanien und der Weltkrieg" (R. Oldenbourg, München-Berlin 1915) sagt, daß durch sie eine Lücke ausgefüllt wird. Er wagt sich an ein Thema heran, über das bis jetzt die denkbar größte Unklarheit herrschte, und es ist ihm gelungen, in prägnanter Kürze die verworrenen Fäden der spanischen äußeren und inneren Politik, unter besonderer Berücksichtigung des Abschnittes von 1898—1914, in leicht zu übersehender Weise zu ordnen. Vortrefflich ist es, mit welcher Klarheit die drei großen Richtlinien festgelegt werden, die neben der marokkanischen Frage auf ein paniberisches und ein latino-amerikanisches Ziel hinweisen, und zu denen die Sonderprobleme von Gibraltar und Tanger die selbstverständliche Ergänzung bilden. Nicht minder gelungen ist der Überblick über Entstehung und historische Berechtigung der beiden konstitutionellen Parteien (Konservative und Liberale), ihre Stellung zu den sonstigen politischen Fraktionen und endlich, seit dem Sturz Mauras und der Ermordung seines Nachfolgers Cana-

Digitized by Google

lejas, die allmähliche Umgruppierung im konservativ-liberalen Lager, die durch die Namen der fünf Parteiführer: Maura und Dato (kons.), Romanones, Garcia Prieto und Melquiades Alvarez (lib.) gekennzeichnet wird. Aus der Beurteilung der innerpolitischen Lage ergeben sich die Faktoren, die, neben dem mehr indirekten Interesse Spaniens an einem europäischen Konflikt, für seine Haltung im Weltkriege bestimmend werden konnten. Während man in der Verfolgung der weltwirtschaftlichen Pläne allenthalben auf den mehr oder weniger offenkundigen Gegendruck der Ententemächte England und Frankreich stoßen mußte war von Deutschland zum mindesten nichts zu befürchten, es konnte sogar, wie sich dies schon in der Marokkokrise gezeigt hatte, gegebenenfalls mit einer gewissen Interessengemeinschaft gerechnet werden. Andererseits schienen die ausgesprochen frankophilen Sympathien des Gros der liberalen Elemente und namentlich ihrer noch weiter links stehenden Parteigänger die Gefahr eines Anschlusses an die Westmächte keineswegs auszuschließen. Wenn trotzdem die durch das konservative Kabinett Dato gleich zu Beginn der Feindseligkeiten eingeschlagene Richtung im allgemeinen auch unter dem liberalen Nachfolger Romanones, auf den die Entente schon große Hoffnungen gesetzt hatte, innegehalten wurde, so wird der Besonnenheit und Vaterlandsliebe der leitenden Männer, insonderheit aber der wirklich staatsmännischen Klugheit des jungen Königs die verdiente Anerkennung nicht vorenthalten. Als bezeichnend für die Stimmung im Lande wird eine Äußerung des greisen, unlängst verstorbenen, Dramatikers José Echegaray, der der konservativen Partei und mithin den germanophilen Kreisen vollkommen fern stand, angeführt: „daß alle Spanier dem Ministerpräsidenten (Dato) Achtung, Ehrerbietung und Dankbarkeit schuldeten, ja daß dieser in dem großen Brande Europas seinem Vaterlande einen ungeheuren Dienst erwiesen habe."

Sehr erfreulich ist es, daß die Neuorientierung der öffentlichen Meinung zugunsten Spaniens Anlaß zu einigen Übersetzungen gegeben hat. „Der Sieg Deutschlands" von Luis Anton del Olmet (Georg Müller, München 1916) ist eine Artikelserie des angesehenen rechtskonservativen Journalisten, der auf einer Reise in Frankreich, Belgien und England vom Kriegsausbruch überrascht wurde. Interessant ist es zu beobachten, wie das im Anfang noch schwankende Urteil des durch die Wucht der Ereignisse überwältigten und verwirrten Verfassers allmählich zu einer ausgesprochenen Deutschfreundlichkeit sich abklärt, so daß er sich zu der Ansicht bekennt: „Englands Sieg wäre der Sieg des wildesten Egoismus, Frankreichs Sieg der Sieg der stin-

Digitized by Google

kendsten Korruption. Deutschlands Sieg dagegen wäre der Sieg der großen Prinzipien, die die Menschheit verehrungswürdig machten: Gott, Vaterland, König, Arbeit, Ehre, Mildtätigkeit, Familie." Daneben ist Olmets Schrift von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen die Pseudokultur Europas zugunsten der eigenen Heimat, von der er in der Einleitung sagt: „Als ich nach Spanien zurückkehrte und meine Heimat dort im vollen Genuß des edlen und mildtätigen Friedens vorfand, empfand ich als Stolz und Freude, daß ich ein Spanier bin." Auch auf ein prophetisches Wort sei eigens hingewiesen, das geeignet scheint, über Hoffnungen Aufschluß zu geben, die der Weltenbrand bei manchem spanischen Patrioten erweckt haben mag: „Und wenn binnen einen, zwei, drei Jahren jene großen, im Kriege versunkenen Nationen wie entseelt aus dem Getümmel weichen, sollen sie in uns ein bescheidenes und kluges Volk sehen, das dem Unwetter zu trotzen und sich dessen würdig zu zeigen wußte . . . . . Ich glaube, nach so vielen unheilvollen Jahrhunderten hat für Spanien die letzte Stunde der Wiedergeburt und des Glückes geschlagen."

Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen des Juristen Eduardo Llorens, Doktor der Rechte der Universität Madrid, in „Der Krieg und das Recht" (Broschek u. Co., Hamburg 1916). Aus dem Munde eines Neutralen hören wir die sachliche Widerlegung der wesentlichsten von unseren Gegnern erhobenen Beschuldigungen. Gestützt auf Zitate europäischer und amerikanischer Autoritäten des Völkerrechts, unter absichtlicher Ausschaltung aller Deutschen und Österreicher —, wird Punkt für Punkt zu der von der Entente verbreiteten Auffassung über die Verantwortlichkeit für den Krieg, — die Neutralität Belgiens, — das gern gegen uns ausgespielte Nationalitätenprinzip — und die Rechtsfrage im Seekriege Stellung genommen. Die Schrift des Madrider Rechtsgelehrten, zu der ein im gegenteiligen Sinne gehaltenes Propagandaheft der in Buenos-Aires erscheinenden Zeitung „La Nación" den Anlaß gab, ist ein Dokument des im Nationalcharakter begründeten Gerechtigkeitsgefühls und zugleich, nicht minder bezeichnend für die angeborene Vornehmheit des Spaniers, eine herbe Kritik jener Entartung des Tones und der Form, die für die von einem Teil der kriegführenden Mächte in Szene gesetzte Preßkampagne ein Charakteristikum geworden ist. Ausdrücklich wird von Llorens, ehe er sich anschickt mit dem Argentinier die Klinge zu kreuzen, bei diesem „die unter gegenwärtigen Verhältnissen fast ungewohnte Mäßigung der Sprache" und „das fast gänzliche Fehlen beleidigender Ausfälle" lobend anerkannt.

Digitized by Google

Es soll mir eine Freude sein, wenn es mir gelungen ist, im vorstehenden hin und wieder eine nützliche Anregung zu geben. Immerhin möchte ich nicht unterlassen, nochmals darauf hinzuweisen, daß meiner Meinung nach auch das beste Buch nicht imstande ist, den Wert an Ort und Stelle gewonnener Eindrücke auch nur annähernd zu ersetzen. Allerdings möchte ich mich hiermit nur an eine kleine Elite des Publikums wenden, welche tatsächlich zu reisen, zu sehen und zu beurteilen versteht. Nichts liegt mir ferner, als etwa die große Horde der Touristen aufzufordern, als nächstes Opfer sich Spanien auszuwählen. Wenn ich an diese Möglichkeit denke, so kann ich nicht anders als hoffen und wünschen, daß die Pyrenäen noch recht lange ein Schutzwall gegen die Kultur von Europa bleiben möchten.

Nachschrift.

Noch in letzter Stunde bot sich mir Gelegenheit, zwei Bücher zu durchblättern, die jedenfalls als ein erfreulicher Zuwachs der Literatur über Spanien zu begrüßen sind: Rudolf Lothar, Die Seele Spaniens (Georg Müller, München 1916) und Franz Kuypers, Spanien unter Kreuz und Halbmond (Klinkhardt u. Biermann, Leipzig 1917). Was Umfang, Ausstattung und Mannigfaltigkeit des Inhalts anbelangt, wird dem Leser, der sich über Spanien informieren möchte, erheblich mehr geboten, als dies bisher bei ähnlichen Veröffentlichungen in der Regel der Fall war; und beide Autoren sind bemüht, nicht nur eine äußere Beschreibung des Landes zu geben.

Rudolf Lothar, der, wie schon der Titel sagt, insonderheit psychologischen Fragen sich zuwendet, sucht seine Aufgabe durch eine Serie von 19 in sich abgeschlossenen Einzelbildern zu lösen. Neben den beiden einleitenden Kapiteln, die der Charakteristik des Spaniers und der Spanierin gewidmet sind, und einer Reihe sehr anziehender Lokal- und Sittenschilderungen, verdienen namentlich die Abschnitte, welche die Literatur, das Theater, die Musik, die Kunst, schließlich sogar selbst die Küche im modernen Spanien behandeln, Beachtung, da hier eine Menge wertvollen Materials vereinigt wurde, das bis jetzt der Wißbegierige nicht ohne Schwierigkeit an den verschiedensten Stellen zusammensuchen mußte. — Es ist unverkennbar, daß Lothar sich von der dankenswerten Absicht leiten läßt, Spanien mit anderen Augen zu sehen, als dies im allgemeinen traditionell geworden ist, — aber ebenso beinah unvermeidlich, daß er hierbei mitunter etwas über das Ziel hinausschießt, ja gelegentlich sich sogar einigermaßen in Widersprüche verwickelt. Wenn er beispielsweise, um mit der lächerlichen Carmenlegende aufzuräumen, nun gar behauptet, die Spanierin sei „frigid" und ohne Temperament, so werden, glaube ich, — und selbst wenn er sich hierbei auf ein so kompetentes Urteil, als das der Gräfin Pardo Bazan, beruft, — diejenigen, welche diese Ansicht teilen, nicht allzu zahlreich sein. Und wenn man auf Seite 14 lesen kann, die illegitime Frau spiele in Spanien so gut wie gar keine Rolle, dagegen auf Seite 30, der Spanier habe sehr bald nach seiner Heirat eine Geliebte und stehe mit seinem eigenen Hause in einem recht losen Verhältnis, so ist es nicht ganz einfach beides zusammenzureimen. — An anderen Stellen wird niemand dem

Digitized by Google

Verfasser die berechtigte Anerkennung versagen, neue und bisher wenig beachtete Gesichtspunkte zur Sprache zu bringen. So ist meines Wissens noch nie zuvor mit dem Nachdruck auf die Bedeutung von Valdes Leal hingewiesen worden, — ein Ereignis übrigens, auf das ich bereits seit Jahren warte, — und ich glaube mit sonstigen Bewunderern und Freunden des originellen Cordobesen einig zu sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit der Hoffnung Raum gebe, daß die Folgen dieser Entdeckung nicht ähnliche sein möchten, wie bei der des genialen Sonderlings von Toledo, „el Greco", der doch zunächst einmal durch das erbarmungslose Schreibbedürfnis mancher Kunsthistoriker und sonstiger Stimmungsmacher des Kunsthandels für einige Zeit beinah ungenießbar gemacht wurde. — Ganz besonders zu begrüßen ist der Gedanke, dem Text als wirksamste Erläuterung etwa 60 Reproduktionen nach Werken moderner spanischer Künstler beizufügen, umsomehr als der größte Teil der 12 hierbei vertretenen Namen, — mit Ausnahme etwa von Zuloaga, — immer noch selbst dem gebildeten Publikum in Deutschland ziemlich unbekannt sein dürfte. Ob es nun allerdings ganz glücklich war, durch die an sich brillanten Federzeichnungen Nestors gerade das Kapitel, welches die Überschrift „Die Spanierin" trägt, illustrieren zu wollen, lasse ich dahingestellt. Ich will ja sicherlich nicht behaupten, daß die besondere, hier zu künstlerischer Darstellung gebrachte Spezies der Weiblichkeit etwa in Spanien des Interesses entbehrte, — im Gegenteil, ihre Vertreterinnen sind in vielen Fällen sympathischer als manche Kolleginnen in Paris oder gar in Berlin; aber es wurden doch schließlich in diesem Falle Damen im Bild festgehalten, die nur in Etablissements besonderer Art anzutreffen sind, und wenn man nun zu seiten einer jener mit unglaublich keckem Strich hingeworfenen Frauengestalten die treuherzige Versicherung liest: „Die Spanierin hat sich immer in der Gewalt, ... ihr Gesicht verrät nichts .... sie ist weder gefallsüchtig, noch kokett ....," so muß doch selbst dem kritiklosesten Leser die Vermutung kommen, daß hier irgend etwas nicht stimmen kann.

Dr. Franz Kuypers bezeichnet sein Buch über Spanien selbst als „eine Wanderfahrt durch Geistes- und Wirtschaftsleben, Land und Literatur von einst und heute". Der Form nach gibt er demzufolge seiner Darstellung den Charakter einer Reisebeschreibung, versteht es jedoch im Ton zwangloser Plauderei das Gebiet, in dem er sich bewegt, zu erweitern und zu vertiefen; eine seltene Belesenheit in der alten und modernen Literatur des Landes, sowie eine keineswegs alltägliche Geschichtskenntnis kommen ihm hierbei zustatten, und er verweilt mit besonderer Vorliebe bei den speziellen, durch das einzigartige Ineinandergreifen dreier Religionen (Christentum, Islam, Judentum) geschaffenen Kulturproblemen. — Auch dieses Werk gewinnt nicht unwesentlich durch seinen Buchschmuck; neben ganzseitigen Abbildungen nach guten photographischen Aufnahmen findet sich namentlich unter den zahlreichen, im Text verteilten, kleinen Streubildern recht viel unterhaltendes und beachtenswertes: die Motive wurden in der Hauptsache spanischen Meistern entlehnt, und es machte mir eine besondere Freude, feststellen zu können, daß neben diesen auch Gustave Doré ein Platz, den er entschieden verdient, eingeräumt wurde. — Dr. Kuypers sagt selbst in seiner Einleitung: „Man sollte über Spanien sich erst ein Urteil zu bilden suchen, nachdem man es ganz durchreist hat, und erst zu schreiben beginnen, wenn den ungleichartigen Bildern eine Pause vergönnt ist,

Digitized by Google

sich zu vereinheitlichen." Ich wüßte kaum eine Bemerkung, die treffender sein könnte, und wenn ich auch nicht noch weiter gehen möchte und sogar den Rat geben, man sollte nicht über Spanien schreiben, wenn man nicht mehrere Jahre oder öfters dort gewesen ist, so kann ich mir doch hier den Einwand nicht versagen: ich habe bis zu einem gewissen Grade die Empfindung, als hätte der Herr Verfasser die nötige Pause, die er so richtig als erforderlich erkannt hat, sich selbst nicht gegönnt. Hätte er dies getan, so ist anzunehmen, daß das Gefühl für die Nebensächlichkeit jener kleinen Äußerlichkeiten, die eben dem Durchschnittsreisenden, wenn er das erste Mal die Grenze überschreitet, oft etwas „spanisch" vorkommen, bei ihm nicht ausgeblieben wäre; vor allen Dingen aber würde bei einem Mann von so umfassender Bildung ohne Zweifel die Erkenntnis Platz gegriffen haben, daß gerade auf der pyrenäischen Halbinsel der Katholizismus doch etwas anders beurteilt und bewertet werden muß, als dies in der Regel von Leuten geschieht, die das Land gar nicht oder nur oberflächlich kennen. Ich wage daher die Ansicht zu äußern, daß das in vieler Beziehung so ansprechende Werk, dem aber vorläufig eine merkwürdige Ungleichmäßigkeit und Unausgeglichenheit des Inhalts anhaftet, durch eine gründliche nochmalige Durcharbeitung nur gewinnen könnte, und daß es sicher dem Wert des Dargebotenen keinen Abbruch tun dürfte, wenn der stattliche Umfang des Bandes von 470 engbedruckten Seiten auf 250 oder 300 reduziert würde. Es würden dann vermutlich nebenbei einige kleine linguistische Ungeheuerlichkeiten, die immerhin jemandem, der in der schönen Sprache des Cervantes etwas Bescheid weiß, weh tun, von selbst verschwinden: so beispielsweise die monstruöse Pluralbildung: die Dons, von dem nur in Verbindung mit einem Vornamen möglichen Wort: Don (Don Alfonso, Don Rodrigo usw.) oder die nicht ganz kastilianische Transformierung der „maja desnuda" in eine „maja nuda"; und man würde unschwer entdecken, daß mehrere der erwähnten hübschen Abbildungen im Text an verschiedenen Stellen sich wiederholen; das ist doch eigentlich unnötig. — Eine besonders wertvolle Ergänzung gibt Dr. Kuppers seiner Schrift in einem Anhang über „die Bildung in Spanien"; in fesselnder Weise wird auf das Wesen der heterogenen und doch einander beeinflussenden Strömungen mohammedanischen und christlichen Geistes eingegangen.

Der psychologische Moment.

„Natürlich haben wir volles Vertrauen darauf, daß unsere Hoffnungen nicht getäuscht, daß unsere Gefühle auf der andern Seite des Ozeans mit derselben Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit erwidert werden, wie sie dargeboten werden, und wir zweifeln nicht daran, daß, sobald sich der Pulverrauch zerstreut und die Kanonen schweigen, sich zwischen Südamerika und Deutschland, mit größerer Festigkeit als früher, die alten, guten Beziehungen wieder bilden werden, die immer die beiden Völker geeinigt haben."

Diese Sätze bilden den Schluß eines „Was wir wollen"-Artikels, mit dem Exzellenz Dernburg die Nummer Eins der Revista Latino-Americana eröffnet. Mag auch der Zeitpunkt dieser Neugründung allzukritischen alldeutschen und ähnlich gearteten Politikern nicht ganz günstig gewählt erscheinen, da das lateinische Amerika sich eben anschickt, unsere aufrichtigen und ehrlichen Gefühle mit Kriegserklärungen zu beantworten: wir haben das volle Vertrauen darauf, daß unsere Hoffnungen nicht getäuscht, daß durch weitblickende Kulturpolitiker immer wieder jene alten, guten Beziehungen angeknüpft werden, bei denen von der Gegenseite versucht wird, uns die Gurgel etwas enger zu knüpfen.

Digitized by Google

Literarisches Leben im alten und neuen Katalonien.

Von Heinrich Finke in Freiburg i. B.

Spaniens ehemals so blühendes literarisches Leben, in manchem vorbildlich für die europäische Welt, hat nach längerm Stocken einen frischen Anlauf und Aufschwung genommen. Beide Kulturzentren, Madrid und Barcelona, Kastilien und Katalonien, sind daran beteiligt. Über einiges mir näherliegende aus alter und neuer Zeit im östlichen Lande, im ehemaligen Königreich Aragon und in der Grafschaft Katalonien, möchte ich etwas sagen.

Nicht allen ist es geläufig, daß das Staatsleben auf der pyrenäischen Halbinsel bis zu Beginn der Neuzeit sich nicht bloß in die portugiesischen, spanischen und maurischen Gebiete schied, sondern daß auch vom eigentlichen Spanien das Königreich Aragon getrennt war und viele Jahrhunderte hindurch ein Sonderdasein behauptete: Kühne Eroberer und berühmte Herrscher hatten zum kleinen Südpyrenäengebiete große Teile des nördlichen Randes des Mittelmeeres, das sonnige Valencia und die Inselperlen Mallorca und Sizilien gewonnen, streckten dann ihre Arme nach dem italienischen Festlande aus, siedelten schließlich, bald als Feinde, bald als Freunde der Kirche auftretend, selbst nach Italien hinüber. Zu Ende des 15. Jahrhunderts verschwindet wohl für immer durch die Vermählung des aragonischen Königs mit der spanischen Thronerbin dieses selbständige Reich und mit ihm seine höchst eigenartige Kultur; freilich keine Kultur von originaler Stärke. Die Kunst vom Osten, literarisches Leben vom Norden aus der Provence, dabei ein starker kastilianischer und hie und da auch ein maurischer Einschlag, viel Entlehnung in diesem Gemisch, keine ganz großen selbständigen Geister; darum konnte diese Kultur so rasch zu Anfang des 16. Jahrhunderts verschwinden bis auf den Klang der Sprache!

Eigenartig vor allem ist diese katalanische Kultur durch die Beteiligung des Herrscherhauses an allen schöngeistigen Bestrebungen im Hochmittelalter und in der Renaissance: da sind Könige, die nicht bloß Gönner und Freunde der Troubadours ihrer Zeit waren, sondern selbst dichteten, Generationen hindurch; die uns die Spuren ihrer oft allerdings nicht sehr bedeutenden Schöpfungen in den Registerbänden ihres Archivs hinterließen, Gemahlin und Kinder an dem Genusse ihrer poetischen Arbeiten teilnehmen ließen, die mit Leidenschaft geschichtliche und astrologische Werke sammelten, mit wissenschaftlichen Werken treue Dienste bedachten und für profanwissen-

Digitized by Google

schaftliche Arbeit in ihren Diensten mit dem — Inquisitorenamt belohnten! Da dichtete Pedro der Große, der Eroberer Siziliens, den in jungen Jahren Paulet von Marseille als den „liebreichen Infanten von Aragon" gefeiert, „der so mächtig, jung, stark und groß, schön und gut ist," in den Tagen höchster Bedrängnis, als auf Geheiß Papst Martins IV. die Franzosen in sein Land fielen, das trutzige Sirventes an Peire Salvatge: „Große Not machen mir in meinem Hause die (französischen) Lilien, die her zu kommen hoffen ohne Recht und Vernunft. Mancher hofft hier Ablaß zu finden, dem der Ablaß zu großem Elend gedeihen wird." Und als sein Sohn Friedrich III., trotz Dante eine der sympathischsten Heldengestalten des Mittelalters, mit dem ihn vergötternden Volke kämpfte, litt und hungerte, da machte er in einem begeisterten Gedicht an den Sänger Hugo de Ampurias seinem vollen Herzen Luft: „Siziliens Reich gehört mir; den Kriegsruf lasse ich erschallen von Katalonien und Aragon bis hin nach Alemannien." Ein Pedro IV. mit dem bezeichnenden Namen „el Ceremonioso" verspottete mit einem Scherzgedicht die dritte eilige Heirat seines Sohnes Juan, mit dessen Übersendung er auch seine Höflinge beglückte, sammelte um sich einen dichterischen Hofstaat, die erste Schule katalanischer Lyriker, und hinterließ uns wohl die größte Zahl von Registerbänden, die je ein Herrscher hat anfertigen lassen, mehr als tausend mit beinahe einer Million Dokumenten! Und der eben genannte Juan I. sandte seinem Bruder Martin ein „rondel notat" das er kürzlich gemacht habe, und bittet ihn es zu begutachten, selbst zu singen, singen zu lassen und möglichst zu verbreiten! Fügt man dazu noch, daß ein paar aragonische Herrscher als zünftige Geschichtsschreiber erscheinen, andere als Bücherliebhaber, daß ein Herrscher einen Krieg mit Auslieferung einer Handschrift abschließt, daß König Martin römische Geschichten und Dante in seinen Briefen zitiert, um seine Untertanen anzufeuern, daß die Prinzessinnen allerlei pikante Romane verlangen, daß die Könige nicht bloß Förderer der Kunst waren, sondern sich auch eine marmorne Ahnengalerie anlegten und dabei genau kontrollierten, wie die Farbe des Bart- und Kopfhaares, die Manteltracht sei, was sie auf dem Kopfe und in der Hand trugen, so haben wir hier ein so buntfarbiges Bild schöngeistigen Strebens und Schaffens vor uns, wie es wohl sonst nie in der mittelalterlichen Welt erscheint.

Und neben diesen „bibliofils coronats" erscheinen Untertanen, die vom selben dichterischen Schaffens- und wissenschaftlichen Sammeleifer erfüllt sind. Im spätern Mittelalter ist überraschend viel in katalani-

Digitized by Google

Sprache gedichtet worden. Als im französischen Süden die Minnepoesie abblühte, erhoben sich auf spanischem Boden ein Ausias March u. a. zu überraschend kräftigem poetischen Schaffen. Und auch die wissenschaftliche Arbeit gedieh rasch zu großer Vollkommenheit: Theologie und Medizin, Recht und Geschichte haben glänzende Vertreter. Wo gibts eine so köstliche Subjektivität, solche elementare Kraft der Charakteristik, wie sie uns in der Chronik des edlen Herrn Ramon Muntaner, solche Fülle blühender Phantasie und tiefer Spekulation, wie uns in den Werken Ramon Lulls entgegentritt?

Mit dem Aufhören der aragonischen Selbständigkeit verschwindet in der Literatur die katalanische Kultur fast ganz auf Jahrhunderte. Nunmehr hält das Kastilianische auch in Katalonien seinen siegreichen Einzug. Es beginnt ja das Zeitalter der großen spanischen Weltliteratur und -kunst. Das katalanische Schrifttum versiegt immer mehr. Wohl tritt es bei den großen Aufständen, den Rebellionen des 17. und 18. Jahrhunderts, sobald die Trennung von Kastilien einsetzt, wieder hervor; aber die Verhältnisse sind dem geistigen Schaffen zu wenig günstig, die Trennung ist zu kurz, als daß größere geistige Schöpfungen hätten entstehen können. Das Katalanische vegetierte zuletzt nur noch als Dialekt; im Schrifttum galt es nur noch für das ungebildete Volk; religiöse Unterweisungen werden noch in der Muttersprache gegeben und religiöse Volksliteratur wird noch in ihr gedruckt — das ist alles!

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts schien die Assimilation Aragons an Kastilien auf allen Gebieten vollendet zu sein. Gerade im Gebiete des ehemaligen Königreichs Aragon wehrte man sich am heldenmütigsten gegen den korsischen Eroberer; wer kennt nicht die berühmte Verteidigung Geronas und Saragossas? Und nun das Interessante: wenige Jahre später setzt die katalanische Renaissance ein. Man gedenkt wieder öffentlich der mittelalterlichen Größe des engeren Vaterlandes. Die alte Sprache und Literatur erwachen zu neuem Leben unter der Einwirkung der deutschen Romantik. Es ist in Deutschland kaum bekannt, welch gewaltigen Einfluß ein Früh- und ein Spätromantiker: Friedrich Schlegel und E. Th. A. Hoffmann, auf die junge katalanische Bewegung ausgeübt haben. So schnell, wie manche es wünschten, vollzog sich die Entwicklung freilich nicht. Milá y Fontanals und Rubió y Ors standen längere Zeit allein. Und noch um die Mitte des Jahrhunderts meinte der Dichter Milá: der Dichter müsse in der Volkssprache dichten; aber philosophische und sonst wissenschaftliche Gedankenreihen dürfe man nicht in einen „Lokal-

Digitized by Google

dialekt" einzwängen! Erst später schrieb er nur in katalanischer Sprache, und er hat hierin begeisterte Nachahmer gefunden. Im Interesse der Verbreitung der Wissenschaft darf man das bedauern.

Die Liebe zur alten katalanischen Literatur äußerte sich in der Neuherausgabe zahlreicher Dichter und Prosaisten; mehrere Hundert allein in den letzten 50 Jahren. Viele poetische Neuschöpfungen folgten. Am bekanntesten wurde die auch ins Deutsche übertragene Dichtung „Atlantis" Jacinto Verdaguers, über die ein enthusiastischer Kritiker die Prophezeiung wagte, daß man allerorten eines Tages die katalanische Sprache erlernen werde, um Verdaguer zu lesen, wie man jetzt griechisch lerne, um Homer zu verstehen. Dramen und Romane erschienen; letztere, den verschiedenen Richtungen folgend, teilweise von originaler Kraft, aber nur auf einen beschränkten Leserkreis wirkend, soweit sie nicht in eine Weltsprache übersetzt sind. Die Popularität, deren sich das Katalanische im Volke erfreute, führte dann zur Erneuerung des alten „gay saber", der „fröhlichen Wissenschaft" des Mittelalters in den Blumenspielen der Stadt Barcelona, denen auf deutschem Boden die Stadt Köln gefolgt ist. Eine stattliche Reihe von literarischen Zeitschriften in der Muttersprache entstanden und verschwanden zum Teil wieder. Wirklich Bedeutendes wurde im literarischen Essay geleistet; manche Schöpfungen dürfen getrost den letzten Arbeiten bewunderter französischer Kritiker zur Seite gestellt werden.

Unzweifelhaft trägt die katalanische Renaissance einen stark gelehrtliterarischen Charakter; mehr als die genialproduktive dichterische Richtung ist bei ihr die streng wissenschaftliche hervorgetreten: Jenes energische Streben, die Schätze der Vergangenheit, die das Land dank einem gütigen Geschick so reich wie kein Land der Welt bewahrt hat, der Wissenschaft dienstbar zu machen, die Geschichte der alten Kultur auf breitester Grundlage zu bieten. Dafür ist einer der Mittelpunkte das reichste Archiv des Mittelalters, das Kronarchiv in Barcelona.

Seit nunmehr 10 Jahren ist als Brennpunkt geistigen Schaffens das glänzend ausgestattete „Institut für katalanische Studien" geschaffen worden: Geschichte, Kunst, Literatur und Rechtswissenschaft sollte es pflegen, eine Nationalbibliothek schaffen, Ausgrabungen veranstalten, geistige Schätze überall beheben. Mit heller Entdeckerfreude wird über die Ergebnisse in den „Memorias" berichtet. Ein Dutzend sehr starker Bände ernstester wissenschaftlicher Arbeit liegen bereits vor: aus ihnen kann die gesamte westeuropäische Forschung befruchtet werden: vor allem die Kunstgeschichte. Neue römische, altchristliche, mohammedanische Einflüsse sind bereits bloßgelegt. Man arbeitet mit

Digitized by Google

südlichem Feuereifer; wer die rasch aufflackernde und so zu Opfern bereite Begeisterung des Südens kennt, aber auch weiß, wie rasch *alles* abflaut, wird dem unermüdlichen Vorwärtsdrängen der Leitung nur recht geben.

Vielleicht hat auch ein leiser politischer Antagonismus gegen Kastilien bei diesen Schöpfungen mitgewirkt. Aber sie haben, falls das richtig sein sollte, im Grunde etwas anderes, erfreuliches bewirkt. Bekundete das katalanische Institut, selbst in seiner friedlichen Tätigkeit, doch durch sein Entstehen den Riß, der in Spanien durch alle öffentlichen, selbst wissenschaftlichen Arbeiten geht, so zeigt die unzweifelhaft indirekt durch das katalanische Institut hervorgerufene Gründung einer spanischen Schule für Geschichte und Kunst in Rom zum ersten Male öffentlich das Zusammenwirken kastilianischer und katalonischer Kreise für eine große gemeinsame Sache. Möge das eine gute Vorbedeutung für die kommende Friedenszeit sein, wo dem ganzen großen spanischen Staate für die Verwirklichung seiner gewaltigen neuen Kulturaufgaben die innere Einheit bitter nottut.

Zwei Urteile.

(München-Augsburger Abendzeitung, 17. April 1917, Vorabendblatt.)

Ungehöriges Verhalten. (Schöffengericht München.) Bei dem Kohlenhändler Johann Miethamer wollte sich eine Kriegersfrau im Februar einen Viertelzentner Kohlen holen. Der Geschäftsinhaber wog den 4 Pfund schweren Kübel mit, so daß die Frau um so viel weniger Kohlen erhielt. Als sie sich darüber beschwerte, schütteten die Eheleute Miethamer die Kohlen wieder weg und erklärten der Frau, sie bekomme überhaupt keine Kohlen, sie solle machen, daß sie weiter komme. Auch das wiederholte Bitten und der Hinweis, daß sie einen Säugling zu Hause habe, veranlaßten die Eheleute Miethamer nicht, dem Wunsche der Frau zu willfahren, der Geschäftsinhaber drang vielmehr sogar mit erhobener Schaufel auf die Frau ein. Wegen Verweigerung der Kohlenabgabe wurde Miethamer zu 20 M. Geldstrafe verurteilt.

Hinterziehung der Zigarettensteuer. (Schöffengericht München.) Der zurzeit in einem Gefangenenlager internierte ledige Kaufmann Sigmund Kollmus, ein russischer Staatsangehöriger, setzte sich im November vorigen Jahres mit seiner Schwester, die in München in der Lindwurmstraße ein Zigarettengeschäft betreibt, in Verbindung, ließ sich größere Posten Zigaretten senden und brachte etwa 15 000 Stück Zigaretten unversteuert in den Verkehr. Auf erfolgte Anzeige wurde gegen ihn Anklage wegen Steuerhinterziehung erhoben. In der Verhandlung bestritt Kollmus eine so hohe Anzahl von Zigaretten in den Verkehr gebracht zu haben, es habe sich um eine weitaus geringere Zahl gehandelt, die lediglich als Liebesgaben in Frage kamen. Das Schöffengericht verurteilte den Angeklagten zu insgesamt 690 Mark Geldstrafe oder 69 Tage Gefängnis.

Digitized by Google

Die Naturwissenschaften.

Seit etwa 1900, also kurz nach Verlust der letzten amerikanisch-ostasiatischen Kolonien, läßt sich auf fast allen Zweigen der Naturwissenschaften ein zunächst langsamer, seit 1910 etwas stärker einsetzender Aufschwung feststellen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen haben bis 1900 fast ausnahmslos Gelehrte, die dem geistlichen Stande angehörten, Tüchtiges geleistet. Auf dem Gebiet der Botanik und Zoologie haben diese ein reiches Rohmaterial aus allen Teilen des Landes zusammengetragen. Beiträge zur Kenntnis der Flora und Fauna zahlreicher Einzellandschaften wie einzelner Tier- und Pflanzengattungen enthalten aus ihrer Feder die naturwissenschaftlichen Zeitschriften, die in Madrid und Barcelona erscheinen. Die geologische Erforschung Spaniens lag seit den 70er Jahren in den Händen einer besonderen Behörde in Madrid, die auch gleichzeitig für die wissenschaftliche Aufnahme der Lager nutzbarer Mineralien zu sorgen hatte. Eine geologische Übersichtskarte in 64 Blatt der ganzen Halbinsel und eine umfang- und inhaltreiche Zeitschrift, von der an 50 Bände vorliegen, enthält eine Fülle von Rohmaterial zur Geologie, Mineralogie und Erzlagerstättenkunde des Landes. Die Physik und Chemie kann sich bis 1900 gleicher Leistungen nicht rühmen. Auf diesen Gebieten setzt auch erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts eine Wendung zum Besseren ein. — Die Pflege der Naturwissenschaften auf den Hochschulen lag ganz im argen. Durchmustert man Universitätsprogramme, so staunt man über die Methode, nach der dieser Unterricht erteilt wird. Schematisch wird vielfach in Frage und Antwort der Stoff eingepaukt. Es fehlte an dem notwendigen Anschauungsmaterial; gut eingerichtete Laboratorien mit moderner instrumenteller Ausrüstung waren meist nicht vorhanden. Naturwissenschaftliche Lehrbücher etwa deutscher Herkunft unbekannt. Die Lehrkräfte selbst verfügten in den allerseltensten Fällen nur über eigene, durch praktische Arbeiten erworbene Kenntnisse.

Mit dem Verlust der letzten amerikanisch-asiatischen Kolonien tritt der Umschwung ein. Diese nun einsetzende Periode, die noch während des Krieges in verstärktem Maß anhält wird durch folgendes gekennzeichnet:

1. Neueinrichtung und Ausbau zahlreicher schon bestehender Vereine und Institute. Vor allem ist hier die Junta para la ampliación de Estudios zu nennen. Bereitstellung von Mitteln zur Herausgabe neuer Zeitschriftenserien usw. (vergleiche mein Verzeichnis).

2. In steigendem Maße gehen spanische Naturwissenschaftler ins Ausland, vor allem nach Frankreich, um neue Arbeitsmethoden kennen zu lernen. In den Publikationen der letzten Jahre machen sich diese Anregungen bemerkbar.

3. Man beginnt seit etwa 1909 mit der systematischen naturwissenschaftlichen Erforschung der spanischen Kolonien in Afrika. Tüchtige Arbeiten liegen aus den letzten Jahren schon vor.

Unter den spanischen naturwissenschaftlichen Instituten und Vereinen verdienen an erster Stelle genannt zu werden: das „Museo de Ciencias Naturales", Madrid; die dortige „Sociedad Española de Historia Natural", die „R. Academia de Ciencias y Artes" in Barcelona.

Dringend reformbedürftig ist das Studium der Naturwissenschaften an den spanischen Universitäten! Doch ist das ein heikles Gebiet und hängt mit der ganzen Reform des spanischen Volks- und Mittelschulwesens zusammen. Für mich unterliegt es gar keinem Zweifel, daß angesichts der wahrhaft erstaunlichen Fortschritte in allen naturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen auch das Universitäts-Studium eine durchgreifende Änderung erfahren wird.

Die glänzende Finanzlage und der wirtschaftliche Aufschwung des Landes werden es instand setzen, auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften mit großem Erfolg weiterzuarbeiten.

Otto Quelle.

Digitized by Google

Spaniens Wirtschaftsleben und seine Beeinflussung durch den Weltkrieg.

Von Privatdozent Dr. O. Quelle, z. Zt. in Königsberg.

In allen Zeiten sind Landwirtschaft und Bergbau die Grundpfeiler des Wirtschaftslebens Spaniens gewesen. Die Industrie hat sich trotz reicher natürlicher Hilfsquellen erst in neuerer Zeit, vor allem seit Ausbruch des Krieges stärker entwickeln können, sodaß infolge einer ganz ungewöhnlichen Steigerung der Ausfuhr von Fabrikaten die bis 1914 mit über 100 Millionen Pesetas passive Handelsbilanz seit 1915 stark aktiv geworden ist.

Die spanische Landwirtschaft wird gekennzeichnet durch eine erstaunliche Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse, in Bezug auf welche sich kein anderes Land in Europa mit Spanien messen kann. Wenn aber, trotzdem die großen klimatischen Unterschiede den Anbau von mitteleuropäischen, subtropischen und selbst tropischen Kulturpflanzen gestatten, die Landwirtschaft in vielen Teilen des Landes arg darniederliegt, sodaß alljährlich noch große Mengen Lebensmittel eingeführt werden müssen, so tragen hieran neben der niedrigen Volksbildung die mangelhaften Verkehrswege, die zunehmende Abwanderung der ländlichen Bevölkerung und die übergroße Ausdehnung des Großgrundbesitzes Schuld.

Über die Hälfte der Bodenfläche des Landes ist unproduktiver Boden, und von der landwirtschaftlichen Zwecken dienenden Fläche entfällt der größte Teil auf den Anbau von Zerealien. Als Brotfrucht steht hier der Weizen an erster Stelle mit den Hauptanbaugebieten in Alt- und Neukastilien, Aragonien und Niederandalusien; geringere Anbauflächen haben Gerste, Roggen, Hafer und Mais. Wie in allen Ländern extensiver Kultur sind aber auch in Spanien die Ernteerträge großen Schwankungen unterworfen; Spanien ist daher sehr häufig gezwungen, beträchtliche Mengen Getreide und Mehl aus dem Auslande zu beziehen. Wie der Getreideanbau vorwiegend auf unbewässertem Land erfolgt, so auch der Anbau der Hülsenfrüchte, von denen vor allem Bohnen und Erbsen (Garbanzos) für die Volksernährung von Bedeutung sind.

Der Weinstock erfreut sich einer ausgedehnten Kultur (1.2 Mill. ha) und liefert im Jeres- und Malagawein einen wichtigen Ausfuhrartikel; die Weine der Mancha, von Rioja und anderen Landesteilen, dienen zumeist dem heimischen Verbrauch; frische Weintrauben liefert in Menge das südliche Almeria, Rosinen zum Export Malaga und Alicante. Die trockeneren Landstriche Mittel- und Südspaniens, hier

Digitized by Google

hier vor allem des andalusischen Tieflandes sind die Hauptanbaugebiete des Ölbaumes, deren Produkte, die Olive und das Öl in neuerer Zeit in steigendem Umfang zum Versand gelangen.

Wirtschaftlich von größter Bedeutung ist der Anbau von Früchten aller Art, besonders der Agrumen, die im Ausfuhrhandel mit die erste Stelle einnehmen. Valencia, Alicante, Murcia und Almeria bieten mit ihrem warmen Klima und ihrer intensiven Bewässerung die günstigsten Bedingungen für die Kultur der Südfrüchte, deren Wert im Durchschnitt der letzten Jahre auf über eine Viertel Milliarde Pesetas geschätzt wird. Orangen, Mandeln, Feigen und Johannisbrot sind die wichtigsten landwirtschaftlichen Ausfuhrartikel der südöstlichen und südlichen Provinzen. Der durch mitteleuropäisches Klima ausgezeichnete Norden, die Landschaften Galizien, Asturien und die Baskischen Provinzen liefern Äpfel, Apfelwein, Kastanien und Haselnüsse. Fast ausschließlich dem Gebiet der bewässerten Vegas oder Huertas gehört der Anbau von Gemüsen aller Art und von Knollen- und Wurzelpflanzen; eine nennenswerte Ausfuhr dieser Erzeugnisse findet jedoch nicht statt.

Unter den Industriepflanzen stehen der Bedeutung nach die Zuckerrübe und das Zuckerrohr (letzteres nur an der warmen Südküste angebaut) obenan; fast die gesamte erzeugte Zuckermenge wird im Lande selbst verbraucht. Von anderen Industriepflanzen sind nur noch der Safrananbau (Provinz Albacete, Teruel) und der Anbau des Pfeffers in den bewässerten Landstrichen der Mittelmeerprovinzen zu nennen.

Das Forstwesen ist in Spanien noch wenig entwickelt, und erst seit etwa 10 Jahren ist man in Spanien bemüht, durch systematische Aufforstungen den stark gelichteten und die höher gelegenen Teile der Randgebirge zurückgedrängten Waldbestand wieder zu ergänzen, um das Land von der starken Holzzufuhr unabhängiger zu machen. Die Korkeichenwälder der Provinzen Huelva und Gerona liefern in Korkplatten, Korkwürfeln usw. einen wichtigen Ausfuhrartikel von 45 bis 50 Millionen Pesetas im Jahr. Weitere wichtige Ausfuhrgegenstände der spanischen Forstwirtschaft sind das Terpentin und vor allem das Espartogras aus dem Südosten des Landes.

In Bezug auf die Viehzucht lassen sich in Spanien zwei Gebiete unterscheiden: der Norden mit seinen grünen Wiesen und winterlichen Heuvorräten begünstigt in hohem Grade die Viehzucht, namentlich die Rinderzucht, die zur Erzielung von Fleisch, Butter und Käse in mitteleuropäischer Weise getrieben. Im übrigen Mittel- und Südspanien sind Schafe, Ziegen, Maultiere und Pferde die wichtigsten Haustiere. Während des Weltkrieges konnte die Ausfuhr in Viehzuchterzeugnissen,

Digitized by Google

die vorher einen relativ bescheidenen Umfang hatte, ganz erheblich gesteigert werden; so stieg die Ausfuhr von lebendem Vieh von 6 Mill. Pesetas (1914) auf 11 Mill. Pesetas (1916) und die Ausfuhr von rohen und bearbeiteten Häuten und Fellen von 16.1 Mill. Pesetas (1914) auf 38.3 Millionen (1916).

Trotz seiner überaus fischreichen Küsten, an denen etwa 90 000 Menschen der Seefischerei obliegen, vor allem in den Provinzen Galiziens, in Huelva und Cadiz, ist Spanien doch genötigt, alljährlich ganz bedeutende Mengen Fische vom Ausland zu beziehen, da Fische ein Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bilden. Zur Ausfuhr kommen fast allein Sardinen; die Einfuhr vom Stockfisch hatte 1914 einen Wert von 37 Millionen Pesetas, ging aber während des Krieges auf 26 Millionen (1916) zurück.

Seit sehr alter Zeit ist Spanien das klassische Land des Bergbaues, der sich besonders im 19. Jahrhundert in solchem Maße entwickelt hat, daß das Land zeitweise mit gewissen Mineralprodukten wie Blei, Silber, Kupfer und Quecksilber an der Spitze der Weltproduktion stand. Der Gesamtwert der Erzeugnisse des Bergbaues und Hüttenwesens belief sich im Durchschnitt der Jahre 1911/1915 auf 538.7 Millionen Pesetas; davon entfallen auf die Bergbauproduktion 240.7, auf die Hüttenproduktion 298 Millionen Pesetas.

Dem Werte nach entfällt von der Bergbauproduktion der Hauptanteil auf die Steinkohlen; hier liefert das wichtige Kohlenbecken von Asturien, das auch auf die Provinzen Leon und Palenica übergreift, mehr als 50 Prozent der Jahresförderung; kleinere Kohlenbecken liegen in den Provinzen Cordoba und Ciudad Real. Braunkohlen liefern Guipuzcoa, die Balearen, die Provinz Barcelona und Teruel. Da die Eigenproduktion den steigenden Inlandbedarf nicht zu decken vermag, so muß Spanien alljährlich große Mengen von Steinkohlen und Koks vom Ausland, besonders von England beziehen. Die Kohlen- und Kokseinfuhr, die 1914 noch einen Wert von 78.1 Mill. Pesetas hatte, ging infolge des andauernden Schiffsraummangels auf 57.1 Mill. Pesetas 1916 zurück.

Sehr bedeutend ist die Kupfer- und Bleierzförderung. Kupfer liefern im Süden die Provinz Huelva (Rio Tinto), Blei vor allem die Provinz Jaën, wo die Gegend von Linares seit alter Zeit die bedeutendsten Bleierzgruben besitzt. Die berühmten Quecksilbergruben von Almadén, die von 1564 bis 1907 für etwa 850 Mill. Mark Quecksilber lieferten, decken auch heute noch ein Viertel der Gesamtproduktion von Quecksilber auf der Erde. Der Menge nach steht die Förderung von

Digitized by Google

Eisenerzen an erster Stelle. 1914 lieferten die Eisenerzgruben der Provinzen Vizcaya, Santander, Almeria und Murcia, die die bedeutendsten Eisenerzlager enthalten, 9.8 Mill. Tonnen Eisenerze. Etwa 90 Prozent der geförderten Eisenerze kommen zum Versand, in erster Linie nach England. Da die meisten Erzlager in der Nähe der Küste liegen und infolgedessen die Transportkosten bis zum nächsten Hafen gering sind, so ist die Ausfuhr in den letzten Jahren andauernd im Steigen begriffen. Förderung und Ausfuhr von Eisenerzen haben naturgemäß infolge der Transportschwierigkeiten während des Krieges einen bedeutenden Rückgang erfahren. Von geringerer Bedeutung ist die Förderung von Zink- und Manganerzen, Schwefel und Steinsalz.

An die Gewinnung von Eisenerzen hat sich in den Provinzen Vizcaya (Bilbao) und Santander eine bedeutende Hüttenindustrie entwickelt, die vor allem Gußeisen und Stahl in steigendem Umfang erzeugt. Blei- und Zinkhütten liegen in den Provinzen Almeria und Murcia, Kokereien in den oben genannten Kohlengebieten. Der gesteigerte Bedarf an Eisen und Stahl in den feindlichen Staaten, in erster Linie in Frankreich, hatte zur Folge, daß die spanischen Eisenhütten und Stahlwerke in der Kriegszeit vollauf beschäftigt waren.

Trotz reicher natürlicher Hilfsquellen ist die spanische Industrie erst seit etwa 10—15 Jahren in steigendem Aufschwung begriffen, und der gewaltige Geldzufluß nach Spanien während des Krieges und die überaus starke Anspannung der Industrie der letzten beiden Jahre dürften auch noch für einige Zeit anhalten. In Spanien lassen sich im wesentlichen zwei große Industriebezirke unterscheiden: das catalanisch-valencianische und das baskisch-asturische. Kleinere Industriegebiete sind die von Malaga, Almeria-Murcia und Sevilla-Cordoba.

Die wichtigste und älteste unter den spanischen Industrien ist die Textilindustrie, die in Catalonien, und hier wieder in der Provinz Barcelona ihren Hauptsitz hat. Fast ausschließlich einheimischen Rohstoff verarbeitet die Wollindustrie; die meisten Wollwebereien und -spinnereien zählt die Provinz Barcelona, wo Barcelona, Sabadell, Mataro, Manresa und Tarrassa die größten Wollspinnereien besitzen. Die Baumwollindustrie verarbeitet mit 2.1 Millionen Spindeln, von denen 2 Millionen auf die Provinz Barcelona kommen, ausschließlich ausländische Rohstoffe, die im Werte von 153.1 Mill. Pesetas im Jahre 1916, und zwar von den Vereinigten Staaten, Ägypten und aus Indien bezogen werden. War noch 1909 das Hauptabsatzgebiet der spanischen Baumwollerzeugnisse im Werte von 69 Mill. Pesetas das Inland, so konnte die Ausfuhr fertiger Baumwollwaren von 41.9

Digitized by Google

Mill. Pesetas im Jahre 1914 auf 102.9 Millionen 1916 gesteigert werden! Die Seidenindustrie Barcelonas und Valencias hat keine größere wirtschaftliche Bedeutung; die sonst nur für den heimischen Bedarf arbeitenden Leinewebereien Cataloniens waren während des Krieges reichlich mit Aufträgen für das Ausland versehen.

Soweit sie sich auf die Erzeugung von Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl beschränkt, sind die baskischen Provinzen und Asturien die Hauptsitze der Metallindustrie, die seit mehreren Jahren auch bereits für den Export arbeiten. Größere Bedeutung hat in der Neuzeit hier vor allem die Herstellung von Feuerwaffen erlangt, deren Ausfuhr von 1914 bis 1916 sich mehr als versechsfacht hat. Der Maschinenbau hat seine Hauptsitze in Barcelona, Madrid, Bilbao, Sevilla; Schiffswerften hat außer Coruna auch Barcelona, Bilbao und Cadiz. Alle anderen spanischen Industrien bleiben an Bedeutung weit hinter den Textil- und Metallindustrien zurück und arbeiten auch nur in bescheidenem Umfang für den Export. Die Korkwälder Geronas und Huelvas begünstigen die hochentwickelte Korkindustrie, während andere Zweige der Holzindustrie wegen des Mangels an Rohstoffen darniederliegen. Die Lederindustrie liefert nur in Schuhen von den Balearischen Inseln einen nennenswerten Ausfuhrartikel. Die Papierindustrie nützt in steigendem Umfang die reichen Wasserkräfte der baskischen Provinzen und Cataloniens aus, doch findet nur in Zigarettenpapier eine größere Ausfuhr statt. Von den Industriezweigen, die auf landwirtschaftlicher Grundlage beruhen, sind außer den Zuckerfabriken, die seit 1900 in größerer Zahl entstanden sind, noch die zahlreichen für den Lokalkonsum arbeitenden Brennereien, die Ölmühlen Andalusiens, Valencias und Kataloniens, die Fischkonservenfabriken in den Küstenstädten Galiziens und Asturiens und die Herstellung konservierter Früchte in den südöstlichen Provinzen zu nennen. Die keramischen Industrien (Glasindustrie, Töpferei) arbeiten überall fast nur für den örtlichen Bedarf. Infolge der durch den Krieg hervorgerufenen Absperrung und Erschwerung der Zufuhr hat die chemische Industrie in den beiden letzten Jahren einen lebhaften Aufschwung genommen und sucht sich in den reichen Wasserkräften der nördlichen Provinzen eine billige Kraftquelle zu verschaffen.

Der Verkehr hat in Spanien mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die großen Flüsse sind für den Binnenverkehr völlig wertlos, da sie wegen der sommerlichen Regenlosigkeit zu wenig Wasser führen, außerdem ein zu starkes Gefälle aufweisen. Die großen Eisenbahnlinien, die von den Küsten auf das innere Hochland hinauf-

Digitized by Google

führen, haben bei Überschreitung der hohen Ketten der Randgebirge große Terrainschwierigkeiten zu überwinden; zahlreiche großartige Brückenbauten und viele Tunnels sind daher für sie charakteristisch. In den südlichen Provinzen legen die starken Herbstregen den Bahnverkehr oft für viele Tage still. Infolge der hohen Baukosten, namentlich in den Randlandschaften, sind alle Bahnen nur eingleisig gebaut und der Anschluß an das französische Bahnnetz wird durch die größere Spurweite der spanischen Bahnen stark beeinträchtigt. Das ausschließlich in den Händen von Privatgesellschaften befindliche Eisenbahnnetz hatte 1903 eine Länge von 14 148 km, 1914 eine solche von 15 100 km; der Ausbau des recht weitmaschigen Bahnnetzes hat also in den letzten 10 Jahren mit der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung nicht Schritt gehalten. Daher sind auch während der drei Kriegsjahre, in denen die Industrie stark angespannt war und die Küstenschiffahrt mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, fortwährende Verkehrsstörungen eingetreten.

Da nur an zwei Stellen Spanien mit Frankreich durch Bahnlinien verbunden ist, so muß der größte Teil der Einfuhr nach Spanien und der Ausfuhr von Spanien auf dem Seewege erfolgen. Gleichwohl ist die spanische Handelsflotte nicht in der Lage, allein diese Ein- und Ausfuhr zur See bewältigen. Mit einem Tonnengehalt von rund 900 000 Registertonnen gehört die spanische Handelsflotte zu den kleineren europäischen Handelsmarinen. Ihre 217 Segler und 640 Dampfer sind hauptsächlich in Barcelona, Bilbao, Cadiz, Sevilla und Valencia beheimatet und sie allein besorgen den Küstenverkehr; für den Überseedienst kommen nur wenige Linien in Betracht.

Einschneidender als alle Subventionspolitik hat der Weltkrieg die Entwicklung der spanischen Handelsflotte gefördert. Sie ist jetzt in raschem Aufschwung begriffen, hat den erstrebten überwiegenden Anteil an der heimischen Ein- und Ausfuhr erlangt und schickt sich an, ihren Unternehmungsgeist in neuen wichtigen Überseeverbindungen zu bekunden. Der Kapitalzustrom während des Krieges hat zur Anlage neuer Werften geführt, auf denen zurzeit etwa 90 000 Registertonnen im Bau sind! Mit Bestimmtheit kann man voraussagen, daß die während des Krieges gewachsene und durch außergewöhnlich beträchtliche Gewinne erstarkte spanische Reederei im Seeverkehr nach dem Kriege eine erheblich größere Rolle als früher spielen wird.

Die Entwickelung des spanischen Gesamthandels seit 1910 in Ein- und Ausfuhr und den gewaltigen Einfluß des Krieges läßt die folgende Übersicht erkennen:

Digitized by Google

Einfuhr in Pesetas

	Rohstoffe und Vieh	Fabrikate	Nahrungsmittel	Zusammen
1910	485 682 546	325 758 870	179 010 171	990 460 567
1911	494 789 030	320 905 222	175 995 258	991 689 510
1912	498 944 960	375 590 054	169 821 873	1044 356 887
1913	551 040 762	483 472 327	271 537 650	1306 050 839
1914	457 089 766	310 180 677	251 851 757	1019 122 200
1915	539 837 817	208 340 834	222 141 848	970 320 489
1916	436 400 000	280 000 000	196 900 000	913 500 000

Die Gesamteinfuhr, die bis 1913 in gleichmäßigem Ansteigen begriffen war, hat durch den Kriegsausbruch 1914 eine starke Unterbrechung erfahren, die auf die stark verminderte Einfuhr von Rohstoffen und Fabrikaten zurückzuführen ist. Die überaus starke Inanspruchnahme der Handelsmarine anderer Länder durch die feindlichen Staaten, der durch die ständigen Schiffsverluste hervorgerufene Schiffsraummangel und nicht zuletzt die stark behinderte bezw. völlig unmöglich gewordene Zufuhr von Industrieerzeugnissen aus allen Ländern Europas bewirkten allein bei der Einfuhr von Fabrikaten einen Rückgang um über 100 Prozent (1913 bis 1915). Die Folgen dieser verminderten Zufuhren machten sich im spanischen Wirtschaftsleben einschneidend bemerkbar. Die geringere Zufuhr von Kohlen, die durch eine gesteigerte Eigenproduktion nicht ausgeglichen werden konnte, zwang viele industrielle Betriebe zur Einstellung ihrer Tätigkeit. Die Preise für Lebensmittel und Industrieerzeugnisse stiegen dauernd. Vielfach versuchte die spanische Industrie auch, durch Vergrößerung und Neueinrichtung von Fabriken sich für die Zukunft von der Einfuhr aus dem Ausland unabhängig zu machen.

Ein ganz anderes Bild zeigt die Ausfuhr aus Spanien:

Ausfuhr in Pesetas

	Rohstoffe und Vieh	Fabrikate	Nahrungsmittel	Zusammen
1910	351 805 094	229 256 916	366 553 220	947 615 230
1911	334 526 330	233 742 059	393 700 921	961 969 310
1912	350 517 676	261 858 118	431 635 166	1044 010 960
1913	352 048 152	251 313 541	454 272 178	1057 633 871
1914	263 751 576	253 278 457	358 298 534	875 328 667
1915	237 057 659	608 891 656	402 291 496	1248 240 811
1916	270 100 000	565 200 000	532 600 000	1368 000 000

Die Gesamtausfuhr ist also 1915 wieder stark gestiegen, sodaß in diesem und dem folgenden Jahre Spanien wieder eine stark aktive Handelsbilanz zu verzeichnen hatte. Die Ausfuhr von Rohstoffen weist bis 1913 eine Zunahme und dann eine starke Abnahme auf; diese ist darauf zurückzuführen, daß vor allem die Ausfuhr von

Digitized by Google

Erzen aller Art, die sonst den Hauptteil der Rohstoffausfuhr ausmachen, eine wesentliche Verminderung erfuhr. Die stärkere Ausfuhr von Nahrungsmitteln 1916 ist auf die gesteigerte Ausfuhr von Weinen aller Art, Olivenöl, Reis usw. zurückzuführen. Die Ausfuhr von Fabrikaten nahm stets im spanischen Außenhandel die letzte Stelle ein; der geradezu beispiellose Aufschwung in der Ausfuhr seit 1915 läßt deutlich erkennen, in welch hohem Maße Spaniens Wirtschaftsleben vom Kriege Vorteil gezogen hat, ist doch aber zugleich auch ein Beweis für die überaus rasche Anpassung der spanischen Industrie an die hohen an sie gestellten Anforderungen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Spanien von den wenigen noch neutralen Ländern Europas dasjenige Land ist, dessen Wirtschaftsleben noch am günstigsten durch den Krieg beeinflußt ist. Das zeigt sich vor allem auch in der glänzenden Finanzlage. Niemals seit mehr als einem Jahrhundert hatte die spanische Valuta einen so günstigen Stand wie 1916. Die durch die gewaltig gesteigerte Ausfuhr bei gleichzeitig geringerer Einfuhr bewirkte Verschiebung der Zahlungsbilanz hat während des Krieges reiche Goldsendungen nach Spanien geführt. Der Goldschatz der Bank von Spanien, der am 24. Juli 1914 nur 543 Millionen Pesetas betrug, stieg bis zum 1. April 1917 auf 1357 Millionen Pesetas. Eine Anfang 1917 im Betrag von 1 Milliarde Pesetas ausgeschriebene Anleihe wurde 22 mal überzeichnet! Daß das Land, wie ein spanischer Parlamentarier sagte, wirklich „im Gold schwimmt", darauf weist auch die hohe Zahl industrieller Neugründungen 1916 hin. Nicht weniger als 217 neue Aktiengesellschaften entstanden mit einem Kapital von 220 Millionen Pesetas; am bemerkenswertesten aber ist die Tatsache, daß bei allen diesen Neugründungen ausländisches Kapital völlig fehlt.

Am besten aber kennzeichnet den gesamten wirtschaftlichen Aufschwung Spaniens seit Anfang dieses Jahrhunderts die Tatsache, daß in dem Zeitraum von 1901 bis 1915 die Gesamtsumme der in den spanischen Sparkassen und Banken deponierten Gelder sich von 234.7 Millionen auf 630.4 Millionen Pesetas vermehrt hat.

Trotz dieses gestiegenen Wohlstandes und trotz des überall deutlich in die Augen springenden wirtschaftlichen Aufschwunges fehlt es im spanischen Wirtschaftsleben auch nicht an den Schattenseiten.

Da ist als eine der wenigsten erfreulichen Seiten des Wirtschaftslebens die beängstigend angeschwollene Auswanderung zu nennen. Am Ende des 19. Jahrhunderts sich noch in bescheidenen Grenzen haltend, betrug die Auswanderung 1901 erst 56 900 Personen; 1905

Digitized by Google

aber stieg sie schon auf 126 067 und erreichte 1910 mit fast 200 000 ihren höchsten Stand. Insgesamt verließen Spanien von 1882—1912 nicht weniger als 2.8 Millionen Menschen! Ein für das dünn bevölkerte Land, in dem kaum 40 Menschen auf 1 Quadratkilometer wohnen, erschreckend hohe Zahl. Hauptauswanderungsgebiete sind in erster Linie die vier galizischen Provinzen und die Provinz Almeria. Weitaus der größte Teil der Auswanderer gehört den landwirtschaftlichen Berufsgruppen an. In den galizischen Provinzen ist die Ursache der Auswanderung in einer beispiellosen Bodenzersplitterung und gleichzeitiger hoher Volksdichte zu suchen; in der Provinz Almeria kommen neben klimatischen Ursachen (lange Trockenheit) auch die Betriebsformen der Landwirtschaft als Grund zur Auswanderung in Betracht.

Das Ziel der spanischen Auswanderer ist, sieht man von der zur Weinlese aus Südspanien nach Nordafrika hinübergehenden Saisonauswanderung ab, in erster Linie das lateinische Amerika. Hier sind Argentinien und Cuba die beiden Republiken, die den größten Teil der spanischen Auswanderer aufnehmen. Die galizischen Auswanderer gehen vor allem nach Cuba, wo sie in den Monaten der Zuckerrohrernte hohe Arbeitslöhne erhalten.

Diese starke spanische Auswanderung hat andererseits aber auch wieder befruchtend auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes eingewirkt. Sieht man von den großen Summen Geldes ab, die alljährlich nach Spanien von den Auswanderern zurückgeschickt werden, sieht man weiter von dem großen Einfluß ab, den die vielen wieder heimkehrenden Auswanderer auf die Neugestaltung der sozialen Verhältnisse im Mutterland ausgeübt haben und noch ausüben, so hat vor allem die Auswanderung den spanischen Handel mit den Hauptauswanderungsländern wesentlich gefördert und zur Steigerung der spanischen Ausfuhr nach Übersee erheblich beigetragen. So stieg z. B. die Auswanderung nach Argentinien von 1901 mit 11 558 Personen auf 95 000 im Jahre 1911, und in der gleichen Zeit stieg die Ausfuhr nach Argentinien von 12.9 Millionen auf 68.7 Millionen Pesetas. Auch die Ausfuhr nach Cuba stieg in der gleichen Zeit um etwa 11 Millionen Pesetas, während die Auswanderung von 16 000 auf 31 700 Personen anwuchs. Die gleiche Feststellung läßt sich auch bei den übrigen Auswanderungsländern machen.

Überblickt man die Entwickelung des spanischen Wirtschaftslebens seit dem spanisch-amerikanischen Kriege vom Jahre 1898, so erkennt man deutlich, wie in unermüdlicher Arbeit alle Zweige des Wirtschaftslebens in aufsteigender Entwickelung begriffen waren. Lieferte das Land für den Welthandel zwar überwiegend Nahrungsmittel

Digitized by Google

und Rohstoffe, so fing es doch auch schon langsam an, eine nationale Industrie zu schaffen und auch für seine Industrieerzeugnisse lohnende Absatzmärkte zu erobern. Die größten Schwierigkeiten boten einem systematischen Weiterausbau des Begonnenen immer nur die fehlenden Geldmittel. — Da brach der Weltkrieg aus. Dank seiner neutralen Haltung und auch dank seiner zu den Kriegsschauplätzen exzentrischen Lage konnte Spanien in seinem Wirtschaftsleben eine Art Vermittlerrolle zwischen den kriegführenden und neutralen Ländern der Erde einnehmen. Sein Handel konnte sich ohne Störung ausdehnen, denn der gewaltige Bedarf an Rohstoffen, Nahrungsmitteln und Kriegsmaterial konnte zu einem erheblichen Teil in Spanien gedeckt werden. Dadurch ergoß sich ein noch nie dagewesener Goldstrom in das Land, der es in den Stand setzte, schon während der Kriegsjahre bedeutende Summen für den Ausbau seiner Fabriken und seiner Verkehrseinrichtungen, der Verbesserung der landwirtschaftlichen wie der sozialen Verhältnisse bereitzustellen. Während also die kriegführenden Länder Europas nach Beendigung des Krieges gewaltige Anstrengungen machen müssen, um das gestörte Wirtschaftsleben wieder neuzuordnen, hat das spanische Wirtschaftsleben durch den Krieg eine feste finanzielle Grundlage erhalten, die es dem Land ermöglichen wird, auch nach Beendigung des Krieges als erfolgreicher Wettbewerber neben anderen Ländern aufzutreten.

Hindenburgsche Maßnahmen im Altertum.

Maßnahmen, wie wir sie bei unserm Rückgang an der Somme aus taktischen Gründen treffen mußten, waren schon im Altertum üblich. Wir lesen bei Cäsar (Gallischer Krieg, Buch 3, Kapitel 29): „Itaque vastatis omnibus eorum agris, vicis aedificiisque incensis Caesar exercitum reduxit", d. h.: „Cäsar verheerte demnach das ganze Land, äscherte Dörfer und Wohnungen ein und ging mit seinem Heere zurück", — und ebendort (Buch 6, Kapitel 23) — bei der Schilderung der Germanen —: „Civitatibus maxima laus est quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere. Hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos cedere neque quemquam prope audere consistere; simul hoc se fore tutiores arbitrantur, repentinae incursionis timore sublato", d. h.: „Der größte Ruhm eines Volkes ist, weit und breit um sich herum Einöden und Wüsteneien zu haben. Sie sehen es als ein ganz besonderer Beweis von Tapferkeit an, wenn ihre verjagten Nachbarn auswandern und niemand es wagt, sich an den Grenzen aufzuhalten. Das betrachten sie zugleich als ein Mittel für ihre Sicherheit, weil man so keine plötzlichen Überfälle zu fürchten hat." Wilh. Friedr. Dennler.

Von Anton Bettelheim

ist soeben (bei Georg Reimer, Berlin) eine neue biographische Arbeit erschienen: Leben und Wirken des Freiherrn Rochus von Liliencron. Das Werk wird in einem späteren Heft besprochen werden. Wir zitieren daraus einstweilen eine Äußerung Liliencrons aus dem Jahre 1849: „Die Theorie des Kriegführens durch Friedensvorschläge scheint wie ein Krankheitsstoff in der Atmosphäre der Wilhelmstraße zu liegen."

Digitized by Google

Deutsche Siedelungen in Andalusien.

Von Dr. Jos. Weiß, Geheimem Hausarchivar in München.

Die Aufschrift wird den meisten Lesern „spanisch" vorkommen. Es ist in der Tat so gut wie in Vergessenheit geraten, daß in den Jahren 1767—69 die nachfolgenden Orte von Deutschen gegründet worden sind: in der Provinz Jaén die Stadt La Carolina und die Dörfer Vistalegre, Navas de Tolosa und Navas de Linares, die Stadt Carboneros und das Dorf La Escoláftica, die Stadt Guarromán und die Dörfer Arellanos, Los Rios, Martin Malo und Rumblar, die Stadt Santa Elena und die Dörfer Mojón Blanco, Miranda del Rey und Magaña, die Stadt Arquillos und das Dorf Porrosillo, die Stadt Aldeaquemada und die Dörfer Martin Pérez, Herradura und Tamojosa, die Stadt Montizón und das Dorf Venta de los Santos, die Stadt Andujar und das Dorf Los Escoriales, die Stadt Linares und die Dörfer Pinos und Tapiadilla; in der Provinz Córdoba die Stadt La Carlota und die Dörfer Baneguellas, Chica Carlota, Las Pinedas, Fuencubierta und Garabato, die Stadt Fuente Palmera und die Dörfer La Ventilla, Peñalosa, La Herrería, Ochavillo del Rio, Villalón, Sillilos und Fuentecarreteros, die Stadt San Sebastián de los Ballesteros; in der Provinz Sevilla die Stadt La Luisiana und die Dörfer El Campillo, Los Motillos und Cañadarrosal.

Die 45 Ansiedelungen in einem Landstrich, der einst als „die Schande der spanischen Nation" galt, weisen heute eine zahlreiche Bevölkerung und einen großen Reichtum auf. Die Einwohnerschaft zeigt jetzt noch Typen, die durch „hohen Wuchs, weiße Haut, rötliches Haar und breite, ausgeprägte Gesichtszüge" an deutsche Abkunft erinnern. Auch in manchen Familiennamen wie Anser, Avils (= Abels?), Baiseneguer (= Beißenecker), Cappeller, Clap, Crestermayer (= Klöster- oder Klostermayer?), Eisman, Esneiter (= Schneider), Heweles, Juns (= Jungs), Lux, Ming (= Münch), Nes, Pattermann, Prisman, Reinhart, Scherof (= Schärf?), Smit (= Schmitt), Sorman, Stosler, Teclemayer (= Degelmayer?), Walter, Wasmer, Weiber, Werner, Wilt hat sich ein Rest des Deutschtums erhalten, während die Ortsnamen im Gegensatz zum sonstigen Brauch deutscher Auswanderer nicht an die Heimat anklingen.

In wieweit in den Bewohnern jede Erinnerung an ihre deutsche Herkunft erloschen ist, das kann nur an Ort und Stelle untersucht werden, und es wäre z. B. für einen Philologen eine schöne Aufgabe, während längeren Aufenthaltes dort nachzuforschen, wieviel deutsches

Digitized by Google

Erbgut in Sprache und Sitte unter spanischer Patina verborgen ist. Solche Überreste waren noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkbar, wie uns verschiedene Reisebeschreibungen von damals mitteilen. So traf Moritz Willkomm 1847 einen „steinalten Mann, aus der Gegend von Mannheim gebürtig, der als zarter Knabe nach Spanien gekommen war. Er hatte einen Kramladen etabliert, erinnerte sich noch dunkel seiner Geburtsstätte und besaß auch noch Reminiszenzen seiner Muttersprache. Sein Deutsch bestand aber aus einem so gräßlichen Gemisch von Spanisch und hispanisiertem Schwäbisch, daß ich es vorzog, mit ihm spanisch zu sprechen". Der letzte Überlebende aus der Zeit der Einwanderung, ein Greis von 121 Jahren, Paul Firmenich aus Mayschoß im Ahrtal, starb am 30. September 1852. Er hatte mit Frau und acht Kindern seine deutsche Heimat verlassen, war 22mal Alcalde gewesen und hinterließ 82 Enkel, Urenkel und Ur-Urenkel, von denen 18 seinen Namen trugen. Ihrer Kgl. Hoheit Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern verdankte ich es, daß mir aus den Staatsarchiven von Madrid und Simancas Abschriften von Einwanderer-Listen vermittelt wurden. Auf Grund derselben, sowie ausgedehnter Erhebungen in deutschen Archiven und Pfarrbüchern konnte ich in meiner Schrift „Die deutsche Kolonie an der Sierra Morena und ihr Gründer Johann Kaspar von Thürriegel, ein bayer. Abenteuerer des 18. Jahrhunderts"[1]) in erheblichem Umfange mit Namen feststellen, von welchen Leuten die Siedelungen wenigstens in den Anfängen gebildet wurden. Den Hauptanteil stellten die Länder im Umkreis des Rheines sowie die Schweiz. Unter rund 500 Einwandrern zählte ich etwa 120 aus Elsaß-Lothringen, 104 aus der Rheinpfalz, 87 aus der Rheinprovinz, Hessen usw., 21 aus der Schweiz; dann kommen der Reihe nach Frankreich, Belgien, Baden, Österreich, Bayern, Württemberg. Zumeist waren es Bauern, kleine Leute, verkrachte Existenzen. Einzeln oder truppweise zu 20—40 Personen, mit Kindern und Säuglingen, mit Pferden, Wagen, Karren, Weißzeug und Gerätschaften waren sie ihres Wegs gezogen, von Schlettstadt aus zu Fuß nach Cette in 131 Stunden, dann 4—12 Tage Überfahrt von Cette nach Malaga.

Eine verödete, unwirtliche Landschaft nahm 1767 diese Ankömmlinge auf. Eine Wüstenei von Felsblöcken und wildem Gesträuch, Schlupfwinkel für Raubzeug aus der Tier- und Menschenwelt. Auf steilem

[1]) Köln, Bachem, 1907 (Vereinsschr. der Görresgesellschaft). Paul Langhans hat dazu eine Siedelungskarte veröffentlicht in: Deutsche Erde, 1907, H. 4. — Vergl. auch Leonhard R., Agrarpolitik und Agrarreform in Spanien unter Carl III.; München, Schweitzer, 1909.

Digitized by Google

Kegelberg ein altes Kastell erzählte von dem Siege Alfonsos VIII. von Kastilien bei Las Navas de Tolosa über den Almohadensultan Anasirleddin am 16. Juli 1212, dem Tage, welcher der Maurenherrschaft in Spanien den Todesstoß gab. Südwestlich davon, wo heute La Carolina, die betriebsame Bezirksstadt der Provinz Jaén, sich ausbreitet, lag inmitten wilden Gestrüpps das alte, halb verfallene Karmelitenkloster La Peñuela. Hier hatte vor 176 Jahren Spaniens größter Mystiker San Juan de la Cruz seine tiefsten Bücher geschrieben; von hier wollte er seine Missionsreise nach Mexiko unternehmen.

Um das Kloster herum biwakierte in Feldzelten das von Madrid als Polizeitruppe entsandte Schweizerregiment am Reding. In den Gängen und Räumen des Gebäudes lagerten nun die Hunderte von fremden Einwanderern, Männer, Weiber und Kinder; meist abgezehrte Gestalten, auf deren Stirne Not und Gram, denen sie aus der Heimat entfliehen wollten, sich eingeschrieben hatten. Alle deutschen Mundarten tönten durcheinander. Die spanischen Schreiber, unterstützt von den Reisebegleitern der Leute, etwa einem Dutzend herabgekommener deutscher Offiziere, hatten Mühe, um in die Listen Namen, Heimat, Stand, Alter und Familien einzutragen. Zweibrücken ward ihnen zu Dos Puentes, Saarbrücken zu Salbrick, Würzburg zu Wursbour, Burrweiler zu Puorweiller; ein unverfälscht in den Listen wiedergegebenes Menz (Mainz) und Bermesens (Pirmasens) heimelt uns doppelt an. Wir treffen Leute von Stettin und Bozen, Hildesheim und Solothurn, Trier und Luzern, Schlettstadt und Peterwardein. Unter den heimatmüden Bauern, Taglöhnern, Handwerkern und Bettlern erblicken wir auch einen medico Joseph Alvicete aus Lugano und einen arquitecto Eduardo Erman aus Stralsund.

Und wenn wir nach ungefähr 10 Jahren wieder des Weges kommen, ist die Wüstenei verschwunden, Oliven- und Maubeerpflanzungen breiten sich aus, Weinberge und Getreidefluren, 15 Städte, 26 Dörfer, Tausende von Häusern, 26 Gotteshäuser und mehr als 10 000 Bewohner. Und heute weisen die Ansiedelungen einen Reichtum von fast einer Million Pesetas auf.

Merkwürdig ist der Werdegang dieser Kolonisierung. Man glaubt einen Roman vor sich zu haben. Der am 31. Juli 1722 zu Gossersdorf im bayer. Walde geborene Bauernbub Johann Kaspar Thürriegel wird vom Schicksal in der halben Welt herumgetrieben, ein würdiger Sohn des goldenen Jahrhunderts der Glücksritter und Zeitgenosse eines Neuhof, der sich auf Korsika einen Thron errichtet, eines Benyowszky, der die Königskrone von Madagaskar gewinnt,

Digitized by Google

eines Rainhard, der in Indien sein Fürstentum Sardhana gründet, eines Kalb, der an die Spitze der Truppen Washingtons gestellt wird, eines Luckner, der, anfänglich Thürriegels Waffengefährte, es bis zum Marschall von Frankreich bringt. Nach verschiedenen Irrfahrten und Schiffbrüchen im bayerischen, französischen und preußischen Kriegsdienst landet Thürriegel im Mai 1766 mit Weib und Kind in Madrid, um eine Fabrik für Solinger Klingen zu gründen. Bald tritt der „aventurero proyectista" mit Kolonisationsplänen hervor, die am 2. April 1767, dem Tage der Ausweisung der Jesuiten, zum Abschlusse eines Vertrages führten; Thürriegel verpflichtete sich, binnen Jahresfrist 6000 katholische deutsche oder flämische Bauern und Handwerker zur Gründung einer Kolonie an der Sierra Morena nach Spanien zu verbringen.

Auch im Jahre 1610 hatten zwischen Spanien und Bayern Verhandlungen über die Abgabe von bayerischer Bevölkerung an Spanien geschwebt, und bayerischerseits war man geneigt für die Personen, „so etwa geringer, aber nit malefizischer Verbrechen halber des Landes Bayern verwiesen" werden, die Auswanderung zu gestatten. Damals nämlich hatte in Spanien die Entvölkerung derart zugenommen, daß der Consejo de Castilla an den König Philipp III. mit der ernstlichen Befürchtung herantrat, es bestehe Gefahr, daß der Ruin des Landes herbeigeführt werde. Zu den Hauptursachen zählte man mit Recht die vielen auswärtigen Kriege, die fortdauernde Anziehungskraft der neuen Weltteile und die gewaltsame Vertreibung der Morisken und Juden. Allein erst unter König Ferdinand VI. begann man systematische Vorschläge zur Abhilfe zu machen. Der spanische Gesandte im Haag, Marchese del Puerto, unterbreitete 1749/50 ein Angebot der Firma Ruiter u. Co. in Rotterdam, das die Einführung Tausender von katholischen Ungarn und Deutschen bezweckte. Der Franziskaner La Croix sandte Vorschläge aus Paris; der Graf von Esminiers lenkte die Aufmerksamkeit auf die Kolonisation der Sierra Morena; 1753 schlug Mister Ward aus London die Einwanderung katholischer Irländer und Deutscher vor; verschiedene Projekte 1754 betrafen die Werbung von deutschen und schweizerischen Kolonisten. Bayern befanden sich in großer Zahl in der sogen. wallonischen Garde zu Madrid. Ihr Oberst, Graf Priego, regte 1766 die bayerische Regierung zu einem Vertrag auf Lieferung von jährlich 300 Rekruten an; 1767 entwarf Priego 13 Bedingungen, die in München nicht vorteilhaft befunden wurden, weshalb man von dem Unternehmen abstand.

Die Bestimmungen des Vertrags mit Thürriegel waren in großen

Digitized by Google

Zügen folgende: Von den 6000 Personen soll die Hälfte aus Bauern und nützlichen Handwerkern bestehen; die spanischen Konsuln zu Havre, Marseille oder der Seestadt, von der aus die Kolonisten abfahren, sind zu benachrichtigen, damit sie das katholische Bekenntnis und die deutsche oder flämische Herkunft feststellen; von den 1000 Personen von 40—50 Jahren darf nur ein Drittel über 50 Jahre zählen, ausgenommen die 200 Großväter oder Großmütter, die bis zu 65 Jahre alt sein dürfen; von den 3000 Personen von 16—40 Jahren dürfen die Frauen nicht über 30—35 Jahre alt und muß die Hälfte männlichen Geschlechtes sein; die Landung im Atlantischen Ozean erfolgt zu San Lucar, die im Mittelmeer zu Almeria oder Malaga; allen Kolonisten wird auf 10 Jahre Steuerfreiheit sowie der Genuß aller bürgerlichen Rechte gewährt; bis sie die Landessprache beherrschen, erhalten sie Pfarrer ihrer Muttersprache; wenn Thürriegel vor Erfüllung des Vertrages und, nachdem er 3000 Kolonisten eingeführt hat, stirbt, ist seiner Frau lebenslänglich die Pension einer Oberstenswitwe auszuzahlen und wird der König den Sohn Thürriegels unter seinen besonderen Schutz nehmen.

Wie sich Thürriegel den Vertrag zu verschaffen und ihn zu vollführen wußte mittels Flugschriften, Aufrufen, Karten, Plänen, Agenten und Werbern, offen und geheimnisvoll, trotz Entgegenwirkens und Einschreitens des bayer. Gesandten in Madrid und der landesherrlichen Behörden in der Heimat, wie er dann mit Hilfe der Scharfrichter und Amtsknechte eine Massenauswanderung aus Bayern ins Werk setzen wollte, wie die Besiedelung sich vollzog, welche Männer sich um die Führung stritten (Olavide, Casanova, P. Romuald u. a.), das kann, so dramatisch und reizvoll es auch ist, hier im einzelnen nicht aus meiner Schrift wiederholt werden. „Don Juan Gaspar de Thurriegél, in Sr. Katholischen, dann zu Hispanien und Indien Königl. Majestät bestellter Obrist von der Armee," war also der Unternehmer, der Generalagent für das Einwanderungsgeschäft. Ein ungewöhnliches organisatorisches Talent kam ihm zustatten. Ohne die mannigfachen persönlichen Beziehungen aus seiner Soldatenzeit in Deutschland und den Niederlanden, dem Elsaß, Frankreich usw., ohne seine genaue Kenntnis von Weg und Steg, von Land und Leuten, ihrer wirtschaftlichen Lage und der behördlichen Einrichtungen wäre die Vollführung des Werkes nicht möglich gewesen. Freilich hatte damals die Auswanderungsbewegung überhaupt den Charakter einer volkswirtschaftlichen Epidemie angenommen und war die Kolonistenwerbung in Thürriegels Augen ein Geschäft, gleichbedeutend mit der Soldatenwerbung, das demgemäß in erster Linie ihm Gewinn einbringen sollte und einbrachte.

Digitized by Google

Im Lebensdrama des Señor de Thurriegél ist die tragische Peripetie nicht ausgeblieben. Zwar hatte König Karl III. zur Krönung des Schlußwerkes der Besiedelung 1774 die Errichtung eines Standbildes in dem nach ihm genannten La Carolina sowie die Prägung einer von der hist. Akademie entworfenen Gedächtnismünze beschlossen, welche „die Landschafft Sierra-Morena als Bäume, Felder, Viehe, ackernde Bauern und Leute, so die deutsche Colonisten bedeuten, darstellet, mit der Umschrift: Die Bevölkerung mehret sich." Und Thürriegel, dessen Vertrag am 24. Juli 1769 mit der Lieferung von 7321 Familien erfüllt war, suchte mit der Berufung auf diese seine Verdienste wieder in bayer. Dienste zu gelangen; auch strebte er durch Verehrungen an einflußreiche Männer, durch eine Stiftung für seine Angehörigen in Gossersdorf, an die er sein Bild und das seiner Gemahlin schickte, sich die Brücke zur Rückkehr ins Vaterland zu bauen. Da ward er in einen Schmugglerprozeß verwickelt, kam nach Pamplona ins Gefängnis und blieb verschollen, verschollen auch seine Familie. Die Porträts von ihm und seiner Frau hingen vor einigen Jahren im Tanzsaal des Wirtshauses zu Neurandsberg, einem Dörfchen des bayer. Waldes. So endete die Odyssee dieses Lebens. Zur Tragik der Schuld trat die Tragik des Schicksals. Versunken und vergessen — „No se conoce aquí el appelido Thurriegél", gab der Alcalde von La Carolina zur Antwort, als er nach Erinnerungen an den „Poblador" gefragt wurde.

Neues von Tauchnitz.

Carlyle, On Heroes, Heroworship and the Heroic in History; Carlyle, Historical and Political Essays (je 1 M. 60). Während des Kriegs baut Tauchnitz seine große Sammlung systematisch aus durch Aufnahme von Autoren, deren Fehlen früher bedauert wurde. Noch fehlen Thoreau, Keats; auch Darwin sollte vertreten sein. Inzwischen hat Tauchnitz eine neue Reihe herauszugeben begonnen, die er Pocket Library nennt, und deren Bändchen etwa den Umfang der Inselbücherei haben. Wir heben hervor: Browning, Pippa passes (70 Pf.), Emerson, Nature I und II (80), Poe, Tales I und II (je 90), Shakespeare, Sonnets (60), Wilde, De Profundis (1 M.); die Sammlung enthält auch beliebte Schulautoren in vollständigen Textausgaben, wie von Dickens, Macaulay, Tennyson Lamb, Longfellow, Mark Twain, die bei uns am öftesten gelesenen Werke. Soeben erschien in der großen Ausgabe (1 M. 60) ein Band Marlowe, der den Doctor Faustus, Edward II., und Jew of Malta enthält.

Digitized by Google

Die Deutschen in Spanien während des Krieges.

Von Otto Pflaum in München.

Die Zahl der in Spanien lebenden Deutschen hat sich während des Krieges ungemein vergrößert. Auf der Reise von Nord- und Südamerika zu den heimatlichen Fahnen, fanden sie in Spanien Zuflucht; aus Frankreich, aus Algier, aus Marokko und aus vielen anderen Gegenden Afrikas kamen sie nach Spanien, wo sie die deutsche Kolonie, die schon in Friedenszeiten ziemlich zahlreich war, erheblich vergrößerten und sich in den verschiedensten Teilen niederließen.

Abgesehen von diesen Zivilpersonen, befindet sich in Spanien aber auch die ehemalige deutsche Besatzung von Kamerun, die nach Erschöpfung ihrer Widerstandsfähigkeit und ihrer Munition, hungrig und körperlich ermattet, mit Frauen und Kindern und mit allen eingeborenen Truppen, nach der an Kamerun angrenzenden spanischen Kolonie Muni kam, wo sie von spanischen Truppen entwaffnet wurde.

Die eingeborenen deutschen Truppen wurden spanischerseits nach Fernando Po gebracht, wo sie sich jetzt noch unter Aufsicht weniger freiwillig zurückgebliebener deutscher Offiziere befinden. Die deutschen Kameruner jedoch, deren Gesundheitszustand durch die klimatischen Verhältnisse und die erlittenen Entbehrungen sehr geschwächt war, wurden in Begleitung spanischer Kriegsschiffe auf das spanische Festland verbracht. Bei ihrer Ankunft in Cadiz wurden sie von deutschen Deputationen und von Vertretern des spanischen Generalstabs begrüßt, welch letzterer ihre Verteilung in spanische Garnisonen — insbesondere Pamplona, Saragossa, Alcala de Henares — anordnete, wo Offiziere und Soldaten in den für sie bereitgestellten spanischen Kasernen untergebracht sind. Die deutschen Offiziere leben in den spanischen Offizierswohnungen in gleicher Weise und unter den gleichen Umständen wie spanische Offiziere der gleichen Garnison. In Alcala de Henares starb kurz nach dem Eintreffen der deutschen Truppen ein deutscher Soldat, der — des Spanischen kundig — als Dolmetsch verwendet worden war, an den Folgen des in Kamerun geholten Fiebers. An seinem Leichenbegängnis nahm die ganze Bevölkerung der Stadt teil, insbesondere die einfachen Bürger, die dem toten Soldaten, der fern von seinem Vaterland zu dessen Ehre sein Leben gelassen, ihre Huldigung darbringen wollten.

In den Bahnhöfen kleiner wie großer Städte, insbesondere aber in Madrid, wurden die deutschen Internierten auf der Durchreise von militärischen Behörden und von vielem Volk begrüßt, das mit den Ausdrücken voller Sympathie und tiefer Bewunderung für die blassen, von Fieber geschwächten tapferen Krieger nicht zurückhielt und ihnen

Digitized by Google

zum Zeichen ihrer Verehrung Tabak, Getränke, Süßigkeiten und Blumen unter Hochrufen überreichte.

Die internierten Soldaten unterstehen unmittelbar dem zuständigen spanischen Generalkommando, dem täglicher Rapport zu erstatten ist. Die Soldaten haben innerhalb des Garnisonortes völlige Bewegungsfreiheit genau wie auch die spanischen Heeresangehörigen. Die deutschen Offiziere können jederzeit Urlaub nach anderen spanischen Städten erhalten, vorausgesetzt, daß sie ihr Gesuch in gleicher Weise wie spanische Offiziere einreichen. Offiziere und Soldaten erhalten den ihnen nach deutschem Reglement zustehenden Gehalt bzw. Sold. Der Dienst innerhalb der Kasernen wird ausschließlich von deutschen Offizieren nach deutscher Übung bestimmt, welchen in dieser Beziehung auch Strafgewalt zusteht. Viele Soldaten üben auf ihre Rechnung gegen gute Bezahlung den gelernten Zivilberuf aus.

Der Gesundheitszustand der Internierten ist gut. Nur wenige sind in den ersten Wochen an den Folgen der in den Tropen geholten Krankheiten in spanischen Militärlazaretten verstorben, wo die meisten in guter Pflege spanischer und deutscher Militärärzte sehr rasch gesundeten.

Die höheren deutschen Offiziere befinden sich ausschließlich in Madrid.

Die deutsche Regierung hat durch ihren Madrider Botschafter der spanischen Regierung einen Betrag von 2 Millionen Mark zur Deckung der durch die Unterbringung der deutschen Kameruner erwachsenen Auslagen anbieten lassen. Spanien hat dieses Angebot mit dem Bemerken abgelehnt, daß es die fraglichen Kosten selbst trage.

Die in Spanien befindliche deutsche Zivilbevölkerung besteht zum größten Teil aus jungen, arbeitsamen Leuten, die durchwegs ihr gutes Einkommen finden. Die in Spanien von früher her bestehenden deutschen Firmen haben ihnen bei Begründung ihrer Existenz brüderliche Dienste geleistet. Der während des Krieges und durch denselben aufblühenden spanischen Industrie haben diese Deutschen wertvolle Arbeit getan — sowohl in der Schreibstube als in den Fabriken. Gar manche haben in den drei langen Jahren eine liebende Ehefrau in Spanien gefunden und an gastlicher Stätte ein eigenes Heim gegründet. Sie werden hoffentlich in Zukunft die Bande, welche Spanien und Deutschland verbinden, noch enger zu schließen mitarbeiten. Die Deutschen in Spanien werden die wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen zwischen beiden Ländern verknüpfen helfen, sie werden die Spanier kennen und verstehen gelernt haben.

Deutschland selbst aber wird nimmer vergessen, was das ritterliche Volk Spaniens unseren armen, fern der Heimat weilenden Landsleuten in schweren Jahren geleistet hat, wie diese im klassischen Sinne neutrale Nation dem Deutschen Reiche ihre Wertschätzung bekundet hat.

Digitized by Google

Aus einer Rede des karlistischen Abgeordneten Vazquez de Mella, gehalten am 22. April 1917 in Bilbao.

Das schwierigste Problem ist die internationale Politik. Spanien konnte in diesem Kampfe, der einige Meilen von hier, jenseits der Pyrenäen beginnt, in dem die Staaten Europas mit einer Erbitterung und mit bisher nicht gekannten Mitteln um ihre Existenz kämpfen, nicht einfach als Zuschauerin verharren; die Spanier haben sich in zwei große Gruppen geteilt.

Dieser Kampf mußte in Spanien Widerhall finden, nachdem doch die iberische Halbinsel die Vorhut Europas gegenüber Amerika darstellt. Die geistigen und körperlichen Bande, die uns zusammenhalten, werden je nach den Sympathien, die sich zu den einen oder anderen der Gegner neigen, strammer oder lockerer gespannt. In Spanien sind, wie in der ganzen Welt, zwei Strömungen entstanden: die eine sympathisiert mit den Mittelmächten und ihrer Sache, die andere mit den Alliierten.

Es gab ein gedrücktes, veraltetes, verbrauchtes, zerfleischtes und totes Volk, das sich mit siegreichem Schwert emporgearbeitet hatte: Polen. Und ein anderes, das an die 40 Millionen Nachkommen in Amerika besitzt und nur drei und eine halbe Million in Europa, eine Rasse, eine gefestigte Nationalität, dergleichen es wenige in Europa gab, das in einer Blutpfütze wimmert: Irland, das bis jetzt weder mündig gesprochen noch befreit wurde.

Ich sehe in Frankreich noch immer den drückenden Zentralismus der Politik Ludwigs XV., den Absolutismus des 18. Jahrhunderts bei den Kämpfen der Revolution mit der Kirche.

Und jenseits der Grenze, über dem Rhein, sehe ich ein Volk, das 25 Staaten zu einem Bund vereinigt, bestehend aus Monarchien und Republiken.

Ich als Anhänger der bundesstaatlichen Idee habe meine Sympathien auf der Seite der germanischen Konföderation . . . . .

Ich verweise auf den bekannten und treffenden Unterschied zwischen der Neutralität des Bürgers und der des Staates und beharre darauf, daß der Staat kein Recht hat, irgendeiner der beiden Parteien nachzugeben . . . . .

Alle kämpfenden Staaten haben an der spanischen Neutralität ein Interesse. Weder Dänemark noch Schweden, weder Norwegen noch Holland haben ein geschichtliches Ansehen wie Spanien, das einst das erste Volk der Erde war. Alle kriegführenden Staaten sollten in gegenseitiger Übereinkunft die Neutralität Spaniens achten, auf daß

Digitized by Google

dieses im Augenblicke des Friedens mit der Liebe und Ritterlichkeit, die immer spanisches Erbe waren, vermittelnd wirken könne. Wer, und warum will man uns in die Feuerbrunst führen?

Die deutschfreundliche Gruppe schart sich fest und unerschütterlich um das Banner der Neutralität. Deutschland verlangt von Spanien nur Neutralität. Wer hat denn dann Interesse daran, daß wir die Neutralität aufgeben?

Gibraltar könnte unter dem Feuer von zwei, auf den Höhen von Olivaes, gegenüber der Spitze von Seguir — der engsten, nur 13 km breiten Stelle der Meerenge — aufgestellten Skoda-Batterien nimmer britisch bleiben. Wir bräuchten bloß unsere Scholle zu befestigen, um im Kriegsfall die Meerenge zu beherrschen, und Spanien würde eine so starke mittelländische Macht werden, daß ganz Europa mit ihr zu rechnen hätte. Und mit dem Schlüssel zum Mittelländischen Meere wären wir imstande die Ideale einer spanisch-amerikanischen Konföderation auf beiden Kontinenten zu verwirklichen. Das können wir, ohne in den Krieg einzugreifen, wenn wir für den Tag nach dem Siege stark bleiben. Aber was wird aus uns, wenn wir am Kampf teilnehmen?

Es gibt Leute die, mit der Einfalt ihres Mitbürgers oder gar des Volkes rechnend, sagen: Wir müssen ja nicht Krieg führen, wir wollen nur die diplomatischen Beziehungen abbrechen, weniger freundschaftliche Beziehungen unterhalten (so sagte vor kurzem erst Sanchez de Toca), weiter brauchen wir nichts. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen hat den alsbaldigen Ausbruch von Feindseligkeiten im Gefolge. Deutschland und seine Verbündeten lassen sich einen solchen Abbruch der Beziehungen, der ihnen nicht genehm wäre, nicht gefallen und ziehen vor, einen offenen denn einen versteckten oder halb versteckten Feind zu haben. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen bringt den Krieg unausbleiblich mit sich. Welchen Mangel an Voraussicht bewies doch unsere Regierung, die uns gegen einen Angriff von außen widerstandslos machte!

Wohl hege ich heute, wie immer, für Frankreich warme Sympathien, gleichwie ich auch die Tapferkeit der englischen Truppen bewundere.

Nehmen Sie an, es würden 200 000 spanische Soldaten nach Pau geführt, um mit den Engländern, die Portugal unterwarfen und die sich in Gibraltar einnisteten, zu kämpfen.

Wenn der spanische Heerführer dann den englischen Befehlshaber fragte: Für was kämpfst du? so würde der Engländer antworten: um dem preußischen Militarismus den englischen Navalismus gegenüber-

Digitized by Google

zustellen, der die Welt durch Umklammerung des ganzen Planeten mit seinen Schiffstauen zu unterjochen versuchte, um die Redlichkeit des auf so viele zerfleischte und tote Völker aufgebauten englischen Reiches zu verteidigen, um das England unterworfene Gleichgewicht der Welt zu erhalten um den englischen Cäsarismus, der größer ist als der von Cyrus, Alexander und Rom, zu retten.

Wenn er den französischen Führer fragte, so würde er antworten, um Elsaß-Lothringen wiederzuerobern, das erst durch den westfälischen Frieden bei Beendigung des dreißigjährigen Krieges französisch wurde. Der Franzose würde vergessen: daß England und nicht Deutschland Frankreich daran hindert, eine mittelländische Großmacht zu sein, denn Großbritannien besitzt in diesem Meere außer der Meerenge von Gibraltar noch Cypern, Malta, Alexandrien und Suez, und daß es England ist, das Frankreich nur erlaubt, sich in Marokko auszudehnen, solange es nicht gegen seine Interessen verstößt; daß Calais sich zwei Jahrhunderte hindurch unter englischer Herrschaft befand, vielleicht auch neuerlich befinden könnte; daß seit dem hundertjährigen Krieg bis zur traurigen Stunde von Fashoda, England Frankreich ungleich mehr anfeindete als es das Volk jenseits des Rheins getan hat.

Früge der Spanier den belgischen Befehlshaber, so würde er antworten, daß sein Land, welches unglücklicherweise aus Teilen verschiedener Nationalitäten gebildet ist und das schon einem Cäsar, einem Karl dem Großen, einem Karl V., einem Philipp II. und einem Napoleon als Durchgangspunkt diente und durch welches immer die Heere des westlichen Europas zum Waffengang ziehen werden, Unabhängigkeit und Selbständigkeit sucht.

Der Portugiese könnte dem Spanier antworten, daß er gekommen sei, um die Freiheit und Unabhängigkeit seines Staates zu beweisen, der nach dem mit einem Lancaster gegen die Kastilianer bei Aljubarota gemeinsam geführten Kampf entstand — damals als Portugal seine Selbständigkeit unter englischer Vormundschaft erkaufte, und sich damit von seinem Brudervolk trennte. „Ich bin zu kämpfen gekommen, wie es mir England befahl," müßte der Portugiese antworten.

Italien kann sagen, daß es ein Land gewinnen will, das ihm niemals gehörte. Denn seit dem 14. Jahrhundert ist dieser Landstrich österreichisch. Italien verlangt aber auch den Besitz der Adria, die unter der Herrschaft Österreichs in Gefahr schwebt. Es fordert die Gebiete, in denen Italiener wohnen, es will Besitzerin der Adria sein. Es ist ein geographisches Sehnen, das die Volksrichtung zeigt, und es ist das Hoffen auf Erfüllung dieser Sehnsucht.

Digitized by Google

Und wenn man dann uns früge, warum wir gekommen, so müßten wir antworten: Wir kommen, um unser Blut zu vergießen, um auszugeben, was von unserem abgenommenen Gute noch verblieben ist und um die iberische Halbinsel in einzelne Teile und Parteien zu teilen — im Interesse unserer Beschützer von Gibraltar! . . . .

Ich kann aus unserer Geschichte beweisen, daß Habsburger wie Bourbonen, stets die gleiche Politik verfolgten und aus dieser Idee heraus geradezu einen Familienvertrag schufen, daß sie an dieser Politik auch während des Konsulates und während des Kaiserreiches festhielten, und nur einmal — durch den unverständlichen Fehler Napoleons — dazu kamen, diese Politik aufzugeben und vorübergehend an der Seite Englands zu fechten: diese ständige Politik Spaniens war gegen England gerichtet, gegen England, das weit davon entfernt, unsere Kämpfe des 19. Jahrhunderts zu lindern, alles unternahm, um unsere inneren Zwistigkeiten zu schüren.

Die Teilnahme an dem Krieg wäre ein Akt der Sklaverei, ein Akt niedriger Untertänigkeit. Schon eine Verneinung des Rechtes zur Neutralität, erst gar eine Kriegsfahrt für fremde, den unseren entgegengesetzte und feindliche Interessen. Wenn ein Volk eine solche Handlung unternimmt, ermordet es seine Geschichte. Auf solche Weise stellt sich ein Volk auf die Stufe jener untergeordneten Rassen, die als Kanonenfutter zum Ausfüllen der Schützengräben geführt werden. Ich behaupte, daß die Teilnahme an dem Kampf Verrat wäre; sie würde die Katastrophe, den Ruin und die Niederlage bringen.

Wir Politiker sind in zwei Gruppen geteilt; die einen verlangen die Teilnahme am Kampf, die anderen die Neutralität.

Ich will die eine Gruppe nicht beleidigen, darum sage ich nicht, daß alle ihre Angehörigen den Krieg wollen. Ich kenne sehr viele mir befreundete Politiker von sehr radikalen und mir entgegengesetzten Ideen, die offene Feinde einer Intervention sind. Sie wollen nicht den Waffengang, sie wollen nicht einmal einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Wer ist es denn in Spanien, der eine Intervention verlangt? Es sind Lerroux, Melquiades Alvarez und der Graf von Romanones — ein Triumvirat. Dies hat letzterer soeben in seinem politischen Testament erklärt. Unter ihnen ist kein Cäsar und kein Pompejus, wohl aber ein Krösus. Mit dem zweiten Triumvirat hat es große Ähnlichkeit: Melquiades Alvarez könnte mit Lepidus, Lerroux mit Mark Anton und Oktavian, der flinkste, erfinderischste und biegsamste mit Graf Romanones verglichen werden.

Digitized by Google

Das zweite Triumvirat schuf ein Kaiserreich, eine Monarchie; dieses würde keine solche schaffen, es würde die Monarchie vielmehr stürzen. Und darin ist der große Unterschied zu erblicken.

Ich halte das politische Testament des Grafen Romanones für außerordentlich wichtig. Die Presse hat es schon ausgelegt und doch fürchte ich, daß sie seine volle Bedeutung nicht erkannte. Es ist das erste Mal, daß sich eine spanische Krisis in eine internationale verwandelte. Die Worte des Grafen Romanones sind nicht für Spanien berechnet, sie sind ans Ausland gerichtet. Er wollte sagen: Wisset, daß ich nicht allein eine Politik der Sympathie vertrat, sondern auch eine der Intervention. Mit diesem Satz sagt Romanones zu Frankreich oder England: Diejenigen, die mir in der Regierung folgen, können und wollen nicht meine Wege gehen, sie müssen eine andere politische Richtung einschlagen.

Heißt das nicht die Frage der Intervention in einen Zustand versetzen, daß die spanische internationale Politik in eine äußerst schwierige Lage gebracht wird!

Es ist selbstverständlich, daß als Folgeerscheinung seitens Englands der denkbar größte Druck auf uns geübt werden wird, daß Drohungen ausgesprochen, Forderungen auf Flottenstützpunkte erhoben werden, welche augenscheinlich schon vor dieser Krisis eine Rolle spielten.

Man will uns in jenes entsetzliche Dilemma bringen, in das Dänemark durch Napoleon und England gebracht wurde, als ersterer von ihm forderte, die internationale Blokade anzunehmen, und das letztere mit Entsendung seiner Flotte nach Kopenhagen und mit dessen Beschießung drohte, wenn das Land sich nicht auf Englands Seite stelle. Und da König Christian nicht intervenieren wollte, besetzte England ohne vorherige Kriegserklärung am 7. Oktober, nach einer Beschießung, welche ganze Straßen Kopenhagens einäscherte und Tausende von Leben kostete, die dänische Hauptstadt.

Auch wir befinden uns zwischen zwei Gegnern. Man kann uns nicht durch Noten, sondern nur durch Druck zwingen, die Neutralität aufzugeben.

Die Mittelmächte können die Note des Grafen Romanones abschwächen, da dessen Regierung mittlerweile gefallen ist, aber England und seine Alliierten werden einen immer fühlbareren Druck auf uns ausüben. Wir können in die Lage kommen, interveniert zu werden, anstatt zu intervenieren.

So ist zur heutigen Stunde der Stand der Dinge, zu dem uns eine namenlose Krisis geführt hat. Ich schätze die aufrichtige Fähig-

Digitized by Google

keit und Ernsthaftigkeit von Garcia Prieto und seinen Ministern, aber wir können durch ständigen und fortwährenden Druck in die Lage Kopenhagens kommen. Weder die Regierung noch das spanische Volk haben sich volle Rechenschaft davon gegeben, was ein Eingreifen in den Krieg bedeuten würde. Wenn man uns mit Gewalt in den Kampf zerren wollte, müssen wir unter Anwendung aller Mittel strikteste Neutralität bewahren, keiner der beiden Parteien nachgeben. Sollte diese Intervention gegen unsere Neutralität mit den Waffen geführt werden, so wird sich die Sache anders verhalten; denn dann handelt es sich nicht mehr um die Verteidigung unserer Neutralität, sondern um einen Unabhängigkeitskampf. Spanien will nicht in einen Kampf eingreifen, der nichts mit seinen Interessen zu tun hat, es hat vielmehr ausschließlich Interesse, neutral zu bleiben. Sollte man uns zwingen, dann wird sich die Intervention in das Recht der Verteidigung verwandeln. Wenn die Unverletzlichkeit und Freiheit unseres Landes entweiht und das unantastbare Recht unserer Neutralität angegriffen wird, dann haben wir auch das Recht der Verteidigung, und wir werden für unser Vaterland zu siegen oder zu sterben wissen.

Rundschau.

Nationalstaat und Nationalitätenstaat.

Nachdem wir im vorigen Heft eine große Reihe von Vertretern der Idee eines österreichischen Nationalitätenstaates haben zu Wort kommen lassen, weisen wir hier auf eine uns inzwischen zugegangene Schrift hin, die den entgegengesetzten Standpunkt vertritt, einen österreichischen Nationalitätenstaat schon deshalb für lebensunfähig hält, weil er u. a. sich als solcher neben dem Nationalstaat Ungarn nicht behaupten könne; weil er u. a. ferner zu teuer und ungünstig verwaltet werde, um sich auf die Dauer der russischen Gefahr zu erwehren, kurz, weil nicht das Streben nach Autonomie, sondern das Streben nach Zentralisierung die österreichische Monarchie erhalten könne. Wir führen hier einige Stellen aus dieser bei Leykam in Graz unter dem Titel „Autonomie?“ erschienenen Schrift an. Denn wir halten den Verfasser Albert Ritter (früher unter dem Pseudonym Winterstetten bekannt) für einen wirklichen politischen Denker, wie wir das schon im Balkanheft ausgesprochen haben.

„Als Nationalitätenstaaten bestehen in Europa tatsächlich nur drei staatliche Gebilde: Belgien, die Schweiz, Österreich. Von diesen Staaten war der erste vor dem Kriege schon stark im Begriff, sich zum Nationalstaat zu verändern, wobei die ‚belgische Nation‘ eine Spielart der französischen, wie die Yankees eine der Angelsachsen, dargestellt haben würde. Die Schweizer nennen sich auch ‚Nation‘, ohne aber die Vorherrschaft einer Rasse und Sprache damit andeuten oder gar durchsetzen zu wollen; sie wären das Beispiel einer amtlich dreisprachigen Nation

Digitized by Google

geworden (die Rhätoromanen kommen nicht in Betracht), wenn sich nicht im Kriege Störungen in der Vereinheitlichung eingestellt hätten. Immerhin: auch für den Schweizer ist sein Staat gewissermaßen ein Nationalstaat. Somit bleibt als der wahre und einzige Nationalitätenstaat in Europa und der Welt nur Österreich übrig als der einzige Staat, der nicht aus einer Nation, sondern aus verschiedenen Nationen bestehen will. ..... Es muß auffallen, daß in allen drei genannten Staaten die Deutschen das zahlreichste Volkselement bilden; in Belgien und der Schweiz absolut, in Österreich relativ. In Belgien hat der deutsche Stamm seine Opferbereitschaft für den gemeinsamen Staat am weitesten getrieben, zwei Drittel fügen sich der Nationalität des übrigen Drittels (1910 zählte man 2 700 000 Wallonen und 4 700 000 Vlamen). In der Schweiz machen die Deutschen nahezu drei Viertel der Bevölkerung aus (2 600 000 neben 900 000 Romanen), sie können also doch nicht gut sich der Minderheit ganz unterwerfen gestatten dieser aber viel, viel mehr, als sie ihrerseits der Mehrheit erlaubt. Dem deutschen Volke ist offenbar eine besondere Befähigung zur Mitwirkung an ‚Nationalitätenstaaten' verliehen. ..... Durch den glücklichen Daseinskampf der Donaumonarchie ist die westlerisch-russische Theorie von dem unausweichlichen Zerfall und der kriegerischen Wehrlosigkeit der einzigen europäischen ‚Nationalitätengroßmacht' glänzend widerlegt worden. Nicht zum geringsten Teil liegt die Ursache dieser Enttäuschung der Feinde in ihrer falschen Ansicht über die Einrichtung unsrer Monarchie. Sie wußten nicht, daß innerhalb der Monarchie ein starker Nationalstaat besteht. Der ungarische Nationalstaat ist schon an sich eine bedeutende einheitliche Größe, während die Feinde nur eine Vielheit vor sich gesehen hatten. Unsre österreichischen Staatsphilosophen jedoch übersehen diese Tatsache wie auch die andere, daß es auch für Österreich im Kriege praktisch keine Nationen gibt, und so gelangen sie in blühender Logik bis zur Behauptung, das Prinzip des Nationalitätenstaates habe sich in diesem Kriege überhaupt als das vollkommenere, dem des Nationalstaates überlegenere erwiesen. ..... Dieser Irrtum ist ein doppelter: erstens ist die Monarchie kein Nationalitätenstaat, weil sie überhaupt kein Staat ist, sondern eine Verbindung von zwei Staaten, deren einer ein Nationalstaat schärfster Ausprägung ist, während der andere allerdings als Nationalitätenstaat, aber keineswegs als Vorbild eines Staates dasteht. Denn Österreich ist bekanntlich der einzige unter sämtlichen kriegführenden Staaten, der während des Krieges nicht verfassungsmäßig, nicht unter Mitwirkung der Volksvertretung regiert wurde. Die zentralistische Staatsgewalt mußte einfach den ganzen Betrieb in die Hand nehmen und brachte es auf diese Weise fertig, daß die Störungen, die man als Folge der Zusammensetzung des Staates befürchtet hatte, nicht in fühlbarem Maße eintraten. So liegen die Tatsachen: der einzige Nationalitätenstaat unter allen dreizehn kriegführenden Staaten war auch der einzige unter allen, dessen Parlament nicht einberufen werden konnte, dessen Verfassung durch die zentralistische Staatsgewalt ersetzt werden mußte."

Digitized by Google

Das wahre Gesicht unserer Feinde und der Ernst der Stunde.

Von Prof. Dr. Georg Steinhausen, Major d. L.

„Deutschlands Menschlichkeit und Grausamkeit sind ein und dasselbe."
Bonar Law im engl. Unterhause. Febr. 1916.

Durch die deutschen Zeitungen läuft die Kunde von dem empörenden Verbrechen der Erschießung von 21 deutschen Kriegsgefangenen durch französische Truppen in Juvincourt im September 1914 und der Billigung dieses Verbrechens durch die französische Regierung. Unsere Entrüstung darüber wird die französische Regierung kalt lassen, genau wie unsere Entrüstung über den schändlichen Baralongfall oder über den Fall Crampton oder über ähnliche Untaten die englische Regierung kalt gelassen hat. Wer die Hände darüber ringt, kennt unsere Feinde nicht, nicht ihre Volksart, nicht ihre Staatskunst. Er kennt auch noch immer nicht die Größe des Hasses der Völker gegen uns.

In unserem geschichtlichen Bewußtsein wurzelten Vorstellungen von den ritterlichen, liebenswürdigen Franzosen, wir wußten von dem weichen Gefühlsleben der Engländer des 18. Jahrhunderts, an dem sich die deutsche Empfindsamkeit entzündete. Daneben kannten wir freilich von jeher die Franzosen als Mordbrenner, und die Brutalität der Engländer ist auch im 18. Jahrhundert von ihren eigenen Landsleuten genugsam hervorgehoben worden. Entgegengesetzte Züge birgt jedes Volkstum, aber nicht zu allen Zeiten treten sie gleichmäßig hervor. Heute zeigen unsere Feinde den gemeinen Teil ihres Wesens in erschreckender Weise. Vergessen dürfen wir aber nicht, daß es sich um alte, echte Züge ihres Wesens handelt, und praktisch — für den Krieg, die Beurteilung unserer Aussichten, die Art unseres Verhaltens und Verfahrens, die Abschätzung der Dauer — ist es von sehr einschneidender Bedeutung, sich klar darüber zu sein, mit wem wir es zu tun haben.

„Des fous furieux" hat der Fürst von Ligne die Franzosen genannt, und die Richtigkeit dieses Urteils zu beweisen, haben sich die Franzosen in diesem Kriege wirklich alle Mühe gegeben. Aber der Fürst von Ligne hat auch den eigentümlichen Zug der Grausamkeit bei diesem Volke erkannt. „Nur dieses Volk zeigt die Grausamkeit des Kindesalters in allen Lebensaltern." Viel schärfer noch hat bereits Voltaire diesen Zug als Grundzug seines Volkes hingestellt. Die fremden Völker, sagt er, urteilen über Frankreich nach den Schauspielen, den Romanen, den hübschen Versen usw. „Sie wissen nicht, daß es keine grausamere Nation gibt als die französische." Man hat neuerdings den Blutdurst der Franzosen, ihre Unmenschlichkeit an ihrer Geschichte nachgewiesen und ihre Geschichte, allerdings übertrieben, „eine einzige Kette empörender Gewalttaten und Mordbrennereien" genannt. Aber es genügt, an ihren Blutrausch während der französischen Revolution zu erinnern. Nur ein grausames Volk konnte in diesem Kriege sich so unmenschlich gegen die deutschen Gefangenen benehmen, wie es die Franzosen nur allzuoft getan haben. Es ist geradezu erschreckend, was die Briefe von Gefangenen über die ihnen widerfahrene grausame Behandlung, von der üblichen Beraubung ganz abgesehen, berichten. Nur wenige Proben von diesem Material sind bisher in die Zeitungen gelangt. Daß es sich dabei um Äußerungen echt französischer Sinnesart handelt, hat übrigens der letzte, kürzlich in der Presse veröffentlichte Bericht über den Krieg in den deutschen Schutzgebieten, Kamerun, treffend her-

Digitized by Google

orgehoben. „Hauptmann Frhr. v. Crailsheim", heißt es da, „hatte sich in chtiger Würdigung des französischen Charakters bei der Übergabe von arua für diese (die deutschen) Eingeborenen bei dem englischen Oberst beson- ers verwendet. Schonung der Leute war ihm zugesagt. Trotzdem wartete rer der Galgen, da französischer Rachedurst gestillt sein wollte." Ein Stabs- rzt, der später unsere kriegsgefangenen Landsleute aus Kamerun und Togo ch, spricht von ihren französischen Peinigern als „weißen Bestien". Unser olk mag sich ausmalen, was ihm widerfahren würde, wenn jemals in diesem riege die Franzosen in unsere Gebiete eindringen sollten. Für uns, die wir ie aus dem Felde kennen, ist die Gefühllosigkeit und Hartherzigkeit dieses eichtsinnigen Volkes[1]), das natürlich auch gute und fühlende Menschen birgt, st unbegreiflich gewesen. Die Gleichgültigkeit der Franzosen gegen gefallene ameraden, die sie auch hinter ihren Linien oft unbeerdigt liegen lassen, die iehische Roheit, mit der sie ihre toten Landsleute zuweilen als Deckung auf den Grabenrand legten, sind bezeichnend genug. Ich habe meine Untergebe- nen oft aufgefordert, mir in den halb zerstörten oder noch brennenden Dörfern eine weinende Frau zu zeigen: ich habe keine gesehen. Mit kalten, gleichgül- tigen Gesichtern blickten sie auf ihr und anderer Unglück. Mit dem Schlag- wort: c'est la guerre findet sich dieses Volk mit allem ab. Seelengröße ist das nicht, sondern innere Leere. Es ist wieder die Macht der Phrase, an die sich die Franzosen auch mit ihrem stereotypen c'est la guerre mit einer naiven Selbstverständlichkeit klammern.

Blutig blickt uns auch die englische Vergangenheit entgegen. In der mittelalterlichen Geschichte Englands watet man im Blut. Der Laie kennt diese Kette von Mord und Blutbad aus den Shakespeare'schen Dramen. Es ist mit diesen englischen Mordtaten noch etwas anders wie mit dem ausgiebigen und raschen Totschlagen im deutschen Mittelalter, das etwa an dem schaurigen Kämpfen und Dahinschlachten aller der Helden am Schlusse des Nibelungen- liedes sein Gefallen fand. Eben der nachlebende Shakespeare hat die seelische Verhärtung und Gemeinheit dieser englischen Mörder und Mordstifter aus Machtgier intuitiv gezeichnet. Von den bluttriefenden Großen Shakespeares ein Sprung zu den abgrundtief gemeinen Charakteren, die uns der gutherzige und gefühlvolle Dickens mit ehrlichem Abscheu schildert: hier interessieren uns vor allem jene grausamen Peiniger der Unglücklichen, zumal der hilflosen Kinder. Das Volk, das diese Typen so oder ähnlich hervorgebracht hat, ist dasselbe, das vom Mittelalter her sich an rohen Tierquälereien freute und sie zu Schauspielen des Vergnügens gestaltete. Es widerstrebt, bei den Grau- samkeiten zu verweilen, die das Werden des englischen Kolonialreiches begleiten, etwa bei den sattsam bekannten Greueltaten in Indien. Es genüge, einen Franzosen zu zitieren, E. Ledrain: „Der Weltreisende, der Blutspuren sieht, braucht nicht nach dem Schlächter zu fragen, es ist der Engländer."

So sind die Völker geartet, die sich über deutsche Unmenschlichkeit zu ent- rüsten vorgeben. Diese Völker sind es, die noch heute, im Bunde mit dem

[1]) In einem Pyrenäenlazarett hat eine französische Dame den Leiden eines deutschen Offiziers, während er ohne Betäubungsmittel amputiert wurde, zu- gesehen, um sich ausgesprochenermaßen an dem Anblick des gequälten „Boche" zu weiden. — Es sei noch an die empörende Behandlung der Haustiere bei den Franzosen wie überhaupt bei den Romanen erinnert.

Digitized by Google

noch immer ein viertel tartarischen Russen, den berechneten Mord als politisches Mittel verwenden, sie, die „Vorkämpfer der Zivilisation". Mit einem von angeblich zivilisierten Staatsmännern vorbereiteten Mord begann der ganze Krieg. Die serbischen Macher schützte Rußland und —? Dann folgte, ein abgekartetes Spiel, die Ermordung des kriegsfeindlichen Jaurès in Paris. Franzosen die Täter, der Macher der russische Botschafter Iswolsky. Ich habe diesen Schurken einmal in der Nähe gesehen, es klingt närrisch zu sagen, wo; es war auf dem deutschen Historikertag in Nürnberg im April 1898. In Begleitung eines jungen höfischen deutschen Historikers erschien dort dieser Mann, damals russischer Gesandter in München, innerlich wohl voll Spott über die deutschen Gelehrten, die ihn übrigens wenig beachteten, äußerlich mit dem Anschein eines Freundes deutscher Kultur! Wie weit England im Fall Jaurès die Hand im Spiel gehabt hat, wird sich später wohl erweisen. Daß es solche Mittel pflegt, zeigte später der Versuch des englischen Gesandten in Norwegen, Findlay, Roger Casement ermorden zu lassen. An der Ermordung Rasputins sodann, der angeblich den Zaren zum Frieden stimmen wollte, ist, wie die russische Presse selbst angedeutet hat, der englische Gesandte Buchanan als treibende Kraft beteiligt. Und wer hat wohl den Tod Wittes auf dem Gewissen?

Völker solcher Art stehen auch ganz anders zum Kriege als solchen als wir. Wir sind von jeher ein kriegerisches Volk gewesen und rühmen uns dessen. Aber wir sind nicht kriegslüstern, wie es die Franzosen immer gewesen sind, und wir betreiben den Krieg nicht als Geschäft, wie es die Engländer kalten Herzens seit je getan haben. England hat innerhalb 76 Jahren 41 Kriege geführt, eine ältere Feststellung, die neulich ausgegraben wurde. Was ist dem englischen Staatsmann oder dem englischen Kaufmann die ungeheure Blutschuld, was die Hinschlachtung unzähliger Menschen? Nichts gegenüber der Machtgier und dem Geschäftsgeist, was sich bei den Engländern deckt. Dem Begriff der Blutschuld, von dem wir soviel reden, stehen die Engländer und Franzosen sehr gelassen gegenüber. Und ganz ebenso bezeichnenderweise die Amerikaner, die auch darin ihr Engländertum nicht verleugnen. Sie sind für Frieden und Menschlichkeit (was sie an den ungeheuren Munitionslieferungen nie gehindert hat), Wilson ist überzeugter Pazifiçist — und jetzt, nach den langen Schreckensjahren des Weltkrieges, macht ihnen der Gedanke des Eintritts in den Krieg, den ihre verengländerte Politik angeblich fordert, nicht die geringsten Bedenken. Gewiß, Hunderttausende jammern in Frankreich und viele Tausende in England über den Tod ihrer Angehörigen, aber das Blutrünstige gerade dieses Krieges greift die beiden Völker weit weniger an als etwa die Russen. Es sind hartgesottene Völker.

Das gilt natürlich nicht, wie alle solche Völkereinschätzungen, von jedem einzelnen. Die Charaktere der Einzelmenschen sind im ganzen bei den verschiedenen Völkern ziemlich gleichmäßig verteilt. Aber man darf deshalb doch von gewisser hervorstechenden Zügen bei diesem oder jenem Volk sprechen.

Zu der Herzenshärte kommt — wiederum mit der eben umschriebenen Einschränkung gesprochen — eine große Härte der Nerven und Stärke des Willens. Gewiß vor allem bei den in einer gleichförmigen Erziehung und Lebensführung gehärteten, sportgestählten Engländern. Aber doch auch bei den nach früher allgemeiner Meinung so verweichlichten und ver-

Digitized by Google

kommenen Franzosen. Es ist erstaunlich, was diese oft auch durch Geschlechtskrankheiten geschwächten Leute geleistet und überstanden haben, so oft andererseits ganze Truppenteile versagt haben. Man darf nicht vergessen, daß die Franzosen immer ein militärisch hervorragendes Volk gewesen sind. Indessen die Nervenstärke, die die Mehrheit der Kämpfer an der Front, die die Mehrheit der Nation in ihrer Kriegsentschlossenheit daheim beweist, hat bei den Franzosen nun doch etwas Künstliches, Aufgepeitschtes. Sie entspringt zum guten Teil verblendeten Vorstellungen über uns und immer neu genährten Hoffnungen und Einbildungen, die auf einer systematisch betriebenen Volksverhetzung und Volkstäuschung — die Lüge ist ja vor und in diesem Kriege von unseren Gegnern planmäßig als Kampfmittel in größtem Maßstabe verwandt worden — beruhen. Mit andern Worten, die Nervenstärke und Entschlossenheit der Franzosen ist im wesentlichen Rabiatheit — das Fremdwort ist hier bezeichnend. Sie erklärt sich aber auch aus den Verhältnissen. Für die Franzosen liegt die Sache sehr klar. Niemals wieder wird sich eine so günstige Lage für sie ergeben, um ihre Revanchegedanken und Gloiregelüste zu verwirklichen, als sie das Bündnis mit so mächtigen Nationen wie Rußland und England, von Italien usw. zu schweigen, bietet. Für die Franzosen heißt es: jetzt oder nie. Daher die Unterdrückung aller Friedensgedanken nicht nur im eigenen Volk, sondern auch bei Russen und Italienern, daher die krampfhafte Ergreifung jedes neuen Kriegsplanes gerade durch die Franzosen, daher ihre unermüdliche Aufpeitschung der Russen durch ihre Offiziere — man darf über den Engländern als kriegstreibender Kraft ja nicht die Franzosen vergessen, die von uns überhaupt viel zu milde beurteilt werden.

Eigentliche Nerven- und Willensstärke und kalte Entschlossenheit zeigen aber vor allem die Engländer, trotzdem sie infolge ihrer fortwährenden Enttäuschungen schon recht verzweifelte Stimmungen und innere Reibungen und Kämpfe durchgemacht haben. Sie wissen genau, was sie wollen. Rücksichtslose Zielbewußtheit ist ein altes Erbteil der Engländer, der bezeichnende Zug ihrer Politik. Dies hartnäckige, zähe Volk schreckt weder die Größe der Opfer — sie sorgen dafür, daß meist andere sie bringen müssen — noch die Dauer des Krieges. Daß sie ihn nicht leicht eingeschätzt haben, zeigt der Umstand, daß sie die ihnen zu Kriegszwecken überlassenen Grundstücke usw. in Frankreich von vornherein auf drei Jahre gepachtet haben. Wieviel falsches hat man bei uns über die Engländer gelesen! Da war die Durchführung der Wehrpflicht bei ihnen ganz unmöglich: Volk und Parlament würden einen derartigen Bruch mit den geheiligten Überlieferungen niemals zulassen. Da hat man auf ihren Geschäftssinn hingewiesen und gesagt, sie würden zuerst Frieden schließen, sobald sie nämlich sähen, daß der Krieg für sie kein gutes Geschäft sei, oder: es würde mit dem Kriege verlaufen wie mit dem Kampf zweier gewiegter Konkurrenten; wenn der Engländer sähe, der deutsche Konkurrent sei nicht unterzukriegen, würde er bald ein gemeinsames Weltgeschäft vorschlagen. Allmählich aber hat man das wahre Gesicht der englischen Staatskunst entdeckt, und nun hat man so viel Zeugnisse über ihre Gewissenlosigkeit und Unsittlichkeit aus der Vergangenheit zusammengetragen und sie so oft in Schriften und Aufsätzen geschildert und gebrandmarkt, daß darüber nun wohl Klarheit bei uns herrscht und hier nicht allbekanntes breit getreten zu

Digitized by Google

werden braucht. Für die Engländer gibt es nur ein Ziel, Aufrechterhaltung und Erweiterung ihrer Weltherrschaft, gegründet auf ihre Seeherrschaft. Wer ihre Weltherrschaft bedroht, ist der Feind. Er wird bekämpft mit allen Mitteln, auch den niederträchtigsten. Für ihn gibt es keine Rechte. Rechte gibt es nur für England. Wir brauchen nur anzuführen, was Lord Derby im Jahre 1857 von seinen Landsleuten sagte: „Wir verfahren gegen fremde Nationen höchst schamlos. Wir bestehen auf dem Vollzuge des Völkerrechts, wenn es uns nützlich ist. Im andern Falle setzen wir uns unbekümmert um die Rechte anderer darüber hinweg. Die Geschichte des Seerechts, das ich Seeunrecht nennen möchte, ist ein unauslöschliches Zeugnis des ungezügelten Egoismus und der Habgier des englischen Volkes und seiner Regierung." Das Widerwärtigste an der englischen Politik ist aber die Heuchelei, mit der die englische Staatskunst auch die gemeinsten Rechtsbrüche oder Raub- und Gewalttaten immer mit einem menschenfreundlichen oder kulturellen Deckmantel zu umgeben oder mit einem formalistischen Rechtsgrund zu stützen sucht. Wieder dürfen wir einen Engländer anführen, Carlyle, der diesen Zug der Heuchelei als für den Engländer bezeichnend hinstellt: „Vom Fuß bis zum Scheitel umgibt ihn althergebrachte Scheinheiligkeit wie ein Ozean." Kurz und witzig hat unser Fontane die Sache so ausgedrückt: „Sie sagen Christus und meinen Kattun." Richtig ist, daß über die einerseits brutale, anderseits heuchlerische Machtpolitik Englands niemand schärfer geurteilt hat als eine Reihe von Engländern selbst, schon Shaftesbury. Bekanntlich bringt man vielfach auch bei uns den einzelnen vornehm und rechtlich denkenden Engländer in Gegensatz zu der gemeinen Staatskunst seines Landes; kurz vor dem Kriege haben uns Anglisten wie Sieper oder Franz den Engländer beinahe als menschliches Muster hingestellt — wir wollen die Frage auf sich beruhen lassen ebenso wie diejenige des Verhältnisses der privaten zur Staatsethik. Nachdenklich sollte das widerliche Bild des Machtstaates England — jetzt in seiner industriell-kapitalistischen Bedingtheit noch widerlicher — nur gewisse imperialistische Machtpolitiker bei uns stimmen. Sie mögen zwischen ihrem Ideal des Machtstaates und seiner englischen Form noch so viel Unterschiede machen — es sind nur Gradunterschiede. Das englische right or wrong — my country hat man uns öfter vor dem Kriege gepriesen: mit diesem Satz ist die ganze englische Politik, über die man heute so bewegliche Klage erhebt, gerechtfertigt.

Im übrigen — den Engländer selbst fechten alle diese während des Krieges erhobenen Angriffe nicht im geringsten an, und in den Augen der Neutralen verliert er auch nichts. Noch — nicht mehr lange — hat er die übrige Welt am Bändel. Wir mögen die Hinterlist, mit der er Indien sich untertan zu machen verstanden hat, und seine Untaten in Indien anführen, er braucht nur auf seine indischen Hilfstruppen zu weisen. Wir mögen die Gewalttaten gegen die Buren und die schmachvolle Behandlung ihrer Frauen heranziehen, er kann lächelnd auf die Buren, die für ihn gegen uns in Afrika kämpfen, zeigen. Unsere Entrüstung über die Niederträchtigkeit seiner Politik und Kriegsführung nimmt er nur als ein Zeichen dafür, daß wir — dumme Deutsche sind.

Er dünkt sich uns eben überlegen. Diesen Überlegenheitsdünkel hat er nun aber uns gegenüber in jeder Beziehung, und nicht nur der Engländer hat ihn, auch der Franzose, der Italiener, selbst der Russe. Dieser Überlegenheitsdünkel ist für das ganze Verhalten unserer Feinde vor und in dem Kriege

Digitized by Google

eine der wichtigsten Erscheinungen; er spielt auch bei der verschiedenen Auffassung der „Neutralität" Amerikas einerseits uns, den Engländern anderseits gegenüber eine erhebliche Rolle. Wir sind in den Augen der meisten Völker nicht nur eine unangenehme und verhaßte, sondern auch eine untergeordnete Rasse — Barbaren. Das Feldgeschrei der Entente war von Anfang des Krieges an: Verteidigung der Zivilisation gegen die deutsche Barbarei. Im Bewußtsein der deutschen Kulturhöhe war unser Volk über diesen Anwurf der Barbarei sprachlos ebenso wie über die maßlosen Äußerungen des Hasses gegen alles deutsche nicht nur bei den Feinden, sondern auch bei den meisten Neutralen. Viel ist darüber alsbald bei uns geschrieben worden, aber bei den Erklärungsversuchen klammerte man sich viel zu sehr an die Verhältnisse der Gegenwart. Die Älteren hätten sich erinnern sollen, daß 1870 ganz dasselbe Geschrei sich in Frankreich wie in dem franzosenfreundlichen Ausland erhob. In Wirklichkeit handelt es sich bei dem Gerede von der deutschen Barbarei um ein altes Inventarstück der Weltgeschichte aus den Tagen der Germanenfurcht im römischen Reich, den Deutschen gegenüber neu aufgeputzt in der Zeit der Renaissance namentlich durch die italienischen Humanisten; ebenso ist die allgemeine Unbeliebtheit der Deutschen seit dem frühen Mittelalter nachweisbar. Die Höhe der geistigen Kultur Deutschlands im 18. Jahrhundert änderte diese Stimmung wesentlich, wir wurden zum Teil bewundert, und man nannte uns — das Wort stammt übrigens von einem Engländer — das Volk der Dichter und Denker. Mit dem politischen Aufschwung im 19. Jahrhundert und dem zum Teil damit verbundenen wirtschaftlichen Aufstieg wurden wir den älteren Großmächten wieder unangenehm — das zeigte sich eben schon 1870 —, und die alten Seiten fand man nun in dem preußischen Militarismus. Das ganze heute so wichtige Thema: „Die Deutschen im Urteile des Auslandes" habe ich, eben nach der geschichtlichen Seite hin, mit großer Ausführlichkeit und Eindringlichkeit schon vor 7 Jahren (Dezember 1909/Januar 1910) in der „Deutschen Rundschau" dargelegt. Damals erregte der Aufsatz viel Aufsehen, man hätte sich heute bei der Erklärung der im Weltkrieg so grell auftretenden Erscheinung nur seiner erinnern sollen, erst ganz neuerdings haben einzelne Gelehrte auf das von mir längst nachgewiesene Alter der Erscheinung hingewiesen. Solche tief eingewurzelten Volksstimmungen sind ein Faktor, den man auch politisch neben anderen Faktoren politischer und wirtschaftlicher Art hätte in Rechnung stellen müssen — derartiges berührt unsere Politiker ja aber leider ebenso wenig wie unsere landläufigen Historiker. Jetzt lehrt's der Krieg!

Dieser Krieg ist keineswegs allein wirtschaftlich bedingt, er ist auch nicht nur das Erzeugnis der französischen Revanchelust, der englischen Furcht vor der Erschütterung seiner Weltherrschaft und der brutalen russischen Ausdehnungssucht, er wurzelt nicht nur in den niederträchtigen politischen Machenschaften unserer Gegner: er ist auch der gefährlichste Ausbruch alteingewurzelter Volksstimmungen gegen uns. Man täuscht sich so häufig, indem man denkt, dieser Krieg ist ein verruchtes Spiel weniger Machthaber und Macher — das ist er in seinen äußerlichen Anlässen gewiß —, und wenn die irregeführten Völker einmal die Wahrheit erkennen würden, wenn sie erst besiegt sein würden, dann würde es dem Advokatengelichter der Poincaré, Viviani, Briand, Asquith, Lloyd George, Sonnino an den Kragen gehen

Digitized by Google

und die Straße würde brüllen: An die Laterne! Nein, es stehen auch die Völker gegen uns — vernünftige Minderheiten sind ohnmächtig —, in erster Linie das französische und das englische Volk. Hier liegt die Schwere des Krieges, hier die Schwierigkeit, zum Frieden zu kommen. Und dazu die geschilderte Volksart unserer Hauptfeinde!

Der Haß und der Überlegenheitsdünkel sind es, die unsere gewaltigen militärischen Erfolge immer wieder um die politische Wirkung auf die Gegner, die ihnen gebührte, bringen. Sie militärisch so auf die Knie zu zwingen, daß ihnen der Atem ausging, ist vielleicht einmal bald nach Beginn des Krieges im Westen möglich gewesen. Es ist uns nicht gelungen, so bleibend der Erfolg der Besetzung Belgiens und Nordfrankreichs war. Jetzt, nach langer Kampfeszeit wird uns das Niederzwingen auf besondere Weise gelingen — die Feinde haben es so gewollt. Dann wird auch die innere Einkehr folgen.

Die Austreibung des Überlegenheitsdünkels muß eine Hauptfrage des Krieges sein. Er vor allem hat ihn so unheilvoll verlängert. Wir haben die Auffassung unserer Feinde oft für verrückt, für wahnwitzig gehalten, wo diese in ihren Augen die selbstverständliche war — eben aus ihrem Dünkel heraus. In militärischer Beziehung war es zunächst eine Selbstverständlichkeit nicht nur für die Entente, sondern für alle Welt, daß wir unzweifelhaft und sehr schnell besiegt werden würden. Es ist die Überzeugung, die aus dem mitleidig-überlegenen Worte des Engländers spricht: „armes Deutschland!" Ja, einzeln mit dem unangenehmen deutschen Emporkömmling, der militärisch gerüstet dastand, anzubinden, dazu reichte der Dünkel nicht aus. Aber Frankreich, Rußland, England usw. vereint — man bemerke die Ritterlichkeit der edlen Völker — werden selbstverständlich in kurzer Zeit dieses anmaßende Deutschland niederschlagen und in die ihm gebührende untergeordnete Stellung zurückzwingen. Der Sieg war unumstößlich sicher. Nun kam es anders. Darob einerseits zwar, eben dank jener harten und haßerfüllten Gesinnung, Anspannung aller Kräfte weit über ein je geahntes Maß hinaus, auf der anderen Seite aber fast komische Wut, daß die Deutschen sich nicht, wie sie es doch mußten, besiegen ließen, sondern sogar siegten. Dann mußten eben noch weitere Kämpfer heran, denn alle Welt stand ja auf Seiten der Entente und die Besiegung der Barbaren war ja ein Weltinteresse. Eine englische Zeitungsstimme aus dem Jahre 1915 schrie das wie etwas selbstverständliches hinaus: Wenn wir diese Brut nicht allein besiegen können, dann müssen Portugal, Spanien, Italien, Rumänien, Amerika usw. usw. heran. Im übrigen machte das Bewußtsein der ungeheuren Mittel der Entente, der Überlegenheit der Zahl, des Geldreichtums, der Munitionslieferungen auch Neutralien im Zusammenhang mit jener gewaltigen Anspannung aller Kräfte den Sieg nunmehr „mathematisch sicher". Der in den deutschen Zeitungen veröffentlichte „Prophetenspiegel" zeigt unwiderleglich, was alles unsere Feinde im Laufe der Jahre 1915 und 1916 als unbezweifelbar sicher eintretend hingestellt haben. Trotzdem meist das Gegenteil eintraf, der Überlegenheitsdünkel triumphierte. Man lese einmal die Nummern des Matin, die während unserer Erfolge in Rußland im Sommer 1915 erschienen sind. Keinen Augenblick schwindet der Ton spöttischer Überlegenheit aus dem Blatt, in dem übrigens — damals lebte man in Frankreich noch durchaus in altem Leichtsinn — der Krieg den gewohnten pariserischen Inhalt durchaus nicht so zurückgedrängt hat, wie man sich das bei uns wohl vorstellt.

Digitized by Google

Bei solchem Überlegenheitsdünkel war für diejenigen, die nicht nach Einbildungen, sondern nach den wirklichen Verhältnissen urteilen, die Antwort der Entente auf das Friedensangebot durchaus keine Überraschung. Nach ihren Anschauungen wäre ein Frieden, der auch nur einigermaßen als „deutscher" Friede bezeichnet werden könnte, wäre selbst ein reiner Kompromißfrieden geradezu undenkbar, völlig lächerlich. Wer die Gegner kannte, konnte sich sagen, daß die Entente die von ihr veröffentlichten Kriegsziele, die in Deutschland glücklicherweise endlich Klarheit in den Köpfen geschaffen haben, ganz ernsthaft sogar noch für maßvoll hält. Das hat ja neuerdings Herr Bonar Law auch ausgesprochen. Er hält jene Friedensbedingungen „nicht für weitgehend".

Jener Überlegenheitsdünkel hat nun aber weiter uns gegenüber zur völligen Verwirrung der Begriffe von Recht und Gerechtigkeit geführt, und gerade hier folgt ein großer Teil der neutralen Welt völlig den Anschauungen der Entente. Wir werden mit ganz anderem Maß gemessen als insbesondere England. Wenn England und wir das Gleiche tun, so ist das keineswegs dasselbe. Über den verschärften Unterseebootskrieg, der England die Zufuhr abschneiden soll, entrüstet sich Bonar Law mit der empörten Erklärung, daß wir nach dem „Grundsatz der Terrorisierung der Zivilbevölkerung und der neutralen Länder" handelten. Dabei führt England kalt und unbekümmert seit langem den Aushungerungskrieg gegen unsere gesamte Bevölkerung und „terrorisiert" dabei die benachbarten neutralen Länder in rücksichtslosester Weise. Die Entente verkündet das Recht der Nationalitäten — das gilt aber natürlich nur für die „Befreiung" gewisser Volksteile von der „Bedrückung" durch Deutschland und Österreich, selbstverständlich nicht für Iren, Inder oder die Fremdvölker Rußlands. Die Entente erhob ein fanatisches Geschrei über die „Vergewaltigung" des „neutralen" Belgiens und hat damit auf die übrige Welt die größten Wirkungen erzielt — als wir auf die unerhörte Vergewaltigung des wirklich neutralen Griechenlands hinwiesen, nannte das eine englische Zeitung eine „Unverschämtheit". Ist das alles nur Heuchelei oder ist das völlige Begriffsverwirrung? Wie diese Verwirrung in der uns feindlichen Welt um sich gegriffen hat, zeigt etwa das Beispiel des Königs von Rumänien, des Prinzen von deutschem Stamme. Dieser Mann, dessen Kriegserklärung uns, in jenem Augenblicke wenigstens, völlig unerwartet kam, beklagt sich jammernd, eines solchen Überfalls habe er nicht gewärtig sein können! Hier wird die Sache zur krankhaften Erscheinung oder zur kindischen Albernheit. Uns gegenüber ist alles erlaubt. Das zeigte schon bei Ausbruch des Krieges das listige Japan mit seinem Ultimatum. Hätte sich Japan jemals England gegenüber eine solche Forderung aus heiterem Himmel erlaubt? Aber wir galten eben von vornherein als die unzweifelhaft Unterliegenden, und die althergebrachte Mißachtung des Deutschen spielte mit hinein. Wollen wir noch Amerika heranziehen? Wie faßte es den Begriff der Neutralität uns und England gegenüber auf? Immer nur zu unseren Ungunsten. Daß England mit seiner „Blockade" auch den Handel Amerikas mit uns unterband, dagegen wurde zwar lahm protestiert, aber man trug es bereitwillig. Man kam den Engländern sogar soweit nach, daß man ein Ausfuhrverbot selbst für Säuglingsmilch nach dem auszuhungernden Deutschland erließ.

Wenn in den Augen der übrigen Völker England etwas ganz anderes ist als wir, so liegt das freilich zu einem guten Teil an dem Eindruck der ge-

Digitized by Google

waltigen äußeren Macht Englands, die es überdies durch seine rücksichtslose Staatskunst in stärkstem Maße auszunützen versteht. Diese Macht Englands müssen wir neben den geschilderten Eigenschaften und Gesinnungen unserer Feinde als einen der wesentlichsten Punkte bei ihrer Einschätzung berücksichtigen. Unsere öffentliche Meinung ist sich über den Umfang der Macht Englands auch heute noch nicht ausreichend klar geworden. Es ist nun einmal eine Weltmacht ersten Ranges mit ungeheuren Kräften und Hilfsmitteln. Es ist kein Kinderspiel, England zum Feinde zu haben. Das hat die Vorgeschichte des Krieges mit der englischen Einkreisungspolitik, noch mehr der Verlauf des Krieges bis zu den Lebensmittelschwierigkeiten, die wir ihm verdanken, gezeigt. England bildet das Rückgrat der uns feindlichen Mächte. Es will unsere Handels- und Seemacht vernichten, wie es einst diejenige Spaniens, Hollands, Frankreichs vernichtet hat. Der Krieg wird so lange dauern, als England will und — kann. Frankreich zwar wird in seinem oben geschilderten Kriegsfanatismus bis zum letzten Ende mitgehen, aber Rußland z. B. ist lediglich von England abhängig. Nach den ungeheuren Schlägen, die wir ihm versetzten, nach den fürchterlichen Menschenopfern, bei der Stimmung und auch der Gemütsart der eigentlichen Volkskreise — die westeuropäisch gesinnte „Intelligenz" und Industrieschicht ist eben von England und Frankreich abhängig— wäre tatsächlich, auch ohne dem Einfluß der sog. Hofpartei, mehr als einmal an Frieden zu denken gewesen, wenn nicht eben England Rußland am Bändel hätte. Jetzt ist das mehr als je der Fall. Das Geheimnis liegt in der völligen finanziellen Abhängigkeit Rußlands von England. Es hat keinen eigenen Willen mehr[1]). Darum haben wir auch von den Russen nicht näher gesprochen.

Eben gegenüber dieser gewaltigen Macht Englands wächst die von uns vollbrachte Leistung ins Ungeheure, überhaupt gegenüber dem Ansturm der alle Kräfte einsetzenden, haßerfüllten Welt unserer Feinde. Aber wenn hier versucht wurde, eindringlich darzulegen, mit wem wir es zu tun haben, so sollte auch der Ernst unserer Lage klar gemacht werden.

Die Stunde ist ernst. Siegen unsere Feinde, so werden wir vernichtet. Niemand darf sich mehr verblendeten Meinungen über die Gesinnung und die Ziele unserer Feinde hingeben. Es geht um Sein oder Nichtsein unseres Volkes. Jeder der den Ernst unserer Lage kannte, atmete auf, als im vorigen Herbst, nachdem Hindenburg auf seinen jetzigen Platz gestellt war, dem deutschen Volk dieser Ernst mit eindringlicher Offenheit klar gemacht wurde und gleichzeitig alles ins Werk gesetzt wurde, um den Kampf bis zum äußersten siegreich zu bestehen. Bis dahin gab es nur allzuviele, die in berechtigter Freude über die errungenen Siege und Erfolge das noch zu Leistende zu gering einschätzten, oder die in völliger Verkennung der Anschauungen unserer Feinde die Möglichkeit eines Friedens nur von unserem Angebot abhängig machten, oder die von persönlichen Opfern und Sorgen verschont, dem Krieg bis ins Innerste gleichgültig gegenüberstanden und ihn nur als unangenehme Einschränkung ihrer äußerlichen, genußsüchtigen Lebensführung ansahen. Jetzt ist es ausgesprochen, von maßgebendster Stelle: es geht um alles, „Siegen oder Brechen!" Man bilde sich auch nicht ein, daß wir mit dem U-Bootkrieg die Engländer von heute auf morgen auf die Knie zwingen werden. Für sie be-

[1]) Diese Zeilen sind vor dem Ausbruch der Revolution geschrieben.

Digitized by Google

ginnt jetzt erst langsam die Einschränkung ihrer Lebenshaltung, und wenn es schärfer kommt, werden sie Entbehrungen auf sich nehmen bis zum äußersten. Auch sie wissen, worum es geht.

Die Stunde ist ernst. Weichheit und Nachgiebigkeit haben jetzt keine Stätte mehr bei uns. Zu Feinden von solcher Gesinnung und solchem Vernichtungswillen, wie wir sie haben, darf man nur in der Sprache reden, die sie verstehen. Gibt es äußerste Kampfmittel, die sie niederzwingen können, so wenden wir sie jetzt an. Niemand von uns hält den unbeschränkten U-Bootkrieg an sich für etwas Schönes. Aber wir zwingen weder die Feinde noch die Neutralen, sich in Gefahr zu begeben. Überdies — wenn England oder Frankreich dieses Mittel in der Hand hätten, den Krieg zur Entscheidung zu bringen, glaubt irgend jemand in der Welt, daß bei ihnen die geringsten Bedenken bestünden, es in der rücksichtslosesten Weise anzuwenden? Und was wären ihnen dabei die Neutralen? Wir dürfen jetzt auch nach niemandem mehr fragen. Wir wissen, wir handeln aus höherem Recht, wir greifen zu diesem Mittel, weil unsere Feinde es nicht anders wollen. Aber wir wollen uns damit nicht entschuldigen. Diesen Feinden gegenüber bedürfen wir keiner Entschuldigung. Wir *wollen* jetzt so handeln, und die übrigen, auch die eingebildeten Amerikaner haben sich zu fügen. Es darf nicht mehr so sein, wie bisher in der Welt: Ich bin ein Engländer und darf alles; ich bin ein Amerikaner, wehe dem, der mir ein Haar krümmt. Das Civis romanus sum muß auch der Deutsche in Anspruch nehmen: wenn er sich durchgesetzt hat, dann wird jener Überlegenheitsdünkel der anderen endlich ins Nichts versinken. Wie Luther einst in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen" den Feinden, die ihm falsche Übersetzung der Bibel vorwarfen, keine Rechtfertigung geben wollte (den Freunden gab er sie), weil mit ihnen nicht zu reden sei, sondern ihnen einfach erklärte: ich, der Luther, tue das eben so, sic volo, sic jubeo: so muß es jetzt auch der Deutsche der Welt künden: Sic volo, sic jubeo.

Einheimische Wildgemüse.

Von Dr. Ernst Küster, Professor der Botanik an der Universität Bonn.

Über die Herkunft der vom Pflanzenreich stammenden eßbaren Gaben der Natur haben sich beim Publikum längst feststehende Meinungen gebildet, an welchen auch dann hartnäckig festgehalten wird, wenn sie beschwerlich zu werden drohen. Vom Obst weiß jeder Städter, daß es sowohl von angebauten Pflanzenindividuen geerntet als auch von wildwachsenden Exemplaren gewonnen wird; alles das, was wir zusammenfassend als Gemüse bezeichnen, gilt aber als Produkt des Landmanns und des Gärtners. Daß auch in der freien Natur nicht nur eßbare, sondern auch höchst schmackhafte und hervorragend bekömmliche Gewächse anzutreffen sind, und daß manche von ihnen in verschwenderischer Fülle jedem zu Gebote stehen, ist eine Tatsache, die unseren Voreltern gut genug bekannt war, die aber für viele von uns in den Zeiten der Fülle und des Reichtums an Interesse verloren hat und schließlich bei breiten Schichten der Bevölkerung ganz in Vergessenheit geraten ist. Der Krieg und nicht weniger als er die durch den kalten Frühling 1917

Digitized by Google

hervorgerufene Verzögerung der Gemüseproduktion haben Mißachtetes zu Ehren, Vergessenes in Erinnerung gebracht und die Aufmerksamkeit vieler Einsichtiger auf die Güter gelenkt, die mit vielen der sogenannten „Unkräuter" alljährlich verloren gehen, obwohl ihre guten Qualitäten gar manche von ihnen zu den feinsten Leckerbissen zu verarbeiten gestatten.

Nichts von dem, was den Menschen nährt, seinem Gaumen zusagt und seinem Magen zuträglich ist, darf in dieser Zeit der Mobilmachung aller verwertbaren Produkte unseres Vaterlandes unserer Küche fernbleiben.

Es ist ein Umstand von großer ökonomischer Bedeutung, daß gerade im ersten Frühjahr — auch unter Witterungsverhältnissen, die das angebaute Frühgemüse noch zurückhalten — Wildgemüse in reicher Auswahl und großen Massen unerreichbar billig und jedermann zugänglich sich einfinden.

Ich nenne vor allem die gemeine Brennessel (Urica dioica). Wir betrachteten sie fast schon als Sinnbild der Unfruchtbarkeit und der Verwahrlosung, bis wir im Kriege den Spuren unserer Urgroßeltern folgen und die Nessel als Lieferantin wertvoller Fasern schätzen lernten. Wichtiger noch — bei der Bedeutung aller auf Nahrung und Sättigung bezüglichen Fragen — ist ihre Eignung zum Gemüse. Wer im Frühjahr die jungen Sproße — etwa nach Art des Spinats zubereitet — einmal genossen hat, wird es begreifen, daß die alten Römer sich aus ihnen allerhand Delikatessen herzurichten verstanden — man findet bei Apicius die erforderlichen Rezepte.

Eine andere Frühjahrspflanze, die sich durch besonders frühes Blühen jedem auffällig macht, ist der Huflattich (Tussilago farfara), dessen gelbe Blütenköpfe noch vor den Blättern der Pflanze sichtbar werden. Auf lehmigen Abhängen und Wiesen leuchtet oftmals Stern an Stern. Die Blütenstände — samt den beblätterten Schäften — sind eßbar, — mehr als das, sie sind ungemein schmackhaft. Die Brennessel erinnert in ihrem Geschmack manche Zungen an Spinat und Braunkohl zugleich; der Huflattich hat einen ganz eigenartigen Geschmack, der — wiederum bei Behandlung nach Spinatart oder nach Herrichtung sogenannter Bratlinge — am besten zur Geltung kommt.

Das dritte Objekt, das ich — gewiß zur Ueberraschung vieler — unter den eßbaren Wildpflanzen zu nennen habe, ist das allbekannte Gänseblümchen (Bellis perennis). Auch hier, wie bei so manchen andern Vertretern der Korbblütler, sind die Blütenstände genießbar. Ihr Geschmack ist sehr milde. Es fehlen ihm ganz und gar jene scharfen Stoffe, die vielen Personen unerträglich sind und leider zum Abbrühen vieler Gemüse und damit zur Auslaugung gar mancher wichtiger Nährstoffe verführen. Der einzige Fehler des Gänseblümchens ist das geringe Gewicht seiner Blütenstände; zu einer sättigenden Schüssel gehört schon eine stattliche Zahl blühender Individuen.

Eßbar sind ferner mehrere Vertreter der Umbelliferen. Sie schmecken am besten zu der Zeit, in welcher sich die ersten Blätter entwickeln und die Blüten noch fehlen. Zuerst nenne ich den Giersch (Geisfuß, Aegopodium podagraria). Er unterscheidet sich von vielen anderen Umbelliferen durch die relativ einfache Gliederung seiner Blätter. In Obstgärten, auf Wiesen, an Straßenrändern ist der Giersch oft so massenhaft zu finden, daß man in kürzester Zeit Säcke mit ihm füllen und die Häuslichkeit durch ihn mit vorzüglichen Dörrgemüsen bereichern kann. Von allen Frühjahrswildgemüsen, die ich selber oft und reichlich zu essen Gelegenheit gehabt

Digitized by Google

habe, ist mir der Giersch als der schmackhafteste in besonders freundlicher Erinnerung geblieben.

Die andere Vertreterin der Doldengewächse ist die Bärenklau (Heracleum sphondylium), ebenfalls eine Pflanze mit relativ einfachen, gefiederten Blättern. Im Sommer wächst sie zu sehr kräftigen, hohen Exemplaren heran. Ebenso wie die des Giersch sind auch ihre Blätter nicht nur im Frühjahr, sondern auch in den ersten Sommermonaten noch zu ernten und zu genießen.

Auf manchen Aeckern erscheint schon im Vorfrühling die Vogelmiere (Stellaria media): in wenigen Minuten läßt sich ein Rucksack mit ihr füllen. Im Frühjahr ist die Pflanze in allen ihren Teilen äußerst zart, so daß man nicht erst — wie oft im Sommer — die harten Stengel auszusortieren braucht. Im Geschmack ist auch dieses Gewächs sehr angenehm, sehr milde.

Kräftige Eigenart, die auch verwöhnten Zungen angenehme Ueberraschungen bringt, zeichnet das Wiesenschaumkraut aus (Cardamine pratensis): die beste Zeit, es zu sammeln, ist dann gekommen, wenn die Blütenstände, ja die einzelnen Blüten schon deutlich erkennbar, aber noch nicht erschlossen sind. Zu dieser Zeit sind auch die Stengel noch sehr zart, die ganze Pflanze kann verarbeitet werden. Ich vermeide es, durch Abbrühen den eigenartigen Geschmack der Pflanze zu schwächen und schätze seine gehaltvolle „fruchtige" Art ganz besonders. Zubereitung hier wie bei den eben genannten Arten wie Spinat. Roh genossen schmeckt das Wiesenschaumkraut wesentlich schärfer und verrät seine Verwandtschaft mit Senf und Meerrettich; man verwende es zu Fischsaucen oder als pikante Zutat zu Brot und Kartoffeln.

Aus der Reihe der Kryptogamen ist der Adlerfarn zu nennen (Pteridium aquilinum). Gemüse liefern die jungen Wedel; man genieße sie in „langer" Form als Spargelersatz. Manche rühmen dem Farngemüse einen angenehmen pilzartigen Geschmack nach.

Zum Schluß nenne ich den Löwenzahn (Pusteblume, Kettensalat; Taraxacum officinale). Zu den vergessenen und übersehenen Unkräutern kann freilich dieser nicht mehr gerechnet werden; in Frankreich ist der pisse-en-lit auf jeder Speisekarte genannt zu finden, und im Rheintal, in Elsaß-Lothringen, auch in München steht sein Genuß schon lange in wohlverdienter Schätzung. In anderen Gegenden Deutschlands freilich will man von dem „Ziegenfutter" nichts wissen und läßt sich eine der pikantesten Salatpflanzen unserer Heimat entgehen. Vom ersten Frühjahr ab sind seine Blätter und seine Blütenstandsknospen zu ernten. Seine aromatische Bitterkeit erinnert an den Geschmack der Zichorie. Stellt man warme Gemüsegerichte aus dem Löwenzahn her, so geht der bittere Geschmack, der vielen besonders willkommen ist, andere leicht abschreckt, zum Teil verloren.

Mit den genannten ist die Zahl unserer eßbaren Frühjahrspflanzen keineswegs erschöpft. Absichtlich beschränke ich mich hier auf die Anführung derjenigen, die überall reichlich auftreten und leicht zu erkennen sind, und deren Schmackhaftigkeit von vielen Kundigen bestätigt worden ist. Wenn diese Summe guter Eigenschaften bisher nicht ausreichen wollte, den Pflanzen die gebührende Achtung zu verschaffen, so liegt das einzig und allein an der Wirkung der Vorurteile, die selbst in den Kreisen der Gebildetsten um das Kapitel von Essen und Trinken sich zu hohen Wällen schichten. Man sagt, Probieren geht über Studieren. Wie viel mehr sollte nicht Probieren vollends den Vorzug vor dogmatischem Festhalten am Altgewohnten und dem unbegründeten Ablehnen neuer Vorschläge verdienen.

Digitized by Google

Marinetti als Musikästhetiker.

Mit wem setzt sich eigentlich Hans Pfitzner auseinander in der kleinen und doch gewichtigen Schrift, die er, gereizt durch Ferruccio Busoni sich von der Seele geschrieben und „Futuristengefahr“[1]) betitelt hat? Daß Busoni selbst von den Salonparadoxen zurückkäme, die er unter der Etikette „Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst“ jenen Intellektuellen auftischt, die nicht alle werden, ist ebensowenig anzunehmen, wie, daß irgend ein Musiker, im Begriffe, futuristische Musik zu fabrizieren, im letzten Augenblick daraufhin sich reuig besänne: der wirkliche Musiker wird von vornherein gar nicht daran denken, auf Grund einer Ästhetik zu schaffen, die man auf die Pantagruelische Formel bringen könnte Fais ce que voudras, genau wie Busoni selbst, wenn er sich zum Komponieren niedersetzt, so leid es ihm tut, nach der Ästhetik wird arbeiten müssen, die er zu verwerfen, und nicht nach der, die er zu entwerfen vorgibt, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die erste existiert und die zweite nicht. Er wird Vorzeichen setzen, und wär es nur, um zu erklären, welche Tonarten er die Absicht hat zu vermeiden; Taktarten angeben, schon um sie wechseln zu können; Akkorde schreiben, um sie zu alterieren; er wird zu seinem Schmerz irgendwie mit dem Grundton aufhören müssen, damit das Publikum merkt, wann die Geschichte aus ist, so, wie auch der unmusikalischste Hörer das Stimmen der Instrumente vom Beginn des Werks wegkennt, wenn im Orchester nicht mehr jeder einzelne probiert, was ihm beliebt, sondern alle zusammen einem Gesetz und einem Willen gehorchen. Man sagt zwar einem Schah von Persien nach, ihm hätte im Theater das Stimmen besser gefallen als die Oper; und einem Nizam von Haiderabad, er hätte sein Hoforchester in der Weise genossen, daß jedes Instrument willkürlich drauf losspielte, was nur hervorzubringen war; aber die beiden Anekdoten dürften zu dem Zweck erfunden sein, recht drastisch zu zeigen, was europäische Musik, was überhaupt Musik ist, und was nicht.

Pfitzner selbst hat sich bemüht, hinter die seelische Verfassung zu kommen, aus der heraus eine Schrift, wie die von Busoni, zu erklären, wenn auch nicht zu entschuldigen ist:

„Er sitzt am Klavier. Wie eigensinnig von den Tasten, daß zwischen dem h und dem c da nicht ein sanfter Übergang möglich ist. Diese Grenzen müssen fort! Er hört ein Orchester: das ist ja noch beinahe dieselbe Klarinette und Trompete und Violine, die schon zu Beethovens und Wagners Zeit im Orchester figuriert hat. Wie langweilig sind diese Grenzen! Er schlägt Noten auf: was fällt dem tyrannischen und pedantischen Komponisten da ein, von mir zu verlangen, hundert Takte lang in demselben Zeitmaß zu spielen? Länger als acht Takte halte ich das nicht aus! Das unterbindet meine Freiheit! Und die schwarzen Punkte, Striche und Linien da, das soll dasselbe sein, wie die hohen Gedanken des Menschen? Fort mit diesen Begrenzungen! Und der Violinschlüssel und der Baßschlüssel da vorn, die sind ihm nun ganz besonders verdächtig! Ich kann mir wohl denken, daß solche Empfindungen bei jedem Menschen und zwar in bezug auf sich selbst, sein ganzes Dasein und Fühlen, einmal Platz greifen; daß man bei schlechter seelischer und körperlicher Disposition es seltsam und unerträglich

[1]) Hans Pfitzner: Futuristengefahr. Bei Gelegenheit von Busonis Ästhetik. Süddeutsche Monatshefte, 1917.

Digitized by Google

findet, daß man sich, solange man lebt, jeden Tag des Morgens anzieht und des Abends auszieht; daß der Körper im Raume immer denselben Platz wegnimmt; daß man jede Minute seines Lebens mit einem Atemzug erkaufen muß; daß man es höchst langweilig findet, immer dieselbe Nase im Gesicht zu haben. Werden solche Zustände bleibend, so hängt man sich eines Tages auf. So will unser Ästhetiker auch, daß unsere Musik Selbstmord begehe. . . ."

Solche Dinge denkt man gelegentlich an einem trostlos trüben Tag, wenn man schlecht geschlafen hat, wenn man verkatert ist oder krank, oder ganz kaputt vom Nichtarbeitenkönnen: man verzweifelt an seiner Kunst, weil man an sich selbst zweifelt. Man kann sie auch aussprechen, wenn man lang beim Wein gesessen und exaltiert ist, wie jene Freunde Molières, die ihren von Flasche zu Flasche sich steigernden Lebensüberdruß ertränken wollten, hätte ihnen nicht der Hausherr vorgeschlagen, doch lieber bis zum nächsten Morgen zu warten. So etwas kommt vor, ist nicht verwunderlich, sogar hinterher lustig. Wunderlich aber und gar nicht mehr lustig ist es, wenn ein geistreicher Mann seine Zeit nicht für zu kostbar hält, spielerische Launen eines überreizten Gehirns im Ernst niederzuschreiben, es sei denn, er wollte ein Seitenstück zum „Horla" von Maupassant geben. In der Tat hat man beim Lesen Busonis das Gefühl: welcher Novellenstoff! etwas in der Art des Tino Moralt von Walter Siegfried, oder von Strindbergs „Am offenen Meer", ein ins Pathologische gesteigerter Hoffmann, wie man es ausdrücken will, jedenfalls ein vorzüglicher Vorwurf, den nur ein Dichter bewältigen könnte, der zugleich, um das Busoni so ärgerliche Wort zu gebrauchen, als durch und durch musikalischer Mensch die Verwüstung schilderte, die die Musik in einer Musikerseele anrichten kann, wenn sie ihr Gleichgewicht verloren hat, wenn die Mittel anfangen souverän, die Technik Selbstzweck zu werden. Aber wer Paradoxe, die morgens zwischen vier und fünf, beim Auseinandergehen eines angeregten Kreises junger Männer, psychologisch verständlich sind, als neues Evangelium dem Publikum vorträgt, macht fast den Eindruck des muntern Pierrots, der am Aschermittwoch früh unterm Laternenpfahl im Schnee sitzt und allen Vorübergehenden versichert, fortan prinzipiell hier logieren zu wollen.

Ist es Zufall oder mehr, daß Pfitzners Schrift mit der deutschen Ausgabe des „Johann Christoph in Paris" zusammen in den Schaufenstern liegt? Wer den bedeutenden Roman (Frankfurt, Rütten & Loening) zur Hand nimmt, kann nicht umhin betroffen zu sein von den Anzeichen jener um sich fressenden Entartung, jener schauerlichen Pseudomusik, gegen die sich im Grunde Hans Pfitzner nicht weniger bekümmert wendet als Romain Rolland. Denkt man nicht beim Lesen Busonis an den großen Musikkritiker Theophile Goujart bei Rolland? „Er verkündete den Anbruch einer neuen Kunst, die alle Überlieferungen der Vergangenheit mit Füßen trete. Er redete von einer musikalischen Sprache, die soeben von dem Columbus der Pariser Musik entdeckt sei, und die der Klassiker zu einer toten und völlig überflüssigen Sprache mache." Der Unterschied ist nur, daß Goujart von einem futuristischen Musiker schwärmt, Busoni hingegen von einer futuristischen Drehorgel, dem elektrischen Riesenapparat eines Doktor Thaddäus Cahill aus Amerika, der, wie Busoni zu verstehen gibt, nicht etwa aus dem Personenverzeichnis eines Stücks von Wedekind entsprungen ist, sondern tatsächlich existiert und besagte Maschine wirklich verbrochen hat. „Gesetzt, dies wäre wahr, wäre es deshalb schon wünschens-

Digitized by Google

wert?" So möchte man mit Nietzsche fragen. Es gibt Ketzer, die im Einfügen neuer und bisher unerhörter Instrumente nicht eine Bereicherung, sondern **nur eine Verplumpung des Orchesters sehen, denen die Celesta nicht** minder gestohlen werden kann als das orchestral verwendete Klavier, und in deren Ohren eine einzige Trompete bei Gluck unendlich wirkungsvoller klingt als die Riesenfürze des modernen Mammutblechs. Wenn sie von Vierteltönen lesen und von neuen Instrumenten, so wissen sie nur eines bestimmt, daß nämlich der Ton der Musik dadurch höchstens noch grauer und verwischter würde als er bereits ist, die Farben noch stumpfer, die Raffiniertheit noch langweiliger. „Alles war grau in grau," heißt es im Johann Christoph; „die Titel der Werke wechselten, manchmal sprachen sie vom Frühling, vom Mittag, von Liebe, von Lebensfreude, vom Streifen durch den Wald und Feld; die Musik aber, die wechselte nicht; sie war einförmig, sanft, blaß, schläfrig, blutarm, bleichsüchtig. Es war Mode, in der Musik leise zu reden, und man tat recht daran, denn sobald man laut sprach, begann man zu schreien. Ein Mittelding gab es nicht: man hatte nur die Wahl zwischen vornehmer Schläfrigkeit und Schmierenpathos . . ." „Sie bekamen graue Haare über dem Suchen nach neuen Akkordverbindungen, um — was auszudrücken? Was machte es aus — wenn es nur eine neue Ausdrucksform war! Neues um jeden Preis! Sie hatten eine krankhafte Angst vor dem dagewesenen." Und das Publikum? „Das Publikum, das einerseits aus Gesellschaftsmenschen bestand, die vor Langeweile starben, aber um alles in der Welt nicht auf die Ehre verzichtet hätten, eine vornehme Langeweile teuer zu bezahlen, andererseits aus kleinen Anfängern, die glücklich waren, einander ihre Schulweisheit darzutun, indem sie die Kunstgriffe herausfanden, das Publikum zeigte eine frenetische Begeisterung."

„Komponisten mit liebenswürdigen Einfällen hielten sich für Reformatoren. Epigonen gebärdeten sich als Rivalen Wagners. Fast alle waren Opfer des Einander-Überbietens. Jeden Tag mußten sie höher springen, als sie am Abend vorher gesprungen waren, und vor allem höher als ihre Nebenbuhler. Ihre Kunst war eine Kunst ohne Volk, eine Musik, die nur aus dem Technischen ihre Nahrung zog. Alles war einfach ein Modezwang, der nur die Elite etwas anging, und sie verdarb."

Das Harakiri, das Busoni der Musik vorschlägt, ist nur ein Beweis mehr, wie verheerend der riesenhafte Musikbetrieb wirkt, auf den wir wohl gar als Zeichen unserer Kultur stolz sind. Man mag eine beliebige Nummer irgendeiner Musikzeitschrift aufschlagen, ein Buch über zeitgenössische Musik, den Musikbrief unterm Strich einer großen Zeitung — der Eindruck wird immer gleich niederdrückend sein. Weite Kreise der Gebildeten, und gerade die besten, haben das Tischtuch mit der zeitgenössischen Produktion längst zerschnitten und machen nicht mehr mit. Sie gehen gelegentlich noch ins Theater, wenn ihre Lieblingsopern aufgeführt werden, und erscheinen im Konzert erst, wenn ein Werk, das sie nicht mögen, abgespielt ist, oder sie entfernen sich sachte, ehe es beginnt. Sie interessieren sich grundsätzlich nicht für die Novitäten der Saison. Jenes Publikum freilich, das seine Modernität unterstreicht, will eine Kunst vorgesetzt haben, die es ebenfalls tut, und kann zu einer Rockfassion von 1917 keine Musik von 1916 tragen. Für dieses Publikum ist die Broschüre Busonis geschrieben, ihm sitzt sie wie angemessen. Denn auch in der Musik erleben wir die nämliche Entwicklung wie in der Literatur und der bildenden

Digitized by Google

Kunst: wer überhaupt an Modernität, an Fortschritt glaubt, wer es für möglich hält, daß die Kunst als solche mit einer neuen Gemälde-Ausstellung, Schauspielmode, mit einer Oper jeweils um einen Ruck vollkommener wird, in dem Sinn, daß dadurch irgend etwas, das einmal groß, gut, bedeutend war, irgendwie veralten könnte, der landet notwendigerweise früher oder später beim Futurismus. Nichts hat der Musik so geschadet, als die Aufnahme des politischen Schlagworts „Fortschritt" ins ästhetische Wörterbuch, die auf die Zeit zurückgeht, da sich Liszt nicht nur als Dirigent, sondern auch als Schriftsteller für die Werke verkannter Zeitgenossen einsetzte. So verdienstvoll das erste, so fragwürdig war das zweite. Mit „Fortschritt" wird seitdem ein ähnlicher Mißbrauch getrieben, wie seit kurzem mit „Kultur"; Wagners Lobgesang auf Liszt als Komponisten, „eine der verhängnisvollsten Fälschungen der Musikgeschichte" (Pfitzner), machte die Verwirrung vollends heillos und öffnete die Konzertsäle jenem sich an Literatur, Kunst, Philosophie überallher inspirierenden Dilettantismus, der seine Einfallosigkeit vornehm orchestriert und bei dem die Titel das beste sind. Seit der Zeit schwelgte man in Programmen und Manifesten, und es begann, besonders in den Musikzeitungen, aber auch im Theater- und Konzertteil der Tagesblätter, jenes fortschrittliche Gesalbader und spekulative Kluggeschwätz, jener poetisch und philosophisch aufgeputzte Gallimathias, der nicht das Papier wert ist, auf dem er gedruckt wird, und dessen vorläufig jüngstes Erzeugnis Busonis Schrift ist. Vor lauter Kunstliteratur kommen wir nicht zur Kunst, und was wir wirklich an Kunst haben, wird zerschwätzt, zerklärt, zerpriesen, bis es aussieht wie ein Ausflugsfichtenwald in der Nähe einer Großstadt. Dem Musiker jedenfalls geht bei diesem Kunstgeredsel und Kunstgeschreibsel die Geduld aus, und mit zorniger Geberde fegt er all das Zeug, Bücher, Broschüren, Artikel unter den Tisch, daß es nur so fliegt: Gott sei Dank, der Tisch ist wieder rein.

Aber dies Geschwätz steckt an, der Unsinn wirbt Proselyten, darum nennt Pfitzner seine Schrift „Futuristengefahr". Es ist in der Tat eine Gefahr des deutschen Gimpels, daß er sich auf jeden Leim setzt, gar wenn es Ausländerleim ist. Die einfachen, die Durchschnittsdeutschen sind ja meist erfreulich intelligent, aber die Intellektuellen sind dafür oft umso dümmer. Weil sie die hohe Kunst nicht verstehen, bilden sie sich ein, alles was sie nicht verständen, sei hohe Kunst; die erste bewundern sie aus Heuchelei, um nicht für ungebildet, die andere aus Eitelkeit, um nicht für unmodern zu gelten. Einer plappert dem andern nach, und keiner wagt die erlösende Grobheit, die je nachdem Kitsch, Schwindel, Schmarren oder Dreck heißt. Nichts amüsanteres, als die Tänze, die ein Kritiker, der hinter der Zeit nicht zurückbleiben will, vorsichtig aufführt, um ja keines der Eier umzustoßen, von denen die meisten faul sind. Wo sind die Werke hingekommen, in Literatur und Musik, von denen uns jedes seit zwanzig Jahren als epochemachend aufgeschwätzt wurde? Wenn sie je mangels zugkräftiger Novitäten aus dem Archiv hervorgeholt werden, geschieht es nicht, ohne daß durch den künstlichen Enthusiasmus, mit dem die Wiederaufnahme begleitet wird, ein falscher Ton klingt; es gibt kein sichereres Mittel, rettungslos zu veralten, als konkurrenzlos modern sein zu wollen, und kein bewährteres, immer modern zu bleiben, als auf alle Aufputz- und Aufmachungsmodernität zu verzichten. Wirkliche Kunst ist stets am Ziel, sie ist immer fertig und in ihrer Art unübertrefflich. Es gibt nur ein Ziel des

Digitized by Google

einzelnen Kunstwerks, aber keinen Höhepunkt der Kunst, vor welchem alles vorherige ein Ansteigen und nach welchem alles spätere ein Herabsinken bedeutete. Ich wüßte nicht, inwiefern die Euryanthe einen Fortschritt brächte über den Freischützen hinaus, der Don Giovanni über die Entführung, die Neunte über die Fünfte. Was einmal vollkommen war, bleibt vollkommen. Zeitlos beim Erscheinen, bleibt es zeitgenössisch hundert Jahre nach dem Erscheinen. Nur wo der Künstler einer Zeitmode Zugeständnisse macht, wie etwa Mozart im Idomeneus, Händel in manchen Arien, verwittern die exponiertesten Partien, aber auch die Patina, die sie ansetzen, ist noch schön. Ebensowenig hat es einen Sinn, bei der Betrachtung des Verhältnisses eines Künstlers zu einem früheren von Fortschritt zu sprechen. Soll vielleicht Mozart gegenüber Bach, Beethoven gegenüber Mozart, Wagner gegenüber Beethoven ein Fortschritt sein? Die Schalen der Wage stehen immer auf gleich, und die Vervollkommnung des Technischen hat mit dem Fortschritt der Kunst nichts zu tun. Die italienische Malerei konnte den Fortschritt Giotto nur gewinnen um den Preis, daß sie das eigentümlich Cimabuische preisgab. Auch in der Kunst wird uns nichts umsonst geschenkt. Gewinn und Verlust gleichen sich stets aus. Darum ist es müßig, die Präraphaeliten gegen Raphael auszuspielen und umgekehrt, noch müßiger Velasquez gegen Raphael, den Greco gegen Velasquez, Liebermann gegen Böcklin. Nur für den Sekundaner, der Ibsen entdeckt, sind dadurch die Klassiker erledigt, aber viele Leute kommen über dieses Sekundanerstadium ihr ganzes Leben lang nicht hinaus.

Die Verwirrung in den Künsten entsteht am meisten dadurch, daß unproduktive Zeiten und Individuen, die eine hochentwickelte Technik mühelos handhaben gelernt haben, um jeden Preis auch produzieren wollen. Diese Gleichsetzung von Kunst und Technik sahen wir am deutlichsten bei der modernen Malerei, wie wir jetzt die auf die Überschätzung des Technischen mit der Notwendigkeit einer natürlichen Gegenströmung folgende Unterschätzung und Verachtung des Technischen erleben, die alle Errungenschaften preisgibt und wieder ganz von vorn anfängt, ohne Komposition, ohne Perspektive, ja ohne Form überhaupt. Unsere Akademien und Konservatorien liefern jährlich ein paar Tausend Jünglinge, die eigentlich gar nichts zu sagen und zu geben haben, ähnlich wie unsere Schulen eine Menge Leute entlassen, die viel gelernt haben, aber nichts können und zu nichts brauchbar sind.

Das Hineinstreben und Hineinrutschen dieser Nullen in Amt und Brot ist der Hauptgrund für eine Reihe schwerer Mißstände in unserem öffentlichen Leben, wie das Hinaufbugsieren künstlerischer Minderwertigkeiten zu Gewinn und Ruhm in unserem Kunstleben. Das Problem heißt hier wie dort: mittelmäßige, Schein- und Halbtalente gut plazieren. Der Unterschied ist, daß die Karriere der einen rezensiert wird, und die der andern nicht; und daß man die philiströsen Berufe wirklich braucht, während der Künstler, wenn er nicht in seiner Art und Gattung tatsächlich etwas leistet, überflüssig, ja schädlich ist, wenigstens vom Standpunkte der Kunst aus, hingegen brauchbar, sogar notwendig vom Standpunkt des Betriebs aus, als da sind Theater, Konzerte, Ausstellungen, Presse usw. Der Kunstbetrieb kann, um überhaupt zu bestehen, auf die Fiktion des Kunstfortschritts nicht verzichten. Aber in der wirklichen Kunst gibt es nicht nur Noten, sondern auch Pausen, sogar Generalpausen; wer während einer solchen Pause doch spielt, ist ein Patzer, und was er macht, ein

Digitized by Google

Gickser. Das schwierige Problem des Kunstreportertums kann daher auf die Formel gebracht werden: einerseits Gickser als Treffer und Patzer als Könner hinzustellen, andererseits die wirklichen Treffer mit den Gicksern und die wirklichen Könner mit den Patzern in einen Topf zu werfen. Welche Namen nennt Horace Walpole im Jahre 1745 als die der ersten englischen Schriftsteller? Man erwartet natürlich Hume, Fielding, Smollet, Richardson, Johnson. Kein Schein: Lord Bath, W. Whithed, Sir Charles Williams, Soame Jenyngs, Cambridge und Coventry. Wir lachen? Wir haben gar keinen Grund, zu lachen: genau so wird die Zukunft über unsere Bewunderungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit denken. Denn das ist das Gute und der Humor davon: daß jede wirklich produktive Zeit, die auf eine scheinproduktive folgt, die Namen aller Modegrößen von der Tafel der Kunst wegwischt, als wären sie nie darauf gestanden, ungefähr wie der Denkmalwärter von Zeit zu Zeit die Namen der Herrschaften abwäscht, die sich mit ihrem Taschenbleistift auf dem marmornen Sockel verewigt haben.

Diese Ausführungen haben sich scheinbar von Busoni entfernt, in Wirklichkeit sind sie der eingangs gestellten Frage näher gekommen: mit wem setzt sich Pfitzner in dieser Schrift auseinander? Mit der Urteilslosigkeit des Publikums, die durch den wahnsinnig in die Breite gehenden Musikbetrieb verursacht ist. Mit einer Zeit, die sich einbildet, die Kunst klingle ununterbrochen weiter, wie ein Läutwerk auf der Südbahn, solang der Zug hält. Mit einer Öffentlichkeit, die sich nicht von Eiern, sondern von Gegacker nährt. Früher wurde der Ruf nach einer neuen Kunst erhoben, wenn das Bewußtsein eines neuen Könnens da: man streckte den Arm, man fühlte die Muskel, es war eine Freude zu leben! Busonis Ästhetik ist die Ästhetik des Unvermögens. Des Unvermögens zur Melodie, zur thematischen Gestaltung, zur Durchführung. Der Modemusiker ist unfähig zur Ruhe, zum Verharren in Tonart und Taktart, und verkleidet diese Unfähigkeit dessen, dem nichts einfällt, mit seinem Changeant. Das Modepublikum ist unfähig, große Kunst auszuhalten, und will gar keine Musik, sondern bloß eine raffiniert aufgeputzte Musiquette wie Jaques Offenbach zu sagen pflegte: ein Ding, das zappelt und schillert, flüstert und meckert, das fad und frech, kitschig und brutal ist.

Wie nach einem Wort von Romain Rolland in jedem französischen Musiker ein Massenet, steckt in jedem modernen italienischen ein Marinetti. Busoni hat seinen Marinetti ein wenig spazieren geführt: an sich ein belangloser Scherz. Aber Pfitzner sah in einer hochmodernen Kunsthandlung das Inselbändchen von Busoni neben anderen Inselbändchen von Goethe, Humboldt, Kant, Schopenhauer, Richard Wagner und Winkelmann ausgestellt. Er betrachtete die futuristischen Kunstwerke, die darüber hingen, und erinnerte sich, daß er in dem Lande lebe, für das Hauff seine Geschichte vom jungen Engländer geschrieben hat, und daß in gewisser Beziehung nicht Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist, sondern Deutschland. Darum schrieb er die „Futuristengefahr". H.

Digitized by Google

Georg Schweinfurth.

Jüngst feierte die wissenschaftliche Welt den 80. Geburtstag eines Mannes, der nicht bloß der einzige noch lebende Entdecker aus der großen Zeit der Aufschließung des dunklen Erdteiles, sondern auch der bedeutendste deutsche Afrikaforscher überhaupt ist und von dem Sven Hedin sagt: „Ich kenne keinen geographischen Forscher weder in älterer noch neuerer Zeit, der so wohl ausgerüstet mit umfassendem Wissen an sein Werk gegangen ist wie Schweinfurth".

Georg August Schweinfurth wurde geboren am 17./29. Dezember 1836 in Riga als jüngstes von neun Kindern eines aus Wiesloch bei Heidelberg 1809 dorthin ausgewanderten Weinhändlers. Das Studium der Pflanzen in der Kunstgärtnerei seines Schwagers, anstrengende Fußwanderungen durch die baltischen Lande, botanische Streifzüge durch Rußland, Österreich und Sardinien während seiner Studienzeit und die ihm anvertraute Bearbeitung von Pflanzensammlungen mehrerer Afrikaforscher sowie die Kenntnis mehrerer Sprachen gaben dem 1862 mit Auszeichnung in Heidelberg promovierten jungen Gelehrten das Rüstzeug zu seinen Forschungsreisen. 1863 betrat Schweinfurth zum erstenmal afrikanischen Boden, der ihn seither, also über 50 Jahre, nicht mehr aus seinen Fesseln ließ. Er bereiste 1864—1866 die nubischen Küstengebiete des Roten Meeres und gelangte bis nach Abessinien und an den Blauen Nil. Daraufhin mit den an sich geringen Mitteln von kaum 15 000 Talern aus der Humboldtstiftung ausgestattet, begab er sich im Januar 1869 von Chartum aus mit Elfenbeinhändlern den Weißen Nil und Gazellenfluß aufwärts. Dann hellte er die sämtlichen westlichen Zuflüsse des Nilsystems auf. Dabei kam er, zu Fuß und ohne Moskitonetz oder behagliches Reisezelt der neueren Reisenden, als erster Europäer bis an den Uelle-Ubangi, den mächtigsten nördlichen Nebenfluß des Kongo, der selbst erst seiner Entschleierung (durch Stanley 1877) harrte. Die Völkerkunde verdankt ihm die dabei vorgenommenen Untersuchungen über die Schilluk, Dinka, Dschur, Bongo sowie über die kannibalischen Niam-Niam und Mangbettu. Besonders berühmt wurde Schweinfurth durch die Entdeckung des Stammes der Akka, eines Restes der zwerghaften von Herodot als Pygmäen erwähnten Urbevölkerung Afrikas. Im Juli 1871 kehrte er glücklich nach Chartum und 1872 nach Deutschland zurück. 1874 erschien sein nach Inhalt und Form klassisches Reisewerk in 2 Bänden „Im Herzen von Afrika", das jetzt von seinen Verehrern neu herausgegeben wird und das in 7 Sprachen, auch ins Türkische und Arabische übersetzt wurde und selbst zu Romanen und szenischen Darstellungen — natürlich in Frankreich — Anlaß gab.

In Kairo, wo er von 1874 bis 1888 seinen Wohnsitz nahm, wurde er Generaldirektor der Museen und Gewächshäuser. Doch bereiste der unermüdliche Gelehrte von dort aus zwölfmal die Arabische Wüste, durchforschte die Libysche Wüste mit der Oase Chargeh, die Depression des Fajum, die Küste von Barka und untersuchte das Niltal von Siut bis Assuan, die Kreidegegend bei der Großen Pyramide, Südarabien und 1891/93 Erythräa. Dort überall wie in Tunesien, Algerien, am Marmarameere und in Forschungen über die Flora des Libanon und der Insel Sokotra betätigte er sich auf seinem Hauptgebiete, der Botanik. Diese führte ihn zur Altertumskunde. Eine Frucht seiner Untersuchungen („Wo Steine schwiegen, da haben Pflanzen geredet",

Digitized by Google

sagt er selbst) waren seine Schriften „Über Florengemeinschaft von Südarabien und Nordabessinien" und „Sammlung arabisch-äthiopischer Pflanzen". Die von Schweinfurth selbst unternommenen Ausgrabungen und Funde von vorgeschichtlichen Steingeräten, seine Aufdeckung von Krokodilopolis, Deutungen von Felsinschriften und Wandmalereien, wobei ihm seine kunstgeschichtlichen Kenntnisse zugute kamen, zahlreiche Schriften darüber wie die „Über den Ursprung der Ägypter" nebst Sprachstudien (z. B. „Arabische Pflanzennamen") deuten die mit wissenschaftlicher Gediegenheit gepaarte Vielseitigkeit des Gelehrten an. Die Berliner Museen vorzüglich enthalten von ihm geschenkte Unmengen von Pflanzen, Menschen- und Tierschädeln, Mineralien, neu- und vorzeitlichen Geräten der hamitischen, der Neger- und Zwergvölker Afrikas. An die 400 Bücher, Aufsätze, Zeitschriften- und Zeitungsabhandlungen, sowie etwa 50 Landkarten und Reisewegaufnahmen hat der fruchtbare Forscher veröffentlicht.

Weniger öffentlich bekannt ist Georg Schweinfurth als Politiker und liebenswürdiger Mensch. Freilich ist er kein Parteipolitiker, wie er sich überhaupt nie äußerlich gebunden und kein öffentliches Amt in Deutschland angenommen hat. Als unser Reich in den achtziger Jahren Kolonialpolitik begann, trat der erfahrene Afrikaner aus seiner sonstigen Zurückhaltung heraus und wirkte auch als Redner begeisternd. Er legte sich für die damals als Abenteurer verschimpften Männer ein, „die mit klarem Blick und festem Willen den entscheidenden Augenblick auszunutzen verstanden, von den wenigen noch übrig gebliebenen Erdenflecken denjenigen zu erhaschen, wo uns ein durchaus eigenes Werk freisteht". Und wie er schon 1884 in mehreren Aufsätzen in der „Kölnischen Zeitung" Deutschlands Recht verfocht, daß es nicht der englischen Erlaubnis bedürfe, um in freien Ländern deutschen Besitz und Handel zu schützen, so beleuchtete er seither die Schleichwege der englischen Diplomatie, „die von jeher die Ausübung von Verrat und bösen Ränken wie eine Art Sport betrieben hat". Er trat 1888 auch an die Spitze des deutschen Emin Pascha-Komitees und stand treu zu dem vielverlästerten Dr. Peters. Damals wie heute kämpfte er gegen die unserer Macht- und Einflußerweiterung abholde „spießbürgerliche Anschauungsweise, die in dem kleinmütigen und in Bezug auf England unser Nationalgefühl schwer kränkenden Argument gipfelt: quod licet Jovi, non licet bovi". Während dieses Krieges hat er wiederholt in den Zeitungen Englands Politik in Ägypten ins rechte Licht gerückt. Wir haben allen Grund, zu bedauern, daß man diesen hervorragenden Kenner des Morgenlandes und des Islam, der freilich wegen seiner sachlichen Offenheit in kein Diplomatenschema paßt, niemals bei unserer Orientpolitik zu Rate gezogen hat. Schon vor 15 Jahren nannte er den Sultan fast unsern einzigen Freund. Neuerdings heißt er es lohnende Arbeit, die Türkei zu stützen und zu stärken, warnt aber die Deutschen davor, sich auf den Gesamtislam einzulassen; das überschreite den Kreis unseres Könnens und Kennens.

Der Mann, der als russischer Untertan geboren ward und Jahrzehnte studienhalber im Auslande gelebt hat, ist wohl berufen, auch seinen deutschen Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten. Den Lesern dieser Zeitschrift ist er bekannt durch seinen fürs Augustheft 1915 geschriebenen Aufsatz „Vom beliebten und vom unbeliebten Deutschen", worin er vielleicht die letzte Seite in seiner milden Denkungsart etwas zu kurz behandelt hat.

Oswald Deuerling.

Digitized by Google

Das Neue Rußland.

Von Adolf Dirr.

Bei unsern Feinden im Osten sind Würfel gefallen . . . ein erster Wurf, der wieder eine Krone gekostet hat (Kronen sind billig geworden in diesem Krieg!). Einem Mann ist sie vom Haupte geschlagen worden, der seinem Lande, die einen sagen „beim besten Willen", die andern „aus Mangel an Willen" nur Unglück gebracht hat; an seinem Krönungstage fing es an, auf dem Chodinkafeld, wo die Verteilung der in München gefertigten Krönungsbecher Tausenden das Leben kostete. Zehn Jahre darauf kam der japanische Krieg und mit ihm die allerdings nicht durchgehaltene Revolution, wieder zehn Jahre darauf ließ sich Nikolai in das verhängnisvollste Abenteuer seines Lebens hineinreißen, in den Krieg mit den Zentralmächten. Die erlauchte Gesellschaft, die da irgendwo im Westen ohne die gewohnte Kopfzier herumsitzt und auf wiederkehrende Throne, Ehren, Würden und Einkünfte sorgenvoll wartet, wird sich im Grunde nicht wenig gefreut haben, daß einer der Hauptanstifter ihres Unglücks, der Trumpf in ihrem Spiel, der große, starke Bruder in dieselben Tiefen hinuntergepurzelt ist, in denen sie selbst sitzen.

Wer hat ihn gestürzt, die Duma oder Buchanan? Das ist im Augenblick wohl gleichgültig. Die Hauptsache ist das, was er hinterlassen hat. Und das ist ein Chaos, ein Chaos, das wie wir aus den Zeitungsnachrichten entnehmen können, täglich größer wird. Das sich im Laufe der Wochen, Monate und Jahre noch weiter vergrößern wird, bis wieder eine wirklich starke Hand ordnend und schaffend eingreifen wird. Ob die Hand einem Großfürsten gehören wird, oder einem Rasputin oder sonst jemand . . . wer will es voraussagen? Genug, daß das Chaos da ist und langsam seine Auflösung weiter trägt. Man hat es an der Revolution von 1905—06 gesehen, wie langsam sich die Welle ausbreitete, bis sie in die entlegensten Winkel des Reiches hineinflutete, und wie langsam dann das Rückfluten vonstatten ging.

Es ist wichtig, sich darüber klar zu werden, daß zwei Kräfte an dem Umsturz gearbeitet haben; die eine arbeitete auf Fortsetzung des Krieges, die andere auf den Frieden hin. Sie trafen sich und halfen sich nur in und zu dem einen Ziel . . . dem Umsturz des Bestehenden, dem Sturz der Dynastie. Von dem Augenblick an aber, wo dieses Ziel erreicht war, gingen ihre weiteren Wege auseinander. Wenn jetzt allmählich die Friedenspartei die Oberhand gewinnt, so ist das nicht weiter verwunderlich; dreißig Monate eines Krieges, der dem Lande nur furchtbare Niederlagen und den Verlust großer Gebiete gebracht hat, der es zum Hungern verdammt, der ihm ohne jede Aussicht auf eine Wendung nur die Blüte der Nation gekostet hat, es keinem seiner Ziele wirklich näher gerückt, der mitleidlosen Ausbeutung durch die Feinde von gestern, England und Japan, ausgeliefert hat, der das einzige Band, das die Fremdvölker an es fesselte, die Macht, gelockert, seine an sich schon nicht glänzenden Finanzen völlig ruiniert und in die Hände von überseeischen Ausbeutern gelegt hat, der dem seit Jahrhunderten schon mit Unglück allzureichlich bedachten Volke nur neuen Schmerz und neue Tränen gegeben hat, ein solcher Krieg mußte das Land zu einer rasenden Friedenssehnsucht aufstacheln.

Es fragt sich nun, kann Rußland bei der gegebenen Lage eines seiner beiden Ziele erreichen? Das Kriegsziel zunächst? Für eine ruhige Überlegung ist es doch unzweifelhaft, daß die Antwort verneinend ausfallen muß. Ebenso-

Digitized by Google

wenig wie ein Mann, der sich in Krämpfen windet, einen Angreifer sich vom Leibe halten kann, ebensowenig kann ein Reich, das ein Neues werden will, zugleich Krieg führen. Auf genügende fremde Hilfe, d. h. auf die der Bundesgenossen, wird wohl nicht einmal der verbohrteste Kriegshetzer im Ernst sich verlassen wollen; die Freunde haben mit sich selbst vollauf zu tun. Es führt kein sicherer Weg mehr von Frankreich oder England nach Rußland; es führt nur noch ein schmales Geleisepaar auf eine Entfernung von über zehntausend Kilometern an das Ufer des Stillen Ozeans. Und am andern Ufer liegt Amerika, das trotz der Milliarden, die ihm seine Neutralität eingebracht hat, auch keine Armeen aus der Erde stampfen, kein Kornfeld auf der flachen Hand wachsen lassen, keinen Schiffsraum aus dem Ärmel schütteln kann, das also trotz seines amerikanischen Tempos zu spät kommt.

Wenn ihm so seine Freunde nicht helfen können, können oder sollen ihm da seine Feinde helfen? Nun, zur Erreichung seines Kriegszieles ja sicher nicht. Aber etwa zur Erreichung seiner Friedensziele? Wir wollen uns das einmal überlegen.

Rußlands Friedensziele sind doppelter Natur, können nur in dieser Verdoppelung auftreten, einmal Friedensschluß mit dem äußern Feinde und zum zweiten Wiederaufbau des zusammengekrachten Staatsgefüges. Können und sollen wir da helfen?

Es gibt wohl keinen vernünftigen Menschen, der nicht einen Abschluß des Krieges mit Rußland, einen Separatfrieden auf das innigste wünschen möchte. Es fragt sich doch bloß wie dieser Frieden erreicht werden, wie er aussehen soll. Das Volk, das die Sentimentalität verlernt hat, das Volk, das Stahl geworden ist, das berauscht sich jetzt wieder an der sentimentalen, breiigen Idee eines „ehrenvollen Friedens für beide Teile". Ja, in Dreiteufels Namen, wie stellt man sich denn so ein Zwitterding vor? Etwa so, daß Michel seine biedere, anbiedernde Rechte über die Grenze streckt und bescheiden und demütig fleht: „Komm, laß uns wieder gut sein und Alles, Alles vergessen!" Daß wir eine Sentimentalität zeigen, die uns wieder nur als Schwäche ausgelegt wird, und die Rußland erlauben wird, sein anderes Friedensziel, den Wiederaufbau durchzuführen und in zwanzig, dreißig Jahren noch furchtbarer dazustehen als 1914? Daß wir selbst dazu helfen, wieder ein starkes Rußland aufzubauen? Glaubt wirklich jemand ganz ehrlich, daß ein solches ein friedfertiger Nachbar sein wird, bloß weil die Regierungsform sich geändert hat? Daß Kriege nur dem Willen übermütiger Kriegerkasten oder der Laune von gekrönten Staatsoberhäuptern entspringen? Daß ein wohlausgebautes, aufstrebendes Rußland nicht ebensogut wie das frühere die Mängel seiner geographischen Lage empfinden, daß es nicht für seine Produkte neue Absatzgebiete suchen würde um, wenn nötig, sich mit Gewalt Luft zu machen? Oder, sucht man in Rußland den Bundesgenossen gegen die anglosächsische Koalition? Aber Rußland ist ohnehin der gegebene Feind Englands. Daran ändern alle Abmachungen über Tibet, Afghanistan und Persien nichts. Was England und Rußland einte, war der Wunsch mit Deutschland und der Türkei ein Ende zu machen. Nun gelingt dies entweder, dann stehen sich Bär und Walfisch wieder an den Dardanellen, am Persischen Golf und in Afghanistan gegenüber, als alte gute Feinde, oder es gelingt nicht, dann war die ganze dicke Freundschaft umsonst und die beiden Freunde sind wieder auf dem alten Standpunkt, wobei die Erinnerung an die durchlebten gemeinsamen Abenteuer die Beziehungen nicht gerade herzlicher gestalten wird.

Digitized by Google

Rußland kann auch kein echter Freund Japans sein. Die Gründe, die 1904 zum Kriege damit geführt haben, bestehen noch heute, nämlich der Kampf um die Vorherrschaft in Ostasien. Rußland muß in Ostasien um eines seiner reichsten Gebiete, Sibiriens willen, mächtig sein, und es muß sich, da seine Absichten in Europa fehlgeschlagen haben, wieder nach Osten wenden, wenn es nicht ersticken will. Es hat auch keine besonderen Gründe mit Amerika sich allzufest zu verbinden. Kann es etwa sein Getreide dorthin ausführen? Oder sein Petroleum? Oder seine Pelzwaren? Oder sein Gold? Oder seine Milchprodukte? Oder seine Baumwolle? Aber Amerika hat von alledem selbst genug und ist gerade in diesen Dingen ein scharfer Konkurrent Rußlands. Dazu kommt noch die Rivalität in China.

War also der Anbiederungsrummel, der jetzt durch einen Teil der deutschen Blätter geht, nötig? Gewiß nicht, denn er ist nicht zweckdienlich. Wenn wir wirklich das unsentimentale Volk von Stahl sind, als das man uns haben will, warum haben wir nicht die Nerven gehabt zu warten bis drüben das Chaos noch größer wird, bis alles drunter und drüber geht? Stärken wir durch unsere Michelei nicht gerade die Kriegspartei, die in dieser Anbiederei nur ein Zeichen von Schwäche sehen kann? Nein, Rußland wird und muß von selbst zu uns kommen. Weil es bei uns billiger und besser kauft, als bei den andern, weil es bei uns mehr verkaufen kann, als bei den andern, weil es alles Interesse hat, sich mit einem so furchtbar starken Nachbarn, als den es uns jetzt erkannt hat, in Frieden zu leben, weil das deutsche „Joch" immer noch erträglicher ist als das englische, japanische oder amerikanische, weil wir mit Rußland gemeinsame Feinde und Konkurrenten haben, weil wir nie so wie England, Japan und Amerika seine inner- und ostasiatischen Interessen, die seine eigentlichen sind, ja geradezu seine Staatsaufgabe bilden, bedroht haben.

So möchte der meinen, dem an einem Frieden mit Rußland wirklich etwas liegt. Es gibt aber auch eine andere Ansicht, die derjenigen, so da glauben, daß Krieg Krieg ist und daß man jede Gelegenheit ergreifen muß, um den Gegner niederzuwerfen, daß unter den gegenwärtigen Umständen jede schöne Geste schädlich ist, daß man das, was fällt, auch noch stoßen soll, um mit Nietzsche zu reden. Das sind die Anhänger der starken Politik, jener Politik, der sich auch unsere Feinde befleißen würden, wenn es in Deutschland so weit käme wie in Rußland. Man muß gestehen, diese Meinung hat viel für sich. Der Marsch nach Petersburg würde das Ende des gegenwärtigen Rußland bedeuten. Es müßte auseinanderfallen in seine einzelnen Bestandteile. Der Kaukasus würde frei, ebenso Zentralasien, Finnland, die Ostseeprovinzen. Die polnische Frage könnte gelöst werden durch Ausgleich der Kräfte mit der Ukraina, die armenische insgleichen durch Loslösung Armeniens vom russischen Einfluß, in Finnland würden wir den wärmsten Freund erwerben (und durch Rückwirkung auch in Schweden), Persien und Zentralasien kämen aus der russischen Knechtung heraus und würden es uns danken, kurz, Rußland zerfiele in seine großen geographischen Provinzen, deren jede in selbständiger Weise und in anderm Sinne, als in dem jetzigen, rein strategischen, sich entwickeln könnte. Das wäre die Revolution, die von den Fremdvölkern Rußlands, also von der absoluten Majorität gewünscht wird, auch zugleich die, welche Deutschland die sichersten Garantien dafür böte, daß nicht in zehn, zwanzig Jahren der Kampf mit dem Koloß im Osten von vorne angefangen werden muß.

Rußland als Großmacht ausgeschaltet, das ist eine gefährliche Waffe weniger in der Hand der Westmächte.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie, Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Kriegslebensversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungssumme im Todesfalle.

Jeder Kriegsteilnehmer findet Aufnahme. Nach Beendigung des Krieges Umwandlung in normale Lebensversicherung unter Anrechnung eines Teiles der gezahlten Prämie.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstraße 9
und die **Subdirektion in München**, Kaufingerstraße 23.

In meinem Verlage erschien:

IM AUTO NACH SPANIEN

Tagebuchblätter von **Pilar,** Prinzessin von Bayern.

8°. 91 Seiten mit vielen Abbildungen nach eigenen Aufnahmen der Verfasserin. Eleg. kart. M. 3.50
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den **Goltzverlag, München,** Briennerstr. 8.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen** u
4½% Schatzanweisungen der V. Kriegsanleihe können v

21. Mai ds. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihe Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstal mit Kasseneinrichtung bis zum **15. November 1917** die kostenfreie Vermittlung Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine **nur noch unmittel** bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der V mittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanl und für die 4½% Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse a zufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine **rec oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III. und IV. Kriegsanleihe** ist eine größ Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 19 1. Oktober 1916 und 2. Januar ds. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht word Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglic bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

Neuenahr

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden — Gallensteine — Zuckerkrankheit — Gicht — Rheumatismus — Katarrh. Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen. :-: Trink- und Thermal-Badekur. Wohnung im

Kurhotel

und in vielen andern Hotels, Pensionen und Privathäusern. Kurhotel, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, großer Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.

Für Hauskuren:
Versand des Neuenahrer Sprudels
nach neuem Füllverfahren.

Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
An die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16 gezahlte Gewinnanteile: 23 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Der
schönste Wandschmuck
ist die
farbige Künstlersteinzeichnung
Künstlerisch vollwertig, anderer Graphik überlegen u. ganz wohlfeil. 600 Bilder von 60 Pfg. bis 6.- M.
Alles nähere im
Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks
146 Seiten mit etwa 500 Abbild. gegen 60 Pfennig und Katalog „Das gute Bild", 250 Abbild. oval und rund gerahmter Bilder gegen 50 Pfg. (auch in Marken)
R. Voigtländers Verlag in Leipzig 9

Digitized by Google

Bäder- und Reisenachrichten.

Neuenahr. Wohl niemals ist mit größerer Sehnsucht der Frühling erwartet worden, als in diesem Jahre. Noch weit in den April hinein lag die ganze Natur in stiller, kahler Winterruhe. Trotzdem eröffnete die Kurdirektion bereits am 1. April den Neubau ihres Kurhotels und sorgte für einen behaglichen Aufenthalt in der vornehmen Diele bei den Klängen einer vorzüglichen Hauskapelle. Doch, was lange währt, wird endlich gut. In den letzten Apriltagen brach die Sonne siegreich durch und setzte Neuenahr und seine reizvolle Umgebung in ein Meer von frischem Grün und wildsprossenden Blumen. Als die Kurkapelle am 1. Mai ihre Weisen ertönen ließ, fanden sich gleich eine Anzahl Fremder unter den herrlichen, im ersten Grün leuchtenden Bäumen ein. Das gute Wetter hat angehalten und täglich treffen jetzt Gäste ein, um an unseren Quellen Gesundung von ihren vielfachen Leiden zu finden. — Der Große Sprudel und der Willibrordus-Sprudel, die einzigen alkalischen Thermen Deutschlands, verdanken ihre Heilkraft der außerordentlich glücklichen Zusammensetzung sowohl in qualitativer wie in quantitativer Hinsicht. Sie werden angewandt bei Magen- und Darmkatarrhen, Leber-, Nieren- und Blasenleiden, Gallensteinen, Gicht, Rheumatismus und den verschiedenen Katarrhen der Atmungsorgane. Besonderen Rufes erfreut sich aber Neuenahr bei der Bekämpfung der Zuckerkrankheit. — Neuenahrer Sprudel kann lange Zeit und regelmäßig getrunken werden, ohne den Organismus im geringsten anzugreifen. Diese Eigenschaft macht den Neuenahrer Sprudel auch zum häuslichen Gebrauch wertvoll, besonders, nachdem durch ein sinnreiches Abkühlungsverfahren der Verlust an Kohlensäure und damit das Ausfallen von Salzen völlig vermieden wird. Wer Bad Neuenahr oder ein anderes Bad im Sommer zu benutzen gedenkt, möge sich den Rat zunutze machen, den viele angesehene Ärzte erteilen: täglich eine Flasche Neuenahrer Sprudel eine gewisse Zeit lang, etwa 3—4 Wochen, zu trinken. Diese Vorkur zu Hause bereitet den Organismus in geeigneter Weise auf die eigentliche Kur vor. Eine kleine Schrift, betitelt „Neuenahrer Hauskuren", wird auf Verlangen von der Kurverwaltung gern übersandt.

In dem neueröffneten **Herzoglichen Bad Liebenstein**, Thüringer Wald, werden während des Sommers Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Meiningen und Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Prinzessin von Preußen Aufenthalt nehmen. — Die gut geleiteten, herrlich in nächster Nähe des Waldes gelegenen, neuerbauten Hotels und Villen des Herzoglichen Bades sind für längeren Aufenthalt sehr geeignet und zu empfehlen. — Sie bieten tadellos eingerichtete Zimmer und jedenfalls eine Verpflegung, die in jeder Beziehung in jetziger Zeit genügen dürfte, wobei darauf hingewiesen werden kann, daß durch Entgegenkommen der Landesbehörde in letzter Zeit besondere Zuweisungen in Lebensmitteln nach Bad Liebenstein erfolgt sind.

Bad-Nauheim. Bis zum 24. Mai 1917 sind 8181 Personen angekommen. Bäder wurden bis dahin 47928 abgegeben. Verkehrs-Bureau Bad-Nauheim.

Wildbad im Schwarzwald. Die Zahl der Fremden beträgt hier nach der neuesten Kurliste 2478. Die regelmäßigen Vorstellungen (Oper, Operette und Lustspiel) im Kgl. Kurtheater haben unter der bewährten Leitung der Direktion Steng-Krauß vom Stadt-Theater Heilbronn ihren Anfang genommen. Auffallende Heilerfolge namentlich bei Kriegsverwundungen werden auch heuer erzielt. Die von Dr. Grunow in zahlreichen Fällen heuer nachgewiesenen großen Erfolge einer Trinkkur mit dem Wildbader Thermalwasser bei Kröpfen und basedovoiden Zuständen werden Wildbad zweifellos eine große Zahl Heilungsuchender bringen (siehe Zeitschrift für Balneologie, Berlin-Wien Nr. 23/24). Die für 1½ Millionen Aufwand hier zur Herstellung gelangende Militär-Kuranstalt wird bis Herbst ds. Js. ihrer Vollendung entgegengehen.

St. Blasien im Herzen des badischen Schwarzwaldes gelegen, ist unstreitig einer der schönsten Kurorte. Mächtige, von meilenweitem Hochwald bedeckte Bergrücken umschließen das in einem Gebirgstal gebettete Städtchen und gewähren im Sommer erfrischende Kühle. Zu lieblichen Landschaftsbildern führen prächtige wohlgepflegte Spazierwege in großer Abwechslung, Berge und Täler nach allen Seiten hin erschließend. Bequem steigend erreicht der Fußgänger herrliche Aussichtspunkte in 1000 bis 1500 Meter Höhe. Der Kurbetrieb hat in diesem Jahre in recht erfreulicher Weise eingesetzt. Am 15. Mai hat das „Hotel und Kurhaus St. Blasien" wieder seine gastlichen Tore geöffnet. Das Anwesen ist ein Familien- und Kurhotel allerersten Ranges und eignet sich für Erholungsuchende und auch für Kurbedürftige, da es in seiner vorzüglichen Anstalt für physikalische Heilmittel über alle Kurmittel der Neuzeit verfügt.

In

Feldpostausgaben

sind erschienen:

	Gramm		Gramm
England	230	Belgien	310
Frankreich	230	Italien	315
Friedensziele	230 Gramm		

Unsere Feldpostausgaben unterscheiden sich von den übrigen Ausgaben nur durch das leichtere Papier.

Preis des Heftes M. 1.50

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., Leipzig und München.

Verantwortlich für den Inseratenteil: G. Eisenbach, München.

By

Digitized by Google

Im Holbein-Verlag, München, erscheinen:

Rembrandts
Sämtliche Radierungen,
in 3 Gr.-Folio-Mappen à Mk. 60.—,
herausgegeben und eingeleitet von
Jaro Springer †.

Vorzugsausgabe (Preis Mk. 600.—) vergriffen.
Die Mappen werden nicht einzeln, das ganze Werk nur vollständig abgegeben.

Aus den Besprechungen:

Zum Thema „Deutsche Barbaren" schreibt Prof. Woldehr, Dir. des Magdeburger Museums:

„Während die Welt widerhallt von dem Getöse der Waffen, erscheint in München ein Werk von der erlesensten künstlerischen Kultur: Der Holbein-Verlag gibt den ersten Band seiner prachtvollen Ausgabe der sämtlichen Radierungen Rembrandts heraus. Welcher Glaube des Verlegers an die Kulturmission der Kunst und an das unzerstörbare künstlerische Bedürfnis der Deutschen spricht aus einer solchen Veröffentlichung! Und die Deutschen sollen ‚Barbaren' sein? Der Beschauer der Mappe des Holbein-Verlages glaubt die Originale selbst in der Hand zu haben. So wunderbar ist diese Reproduktion. Der Verlag hat es möglich gemacht, diese Blätter in der vollen Größe der Originale dem deutschen Hause für einen Preis zu bieten, der — in Anbetracht der Kostbarkeit der Gabe — sehr niedrig genannt werden muß."

In gleicher originalgetreuer Reproduktion in 2. Auflage erschienen:

Albrecht Dürers
Sämtliche Kupferstiche,
herausgegeben und eingeleitet von
Jaro Springer †.

Preis in Leinenmappe Mk. 40.—
Vorzugsausgabe in Ganzleder gebunden (numeriert) Mk. 150.—.

Aus den Besprechungen:

Hermann Hesse schreibt:

„Eine der wichtigsten Kostbarkeiten deutscher Kunst hat kürzlich eine bemerkenswerte Auferstehung begangen: der Münchner Holbein-Verlag hat Dürers sämtliche Kupferstiche in Originalgröße reproduziert und zwar in schönem weichem Kupfer-Tiefdruck ohne Retusche von Hand. Ich halte diese Publikation für eine der allerwichtigsten auf dem Gebiete der Graphik seit Jahren. Hier weiß ich nur zu loben. Wer je und je ein paar Mark für ein Kunstbuch oder für eine Radierung auszugeben hatte, der wird und muß jetzt mit Begier sich dieser Wiedergabe des größten graphischen Werkes zuwenden, das Deutschland hervorgebracht hat."

Zu beziehen durch jede gute Buch- und Kunsthandlung, oder wo solche nicht erreichbar, direkt vom Holbein-Verlag, München.

Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte

Die nationale Kundgebung deutscher und österreichischer Historiker*)	(September 1914)
Das neue Deutschland	(Oktober 1914)
Das neue Deutschland	(November 1914)
Das alte Deutschland	(Dezember 1914)
England	(Januar 1915)
Rußland*)	(Februar 1915)
Frankreich	(März 1915)
Belgien	(April 1915)
England und Amerika	(Mai 1915)
Italien	(Juni 1915)
Rußland von Innen*)	(Juli 1915)
Die deutschen Kolonien	(August 1915)
Der Balkan*)	(September 1915)
Deutschlands Zukunft	(Oktober 1915)
Friedensziele	(November 1915)
Kriegsziele*)	(Dezember 1915)
Skandinavien*)	(Januar 1916)
Ostjuden	(Februar 1916)
Kriegsgefangen	(März 1916)
In Englischer Gewalt	(April 1916)
Die Schweiz im Krieg	(Mai 1916)
Amerika	(Juni 1916)
England von Innen	(Juli 1916)
Die Niederlande	(August 1916)
Frankreich von Innen*)	(Sept. 1916)
Das Deutschtum	(Oktober 1916)
Aus Deutschlands Geschichte	(Nov. 1916)
Deutscher Kalender 1917	(Dezember 1916)
Äußere Politik	(Januar 1917)
Fragen des Ostens	(Februar 1917)
Der Vatikan*)	(März 1917)
Englands Wachstum	(April 1917)
Österreich von Innen	(Mai 1917)

*) Diese Hefte sind einzeln nicht mehr vorrätig.

Preis des Heftes M. 1.50; Vierteljahrspreis M. 4.—

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Feist-Feldgrau

* im Felde *

Feist-Sektkellerei A.G. Frankfurt a.M.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Landshut	Regensburg
Bad Kissingen	Hersbruck	Neu-Ulm	Schwabach
Bayreuth	Ingolstadt	Nürnberg	Schwandorf
Erlangen	Kempten	Partenkirchen	Straubing
Fürth	Landsberg a. L.	Passau	Weiden
			Würzburg

Aktienkapital: 51.000,000 Mark; Pfandbrief-Umlauf: 500.000,000 Mark
Reservefonds: 30.000,000 Mark; Hypotheken-Bestand 510.000,000 Mark

Übernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als **geschlossene Depots,**

Vermietung von **Schrankfächern (Safes)** verschiedener Größe in den in den **unterirdischen Bankgewölben** eingerichteten **Stahlkammern.**

Digitized by Google

Der Universalentwickler

„Agfa"-Rodinal

Für Fachleute wie Amateure
Für Platten, Filme, Papiere
Für Negative wie Diapositive
Für Schalen- wie Zeit- und Tankentwicklung
Für richtige, wie Über- und Unterexposition

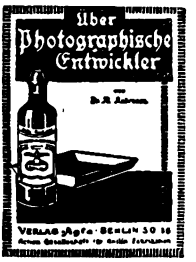
Bequemste Anwendung
nur nach Anweisung mit 10—30 Teilen Wasser zu verdünnen

Leistungsfähig, zuverlässig, außerordentlich haltbar

1/20, 1/10, 1/4, 1/2 Liter Originalflaschen

Diese mit Abbildungen reich ausgestattete Schrift, welche in gemeinverständlicher Form das gesamte Gebiet der photographischen Entwicklung umfaßt, ist

kostenlos nebst **„Agfa"-Preisliste 1.6.17**
erhältlich durch Photohändler oder durch



„Agfa"
Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation
Berlin SO 36

Baden-Baden

Schönster Sommeraufenthalt

Brenner's Stephanie-Hotel

Lichtentaler Allee 1

Brenner's Neuer Kurhof

Vornehmes Familienhotel mit den therapeutischen Einrichtungen eines zeitgemäßen Sanatoriums.

Lichtentaler Allee

Besitzer: C. Brenner

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

14. Jahrgang Juli 1917 Heft 10

Seite

Den Städtern 493

Die gegenwärtigen Produktionsbedingungen der deutschen Landwirtschaft / Von Dr. Sebast. Schlittenbauer, Regensburg, Direktor der Landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft 495

Arbeitskräfte, Futter- und Düngemittel / Von Domänenrat H. C. Bock, Gr.-Brütz (Mecklenburg) 505

Fleisch-, Milch- und Fettversorgung im Krieg / Von Gutsbesitzer Wilhelm Merck, Grundnerhof bei Wiesee am Tegernsee . 515

A. Supper 530

Schweinezucht / Von Domänenrat Julius Hüggelmeyer, Hüggelhof bei Osnabrück . 531

Der Rosegger des Fichtelgebirges 538

Kartoffeln / Von Gutsbesitzer Arthur Riemerschmid, Pasing bei München 539

Das Müllereigewerbe / Von Kommerzienrat Paul Bauriedel, Nürnberg, Vorsitzender des Verbandes Deutscher Müller 545

Die deutsche Zuckerversorgung / Von Domänendirektor P. Hoffmann, Karlsruhe, vorm. landwirtschaftlicher Oberleiter der Zuckerfabrik Waghäusel in Baden . . . 554

Vieh- und Pferdezucht in den nordwestdeutschen Marschen / Von Oekonomierat Fr. Oetken, Oldenburg 558

Deutschland 564

Die Notwendigkeit intensiver Wirtschaft nach dem Kriege / Von Rittergutsbesitzer Dr. h. c. F. von Lochow, Petkus i. Mark . . 565

Der deutsche Weinbau / Von Reichsrat Franz Buhl, Deidesheim, Vorsitzender des Deutschen Weinbau-Verbandes 56

Das Verhältnis von Forstwirtschaft zu Landwirtschaft / Von Gutsbesitzer H. von Schilcher, Dietramszell (Oberbayern) . . 58

Was der Bauer verträgt? / Von Dr. Ludwig Thoma, Rottach am Tegernsee . . . 58

Stadt und Land / Von Konrad Freiherrn von Wangenheim, Kl.-Spiegel (Pommern), Vorsitzender des Bundes der Landwirte . . 59

Zur Valutapolitik 60

Rundschau:

Hunger / Von Dr. med. Peter Ziegelroth, Krummhübel (Riesengebirge) 6

Aufruf zur Gründung einer deutschen Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie / Von Geheimen Regierungsrat Professor Dr. phil. et med. Theodor Paul, Direktor des Laboratoriums für Angewandte Chemie an der Universität München 6

Der Antrag Kanitz in seiner letzten Fassung 6

Brotlandsgewinnung durch Kriegsgefangene / Von Professor Dr. Ludwig Kemmer, München 6

Was fehlt unsern Bauern? / Von einem kriegsgefangenen Georgier. (Mitgeteilt durch Dr. h. c. Adolf Dirr, Kustos am K. B. Ethnographischen Museum) 6

Landleben und geistiger Nachwuchs / Von Professor Dr. Josef Hofmiller, München . 6

Huggenberger 6

Ludwig Thoma 6

Heinrich Sohnreys Dorfgeschichten:

Friedesinchens Lebenslauf.

45. Aufl.

Bremer Kirchenblatt: Es ist ein echtes deutsches Volkslied in Prosa — wie alle Volkslieder voll tiefer Melancholie, eine Predigt über Kraft und Segen wahrer Gottergebenheit, wie wir wenige haben. Wir hoffen, daß Friedesinchen unter vielen Weihnachtsbäumen einen Ehrenplatz finde, und bald zu den beliebtesten Gestalten aus dem deutschen Dichterwald zählen wird.

Die hinter den Bergen.

Gestalten und Geschichten aus dem hannoverschen Berglande. Mit Buchschmuck von D. Krencker. 10. Aufl.

Philipp Dubenkropps Heimkehr.*)

Eine Dorfgeschichte.

Mit Zeichnungen von F. Müller-Münster. 10. Aufl.

Der Bruderhof.*)

Eine bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichte.

[illegible] 15. Aufl.

Freiburger-Zeitung: Der Bruderhof ist ein guter deutscher Dorfroman, wie ihn die süddeutschen Meister, wie Anzengruber und Rosegger, nicht besser geschrieben haben. Hier haben wir wieder einmal ein echtes Volksbuch, das den literarisch Gebildeten durch die Feinheit der Ausführung entzücken wird und den weiteren Leserkreis durch seine packende Handlung fesselt und nicht wieder losläßt. Preis geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Heinrich Sohnreys Erlebnisbücher:

Die Lebendigen und die Toten.

Erlebnisse eines Einsamen.

Preis geh. M. 3.50, fein geb. M. 4.50.

„Tägliche Rundschau": Als eine eigenartige Erscheinung steht der Dichter in unserem heutigen Schrifttum fast einsam da. Daß er als Volkserzähler und Volkserzieher große Erfolge hat, kann nur erfreuen. Auch die Gebildeten werden sich seine Bücher zu echter Hauslektüre mehr und mehr erobern. Der deutsche Grübler wird nach diesem Buch greifen.

Grete Lenz, ein Berliner Mädchen

Erlebnisse, von ihr selbst erzählt.

8. Aufl. Geheftet M. 4.—, geb. M. 5.—.

Das Buch bleibt bei seiner Eigenart wohl am besten in der Hand der gebildeten und führenden Kreise und wird zum Besten des Landvolkes am zweckmäßigsten verwandt, wenn geeignete Kapitel bei passenden Gelegenheiten, wie Volksabenden, mit entsprechenden Einleitungen vorgelesen werden.

Heinrich Sohnreys Jugendbücher:

Der Hirschreiter.

Ein deutsches Knaben- und Heldenleben. Geb. M. 3.—

Robinson in der Lindenhütte.

Gesammelte Jugenderzählungen.

Mit Zeichnungen von F. Müller-Münster.

9. Auflage. Geh. 3.50 M., geb. 4.50 M.

*) Von beiden Werken sind wohlfeile Feldausgaben zum Preise von M. 1.50 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW 11, Dessauer Straße 7

MOORBAD Aibling

bietet in seinem

Ludwigsbad

erstes salinisches Moorbad Bayerns,
Kurhaus und Badeanstalt, eine altberühmte Heilstätte bei allen Erkrankungen an
Gicht, Ischias, Gelenkrheumatismus, Knochenbrüchen, Ausheilung von Schußwunden, Exsudaten, Frauenleiden verschiedener Art

Beste Verpflegung gesichert

Anfragen u. Prospekte durch die Geschäftsstelle des **Ludwigsbad-Bad Aibling.**

Leinenhaus Fränkel, München

Theatinerstraße 17

Leinen- und Tischzeugweberei

Spezialhaus für vornehme, gediegene **Brautausstattungen** in jeder Preislage. Einrichtungen von **Krankenhäusern, Sanatorien** usw., sämtliche **Haushaltungswäsche, handgestickte Damenwäsche,** Atelier für **handgestickte Decken** nach Entwürfen alter und moderner Künstler.

Digitized by Google

Die Bauernromane von Ludwig Thom

Der Wittiber

12. Auflage

Geheftet 4 M., gebund. 6 M., in Halbfranz 7.50 M.

Neue Freie Presse, Wien: Eine bäuerliche Schicksaltragödie in harter Albrecht Dürerscher Holzschnittmanier ... Es ist kein Salonbauerntum, mit dem Thoma tändelt, seinen Romanen und Novellen aus dem ländlichen Milieu ist stets der bleibende Wert zeitgenössischer Kulturbilder nachzurühmen.

Nord und Süd, Breslau: ... Und nun ein ganz Großer: Ludwig Thoma, der Klassiker der bayerischen Bauerndichtung. Seinen Roman „Der Wittiber", diese Geschichte des lebenzerstörenden Bauerntrotzes, der zum Verhängnis und zur Vernichtung einer ganzen angesehenen Familie wird, stehe ich nicht an, dem Allerbesten in unserer zeitgenössischen Dichtung gleich zu werten ... Der tiefe sittliche Ernst ... wird jedes empfängliche Verstehen gefangennehmen, auch um der großen künstlerischen Vorzüge willen, die Thoma hier entfaltet.

Andreas Vöst

24. Auflage

Geheftet 3 M., gebund. 4.50 M., in Leder 6.50 M.

Frankfurter Zeitung, Frankfurt:

Ein Roman, aus Liebe zum Bauern geboren, deren Revers der Haß gegen dessen Feinde ist. Kein Ästhetenroman, sondern ein Buch, aus dem Leben und seinen Problemen genährt ... Auch gibt der Dichter keine Karikaturen, sondern Menschen. Von dem Standpunkte aus, der eingenommen wird, ist alles lebendig und grade gesehen ... Immer wieder freut man sich an diesem Dichter, der Herz und Kopf offen hält für das öffentliche Leben, für Leiden und Freuden, welche die Allgemeinheit angehen. Ein kräftiger Apostel der Vernünftigkeit, mit einer glühenden Liebe zu allem, was vernünftig ist und realen Wert besitzt. Ist so einer zugleich ein Gestalter, gibt es ein starkes, von wirklichem Leben erfülltes Buch wie diesen „Andreas Vöst".

Überall zu haben. Verlag von Albert Langen in München

Bauerngeschichten

Karl Hesselbacher

Daheim geblieben. Aufzeichnungen aus dem Tagebuch des Pfarrers Hans Lorenz aus Eichberg. 1.—10. Tausend. Geb. M. 1.—

Vaterland (Luzern): „Eines der schönsten und auch lit. wertvollen Büchlein, die erschienen. Wir lernen hier deutschen Geist besser kennen, als in einem dickbändigen Buche, wo die Wurzeln der Volkskraft liegen."

Die Kirchnerin. Erzählung. 1.—5. Tausend. Geb. M. 2.50

„Eine der tiefsten und schönsten Dorfgeschichten. Hier ist ein Dichter uns erstanden, von dem wir noch vieles Gute erwarten dürfen."

Auguste Supper

Käuze. Erzählungen. 1.—10. Tausend. Geb. M. 1.—

Da hinten bei uns. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 8. Auflage. Geb. M. 3.—

Leut! Schwarzwaldgeschichten. 4. Auflage. Geb. M. 3.—

Vom Wegesrand. Erzählungen. 16.—20. Tausend. Geb. M. 1.—

Die Mühle im kalten Grund. Roman. 6. Tausend. Geb. M. 5.

Richard Weitbrecht, Bohlinger Leute. Eine schwäbische Bauern- und Pfarrergeschichte. 2. Auflage. Geb. M. 4.—

Salzers Taschenbücherei deutscher Dichter.

Bis jetzt sind 27 Bände erschienen, die **eine Verbreitung** von nahezu **einer Million** gefunden haben!

Verzeichnisse umsonst

Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn

Digitized by Google

Aus deutschen Kriegsgefangenenlagern

Deutschland benutzt nicht, wie die Staaten, mit denen es sich im Kriege befindet, Inseln, gesundheitmordende Wüsten und Einöden, unbewohnte Klöster oder Festungen für seine Gefangenen, sondern hat auf Grund einheitlicher Pläne völlig neue und moderne Anlagen aus dem Nichts heraus geschaffen. Die innere Einteilung trägt den Stempel der Menschlichkeit, Wirtschaftlichkeit und Ordnung.

Da dem Publikum der Zutritt zu den Gefangenenlagern verwehrt bleiben muß, kann es sein Interesse dafür, wie es wohl in einem Lager aussehen mag und wie unsere gefangenen Feinde dort gehalten werden, am besten aus den Schriften befriedigen, die der Frankfurter Verein vom Roten Kreuz unter dem Titel:

„Aus deutschen Kriegsgefangenenlagern"

herausgibt.

Aber nicht nur der Befriedigung des Interesses und der Wißbegierde sollen die Schriften dienen. Vielmehr und vor allem sollen sie eine Widerlegung der Auslandslügen sein, die das Schicksal der Kriegsgefangenen in Deutschland so hinstellen, als sei der elendeste Tod eine Wonne dagegen, und insofern sind sie auch

geschichtliche Beweisstücke für Deutschlands sittliche Gesinnung während des Krieges.

Zweite Folge
176 Seiten und 100 Bilder
1 Mark

*

Dritte Folge
Eindrücke eines Seelsorgers
56 Seiten und 20 Bilder
50 Pfennig

*

Vierte Folge
Auf Arbeitskommando
108 Seiten und 70 Bilder
1 Mark 25

* * *

Die Zweite Folge erschien deutsch, französisch, russisch (letztere 80 Pfg.) und polnisch (Preis 75 Pfennig); die Dritte Folge deutsch und französisch; die Vierte Folge vorerst nur französisch.

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig

Neu erschienen:

Die Stieglhupfer

Roman von Hans Raithel

(Verfasser von „Annamaig", „Schusterhans", „Herrle und Hannile")

Preis broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50

Prof. Dr. Muncker, München, gibt in einem Briefe an den Verfasser den Stieglhupfern folgenden Wandersegen mit auf den Weg:

„Jedesmal freue ich mich von neuem über die Echtheit Ihrer Darstellung von Land und Leuten, Menschen und Dingen. Kräftig-derb und doch auch wieder läßlich und gemütlich sind die Charaktere und ihre Handlungsweise, ganz nach dem Leben gezeichnet, und Ihr eigner Vortrag, die ganze Art, wie die Geschichten aufgebaut und weitergeführt sind, die behagliche Breite und die kräftige Frische der Darstellung, alles das schmeckt heimatlich und echt und charakteristisch . . . Alle diese Vorzüge fand ich auch in Ihren ‚Stieglhupfern', die ich überhaupt zu Ihren allerbesten Schöpfungen zähle."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Friedrich Otto Müller Verlag, Altenburg (S.-A.).

Für jede Hausfrau, jedes junge Mädchen ist eine zeitgemäße und wertvolle Zeitschrift:

„Die Küche im Monat"

Abonnementspreis für:
1/1 Jahr, einschl. Porto und Versendungsgebühr M. **3.60**

Rund 2900 feste zahlende Abonnenten.

Damen (Hausfrauen) der best. adel. u. bürg. Kr., Rttg. u. Gutsbes., Oberförst., höh. Beamte a. d. Lande üb. d. g. Reich.

Probehefte kostenlos.

Die Zeitschrift erscheint jeden Monat und unterrichtet ihre Leserinnen über alles das, was in Küche und Haus gerade für den laufenden Monat besonders zu beachten ist. Sie bietet jeder Hausfrau eine Fülle von Anregung für eine sparsame Haushaltung, neue erprobte Gerichte und vieles andere für Gesellschaften usw.; sie weckt Lust und Liebe zur Wirtschaftsführung und ist deshalb jeder Hausfrau zu empfehlen.

Prospekthinweis.

Der Gesamtauflage dieses Heftes sind nachfolgende Prospekte beigegeben, und wir bitten unsere verehrlichen Leser um genaue Beachtung jeder einzelnen Beilage.

S. Fischer Verlag, Berlin, über außerordentliche wichtige Werke von Walther Rathenau.

S. Hirzel Verlag, Leipzig, über ein bedeutendes, in drei Bänden zur Ausgabe gelangendes Werk von Otto Hoetzsch: „Der Krieg und die Politik."

Oesterheld & Co. Verlag, Berlin, über das prachtvolle Buch von Björn Björnson: „Vom deutschen Wesen."

Oldenburg & Co., Leipzig, mit dem gemeinsamen **Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig,** über neue gute 3-Mark-50-Pfg.-Romane und 1-Mark-Romane.

Verlag von Hermann Gesenius in Halle.

Die Raubvögel Mitteleuropas. 53 Tafeln in feinem Chromo- und 8 Tafeln in Schwarzdruck, nach Originalen der Maler **Goering, Keulemans, Kleinschmidt, de Maes, von Nerfey und Rhamm,** mit erklärendem Text von **Dr. Carl R. Hennicke.** Broschiert M. 4.50, elegant gebunden M. 5.—.

Nützliche und schädliche Insekten in Garten und Feld. Von **Kuno Lohrenz.** Mit 250 Abbildungen auf 16 nach der Natur gezeichneten kolorierten Tafeln. Anhang. Gesetz, betr. die Bekämpfung der Reblaus vom 6. Juli 1904. Brosch. M. 2.60, elegant geb. M. 3.20.

Nützliche und schädliche Insekten im Walde. Von **Kuno Lohrenz.** Mit 194 Abbildungen auf 16 nach der Natur gezeichneten kolorierten Tafeln. Brosch. M. 2.80, geb. M. 3.50.

Rätsel im Obstbau. Von **R. Lorentz.** Praktisch-wissenschaftliche Erklärung der natürlichen Ursachen früher Tragbarkeit, sowie der künstlichen Mittel zur Erzielung derselben, des Nichtwachsens von Veredelungen usw., mit besonderer Berücksichtigung des Erwerbs-Obstbaues. Broschiert M. 1.50, gebunden M 2.20.

Völlig neue Methode auf wissenschaftlicher Grundlage beruhend, praktische Durchführbarkeit erprobt und erwiesen, schnellen und reichen Gewinn verheißend.

Obstbaumzucht. Von **Theodor Stefan,** Lehrer. Eine leicht verständliche kurze Anleitung über Obstbaumpflege. In steifem Umschlag geheftet 40 Pfennig.

Digitized by Google

Raiffeisen-Bibliothek.

1. Die Raiffeisen-Organisation . . 15 ₰
2. Friedrich Wilhelm Raiffeisen und die nach ihm genannten ländlichen Darlehnskassen-Vereine . . . . . 60 ₰
3. Die Darlehnskassen-Vereine in ihrer wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Bedeutung . . . . . 15 ₰
4. Die Raiffeisenschen Spar- und Darlehnskassen - Vereine, segensreiche Werkstätten christlicher Nächstenliebe . . . . . 15 ₰
5. Sind die ländlichen Spar- und Darlehnskassen-Vereine nach Raiffeisenschem System besser als andere Genossenschaften und Kassen? . . . 15 ₰
6. Raiffeisen. Ein ländlicher Sorgenbrecher und christlich-sozialer Segenstifter . . . . . 15 ₰
7. Leitfaden der Düngerlehre . . 60 ₰
8. Die ländlichen Genossenschaften im Kampfe mit der wirtschaftlichen Not . . . . . 15 ₰
9. Die Viehgewährschaft nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch . . . . . 15 ₰
10. Leitfaden der Fütterungslehre . 30 ₰
11. Unbeschränkte oder beschränkte Haftpflicht? Welche Art der Rechtsform ist für die ländlichen Kreditgenossenschaften die geeignetste . . . . . 15 ₰
12. Raiffeisen im Kampfe Anno 05 15 ₰
13. Tugenden eines Raiffeisen-Mannes 15 ₰
14. Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der ländlichen Genossenschaften . . . . . 15 ₰
15. Die Bedeutung der ländlichen Genossenschaften für die Gemeinde und den Staat . . . . . 15 ₰
16. Der Kampf um das Glück auf dem Lande . . . . . 15 ₰
17. Raiffeisens Leben . . . . . 15 ₰
18. Die Raiffeisen-Vereine als Kulturträger . . . . . 15 ₰
19. Warum soll und warum kann man ohne Bedenken dem Spar- und Darlehnskassen-Verein beitreten? . 15 ₰
20. Zum Gedächtnis an den Todestag F. W. Raiffeisens 1888 — 11. März — 1913 . . . . . 25 ₰
21. Das ländliche Genossenschaftswesen im heutigen Wirtschaftsleben 15 ₰

Deutsche ländliche Genossenschafts-Bücherei.

1. Das Hypothekenrecht für den Landmann . . . . . 2.75 ℳ
2. Güterhandel und Güterschlächterei 1.50 ℳ
3. Kurzer Führer durch das deutsche Genossenschaftswesen . . . . . 0.80 ℳ
4. Anleitung zur Geschäfts- und Buchführung der Raiffeisenschen Spar- und Darlehnskassen-Vereine . 6.— ℳ
5. Versicherungs- und Genossenschaftswesen als wechselseitige Hilfsorganisationen . . . . . 3.— ℳ
6. Leitfaden zum Warenumsatzsteuergesetz

Sonstige Bücher u. Formulare.

1. Anleitung für eingetragene Genossenschaften zum Verkehr mit dem Registergericht . . . . . 1.50 ℳ
2. Kleine Anleitung zur Geschäftsführung der Raiffeisen - Vereine 1.— ℳ
3. Landwirtschaftliches Genossenschaftsblatt . . . . . 3.— ℳ
4. Neuwieder Raiffeisen-Kalender 50 ₰
5. Taschen-Notiz-Kalender . . 1.— ℳ
6. Statuten, Bücher, Formulare für den Geschäftsgebrauch, den Verkehr mit dem Registergericht der ländlichen Genossenschaften aller Art, Pfennig-, Schul-Sparkassen und Heimsparkasseneinrichtungen, Merkbücher für Geldverkehr, Wertpapiergeschäft, Zinstabellen usw.

Landwirtschaftliche Zentral-Darlehnskasse für Deutschland Abteilung Druckerei und Verlag, Neuwied.

Digitized by Google

Schleussner-

Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. -Postkarten. Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie. Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform

Preisliste und Lieferung durch alle Photohändler oder direkt durch die

Schleussner Photohilfsbuch
I. Teil: Das Negative 1 M.
II. Teil: Das Positive 1 M.
Preis jed. Teiles 1 M.
Belichtungs-Ermittler „DISKUS" ermittelt durch einfache Verstellung der Drehscheibe die richtige Belichtungszeit jedes Aufnahmegegenstandes. Preis 70 Pfg.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 126

Kriegslebensversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungssumme im Todesfalle.

Jeder Kriegsteilnehmer findet Aufnahme. Nach Beendigung des Krieges Umwandlung in normale Lebensversicherung unter Anrechnung eines Teiles der gezahlten Prämie.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstraße 9
und die **Subdirektion** in **München**, Kaufingerstraße 23.

Neuenahr

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden — Gallensteine — Zuckerkrankheit — Gicht — Rheumatismus — Katarrh. Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen. :-: Trink- und Thermal-Badekur.

Wohnung im **Kurhotel**

und in vielen andern Hotels, Pensionen und Privathäusern. Kurhotel, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, großer Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.

Für Hauskuren:
Versand des Neuenahrer Sprudels
nach neuem Füllverfahren.

Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.

Digitized by Google

Den Städtern

widmen wir dieses Heft als Material zur Kenntnis der deutschen Landwirtschaft. An der gegenwärtigen Verhetzung innerhalb des deutschen Vaterlandes können eine reine Freude nur die Engländer haben. Wer es mit Deutschland gut meint und die Wirklichkeit erfaßt, sieht die letzte Stunde gekommen, in der Sichverstehen und Zusammenhalten eine Katastrophe vermeiden können, die alle gebrachten furchtbaren Opfer nutzlos machen würde. Das Deutsche Reich und das Deutschtum überhaupt gleicht gegenwärtig einem im wildesten Sturm von allen Seiten angegriffenen Schiff, dessen Bemannung sich darüber an die Köpfe gerät, wie sie sich einrichten wird, falls sie den sicheren Hafen erreicht — das sicherste Mittel, um den Hafen nicht zu erreichen. Wir kennen die leitenden Männer nicht genügend, um zu beurteilen, ob sie absichtlich die innere Zwietracht fördern, um zu verdecken, daß sie keinen festen Zielen zusteuern oder ob die innere Zwietracht die unwillkürliche Folge des Mangels an festen Zielen ist. Wahrscheinlich kommt beides zusammen. Wer ohne den wahren Glauben an sich und seine Sache nur seine animalische Existenz behaupten will, wird Bundesgenossen suchen, wo er sie finden kann, gegen jeden sich verbünden mit jedem, der ihm diese Existenz zu garantieren scheint, und so, ob er will oder nicht, zersetzend wirken. Aus dieser unsere ganze politische Kriegsführung beherrschenden Verteidigungsstellung ergab sich die Hetze gegen Tirpitz, gegen Zeppelin, gegen Falkenhayn und neuerdings gegen Hindenburg und Ludendorff. Aus ihr ergab sich die Verhetzung zwischen Nord und Süd, Stadt und Land. Unseres Erachtens war es die Pflicht der Reichsregierung, im entgegengesetzten Sinn zu wirken, im Sinne der Aufklärung, und hätte sie z. B. mit ihren starken Kräften das zu leisten gehabt, was wir hier mit unsern schwachen zu leisten versuchen. Die Mehrheit des deutschen Volkes ist einer Belehrung durch wirkliche Fachleute noch immer zugänglich. Es handelt sich dabei nicht darum, die Landwirte als uneigennützige Engel hinzustellen. Wir sind sogar der Ansicht, daß ohne starkes Haften am Besitz ein so tüchtiger Bauernstand wie der deutsche gar nicht möglich wäre. Aber wir wenden uns, wie in der Äußeren Politik, dagegen, daß falsche Maßnahmen mit Moralgerede zugedeckt werden. Wenn man bei hohen Futterpreisen niedrige Getreidepreise festsetzt, wird Getreide verfüttert, wenn man bei hohen Fleischpreisen niedrige Milchpreise festsetzt, geht die Milchproduktion zurück. Das sind wirtschaftliche Gesetze, mit denen man ebenso rechnen muß wie damit, daß die städtische Bevölkerung Lebensmittel da kauft, wo sie sie am besten und billigsten bekommt. Werturteile sind überhaupt stets ein Anzeichen mangelhafter Erkenntnis.

Also wir wollen hier auch nicht mit Werturteilen kommen, und unsere Landwirte als selbstlose Engel hinstellen. Aber wenn man sie an der Vaterlandsliebe packt, haben sie noch nie versagt. Nur darf man nicht glauben, daß man einen deutschen Bauer mit Schikanen zwingen kann. Unsere Bauern sehen zu viel von der Regierung. Sie in Gegensatz zu den Großgrundbesitzern bringen, wie unsere Salon-Demokraten und -Sozialisten möchten, wird nicht gelingen. Jeder Landwirt weiß, daß manche Teile Deutschlands sich für den kleinen Grundbesitz und andere für den großen eigenen, daß der Großgrund-

Digitized by Google

besitz durch sein Kapital Neuerungen einführen kann, die dann für den kleinen vorbildlich werden und daß, wenn Ostelbien dichter bevölkert wäre, es nicht so viel Getreide an das übrige Reich abgeben könnte. Auch was der hochgebildete Großgrundbesitzer geistig als Führer zu leisten vermag, ist den Bauern bekannt. Also bei ihnen ist kein geeigneter Boden für Verhetzung. Sie muß auch weiterhin auf die Stadtbewohner und Industriearbeiter beschränkt bleiben. Bei diesen ist es der Demagogie gelungen, einen tiefen Haß gegen Großgrundbesitzer, wie gegen Großindustrielle, zu erzeugen, während von dem arbeitslosen Kapitalbesitz merkwürdig wenig in der demokratischen und sozialistischen Presse die Rede ist. Diese Erscheinung ist nicht auf Deutschland beschränkt. In allen Ländern Europas ist der arbeitslose Rentenbesitz, gegen den, wie man meinen sollte, der Haß der Besitzlosen sich in erster Linie richten müßte, durch die Demagogie geschützt, die alle Verhetzung gegen die schaffenden Kapitalisten der Industrie und Landwirtschaft richtet. Ein Blinder müßte sehen, daß während des Krieges dem Berliner Tageblatt am nächsten steht der Vorwärts, das Organ des sozialdemokratischen Parteivorstandes.

Die Mehrzahl der Städter hat sich nie näher mit landwirtschaftlichen Verhältnissen befaßt. Wenn man auch als Sommerfrischler seit vielen Jahren den Bauern die Wiesen zertritt, so ist man damit noch nicht vorgebildet, über landwirtschaftliche Verhältnisse zu urteilen. Unsere Nationalökonomen haben vor dem Krieg ihren Schülern und dem gebildeten Publikum viel mehr von den Verhältnissen der Industrie-Arbeiterschaft gesprochen, als von denen in der Landwirtschaft; und wenn sie von dieser sprachen, so verbreiteten sie Ansichten wie die, der wir bei einem Schüler Brentanos begegneten, daß in einem Krieg die Felder nicht bestellt werden könnten, weil die Männer im Krieg seien. Als Bismarck 1882 im Reichstag auf die Möglichkeit hinwies, daß wir in einem Krieg kein russisches Getreide bekämen und gleichzeitig von der Seeseite blockiert würden, erwiderte Ludwig Bamberger, „daß eine Getreidenot entstanden sei durch kriegerische Zwischenereignisse, das ist unerhört in der modernen Geschichte seit 50 Jahren; und es ist eine so entsetzlich entfernte Möglichkeit, daß man sie nach dem mathematischen Begriff des Unendlichkleinen eine Unmöglichkeit nennen kann“ und in dem maßgeblichen „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ werden (worauf Dr. Rudolf Einhauser in seinem Aufsatz über die Deutsche Tageszeitung in unserm Januarheft 1916 hingewiesen hat) „Abhängigkeit vom Ausland“ und „Aushungerungsgefahr“ als „Phantome“ dargestellt, nur dem eigennützigen Interesse der Landeigentümer dienend. Wir alle, die im großen und ganzen in liberaler Umgebung und liberaler Literatur aufgewachsen sind, haben während des Krieges eingesehen, daß mit moralischen Urteilen die Landwirtschaft nicht verstanden werden kann. Gestehen wir es ein, daß wir etwa vom Antrag Kanitz nicht viel mehr wußten, als daß er ein Ausdruck egoistischer Interessen und Wünsche der ostelbischen Großgrundbesitzer gewesen sei. Wer sich jetzt erinnert, daß es ein Hauptziel des Antrags Kanitz war, Getreidevorräte für den Kriegsfall zu schaffen, wird die moralische Beurteilung nicht für ausreichend halten. Im übrigen kann ein Blick in die Todesanzeigen der Schlesischen Zeitung, der Deutschen Tageszeitung und der Kreuzzeitung das Berliner Tageblatt beruhigen; es werden von den egoistischen Junkern nach dem Kriege nicht viele übrig sein; das Zahlenverhältnis zwischen Junkern und Kriegsspekulanten gestaltet sich mit jedem Tage der Kriegsdauer günstiger.

Digitized by Google

Die gegenwärtigen Produktionsbedingungen der deutschen Landwirtschaft.

Von Dr. Schlittenbauer in Regensburg.

Riesengroß ist die Aufgabe, welche der deutschen Landwirtschaft im Weltkriege zugefallen ist. Sie soll aus eigenen Mitteln eine Armee von 10 bis 12 Millionen Kriegern ernähren, soll den Pferdebedarf dieser gewaltigen Armee decken, ihre Anforderungen an Heu, Stroh, Futtermitteln jeglicher Art erfüllen, dazu noch eine Zivilbevölkerung von rund 58 Millionen Köpfen ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgen. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist umso schwieriger, je höher die Ansprüche an das Leben waren, an die sich das reichgewordene deutsche Volk in den letzten Friedensjahren gewöhnt hatte. Die deutsche Nation hat im Jahre 1913, einem überaus gesegneten Wachsjahre, nicht bloß die eigene reiche Ernte verbraucht, sondern auch noch um rund drei Milliarden Mark Nahrungs- und Genußmittel aus dem Auslande eingeführt, dazu um mehr als eine Milliarde Mark Futtermittel zur Stärkung der Erzeugung von Fleisch und anderen tierischen Produkten im Innern. Diese Einfuhr fiel durch den Krieg von selbst weg, denn der Krieg schnitt Deutschland ab vom belebenden Verkehr über die See, schnitt es ab vom Verkehr mit den großen feindlichen Binnenstaaten, unter denen besonders Rußland ein starker Lieferant fürs deutsche Volk gewesen war, ja er hemmte je länger desto mehr sogar den Verkehr mit den neutralen Nachbarstaaten, deren Ausfuhr nach Deutschland durch die englische Überwachung von Monat zu Monat geringer wurde.

Somit mußte das deutsche Volk schon an und für sich auf einen hohen Prozentsatz der gewohnten Nahrungsmittel im Kriege verzichten. Die deutsche Landwirtschaft war unter den Verhältnissen des Krieges unmöglich im Stande, durch erhöhte Leistungen jenen Ausfall zu decken. Ja die Erzeugungsbedingungen der Landwirtschaft gestalteten sich unter den Rückwirkungen des Kriegszustandes immer ungünstiger, sodaß es gegenwärtig nicht einmal mehr möglich ist, sie auf der früheren Höhe ihrer Leistungen zu erhalten.

Diese Rückwirkungen des Krieges auf die Erzeugungsmöglichkeit gebührend zu schätzen, liegt in nationalem Interesse, denn nur dann wird das Urteil gegenüber der deutschen Landwirtschaft gerecht werden, nur dann wird für die Gutgesinnten und objektiv Denkenden die Kluft zwischen Stadt und Land einigermaßen überbrückt.

Digitized by Google

Die Schwierigkeiten, unter denen die landwirtschaftliche Erzeugung im Kriege leidet, liegen einerseits auf dem Gebiete der Beschaffung der Futtermittel, Düngemittel, Betriebsmittel, Arbeitskräfte, anderseits bei den produktionsstörenden Eingriffen der staatlichen Kriegswirtschaft.

Mit Beginn des Krieges fielen für die deutsche Landwirtschaft um 1¼ Milliarden Mark fremder hochwertiger Futtermittel weg — und das allein schon bedeutete einen starken Rückgang der Erzeugung von Fleisch, Fett und Molkereiprodukten. Dazu kam die Verteuerung der zu Beginn des Krieges noch vorhandenen Vorräte durch das ungebundene Spiel der freien Kräfte im Futtermittelhandel bis in das Frühjahr 1915 hinein. Zu stabilen Preisen der Kraftfuttermittel kam es erst, nachdem leider die Preise auf dem freien Markte schon eine ansehnliche Höhe erreicht hatten und ohne schwere Gefährdung der Erzeugung nicht mehr wesentlich gesenkt werden konnten. Die Steigerung der Preise der hochwertigen Futtermittel beleuchtet in Kürze folgende Tabelle:

Mais	1896	M. 98.05	1914	M. 190,1	1916	M. 260.—	pro Tonne
Gerste	1896	„ 173.—	1914	„ 186,9	1916	„ 300.—	„ „
Leinmehl							
	vor Kriegsausbruch	„ 146.—	15. 3. 15	„ 430.—	jetzt	„ 270.—	„ „
Biertreber	„	„ 120.—	15. 3. 15	„ 220.—	„	„ 260.—	„ „
Fettgerieben	„	„ 200.—	31. 3. 15	„ 330.—	„	„ 330.—	„ „
Haferfuttermehl ..	„	„ 90.—	31. 3. 15	„ 260.—	„	„ 130.—	„ „
Ackerbohnenmehl .	„	„ 170.—	31. 3. 15	„ 350.—	„	„ 350.—	„ „
Sojabohnenmehl .	„	„ 160.—	31. 3. 15	„ 260.—	„	„ 400.—	„ „
Hefe, trocken	„	„ 240.—	31. 3. 15	„ 350.—	„	„ 500.—	„ „

Das sind nur die Übernahmepreise der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte; für den Verbraucher, also den Landwirt, kommen noch dazu die Vermittlungsgebühren: 4 Prozent nimmt die Bezugsvereinigung, 3 Prozent die Landesverteilungsstelle für sich und die unterverteilenden Kommunalverbände; bei Futtermitteln aus dem befreundeten oder neutralen Auslande treten noch hinzu 3 Prozent des Wertes für die Zentraleinkaufsgesellschaft.

Den starken Ausfall an hochwertigen Kraftfuttermitteln hat man zu ersetzen gesucht durch sogenannte Ersatzfuttermittel. Eine Reihe von Fabriken hat sich im Laufe des Krieges mit der Aufgabe befaßt, Kraftfuttermittel herzustellen. Besonders der Scheidemandel-Konzern hat sich auf dieses Gebiet geworfen. Eine eigene Kriegsgesellschaft für Ersatzfuttermittel hat sich in Berlin aufgetan. Allein, der

Digitized by Google

Ersatz ist nicht bloß vielfach recht minderwertig, sondern auch viel zu teuer. Schon die Fabriken fordern übermäßig hohe Preise, dazu kommen noch die Aufschläge des Kriegsausschusses für Ersatzfuttermittel und die Gebühren der verschiedenen Verteilungsstellen. Nur ein Beispiel zur Beleuchtung der Verhältnisse: Scheidemandel liefert Eiweißsparfutter um 63 M. an den Kriegsausschuß für Ersatzfuttermittel; dieser gibt es weiter an die Bezugsvereinigung mit 75 M., die Bezugsvereinigung schlägt ihrerseits 3 Prozent dazu und gibt es weiter an die Landesstellen, die ihrerseits wiederum ihre Gebühren bei der Unterverteilung daraufschlagen. Bis der Bauer die Ware erhält, zahlt er mehr als 80 Mark. Nach dem Urteile von Fachmännern ist dieses Futtermittel um 500 Prozent teuerer als gleichwertige Futtermittel zu Friedenszeiten.

Man wird fragen: ja warum zahlt denn der Landwirt so hohe Preise? Die Antwort liegt auf der Hand. Er will auch unter den Verhältnissen des Krieges soviel wie möglich erzeugen. Man wird ferner fragen, warum duldet die Reichsregierung derartige Preise? Weil die Industrie die für den Krieg geschaffenen Anlagen auch während des Krieges amortisieren will, da sie nicht mit Unrecht befürchtet, daß Werke dieser Art im Frieden nicht mehr rentierlich sein könnten. Man wird endlich fragen: Warum gestattet die Reichsregierung so hohe Vermittlungsgebühren? Das liegt im Charakter der zentralistischen Verteilung der Ware, im System unserer Kriegswirtschaft. Die zentralistische Verwaltung fordert ein Ausgabezentrum und verschiedene Verteilungszentren und einen stark bureaukratischen Apparat zur Abwickelung der Geschäfte. Daher die hohen Gebühren.

Deutschland hatte bei Ausbruch des Krieges die glänzendsten Bestände an Vieh: 21 Millionen Stück Rindvieh, 25,7 Millionen Schweine, 5,5 Millionen Schafe, 3,5 Millionen Ziegen. Kein Wunder, daß wir bei diesem Viehbestande und angesichts der Tatsache, daß sich im ersten Stadium des Krieges unsere Heere noch vorzugsweise von den Vorräten der eroberten Gebiete ernährten, in den ersten fünf Monaten des Krieges die niedrigsten Schlachtviehpreise seit vielen Jahren hatten und in Fleisch direkt schwelgten. Leider aber war der hohe Viehstapel nur zu einem Teile natürliches Erzeugnis unserer eigenen Volkswirtschaft, zu einem beträchtlichen Prozentsatz war er nichts anderes als die Folge der massenhaften Einfuhr fremder Futtermittel. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr mußte diese Tatsache in der Versorgung des Volkes mit Fleisch, Milch und

Digitized by Google

Milchprodukten zum Ausdrucke kommen. Die größere Menge der eingeführten Futtermittel fraßen die Schweine, die im Frieden bis zu 60 Prozent des Fleischbedarfes des deutschen Volkes deckten. Aber gerade den Schweinestapel mußten wir vermindern, weil sonst bei dem Mangel der üblichen Auslandsfuttermittel das Schwein der stärkste Konkurrent des Menschen im Verbrauch jener Nahrungsmittel geworden wäre, die uns das wirtschaftliche Durchhalten sichern, Kartoffel und Körner. Unter den gegenwärtigen Umständen können wir in Deutschland einen Rindviehstapel von rund 19 Millionen durchhalten und einen Schweinebestand von etwa 13—14 Millionen, aber Vieh mästen können landwirtschaftliche Betriebe nur unter besonders günstigen Betriebsverhältnissen. Steigerung der Milcherzeugung ist bei den Futterverhältnissen des Krieges kaum möglich.

Nicht minder erschwert wurde die landwirtschaftliche Erzeugung durch den Mangel an künstlichen Düngemitteln und durch die hohen Preise der wenigen Düngemittel, die uns zur Verfügung stehen. Die Zufuhr von Chile-Salpeter, Peru-Guano und Superphosphat ist seit Ausbruch des Krieges unmöglich, die einheimische Herstellung von Thomasmehl eingeschränkt, da die Herstellung von Thomasstahl zurückgegangen ist. Schwefelsaures Ammoniak und Kalkstickstoffe sind zum größten Teil für die Zwecke der Munitionserzeugung in Anspruch genommen. Dazu kommen die hohen Preissteigerungen, die für geldschwache Landwirte besonders ins Gewicht fallen. Nur ein paar Beispiele:

42 % iges reines Kali per 100 Kilo ohne Sack

1914	1915	1916
M. 6.51	M. 7.14	M. 8.61

Kainit mit 15 % igem reinem Kali

1914	1915	1916
M. 1.50	M. 1.72	M. 1.95

Ab 1. Juli 1917 sind neuerdings bedeutende Preiserhöhungen eingetreten:

15 % iges Kainit kostet jetzt	M. 2.70
20 % iges reines Kali	M. 4.60
42 % iges reines Kali	M. 10.71.

Per 200 Zentner werden 4 Mark Überführungsgebühren berechnet, dazu kommen die Frachtpreise ab Verladestation, die Zuschläge des Kleinhandels und die Zuschläge für die Säcke.

Der natürliche Dünger ist der Menge und dem Werte nach zurückgegangen, der Menge nach, weil Stroh bei dem Ausfall an anderen

Digitized by Google

Futtermitteln mehr zu Futter- als zu Streuzwecken verwendet wird, an Güte, weil in den Exkrementen der Tiere die Auswirkung der eiweißhaltigen Kraftfuttermittel fehlt.

Eine wesentliche Erschwerung erfährt die landwirtschaftliche Erzeugung durch die hohen Preise für Saatgut. Die Spannung zwischen den Höchstpreisen der Produkte und den üblichen Saatgutpreisen ist um das Doppelte höher als im Frieden.

Es sei nur daran erinnert, daß viele Bauern im letzten Herbste ihre Kartoffel zwangsweise um 4 Mark zu Speisezwecken abgeben und im Frühjahre Saatkartoffel um das Doppelte, in Norddeutschland um das Dreifache jenes Preises beziehen mußten. Saatgerste ist im letzten Wirtschaftsjahre mit 100 Prozent über dem Höchstpreis für Gerste gestanden. Zweifellos haben die Landwirte, die sich mit der Erzeugung von Saatgut befassen, davon einen großen Vorteil, aber die Klein- und Mittelbesitzer, welche Saatgut kaufen oder wechseln müssen, erleiden dabei große Nachteile. Die Rentabilität ihrer Arbeit wird schwer beeinträchtigt, die Produktion schon im Keime verteuert.

Eine sehr starke Hemmung erfuhr während des Krieges die landwirtschaftliche Erzeugung durch den Rückgang in der Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen, Geräte und Betriebsmittel und durch die hohen Preise dieser Artikel. Nach Erhebungen des Kriegsernährungsamtes beträgt die Preissteigerung gegenüber den Durchschnittspreisen der Jahre 1909/13 bei den verschiedenen Maschinen 50—60 Prozent, bei Heubändern, Getreiderechen, Düngerstreuern 80 Prozent, bei einzelnen Maschinenersatzteilen 100 Prozent und mehr. Die Preise für elektrische Motore sind gegenüber der Friedenszeit um das Dreifache gestiegen, die Preise für Garbenbinder um das Achtfache, für Benzol um 100 Prozent, für Benzin und Maschinenöl um 300 Prozent. Die Steigerung der Kohlenpreise betrug am 1. Oktober 1916 gegenüber dem 1. April 1914 im Durchschnitte 50 Prozent; mit den Preiserhöhungen vom Dezember 1916, vom April 1917 und vom August 1917 dürften 100 Prozent nahezu erreicht werden. Die Kohle ist aber in der landwirtschaftlichen Erzeugung ein außerordentlich wichtiger Faktor. Man denke nur an die Drescharbeiten. Ganz außerordentlich gestiegen sind die Preise für jegliches Lederzeug. Mit Treibriemen werden wahre Wuchergeschäfte gemacht. Hiefür nur ein paar Beispiele aus den Offerten einer Münchener Firma:

Treibriemen 21,5 cm breit:
1 Stück 6,75 m lang, 13 mm stark
1 Stück 4,40 m lang, 13 mm stark
1 Stück 3,96 m lang, 13 mm stark M. 820.—

Digitized by Google

Treibriemen 14 cm breit:
1 Stück 15,8 m lang, 4 mm stark M. 555.—
Treibriemen 11,5 cm breit:
1 Stück 10,30 m lang, 4 mm stark M. 410.—
Treibriemen 10,5 cm breit:
1 Stück 12,90 m lang, 5 mm stark M. 430.—
Treibriemen 9 cm breit:
1 Stück 10,70 m lang, 7 mm stark M. 425.—.

Und dabei handelt es sich um gebrauchte Riemen.

Unter diesen Umständen bewegt sich unsere ganze Kriegswirtschaftspolitik in einem circulus vitiosus. Die Preise für die Produktionsmittel steigen andauernd ungehemmt, der Industrie, die sie herstellt, werden keine Schranken gesetzt, die Preise für die Produkte aber sind durchgehends begrenzt und gebunden. Eine Kriegswirtschaftspolitik auf dieser Basis ist auf die Dauer ebenso unmöglich wie die Quadratur des Kreises. Aber selbst diese hohen Preise wären für die Erzeugung noch nicht so störend und beschränkend wie die Tatsache, daß ein großer Teil jener notwendigen Betriebsmittel überhaupt nicht mehr zu haben ist.

Zu den notwendigen Betriebsmitteln zählen auch die Gespanne. Nun sind aber der Landwirtschaft die wichtigsten Gespanntiere, die Pferde, durch das Militär zu einem guten Teile weggenommen. Im gegenwärtigen Augenblicke dürfte der Entzug mit 25 Prozent nicht zu hoch gegriffen sein. Die Wegnahme erfolgt zu den Friedenspreisen plus 75 Prozent Kriegszuschlag. Der Ersatz aber geschieht auf dem Wege des freien Handels oder der Versteigerung eingeführter oder militärunbrauchbarer Pferde, und da erreichen die Preise für Ersatzpferde eine derartige Höhe, daß für minderwertige Pferde gewöhnlich im Durchschnitt 30 Prozent mehr bezahlt werden müssen, als das Militär bei seinen Ankäufen und Requisitionen für die wertvollsten Gäule bezahlt.

Die Ochsengespanne werden fortgesetzt vermindert durch die hohen Anforderungen, welche die Fleischversorgung des Heeres und der Zivilbevölkerung an das Schlachtkontingent stellt. Gegenwärtig sind diese Anforderungen besonders hoch, nachdem Herr von Batocki im Widerspruch zu den sachverständigen Gutachten aus der Landwirtschaft für volle vier Monate eine Verdoppelung der Fleischrate versprochen hat. Der Ersatz in Zugochsen ist außerordentlich schwierig, nachdem bei der Viehzählung am 1. März sich gezeigt hat, daß gerade infolge der starken Heranziehung der Ochsen zu Schlachtzwecken die

Digitized by Google

Zahl der Ochsen sich stark vermindert hat. Das gleiche gilt für Kuhgespanne.

An die wenigen Gespanne, über welche die Landwirtschaft noch verfügt, müssen unter den obwaltenden Verhältnissen ganz außerordentliche Anforderungen gestellt werden, und dies bei einer wesentlichen Beschränkung der Futterrationen.

Die Unmöglichkeit eines ausreichenden und raschen Ersatzes toter und lebendiger Betriebsmittel fällt umso schwerer ins Gewicht, als die Landwirtschaft *während der Mobilmachung und weiterhin im Verlaufe des ganzen Krieges totes und lebendiges Inventar im Werte von mehreren Milliarden an die Heeresverwaltung abgegeben hat*; Pferde, Ochsen, Wagen, Automobile, Zuggeschirre, Heu, Stroh, Hafer, Gerste, Schlachtvieh.

Bei einer Betrachtung der Schwierigkeiten der landwirtschaftlichen Erzeugung dürfen auch nicht außer acht gelassen werden die Hemmnisse, welche die landwirtschaftliche Produktion erfährt durch den *Mangel an Transportmitteln und die starke Heranziehung unserer Verkehrsmittel zur Erfüllung militärischer Aufgaben*. Die notwendigen Betriebs-, Futter-, Düngemittel gelangten sehr häufig viele Wochen später, als man ihrer bedurft hätte, an ihre Adresse. Die Bauern müssen oft 8—10, 15—20, ja 30 Kilometer fahren, Zeit, Personal und Gespann ohne Entschädigung aufwenden, um die Pflichtmengen an Getreide, Kartoffeln, Rüben, Heu und Stroh an die nächste Verladestation oder Abnahmestelle zu bringen.

Aber alle diese schlimmen Rückwirkungen des Krieges auf die landwirtschaftliche Erzeugung wären noch erträglich, wenn die Landwirtschaft auch nur einigermaßen über die notwendigen menschlichen *Arbeitskräfte* verfügte. Der deutschen Landwirtschaft dürften durch den Krieg rund 5 Millionen Arbeitskräfte entzogen sein, und zwar die leistungsfähigsten, die Vollwertigen, die Jünglinge und die Männer in der Vollkraft der Jahre. Der Ersatz reicht weder an Zahl noch an Güte aus. Der Kriegsgefangenen sind zu wenig, außerdem sind darunter viele der Landwirtschaft unkundige Leute, außerdem fehlt es vielfach an gutem Willen, je länger der Krieg dauert, desto mehr.

Die unermüdliche Arbeit der Frauen und der Kinder und der Alten, so anerkennenswert sie auch sei, ersetzt nicht die männliche Arbeitskraft, vor allem nicht die Arbeitsleistung und die Bedeutung, welche der Betriebsleiter für die glatte Abwickelung des Anbaues und

Digitized by Google

der Ernte im einzelnen Betrieb hat. Wir haben aber jetzt Landgemeinden, in denen bis zu 70 Prozent der Wirtschaften durch Frauen geleitet werden.

Das Aushilfsmittel der Beurlaubung hat seine Grenzen an den Erfordernissen der militärischen Lage. Je mehr sich unsere Feinde zusammenscharten, je mehr sie an lebendiger und toter Kriegsmacht anhäuften, je wilder ihre Anstürme auf allen Seiten wurden, desto weniger konnte die Heeresverwaltung den Wünschen der Landwirtschaft nach ausgiebiger Beurlaubung entsprechen. Meine Genossenschaft hat im Winter in rund 3000 bayerischen Landgemeinden Erhebungen veranstaltet über die Zahl der durch den Krieg entzogenen männlichen Arbeitskräfte. Das Resultat war: Entzug von 70,63 Prozent der vor dem Kriege in jenen Gemeinden vorhandenen Arbeitskräfte und 37,67 Prozent der selbständigen Betriebsleiter. Ersatz aus den Reihen der Hilfsdienstpflichtigen war in nennenswertem Maße unmöglich. Die deutschen Männer zwischen dem 17. und 60. Lebensjahre stehen entweder unter den Waffen oder sind an sich schon in der Industrie oder Landwirtschaft tätig. Der geringe Rest, der noch ohne kriegswirtschaftliche Beschäftigung war, ist zum weitaus größten Teil weder landgeboren noch mit landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut, also mit einem Wort für die landwirtschaftliche Arbeit wertlos. Es gibt zwar landwirtschaftliche Arbeiten, bei denen ungelernte Kräfte mitwirken können, z. B. die Kartoffellese, die Rüben-, Hopfenernte, zur Not noch die Heu- und Getreideernte, aber da handelt es sich ja nur um ganz vorübergehende Hilfe. Auf die Frauen aber ist das Hilfsdienstgesetz nicht ausgedehnt. Hier wäre es möglich gewesen, mehr als eine Million weiblicher Arbeitskräfte, Landgeborener und mit der Landwirtschaft Vertrauter, für die Erzeugung von Nährgütern aus den Städten mobil zu machen: Arbeiterinnen, Mägde, Kellnerinnen, Köchinnen, Kindermädchen, Kriegerfrauen. Leider ist dies aus allzu zarten Rücksichten gegenüber gewissen Bestrebungen versäumt worden.

Die wenigen freien Arbeitskräfte, die der deutschen Landwirtschaft noch zur Verfügung stehen, sind während des Krieges zudem noch sehr teuer geworden. Auf den sogenannten Erntearbeitsmärkten, im Gäuboden, wurde im letzten Herbst 40—45 Mark Wochenlohn verlangt und vollständig freie Station. Bürschchen mit 16 und 17 Jahren, die erste Knechte spielen, verlangen schon 8—10 Mark Wochenlohn nebst vollständig freier Station. Landwirtschaftliche Taglöhner fordern 5—6 Mark Tagelohn und noch ihr Vesperbier und -brot dazu.

Digitized by Google

Für ungelernte Urlauber muß der Landwirt neben der Verköstigung noch 3—4 Mark Tagelohn und darüber bezahlen.

Letzten Endes darf man auch das Produktions-Risiko nicht außer acht lassen. Dies ist während des Krieges gewaltig gestiegen. Fehlt etwas an einer Maschine, gehen Vorräte zugrunde, sei es mit oder ohne Schuld der Menschen, hat man Unglück im Stall, bricht ein Brand aus, gibt es Hagelschläge, dann ist der Verlust bei der allgemeinen hohen Steigerung der Preise für Material und für Vieh und bei der Unersetzlichkeit der Ware, weil Zukauf aus Import unmöglich, unendlich schwerer wiegend als im Frieden.

Zu den natürlichen Erschwerungen der Produktion treten die Störungen der Produktionsfreudigkeit und der Produktionsmöglichkeit durch die Mißgriffe der staatlichen Kriegswirtschaft. Es seien hier nur einige Belege gegeben.

Zu wiederholten Malen Erzeugerhöchstpreise ohne Bindung für Groß- und Kleinhandel oder für die Verarbeitungsindustrie. Den Bauern die Kandare angelegt, die Konsumenten um den Vorteil betrogen.

Nur ein Teil der Ware durch Höchstpreise erfaßt, der andere frei gelassen. Wie z. B. 1915 Höchstpreise für Speisekartoffeln, aber nicht für Saat- und Salatkartoffeln. Plötzliche Überschwemmung der Ortschaften mit Kartoffelhändlern. Es gibt nur mehr Saat- und Salatkartoffeln zum Schaden der Pflanzer und Verbraucher.

Mäßige Erzeugerhöchstpreise, riesige Verteuerung der Produkte durch die sogenannten Kriegsgesellschaften, z. B. für Weißkohl M. 2.50 Erzeugerhöchstpreis und trotzdem Preis der Kriegsgesellschaft für Sauerkraut M. 13.

Nachträgliche Preiserhöhungen erbittern die Bauern, die aus Patriotismus früher abgeliefert.

Regionale und lokale Höchstpreise, festgesetzt von irgendeinem Bezirksamtmann oder einem Bezirkspräsidenten oder einer Kreisstelle oder Provinzialstelle, bewegen sich häufig unter der Grenze der Rentabilität, lohnen nicht die Produktion, vertreiben die Ware in Gegenden mit höheren Preisen.

Die Preise für die wertvollsten Nährgüter: Brotgetreide, Kartoffeln, Milch, für Kriegsverhältnisse außerordentlich niedrig, für Nebenprodukte, wie Rüben, Hülsen- und Ölfrüchte, für Schlachtvieh zu hoch. Ergebnis: Verschiebung der Produktion zuungunsten der Erzeugnisse, die am sichersten das wirtschaftliche Durchhalten im Kriege garantieren, wenig rationelle Verwertung der edelsten Nährgüter.

Digitized by Google

Im Herbst 1914 ein überhoher Viehstapel und trotzdem Schlachtverbote für Kälber unter 150 Pfund, für Schweine unter 120 Pfund. Im Frühjahr 1917 der Schweinebestand gegenüber Friedenszeiten um mehr als 100 Prozent geringer und trotzdem die Erhöhung der Preise auch für mindergewichtige Schweine auf 108 M., damit Vernichtung des Nachwuchses an Fleischschweinen zu einer Zeit, wo die Schweine auch mit anderem als Körnerfutter hätten durchgehalten werden können.

1915 und im ersten Halbjahr 1916 läßt man die Viehpreise ungehemmt steigen, dann bindet man sie auf einer gewissen Höhe, die aber immerhin noch in keinem normalen Verhältnis zu den Preisen der vegetabilischen Nahrungsmittel steht und somit das Tier zum gefährlichen Konkurrenten des Menschen im Verzehr der vegetabilischen Nährmittel macht. Allmählicher Abbau und systematischer Ausgleich wäre erwünscht. Das Kriegsernährungsamt aber nimmt statt dessen gleich im Sommer 1917 einen radikalen Preissturz vor, bei Schweinen bis zu 33 Prozent, bei Hornvieh bis zu 25 Prozent. Folge schwere Schädigung der Produzenten, die Tiere zu teueren Preisen aus der früheren Zeit in Händen haben, Unmöglichkeit für die Produzenten, die Rentabilität ihres Stalles den Folgen solch radikaler urplötzlicher Maßnahmen anzugleichen. Statt planmäßigen, zeitlichen Ausgleiches der Preisverluste, radikale Eingriffe, welche die Grundlagen zertrümmern.

Das waren nur ein paar Beispiele für die produktionsstörenden Leistungen unserer sogenannten Ernährungsbehörden. Ein Glück, daß der konservative Wirtschaftssinn des deutschen Bauern den ungewollten Wirkungen der staatlichen Kriegswirtschaft standhält. Darum sind wir trotz Kriegsernährungsamt noch nicht zugrunde gegangen. Groß und zahlreich sind somit die Erschwernisse der landwirtschaftlichen Produktion durch den Krieg. Ein Wunder ist es zu nennen, wie trotzdem jeden Herbst noch und jedes Frühjahr die Felder restlos bebaut sind. Man möchte meinen, die Heinzelmännchen hätten es über Nacht getan. Wir dürfen uns aber trotzdem nicht verhehlen, daß bei der Minderwertigkeit der Düngemittel und der Arbeitskräfte sicherlich die Erträgnisse in Feld und Stall gegenüber den normalen Friedenszeiten um 25 Prozent zurückgegangen sind.

Eine objektive Würdigung dieser Verhältnisse in den Kreisen der Verbraucher, vor allem in der Großstadtpresse, würde unendlich viel dazu beitragen, die gerade während des Krieges, wo die ganze Nation eins sein sollte im Fühlen und Denken, so tief bedauerliche Kluft zwischen Stadt und Land zu überbrücken.

Digitized by Google

Arbeitskräfte, Futter- und Düngemittel.

Von H. C. Bock auf Gr.-Brütz (Mecklenburg).

Der Aufforderung der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, einzelne landwirtschaftliche Fragen und ihre Entwicklung in der Kriegszeit zu behandeln, bin ich gerne bereit nachzukommen.

I. Die Arbeiterfrage:

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß schon vor dem Kriege der militärische Ersatz vom Lande weit höhere Prozentsätze zeigte als der aus den Städten, da war es natürlich, daß bei Ausbruch des Krieges schon die meisten Arbeiter vom Lande eingezogen wurden.

Bei den späteren Einziehungen des Landsturms sind heute fast alle landwirtschaftlichen Arbeiter vom 18. bis 48. Lebensjahre vom Lande verschwunden. Ich sage bis zum 48. Lebensjahr, weil die im Jahre 1914 mit 45 Lebensjahren eingezogenen heute noch im Felde stehen. Geblieben sind fast nur Leute mit Herz- und Bruchschäden. Daß bisher der größte Teil der landwirtschaftlichen Arbeit von Männern dieser Altersklassen beschafft wurde, wird jedem einleuchten.

Aber nicht jeder landwirtschaftliche Arbeiter ist gleichwertig und in gleicher Weise zu ersetzen. Es vernotwendigt sich hierbei auf die einzelnen Berufsarten gesondert einzugehen.

a) Betriebsleiter. Zunächst muß festgestellt werden, daß ohne Betriebsleiter jeder landwirtschaftliche Betrieb, ebenso wie jeder industrielle stillstehen muß. Wird also ein Betriebsleiter zur Fahne eingezogen, so muß sowohl im Interesse der Familie, des Gutes und vor allem der Volksernährung ein genügender Ersatz geschafft werden.

Wie nun liegen hier die tatsächlichen Verhältnisse?

Am Tage der Mobilmachung wurden sämtliche Reserve- und Landwehroffiziere eingezogen, und es wurde hierdurch ein hoher Prozentsatz der Betriebsleiter der größeren Güter und Pachtungen ihrem Berufe entzogen. Bei einzelnen Betriebsleitern größerer Güter und Pachtungen, die nicht Offiziere waren, ist die Reklamation gelungen, und ist diese Tatsache heute als ein großes Glück anzusehen, da diese Herren heute in den meisten Fällen die Oberleitung über mehrere Güter übernommen haben. Bei den Besitzern kleinerer Güter mußten ganz besonders schwerwiegende wirtschaftliche und Familienverhältnisse vorliegen, wenn die Reklamationen von Erfolg sein sollten.

Bei vorstehender Sachlage war es klar, daß schon bei Beginn des Krieges eine große Nachfrage nach Betriebsbeamten stattfand. Wenn

Digitized by Google

auch vor dem Kriege ein reichliches Angebot landwirtschaftlicher Beamten vorhanden war, so war dieses mit dem Tage der Mobilmachung vorüber, und es mußte schon zurückgegriffen werden auf die landwirtschaftlichen Reserven, die als Rentiers in den Städten lebten und nicht mehr dienstpflichtig waren.

Es ist hierbei ohne weiteres klar, daß mancher jüngerer Beamte Betriebsleiter wurde, dessen Fähigkeiten nicht ausreichten, und daß mancher ältere Landwirt, der längere Zeit seinen Beruf aufgegeben hatte, sich schwer in die heutigen schwierigen Verhältnisse einzuleben verstand. Tapfer haben gewiß unsere Kriegerfrauen gekämpft, aber die Erfolge ihrer Arbeit waren doch im wesentlichen davon abhängig, ob es ihnen gelang einen tüchtigen Betriebsleiter zu bekommen. War es nicht der Fall und mußte ein häufiger Wechsel in der Betriebsleitung stattfinden, so war schon sicher mit einem pekuniären Mißerfolg und mit einer geringeren landwirtschaftlichen Produktion zu rechnen; denn der pekuniäre Erfolg und die Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion ist nur möglich, wenn ein landwirtschaftlicher Betrieb dauernd von einem tüchtigen Landwirt geleitet wird.

In den kleinen Betrieben wird die geistige Arbeit des zur Fahne eingezogenen Betriebsleiters in den meisten Fällen ersetzt durch einen alten Vater oder Verwandten, die körperliche durch einen Kriegsgefangenen, es ist ja ein Ausweg, aber kein völliger Ersatz des im Felde stehenden Betriebsleiters. Auch in diesen Betrieben werden wir, der fehlenden Betriebsleitung wegen, mit geringeren Brutto- sowie Nettoerträgen aus der Wirtschaft rechnen müssen.

Einer Ansicht noch möchte ich entgegentreten, daß häufige Beurlaubungen es den Betriebsleitern ermöglichten, auch bei untüchtigen Vertretern ihre Wirtschaft fest in der Hand zu haben. Gewiß sind häufige Beurlaubungen im Interesse der gesamten landwirtschaftlichen Produktion mit Freuden zu begrüßen, aber schwerwiegende Fehler untüchtiger Vertreter, die den ganzen Ertrag in Frage stellen und in der Abwesenheit der Betriebsleiter gemacht werden, werden hierdurch nicht vermieden.

b) Vögte, Statthalter, Hofmeister oder wie sie sonst im deutschen Reiche genannt werden, sind heute weniger zu entbehren denn je, da die einheimischen Knechte und Gutstagelöhner fehlen. Sie sind zu Anfang des Krieges rücksichtslos eingezogen worden, und hat ihr Fortbleiben die Wirtschaft ungeheuer erschwert. Es muß anerkannt werden, daß sie, wenn sie nicht an der Front stehen, heute leichter beurlaubt werden, sie sollten aber auch von der Front freigegeben

Digitized by Google

werden, da sie in den meisten Fällen in den landwirtschaftlichen Betrieben für das allgemeine Wohl mehr leisten als an der Front. Vor dem Kriege waren die Pferdeknechte und Maschinenführer im wesentlichen einheimische Arbeiter. Jeder Tagelöhner hatte seine Maschine, die er jedes Jahr wieder führte und mit der er genau Bescheid wußte. Schnitter wurden zu diesen Arbeiten keine verwandt. Heute sind der Landwirtschaft Knechte und Tagelöhner genommen, und die von ihnen geleistete Arbeit muß von Schnittern ausgeführt werden, die weder Pferde zu füttern verstehen noch mit ihnen umgehen können, die auf dem Feld nicht Bescheid wissen, die keine landwirtschaftlichen Maschinen führen können und in den seltensten Fällen Geschick dazu haben. Daß die Aufgabe des Vogtes, der alle zur Arbeit anzuhalten und bei der Arbeit zu beaufsichtigen hat, heute eine sehr viel schwierigere ist, als wenn er mit eingearbeiteten Leuten wirtschaftet, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, darum aber auch ist die Entlassung dieser aus dem Heeresdienst unbedingt notwendig.

c) Rademacher, Schmiede, Monteure. Mit der steigenden Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen zur Ersparung von Arbeit und besseren Bestellung des Ackers ist auch die Bedeutung der Rademacher, Schmiede und Monteure für die Landwirtschaft gewachsen, und auf größeren Gütern, auf denen früher ein Rademacher gehalten wurde, müssen heute schon zwei eingestellt werden. Bei jedem Maschinenbruch, der an Dungstreumaschinen, Mähmaschinen, Dreschmaschinen jeden Augenblick eintreten kann, muß der Rademacher, wenn vorhanden, ein Reserveteil einsetzen; ist hierfür kein Fachmann vorhanden, so steht die Maschine still, und es ruht der zur Zeit notwendige landwirtschaftliche Betrieb. Aber nicht nur die Maschine, sondern die Wagen und das Ackergeschirr zerfallen, wenn nicht das Geschirr, welches täglich entzwei geht, auch täglich wieder ausgebessert wird; daß aber bei den uneingearbeiteten Knechten heute täglich mehr Geschirr zerbrochen wird, als früher, dürfte auch einleuchten.

Ganz ebenso liegt es bei den Guts- oder Dorfschmieden, bei denen noch die Notwendigkeit des alle sechs Wochen vorzunehmenden Pferdebeschlages hinzukommt. Fast jeder zerbrochene Wagen und jedes zerbrochene Ackergeschirr bedarf zu seiner Herstellung sowohl Rademacher- als Schmiedearbeit, auch gibt es Maschinenbrüche, die nicht durch Einsetzung von Reserveteilen repariert werden können, sondern die der Schmiedarbeit bedürfen. Auch die Maschinenfabriken, vor allem die sogenannten Reparatur-Werkstätten bedürfen unbedingt ihrer Monteure, da größere Maschinenbrüche nur durch diese repariert werden

Digitized by Google

können und einmal im Jahre alle Maschinen durch einen geübten Monteur nachgesehen werden müssen. Dadurch, daß seit Ausbruch des Krieges die Reparaturen des sogenannten toten landwirtschaftlichen Inventars nicht in der genügenden Weise haben geschehen können, ist es derartig minderwertig geworden, daß zeitweilige Beurlaubungen von Rademachern, Schmieden und Monteuren nicht mehr genügen. Einer hierdurch entstehenden großen Krisis kann nur vorgebeugt werden durch gänzliche Entlassung dieser Facharbeiter aus dem Heere.

d) Oberschweizer, Schaf- und Schweinemeister. Hier treffen ganz dieselben Gründe wie bei den Betriebsleitern zu. Es ist klar, daß eine Herde, die von einem tüchtigen Manne gefüttert und gepflegt wird, mehr leistet, als wenn ein häufiger Wechsel eintritt. Soweit der Oberschweizer wirklich aus der Schweiz stammt, hat die Herde Glück, denn er wird nicht eingezogen. Jedoch sollte bei Kuh-, Schaf- und Schweinemästern auch das größte Entgegenkommen bei den Reklamationen gezeigt werden. Vielleicht dürfte hier vor allem die Größe der Betriebe zu berücksichtigen sein.

e) Landwirtschaftliche Arbeiter, die keine Facharbeiter sind. Diese sind ersetzt worden durch russische Schnitter und Kriegsgefangene. Hätten unsere Feinde uns anstatt im August im Januar den Krieg erklärt, so hätten sie den Krieg längst gewonnen; daß wir heute noch unsern Feinden so kräftig gegenüberstehen, verdanken wir den russischen Schnittern und den Kriegsgefangenen. Wäre der Krieg im Januar ausgebrochen, so wären die Schnitter in ihrer Heimat gewesen, schon die Ernte 1914 hätte nicht mehr geborgen, Kartoffeln und Rüben nicht mehr aufgenommen werden können. Es ist eine große Arbeit, die diese russischen Schnitter für uns geleistet haben, und müssen wir alles tun, um sie bei guter Laune zu erhalten, ihre Hauptnahrung war stets die Kartoffel, und wird die Herabsetzung der Kartoffelration von ihnen am schwersten empfunden. Die notwendige Heraufsetzung der Löhne scheint sich überall in freundlicher Weise vollzogen zu haben. Sollte Friede geschlossen werden, ist es für die Landwirtschaft aber unbedingt notwendig, daß die Schnitter bis Mitte Dezember auf ihren Stellen verbleiben, um mit Sicherheit überall die Rüben- und Wrucken-Ernte vollenden zu können. Auch die Hilfe der Kriegsgefangenen muß von landwirtschaftlicher Seite anerkannt werden, sie sind vor allem für die kleinen Betriebe und für die extensiven Wirtschaften, in denen keine Schnitter gehalten werden, von großem Nutzen gewesen, und wenn über Faulheit geklagt wurde, so hat das

Digitized by Google

meiner Ansicht nach seinen Grund in dem zu geringen Tagelohn; gibt man ihnen unter der Bedingung, daß sie mehr leisten, höheren Tagelohn und bestraft die Faulen durch niedrigen Tagelohn, so wird man auch bessere Erfolge mit ihnen erzielen.

Die Schnitter und die Kriegsgefangenen ersetzen unsere einheimischen Arbeiter nicht und erschweren den Betrieb unserer landwirtschaftlichen Beamten sehr, aber es ist mit ihnen durchzukommen, und wäre es verkehrt, wenn von der Landwirtschaft irgendwie größere Beurlaubungen landwirtschaftlicher Arbeiter gefordert würden. Auszunehmen sind auch hier Facharbeiter, die nicht durch Schnitter ersetzt werden können, wie die Bedienung der Dampfpflüge und Motorpflüge. Der landwirtschaftliche Arbeiter ist es vor allem, der als Musketier in den Schützengräben die Schlachten Deutschlands schlägt und dem vor allem der Siegeslorbeer gebührt, er muß, wenn er auf Urlaub ist, seine Ruhe haben, um sich zu stählen für die kommenden Kämpfe.

Um nun die im vorstehenden behandelten Wünsche der Landwirtschaft kurz zusammenzufassen, so gehen sie dahin, die reklamierten Vögte, Rademacher, Schmiede und Monteure ganz vom Heeresdienst freizulassen, den Reklamationen der Betriebsleiter, Viehmeister und sonstigen landwirtschaftlichen Facharbeiter in Würdigung des einzelnen Falles Folge zu geben. Den Bezug von Schnittern möglichst zu erleichtern und die Abwanderung zu verhüten, auf Wunsch aber der Landwirtschaft möglichst viele Kriegsgefangene zur Verfügung zu stellen.

II. Pferdehaltung.

Die Beschaffung und Fütterung der Pferde ist einer der schwersten Aufgaben der deutschen Landwirtschaft während des Krieges gewesen. Ob ein Landwirt hierin seinen Verpflichtungen der Allgemeinheit gegenüber hat nachkommen können, ob er selber hierbei Geld verdient oder verloren hat, hängt wesentlich von dem Pferde- und vor allem Füllenbestande vor dem Kriege ab. Vor dem Kriege war die Pferdezucht nicht derartig gewinnbringend, daß Landwirte, die nicht durch die Bodenverhältnisse ihres Gutes (große Koppel) darauf hingewiesen wurden, höchstens soviel Füllen hielten, als sie selber zum Einschuß brauchten; andere sahen auch hierin kein Geschäft und kauften die Pferde.

Bei der Mobilmachung nun wurde den Landwirten zum Teil $^1/_3$ bis $^1/_2$ ihrer Anspannung genommen. Vor allem wurden die Wirtschaften, die leichtere Pferde hielten, schwer geschädigt, da na-

Digitized by Google

turgemäß diese vom Militär bevorzugt wurden. Aber auch die Aushebung selber gab zu Beschwerden Anlaß, es wurden die Ortschaften nach dem Alphabet ihrer Anfangsbuchstaben ausgehoben, die ersten Ortschaften scharf mitgenommen und die letzten, weil kein Bedarf mehr war, übersehen. Jeder, der seinen Bedarf sofort wieder eindeckte, hat am richtigsten gehandelt. Die Pferde sind von Jahr zu Jahr immer höher gestiegen, sodaß die Preise (für gute Pferde zwischen 4000 bis 5000 Mark, im Frieden 1000 bis 1500 Mark) für geringer Bemittelte als ruinös bezeichnet werden können.

Dazu kommt, daß der Ausschuß der Pferde während der Kriegszeit im Durchschnitt ein größerer gewesen ist, wegen der schlechten Pflege und des schlechten Futters der Pferde. Ob der Besitzer des Gutes mit Füllen reichlich versehen ist, spielt heute eine viel größere Rolle als vor dem Kriege. Hat heute z. B. ein Landwirt vier Füllen zu verkaufen, so nimmt er dafür ein $4 \times 4000 = 16\,000$ Mark, hingegen muß ein Landwirt, dessen Gut dieselbe Größe hat, vier Füllen kaufen, so muß er ausgeben $4 \times 4000 = 16\,000$ Mark. Die Einnahmen seines Gutes sind also durch den Füllenankauf um 32 000 Mark geringer, als die des zuerst genannten, und liegt schon hierin ein Grund der so außerordentlich weit auseinandergehenden Nettoerträge einzelner Güter im Kriege. Man könnte nun sagen, das Pferd ist doch ein landwirtschaftliches Produkt, und was der eine Landwirt verliert, verdient der andere; gewiß kommt auch dieser Fall vor. Das Hauptgeschäft jedoch machen die Neutralen; Dänemark, Schweden, Holland haben während des Krieges die meisten Pferde und Füllen geliefert. Weit mehr aber noch als durch die hohen Pferdepreise ist die deutsche Landwirtschaft durch den Eingriff des Reiches in die Fütterung unserer Pferde geschädigt worden. Gleich im ersten Kriegsjahr wurde sämtlicher Hafer beschlagnahmt und die tägliche Futterration auf drei Pfund pro Pferd festgesetzt. Es ist nicht anzunehmen, daß die Militärbehörden nicht wußten, daß es unmöglich ist, mit einem nur mit drei Pfund Hafer gefütterten Pferde irgendwelche landwirtschaftliche Arbeit zu leisten. Man kann nur annehmen, daß die Heeresverwaltung beabsichtigte, daß die Landwirte den fehlenden Hafer durch andere Futtermittel ersetzen sollten, und das war im ersten Kriegsjahr auch noch möglich, weil noch Futtermittel, die für die Kühe bestimmt waren und für die Pferde verwandt wurden, vorhanden waren, allerdings unter schwerem Verlust, denn der Händler ließ sich diese Futtermittel weit über die Haferpreise bezahlen. Im zweiten Kriegsjahre leistete die reiche Kartoffelernte Ersatz für den Hafer.

Digitized by Google

Im dritten Kriegsjahre wurde die Ration teilweise auf 4,5 Pfd. erhöht, aber da wegen der schlechten Kartoffelernte Kartoffeln und Wrucken mit Beschlag belegt waren und nach wie vor Futtermittel nicht eingeführt werden konnten, war kein Ersatz für Hafer vorhanden. Wenn wir nun in dieser Saatzeit trotz des späten Frühjahrs unsere Äcker doch noch bestellten und auf ein weiteres Durchhalten hoffen können, so verdanken wir es nur der Tatsache, daß die Bestimmungen der Heeresverwaltung zum großen Teil nicht innegehalten sind und mehr Hafer verfüttert wurde, als erlaubt ist. Wenn auch diese Übertretung der Bestimmungen an sich zu beklagen ist, so muß man bedenken, daß von den Landwirten Unmögliches verlangt wurde: eine möglichst große Bestellung des Ackers im Frühjahr mit Pferden, für die nur völlig unzureichendes Futterkorn freigegeben war. Sollten diese Bestimmungen in Betreff unserer Fütterung auch für das kommende Jahr von Bestand bleiben, sowie die Beschlagnahme von Kartoffeln und Wrucken, so wird es Sache des Kriegsernährungsamtes sein, das nötige Ersatzfutter für die Pferde zu beschaffen, sonst sehen wir mit Sicherheit einem Zusammenbruch unserer Landwirtschaft und damit unserer Volksernährung entgegen.

III. Futtermittel.

Ebenso wie unsere Pferde, leidet das gesamte übrige Vieh an dem Mangel an Futtermittel. Es rächt sich unser großer Futtermittelimport im Frieden. Im Frieden galt es für die größte volkswirtschaftliche Weisheit, den Import der Futtermittel möglichst von Zöllen zu befreien, damit in Deutschland Fett und Fleisch billig hergestellt werden könnte. Mit den billig importierten Futtermitteln konnte der deutsche Futtermittelbau nicht konkurrieren. Ich erinnere an die Kartoffelflocken, die die Konkurrenz mit der billigen russischen Gerste nicht aufnehmen konnten — der Grund, weswegen die Kartoffeltrocknereien vor dem Kriege schwer zu kämpfen hatten und sich nicht ausdehnen konnten. Wir wurden infolge unserer Zollpolitik völlig abhängig in unserer Viehproduktion von dem Auslande. Was Wunder, daß bei Aufhören unseres Imports unsere Viehbestände stark zurückgehen mußten, zumal da die Verfütterung von Roggen, Gerste und Hafer, ja sogar Kartoffeln, bei Kühen, Schweinen und Schafen nicht erlaubt war.

Heute steht das Kriegsernährungsamt auf dem Standpunkt, daß Fleisch und Fett für die menschliche Nahrung entbehrlich ist, es werden keine Futtermittel mit Ausnahme derjenigen für Heeresschweine freigegeben, und die Schweinepreise sind heruntergesetzt. Die Folge

Digitized by Google

wird sein, daß sehr bald kein Schwein mehr an den Markt kommt und das deutsche Volk sich an vegetarischer Ernährung wird genügen lassen müssen, hoffentlich wird auch dieser Zustand eine Zeitlang aufrecht erhalten werden können, daß er aber kein normaler ist, bedarf wohl keines weiteren Beweises.

Es ist anzunehmen, daß England schon in seinen wirtschaftlichen Konferenzen der Entente, mit Amerika und anderen Staaten, dafür Sorge trägt, daß auch im Falle des Friedens Deutschland keine Zufuhr an Lebens- und Futtermitteln erhält. England rettet seine überlegene Flotte sorgsam durch den Krieg hindurch, um nach dem Kriege seinen Willen andern Staaten gegenüber den nötigen Nachdruck verleihen zu können. Oder glaubt jemand, daß, wenn England um Frieden bittet, der Herr Reichskanzler die Herausgabe der englischen Flotte fordern wird? Nein, England wird nach Friedensschluß das Meer ebenso beherrschen wie vor dem Kriege und einen viel rücksichtsloseren Gebrauch davon machen. Will Deutschland also zu einer größeren Fett- und Fleischproduktion gelangen, so kann es das nur durch eigene Produktion seiner Futtermittel, diese sind aber nur zu produzieren, wenn der nötige künstliche Dung vorhanden ist. Ist es der Fall, so ist es sehr wohl möglich, auf dem Hektar Ackerland eine größere Ernte zu erzielen, als es vor dem Kriege der Fall war, extensive Wirtschaften werden bei angemessenen Preisen für die landwirtschaftlichen Produkte zur intensiven Wirtschaft übergehen. Dresche und Brachen werden angebaut und die Bepflanzung bisher unbebauter Moore und Ödländereien wird möglich und gewinnbringend sein; durch eine derartige Hebung der Kultur ist der Anbau der für Deutschland nötigen Futtermittel sehr wohl möglich, aber nur unter der Bedingung, daß der nötige künstliche Dung vorhanden ist.

IV. Künstlicher Dung.

Für die Frage, ob wir im Kriege das deutsche Volk werden ernähren können und ob wir nach dem Kriege die Ernährung unseres Volkes auf unsere eigene Produktion von landwirtschaftlichen Produkten gewinnen können, ist maßgebend, ob wir in der Lage sind, den nötigen künstlichen Dung zu beschaffen. Zu Anfang des Krieges wurde der deutschen Landwirtschaft versprochen, den fehlenden Stickstoff, dessen Mangel durch die Unmöglichkeit der Einfuhr des Chilisalpeters entstanden, durch Stickstoff zu ersetzen, den hiesige Fabriken als Kalkstickstoff und synthetisches Ammoniak aus der Luft entnehmen.

Aber mit Fritz Reuter zu reden, „Plummen und Backbeern sünd nen schön Gericht, öwer wie kriegens man nicht". Wir sind im dritten

Digitized by Google

Kriegsjahr, und wir sind heute noch nicht imstande 50 Prozent des Bedarfs der deutschen Landwirtschaft an Stickstoff zu decken.

Es soll anerkannt werden, daß der Bedarf an Stickstoff für Munition ein so großer ist, wie zu Anfang des Krieges nicht vorhergesehen werden konnte, und daß zunächst der notwendige Bedarf für Munition dem der Landwirtschaft vorgehen muß. Aber warum sind heute nicht schon Fabriken im Bau, die mit Sicherheit einen steigenden Bedarf der Munitionsfabriken und der Landwirtschaft decken? Sollte der Grund darin liegen, daß man fürchtet, nach dem Kriege zu viele Fabriken zu haben, die mit dem Chilisalpeter nicht konkurrieren können?

Der Grund dürfte wohl nicht stichhaltig sein, denn auch auf den Chilisalpeter wird England lange nach dem Kriege noch die Hand legen, und schließlich ist die größtmögliche Erzeugung von Stickstoff im Kriege so wichtig, daß ein um einige Millionen größeres Anlagekapital für die Fabriken hierbei keine Rolle spielen kann.

Leider aber liegt der Grund für die mangelnde Erzeugung von Stickstoff nicht allein in dem Mangel an Fabriken, sondern darin, daß die bestehenden Fabriken nicht genügend in Betrieb gehalten werden. Hat es doch Kalkstickstofffabriken gegeben, die im vorigen Winter aus Mangel an Kohlen und Kalk nicht den siebenten Teil ihrer möglichen Produktion hergestellt haben. Es sollen hieran wesentlich Waggonmangel und Betriebsstörungen der Eisenbahn die Schuld tragen, auch sollen Ladungen Kohlen auf dem Wege zur Fabrik von Kreisbehörden angehalten und zu notwendigeren Zwecken verwandt sein.

Meiner Ansicht nach ist es wiederum ein Zeichen, daß die Sorge um die Produktion der Lebensmittel derjenigen um die Verteilung nachgeordnet wird. Solange das aber geschieht, kann es nie besser werden und muß die Knappheit der Lebensmittel sich mit jedem Jahre verschärfen.

Es ist ja möglich, daß, wenn, wie heute, Produktion und Verteilung einer Behörde unterstellt sind, stets die Produktion das Stiefkind sein wird, weil bei dieser Behörde stets die Forderungen des Tages, die Verteilung der Forderungen der Zukunft gegenüber eine schnellere Erledigung verlangen. Dann aber ist es notwendig, die Sorge um die Produktion dieser Behörde zu nehmen und einer anderen Behörde zu übergeben, damit nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Zukunft ihr Recht wird, wodurch allein eine dauernde Besserung der Ernährungsverhältnisse erreicht werden kann. Alsdann wird es möglich sein, der Stickstoffrage die nötige Anerkennung zu verschaffen,

Digitized by Google

die sie verdient. Nur wenn der nötige Stickstoff vorhanden ist, wird das deutsche Heer siegen und das deutsche Volk sich ernähren können.

Wird nicht die Erzeugung des Stickstoffs allem anderen vorangestellt, so kann weder das deutsche Heer siegen noch das deutsche Volk sich ernähren. Die heutigen Ernährungsverhältnisse finden nicht mit dem Frieden ihren Abschluß, sondern können sich erst bessern, wenn die gesamte Ernährung Deutschlands durch eigene Produktion Deutschlands sichergestellt. Das kann aber nur durch die genügende Produktion von Stickstoff geschehen.

Außer dem Stickstoff bedarf die deutsche Landwirtschaft der Phosphorsäure. Sie hat sie im eigenen Lande in Form von Thomasschlacke, aber diese genügt nicht für den Bedarf der Landwirtschaft an Phosphorsäure; sie wird während der Kriegszeit nach Möglichkeit durch belgische Thomasschlacke und Rohphosphate gedeckt. Der Mangel an Phosphaten wird nicht in der Weise hervortreten, wie der an Stickstoff, da Phosphorsäure als Vorratsdünger gegeben werden kann und vor dem Kriege fast überall in reichlichen Mengen gegeben ist, sodaß wir heute noch einen Vorrat von Phosphorsäure im Boden haben, der aber mit jedem Jahre geringer wird. Es ist daher unbedingt notwendig, daß beim Friedensschluß die gesamte Fabrikation Belgiens an Thomasschlacke und Rohphosphaten für die deutsche Landwirtschaft sichergestellt wird. Die dann noch fehlende Phosphorsäure wird im Austausch gegen Kali von den Vereinigten Staaten von Amerika zu erhalten sein.

Als drittes Produkt kommt der Kali in Betracht, den Deutschland selber in genügender Menge produziert, und es bleibt den Landwirten unverständlich, weswegen die Lieferung von Kali im vorigen Winter soviel zu wünschen übrig ließ; es muß mit allen Mitteln dahin gestrebt werden, daß dieses deutsche Produkt vor allem den leichteren Böden im reichsten Maße zugänglich gemacht wird; die Preise müssen so bemessen sein, daß Fabrikation und Landwirtschaft beide dabei bestehen können. Ich habe mir im vorstehenden erlaubt, den Finger in die Wunden zu legen, die heute der deutschen Landwirtschaft die größten Schmerzen verursachen, und schließe mit der festen Überzeugung, daß die deutsche Landwirtschaft, auch wenn der Krieg noch länger dauert, im steigenden Maße ihren Verpflichtungen gerecht wird, wenn sie keinen Mangel leidet an tüchtigen Betriebsleitern und Facharbeitern, an Pferden und künstlichem Dung, vor allem an Stickstoff. Das kann aber nur geschehen, wenn in unserer ganzen staatlichen Organisation der Produktion der Lebensmittel der Verteilung gegenüber ihr Recht wird.

Digitized by Google

Fleisch-, Milch- und Fettversorgung im Krieg.

Von Wilhelm Merck, Grundnerhof am Tegernsee.

Als zu Beginn des großen Krieges die bange Frage an uns herantrat, ob wir auf die Dauer imstande seien, unser Volk ganz aus eigener Kraft zu ernähren, da waren sich wohl alle, die etwas tieferen Einblick in die Verhältnisse hatten, klar darüber, daß dies bei den pflanzlichen Nahrungsmitteln verhältnismäßig leichter gehen würde, als bei den tierischen, Fleisch, Milch und deren Erzeugnissen Butter und Käse usw. Unsere Einfuhr an Brotgetreide und Mehl war verhältnismäßig nicht so groß, daß wir nicht hoffen konnten, den Fehlbetrag mindestens bei guten Ernten, die uns freilich bis jetzt im Kriege versagt geblieben sind, durch Übergang vom Weizen- zum Roggenverzehr, durch Sparsamkeit und Einteilung auszugleichen. An Kartoffeln verbrauchten wir im Durchschnitt nur etwa ein Drittel unserer Ernte zum unmittelbaren Verzehr, und an Zucker hatten wir eine sehr bedeutende Ausfuhr.

Anders bei Fleisch und Milch. Zwar hatten wir in Friedenszeiten nicht weniger als 95 Prozent unseres Fleischverbrauchs im Inland erzeugt und nur 5 Prozent eingeführt, und unsere Einfuhr an Milch und tierischen Fetten fiel gegenüber der eigenen Erzeugung nicht stark ins Gewicht. Aber man konnte nicht übersehen, daß wir im Jahr nicht weniger als für etwa $1^1/_2$ Milliarde Mark Futtermittel aus dem Ausland bezogen hatten. Das Enderzeugnis — Fleisch und Milch — hatten wir allerdings fast ganz im Inland gewonnen, aber für die dazu nötigen Rohstoffe, die Futtermittel waren wir in nicht unerheblichem Maße vom Ausland abhängig geworden. Und wenn sich die Einfuhr tierischer Fette in mäßigen Grenzen gehalten hatte, so kam dies daher, daß wir diese mehr und mehr durch Pflanzenfette ersetzt hatten; als die Kunstbutter, die Margarine vor etwa 30 Jahren für den Verbrauch Bedeutung gewann, bestand sie fast nur aus Tierfetten, heute wird sie ganz überwiegend aus pflanzlichen Stoffen hergestellt, natürlich ausländischen, während man den blühenden einheimischen Ölpflanzenbau achtlos zugrunde gehen ließ.

Es ist müßig, heute darüber zu streiten, ob diese Entwicklung, an der wir jetzt so schwer tragen, zu vermeiden gewesen wäre. Sicher ist, daß wir den so tief einschneidenden Zusammenbruch unserer Schweinezucht, die uns, ganz abgesehen vom Fett, nicht weniger als 60 Prozent unseres Fleischbedarfes lieferte, nicht erlebt hätten, wenn wir sie statt auf die russische Futtergerste, von der wir im Jahre bis

Digitized by Google

zu 400 Millionen Mark eingeführt hatten, auf die heimische Kartoffel aufgebaut hätten. Wir hätten dies angesichts der großen technischen Fortschritte im Kartoffelbau sehr wohl gekonnt, namentlich durch die Kartoffeltrocknerei, die freilich zu Kriegsbeginn noch in den Kinderschuhen steckte. Es war wenige Wochen vor Kriegsausbruch, als ich mit anderen im bayerischen Landeseisenbahnrat eine vorgeschlagene tarifliche Begünstigung der Kartoffeltrockenprodukte mit der ausdrücklichen Begründung befürwortete, daß wir ihrer im Kriegsfall dringend bedürfen. Welche Bedeutung der Kartoffeltrocknung für die Erhaltung sonst verloren gehender Werte und für den Ausgleich der gerade bei der Kartoffel so stark wechselnden Ernteerträgnisse zukommt, dafür nur zwei Belege: Man schätzt den durchschnittlichen jährlichen Verlust an Kartoffeln durch Verfaulen und Verderben auf 80 bis 90 Millionen Zentner, das ist etwa ein Drittel unseres gewöhnlichen Bedarfs an Speisekartoffeln. Und vor etwa 12 Jahren las ich einmal in einer angesehenen landwirtschaftlichen Zeitschrift einen Artikel unter der heute fast märchenhaft anmutenden Überschrift: „Was kann der Landwirt tun, um für den Zentner Kartoffeln wenigstens noch eine Mark zu erhalten?" Heute haben wir zahlreiche Trocknereien, aber keine Kartoffeln. Wie sagt doch Hebbel: „Bald fehlt mir der Becher, bald fehlt mir der Wein!"

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, haben wir es in der Rindviehzucht getrieben. Auch hier konnten wir uns in der Einfuhr ausländischer, oft minderwertiger und teuerer Futtermittel nicht genug tun; der Krieg hat viele Landwirte wieder gelehrt, daß man mit deutschen Rübenschnitzeln und Runkelrüben genau so weit kommt, wie mit rumänischem Mais, russischen Lein und afrikanischen Ölkuchen. Angesichts der gewaltigen Einfuhr von Futtermitteln, auf der unsere Viehzucht beruhte, war es klar, daß diese sich in einem ganz anderen Umfang auf den Krieg umstellen mußte, als der Getreidebau. Dieser, der vom Ausland fast gänzlich unabhängig war, hatte nur die freilich sehr fühlbaren Kriegserschwerungen durch Entzug von Leuten, Gespannen und Kunstdünger zu überwinden, er brauchte aber wenigstens seine Grundlagen nicht zu verändern, die Viehhaltung dagegen sah sich vielfach vor ganz neue Existenzbedingungen gestellt. Im ersten Kriegsjahr trat dies noch wenig in die Erscheinung. Die riesigen Vorräte, die wir aufgestapelt hatten, die große Beute in Feindesland, und die damals noch recht erheblichen neuen Einfuhren aus dem neutralen Ausland standen uns noch zur Verfügung. Aber in dem Maße, als die Vorräte aufgebraucht waren und die Zu-

Digitized by Google

fuhr abgeschnürt wurde, wuchsen die Schwierigkeiten. Dazu kam als besonderes Unglück die furchtbare Trockenheit in den Monaten Mai und Juni des Jahres 1915. Jeder, der Verständnis für diese Dinge hatte, dem Deutschlands Schicksal zu tiefst im Herzen saß, hat in diesen Monaten Tag für Tag zum Himmel aufgesehen und um Regen gefleht und ist fast verzweifelt, daß er ausblieb. Welche Riesenmengen an kostbarem Futter damals, zumal in Nordbayern, Mittel- und Nordostdeutschland durch die erbarmungslos niederbrennende Sonne vernichtet wurden, ist gar nicht auszudenken! Wenn ein gütiges Geschick nur acht Tage des an Regen so überreichen Hochsommers 1916 mit acht regenlosen Tagen Ende Mai 1915 vertauscht hätte, wir hätten eine Ernte in beiden Jahren bekommen, die uns über den größten Teil der jetzt bestehenden Ernährungsschwierigkeiten hinweghelfen würde. Der Städter vergißt zu leicht, wie lange hinaus eine Futtermißernte wirkt: einen zu trockenen Mai spürt der Landwirt erst im März und April des folgenden Jahres in seiner vollen Schärfe, wenn die zu knappen Futtervorräte des Vorjahres zu Ende gehen und die des neuen Jahres noch nicht da sind.

Und was die Dürre des Frühjahres 1915 zum ersten Male verdorben hatte, das verdarb die Nässe des Sommers 1916 zum zweiten Male, verregnetes, halbverfaultes, vielfach auch verhageltes Futter ohne Saft und Kraft, mit dem man das Vieh notdürftig füttern, aber nicht mästen oder zu annehmbaren Milchleistungen bringen konnte!

Zu diesen natürlichen Schwierigkeiten kommen noch die persönlichen. Von der Arbeit des Pflügens, Säens und Erntens beim Getreide hat der Durchschnittsstädter noch einen ungefähren Begriff. Aber was weiß er in der Mehrzahl von den Schwierigkeiten der Viehhaltung? Es ist einfach verblüffend, welch naiver Unkenntnis man da alle Tage begegnet. Die Kuh betrachtet er häufig als ein Tier, das von der Natur ohne weiteres dazu bestimmt ist, nach Bedarf und auf Wunsch Milch in beliebiger Menge zu liefern, man geht hin und melkt sie, wie man den Hahn der städtischen Wasserleitung öffnet. Was weiß er davon, daß das Melken eine Kunst ist, die mancher trotz jahrzehntelanger Übung nicht ordentlich lernt, eine Kunst, die nicht nur Übung und viel körperliche Kraft, sondern auch Talent und Hingabe verlangt? Wer denkt daran, daß ein ungeschickter und nachlässiger Melker das Euter einer Kuh in wenigen Wochen so gründlich verderben kann, daß ein wertvolles Tier, das in seinem weiteren Lebenslaufe noch zehntausende von Litern Milch hätte liefern können, für immer verdorben ist und vorzeitig der Schlachtbank überliefert wer-

Digitized by Google

den muß? Wer denkt daran, daß das Stallpersonal kaum einen freien Tag kennt und jeden Sonn- und Feiertag die gleiche Arbeit leisten muß wie am Werktag, ja auch Nächte lang auf dem Posten sein muß, wenn es den Kühen beliebt, sich eine Nacht durch mit dem Kalben Zeit zu lassen. Und wie viele kluge und gebildete Frauen habe ich schon getroffen, Mütter, die alle ihre Kinder selbst gestillt hatten, die höchlichst erstaunt waren, wenn ich darauf hinwies, daß man die Vorgänge bei der Milchproduktion der Kühe durchaus in Analogie stellen müsse mit den entsprechenden Vorgängen beim Menschen — ein Gedanke, der ihnen noch niemals aufgestiegen war; daß auch die Kuh wie die Menschenmutter nur dann Milch hat, wenn sie ein Kind gehabt und das nur eine Zeitlang, daß die Kühe, wenn sie reichlich Milch geben sollen, behandelt werden müssen wie anspruchsvolle verwöhnte Ammen und wie diese leicht versagen können.

Wer sich dies alles klar macht, der wird auch ohne weiteres verstehen, was es für die Viehhaltung und Milchlieferung bedeutet, daß Zehntausende von geübten und verlässigen Stallschweizern zum Heeresdienst eingezogen sind, wie schwer es ist, ausreichenden Ersatz zu schaffen, und was es für die Viehhalter heißt, sich mit neuen ungeschulten und nach jeder Richtung unzulänglichen Kräften behelfen zu müssen; der wird sich auch nicht wundern, wenn kürzlich von einer deutschen Stadt, die die Milcherzeugung in eigener Regie betreibt, zu lesen war, daß ihre Selbstkosten für einen Liter Milch 49 Pfennig betrugen, der wird auch begreifen, wenn in zahllosen bäuerlichen Betrieben, wo die zurückgebliebenen Frauen, Kinder und Greise die ganze Arbeit der einberufenen Männer mit übernehmen mußten, auch bei stärkster Anspannung nicht mehr die Zeit bleibt, dem Vieh die so nötige Pflege angedeihen zu lassen; der endlich wird auch kopfschüttelnd vor einer Preispolitik stehen, die sich damit abfindet, daß viele Gegenstände des täglichen Bedarfs, die gleichfalls nicht zu entbehren sind, um 200 bis 300 Prozent im Preise gestiegen sind, aber in fiebernde Erregung gerät, wenn die Frage der Erhöhung des Milchpreises, der schon im Frieden vielfach die Selbstkosten nicht mehr deckte, nur gestreift wird.

Fehlende Futtermittel für 1500 Millionen Mark, furchtbare Dürre 1915, verregnetes und verdorbenes Futter 1916, mangelndes und unzulängliches Personal, Überlastung mit Arbeit in den bäuerlichen Betrieben, unzureichende Preise für die Milch, wer hat demgegenüber den Mut, der Landwirtschaft vorzuwerfen, sie habe auf dem Gebiet der Viehzucht ihre Pflicht nicht erfüllt? Wahrhaftig, man sollte sich vielmehr darüber erstaunen, wie viel sie trotz aller Erschwerungen noch geleistet hat.

Digitized by Google

Fast stärker noch als von allen Witterungsunbilden, die die deutsche Landwirtschaft im Kriege zu erdulden hatte, wurde sie von den unaufhörlich niederprasselnden Hagelschauern von Verordnungen und behördlichen Bestimmungen betroffen, ein Schicksal, das sie freilich mit zahlreichen anderen Berufskreisen brüderlich zu teilen hatte. Es ist ein glänzendes Zeichen für ihre unverwüstliche Lebenskraft, daß die Landwirtschaft trotzdem noch am Leben geblieben ist. Für die Kritik wäre hier allerdings ein unendlich weites Feld. Aber man muß gerechterweise anerkennen, daß hier unsere Behörden vor unerhört neuen und schwierigen Aufgaben standen und daß schwere Fehler daher begreiflich sind; es wird wohl niemand geben, dem es nicht ein unbehagliches Gefühl wäre, wenn er wüßte, daß alles, was er seit Kriegsbeginn über diese Dinge geäußert hat, protokollarisch festgelegt worden wäre; alles ist im Flusse, was gestern noch richtig war, kann heute schon falsch sein. So wollen wir über das meiste, was der Vergangenheit angehört, den bezugsscheinfreien und daher umfangreichen Mantel der christlichen Nächstenliebe breiten und uns nur mit einigen Hauptpunkten befassen, die heute noch unbegreiflich sind.

Das behördliche Eingreifen auf dem Gebiete der Viehwirtschaft vollzog sich wesentlich anders als bei Getreide und Mehl, namentlich beim Brotgetreide. Hier wurden schon wenige Monate nach Kriegsausbruch Höchstpreise festgesetzt, und einige weitere Monate später wurde die Beschlagnahme ausgesprochen, der sich die völlige Reglementierung des Verkaufes anschloß. Beim Vieh jeder Art und seinen Erzeugnissen beschränkte man sich zunächst auf einige kleinere Anordnungen, die zum Teil zweckmäßig, zum Teil anfechtbar waren, die aber wenig Nutzen oder Schaden stifteten, da sich so gut wie niemand ernstlich um ihre Durchführung kümmerte, weder die Betroffenen, noch die Behörden. Eine einzige, dafür aber um so gewichtigere Ausnahme ist hier zu machen für die Schweinehaltung. Hier setzte schon im Winter 1915/16 das erste große Schweinemorden ein. Man ging dabei von der unbestreitbaren Tatsache aus, daß uns künftig die enormen bisher aus dem Auslande eingeführten Futtermittel fehlen, man schloß daraus, daß wir die vorhandenen Schweinebestände nur mit solchen Stoffen ernähren könnten, die wir weit besser unmittelbar zur menschlichen Ernährung verwenden könnten und müßten, und prägte daher den Satz: das Schwein ist Deutschlands achter Feind. Ich habe damals im bayerischen Landwirtschaftsrat den Erfinder dieses Satzes als Deutschlands neunten Feind bezeichnet. Ich bin und war dabei weit davon entfernt, den berechtigten Grundgedanken jener Be-

Digitized by Google

strebungen auf Verminderung unserer Schweinebestände zu verkennen, namentlich war es klar, daß die in Norddeutschland weit verbreiteten gewerblichen Schweinehaltungen, die ihre Tiere ausschließlich nicht mit selbsterzeugtem, sondern mit gekauftem, meist ausländischem Futter heranzogen, zum Tode verurteilt seien. Aber im praktischen Leben kommt es bekanntlich nie auf die mehr oder weniger gute Idee, sondern nur auf das Maß und die Art der Durchführung an, und jeder Fehler, der auf irgendeinem Gebiete gemacht wird, ist im Grunde schließlich nie etwas anderes als die Übertreibung oder Verzerrung eines an sich völlig richtigen Grundgedankens. Hätte man damals, statt mit rauher Hand gewaltsam in die Verhältnisse einzugreifen, die Dinge sich so entwickeln lassen, wie sie sich mit Naturnotwendigkeit entwickeln mußten, und sich allenfalls darauf beschränkt, schonend nachzuhelfen, so wären wir zwar auch zu der unvermeidlich gewordenen Verminderung unseres Schweinebestandes gekommen, es wären aber nicht ungezählte Mengen von jungen Schweinen in unreifem Zustande, und früher, als es durch die Futterverhältnisse unbedingt geboten war, geschlachtet worden, es wären nicht Unmengen von Schweinefleisch, die damals von Kommunen und Privaten panikartig konserviert wurden, nutzlos verdorben, da ja vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles gelernt und verstanden sein will, auch das Wurstmachen und das Fleischaufheben. Man kann nicht am Schreibtisch berechnen: nach den statistischen Grundlagen haben wir nur noch Futter für 53 476 $^2/_3$ Schweine, folglich müssen wir was darüber ist, morgen, spätestens übermorgen schlachten. So einfach liegen nun einmal im wirtschaftlichen Leben die Dinge nie, und wer nur auf statistischen Grundlagen Maßnahmen aufbaut, der wird immer in die Irre gehen; ich bin selbst lange genug Verwaltungsbeamter gewesen, um zu wissen, welch unglaubliche Fülle von Fehlerquellen selbst bei der scheinbar einfachsten Statistik unterlaufen und ihre Verwertung bedenklich erscheinen lassen kann.

Hatte man so erfolgreich den Weg beschritten, unsere so blühende und wichtige Schweinehaltung, die durch die Kriegsverhältnisse schon schwer genug bedroht war, durch voreiliges und zu weitgehendes Eingreifen schwerstens zu schädigen, so verschonte man die Rindviehzucht zunächst mit solchen tiefen Eingriffen. Erst ziemlich spät entschloß man sich hier zur umfassenden staatlichen Regelung. Es gibt gewichtige Stimmen, die sagen: zu spät. Ich vermag mich dem im allgemeinen nicht anzuschließen. Gewiß hat man mit einzelnen Maßregeln viel zu lang gewartet; ich erinnere an die Viehlieferungen an das Heer,

Digitized by Google

deren Übernahme durch die genossenschaftlichen Organisationen ich vom ersten Mobilmachungstage an unabläßig gefordert und für meine Organisation lange Zeit vergeblich angeboten habe; ungezählte Millionen von zum großen Teil wirklich unberechtigten Kriegsgewinnen wurden in der Zwischenzeit gemacht, zum Schaden nicht nur der Landwirte, sondern auch der Heeresverwaltung. Gewiß war es allerhöchste Zeit, daß zu Beginn des Jahres 1916 mit starker Hand in den freien Viehhandel, in die Preisbildung für Vieh und in den Fleischverbrauch eingegriffen wurde. Trotzdem sage ich: wer weiß, ob bei einem früheren Einschreiten etwas besseres herausgekommen wäre, ob man die deutsche Rindviehzucht dabei nicht ebenso erdrosselt hätte, wie man es mit der Schweinezucht gemacht hat. Auch in wirtschaftlichen Dingen muß man die Frucht reif werden lassen, ehe man sie pflückt.

Es waren die süddeutschen Bundesstaaten, vor allem Bayern, die auf diesem Gebiete bahnbrechend vorausgingen; im übrigen Reich ist man nur zögernd nachgefolgt. In Bayern geschah der entscheidende Schritt im Januar 1916 mit der Errichtung der Bayerischen Fleischversorgungsstelle. Ich habe seit dieser Zeit reichlich Gelegenheit gehabt, in der Öffentlichkeit an einzelnen Maßnahmen dieser Stelle temperamentvolle Kritik zu üben, und ich fürchte, es wird mir dies auch in Zukunft nicht ganz erspart bleiben; es wäre aber ungerecht, wenn man nicht anerkennen wollte, daß man hier vor Riesenaufgaben stand und daß diese in der Hauptsache auch gelöst wurden. Um hier nur einiges hervorzuheben: Der wilde Viehhandel, der vorher zu den bedenklichsten Mißständen geführt hat, ist ausgeschaltet, wobei dem reellen Handel ein wenn auch freilich beschränkteres Arbeitsgebiet verblieben ist; der Ankauf von Vieh, die Auszahlung der vielen Hunderte von Millionen an Kaufpreisen, die Versorgung des Heeres und der Kommunen vollzieht sich in glatter Weise, soweit dies eben bei einem solchen großen Apparat möglich ist.

Der Errichtung der Bayerischen Fleischversorgungsstelle und ähnlicher Einrichtungen in den Nachbarstaaten folgte im April 1916 die Einführung der Fleischkarten in Süddeutschland. Als ich als Referent im Bayerischen Landwirtschaftsrat entschieden für deren Einführung eintrat, stellte sich nur eine Minderheit auf meine Seite und selbst von dieser die meisten nur mit halbem Herzen; ich glaube, es wird heute niemand mehr geben, der nicht zugibt, daß diese Einrichtung eine unabweisbare Notwendigkeit geworden war, sollten wir nicht mit unserer Fleischversorgung völlig in die Brüche kommen.

Digitized by Google

Die auf den Kopf der Bevölkerung treffende Fleischmenge wurde in die Woche zuerst mit 800 Gramm festgesetzt, dann in rascher Folge auf 700, 560 und schließlich mit Einführung der Reichsfleischkarte im Oktober 1916 auf 250 Gramm herabgesetzt. Um zu ermessen, was das bedeutete, müssen wir den früheren Verbrauch in Betracht ziehen. Wenn wir der Statistik einigen Glauben schenken dürfen, betrug der Fleischverbrauch in Deutschland in den letzten Friedensjahren auf den Kopf in der Woche mehr als zwei Pfund. Dabei sind auch die Kinder, auch die Säuglinge, mit eingerechnet, es ist weiter in Betracht zu ziehen, daß die Statistik die starken Hausschlachtungen sicher nur zum Teil erfaßt hatte, daß endlich sehr zahlreiche, meist ländliche Kreise fast gar kein Fleisch verzehrt hatten. Ich glaube daher nicht zu hoch zu greifen, wenn ich den Verbrauch für viele städtische Kreise auf etwa vier Pfund pro Kopf und Woche veranschlage. Es ist erstaunlich und verdient volle Anerkennung, wie geduldig und willig sich die Bevölkerung mit dieser gewaltigen Einschränkung (für manche auf ein Sechzehntel des früheren) abgefunden hat, jedenfalls viel leichter als mit der Beschränkung in Brot und Mehl, in Milch und Butter, in Kartoffeln und mit der Brennstoffnot des letzten Winters. Es ist dies ein Fingerzeig dafür, daß Fleisch viel leichter entbehrt werden kann, als andere Nahrungsmittel. Man muß bedenken, daß unser Fleischverbrauch auf das dreifache innerhalb der letzten 100 Jahre gestiegen war und den aller anderen Länder überholt hatte!

In diesem Zusammenhang muß auch die Preisfrage für das Vieh und seine Produkte berührt werden. Hiebei ist anzuerkennen, daß die von der Bayerischen Fleischversorgungsstelle festgesetzten Höchstpreise, mögen sie auch in wichtigen Einzelheiten wohl anfechtbar sein, doch im allgemeinen den berechtigten Anforderungen der Landwirtschaft und ihren erschwerten Produktionsbedingungen Rechnung tragen, da sie ihr ein Weiterarbeiten auf gesunder Grundlage ermöglichen, ein Weiterarbeiten, das letzten Endes nicht minder im Interesse der Verbraucher liegt, als in dem der Erzeuger. Nicht das gleiche läßt sich leider von den für die Viehhaltung kaum minder wichtigen Preisen für Milch und Milcherzeugnisse sagen. Man ging bei der Preisfestsetzung von dem an sich begreiflichen Gedanken aus, die Preise im Interesse der Konsumenten möglichst nieder zu halten, man übersah dabei aber, daß unzulängliche, den wirtschaftlichen Verhältnissen nicht entsprechende Preise sich an den Verbrauchern weit schärfer rächen als an den Erzeugern. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, es sei nur ein Beleg aufgeführt. Man schrieb dem

Digitized by Google

rn vor, seine Butter um 1,50 M. das Pfund zu verkaufen, zu
Zeit, in der man in Bayern die Margarine um 2,20 M. kau-
nußte, in der der amtliche Butterpreis in Berlin 3,70 M. war.
en Zeitungen stand manchmal zu lesen, daß Landwirte ihre Wagen
Butter geschmiert haben sollen; man übersah dabei, daß sie für
enschmiere fast 500 Prozent der Friedenspreise zahlen mußten
sie trotzdem keine austreiben konnten, während sie für ihre Butter
t mehr bekamen als im Frieden. Mit solchen Preisfestsetzungen
ört und vermindert man nicht nur die so dringend benötigte Er-
ung, man fördert auch zum Schaden der Lieferung an die Städte
eigenen Verbrauch der Landwirte, man begünstigt damit den heim-
n Verkauf und den Schleichhandel zu Wucherpreisen und den heim-
en Versand, man untergräbt damit die so notwendige Achtung vor
örd lichen Vorschriften! Kann man sich angesichts solcher Fehler in
ebindung mit den weiter oben bereits dargelegten Erschwerungen
Milcherzeugung noch wundern, daß es diesen Winter manchmal
ar nicht möglich war, den Großstädtern das ihnen zugewiesene arm-
ige Quantum von 9 Gramm Butter oder Fett pro Tag und Kopf
beschaffen? Wahrhaftig, eine solche Preispolitik ist nicht nur wirt-
aftlich ungeheuerlich, sie ist vom Standpunkt der Verbraucher ge-
dezu selbstmörderisch! Denn was nützen dem Verbraucher niedrige
reise, wenn infolgedessen die Erzeugung so zurückgeht, daß sie nicht
nmal mehr für den bescheidensten Bedarf genügt. Es war mir eine
sondere Genugtuung, gelegentlich einer Beratung neulich aus dem
kunde eines städtischen Arbeitervertreters, eines ruhigen und be-
nnenen Mannes den Satz zu hören: Nicht auf die Höhe der Preise
nn es ankommen, sondern darauf, daß genug Ware zum kaufen
vorhanden ist — ein Satz, den wir anderen seit August 1914 öffentlich
nd privat hunderte Male fast bis zum Überdruß wiederholt haben.
Es hat fast drei Jahre gedauert, bis diese Erkenntnis in die Kreise der
Verbraucher eingedrungen ist, und unsere für die Preisfestsetzung
maßgebenden Stellen haben sich auch heute noch keineswegs allgemein
zu dieser Binsenwahrheit durchgerungen, deren Mißachtung unsere Er-
nährung mehr beeinträchtigt hat als irgendein anderer Faktor.

Ich habe im Vorstehenden in großen Umrissen, soweit dies im knap-
pen Rahmen eines Aufsatzes möglich ist, die Verhältnisse zu schil-
dern versucht, wie sie sich in Bayern auf dem Gebiete der Fleisch-
und Milchversorgung bis zum Frühjahr dieses Jahres entwickelt
hatten. In diesen Zustand griffen nun auf das stärkste zwei Maß-
nahmen ein, die einer eingehenden Besprechung bedürfen, ich meine

Digitized by Google

die Bundesratsverordnung vom 19. März l. Js. über die Preise für 1917, sowie die Verdoppelung der Fleischmenge unter gleichzeitiger Verbilligung durch Gewährung eines Reichszuschusses.

Die erwähnte Bundesratsverordnung ging von dem Grundgedanken aus, daß die bisherigen Preise den Anbau von Futtergetreide (Gerste und Hafer) zu Ungunsten des Brotgetreides (Roggen und Weizen) begünstigt hätten, ebenso die Fleischerzeugung zum Schaden der Getreide- und Kartoffellieferung; sie setzte daher die Preise für Roggen hinauf, die für Gerste und Hafer herunter, sie verfügte weiter eine beträchtliche Herabsetzung der Schweinepreise ab 1. Mai l. Js., endlich setzte sie für Schlachtrinder ab 1. Juli Preise fest, die gegenüber der bisherigen einzelstaatlichen Regelung ebenfalls eine erhebliche Minderung bedeuteten.

Dem Grundgedanken dieser Verordnung wird man rückhaltlos beipflichten müssen. Gerade die Erfahrungen des Krieges haben neuerdings gezeigt, daß ein Mangel an Fleisch weit leichter getragen wird, als ein solcher von Brot, Mehl und Kartoffeln, und es muß zugegeben werden, daß niedere Roggen- und hohe Schweinepreise die Gefahr der heimlichen Verfütterung des Roggens an die Schweine bergen. Aber man hätte bei jener Regelung nicht übersehen dürfen, daß wir zwar Brot und Kartoffeln viel dringender brauchen als Fleisch, daß dagegen Milch und Fett ebenso unentbehrlich sind wie Brot und Kartoffeln. Die Herabsetzung der Vieh- und Schweinepreise beträgt teilweise 25 bis 30 Prozent, es muß auch dem Fernerstehenden einleuchten, daß ein solcher plötzlicher Preissturz nicht ohne schwerste Erschütterungen in einem Produktionszweig getragen werden kann. Auch hier gilt eben wieder der Satz, daß nicht der Gedanke, sondern Maß und Art seiner Durchführung ausschlaggebend sind. Jede behördliche Preisfestsetzung ist ein, fast möchte ich sagen, roher und brutaler Eingriff in das unendlich feinverästelte Netz der freien Preisbildung, und jeder solcher Eingriff muß mit schonender Hand vorgenommen, zu hoch erscheinende Preise dürfen daher nur langsam und vorsichtig abgebaut, nicht aber gewaltsam und unvermittelt geworfen werden, sonst erschüttert und zerstört man die Produktion und muß dann nach kurzem doch wieder zu einer Hinaufsetzung schreiten. Für die solide stetige Arbeit sind gleichmäßige Preise, mit denen man einigermaßen rechnen kann, eine Hauptbedingung, starke Schwankungen dienen nur der Spekulation und schädigen Erzeuger und Verbraucher in gleicher Weise.

Der Preissturz für die Schweine ist am 1. Mai l. Js. in Kraft ge-

Digitized by Google

treten. Die Wirkung war die beabsichtigte. Es liegt auf der Hand, daß jeder sich beeilt, seine Tiere abzustoßen, wenn er weiß, daß er einige Wochen später um ein Viertel weniger dafür bekommt. Wieder begann der große Schweinemord, wieder wurden, wie das erste Mal, unreife Schweine in Mengen geschlachtet, die Wirkung war aber diesmal eine viel tiefergreifende, weil die Dezimierung auf einen viel geringeren Bestand traf wie damals. Heute sind die Schweine vom Schlachtviehmarkt so gut wie ganz verschwunden. Am Schlachthof in Nürnberg betrug der Zutrieb an Schweinen bis Ende April wöchentlich 800 bis 1000 Stück, heute Mitte Juni sind es wöchentlich nur mehr 20. Und wenn die Stadt München zur Wurstherstellung überhaupt noch Material zuwenden will, muß sie es aus den Gefrierhäusern nehmen. Weder für die Fleisch- noch für die Fettversorgung wird unser noch vorhandener Schweinebestand im nächsten halben Jahre einen erheblichen Beitrag liefern können.

Für die Schlachtrinder soll die Preissenkung erst am 1. Juli l. Js. in Kraft treten; die Entscheidung darüber, wie weit sie in einzelnen Bundesstaaten durch besondere Festsetzungen gemildert werden wird, steht allerdings noch aus. Wollen wir uns über die Wirkung einer beträchtlichen Minderung klar werden, so kann dies nur im Zusammenhang mit der Beurteilung der anderen, noch weit einschneidenderen Maßregeln geschehen, der Verdoppelung und Verbilligung der Fleischration.

Die genaue Bestandsaufnahme unserer Getreidevorräte in diesem Frühjahr hatte ein über alles Erwarten ungünstiges, ja erschreckendes Bild ergeben. Es blieb nicht nur weit hinter dem zurück, was man nach früheren Schätzungen erwarten konnte, es stellte auch die Fortgewährung der bisherigen Brotrate, ja überhaupt unser Durchhalten bis zur nächsten Ernte in Frage, zumal wir auch in Kartoffeln, dank der Mißernte, keine ausreichenden Vorräte mehr hatten. Man mußte daher Umschau halten, wie man die bedrohliche Lücke ausfüllen könnte, und es war durchaus naheliegend, daß man dabei unsere Rinderbestände ins Auge faßte. Hatten doch diese allen ungünstigen Umständen ziffermäßig überraschend standgehalten und erschienen so als eine sofort greifbare Reserve, aus der man unbedenklich schöpfen könnte. Dem standen nur die Fleischpreise entgegen, die eine für die Minderbemittelten unerschwingliche Höhe hatten. So entschloß man sich, die Fleischration um einen der verkürzten Brotmenge entsprechenden Betrag zu erhöhen, diese aber der Bevölkerung durch einen Reichszuschuß erheblich zu verbilligen. Soweit ist grundsätzlich nichts gegen den Plan einzuwenden. Aber es ist immer das alte Lied: nicht auf den Ge-

Digitized by Google

danken kommt es an, sondern auf die Durchführung, und auch die beste Idee kann zum Unsegen werden, wenn man über das Ziel hinausschießt und die Kehrseite einer Sache nicht genügend berücksichtigt.

Zunächst ergab sich, was mit den Verhältnissen wohlvertraute Persönlichkeiten sofort erklärt hatten, daß unsere Getreideversorgung, wenn auch kein erfreuliches, so doch immerhin ein etwas freundlicheres Bild gab, als nach den Ziffern der Bestandsaufnahme anzunehmen war, sodaß es gelang, einen nicht unbeträchtlichen Teil des rechnungsmäßigen Fehlbetrags zu decken. Es würde hier zu weit führen, wenn ich auf alle die Mittel, die dazu dienten, näher eingehen wollte. Des weiteren ist in Betracht zu ziehen, daß mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit von selbst eine gewisse Erleichterung eintrat, da bei warmem Wetter die Nahrungsmittelknappheit weniger fühlbar ist, als bei Kälte, zumal in diesem harten Winter mit seiner Kohlennot. Auch bringt das Frühjahr eine stets zunehmende Zufuhr von frischen Gemüsen und die Vermehrung der Milch infolge der Grünfütterung.

Hatte man sich so durch die ungünstigen Ziffern der Bestandsaufnahme über das berechtigte Maß hinaus erschrecken lassen, so hatte man umgekehrt sich bezüglich der Nachhaltigkeit unserer Rindviehreserve, geblendet durch die Ziffern unserer Viehzählungen, einem keineswegs begründeten Optimismus hingegeben. Gewiß, unser Viehbestand hat bisher der Zahl nach standgehalten, er ist sogar während des Krieges wieder gewachsen. Aber man darf nicht übersehen, daß heute seine innere Zusammensetzung eine wesentlich andere ist wie früher, die Zahl der jungen noch im Wachsen begriffenen Tiere ist verhältnismäßig viel größer, der durchschnittliche Ernährungszustand viel schlechter als in Friedenszeiten, die fetten ausgemästeten Stücke, die auch relativ eine viel höhere Schlachtausbeute geben, fehlen fast ganz. Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich sage, daß heute drei Stücke durchschnittlich nicht mehr an Fleisch und Fett liefern als früher deren zwei. Schon aus diesem Grunde muß jede Erhöhung der Fleischquote viel stärker in unseren Bestand eingreifen als dies unter normalen Umständen der Fall wäre. Vor allem darf man aber weiter nicht vergessen, daß, wie oben erwähnt, im Frieden über 60 Prozent unseres Fleischverzehrs auf Schweine entfielen, und diese bis vor kurzem immer noch einen beträchtlichen Anteil des Gesamtverbrauchs lieferten. Nachdem dies fast ganz aufgehört hat, muß nahezu unser ganzer Fleischbedarf durch Rinder und Kälber gedeckt werden. Dies würde schon bei gleichgebliebener Fleischration eine weit stärkere Inanspruchnahme unseres Rinderbestandes bedeutet haben.

Digitized by Google

schließlich ist es auch ein Irrtum, zu glauben, daß die Verdoppelung der Fleischration höchstens eine Verdoppelung des Verzehrs bedinge, denn infolge der Verbilligung beziehen heute, wie von allen Seiten aus Stadt und Land übereinstimmend bestätigt wird, viele Leute das billige Fleisch, die vorher kein Fleisch verzehrt hatten.

Angesichts aller dieser Umstände muß man zu dem Schlusse kommen, daß mindestens dreimal so viel Vieh geschlachtet werden müßte wie früher, wenn all diesen Anforderungen genügt werden soll. Es zeigt sich jetzt schon, daß dies völlig unmöglich ist, will man nicht unsere Viehbestände der Vernichtung aussetzen. Jetzt schon kann nur der kleinste Teil durch freiwillige Lieferung aufgebracht werden, das meiste muß durch scharfen Zwang beigeschafft werden. Dabei steht die Herabsetzung der Preise am 1. Juli vor der Türe, und jeder einigermaßen rechnende Landwirt gibt daher an Vieh ab, was er einigermaßen entbehren kann, um den drohenden Verlust zu vermeiden. Auch so sorgt schon der Druck durch die Gemeinde und die übrigen Berufsgenossen dafür, daß jeder sein möglichstes tut.

Ich glaube, daß man in nicht landwirtschaftlichen Kreisen doch keine rechte Vorstellung davon hat, was die Zerstörung unserer Rindviehzucht zu bedeuten hat. Mit ihr steht und fällt der ganze landwirtschaftliche Betrieb, mindestens der bäuerliche, nicht etwa nur in reinen Viehzuchtbetrieben, wo der Landwirt überhaupt nichts als sein Vieh hat, sondern auch in Ackerbaugegenden. Getreide und Kartoffeln sind Erzeugnisse, die der Bauer verkaufen kann und muß, das Schwein spielt eine Nebenrolle und kann in Wegfall kommen, ohne daß der Betrieb wesentlich darunter zu leiden braucht. Das Vieh dagegen ist in der Hauptsache nicht Erzeugnis, sondern Betriebsmittel, dessen Fehlen den ganzen Betrieb zum Stillstand bringt. Ohne Vieh gibt es keinen Ackerbau, kein Getreide, keine Kartoffeln; denn der Bauer braucht es nicht nur als Gespann zum Bestellen der Felder (mit Pferden kann nur eine Minderzahl arbeiten), es muß ihm auch den nötigen Dünger für die Felder liefern. Ohne Vieh natürlich auch keine Milch, keine Butter, kein Käse. Und schließlich kann das gesamte im Betriebe anfallende Rauhfutter (Gras, Heu, Klee und andere Futtergewächse, Stroh) nur durch den Tiermagen ausgenutzt und in menschliche Nahrung umgewandelt werden. Sinkt in einem Betrieb die Viehzahl unter die durch die eigene Futtererzeugung bestimmte Normalzahl herab, so geht ein Teil dieses anderweitig nicht zu verwertenden Futters ungenutzt verloren und der Betrieb geht in der Erzeugung an unmittelbaren Nahrungsmitteln unweigerlich zurück.

Digitized by Google

Solange man sich darauf beschränken kann, das wirklich für den Betrieb entbehrliche Vieh zur Schlachtung zu bringen, ist dies nur von Nutzen. Es mag auch heute noch einzelne Gegenden und Betriebe geben, wo noch unnütze Fresser gehalten werden, Zuchtbullen zweifelhafter Güte, alte Kühe, deren Milcherträgnis das Futter nicht mehr lohnt, nicht trächtig werdende Kalbinnen, lauter unnütze Fresser, die man abstoßen kann und muß. Nicht die Zahl entscheidet, sondern der Ertrag. Weniger Tiere, die gut gefüttert werden, leisten in jeder Richtung mehr als viele, die ungenügend ernährt sind. Aber man täusche sich nicht über die zulässige Grenze. Wird diese überschritten, sind wir einmal so weit, daß wir nicht mehr von dem Ertrag, von den Zinsen und dem unrentierlichen Teile unseres Viehkapitals, sondern von dem werbenden Kapital selbst leben, dann muß es mit Riesenschritten in immer schnellerem Tempo abwärts gehen. Noch ist es nicht zu spät Einhalt zu tun, aber wir stehen im Begriff, die Grenze zu überschreiten. Nur ein einziges Beispiel: In einem mir bekannten Betriebe stehen 21 Stück Großvieh. Davon 5 Ochsen, 13 Kühe, sämtlich trächtig oder frisch in Milch, 3 trächtige Kalbinnen. Der Hof war im letzten Winter mit seinem bescheidenen Milchquantum tatsächlich die Rettung eines nahen Industrieortes vor empfindlichster Milchnot. Nun verlangt die Gemeinde auf Grund ihrer Lieferungspflicht in nächster Zeit die Abgabe von fünf Tieren zur Schlachtung; wird das erfüllt und einigemale wiederholt, so bleibt dem Hof nicht ein Stück Großvieh mehr, er kann den Betrieb einstellen, und die Arbeiterfamilien der Nachbarschaft erhalten keinen Tropfen Milch mehr.

Die Gefährdung unserer Zucht will ich nur streifen; es wäre schmerzlich mitanzusehen, wie das in jahrzehntelanger mühsamer Arbeit aufgebaute, in vielen Jahren nicht wieder herzustellende vernichtet würde, aber wenn es unbedingt notwendig wäre, müßte eben auch sie geopfert werden. Das schlimmste ist, daß die von der Landwirtschaft jetzt verlangten Lieferungen tief in unsere Milchviehstände, ja in das Gespannvieh eingreifen. — Geht das so weiter, dann haben wir im nächsten Winter für die Zivilbevölkerung wochen- ja monatelang kein Gramm Fleisch mehr zur Verfügung. Das wäre noch zu ertragen, obwohl es eigentümlich kontrastiert mit der sinnlosen Fleischverschwendung, die heute mancherorts getrieben wird. Weit schlimmer ist noch, daß auch die Felderbestellung auf das schwerste gefährdet wird, wenn die nötigen Gespanntiere fehlen. Und die Milchversorgung der Städte wird selbst in dem wahrhaftig bescheidenen Umfange des vo-

Digitized by Google

rigen Winters zur völligen Unmöglichkeit. Kein Fleisch, keine Milch, keine Butter und die Aussicht auf noch weniger Brot, soll man das alles künstlich herbeiführen, bloß weil man nicht den Mut gehabt hat, zu einer Zeit, in der es noch am ersten getragen werden konnte, die Brotration ohne Ersatz zu kürzen? Ich gestehe, ich stehe hier vor einem Rätsel. Hat man sich in den maßgebenden Kreisen wirklich in einer so weitgehenden Unkenntnis der Verhältnisse befunden, daß man sich auch nur vorübergehend in dem Wahne wiegen konnte, unsere Viehbestände könnten eine solche Ausplünderung und Verwüstung monatelang vertragen, ohne daß die Feldbestellung und die Milchversorgung aufs schwerste beeinträchtigt würde? Oder, hat man angesichts des in der Tat höchst bedenklich erscheinenden Ergebnisses der Getreidebestandsaufnahme ganz einfach die Nerven verloren und zu dem nächstliegenden Auskunftsmittel gegriffen, ohne zu bedenken, daß zwar so für den Augenblick Abhilfe geschaffen wird, daß aber damit Lücken in unserer Versorgung für den nächsten Winter gerissen werden, die noch viel empfindlicher sein werden als es die vorübergehende Kürzung der Brotmenge gewesen wäre, Lücken, die man dann nicht mehr ausfüllen kann, weil wir nicht sorgsam gewirtschaftet, sondern zwecklos verschwendet haben. Hätte man sich darauf beschränkt, die Fleischmenge um 100 Gramm zu erhöhen und die Verbilligung des Fleisches den Klassen zuzuwenden, die dessen wirklich bedurften, es hätte auch genügt, wir hätten unser Vieh für den Winterbedarf an Fleisch und Milch und Butter geschont. So essen wir jetzt nicht nur das Fleisch des nächsten Winters, auch die Milch und die Butter. Wird jene unglückselige Maßregel auch nur noch einige Monate fortgesetzt, dann wird uns im kommenden Winter an Fleisch, Milch und Butter nur mehr ein kleiner Bruchteil von dem zur Verfügung stehen, was wir letzten Winter hatten. Wiegt der Gewinn aus jener Maßregel wirklich diese Nachteile auf?

Wenn ich zum Schlusse das Ergebnis meiner Darlegungen zusammenfassen soll, so möchte ich sagen:

Es ist staunenswert, wie unsere gesamte Viehwirtschaft den Gefahren des Krieges standgehalten hat, Entzug und Verschlechterung der Arbeitskräfte, Dürre und Nässe, eigene Mißernten und der Wegfall der riesigen ausländischen Einfuhr, auf die sie leider viel zu stark aufgebaut hat, mit allem hat sie sich abgefunden und es verstanden, sich den Kriegsverhältnissen anzupassen. Nicht Dank kann sie dafür beanspruchen, nur gerechte Anerkennung, daß auch sie nach

Digitized by Google

besten Kräften bestrebt war, ihre Pflichten gegen die Allgemeinheit zu erfüllen. Aber das eine kann sie unter allen Umständen verlangen, daß ihr nicht durch gutgemeinte, aber kurzsichtige und übereilte Maßregeln ihre Lebensbedingungen mehr als unbedingt notwendig erschwert werden. Will man sie lebens- und leistungsfähig erhalten, so darf man ihr nicht aus Furcht vor der Unzufriedenheit der Massen künstlich die Preise vorenthalten, die sie zu ihrem Weiterbestand unbedingt bedarf, Preise, die noch weit hinter denen zurückbleiben, die man aus reichem Füllhorn auf andere Kriegsindustrien ausgeschüttet hat. Man darf noch weniger durch überstürzte gewaltsame Eingriffe ihren Bestand in Frage stellen. Auch auf dem wirtschaftlichen Gebiet gilt das gleiche wie auf dem militärischen: derjenige wird Herr bleiben, der die stärksten Nerven hat. Auch hier gilt, daß eine Gefahr schon halb überwunden ist, wenn man ihr furchtlos und ruhig ins Auge blickt. Wer dagegen vor der Meinung einer nicht immer wohlberatenen Menge ängstlich zurückweicht, wer gegenüber in der Tat bedenklich erscheinenden Notständen den Kopf verliert, der greift auch in wirtschaftlichen Dingen nur zu leicht zu Maßnahmen, die für den Augenblick zwar Abhilfe schaffen, sich aber schon in naher Zukunft bitter rächen müssen. Als in der ersten Kriegszeit die Engländer von einer dreijährigen Kriegsdauer sprachen, da lächelte man in Deutschland darüber auch in Kreisen, die es besser verstehen sollten. Hätte man nicht darüber gelächelt, vielmehr entschlossen und offen sich auch wirtschaftlich auf eine vieljährige Kriegsdauer eingerichtet, wir wären vielleicht längst zu Ende, jedenfalls stünden wir aber in unserer Ernährung ganz anders da. So hat man immer und immer wieder dem deutschen Volke das Phantom eines nahen Friedens vor Augen geführt und dadurch stets von neuem Hoffnungen erweckt, die sich nicht erfüllt haben, vielleicht gerade deswegen nicht, weil man sie gehegt hat. In diesen Tagen konnte man lesen, daß Amerika sich auf weitere drei Jahre Krieg einrichten will. Möchten auch wir das gleiche tun, zumal in unserer wichtigsten Kriegsindustrie, der deutschen Landwirtschaft; das gäbe die beste Anwartschaft auf baldigen Frieden.

A. Supper

bei den Lesern eingeführt zu haben, dürfen sich die S. M. zum dauernden Verdienste rechnen. Man braucht noch lange nicht in die neuerdings übliche Unterschätzung des seinerzeit überschätzten Auerbach einzustimmen, wenn man zugibt, daß seine Dorfgeschichten doch, was wirkliche Kenntnis des Schwarzwälder Bauernlebens anlangt, durch die Geschichten der Supper übertroffen werden: vor allem durch die drei Bände ihrer kürzeren Erzählungen „Da hinten bei uns", „Leut'", und „Holunderduft", zu denen soeben das kleine Bändchen „Käuze" (Heilbronn, Salzer) hinzukommt. J. H.

Digitized by Google

Schweinezucht.

Von Julius Hüggelmeyer, Hüggelhof bei Osnabrück.

Von der Redaktion der „Süddeutschen Monatshefte" aufgefordert, für sie einen Artikel über Schweinezucht zu schreiben, tue ich das um so lieber, als die Anregung dazu „aus dem Felde" stammt von einem Herrn, der ebenso, wie wir, bedauert, daß die Verhetzung und Zersetzung zwischen Stadt und Land eine so große geworden ist, und der nun wünscht, daß in den „Süddeutschen Monatsheften" unter möglichster Ausschaltung von Theorie und unter völliger Ausschaltung von Gelehrten der National-Ökonomie ein treffendes und wahres Bild der Landwirtschaft den Städtern vorgeführt wird.

Daß diesen Gedanken die Redaktion sofort aufgenommen hat und zur Tat umsetzt, freut mich ungemein, obwohl, wie sie selbst eingesteht, die Verhetzung schon reichlich weit gediehen ist. Ich gehe daher um so lieber an diese allerdings nicht leichte Arbeit, trotz überhäufter Arbeiten in der eigenen Landwirtschaft, die nicht bloß durch vermehrte Berufsarbeiten und den Mangel an Personal hervorgerufen sind, sondern besonders durch die dauernd herausgegebenen Verordnungen und Verfügungen, wonach wohl nicht die Todesstrafe, aber doch Gefängnis bis zu einem Jahr oder 10 000 M. Geldstrafe das mindeste ist, was man zu gewärtigen hat, wenn man die Verordnungen übersieht oder nicht beachtet. Man kann sich als gewöhnlicher Mensch nicht mehr darin zurecht finden.

Sodann ist das Thema Schweinezucht kein leichtes, an und für sich nicht, aber nun hier das selbe vor einem städtischen Publikum in Verbindung mit der Verhetzung, die leider schon so weit eingerissen ist, so zu bringen, daß es schmackhafte Kost wird, doppelt schwer. Ob es mir gelingt, weiß ich nicht, daher ich von vornherein um Nachsicht bitte. Eine große Unterstützung finde ich nun glücklicherweise darin, daß das Schwein jetzt sozusagen hoffähig geworden ist. Während man früher möglichst vermeiden mußte, das Wort nur in den Mund zu nehmen, zumal in der höheren städtischen Familie, leuchten jetzt aller Augen, wenn nur vom Schwein und Schweinefleisch die Rede ist. Wie rasch sich die Zeiten doch ändern! Früher wurde nur schieres Fleisch im Schlachterladen gewünscht, auch von den geringsten Arbeiterfrauen, durchaus kein fettes Fleisch, oder Suppenfleisch und dergleichen. Ach, wenn sie doch jetzt nur ein Stück Speck dafür bekommen könnten! — Aber woher kam's? Die Frauen verstanden nicht

Digitized by Google

mehr, ein däftig und richtig gekochtes Gemüse zu bereiten. Es war so einfach: ein Stück Butter — nicht zu knapp — in die Pfanne, Fleisch hinein, 10 Minuten gebraten und die Mahlzeit war fertig. Daß dabei aber kein kleiner und kleinster Haushalt gedeihen und vorwärts kommen kann, ist klar. Für diese und uns Mittelständler überhaupt gehört sich ein däftig und gut gekochtes Gemüse. Aber lernte denn unsere jüngere Generation die Kunst des Kochens und Einkaufens? In den allerwenigsten Fällen. Sobald die Kinder aus der Schule waren, mußten sie in Fabriken, Kaufhäuser usw. um gleich Geld zu verdienen, anstatt sie erst in Familien zu geben, wenn man sie nicht im eigenen Haushalte selbst unterweisen konnte und wollte, wo sie neben Geldverdienen noch spielend den Haushalt lernten. Und dieser will ebenfalls gelernt sein, von selbst kommt das Können nicht! Woher kommen die vielen unglücklichen Ehen in jüngster Zeit? Nur daher, weil es die Frauen nicht gemütlich und heimisch zu machen verstehen in ihrem Heim. Sie haben es eben nicht gelernt und konnten es nicht lernen in ihrer Tätigkeit vor der Verheiratung. Möchte doch dieser Umstand mehr beherzigt werden, als bisher. Haushalten ist kein leeres Wort. Der größte Verdienst reicht in solchen Familien auf die Dauer nie, zumal, wenn die Familie immer größer wird.

Bei uns auf dem Lande müssen wir haushalten! Wir schlachten im Winter unseren ganzen Jahresbedarf ein und müssen nun sehen, wie wir bis zur neuen Einschlachtung damit ausreichen. In Friedenszeiten wurde dann und wann nochmal ein Stück frischen Fleisches zugekauft, etwa zum Sonntag oder zu Festlichkeiten. Das ist nun ganz ausgeschlossen. Auch ist uns leider durch strenge Maßregeln nur ein bestimmtes Quantum zur Einschlachtung erlaubt, womit wir hauszuhalten haben. Wer da nicht nach dem Sprichwort handelt: „Spare bei der Zeit, so hast du in der Not," der ist aufgeschlissen.

So haben wir auf dem Lande fast gar keine Abwechselung in Fleisch, obwohl wir es selbst produzieren, dafür natürlich in Gemüse desto mehr, bis auf Kartoffeln, die ebenfalls beschlagnahmt sind. — Bei unseren Hausschlachtungen kommen fast nur Schweine in Frage, selten Rindvieh, da dieses im Rauch und im Sommer zu trocken wird.

Meines Erachtens ist es von der Behörde ein großer Fehler gewesen, die Hausschlachtungen so auf das äußerste zu beschränken. Es kann und hat nicht dazu gedient, die Produktionsfreudigkeit der Landbevölkerung, worauf es allein ankommt, zu erhöhen, im Gegenteil, sie ist dadurch tief heruntergedrückt. Wäre man nicht so strenge vor-

Digitized by Google

gegangen, so wäre noch manches Borstentier mehr gemästet, zumal von sogenannten kleinen Leuten, die das Futter dafür, da ja nur höchstens ein bis zwei Stück bei jedem einzelnen in Frage kommen, sich sammeln und zusammensuchen können, wenn auch unter schwierigen Verhältnissen, und sich die vermehrte Arbeit in Voraussicht der vermehrten Einschlachtung bezw. des günstigen Verkaufs gefallen ließen. Dann wäre ihnen nicht bloß geholfen gewesen, sondern es wäre auch manches Stück noch abgegeben und in die Städte gewandert und hätte auch dort die Knappheit vermindern helfen.

Fürs Land kommt hinzu, daß viele Dienstboten, auch fremde Leute, im eigenen Haushalt beköstigt werden müssen, die, wenn sie nicht gut verpflegt werden, auf und davon gehen, zumal die landwirtschaftliche Arbeit von morgens früh bis abends spät eine recht lange und im allgemeinen auch eine recht schwere ist. Dann wandern diese meistens in die Städte und Fabriken, wo sie überall Arbeitsgelegenheit genug finden, und vermehren hier die Knappheit der Lebensmittel.

Aus obigem geht zur Genüge hervor, daß es erstes Ziel und Pflicht der Behörden sein mußte, die Produktionsfreudigkeit bei der Landwirtschaft zu erhöhen. Denn was nützen alle Verteilungsmaßnahmen, wenn man nichts zum verteilen hat. Auch will ja der Städter und Konsument gern anständige Preise dem Landwirt bezahlen, wenn er nur die Sachen bekommen kann. Aber, aber!! Der Handel, insbesondere der unreelle Handel, sowie der jetzt in der Kriegszeit sich besonders breitmachende Kettenhandel, der aufs allerschärfste zu bekämpfen ist und von jedermann zur Bestrafung angezeigt werden muß, verhindern, daß die Lebensmittel preiswert und mit geringem Aufschlag in die Hände der Konsumenten kommen. Diese würden sich wundern, wie billig und gut sie direkt vom Produzenten, dem Landwirt, auch jetzt noch, kaufen könnten, wenn sie nur direkt mit ihm in Verbindung ständen. Und auch der Landwirt stünde sich gut dabei. Es muß noch ganz anderer Wert darauf gelegt werden, daß es geschieht durch Organisationen, besonders Hausfrauen-Vereine, Konsum-Anstalten, oder wie sie sich nennen wollen. Der Landwirt ist schwerfällig, langsam in seinen Entschlüssen, bedingt durch seinen Beruf und sein einzelnes Wohnen. Aber er ist sofort und gern bereit, ihm besser zusagenden Verkaufs-Gelegenheiten sich anzuschließen. Er ärgert sich genug über den verteuernden Zwischenhandel, kann aber nichts machen, *da der Zusammenschluß von den Konsumenten ausgehen muß!* Ich habe beispielsweise meinen Milchverkauf schon vor langen Jahren aufgegeben, da mein Milchverkäufer mit einem

Digitized by Google

reinen Nutzen von 4 Pfennig pro Liter bei einem täglichen Absatze von 400 Liter nicht mehr zufrieden war, ebensowenig die anderen Milchverkäufer, die 6—8 Pfennig verdienen wollten, wo sie doch nur stundenweise die verkaufsfertige, ihnen vor die Tür gefahrene Milch auszutragen hatten, während wir, die Produzenten, nur 11 Pfennig pro Liter erhielten. Dafür hatten wir die ganze Produktion mit allem drum und dran, dem ganzen Risiko zu tragen. Also der Verkäufer ohne jedes Risiko ein Viertel netto, wir knapp drei Viertel. — Das wissen die Städter gar nicht, da sie nur mit dem Zwischenhandel in Berührung kommen und dem alles glauben, wenn es auch die größten Lügen sind. Wir Landwirte sind ja nicht zugegen. Da kann der Verkäufer den Mund so voll nehmen, wie er will.

Also ein besseres Kennen und Sichverstehenlernen ist Grundbedingung zum Hand-in-Hand-gehen von Stadt und Land, damit doch die elende Verhetzung aufhört. „Ein jeder Stand hat seine Plage, ein jeder Stand hat seine Last." Und es sind meines Wissens doch auch nur gerade die gewöhnlichsten Zeitungen — welcher Richtung brauche ich nicht nennen —, die diese Verhetzung betreiben. Es liegt System in der Sache und hat seinen besonderen Zweck. Denn im Trüben zu fischen, ist zwar schmutzig, aber leicht. „Und wo zwei sich streiten, freut sich der dritte." Auch hier möchte man rufen: Michel, wache auf! Du schläfst wieder und wirst erst zur Besinnung kommen, wenn es zu spät ist!

Von meinem eigentlichen Thema bin ich nun ganz abgekommen. Aber, „wes das Herz voll ist, des geht der Mund über." Und sind denn obige Ausführungen unnütz? Ich denke nicht. Sie stehen im innigsten Zusammenhange. Und so finde ich ja auch leicht den Übergang zum eigentlichen Thema: der Schweinezucht.

Der Bestand an Schweinen war vor dem Kriege in ganz Deutschland etwa 25 Millionen Stück, die während des Krieges auf etwa 15 bis 18 Millionen Stück, wenn nicht noch mehr, heruntergegangen sind. Die genaue Zahl wird wohl in nächster Zeit veröffentlicht werden, da neuerdings am 1. Juni wieder eine Viehzählung stattgefunden hat. Daß der Schweinebestand so enorm abgenommen, liegt zum größten Teil an dem Massenmord, der einsetzte, als die Herren Gelehrten herausgefunden hatten, daß das Schwein die fünfte oder sechste feindliche Großmacht — ich glaube, damals hatten wir noch nicht mehr — die zu bekämpfen sei, da dieser neue Feind im eigenen Lande durch seine große Freßlust unseren eigenen Leuten sozusagen das Brot vor der Nase wegfraß!

Digitized by Google

Es war meines Erachtens von den Herren nicht bedacht, daß ja schon alles für den Menschen Eßbare beschlagnahmt war, also nicht mehr gefüttert werden durfte, ferner kannten von ihnen wohl die wenigsten die Praxis in der Schweinehaltung. Sonst hätten sie gewußt, daß die Zucht, besonders aber die Mast in der Hauptsache in den Händen von kleineren und mittleren Bauern, ja Arbeitern, sogar Industrie-Arbeitern liegt, was nicht ausschließt, daß auch größere Besitzer besonders mit der Zucht sich befassen, ja sogar vielfach in den letzten Jahrzehnten sich größere und große Mastanstalten gebildet hatten, die aber — Ausnahmen bestätigen die Regel — in der Hauptsache keineswegs florierten, da das Schwein, in größerer Menge vereinigt, gar leicht vielfachen Seuchen, wie Rotlauf, Schweineseuche, -pest usw. zum Opfer fällt. Und wehe, wo erst einmal eine solche Seuche Eingang gefunden hat, da bleibt kein Schwein am Leben. Daher ist auch der kleine und mittlere Besitz der geeignete Platz für Schweinezucht, besonders Mast. Und wenn nun diese sich die größte Mühe gaben, ihren Schweinebestand zu erhalten, so war das gewiß anerkennenswert und durfte nicht durch so rauhe Hände gestört werden. Denn die menschlichen Nahrungsmittel waren beschlagnahmt, die Futterstoffe sind so teuer und nur sporadisch zu haben, sodaß denen gewiß Dank gebührte, die sich trotzdem zur Erhaltung ihres Schweinebestandes aufopferten, ja, es gebührte ihnen Unterstützung in jeder Weise, anstatt nun von oben herunter mit Polizei- und Gewaltmaßregeln den Massenmord zu predigen und zu vollstrecken.

Und die Kehrseite der Medaille? Abgesehen, daß die betreffenden Züchter und Mäster selbstverständlich arg verschnupft sind, auch viele von ihnen die Schweinemästerei und -zucht überhaupt aufgegeben haben, oder im günstigsten Falle nur für sich selbst ein Schwein mästen — und wo eins, kann leicht das zweite dazu gemästet werden, es ist fast dieselbe Arbeit — wer hat den Schaden? Der Städter! Und was hat und wem hat die meines Erachtens höchst verderblich gewesene Schlachterei von all den Tieren genützt? Keinem, außer den Händlern und Versorgungs-Kommissionen! Ich möchte wohl wissen, wieviel Fleisch von diesen unreifen Schlachtschweinen verdorben ist. Das ist kein Fleisch zur Dauerware, und auch zum sofortigen Gebrauch schlecht geeignet. Dazu war es Frühjahr, die ungeeignetste Zeit zum Einschlachten!

Nein, es war früh genug, wenn die betreffenden Besitzer ihre Tiere freiwillig abstießen, meistens aus Futternot, solange aber hielten, wie sie eben konnten, möglichst bis zur Mastreife, sonst aber solange sie

Digitized by Google

eben konnten. Man muß in der Stadt oder sonst nicht denken, daß ein fettes, reifes Tier auch nur einen Tag länger gehalten wird, als erforderlich, einerlei wie der Preis gerade ist. Jeder weitere Tag bringt Verlust für den Züchter, bezw. erst recht für den Mäster! Das sind für den Landbewohner Binsenwahrheiten, die aber von denen, die ein Interesse an der Verhetzung und Verelendung der Massen haben, noch stets ins Gegenteil gekehrt sind: „Sieh, der Bauer hält zurück," „er will einen höheren Preis haben," „er treibt Wucher!" Der Bauer treibt keinen Wucher, er muß verkaufen, wenn seine Sachen verkaufsfähig sind. Gewiß würde er acht Tage mit dem Verkauf warten, wenn er wüßte, daß der Preis in dieser Zeit um ein Erkleckliches stiege. Das würde jeder tun! Aber er weiß es nur nicht, und gar manchmal ist ihm schon der Preis anstatt hinauf heruntergegangen. Und noch dazu sind ihm die Preise gesetzt, wogegen er ganz machtlos ist, im Kriege von der Behörde, im Frieden vom Handel. Nach dem Kriege muß das anders werden. Jeder Industrielle, jeder Handwerker oder wer es sonst sei, setzt seine Preise selbst, nur nicht der Landmann.

Nun ist es ein Glück, daß sich das Schwein sehr stark vermehrt, daß der alte Bestand innerhalb ein bis zwei Jahre wieder eingeholt werden könnte, wenn nicht aus Futternot oder sonstigen Gründen, z. B. da zu viele ältere Sauen, die zur Massenzucht am geeignetsten, geschlachtet und nicht mehr da sind, dem Einhalt geboten würde. Es gibt ältere Sauen, die Würfe bis zu 20 Stück bringen, im Durchschnitt 8—10 allerdings nur. 20 Stück ist zuviel für eine Sau zum Säugen. Da ist aber nun wieder der kleine und mittlere Bauer, der solche Würfe doch hoch bringt, indem er sich selbst darum kümmert und durch unendliche Mühe und Arbeit, indem er die 20 teilt und nun Tag und Nacht alle paar Stunden die eine und dann wieder die andere Hälfte an die Mutter läßt, seinen Zweck erreicht. Da die Sau aber allein nicht Nahrung für die vielen Tiere hat, so muß bald Zufutter gegeben werden, zuerst Milch, allmählich auch anderes Beifutter, wobei aber die größte Um- und Aufsicht und das größte Verständnis vorhanden sein muß, da schon eine kleine Temperaturdifferenz oder die Zusammenstellung der Zufütterung, besonders etwas Saueres, den Tod der ganzen Gesellschaft zur Folge haben kann.

In der Regel kann eine Sau bei genügendem Futter 10 bis 12 Ferkel hochbringen, wenigstens die ersten vier bis fünf Wochen. Dann muß auch ihnen Zufutter gereicht werden. Gute Stammzuchten lassen keine Tiere hinausgehen, die nicht mindestens 12 Zitzen haben. Nach sechs Wochen, manchmal früher, manchmal später, werden die Ferkel

Digitized by Google

abgesetzt, d. h. also von der Mutter entwöhnt. Dann müssen sie soweit sein, daß sie ohne Muttermilch sich selbst ernähren können.

Wie schwierig aber die ganze Schweine-Aufzucht ist, läßt sich daraus ermessen, daß, wie schon gesagt, ein verkehrtes Futter, der Mutter beim Säugen oder den Ferkeln im jugendlichen Alter gegeben, das Eingehen sämtlicher Ferkel zur Folge haben kann, und dann die mühselige Arbeit eines knappen halben Jahres verloren ist. Man rechnet, daß gute Sauen im Jahre zwei Zuchten aufbringen müssen, — wenn alles gut geht! Aber wie häufig geht die Sau ein. Dann stehen die kleinen Dinger hilflos da und gehen, wenigstens in größeren Wirtschaften, fast restlos ein, abgesehen davon, daß manches Ferkel in den ersten Lebenstagen von der eigenen Mutter totgedrückt wird und auch sonst noch verendet. Sobald nun die Tiere allein fressen, können sie verkauft werden. Der Preis ist sehr schwankend, von 50 Pfennig das Stück bis zu 30 Mark, in Kriegszeiten schon 35 bis 40 Mark im Alter von sechs Wochen. Auch hier ist der Produzent vollständig bei der Preisbildung ausgeschlossen. Der wird lediglich gemacht durch den Handel bezw. durch Angebot und Nachfrage. Ich habe schon Zeiten erlebt, wo die Ferkel überhaupt nicht zu verkaufen waren, und daß einem auf dem Markt zu den eigenen noch andere hinzugesetzt wurden von solchen, die nicht verkaufen konnten, sie aber los sein mußten, da sie kein Futter mehr für sie hatten und sie nicht unnütz totschlagen wollten. Ich habe in solchen Zeiten schon meinen zu Markt fahrenden Leuten zugerufen: Bringt mir aber um Himmels willen nicht mehr zurück, wie ihr hinfahrt. Augenblicklich sind die Ferkel außerordentlich teuer!

Meistens ruht das Ferkelgeschäft in Händen der Händler, die die Verteilung und den Verkauf im Lande vornehmen und die Konjunkturen großartig auszunützen verstehen. Von ihnen kaufen nun kleine und kleinste Mäster, auch Mastanstalten. Die letzteren meistens schon größere, derbere Schweine, da sie die Pflege nicht so in der Hand haben wie die kleinen Besitzer, deren Frauen sie gewöhnlich besorgen, was sie großartig verstehen.

Nun allmählich werden es Schweine. Je besser das Futter, je verständiger und aufmerksamer die Pflege ist, desto fetter und ansehnlicher und lukrativer werden sie. Das letztere aber auch wieder bedingt, da der Produzent nicht mitbestimmend ist und keinen Einfluß auf den Preis hat, sondern mit dem Preise zufrieden sein muß, der gerade besteht, einerlei, ob er dazu liefern kann und die Tiere ihn nicht selbst mehr gekostet haben. Will er zu dem Preise nicht ver-

Digitized by Google

kaufen, so muß er selbst schlachten, was aber jetzt verboten ist, da er nur sein ihm vorgeschriebenes Quantum schlachten darf. Also, er muß weiterfüttern, was, wie ausgeführt, jeden Tag Schaden bringt. So liegen die Dinge in der Schweinezucht und Mast. Der Konsument muß nun einsehen, daß es damit nicht so einfach ist, zumal in der Kriegszeit, wo kein Futter zu haben und wenn, zu ganz unerschwinglichen Preisen. Wenn es nur das doppelte wäre als in Friedenszeiten, würden die Produzenten nichts sagen, aber beim drei- und vierfachen und noch höheren Preise und dann für Mischfutter, was nicht rein und meines Erachtens nur deshalb gemischt wird, um im Trüben zu fischen, wird der Schweinezüchter und Mäster kopfscheu und zieht sich zurück. Uns sind unsere Sachen (Lebensmittel) beschlagnahmt und zwar zu einem Höchstpreise, der nur etwas über Friedenspreis steht. Wir haben das von Anfang des Krieges selbst befürwortet, aber nicht anders erwartet, als daß die Futtermittel ebenfalls beschlagnahmt und Höchstpreise dafür angesetzt würden. Das ist nicht geschehen!

Damit dürfte auch dem Städter klar geworden sein, daß wir Landbewohner doch nicht die gräßlichen Leute, sogar „Wucherer" sind, als die wir von gewisser Seite systematisch verhetzt und verpetzt werden! Nein, wir rechnen uns zu einem ehrenhaften Stande, der in der Kette der Erwerbsgruppen mit voller Hingabe seine Pflicht tut und meines Erachtens der notwendigste ist, was sich jetzt ausweist.

Der Weg, den wir beide, Konsument und Produzent, zu suchen haben, ist oben schon von mir gezeigt! Und es müßte ja merkwürdig zugehen, sollten wir ihn nicht finden! — Wie die Kameraden an der Front, unsere braven Truppen, alle ein Herz und eine Seele sind — sonst könnten sie ihre großartigen Erfolge nicht zeitigen —, so müssen auch wir uns fest zusammentun und finden und alle unlauteren Elemente zwischen uns ausschalten! Das walte Gott!

Der Rosegger des Fichtelgebirges

wird Hans Raithel genannt, dessen „Stiegelhupfer" als einzige größere Erzählung in diesen Blättern während des Kriegs erschien. Der Verlag Amelang gibt sie soeben als Buch heraus (geb. 3 50 M.). Die Leser der S. M. werden sich freuen, die humorvolle Erzählung so hübsch gedruckt neben die anderen prächtigen Bücher Raithels stellen zu können: neben den „Schusterhans und seine drei Gesponsen", neben die feine Bayreuther Dorfgeschichte „Annamaig" und das köstliche kleine Buch von „Herrle und Hannile", die wir alle schon öfter empfohlen und wieder aufs neue empfehlen, in der Überzeugung, vielen Lesern eine Freude zu machen, wenn wir sie auf diesen ebenso feinen, wie starken Erzähler hinweisen. J. H.

Digitized by Google

Kartoffeln.

Von Arthur Riemerschmid in Pasing.

Schon in früheren, länger dauernden Kriegen hat die Kartoffel zur Ernährung des Volkes eine große Rolle gespielt. Während man im Anfang des 17. Jahrhunderts in Europa noch wenig von der Kartoffel wußte, obwohl sie schon Mitte des 16. Jahrhunderts von Peru herübergekommen war, hat in Deutschland der 30jährige Krieg, nach älteren Meldungen, viel zur Verbreitung ihrer Kultur beigetragen. 1720 wurde sie in Bayern und Baden bereits „auf Aeckern" gebaut, und Friedrich der Große wandte im 7jährigen Krieg, in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit, sogar Gewaltmaßregeln in Schlesien und Pommern an, um seine Untertanen zum Kartoffelbau zu zwingen. Er erreichte dadurch eine viel leichtere Ernährung seiner Heere und konnte die Not des Mißjahres 1770 bedeutend lindern.

Die Kriege des 19. Jahrhunderts dauerten alle nicht so lange, daß die Not der Ernährung stark mitgespielt hätte, und erst im jetzt wütenden Weltkriege hat Deutschland die ungeheuere Wichtigkeit des Kartoffelbaues kennen gelernt.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, trotz der prachtvollen, vorbildlichen Landwirtschaft auf allen Gebieten hätte das deutsche Volk dem englischen Aushungerungsplan nicht standhalten können, wenn es nicht seinen ausgedehnten Kartoffelbau gehabt hätte, der ihm so große Nährstoffmengen geboten hat, daß die Fehlmengen an Getreide und sonstigen Nahrungsmitteln ergänzt werden konnten.

Der deutsche Kartoffelbau hat in den letzten Jahrzehnten einen so erfreulichen Aufschwung genommen, daß er an der Spitze des Kartoffelbaus aller Nationen getreten ist.

Die fortschreitende Intensivierung des Ackerbaues hat zur immer größeren Ausdehnung des Hackfruchtbaues geführt. Wenn die deutsche Landwirtschaft eine ihrer ersten und wichtigsten Aufgaben erfüllen wollte, soviel Nahrungsmittel zu schaffen, daß der schnell wachsenden Bevölkerungsmenge auch dauernd genügend Lebensmittel zur Verfügung ständen, wenn durch Krieg eine Abschließung vom Weltmarkte kommen sollte, so mußte sie allmählich von der einfachen Dreifelderwirtschaft, in der nur Getreidebau mit Futterbau und Brache abwechseln, zu einer intensiveren Ausnützung des Bodens übergehen, welche darin bestand, daß man abging von der Brachhaltung der Felder. Nach zwei bis drei Jahren war immer ein Jahr lang das Feld unbebaut geblieben, damit der Boden wieder ausruhen könne. Diese Jahre, welche so für den Ertrag gewissermaßen verloren gegangen waren, wurden nun dazu benützt, Hackfrüchte anzubauen, d. h. Früchte,

Digitized by Google

welche es gestatten, das Feld zu hacken und während der Vegetationsdauer die Felderbearbeitung nicht unterbrechen zu müssen, besonders Kartoffeln, Futter- und Zuckerrüben, die es ermöglichten, dem Unkraut entgegenzuarbeiten und eine Lüftung des Bodens herbeizuführen.

Dadurch wurden, wenn auch unter Aufwendung von viel Kapital und vor allem vieler Menschenkräfte, die Erträge des Bodens sehr gesteigert und eine gewaltige Menge von Nahrungs- und Futtermitteln durch Zucker und Kartoffeln gewonnen, ohne daß dadurch dem Getreidebau Boden entzogen wurde. Ja, es konnte sogar der Getreideertrag des Bodens pro Hektar noch gesteigert werden, weil durch die Hackfrucht und deren intensive Düngung der Boden verbessert war.

Andererseits war es gelungen, durch Neuzüchtung von ertragreichen Kartoffelsorten und durch verbesserten Anbau auch die Erträge der Kartoffelfelder zu erhöhen. Während in den fünf Jahren von 1888 bis 1892 rund 560 Millionen Zentner Kartoffeln in Deutschland geerntet wurden, haben uns die Ernten 1912 und 1913 je über 1000 Millionen Zentner gebracht; eine normale Mittelernte war vor dem Kriege 800—850 Millionen Zentner. Diese Mengen wurden auf der Fläche von 3,3 Millionen Hektar erzielt, während 1888 schon über 3 Millionen Hektar für den Kartoffelbau verwendet wurden, sodaß der Ertrag pro Hektar von 185 Zentner auf 260 bis 270 Zentner gestiegen war, die Fläche aber nur von 11,7 auf 12,7 Prozent der gesamten Ackerfläche. Bei einer Mittelernte standen also unter Zugrundelegung von 67 Millionen Menschen in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung mehr als 12,5 Zentner Kartoffel zur Verfügung für Speisezwecke, Viehernährung und gewerbliche Verwertung.

Dem Ertrag von 260—270 Zentner pro Hektar in Deutschland standen vor dem Kriege gegenüber: in Italien 112 Zentner, in Frankreich 140 Zentner, in Rußland 148 Zentner, in Österreich 204 Zentner; nur England konnte einen gleichen Ertrag erreichen wie Deutschland, hat aber so geringe Anbauflächen, daß es nicht annähernd erzeugen kann, was es zur Ernährung seiner Bewohner an Kartoffeln braucht und sowohl aus Deutschland und Holland, wie aus Dänemark und Schweden bedeutende Mengen für seinen Bedarf einführen mußte.

Wenn man in Rechnung stellt, daß gute Erntejahre schon Durchschnittserträge von 300 und sogar 317 Zentner pro Hektar ergeben hatten, und daß gute Wirtschaften in Deutschland die Erträge auf 600 Zentner gesteigert hatten, so ersieht man, wie weit die Möglichkeit einer Steigerung der gesamten Kartoffelerträge noch vor uns steht und von welcher Bedeutung der Kartoffelbau für die Frage ist, ob es Deutschland gelingen kann, die Produktion der Lebensmittel mit der

Digitized by Google

igenden Bevölkerungszahl weiter zu steigern, sodaß auch für künfe Kriege wir vor allen Überraschungen geschützt sein werden.

Vor dem Kriege in den Jahren 1912, 13 und 14 hatte sich durch mehrere gute Ernten hintereinander die Lage des Kartoffelarktes so gestaltet, daß die führenden Landwirte der großen Karffel produzierenden Gegenden mit Recht sich die Frage vorgelegt tten, was mit den großen Mengen und dem Überschuß an Karffeln geschehen muß, wenn vermieden werden soll, daß ein großer eil durch Fäulnis wieder zugrunde geht, und wenn andererseits nicht n solcher Preisdruck eintreten soll, daß auch große Kartoffelerträge ir den Landwirt unrentabel würden.

Es hat sich zu diesem Zwecke eine große Organisation über ganz eutschland gebildet, welche dafür zu sorgen hat, daß der Ertrag er deutschen Kartoffelernte zur richtigen Verteilung kommt, daß die roßen Verluste durch Verfaulen vermieden werden, und daß durch rocknung die leicht verderbliche Ware in Dauerware übergeführt wird.

Welche Mengen für den Verbrauch erhalten werden könnten, wird rst klar werden, wenn ich die Zahlen anführe, wie die deutsche Karoffelernte im Lande zum Verbrauch kommt. Von einer Mittelernte, ie ich zu 800 bis 900 Millionen Zentner annehmen will, wurde vor em Kriege verbraucht:

	Mill. Ztr.
Zu Speisezwecken für menschliche Ernährung	285
für Spiritusproduktion	50
in der Stärkeindustrie	32
in der Trocknerei	16
für Viehfutter	300—400
für Saatgut	130
für Verluste volle 10 %	80—90

Ich glaube, daß ein großer Teil der städtischen Verbraucher über diese Zahlen erstaunt sein wird! Erstmals darüber, daß der Verbrauch für menschliche Ernährung nicht höher war. Solange uns alle anderen Nahrungsmittel jederzeit und reichlich zur Verfügung standen, war der jährliche Kartoffelverbrauch etwas über 4 Zentner pro Kopf der Bevölkerung gewesen, also über 1 Pfund im Tag, während als Futter für die Viehbestände, besonders für die Schweine, viel höhere Verbrauchszahlen sich ergeben. Durch die Verfütterung an die Schweine war hauptsächlich die Fetterzeugung gesteigert worden, und der Mangel an Kartoffeln für die Schweinefütterung hat nicht nur die Not in Schweinefleisch herbeigeführt, sondern war mit einer der Gründe, warum wir so sehr das Fett entbehren müssen.

Erstaunlich mag dem Unkundigen auch erscheinen, daß es noch nicht gelungen ist, die Verluste unserer Kartoffelernte auf ein geringeres

Digitized by Google

Maß herunterzuschrauben. Die Kartoffel ist eine sehr wasserhaltige Frucht, die sehr frostempfindlich ist und sehr leicht zur Fäulnis neigt. Trotz aller Vorsicht bei der Aufbewahrung, trotz aller Kenntnisse über die Aufbewahrungsmethoden, war es bisher den Landwirten nicht möglich, den großen Schaden zu vermeiden; noch mehr haben jetzt im Kriege viele städtische Verwaltungen, die in der Angst um die Ernährung ihrer Bevölkerungsmengen sich im Herbst große Vorräte eingelegt hatten, zu ihrem Schrecken und zum Schaden der Stadtbewohner wie der Allgemeinheit erfahren, daß es gar nicht so leicht ist, vom Herbst bis zum Frühjahr mit 10 Prozent Verlust durchzukommen.

Um nun diese unersetzlichen Verluste zu vermeiden, war man schon vor dem Kriege an den Versuch gegangen, durch Trocknung der Kartoffeln und Verarbeitung zu Flocken oder Mehl gerade diese Mengen zu erhalten. Der Krieg hat diese Bestrebungen sehr gefördert, und auf Anraten tüchtiger Landwirte hat die Regierung bei Beginn des Krieges tatkräftig eingegriffen und hat die vorher bestehenden 500 Trockeneinrichtungen in wenigen Monaten auf weit über 800 gebracht, die imstande gewesen wären, weit mehr zu verarbeiten, als man ihnen später zur Verarbeitung zuweisen konnte. Sie werden in künftigen Friedenszeiten gewiß ihre wohltätige und ausgleichende Wirkung entfalten können und ihre Zahl noch steigern, damit es gelingen kann, nicht nur die Verluste zu verringern, sondern auch die Überschüsse guter Ernten für die Jahre der Knappheit hinüberzuretten, wo sie mithelfen können, die starken Schwankungen der Fleisch- und vor allem Schweinefleischpreise auszugleichen, die sonst immer mit den Erträgen der Kartoffelernten stärker steigen oder fallen. — Während des Krieges war aus Kreisen der Stadtbevölkerung auch sehr oft der scharfe Ruf an die Regierung ergangen, die Verwendung von Kartoffeln zur „Schnaps"brennerei doch endgültig zu verbieten. Die Mahnung war, wie man es leider so oft in der Tagespresse erleben muß, nur aus völliger Unkenntnis der Sachlage entstanden. Man scheut sich nicht in Dinge dreinzureden, deren Grundlagen man gar nicht kennt. Es wird noch in aller Erinnerung sein, daß die Militärverwaltung bei Beginn des Krieges versucht hat, den Soldaten jeden Alkohol abzusperren. Sie mußte aber bald von ihrem Vorhaben abgehen, denn die Nerven der Leute haben den übermenschlichen Erschütterungen nicht standhalten können ohne jedes Reizmittel, und heute steht der Alkohol, der überhaupt zu Trinkzwecken noch freigegeben wird, nur für die Militärverwaltung zur Verfügung, während das übrige Volk, seit mehr als $1^1/_2$ Jahren gar keinen Alkohol mehr zugewiesen erhält. — Wozu wir aber vor allem den Alkohol im Kriege

Digitized by Google

brauchen, das wissen leider viel zu wenig Leute. Wir können ohne Alkohol kein Pulver und keine Sprengstoffe herstellen, und da unsere Heeresverwaltung immer größere Mengen von Munition vom Reich verlangen mußte, mußte auch Alkohol gemacht werden, denn sonst hätten wir an den Fronten zu schießen aufhören müssen, und auch die weisesten Berater der Regierung über Kartoffelverwertung hätten diesen Erfolg doch wahrscheinlich kaum gewünscht. Ich kann nicht auf alle Unrichtigkeiten eingehen, die beim Verlangen nach dem Verbot der Spiritusbrennerei noch ins Feld geführt wurden; ich will nur erwähnen, daß ja die Kartoffeln bei der Verarbeitung auf Spiritus nicht einmal der menschlichen Ernährung gänzlich verloren gehen, da ja durch die übrigbleibende Schlempe Millionen von Milchkühen ernährt werden, welche nur mittels dieses guten Futters Fleisch, Fett und vor allem Milch erzeugen und so zur Erhaltung der städtischen Bevölkerung ihr gutes Teil beitragen.

Fragen wir nun, wie es kommen konnte, daß im zweiten Kriegsjahre ein so großer Mangel an Speisekartoffeln eintrat, wenn doch der Bedarf für menschliche Nahrung in Friedenszeiten schon mit 30 bis 40 Prozent der gesamten Ernte befriedigt wurde? Das Jahr 1915 hatte Deutschland eine sehr gute Kartoffelernte gebracht, deren Ertrag über 1000 Millionen Zentner ergeben hatte; aber durch die große Trockenheit war die Sommergetreide-, Hafer- und Gerstenernte so schlecht ausgefallen, daß der Überschuß an Kartoffeln für das fehlende Pferde- und Viehfutter einspringen mußte und als Beimischung zu Brot verwendet wurde, sodaß es nicht gelang, größere Mengen von getrockneter Ware in das neue Jahr hinüberzunehmen. Und nun kam die Kartoffelernte des Jahres 1916, die für das ganze Volk ein schwerer Schlag war; denn die ewig dauernde Nässe, die vielen Niederschläge, die das Wasser wochenlang in den Feldern stehen ließen, verursachten eine so furchtbar schlechte Ernte in Kartoffeln, daß anstelle einer normalen Mittelernte nur 420 Millionen Zentner, die schlechteste Ernte seit vielen Dezennien, eingebracht wurde.

Zählt man den gewöhnlichen Verbrauch zu Speisezwecken, das notwenige Saatgut und die unvermeidlichen Verluste zusammen, so ist diese Zahl schon erreicht, und es war nicht der geringste Überschuß vorhanden, um, wie im vorhergehenden Jahre, einige Lücken auszufüllen. Dazu waren schon im Vorjahre, und auch dieses Jahr, die volkswirtschaftlichen Fehler getreten, die von der Regierung gemacht worden waren und die sich jetzt bei der Knappheit der Vorräte zu rächen begannen. Man hatte auf Veranlassung von Stadtvertretungen und mit viel zu weitgehender Rücksicht auf die Verbraucher die Höchst-

Digitized by Google

preise der Kartoffeln im Jahre 1915 so niedrig gesetzt, wie sie auch in den Friedensjahren bei etwas schwacher Ernte jeweils gewesen waren. Wenn diese Preise schon nicht den erhöhten Erzeugungskosten entsprachen, so standen sie vor allem in gar keinem Verhältnis zu den Preisen der für die Landwirtschaft notwendigen käuflichen Futtermittel, für welche unverständlicherweise keine Höchstpreise festgesetzt worden sind. Diese Preise stiegen auf das zwei- und dreifache und sogar oft auf das vielfache der Friedenspreise und waren im allgemeinen für den einfachen Landwirt nicht mehr erschwinglich. Was war die natürliche Folge davon? Daß der Landwirt, beim Mangel aller anderen Futtermittel, seine Kartoffeln behielt, um sein Vieh nicht verhungern zu lassen, anstelle anderer Futtermittel, bei denen er den gleichen Futterwert dreimal so hoch bezahlen mußte oder gar nicht bekam.

Und der gleiche Fehler wurde nun, trotz aller Warnungen der berufensten Männer, im Jahre 1916 wieder gemacht. Der Höchstpreis wurde zwar etwas erhöht, aber die anderen Futtermittelpreise waren unterdessen auch weiter gestiegen, alle Spesen waren viel, viel höher geworden und der Ertrag der Felder hatte in diesem Jahre so sehr enttäuscht, daß vielen kleinen Bauern, die kaum etwas mehr als ihr Saatgut in der Ernte zurück erhalten hatten, großer Verlust aus ihren Kartoffelfeldern erwuchs. Wie sehr der Mangel an sonstigen Futtermitteln ins Gewicht fällt, mag daraus ersehen werden, daß Deutschland in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts 120 Millionen Mark für Futtermittel an das Ausland bezahlt hatte, während es, durch seine intensivere Fütterung eines viel größeren Rindvieh- und Schweinebestandes, im Jahre 1913 für 1130 Millionen Mark Futtermittel beziehen mußte, die jetzt während des Krieges uns fehlten. Es durfte also der Wert der Kartoffel als Futtermittel in seinen Nährwerteinheiten bei der Festsetzung der Preise nicht so über alle Maßen außer acht gelassen werden, wie es geschehen ist, wenn man die Folgen vermeiden wollte, die dann selbstverständlich bei der allgemeinen Knappheit der Kartoffel eingetreten sind.

Trotz aller Schwierigkeiten, die im Frühjahr 1917 der deutschen Landwirtschaft erwachsen sind, im Großbesitz ebenso wie im süddeutschen Kleinbesitz, ist der deutsche Ackerboden bis in seine letzten Winkelchen wieder bebaut; alte Männer, Frauen und Kinder haben die schwere Arbeit geleistet, in oft 12—16stündiger täglicher Arbeitszeit; und auch die Kartoffelfelder sind bei aller Not, die sich bei der Beschaffung von Saatgut ergab, wieder bestellt. Wenn der Himmel uns nicht wieder so übel will, wie im letzten Jahr, dann wird die Kartoffel uns helfen die kommenden Zeiten zu überstehen, ob der Friede vor dem Winter eingetreten sein wird oder nicht.

Digitized by Google

Die deutsche Müllerei in der Kriegszeit.

Von Paul Bauriedel in Nürnberg.

Von allen Fragen in der Volksernährung ist zweifellos mit die wichtigste diejenige der Versorgung der Massen mit Brotstoffen. Sie steht seit Beginn des Krieges im Vordergrund aller wirtschaftlichen Regierungsmaßnahmen. Reicht nun das deutsche Volk in seiner jetzigen Abgeschlossenheit mit seiner Erzeugung an Brotstoffen aus oder nicht? Macht sie auch in Zukunft unser Volk bei nicht zu schwer beschränkender Weise frei von den Aushungerungsabsichten der Feinde? Diese Fragen werden zwar in breitester Öffentlichkeit und in zahllosen Ausführungen der Presse seit Beginn des Krieges behandelt, und trotzdem herrscht in weiten Kreisen mitunter noch wenig Kenntnis all der Erfordernisse, die zu einer solchen Notwendigkeit gehören.

Wenn es bisher gelungen ist, diese wichtige Lebensfrage den Verhältnissen entsprechend zu lösen, so erforderte dies ein verständnisvolles Zusammenarbeiten der dazu berufenen Volkskreise. In erster Linie war die deutsche Landwirtschaft berufen, für die Erzeugung des Rohstoffes, des Getreides, zu sorgen. Sie hat dies in jahrelanger, unablässiger Arbeit zustande gebracht. Trotzdem der deutsche Boden für den Getreidebau nicht immer hervorragend geeignet ist und die Wettereinflüsse mitunter recht störend den Ernteertrag beeinflussen, ist doch die Leistung des heimischen Getreidebaues in Menge und Güte an die Spitze der landwirtschaftlichen Leistungen der europäischen Staaten getreten, die zum Teil viel günstigere Bedingungen in bezug auf Boden und Klima besitzen. Nicht zum mindesten, weil sie geschützt war durch die weise Schutzpolitik des ersten deutschen Kanzlers. Der hohe Stand unserer Landwirtschaft wird auch in ferneren Jahren der felsenfeste Grund unserer Selbsternährung bleiben, dies dürfen die übrigen Erwerbsstände nie vergessen. Um nun den Segen des deutschen Bodens dem Verbraucher zuzuführen, dazu gehört die Tätigkeit weiterer Erwerbsstände, in erster Linie der Müllerei.

Die gewaltige Aufgabe, die diesem altehrwürdigen Erwerbszweig auch im Krieg zugefallen ist, wie sie gelöst wurde, und welche Schwierigkeiten sie zu überwinden hatte, dies nicht in streng wissenschaftlicher, sondern volkstümlicher Form kurz und klar darzulegen, sei nun der Versuch gemacht. Es wird dabei nötig sein, die Verhältnisse der deutschen Müllerei auch in bezug auf ihren Werdegang zu berühren. Sie ist ein altes, volkstümliches Gewerbe seit grauer Vorzeit gewesen, umwoben von der Poesie des Volkes durch innigste Be-

Digitized by Google

ziehung zu diesem, als Abnehmer und Verarbeiter der reichen Landeserzeugnisse. Rings im Lande hatte sich an den reichen Wasserkräften, die fruchtbare Auen durchziehen, eine zahlreich im Lande verbreitete Müllerei entwickelt. Dies war die schöne Zeit der bekannten Idylle der schönen Müllerinnen und des Mühlenrades im kühlen Grunde. Die Entwicklung des Verkehrswesens durch Dampfschiffe und Bahnen, das Fortschreiten der Technik an Erfindungen auch auf diesem Gebiet, deren Anwendung durch Dampf und Elektrizität, die Möglichkeit der Einfuhr großer Mengen billigen fremden Getreides durch den rührigen Welthandel schreckten auch die Müllerei aus ihrem ruhigen Leben auf und zogen sie mit verwirrender Schnelligkeit in das Jagen des Kampfes ums Dasein. Durch die rasch zunehmende Bevölkerung wurde auch rasch aus dem Getreideausfuhrland Deutschland ein starkes Getreideeinfuhrland.

Die Technik brachte der Müllerei in dieser Zeit viele segensreiche Erfindungen; standen doch bald die deutschen Mühlenbauanstalten in der ganzen Welt in erster Reihe. Es gelang mit Hilfe derselben dem Getreide mehr Mehl und ein besseres Mehl zu entziehen unter Anwendung geringerer Kraft. Kaufmännische Kreise verlegten sich auf den Vertrieb des nun zum großen Handelsartikel gewordenen Mehls. Immer mehr steigerte sich die Leistung der Mühlen und andererseits, wenn auch nicht im gleichen Maß, der Bedarf an Mehl. Die erste Zeit dieser Verhältnisse war die kurze Periode einer Blütezeit der heimischen Mühlen. Bald aber trat in bezug auf Ertrag ein völliger Umsturz im Geschäft ein. Waren zuerst die ungarischen Weizenmehle in den feinen Sorten deren gefürchtetste Konkurrenten und das ungarische Getreide der weiten Ebenen an der Donau und Theis die beliebtesten Einkaufsquellen der Mühlen, so änderte sich dies mehr und mehr, als der Getreidebau in den weiten jungfräulichen Gebieten Amerikas und Kanadas, von La Plata, Rußland und Indien immer mehr zunahm und Schiff an Schiff in Europa ankam. Das Großkapital erfaßte, wie immer, die Gelegenheit günstiger Kapitalanlage durch Gründung von Riesenmühlen an den Seeplätzen, sowie an den Wasserstraßen, insbesondere des Rheins, der Weser, Oder und Elbe. Die Binnenmühlen konnten mit diesem Wettbewerb durch die billige Wasserfracht bald nicht mehr mitkommen. Der Mehlhandel, eine Folge des Massenbetriebes der Großindustrie, die ihren Überschuß im normalen Absatz nicht mehr los wurde, überschwemmte das deutsche Binnenland mit Mehl und erdrückte die Mittel- und Kleinmühlen. Die Zustände wurden immer unhaltbarer. Die Klein-

Digitized by Google

betriebe insbesondere gingen trotz zeitgemäßer Verbesserungen massenhaft zugrunde. Zwischen der Großindustrie und ihnen kam es zu bitterem Kampfe, denn auch den Neugründungen erging es wie dem Zauberlehrling Goethes. Die Geister des Mehlhandels, die sie riefen, wurden sie nicht mehr los. Schlimme Jahre standen der deutschen Müllerei bevor, obwohl keine deutsche Industrie so lange Jahre mit Heldenmut gegen all die mißlichen Verhältnisse und umwälzenden Änderungen in der Gesetzgebung angekämpft hatte, die ihr durch die Zollmaßnahmen, bald Erhöhung, bald Ermäßigung, den Identitätsnachweis, die Staffeltarife, dann das vielfach beklagte Einfuhrscheinsystem und andere wirtschaftliche Maßnahmen auferlegt wurden.

Da, vielleicht im Gipfelpunkt der Verwirrung und Verschiebung aller Mühlenverhältnisse, brach der Krieg aus und stellte die Müllerei vor neue große Aufgaben. Nur noch kurze Zeit arbeitete die Industrie selbständig, dann wurde sie nach Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide und Mehl nur noch durch staatliche und gemeindliche Behörden beschäftigt. Die Umwälzung und der Übergang brachte nur wenigen Betrieben größeren Gewinn, den meisten Mittel- und Kleinbetrieben schweren Verlust. Die sämtlichen Mühlen konnten wohl in der ersten Woche ihre alten Lager an Mehl räumen und meist gut verwerten. Für die Allgemeinheit und die Heeresverpflegung waren diese größeren Lager von unschätzbarem Wert, da der erste Bedarf damit rasch gedeckt werden konnte. Denn so meisterhaft und tadellos unsere Heeresverwaltung die Mobilmachungspläne ausgearbeitet hatte, an der wirtschaftlichen planmäßigen Vorbereitung fehlte es fast vollständig. Dies zeigte sich gleich in den ersten Monaten. Die Spekulation nützte, wie immer, die Gelegenheit aus, sodaß sich gebieterisch die Notwendigkeit der Festsetzung von Höchstpreisen ergab, freilich, nachdem es vielfach schon zu spät war. Die Beschlagnahme aller Vorräte erfolgte nun, die Kriegsgesellschaft begann zu arbeiten, die Reichsgetreidestelle bildete sodann daran anschließend die staatliche Regierung auf dem Gebiete der Broternährung. Die Reichsgetreidegesellschaft wurde aus den verschiedenen Berufskreisen unter dem Vorsitz von Staatsbeamten gebildet und unter Beteiligung des Reichs, der Industrie und größeren Gemeinden finanziert. Sie hatte die Aufgabe, die im Land vorhandenen Vorräte zu erfassen, das Mögliche aus den besetzten Gebieten herbeizuschaffen, diese Vorräte zu lagern, deren Vermahlung in die Wege zu leiten und die Grundlagen zu einer Festsetzung der Verbrauchsmengen an Brot festzusetzen. Bei dem Mangel jeder Vorbereitung während der Friedenszeit und bei

Digitized by Google

dem Fehlen jeden Musters einer solch gewaltigen Organisation muß anerkannt werden, daß die Reichsregierung und die Reichsgetreidegesellschaft hervorragendes auf diesem Gebiete geleistet haben. Daß dabei am Anfang auch Mißgriffe gemacht wurden, ist wohl selbstverständlich. Freilich hätte manches vermieden werden können, wenn den Kreisen praktischer Lebenserfahrungen etwas mehr Gehör gegegeben worden wäre. Allein es bestand vom Anfang an ein merkwürdiger Zug des Mißtrauens gegenüber den Interessenten, die vielfach als befangen angesehen wurden, während man wieder in der Wahl anderer Berater nicht immer sehr glücklich war. Die berufenen Vertreter der Müllereiorganisationen z. B. wurden nur wenig zur Mitarbeit berufen, ein bürokratischer Zug trat in den meisten der Kriegsgesellschaften hervor. Die Müllerei hatte dies sehr zu bedauern, denn sie war doch der Natur der Sache nach berufen, die guten Absichten der Regierung zur Verwirklichung zu bringen.

Als es sich darum handelte, alle diese Massen beschlagnahmten Getreides sicher und verlässig zu erfassen, zu lagern und für ihre Erhaltung zu sorgen, da schien den verantwortlichen Behörden ursprünglich diese Aufgabe fast unlösbar. Es fehlte an den geeigneten Räumen, Speichern und Lagerhäusern, die wohl an den Seeplätzen und Wasserstraßen, nicht aber im Binnenland zur Verfügung standen. Bald war es klar, daß nur die Mühlen diese Aufgaben erfüllen können. Ihnen wurde unter der Aussicht auf Mahlauftrag die Lagerpflicht und übernahme in ausgedehntestem Maße auferlegt. Als Gegenleistung für diese ungeheuerliche Verantwortung wurde den Mühlen leider wenig Rechnung getragen und ihnen nur sehr niedrige Mahllöhne zugebilligt. Ihrem Widerstand wurde die staatliche Macht entgegengestellt, vom Anfang hieß es „entweder oder", und trotz aller Verständigungsversuche wurde ihnen ein Vertrag auferlegt, der an drakonischen Bestimmungen nichts, an gerechter und liberaler Denkungsweise vieles zu wünschen übrig ließ. Wer gerecht sein will, muß freilich zugeben, daß eine Behörde, die dem ganzen Volk und der Existenz des Staates gegenüber eine solche Bergeslast von Verantwortung zu tragen hat, streng, sehr streng in ihren Vorsichtsmaßregeln sein muß, aber nur Verpflichtungen und ungeheuerliche Verantwortung zu fordern, ohne dem neuzeitlichen Geist durch Rücksichtnahme auf einen großen Erwerbsstand Rechnung zu tragen, der durch die Umwälzung aller Verhältnisse so schwer geschädigt wurde, geht zu weit. Jeder Arbeiter ist doch seines Lohnes wert.

Darum bemächtigte sich der Müller, denen man die Hauptleistung

Digitized by Google

uschob, eine tiefe Niedergeschlagenheit. In Deutschland zählt man ngefähr 36 000 Mühlen. Von diesen wurden zunächst nur wenige undert selbständige Großbetriebe der Reichsgetreidegesellschaft an=eschlossen. Betriebe unter 500 Tonnen täglicher Leistungsfähigkeit urden gleich anfangs nicht berücksichtigt und konnten auf wieder=oltes Klagen der vielen tausend brotlos gewordenen Mühlen ge=enossenschaftlich unter noch schwereren Bedingungen Anschluß finden. Der Mahlvertrag, der ohne irgendwelchen nennenswerten Einfluß er beteiligten Mühlen juristisch in der schärfsten Form abgefaßt ist, urde unter den größten Bedenken unterschrieben. Die Mühlen muß=en für Übernahme der Kosten für Zufuhr und Abfuhr, für pflegliche Behandlung, für tadellose Erhaltung des oft in recht bedenklicher Ware zugeführten Getreides mit ihrem ganzen Vermögen haften. Auch in bezug auf Schwund und Diebstahl, Feuerversicherung und Naturereignisse, wie Hochwasser z. B. Das Risiko, besonders bei dem n der Ernte 1915 feucht eingebrachten Getreide, war für die vielen Mühlen, die nicht mit Trockenvorrichtungen versehen waren, enorm.

Die Aufgabe der pfleglichen Behandlung verzehrte gewöhnlich den geringen Nutzen an der Vermahlung. Es würde hier zu weit führen, alle die Einzelheiten zu erwähnen. Es sei nur bemerkt, daß die Mahl=löhne je nach dem Beschäftigungsgrad der Mühlen abgestuft sind, von 55 Pf. bis zu 1 M. für den Zentner. Sehr beklagt wird bei den Mühlen ihre ungleichmäßige Beschäftigung, bald durch übermäßige Inanspruchnahme, bald wieder durch auferlegten Stillstand. Die eine Mühle mahlt Tag und Nacht, die benachbarte Mühle steht während des größten Teiles des Jahres still. Für gleichmäßige richtige Ver=teilung fehlt vor allem jede Verständigung zwischen den Behörden, so zwischen der Heeresverwaltung, der RGG. und den Kommunalver=bänden. Die Selbstversorger sind wohl zumeist auf die ihnen zunächst=liegenden Mühlen angewiesen.

Alle Versuche der Mühlenverbände auf gleichmäßige gerechte Ver=teilung des ohnedies durch die Verhältnisse verminderten Mahlguts scheiterten leider. Die Mittel= und Kleinbetriebe klagen über übergroße Begünstigung der Großbetriebe, besonders von seiten der Reichsgetreide=gesellschaft. Dazu arbeiten alle Mühlen mit ständig zunehmenden großen Schwierigkeiten. Alle ihre Bedarfsartikel, Riemen, Schmieröl, Maschinen, Säcke gingen sprungweise in die Höhe, nicht zum min=desten auch die Löhne unter dem Einfluß der Entlohnung in Betrie=ben, die für den Heeresbedarf arbeiten. Die Inanspruchnahme der Maschinen durch eine immer mehr sich steigernde Ausmahlung, schließ=

Digitized by Google

lich von 75 auf 80 bis zu 94 Prozent, erforderte immer mehr Kraftleistung und Abnützung der Einrichtungen bei immer geringeren Mengen. Die gelernten Müller, denen die empfindlichen Betriebe besonders bei Nachtzeit anvertraut werden konnten, wurden zum größten Teil eingezogen, an ihre Stelle mußten junge unerfahrene Burschen oder alte gebrechliche Leute treten, die den Anforderungen der Arbeit, insbesondere der des Säcketragens nicht mehr gewachsen waren. Das Pferdematerial, das nach den Aushebungen überhaupt noch zur Verfügung stand, war ebenfalls ungenügend und wurde durch die karge Zumessung von Kraftfutter immer weniger leistungsfähig und kostspieliger. Ein Neuersatz in schweren Zugpferden war kaum mehr zu beschaffen und kostete ein Vermögen. Trotz all dieser Schwierigkeiten und der vermehrten Steuern und Lasten (nicht zum wenigsten für den eigenen Unterhalt und den der Familie durch alle täglichen Ausgaben) trugen leider nur die wenigsten der Auftraggeber dem Wunsch der Mühlen auf bescheidene Mahllohnerhöhung Rechnung.

Wenn man daher schließlich das Urteil über die Lage der Müllerei in der bisherigen Kriegszeit zusammenfassen soll, so muß man sie wohl als recht schwer und vielfach als unlohnend bezeichnen. Wenn darum von ununterrichteter Seite in der Tagespresse so oft den Mühlen sogar der Vorwurf des Kriegswuchers nicht erspart blieb, so ist dies nach dem Gesagten um so unrechter. Es hat ja einzelne Großbetriebe zweifellos gegeben, die am Anfang durch die allgemeine Konjunktur der Preissteigerung seit Kriegsbeginn, die noch stets in einem solchen Fall eingetreten, ihre großen Vorräte günstig absetzten, die große Masse der Mittel- und Kleinmühlen hat keine Seide gesponnen, und viele sind in schwere Notlage gekommen. Wir erinnern nur an die vielen Verluste der Handelsmühlen, die direkt mit den Bäckern arbeiteten, durch die plötzliche Störung der Verhältnisse, die doch meist auf größerer Kreditgabe beruhten. Der Mann rückte ein, die Frau konnte das Geschäft nicht fortsetzen und die aufgelaufenen Rechnungen nicht decken. Vermögen sind in dieser Beziehung durch diese Mühlen verloren worden. Umsomehr muß anerkannt werden, daß die Mühlen den vaterländischen Bedürfnissen voll Rechnung getragen haben. Sie haben ihre Pflicht und Schuldigkeit getan, denn sie sind zweifellos das Rückgrat der ganzen Brotversorgung gewesen, was ja auch von der Leitung der RGG. wiederholt anerkannt wurde. Insbesondere ist, trotz der ungeheuren Menge des vermahlenen, von dem im Jahre 1915 durch die vielen Regen teilweise geschädigten Getreide nur ein ganz verschwindender Bruchteil des gelagerten Ge-

Digitized by Google

eides geschädigt worden. Ohne die Mitwirkung der Müller, insondere als Lagerhalter, hätte das ganze System gar nicht durchführt werden können, und es ist nur zu hoffen, daß sich die bisherige eoretische Anerkennung nunmehr den Mühlen gegenüber recht bald ch in die Tat umsetzt, und daß ihnen ein gerechter, den Verhältnissen gepaßter wesentlich höherer Mahllohn bewilligt wird.

Betrachtet man die nächste Zukunft der Müllerei, so ist diese voraussichtlich im Interesse der Volksernährung vielleicht noch auf nge Jahre hinaus dem gegenwärtigen Zwangsbetrieb unterworfen. och liegt ja kein Anhaltspunkt dafür vor, wann unser fürchterher Kampf gegen die Welt von Feinden beendet sein wird. Solange : andauert, muß auch die Reichsregierung die Regelung der Brotersorgung in fester Hand behalten. Es müßten eben sehr günstige rnte- oder Versorgungsverhältnisse kommen, wenn der Staat in le Lage käme, dem verbrauchenden Volk in bezug auf wesentliche rhöhung der Brotration entgegenzukommen. Möglich und auch empehlenswert wäre vielleicht eine mäßige Herabsetzung des Ausmahlerhältnisses schon im Interesse der Verwendung eines etwas besseren Mehles für die Menschen und zur vielleicht richtigeren Ausnützung er Futterstoffe, denn am 94prozentigen Brot hat die Bevölkerung wohl wenig reine Freude erlebt. Eine kleine Herabsetzung des Ausbeuteverhältnisses würde auch dadurch wieder ausgeglichen, daß das Mehl weniger dem Verderben und Brockigwerden ausgesetzt wäre, ls bei der zu hohen Ausbeute. Jedenfalls ist es eine ernste Aufgabe, nach und nach eine Reserve von Brotgetreide zu bilden, die bei noch längerer Fortdauer des Krieges unser Vaterland bei Mißernten vor Unterernährung sichert. Dies halten wir für so vordringlich, daß man dann lieber bei Erleichterungsmöglichkeiten doppelt vorsichtig sein müßte. Aber selbst, wenn rasch Friede würde, ist angesichts der ungünstigen Welternten in den Feindesländern nicht sobald auf eine Rückkehr früherer Bedarfsversorgung durch ausländische Zufuhr zu rechnen. Dies verbietet schon der Schiffsraummangel, dann die Rücksicht auf den Valutastand. Sollten aber Bezüge möglich werden, so müssen diese nur unter strengster Aufsicht durch das Reich stattfinden und von diesem kontingentiert werden, wenn nicht die wildeste Spekulation entfesselt werden soll, die im Auslande zu unserem bitteren Schaden die Preise treiben und auch für das Inland eine Preissteigerung hervorrufen würde, die, nach all den gebrachten Opfern und bei den finanziellen Lasten der Zukunft, von der Bevölkerung nicht getragen werden könnte. Darum ist es auch eine ganz kurz-

Digitized by Google

sichtige und gewissenlose Anschauung, die man oft in der Menge von Urteilslosen äußern hört: „Macht nur rasch Frieden, damit wir endlich mehr Brot bekommen." Man muß es sich zur Pflicht machen, solchen falschen Begriffen im vaterländischen Interesse mit aller Entschiedenheit überall entgegenzutreten, wo man sie hört.

Es bleibt nur noch übrig, sich in einigen Worten über die Zukunft der Müllerei nach dem Friedensschluß zu äußern, mag uns derselbe nun früher oder später beschieden sein. Wir wissen ja noch nicht, wie wir abschneiden, und ob unsere Hoffnung auf eine genügende Entschädigung für die enormen Kosten in Erfüllung gehen wird, die der Raubanfall der sogenannten Kulturvölker auf unser friedliches Land und die Einkreisungspolitik des alten Sünders Eduard uns aufgezwungen hat. Aber selbst, wenn dies der Fall sein würde, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Reich trotzdem auf lange hinaus ungeheure finanzielle Lasten zu tragen haben wird, die eben hergebracht werden müssen, und die, man mag wollen oder nicht, doch zum Teil durch Monopole hereinkommen müssen. Schon vielfach ist in den Reihen des Getreidehandels und in der Tagespresse auch eines Getreide- und Mehlmonopols gedacht worden. Naturgemäß liegen diesbezüglich noch keine festen Vorschläge vor. Soll das Monopol sich auf die Einfuhr fremden Getreides bloß beziehen, soll es auch den inländischen Getreidebau, soll es die Müllerei mit und schließlich auch die Bäckerei erfassen, niemand weiß es, sodaß es auch zwecklos ist, sich heute schon darüber in Einzelheiten zu verbreiten. Was nun die Müllerei anbetrifft, so wird wohl auch in deren privaten Kreisen der Gedanke viel erörtert, offiziell haben die berufenen Verbände und ihre Vertretungen dazu noch keine Stellung genommen. Es geht eben in der Müllerei, wie überall. Unter dem Monopol denkt sich jeder diejenige Form, die gerade ihm und seinen Verhältnissen am besten passen würde. Ein sehr namhafter Teil der Mühlen wünscht sehnlichst ein Ende der bisherigen Bevormundung herbei. Sie wünschen anstelle der polizeilichen Einschränkungen wieder die Zeit des freien Handels und Verkehrs, in der es der persönlichen Intelligenz und Tüchtigkeit des Besitzers vergönnt ist, unter voller Ellenbogenfreiheit, sein Geschäft zu heben und zu erweitern, um so sich und seiner Familie eine gute Zukunft zu verschaffen. Er sehnt sich auf Grund der gemachten Erfahrungen, wieder Herr im eigenen Hause zu sein. Diesen Anschauungen huldigen insbesondere die Großbetriebe an den Wasserstraßen, die das genügende Kapital aus sich selbst, oder aus fremden Mitteln zur Verfügung haben

Digitized by Google

nd aus dem Vollen heraus dessen Übergewalt wieder auszunützen offen. Auch unter den mittleren gut eingerichteten Handelsmühlen wird wohl diese Anschauung sehr häufig vertreten sein. Weniger besteht die Neigung zum Wiederaufleben des Spiels der freien Kräfte bei Binnenbetrieben der mittleren Handelsmühlen und den Kleinmühlen. Diese haben sich durch die Beschäftigung von Seite ihrer Kommunalverbände während des Krieges vielfach ganz gut gestanden, einzelne durch persönliche Beziehungen besser als früher. Sie hatten keine Sorge bezüglich der Preisschwankungen, sie ersparten den lästigen Kundenbesuch mit all der damit verknüpften Demütigung und den vielen Ärger beim Verkauf, sie hatten kein Risiko mehr für die vielen Außenstände bei den Kunden und brauchten kein Betriebskapital, sodaß sie allein dabei eine Menge Geld an Zinsen sparten. In diesen Kreisen herrscht also keine besondere Begeisterung für eine Änderung des jetzigen Zustandes, obwohl auch sie über die gedrückten Mahllöhne und die Allgewalt der Aufsichtsorgane, denen sie unterstellt sind, manch schmerzliche Klage führen. Über die Frage, ob es nun für den Staat nützlich und gut ist, gerade das wichtigste und unentbehrlichste Mittel zur Volksernährung, das Brot zum Monopol zu benützen, darüber kann man sehr verschiedener Meinung sein, obwohl andererseits durch ein Getreidemonopol der größte Ertrag hereinkommen könnte. Der Staat aber, der dann die Verantwortung für jede Maßregel auf dem Gebiet zu tragen hätte, würde sich sicher vielen Angriffen von allen Seiten aussetzen. Er möchte verfügen, wie er wollte, gleichviel ob richtig oder falsch, jede Preisänderung würde ihm entweder von der einen oder anderen Seite die schwersten Vorwürfe eintragen. Eine Fülle von Verhetzungsstoff für alle, die daran Interesse haben würden, wäre geschaffen, und das Volk käme aus den aufregenden Kämpfen so wenig heraus, wie der Staat selbst. Jedenfalls würde eine Monopolgesetzgebung im Brotverkehr die schwerste Aufgabe bieten, die noch je einer Regierung gestellt wurde, umsomehr als eigene Erfahrungen doch nur in dem während des Krieges in sich abgeschlossenen Gebiet der belagerten Festung des Reichs gemacht werden konnten. Wir unterlassen es, für jetzt irgend welche Stellung dazu zu nehmen, und halten es für das Beste, zunächst noch die Entwicklung der Kriegsereignisse abzuwarten.

Jedenfalls dürfen Regierungen und Volk voll überzeugt sein, daß im gegebenen Augenblick die deutsche Müllerei auch wieder sich uneigennützig in den Dienst des Vaterlandes zu stellen bereit sein wird.

Digitized by Google

Die deutsche Zuckerversorgung.

Von Domänendirektor P. Hoffmann, vorm. landwirtschaftlicher Oberleiter der Zuckerfabrik Waghäusel in Baden.

Im Jahre 1806, da Napoleon I. gegen England die sogenannte Kontinentalsperre (1806—12) verhängte, war Deutschland von Zufuhren jeglicher Art von Waren aus besagten Ländern abgeschnitten. Für Kaffee verschafften sich unsere Vorfahren in getrockneten und gemahlenen Karotten und gelben Rüben eine bekömmliche, süßlich schmeckende Ersatzbrühe; allein der Zucker fehlte für sonstige Koch- und Küchenzwecke, und der Mangel an Zucker wurde als große Not empfunden. Da erstand in dem Berliner Apotheker Marggraf der Helfer in der Not mit der Entdeckung des Zuckers in der schlesischen Rübe, Beta vulgaris; allein die Umständlichkeit des Verfahrens der Gewinnung durch Trocknung und Extrahierung des Zuckers mittels Alkohol stellte sich als Hindernis der Massenerzeugung entgegen. Achard, Landwirt und Chemiker, erschien bald darauf, indem es ihm gelang, die kristallisationshindernden Stoffe des Zuckers mittels Kalk und Blut auszuscheiden. Damit erschien die Zuckerindustrie als begründet, und in wenigen Jahren entstanden etwa 300 Zuckerfabriken, welche sich noch außer der herkömmlichen Raffination von Kolonial- oder Rohrzucker, mit der Herstellung von Rübenzucker befaßten, nach Aufhebung der lästigen Kontinentalsperre.

Als diese aufhörte und alsdann die während der Sperre aufgestapelten Kolonialzuckervorräte massenweise nach Deutschland kamen und ein wirksamer Zollschutz dagegen noch fehlte, ging der Anbau der Zuckerrübe schritthaltend mit den Rübenzuckerfabriken zurück. Man erzählt sich, daß die Anzahl derselben von 300 auf 11 zurückgegangen sei. Statistisch nachweisbar ist diese traditionelle Behauptung indessen nicht. Erst um 1835 herum setzte, dank einer weisen Schutzzollpolitik, eine neue Entwicklungsepoche ein. Der Anbau von Zuckerrüben und die Inbetriebsetzung der Fabriken waren wieder flott. 1837 erscheint die erste Rübenzuckerfabrik nebst Raffination in Süddeutschland in Waghäusel, einem nach vielen Schicksalen heute glänzend dastehenden Aktienunternehmen mit einem eigenen Landwirtschaftsbetrieb von etwa 4000 Hektar. Fiskalischerseits begriff man in den deutschen Landen die steuerliche Ausbeutefähigkeit der Zuckerindustrie, führte einen Schutzzoll gegen den konkurrierenden Kolonialzucker neben einer entsprechenden Materialsteuer auf die Inlandszuckerrüben von etwa 5 Pf. je Zentner ein. Diese Materialsteuer war von einer geradezu lehrhaften und fördernden Wirkung, insoferne als die Steuerpflichtigen nach an Zuckergehalt reicheren Rüben streb-

Digitized by Google

ten. In jener Zeit war der Zuckergehalt der Rüben etwa 9 bis 11 Prozent; man brauchte also etwa 11, mindestens 9 Zentner Rüben zur Ausbeute von einem Zentner Zucker. Jetzt besteht eine Zuckergehaltssteigerung bis zu 20 Prozent und auch darüber, wonach nur 5 Zentner Rüben zu einem Zentner Zucker erforderlich sind.

Die so gelungene Qualitätssteigerung der Zuckerrübe ist das Ergebnis einer auf Individualpotenz gerichteten Pflanzenzüchtungsmethode, indem man zur Samenzucht jeweils die zuckerreichsten Rüben der Ernte durch Polarisation ausmittelt, um sie im darauffolgenden Frühjahr als Samenträger (Mutterrüben) auszupflanzen. An dieser Stelle dürfen wir an den verdienstvollen Männern wie Knauer, Dippe, Knoche und Strandes nicht vorübergehen. Aber nicht nur Vermehrung des Zuckerreichtums in der Rübe, sondern auch deren Anpassungsfähigkeit an Klima und Boden galt den Samenzüchtern als erstrebenswertes Ziel. Man wollte beispielsweise auch für leichtere Böden, mit minder wasserfassender und wasserhaltender Fähigkeit, eine Rübe haben, um damit nicht gerade auf die sogen. geborenen Rübenböden angewiesen zu sein. Dabei hatte man es auf Züchtung einer blattreichen Varietät abzusehen. Dies Problem ist z. Zt. noch nicht gelöst.

Aus der Rübenzüchtung entstand das Analogon der Getreidezüchtung, auf welchem Gebiete geradezu staunenswerte Ergebnisse erzielt worden sind. Gelingt es diese wissenschaftlichen Errungenschaften zu verallgemeinern, so steht der nationalen Landwirtschaft eine ungeahnte Ertragshöhenstufe bevor. Mit der Veredlungskunst im Zuckerrübenbau gehen andere Kulturhebel wie Reihensaat, Reihendüngung, Tief- und Hackkultur und ein rationelles Düngerwesen Hand in Hand, und noch mehr: Eine auf Zuckerrübenbau gegründete Landwirtschaft, mit Fabrikbetrieb, stellt als Wirtschaftsganzes eine Interessengemeinschaft dar, in gewissen Richtungen vergleichbar mit Brauerei und Brennerei innerhalb von Landwirtschaftsbetrieben, wie nicht leicht irgendeine andere Assoziation. Kurz gesagt, bezeichnete Industrien wurzeln naturgemäß in der Landwirtschaft und stellen im organischen Zusammenbetrieb die Grundbedingungen höherer Rentabilität dar.

In Norddeutschland, vornehmlich in den preußischen Provinzen Sachsen, Schlesien, Hannover und im Herzogtum Braunschweig, weniger in Süddeutschland, verdankt die Landwirtschaft ihren Aufschwung dem Zuckerrübenbau. In Erkenntnis der Vorteile des organischen Zusammenhanges der Rübenzuckerindustrie mit der Landwirtschaft, haben sich Landwirte der verschiedensten Besitzesschichten auch zur Errichtung von genossenschaftlichen Rübenzuckerfabriken zusammengeschlossen und sich außer ihrer finanziellen Beteiligung zur Anlieferung der

Digitized by Google

erforderlichen Rübenmengen verpflichtet, wogegen ihnen außer dem Reingewinnanteil eine dem abgelieferten Rübenquantum entsprechende Futtermenge an nassen oder getrockneten Schnitzeln gutkommt, in der Tat ein ideal-soziales Verhältnis zwischen Landwirtschaft und Industrie. Die meisten Zuckerfabriken sind jedoch auf Aktien gegründet.

Über die Entwicklung der deutschen Rübenzuckerindustrie mögen folgende Zahlen dienen:

Mit Zuckerrüben waren in folgenden Jahrgängen angebaut:

1882 = 262 041 Hektar
1893 = 395 315 Hektar
1913 = 547 625 Hektar.

Gegenüber 1882 mehr als eine Flächenverdoppelung und schritthaltend mit der Bevölkerungszunahme von etwa 45 Millionen Einwohner im Jahre 1882 und jetzigen rund 66 Millionen.

Das Deutsche Reich verfügt zurzeit über eine landwirtschaftliche Gesamt-Ackerbaukulturfläche von rund 28 Mill. Hektar. Von dieser entfallen etwa zwei Drittel auf den Getreidebau. Auf dem andern Drittel befinden sich Futtergewächse, die Wurzelgewächse und Kartoffeln, Ölfrüchte, Gespinstpflanzen, Tabak, Hopfen, Feldgemüse usw. Auf den Zuckerrübenanbau im Deutschen Reich entfallen somit etwa durchschnittlich 1,8 bis 2 Prozent der Gesamtackerfläche.

Die Möglichkeit einer größeren Flächenausdehnung für die Zuckerrübe bei zunehmender Bevölkerung erhellt aus der zunehmenden Ernteteigerung des Getreides, welche unser intelligenter deutscher Bauernstand nach dem Muster des vorbildlich betriebenen Großgrundbesitzes erstrebt, dank der gemeinsamen pfleglichen Fürsorge der Regierungsorgane mit den landwirtschaftlichen Vereinigungen und vor allem unserer ideal ausgestatteten Berufsvertretungen in den Landwirtschaftskammern als Gipfelpunkt fachberuflicher Selbstverwaltung. Mit Steigerung der Getreideernten wird Land frei zugunsten der Handelsgewächse, darunter die Zuckerrübe.

Im Jahre 1913 sind auf obigen 547 625 Hektar = 166 422 370 Doppelzentner Zuckerrüben gewachsen, welche in 342 Rohzuckerfabriken und 31 Raffinerien verarbeitet wurden mit 5917 Dampfmaschinen und 188 717 Pferdekräften, in jährlich 51 867 Arbeitsschichten zu 12 Stunden die Schicht. Der Rübenertrag berechnet sich auf 304 Doppelzentner pro Hektar. Der Kaufpreis der Rüben frei Fabrik war M. 2,40 pro Doppelzentner.

Zur Herstellung von 1 Kilogramm Rohzucker waren 6,32 Kilogramm Zuckerrüben erforderlich. Diese auf das deutsche Zollgebiet sich erstreckenden Zahlen aus dem letzten Friedensjahre 1913, entnommen der Reichsstatistik, können als Mittelzahlen wohl angenommen werden.

Digitized by Google

Die Rübenzuckerindurstie erfreut sich eines durchaus rationellen Zoll- und Steuersystems als Ausfluß einer weisen wirtschaftlichen Schutztendenz, wofür die Tatsache spricht, daß sich trotz Steuererhöhungen der Verbrauch stets erhöht hat. Die Einfuhr von Zucker aus dem Auslande betrug 1912/13 nur rund 25 000 Doppelzentner, während die Ausfuhr an Rohzucker rund 5 Millionen Doppelzentner betrug, also ein starkes Fünftel der Gesamtproduktion von 26 322 820 Doppelzentner Rohzucker.

Auf den Kopf der Bevölkerung 1912/13 von 66 951 000 Deutschen entfallen jährlich zuzüglich der wenigen ausländischen Zufuhr jährlich 21,34 Kilogramm Zucker in Rohzucker berechnet. (Unsere Zahlendarstellungen beziehen sich nur auf diesen, aus welchem die verschiedenen Formen des sogenannten Verbrauchszuckers in Kristall, Kandis, Krümmel, Melis usw. entstehen.) Den Zuckerverbrauch hat man von 1889 bis 1892 wie folgt verzeichnet:

1892 = 7,8 Kilogramm je Kopf	1909 = 19,53 Kilogramm je Kopf
1906 = 18,72 Kilogramm je Kopf	1913 = 21,34 Kilogramm je Kopf.

So wie der große Agrikulturchemiker J. v. Liebig die Höhe der nationalen Kultur nach dem Verbrauch an Seife einschätzte, so könnte man auch mit Fug und Recht behaupten: „Der steigende Verbrauch an Zucker ist ein Gradmesser nationaler Wohlhabenheit und Intelligenz!" Nicht nur zum Gaumenkitzel ist der Zucker erfunden, er dient auch kriegstechnischen Verwendungszwecken, über welche wir uns jedoch unsern Feinden gegenüber in tiefes Schweigen hüllen wollen. Machen wir uns über Zuckermangel keine Sorgen. Dessen vielfach gewordene Verwendungsfähigkeit im Konservierungs- und Gärungsgewerbe und oben berührten Heereszwecken schmälert nur in gegenwärtiger Kriegszeit in etwas den Mundgebrauch, verstärkt aber tritt der Anspruch an den deutschen Kulturboden schon auf, dessen Kräfte und Stoffe deutsche Intelligenz noch mehr zu entfesseln verstehen wird, damit unser Vaterland, unsern Feinden zum Trotze, immer schöner und kräftiger erblühe — aus eigener Kraft!

Der deutsche Kulturboden, in den Händen seiner fleißigen und intelligenten Bebauer, wird selbst weiter gesteigerten Anforderungen der nationalen Ernährung gegenüber nicht versagen, erwiesenermaßen auch hinsichtlich der Zuckerproduktion nicht; aber über der Selbsthilfe muß auch die Staatshilfe stehen in einer weisen Schutzzollpolitik, namentlich in Landwirtschaft und Industrie, daß ein übereigoistischer Merkantilismus die nationale Produktion nicht erwürge, mit einem Worte, daß die Henne nicht geschlachtet werde, welche die goldenen Eier legt; und diese Henne ist die deutsche Zuckerindustrie!

Digitized by Google

Vieh- und Pferdezucht in den nordwestdeutschen Marschen.

Von Ökonomierat Fr. Oetken, Oldenburg.

Und schön ist's, wenn die Ebne ruht
Im goldnen Sommersonnenschein
Und sich das üpp'ge Weideland
Voll bunter Rinderherden dehnt.
Hermann Allmers.

Hast du das „üpp'ge Weideland" unserer Marschen schon einmal gesehen, lieber Leser aus den mittel- und süddeutschen Bergen? Und dich erfreut an den prächtigen Kraftgestalten der Menschen, die dort wohnen, und der Tiere, die dort weiden?

Es ist dort unten so vieles anders als in deiner höhenländischen Heimat, und doch auch wieder vieles so verwandt. Selbst der Boden, so flach dahingestreckt, ist bei näherem Zusehen der Erde deiner Berghänge und Täler so ähnlich. So ähnlich auch in seiner wunderbaren Fruchtbarkeit und in dem saftigen, gehaltreichen Grün der auf ihm wachsenden Gräser und Kräuter.

Und es kann ja auch nicht anders sein, denn beide entstammen derselben Quelle, nämlich dem Felsgestein deiner Berge, das Wind, Wasser und Schnee, Frost und Hitze im Laufe der Jahrtausende und Jahrhunderte zermürbten und zermahlten zu einer feinen tonigen Masse, die dann schließlich der Regen hinabspülte, teils nur wenige hundert oder tausend Meter weit, teils aber weit fort in die Bäche und Flüsse, und endlich in die großen Ströme hinein, die sie dann an ihrer Mündung oder an der Meeresküste ablagerten und hier die fruchtbaren Marschen entstehen ließen.

Und auf dem Prachtboden am Meere und seinen weiten nährkraftreichen Wiesen- und Weideflächen, die manchenorts fast neun Zehntel des Ganzen ausmachen, sehen wir nun eine ebenso hochentwickelte Viehzucht wie dort oben im Hochlande. Hier wie dort massige, schön geformte Rinder, nur ganz verschieden „im Typ", in der Art der Nutzleistung, wie auch zumeist in der Farbe. Und dann unterscheidet sich die Nutztierwelt beider Gebiete vornehmlich auch in dem einen Punkte: Die Marschenebene ist so recht die Heimat des edlen deutschen Rosses, das dort oben in den Bergen ja weit weniger die Bedingungen seines Gedeihens findet. Und noch in einem anderen Punkte liegt ein großer Unterschied vor: die Marschen tragen vermöge der außerordentlichen Gleichmäßigkeit ihrer fruchtbaren Bodenfläche, die fast nirgends von vegetationsarmen Strichen unterbrochen

Digitized by Google

wird, eine ungleich dichtere Besetzung mit Nutztieren, namentlich mit Pferden und Rindern, als die Berggegenden. Beispielsweise finden wir in den oldenburgischen Marschämtern auf dem Quadratkilometer der Kulturfläche vor Kriegsbeginn annähernd 115 Haupt Rindvieh, während die betreffende Zahl für das ganze Oldenburger Land nur etwa 83, im Reiche gar nur 63 beträgt. Jedenfalls treffen wir in wenigen Gebieten der ganzen Welt einen solchen Reichtum an hochwertigen Nutz- und Zuchttieren, wie dort unten an der Nordseeküste. Ja, an hochwertigen, „edlen" Nutz- und Zuchttieren, fast ohne jede Beimischung an minderwertigen Individuen; denn, so gleichmäßig reich der Boden ist, so gleichmäßig schön und schwer ist auch der Tierbestand auf demselben. Einmal dank der alten Wahrheit: „Das Tier ist ein Produkt der Scholle." Die Scholle der Marschen aber gibt bei guter Kultur nahrhaftes Gras die Fülle, dazu Korn für die Winterfütterung, und aus beiden vermögen sich unter der Förderung durch gesunde Luft und den von April bis tief in den November hinein nur wenig unterbrochenen Aufenthalt der Tiere im Freien die wohlgestalteten, mächtigen Körper aufzubauen, die die Bewunderung der fachmännischen Welt erregen. Zum andern kommt hier in Betracht, daß überall in den Marschgebieten, an Ems und Weser, wie an Elbe und Eider, kluge und einheitliche und deshalb äußerst wirksame züchterische Maßnahmen die Kräfte der Natur und den Einfluß sorgsamer Bodenpflege unterstützen. Maßnahmen, die teils auf gesetzlicher Grundlage, teils auf zuchtgenossenschaftlicher Beordnung beruhen, doch dergestalt, daß zumeist auch bei den Maßnahmen der letzteren Art der Staat seine stützende und schützende Hand darüber hält. Es gibt wohl kaum Zuchtgebiete in der Welt, in denen der einzelne Züchter im Interesse des ganzen, und damit freilich auch im Interesse seiner selbst, so weitgehend auf seine Freiheit verzichtet hat, wie in den Hochzuchtgebieten im deutschen Nordwesten. Und diese freiwillige Unterordnung ist um so wunderbarer, andererseits aber auch um so rühmenswerter, als wir es hier mit den Nachkommen der alten Friesen zu tun haben, die stets auf ihre, wo es nottat, mit Einsetzung von Leib und Leben gehütete Freiheit so stolz waren.

Am weitesten ist die Einwirkung des Staates auf die Tierzucht wohl im Herzogtum Oldenburg ausgedehnt worden. Bei fast allen Tierarten, von Pferd und Rind bis zu Schwein und Ziege, dürfen zum Belegen fremder Muttertiere, d. h. bei den oldenburgischen Verhältnissen in Wirklichkeit „aller" Muttertiere, nur solche männliche Zuchttiere benutzt werden, die bei einer nach genauen und strengen gesetz-

Digitized by Google

lichen Bestimmungen durchgeführten Körung als tüchtig befunden wurden. Dadurch sichert sich der Staat oder die von ihm bevollmächtigte Körperschaft die entscheidende Einwirkung auf die ganze Zuchtrichtung.

Am frühesten und durchgreifendsten kam im Oldenburger Lande die staatliche Einwirkung bei der Pferdezucht zur Durchführung. Eine gesetzliche Hengstkörung besteht schon seit nahezu einem Jahrhundert. Dieser Maßnahme reihten sich dann immer weitere an, bis im Jahre 1907 in außerordentlich umfangreichen und einschneidenden Bestimmungen die jetzt noch gültige Verordnung herbeigeführt wurde, deren wichtigste Punkte betreffen: die Körung der Hengste; die Einrichtung zweier Zuchtverbände (des nördlichen und des südlichen), denen praktisch alle Züchter des Landes angeschlossen sein müssen; die Einrichtung zweier Stutbücher (Zuchtbücher), je eines für jeden Verband, mit genauen Vorschriften über die Aufnahme und Eintragung der Zuchttiere; die Prämiierung ausgezeichneter Hengste, Stuten und Fohlen; die Einführung von Brandzeichen.

Nicht völlig so eingreifend, aber doch in vielen Punkten ähnlich, umfaßt in Oldenburg die gesetzliche Regelung auch die Rindviehzucht. Während aber bei der Pferdezucht nur zwei Zuchtrichtungen freigegeben sind, unter denen außerdem nur ein sehr geringfügiger Unterschied besteht, finden bei jener fünf verschiedene Schläge gesetzliche Anerkennung und Förderung.

Welches sind nun in den nordwestdeutschen Marschen die hervorragendsten Rassen oder Schläge?

A. Pferde. Wir haben es hier mit fünf Rassen zu tun, die zwar in Gestalt, Eigenschaften und Leistungsvermögen ziemlich voneinander abweichen, die aber alle ohne Ausnahme in ihrer Art hervorragend sind und unstreitig zu den schätzenswertesten der ganzen Welt gehören. Sie sind es auch, die mit noch ein paar anderen Schlägen, wie dem edlen ostpreußischen Pferde und dem rheinländischen schweren Arbeitspferde, die Grundlagen der gesamten deutschen Pferdezucht bilden. Überall fast, wo im Reiche in der Zucht etwas geleistet werden soll, bedarf es der mehr oder minder regelmäßigen Blutzuführung aus jenen einheitlich, planmäßig, zielbewußt und unter der Gunst vorteilhafter natürlicher Verhältnisse gezüchteten Rassen.

Ich beginne mit ihrer Aufzählung im Westen:

1. Der schwere ostfriesische Kutschschlag. Zuchtgebiet: Das Fürstentum Ostfriesland, gleichbedeutend mit dem preußischen Regierungsbezirk Aurich. Wir haben hier ein starkes, außerordentlich

Digitized by Google

brauchbares, schön gebautes Arbeitspferd vor uns, das auch als Soldatenpferd (Artillerie und Train) vortrefflich geeignet ist, das aber ebenfalls, namentlich dank seiner vornehmen Haltung und seiner hohen, räumenden Bewegung, einen Karossier von erstem Range darstellt.

2. Der schwere und elegante Kutschschlag Oldenburgs, überall in der Welt unter der kurzen Bezeichnung „Oldenburger Pferd" bekannt. Zuchtgebiet: Der nördliche Teil des Herzogtums Oldenburg, im wesentlichen aus Marschdistrikten bestehend. Sein Schwerpunkt liegt in den üppigen Weidebezirken an der unteren Weser. Typ und Eigenschaften sind bei diesem Schlage fast die gleichen wie beim vorigen. Auch sind die beiden Schläge eng miteinander verwandt, da Ostfriesland sein Pferd zu einem guten Teile mit Hilfe Oldenburger Blutes geschaffen hat. Im südlichen Oldenburg ist die Zuchtrichtung im allgemeinen dieselbe wie im Norden, auch wird dort vielfach mit nördlichem Blute gearbeitet; nur ist im Süden das Pferd im Durchschnitt, entsprechend den Bodenverhältnissen, leichter in Bau und Gewicht.

Da mir selbstredend die Zuchtverhältnisse meines Heimatlandes besonders genau bekannt sind, so möchte ich aus ihnen ein paar Beispiele entnehmen für das kraftvolle, gesunde Blut, das in den Rassen unserer Marschen pulsiert, und das sie ja vor allem dem Aufenthalt auf den herrlichen Weiden verdanken, den fast jedes Tier von der frühesten Jugend an zu genießen hat. Fast nirgend in der Welt finden wir, und das gerade ist hier so recht charakteristisch, in der Zucht so leistungsfähige Elterntiere. Es kommt vor, daß einem Hengste von Ruf jährlich mehr als 250, ja nahezu 300 Muttertiere zugeführt werden, von denen nicht selten 75 bis 80 Prozent tragend bleiben. So belegte der berühmte „Erbfürst" bereits im Alter von drei Jahren 175 Stuten, im folgenden Jahre 288, im nächstfolgenden gar 294, davon tragend rund 75 Prozent. Und ein solches Leistungsvermögen bewahren sich diese Tiere oft bis in ein für das Pferdegeschlecht hohes Alter. So war der hervorragende Beschäler „Emigrant" noch mit 25 Jahren in der Zucht tätig. Er belegte während seiner langen Laufbahn nicht weniger als 3263 Stuten und lieferte dem Oldenburger Lande etwa 2555 Füllen, zumeist Tiere von großem Werte. Und den Hengsten reihen sich die Muttertiere bezüglich der Fruchtbarkeit würdig an. Es kommt vor, daß Stuten bis in ihr 25. Jahr der Zucht erhalten bleiben und vom vierten Jahre an bis zum Schlusse fast alljährlich ein kräftiges Fohlen bringen.

3. Der edle hannoversche Reit- und Wagenschlag.

Digitized by Google

Zuchtgebiet: Hauptsächlich der nördliche Teil der Provinz Hannover, zwischen Elbe und Weser. Freilich gehören auch ausgedehnte Geestdistrikte dem Gebiete an, doch liegt der Kern desselben in den Marschen. Das hannoversche Pferd weicht in Erscheinung und Verwendungsart ziemlich erheblich von den beiden vorgenannten Rassen ab. Es ist leichter im Bau, dabei aber edler im Blute. Es liefert dem Heere eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Reit- und Zugtiere. Seine ganze Richtung und Hauptstütze wird der Zucht gegeben durch das königliche Landgestüt (Hengstdepot) in Celle. Denn in diesem Zuchtgebiete werden die Deckstationen vorwiegend mit Staatsbeschälern besetzt, während in den anderen vier ausschließlich oder doch in der Hauptsache Privathengste benutzt werden.

4. Der edle holsteinische Reit- und Wagenschlag. Zuchtgebiet: Im wesentlichen der Westen des ehemaligen Herzogtums Holstein, also das Gebiet der im Norden von der Eider, im Westen von der Nordsee, und im Süden von der Elbe begrenzten holsteinischen Marschen. Der Holsteiner ist ein Pferd von sehr stattlicher, vornehmer Erscheinung und großer Leistungsfähigkeit. Sein Gebrauchszweck ist ungefähr der des hannoverschen Pferdes.

5. Der schwere schleswigsche Arbeitsschlag. Zuchtgebiet: Das alte Herzogtum Schleswig, insonderheit wieder die im Westen gelegenen Kreise mit Marschboden. Im Schleswiger haben wir nun ein Pferd ganz anderer Art vor uns, als die vier bisher aufgeführten Rassen es zeigen. Es ist ein sogenannter „Kaltblüter", d. h. ein Tier von besonders starker, breiter Bauart, vornehmlich für schweren Zug und Schrittleistung gezüchtet. Doch weist auch dieser in seiner Art gleichfalls vorzügliche Schlag Tiere von ungemein ansehnlicher Erscheinung auf. Die Fuchsfarbe ist vorherrschend, während bei den andern Schlägen braun (in dunklerer oder hellerer Schattierung) das Übergewicht hat.

B. Rinder. Vorwiegend sind die Marschen die Heimat des schweren, schwarzbunten Niederungsviehs, das hier, gefördert durch ähnliche Mittel wie die Pferdezucht (Körung, Zuchtregister oder Herdbuch, Prämiierung usw.), mit weltbekanntem Erfolge gezüchtet wird, und zwar auf doppelte Leistung: Fleisch- und Milcherzeugung. Nur in einigen Gegenden, so in kleineren Teilen Ostfrieslands und in größeren der Provinz Schleswig-Holstein, kommen Rinderschläge in brauner oder rotbunter Farbe vor. Es sind hier vornehmlich zu nennen die braunen und rotbunten Ostfriesen und die Wilstermarscher, Elbmarscher und Shorthorns des Herzogtums Holstein.

Digitized by Google

Unter den schwarzbunten Schlägen ragen hervor das massige Wesermarschvieh, namentlich das der linken, also oldenburgischen Stromseite; sodann die einander in Erscheinung, Leistungsart und Blut nahe verwandten Jeverländer (Zuchtgebiet der Nordwesten Oldenburgs) und schwarzbunten Ostfriesen.

Von allen Schlägen werden die holsteinischen Shorthorns, die ganz auf englischem Blute aufgebaut sind, zweifellos am ausgesprochensten auf Fleischerzeugung gezüchtet, und ihre Leistungen sind hier denn auch in der Tat großartige, wie namentlich die letzten Hamburger Mastviehausstellungen uns erkennen ließen. Am meisten nach der Milcherzeugung hin ist die Zucht wohl in Ostfriesland und Jeverland gerichtet, wo Milchleistungen von 8000 Kilogramm im Jahre bei einer Kuh kaum noch eine Seltenheit sind.

Außerordentlich ist überall in unsern Marschen und den angrenzenden Gebieten die Milch- und Butterleistung der Herden durch die in den letzten Jahren zahlreich errichteten „Kontrollvereine" gefördert worden, die bewirkten, daß alle Tiere mit schlechten Erträgen nach und nach aus der Zucht ausgeschieden wurden. Insonderheit hat sich neuerdings bei vielen Marschherden auch der Fettgehalt der Milch erfreulich gehoben, der im allgemeinen beim Niederungsvieh freilich noch erheblich niedriger ist als beim Höhenvieh und im Durchschnitt nicht wesentlich über 3 Prozent hinausgeht. Wie ansehnlich jedoch jetzt schon bei einzelnen Tieren und selbst bei ganzen Herden der Milchfettgehalt ist, auch bei großer Erzeugung von Milchmenge, dafür nur ein paar Beispiele. Die jeverländische Herdbuchkuh 10 265 lieferte in einem Jahre nicht weniger als 8699 Kilogramm Milch, deren Fettgehalt nahezu 3,3 Prozent war. Bei den ersten in den oldenburgischen Marschen durchgeführten Leistungsprüfungen stellten sich die staunenswerten Ergebnisse bei vier Herden folgendermaßen, im Durchschnitt pro Kopf: Herde 1: 5661 Kilogramm Milch bei 3,93 Prozent Fettgehalt; Herde 2: 7715 Kilogramm bei 3,67 Prozent; Herde 3: 6158 Kilogramm bei 3,65 Prozent; Herde 4: 5698 Kilogramm bei 3,76 Prozent.

Nun noch ein Wort über die Milchverwertung. Da ist zu berichten, daß fast überall die erzeugte Milch, soweit sie nicht zum Frischgebrauch in die Städte geführt wird, zu Butter verarbeitet wird, und zumeist in großen genossenschaftlichen Anlagen, deren einige zu den umfangreichsten und besteingerichteten des Reiches gehören. Es sei hier nur auf die Riesenbetriebe der drei oldenburgischen Genossenschaftsmolkereien Rodenkirchen, Jaderberg und Strückhausen hin-

Digitized by Google

gewiesen, die bezüglich der verarbeiteten Milchmenge (bei Rodenkirchen bisweilen jährlich über 15 Millionen Kilogramm) bisher an der Spitze aller derartigen Unternehmungen in Deutschland standen.

So groß nach Umfang und Bedeutung, wie Pferde- und Rindviehzucht, sind in den Marschen die anderen Zweige der Tierzucht nicht. Die Züchter überlassen bei diesen, z. B. bei Schweine-, Ziegen- und Geflügelzucht, die Führung mehr den angrenzenden Geestlandschaften. So ist ja die Schweinezucht nach allen Richtungen hin besonders hoch entwickelt auf der hannoverschen Geest, wie ebenfalls im oldenburgischen und westfälischen Münsterlande und im altberühmten Ammerlande. Nur die Schafzucht ist in verschiedenen Marschgegenden noch von bemerkenswerter Eigenart und Wichtigkeit. Da und dort kommen sogar vortrefflich geführte Hochzuchten englischer Rassen vor, und in Ostfriesland und Jeverland steht die Zucht des großen weißen Milchschafes, eines Tieres von ganz außerordentlicher Nützlichkeit, auf beträchtlicher Höhe.

Im allgemeinen haben die Zuchten unserer Marschen auch unter den erschwerenden Verhältnissen der Kriegszeit sich ihre starke Lebens- und Leistungsfähigkeit bewahren können, dank der ausgezeichneten Grundlagen, die sich die Züchter im Verein mit der ungewöhnlich günstigen Natur und der fördernden Einwirkung des Staates durch eigene Tüchtigkeit in langjähriger, zielbewußter Arbeit geschaffen haben. Dabei sind ihre Erzeugnisse seither noch begehrter geworden und teils noch erheblich im Werte gestiegen. Für hervorragende Zuchttiere, insonderheit solche, die einen guten Stammbaum aufzuweisen haben, finden sich in nah und fern noch allezeit willige Abnehmer, selbst wenn die Forderung des Züchters auf viele Tausende oder gar auf Zehntausende geht. Doch im ganzen bedarf auch die nordwestdeutsche Vieh- und Pferdezucht, soll ihr ein dauerndes Bestehen und Blühen gesichert sein, dringend des siegreichen Friedens. Möge er bald kommen!

Deutschland

dargestellt auf Grund eigener Beobachtung, der Karten und der Literatur, von Dr. Gustav Braun, ord. Professor der Geographie an der Universität Basel. Zwei Teile: Textband und Tafelband mit 33 Tafeln, Erläuterung und Beilagen. Berlin, Gebrüder Borntträger (geb. 16 M. 50). Diese Darstellung des Deutschen Reichs, die erste seit Albrecht Pencks großem Werke, das 1887 erschien, ist ein wissenschaftliches Werk, kein belletristisches. Wir empfehlen es aufs wärmste, und glauben keine geeignetere Gelegenheit dazu finden zu können, als gerade dieses Heft, das der deutschen Landwirtschaft gewidmet ist, nicht nur wegen des Themas, sondern auch, weil wir wissen, daß auf gar manchem einsamen Gutshof gerade für solch wissenschaftliche Werke zum mindesten ebensoviel Zeit, Neigung und Ernst vorhanden ist wie in den Großstädten. Wer an einem leichtverständlichen Gegenstand lernen will, was moderne Geographie ist, nehme dieses Buch zur Hand!

Digitized by Google

Die Notwendigkeit intensiver Wirtschaft nach dem Kriege.

Von Dr. h. c. F. von Lochow auf Petkus i. Mark.

Immer mehr drängt sich uns die Frage auf: „Wird es möglich sein, die Ernährung des deutschen Volkes nach glücklich beendetem Kriege sicherzustellen, auch wenn, infolge der Knappheit des Schiffsraumes und des Übelwollens unserer Gegner, Deutschland fast ausschließlich auf die eigene Produktion angewiesen ist?" Nach meiner Überzeugung kann diese Frage mit einem glatten „ja" beantwortet werden. Um dieses zu erreichen, ist in erhöhtem Maße eine verallgemeinerte intensive Wirtschaftsführung nötig. Wohl kann man sagen, daß die Wirtschaftsführung in Deutschland im allgemeinen als eine intensive bezeichnet werden kann. Es steht aber fest, daß viele große und kleine Wirtschaften durchaus noch wenig intensiv wirtschaften, und auch in den intensiv geführten Wirtschaften ist wohl überall noch eine Steigerung der Produktion möglich.

Wie ist nun diese intensive Wirtschaftsführung allgemein durchzuführen?

Darauf ist zu erwidern, in erster Linie durch erhöhte und zweckentsprechendere Anwendung künstlicher Düngemittel.

In der Regel wird da, wo künstlicher Dünger angewendet wird, mehr oder weniger nach bestimmten Vorschriften verfahren, ohne die örtlichen, klimatischen und Boden-Verhältnisse genügend zu berücksichtigen. Nun ist es zwar nicht möglich, daß sich ein jeder Landwirt ein Versuchsfeld anlegt. Aufgabe der Vertretungen der Landwirtschaft ist es aber, unter den verschiedensten Verhältnissen derartige Versuchsfelder anzulegen und zwar Versuchsfelder für Dauerversuche an derselben Stelle, um zu prüfen, welche Düngemittel für den betreffenden Boden im Laufe der Jahre eine höhere Ertragssteigerung geben und welche wenig oder keinen Erfolg versprechen. So habe ich z. B. durch 10jährige Dauerversuche auf Diluvialboden 5. bis 6. Klasse (Sandboden mit teilweise lehmigem Untergrund) festgestellt, daß bei Anwendung von 2 Doppelzentner Salpeter oder Kalkstickstoff, ebenso wie durch eine Gabe von 1,6 Doppelzentner Ammoniak pro Hektar bei Kartoffeln eine Mehrernte von 20 Prozent, bei Roggen von 25 Prozent und bei Hafer von 33 Prozent erzielt wird, gegenüber einer Düngung ohne Stickstoff. Dagegen habe ich durch Anwendung von Kali, Phosphorsäure und Kalk nur so geringe Mehrerträge erhalten, daß die Unkosten nicht gedeckt wurden. Ich habe deshalb letztere Düngemittel während des Krieges auf diesem Boden

Digitized by Google

fortgelassen. Anders wird sich z. B. die Wirkung dieser Düngemittel auf humosem feuchtem Boden zeigen. Dort wird der Stickstoff meist weniger, das Kali aber sicher gut wirken. Es lassen sich also die Ergebnisse, welche unter ganz bestimmten Verhältnissen gewonnen sind, nicht ohne weiteres auf andere Verhältnisse übertragen. Es müssen vielmehr die Wirkungen der einzelnen Düngemittel unter gegebenen Verhältnissen geprüft werden. Aufgabe der größeren Besitzer, die durch bessere Vorbildung hierzu mehr befähigt sind, ist es, diese Versuche anzustellen und belehrend auf die kleineren Besitzer ihrer Gegend einzuwirken.

Unzweifelhaft ist der Stickstoff von allen Düngemitteln für die Landwirtschaft am wichtigsten. Es hängt sogar die Sicherstellung der Ernährung des deutschen Volkes von dem Vorhandensein der genügenden Stickstoffmengen für die Landwirtschaft direkt ab. Deshalb ist es für Deutschland eine der wichtigsten Errungenschaften des Krieges, daß durch die Gewinnung des Stickstoffes aus der Luft von den bestehenden Fabriken in Friedenszeiten nicht allein der ganze Stickstoffbedarf der Landwirtschaft im Deutschen Reich gedeckt werden wird, sondern daß wohl die doppelte Menge des im Frieden in Deutschland verbrauchten Stickstoffs hergestellt werden kann. Ja, es ist durch Vermehrung der Fabriken möglich, unbegrenzte Mengen von Stickstoff herzustellen. Aufgabe der Vertretung der Landwirtschaft und des Staates ist es nun, durch Belehrung und nötigenfalls durch Zwang dahin zu wirken, daß diejenigen Mengen von Stickstoff verwendet werden, welche zur Erzielung von Höchsternten unter den jeweiligen Verhältnissen nötig sind. Selbstverständlich müssen gleichzeitig diejenigen Mengen von Kali, Phosphorsäure und Kalk gegeben werden, welche nötig sind, um diese Höchsternten zu ermöglichen. Deutschland ist in der glücklichen Lage, diese Düngemittel, mit Ausnahme der Phosphorsäure, in ausreichenden Mengen zu besitzen, und auch die Phosphorsäure ist, wenn auch in beschränkter Menge, vorhanden. Mit dieser muß daher möglichst sparsam umgegangen werden.

Zur intensiven Wirtschaftsführung ist ferner nötig ein erhöhter Anbau der stickstoffsammelnden Zwischenpflanzen. Dadurch werden in erster Linie große Stickstoffmengen den Hauptfrüchten zugeführt, sodaß (wie ich durch Versuche festgestellt habe) selbst durch gering entwickelte Lupinen, die noch nicht bis zur Blüte gekommen waren, der Stickstoffbedarf der nachfolgenden Kartoffeln gedeckt war. Da diese Zwischenfrüchte aber ihre Wurzeln tief in den Untergrund treiben, ermöglichen sie es auch, daß die nachfolgenden Halm- und Hackfrüchte, welche in

Digitized by Google

der Regel nur flachgehende Wurzeln besitzen, ihre Wurzeln an den abgestorbenen Wurzeln der Zwischenfrüchte in den Untergrund treiben können und so, durch Nutzbarmachung der Nährstoffe und des Wasservorrates des Untergrundes, nicht allein eine größere Menge von Nährstoffen zur Verfügung erhalten, sondern auch dürre Perioden leichter überstehen.

Sind nun diese Vorbedingungen für höhere Ernten durch sorgfältige Beackerung, genügende Düngung und Zwischenfruchtbau geschaffen, dann ist es nötig, solche Pflanzen anzubauen, die höhere Erträge ermöglichen. Dieses ist durch Züchtung teils ermöglicht, teils muß es noch in erhöhtem Maße erreicht werden. Durch vergleichenden Anbau einzelner Pflanzen und deren Nachkommen muß die Leistungsfähigkeit derselben festgestellt und dann nur von denjenigen Pflanzen weiter gezüchtet werden, welche die höchsten Erträge geben. Dadurch steigen die Durchschnittserträge. Nun ist es aber nicht möglich, daß jeder Landwirt selbst Pflanzen züchtet, denn dazu gehört eine lange Zeit und viel Unkosten, welche anfänglich nicht und später selten durch den Mehrertrag gedeckt werden. Auf dem Gebiete der Pflanzenzüchtung ist aber bereits so viel geleistet und wird durch zielbewußte Züchtung weitergearbeitet, daß es im allgemeinen schneller und sicherer zum Ziele führen wird, die vorhandenen Sorten auf ihre Brauchbarkeit für die jeweilig gegebenen Verhältnisse zu prüfen und die geeignetsten für den Weiteranbau auszuwählen.

Wird eine zweckmäßige Düngung verbunden mit sorgfältiger Beackerung, erhöhtem Zwischenfruchtbau und Verwendung ertragreicherer Pflanzensorten allgemeiner durchgeführt, dann ist eine Steigerung der Erträge um 25 bis 40 Prozent sehr wohl möglich. Dieser Mehrertrag kommt aber für den Konsum fast voll zur Geltung, da für Saat und Verbrauch in eigener Wirtschaft keine Abzüge zu machen sind.

Durch die Erhöhung der Ernteerträge wird zugleich die Erhöhung aller Erträge aus der Viehhaltung ermöglicht, aber auch hier muß die zielbewußte Züchtung auf Leistung hinzukommen. In dieser Beziehung ist noch viel zu tun. Für jeden logisch und nicht voreingenommen denkenden Menschen muß es unverständlich sein, wenn (wie das vielfach geschieht) Tiere mit geringen Farben oder sonstigen Schönheitsfehlern, aber höheren Leistungen, Tieren mit geringen Leistungen, aber besserer Form und Farbe nachgestellt werden. In erster Linie muß doch der Zweck der Haltung maßgebend sein. Will man also ein Tier nach Wertzahlen beurteilen, dann müssen bei hoher Leistung für einen bestimmten Zweck für diesen die höheren Zahlen eingesetzt

Digitized by Google

werden, vorausgesetzt, daß die Grundlage jeder Tierhaltung, gute Gesundheit und kräftiger Bau, vorhanden ist. Hat das betreffende Tier mit hoher Leistung auch eine gute Form und Farbe, dann steigt selbstverständlich hierdurch entsprechend der Wert desselben. Handelt es sich also, wie z. B. beim Milchvieh, um Milchmenge und Fettgehalt der Milch, dann ist nicht allein die Leistung der betreffenden Milchkuh maßgebend, sondern auch die Leistungen der mütterlichen Vorfahren und die Abstammung der Vatertiere mütterlicherseits, denn nur die ererbten Eigenschaften gewährleisten eine sichere Vererbung. So konnte ich in meinen eigenen Viehbeständen feststellen, daß die Nachkommen einiger weniger leistungsfähigen Stämme vor dem Kriege bei den niedrigeren Einheitspreisen von Milch und Butter durch drei Generationen hindurch 200 Mark jährlich pro Kuh weniger Ertrag gaben, als diejenigen von leistungsfähigeren Stämmen. Um 100 Mark jährlich halte ich den Durchschnittsertrag pro Kuh im Deutschen Reiche als sehr wohl steigerungsfähig. Das würde aber für das Deutsche Reich bei einem Kuhbestand von 12 Millionen, wie er vor dem Kriege vorhanden war, einen jährlichen Mehrertrag von 1,2 Milliarden Mark ausmachen.

Handelt es sich um Zugvieh, dann ist außer robuster Gesundheit und gutem Bau eine zähe Ausdauer zu erstreben. Ist damit bei den weiblichen Tieren eine verhältnismäßig höhere Milchleistung als bei einem anderen Stamme verbunden, dann wird dieser Stamm oder diese Familie um so wertvoller sein. Die verhältnismäßig höheren Leistungen sind in der Regel die Folge der besseren Futterverwertung.

In ähnlicher Weise können die angegebenen Grundsätze sinngemäße Anwendung bei der Züchtung aller anderen Viehgattungen des landwirtschaftlichen Betriebes finden. Die in Aussicht gestellten Mehrerträge werden nun nicht plötzlich erreicht werden können, wenn man aber mit dem besten Willen ans Werk geht, dann wird man nicht allein die Ernährung des deutschen Volkes sicherstellen, sondern es wird in absehbarer Zeit eine Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse möglich und vielleicht nötig werden. Diese Erfolge sind aber nur möglich durch eine erhöhte intensive Wirtschaftsführung.

An den deutschen Landwirten ist es, diese Möglichkeit zur Wirklichkeit zu machen. Dazu müssen, gleich wie vor dem Feinde, alle Berufsstände Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Feind in treuer Waffenbrüderschaft kämpfen, auch alle Landwirte, ob Groß- oder Kleingrundbesitzer, ob vorwiegend Pflanzen- oder Tierzüchter, gemeinsam arbeiten, dann wird das Ziel, die Sicherstellung der Ernährung des deutschen Volkes, voll und ganz erreicht werden.

Digitized by Google

Der deutsche Weinbau.

Von Reichsrat Franz Buhl in Deidesheim.

Die außergewöhnlich hohen Weinpreise haben das Interesse weiter Kreise in jüngster Zeit auf den deutschen Weinbau gelenkt, dessen Notlage ja schon in den letzten Jahren den Reichstag wie die Parlamente der beteiligten Bundesstaaten, Preußens sowohl wie Süddeutschlands, nur allzu oft beschäftigt hat. Daß wirklich eine Notlage vorhanden war, und, wie hier gleich bemerkt werden mag, noch weiter fortbesteht, beweist am besten der Rückgang der deutschen Weinbaufläche, von 120 000 Hektar im Jahre 1906 auf 109 000 Hektar im Jahre 1912 und auf 91 815 Hektar im Jahre 1916. Die erschwerten Arbeitsverhältnisse im Kriege mögen ja in einzelnen Fällen die Neuanpflanzung gerodeter Weinberge verzögert haben, immerhin weist auch die Statistik von 1914 nur 101 000 Hektar aus, die mit Reben bepflanzt waren. Die gleiche Statistik lehrt uns aber auch den Grund dieses Rückganges. Die Erntemengen sind im Durchschnitt erheblich gesunken, während die Kosten der Erzeugung gestiegen sind und die Verschuldung der Winzer unheimlich gewachsen ist. Dabei fällt noch besonders ins Gewicht, daß ein Übergang zu einer anderen Kultur gerade in den bevorzugtesten Lagen schon wegen des Wassermangels unmöglich ist, selbst der oft angeratene Obstbau wäre an den steilen, trockenen Hängen der Mosel, des Rheingaus, unserer Pfalz vielfach ausgeschlossen. Haben doch z. B. an der Saar heute in Weinberge verwandelte Berghalden früher nur dem unter normalen Verhältnissen unrentablen Schälholzbetrieb gedient, und findet man doch in manchen Weingebieten, z. B. in Franken, verlassene Weinberge, die keinem anderen Zweige der Landwirtschaft zugeführt werden können. Die Einschleppung der amerikanischen Reblaus, der europäische Reben nicht widerstehen können, hat denn auch in manchen Ländern, so besonders in Frankreich, geradezu zu einer Katastrophe geführt, und der Schaden, den sie dem französischen Nationalvermögen zugefügt hat, ist auf 16 Milliarden geschätzt worden. Sinken der Güterpreise, Verarmung der Winzer, Verödung ganzer Landstriche durch Auswanderung waren die Folgen der Verseuchung. Als Beispiel möge das südfranzösische Departement Hérault mit der Hauptstadt Montpellier dienen. Dort wurden, unmittelbar vor dem Auftreten der Reblaus, 1869, auf einer Fläche von 220 000 Hektar 15 200 000 Hektoliter Wein erzeugt. 1883 standen nur noch 43 000 Hektar, die 2 148 000 Hektoliter Wein lieferten. Diese gewaltige Ein-

Digitized by Google

schränkung der Produktion, die sich auf das ganze französische Weingebiet allmählich erstreckte, trieb natürlich auch dort die Preise stark in die Höhe, sodaß die Minderbemittelten einen Ersatz für den gewohnten Tischwein suchten. Sie fanden ihn im Absinth, und so setzte gerade in diesen Jahren die furchtbare Ausdehnung des Alkoholismus in Frankreich ein. Freilich ist es dann später gelungen, mit der Reblaus zu leben, aber dieser neue Weinbau forderte einen solchen Aufwand an Kosten und Sorgfalt, daß er in minderbegünstigten Gebieten aufgegeben werden mußte. Ferner brachte er eine vollständige Umwälzung des Besitzes mit sich. Gerade die kleinen und mittleren Winzer mußten ihre Weinberge und Rebfelder veräußern, die kapitalreiche Spekulanten zusammenkauften, um darauf mit maschinellem Großbetrieb, freilich auf Kosten der Qualität, möglichst große Ernten zu erzielen. Weinbauaktiengesellschaften auf altem Bauernland sind eine moderne Errungenschaft, die dem amerikanischen Feinde im Süden Frankreichs verdankt wurde. Die an Qualität äußerst geringen, schlecht haltbaren Produkte dieser neumodischen Industrie, die vielfach mit allerlei Chemikalien hergerichtet waren, fanden schwierig Absatz, und die notleidenden Winzer des Südens bedrohten nun die dritte Republik geradezu mit einer Revolution, als sie in gewaltigem Zuge auf Paris marschieren wollten, um dort die gesetzliche Abhilfe zu verlangen. Waren doch die Preise auf 4, ja auf 2 Pfennig für den Liter gesunken, was natürlich nicht einmal die Erntekosten deckte. Vor solchen Verheerungen blieb nun allerdings der deutsche Weinbau durch die deutsche Gesetzgebung verschont, die den auch bei uns immer wieder eingeschleppten Schädling durch ein mit deutscher Gründlichkeit durchgeführtes Ausrottungsverfahren in Schranken zu halten gewußt hat. Die Millionen, die bis jetzt für diese Bekämpfung vom Reich und den Bundesstaaten aufgewendet worden sind, sind gewiß gut angelegt, ist ihre Summe doch bescheiden gegenüber den Milliardenverlusten, die die Reblaus andern weinbautreibenden Ländern zugefügt hat. Aber dessen ungeachtet befindet sich unser Weinbau in einer Krise, die in manchen Gegenden geradezu seinen Bestand gefährdet. Um ihre Ursachen zu verstehen, müssen wir auf die eigentümlichen Umstände etwas näher eingehen, die den deutschen Weinbau beeinflussen.

Von größtem Einfluß ist natürlich das Klima, und hierbei ist der Qualitäts- und der Quantitätsbau zu unterscheiden. Es mag ja zunächst auffallen, daß wir in Deutschland an der Nordgrenze des Weinbaus Weine von so hervorragender Güte erzeugen, wie sie in ihrer Eigenart unübertroffen dastehen. Von den eigentlichen Dessert-

Digitized by Google

weinen abgesehen, die, ein Kunstprodukt, durch teilweises Einkochen des Mostes und Versetzung mit Weingeist erzeugt werden, gedeihen die höchsten Weinqualitäten überhaupt nur in gemäßigten Ländern, man denke, außer an Deutschland, an Frankreich und Ungarn. Es scheint, daß gewisse Bukettstoffe allein bei langsamer Reife sich entwickeln, wie denn ja auch andere Früchte, Erdbeeren, Pfirsiche usw., ihr feinstes Aroma gerade dort entfalten, wo sie noch eben, wenn auch langsam, voll reif werden. Darin liegt ja auch der Vorzug der in freiem Lande gezogenen Frucht vor der in künstlicher Wärme getriebenen. Die Weine südlicher Länder sind gleichartiger, können geradezu als Typen gehandelt werden, was ihre Verwendung als neutrale Verschnittweine, die dem Gesamtprodukt nicht ihre Eigenart, sondern eine gewisse Fülle und besonders einen gewissen Alkoholgehalt geben sollen, begünstigt. Unsere Qualitätsweine indessen weisen ja bei dem verhältnismäßig räumlich so begrenzten Gebiete eine erstaunliche Mannigfaltigkeit auf. Wie nahe liegen doch die Gebiete der Saar und Mosel, des preußischen Rheingaus, Rheinhessens, der Pfalz und auch Frankens auf der Karte beieinander, und doch braucht man nicht Kenner zu sein, um ihre Produkte zu unterscheiden. Ja selbst die einzelnen Gemarkungen und sogar die Lagen haben ihre besonderen Vorzüge. Am Rhein weist z. B. der Markobrunner einen feinen „Stahl" auf, den ein kaum einen Büchsschuß entfernter anderer Weinberg niemals erreicht, an der Mosel ist der Bernkastler Doktor durch seinen Rauchgeschmack bis nach England berühmt, und selbst der Laie wird das Forster Ungeheuer wuchtiger finden als die unmittelbar benachbarte, durch elegante Süße ausgezeichnete Forster Elster, und dabei werden alle diese Hochgewächse von der selben Traubensorte, dem Riesling, gewonnen. Zeitlich besteht die gleiche Verschiedenheit wie räumlich; selbst gute Jahrgänge lassen sich durch Geschmack und Geruch leicht unterscheiden, eine Eigentümlichkeit, die unsere Hochgewächse viel mannigfacher erscheinen läßt, als etwa die Weine von Bordeaux, Burgund und Tokay. Diese feinen Unterschiede, das Entzücken des Kenners, bedingen aber auf dem Weltmarkte eine gewisse Schwierigkeit für den Absatz. Die Amerikaner z. B. wünschen immer die Marken „wie gehabt", was eben bei unsern Weinen nicht zu liefern ist, während sich die Champagnerfabrikation diesen Wünschen dadurch anpaßt, daß sie gute und geringe Jahrgänge so mit einander verschneidet, daß sie ein möglichst gleichmäßiges Produkt erzielt. Früher spielte dieser Verschnitt auch im deutschen Edelwein eine größere Rolle, man suchte die verschiedenen Qualitäten des Rheingaus und der Pfalz z. B. aus-

Digitized by Google

zugleichen, und so war die Marke Liebfrauenmilch vielfach eine solche Vereinigung rheinischen und pfälzischen Weines. Allmählich aber lernten immer weitere Kreise die speziellen Vorzüge der verschiedenen Gebiete kennen, und besonders auf den Weinversteigerungen bildete sich der Geschmack des Publikums aus. Man begann eben den Wein zu schätzen, wie etwa ein Kunstwerk, ein in sich vollendetes Ganzes, das durch Vermengung mit anderen nur verlieren konnte. Die Versteigerungen nun, die jährlich das ganze Produkt eines bestimmten Qualitätsgebietes, für Mosel und Saar z. B. in Trier, in auf einanderfolgenden Tagen zu Markte brachten, gewährten allen Kennern und Liebhabern einen guten Überblick über das gesamte Wachstum eines bestimmten Jahrganges und die Möglichkeit, ohne erhöhte Kosten durch den Zwischenhandel, den ihnen zusagenden Wein selbst zu erwerben. Fast sämtliche größeren Gutsbesitzer und die meisten Winzergenossenschaften an Saar, Mosel, Rhein und in der Pfalz pflegen ihre Edelweine etwa anderthalb Jahre nach der Ernte in Versteigerungen feilzubieten und haben sich zum Verein der Naturversteigerer zusammengeschlossen. Diese Vereinigung bietet auch dem Verbraucher erhebliche Vorteile. Bei hohen Konventionalstrafen müssen sämtliche Besitzer ihre Weine — soweit sie eine gewisse Qualität besitzen — zur Versteigerung bringen, dürfen also nicht etwa besonders zugkräftige Nummern vorher wegverkaufen, sie dürfen nur eigene Weine — in einigen Fällen auch aus gekauften, aber selbst gekelterten Trauben gewonnene — zu Markt bringen, und sie bürgen für volle Wahrheit ihrer Angaben über Jahrgang, Traubensorte, Lage und Sorgfalt der Lese. Also muß ein 1915er Deidesheimer Kieselberg Riesling Auslese unverschnittener Kieselberg des Jahrganges 1915 sein, der durch sorgfältige Auslese aus Rieslingtrauben gewonnen wurde, muß völlig frei von Zucker- und Wasserzusatz und nur der gebräuchlichen Kellerbehandlung unterworfen worden sein. Nach dem geltenden Weingesetz muß jeder Wein naturrein sein, nicht nur, wenn er ausdrücklich als solcher bezeichnet wird, sondern auch, wenn er den Namen eines bestimmten Produzenten und die Versicherung einer sorgfältigen Lese trägt. Diese sorgfältige Lese spielt gerade beim deutschen Qualitäts-Weinbau eine außerordentliche Rolle, sie erklärt auch zum Teil die große Mannigfaltigkeit der deutschen Edelweine. Ein feiner Rotwein kann nur aus vollreifen, aber noch nicht faulen Trauben gewonnen werden, letztere sind schon wegen der Farbe und der fehlenden Gerbsäure auszuscheiden. Dagegen sind edelfaule Beeren, entweder wie Rosinen von der Sonne eingetrocknet oder aber mit dem

Digitized by Google

raubraunen Rasen des Edelfäulepilzes bedeckt, geradezu Vorbedin-
ung für die Hochgewächse am Rhein wie an der Hardt, während
Dosel und Saar wieder ihre Eigenart dem zwar vollreifen, aber
och nicht in Fäulnis übergegangenen Riesling verdanken. Die Edel-
iule wird nun durch die Nebelregen des Spätherbstes begünstigt,
ie Lese kann also nur eine Spätlese sein, die Güte des Weines wird
ıher nur auf Kosten der um diese Zeit rasch schwindenden Menge
ewährleistet. Leider stellen sich aber bei der Fäulnis auch andere Pilze
nd Bakterien ein, zumal bei anhaltendem Regen der grünliche Pin-
lschimmel, der dem Weine eine ganz abscheuliche Säure gibt, wäh-
end bei zu großer Hitze die Gefahr besteht, daß besonders in durch
Bespen oder Vogelfraß beschädigte Beeren Essigbakterien dringen,
ie den Wein völlig verderben können. Es ist daher ein sorgfältiges
Auslesen nicht der ganzen Trauben, sondern auch der einzelnen
Beeren durch langjährig geschulte Winzerinnen notwendig, um ein
virkliches Hochgewächs zu erzielen. Bei dem eigentlichen „Ausbruch"
verden überhaupt nur die einzelnen Beeren, unter sorgfältigster Über-
achung, von den Trauben abgepflückt und so in oft tagelangem
Rühen aus einer größeren Fläche etwa die bescheidene Menge von
00 bis 800 Litern Maische erzielt, die dann das Halbstück (600 Liter)
der Viertelstück jenes Weines ergibt, der jetzt die fabelhaften Preise
von mehr als 100 M. bringt, was berechtigtes Aufsehen erregt hat.
Diese Preise erklären sich natürlich einmal aus den besonderen Ver-
ältnissen des Krieges, und jeder einsichtige Besitzer wird selber froh
ein, wenn normale Zeiten auch hierin wiederkehren. Jedoch be-
ichtet der kenntnisreiche Geschichtsschreiber des deutschen Weinbaus,
Dr. F. Bassermann-Jordan, schon von einem römischen Weine, bei
dem die Flasche etwa 20 Mark nach heutigem Gelde gekostet hat, und
berechnet ferner, daß eine 1852er Deidesheimer Auslese aus unserm
Weingute nach heutigem Werte ungefähr 40 Mark die Flasche gebracht
hat, während ein 1893er Steinberger aus der preußischen Domäne mit
fast 70 Mark bezahlt worden ist. Es ist bei der Beurteilung solch hoher
Preise nicht nur die Seltenheit solch hervorragender Jahrgänge in
Rechnung zu stellen, sondern auch die Tatsache, daß durch das Her-
ausnehmen der edelsten Beeren natürlich die Güte der anderen Hoch-
gewächse des betreffenden Gutes, denen sie entzogen wurden, herab-
gemindert wird. Es fragt sich also: ist es überhaupt wirtschaftlich,
auf Kosten der Menge, solche teueren Auslesen zu erzielen? Das ist
nun doch der Fall, ihre Notwendigkeit ergibt sich aus dem Wettbewerb
der einzelnen Weingebiete; denn derartige Auslesen heben den Ruf

Digitized by Google

der ganzen Gegend und lenken die Aufmerksamkeit des Konsumenten wie des Handels auf die Produkte des gesamten Gebietes, sodaß sie indirekt auch dem mittleren und kleineren Besitzer zugute kommen. Früher, als noch nicht weitere Kreise durch die Versteigerungen auf die Güte der Edelweine der Mosel und der Pfalz z. B. hingewiesen waren, galten die Namen „Deidesheimer" oder „Moselwein" eben als Bezeichnungen für einen besseren oder leichten Tischwein, wenn sie nicht gar nur wie die Weine der Mittelhardt als Verschnittweine vom Handel weit unter ihrem Werte aufgekauft wurden. Da nun, wie wir später sehen werden, sowohl die Zahl der Mißernten wächst, wie die Produktionskosten immer steigen, so drohte der Weinbau in diesen Gegenden unrentabel zu werden. Der Rückgang der Bevölkerung in den Weinbaustädtchen sprach eine ebenso beredte Sprache, wie die unheimlich steigende Verschuldung des Winzerstandes. Da zeigte sich die wirtschaftliche Bedeutung des größeren Besitzes, der allein über die nötige Fläche und das nötige Kapital verfügt, um solche Auslesen zu erzielen, die sich, schon durch die Prämierungen auf den Weltausstellungen, die Anerkennung schließlich erzwangen. Dr. Bassermann-Jordan weist auch nach, daß es in früheren Jahren gerade die geistlichen Güter in Franken und am Rhein — man denke an die Namen Steinberg und Johannisberg — waren, die Qualitätsbau mit Auslesen betrieben und so ihren Gewächsen Weltruf verschafften. Im 19. Jahrhundert war es dann der gebundene Besitz am Rhein und an der Mosel und Saar, der diese Funktion übernahm. Ich bin mir wohl bewußt, wie wenig ich mit der Zeit in Einklang stehe, wenn ich — obgleich ich mich hierbei auf das Zeugnis des ja heute so viel gepriesenen Machiavelli berufen kann — für die nützliche Wirkung des gebundenen Besitzes hier auf den Qualitätsbau eintrete, ich kann aber auf die bittere Erfahrung hinweisen, wie schwer es der Pfalz geworden ist, den wahren Wert ihrer herrlichen Erzeugnisse zur Geltung zu bringen, da ihren Lagen die Erinnerung an alten geistlichen Besitz und der Klang adeliger Namen fehlte. Eine zu große Teilung der bestehenden Weingüter oder des zu ihrer Bewirtschaftung nötigen Kapitals müßte den so schwer durch die Versteigerungen der letzten Jahrzehnte errungenen Ruf wieder gefährden und würde sich in niederen Preisen auch bald dem kleinen Winzer fühlbar machen. Frankreich, das ja seit der Revolution keine Fideikommisse mehr kennt, kann nicht als Gegenbeweis angeführt werden, da die dortigen berühmtesten Weinschlösser in die Hände der in Paris weilenden Börsenmagnaten, wie z. B. der Rothschild, übergegangen sind; diese Be-

Digitized by Google

triebe sind aber schon als reine Luxusbetriebe, die auf die Kosten gar keine Rücksicht zu nehmen brauchen, durchaus nicht vorbildlich zu nennen, eher sogar schädlich. Ob aber der Staat in der Lage wäre, so viel Domänen aufzukaufen, um den großen Privatbetrieb und dessen Initiative zu ersetzen, erscheint mir fraglich. Ein Blick in eine beliebige Weinkarte aber lehrt, daß aus einmal bekannt gewordenen Gebieten auch Qualitätsweine kleinerer Besitzer heutzutage mit Lage und Jahrgang aufgeführt werden, wie die Ergebnisse der Versteigerungen auch in normalen Jahren vor dem Kriege beweisen, daß sie lohnende Preise erzielten. Vorbildlich wirkt natürlich auch der größere Besitz sowohl im Rebbau wie in der Kellerbehandlung. Nur ist dabei zu beachten, daß in der eigentlichen Technik des Weinbaues gerade der Qualitätsbetrieb sich für Neuerungen weit weniger eignet, als der Quantitätsbau. Auf den steilen trockenen Hängen kommen die künstlichen Dünger nicht so zur Wirkung als in den feuchten Lagen der Ebene, die Lage schließt auch den Maschinenbetrieb fast völlig aus, endlich müssen feine Weine bei mäßigem Drucke langsam abgekeltert werden, schon damit man nicht die Stiele und Kerne der Trauben zerquetscht, was dem Weine einen unangenehmen Beigeschmack verleihen würde. Der Kenner wird daher, ob ihn sein Weg an den Rhein oder an die Garonne führt, schon den alten Holzkeltern, die noch nicht durch die eisernen weit schneller pressenden hydraulischen ersetzt sind, ansehen, daß er sich in einem Qualitätsgebiet befindet. Aber mit den steigenden Löhnen verteuert dieser altmodische Handbetrieb natürlich den Qualitätsbau sehr erheblich. Ja, warum wird dieser dann nicht aufgegeben? Für seine Beibehaltung sprechen durchaus nicht sentimentale Gründe, sondern sie ist ein Gebot der Notwendigkeit! Unsere Qualitätsgebiete bringen die Masse der Trauben nicht auf, die für einen rentablen Quantitätsbau erforderlich sind. Das mußten unsere Bauern in der Pfalz zu ihrem Schaden erfahren, als sie, durch die vielen schlechten Jahrgänge entmutigt, die Weinstöcke auf starken Fruchtertrag anschnitten. Trotz reichlicher Düngergaben starben die Reben darauf einfach ab. Wir können gewisse, heute hoch bezahlte Berglagen landwirtschaftlich überhaupt nicht anders ausnutzen als durch Weinbau, und zwar durch Qualitätsbau, und Qualitätsbau bedarf wieder, um lebensfähig zu sein, der hochbezahlten Spitzen. Unsere klimatischen Verhältnisse führen es aber mit sich, daß die Zahl der nassen, sonnenlosen Jahre, die den Wein nicht ordentlich ausreifen lassen, oder in denen der Fruchtansatz durch schlechtes Blütenwetter ungenügend ist, viel größer ist, als in mehr be-

Digitized by Google

günstigten Ländern. Dafür können natürlich nur lohnende Preise guter Jahrgänge entschädigen. Der deutsche Qualitätsbau muß daher mit einer weit längeren Reihe von Jahren rechnen, als z. B. der Obstbau, wenn von einer Rente die Rede sein soll, und diese Rente wird immer bescheiden sein. Der pfälzische Sachverständige für Weinbau führt in einer interessanten Berechnung aus, daß trotz der hohen Preise der letzten Versteigerungen eine Rente von nur 3% in 10jährigem Durchschnitt erreicht wurde. Wie groß die Preisunterschiede sind, möge ein Beispiel aus meinem eigenen Betriebe lehren; dort kostete der Liter Forster Kirchenstück im Jahre 1893 20 M., während er im folgenden Jahre, trotz geringerer Erntemenge, mit nur 70 Pf. bezahlt wurde! Beim Quantitätsbau sind die Preise, — abgesehen von der jetzigen Kriegszeit — natürlich gleichmäßiger, die Ernteergebnisse größer — bis viermal so groß — der Betrieb aber einfacher. Zunächst fällt die Notwendigkeit der Spätlese fort, die reifen Trauben brauchen also nicht den Unbilden der herbstlichen Witterung ausgesetzt zu werden, das etwa mangelhafte, zu saure Produkt kann durch Zucker und einen bescheidenen Wasserzusatz verbessert werden. Die Nachfrage nach kleinen Konsumweinen ist selbstverständlich viel größer und gleichmäßiger, ob nun die Weine vom Handel aufgekauft werden, wie in der Südpfalz oder in den Quantitätslagen Rheinhessens, oder ob sie, wie die badischen und württembergischen, im Lande selbst einen lohnenden Absatz finden. Daß der technische Betrieb beim Massenbau mehr den Erleichterungen der Neuzeit angepaßt werden kann, wurde schon oben erwähnt. Alles in allem beweist das stattliche Aussehen der Winzerorte, daß in früheren Zeiten sowohl der Qualitäts- wie der Quantitätsbau unsere fleißigen Winzer ernähren konnte. Mit Mißjahren mußte immer gerechnet werden bei unserm wechselvollen Klima, aber, wie das alte Sprichwort sagt: „der Wein zieht den Bauern aus, aber er zieht ihn auch wieder an".

Leider ist jedoch im zwanzigsten Jahrhundert eine Wendung zum Schlimmeren eingetreten. Der sehr verdienstvolle, leider vor kurzem verstorbene Reichstagsabgeordnete Wallenborn in Trier hat hier sehr interessante Zahlen gegeben. Der Preisrückgang der Weinberge betrug danach in den Jahren 1900—1912 an der Mosel, Saar und Ruwer 20—75 Prozent, bei 50 Winzergenossenschaften des gleichen Gebietes stieg die Verschuldung von 1900—1910 um 522 Prozent! In anderen Gegenden war die Lage nicht minder traurig. Die Ursache dieser Verschuldung ist die steigende Zahl der Mißernten; die Mosel hatte von 1850—69 nur fünf Fehljahre, von 1901—1912

Digitized by Google

aber deren neun zu verzeichnen, auch unsere Pfälzer Weingutsbesitzer haben in der gleichen Zeit nur in drei Jahren einen die Selbstkosten übersteigenden Gewinn buchen können. Dabei brachte 1916 wiederum einen völligen Ausfall, und leider hat die größere Anzahl der Winzer und Gutsbesitzer ihre 1915er Ernte gleich im Herbst zu den damals gedrückten Preisen veräußert. Der Notstand ist also gleich geblieben. Was aber verschuldet die vielen Mißernten? Ganz allein die immer schärfere Heimsuchung unserer heimischen Reben durch tierische und pflanzliche Schädlinge. Es handelt sich dabei einmal um neue, meist aus Amerika eingeschleppte Rebfeinde, dann aber haben auch unsere altgewohnten Rebmotten sich in unheimlicher Weise vermehrt. In früheren Zeiten bestand zwischen dem Weinstock und seinen Schädlingen, die seit alters her in gewissen Jahren verheerend aufgetreten waren, ein Zustand des Gleichgewichtes. Da wurde in den 50er Jahren aus Amerika ein Pilz, das Oidium, eingeschleppt, der die noch unreifen Trauben als grauer, übelriechender Schimmel überzog. Dieser Pilz verursachte große Ernteverluste, bis es der Wissenschaft gelang, in dem Schwefel ein Bekämpfungsmittel zu finden, das bei einigermaßen günstiger Witterung Abhilfe verschafft. In einem so nassen Sommer, wie 1916, versagt freilich auch der Schwefel. Die Verheerungen dieses Pilzes lenkten nun die Blicke auf die üppig wachsenden amerikanischen Reben, deren Einführung von Sachverständigen und Behörden empfohlen wurde, um den altersschwach gewordenen europäischen Weinbau zu verjüngen. Diese Maßregel sollte erst recht verhängnisvoll werden, weil mit den Amerikanern die damals noch unbekannte Reblaus nach Europa kam. Die europäische Rebe vermochte ihr auf die Dauer nicht zu widerstehen, und so sah man sich genötigt, da, wo das Ausrottungsverfahren nicht mehr der Seuche Herr werden konnte, die durch mächtiges, gegen die Angriffe des Insektes besser geschütztes Wurzelwerk sich auszeichnenden, amerikanischen Rebarten zu verwenden. Da diese von Natur keinen trinkbaren Wein lieferten, und auch die Kreuzungen mit der europäischen Rebe nicht die in sie gesetzten Hoffnungen verwirklichten, so sah man sich gezwungen, die heimischen Sorten auf amerikanische Unterlagen zu veredlen. Bei uns in Deutschland spielt dieser neue Weinbau noch keine bedeutende Rolle, wohl aber hat ein Ende der 70er Jahre mit diesen Reben eingeschleppter neuer Pilz, die Peronospora, große Verheerungen bei uns angerichtet und scheint sich leider dauernd eingebürgert zu haben. Sie befällt zunächst die Blätter, geht dann aber auch auf die Trauben über, wo sie die „Lederbeeren" verursacht, die schließ-

Digitized by Google

lich abfallen. Die Vernichtung der Blätter allein genügt jedoch schon, nicht nur die Ernte des Jahres zu vernichten, sondern auch die künftigen in Frage zu stellen, da ohne die Assimilation der Kohlensäure aus der Luft durch die grünen Organe das Holz nicht ausreifen und die Fruchtknospe sich nicht ausbilden kann. Von Peronospora befallene Reben sind daher besonders frostempfindlich und unfruchtbar. Da sich die Sporen des Pilzes mit unheimlicher Schnelligkeit über ganze Länder verbreiten, so gefährden sie bei nassem Wetter oft in wenigen Tagen die ganze Ernte. Der Zufall hat im Kupfervitriol ein Mittel finden lassen, das freilich nur vorbeugend wirkt und daher immer von neuem aufgebracht werden muß, solange sich neue Blätter bilden. So ist ein 5—7maliges Spritzen mit Kupferkalkbrühe keine Seltenheit mehr, und in feuchten Jahren kann, wie 1906, die Ernte doch nicht mehr gerettet werden. Diese Krankheit gefährdet gerade jene tieferen, feuchten und nährstoffreichen Lagen, die für den Massenbau in Betracht kommen, ohne indessen in nassen Jahren die trockenen Hänge des Qualitätsbaus zu verschonen. Auch kommt bei diesen Pilzkrankheiten sehr erschwerend hinzu, daß sie ihre verheerende Wirkung gerade in jenen feuchtwarmen Jahren ausüben, die früher, z. B. 1828, ungemein fruchtbar und durch die reiche Entwicklung des Edelfäulnispilzes für die Qualität sehr wertvoll waren. So haben diese amerikanischen Pilze eine vollständige Umwälzung der heimischen Produktion hervorgerufen und sind in hohem Grade für die steigende Zahl der Mißernten verantwortlich. So sehr es nun einleuchtet, daß die den kräftiger wachsenden, amerikanischen Reben angepaßten Schädlinge für den schwächeren europäischen Weinstock verhängnisvoll werden mußten, so schwer ist es zunächst einzusehen, warum sich in jüngster Zeit auch unsere altheimischen Schädlinge plötzlich so gewaltig vermehren und weshalb ihren Zerstörungen die Natur nicht in gleicher Weise ein Ziel setzt, wie wir es doch z. B. bei den ihnen nahe verwandten Schädlingen der Forstkultur gewohnt sind. Von Würmern, die die Blüten zusammenspinnen und die halbreifen Trauben auffressen, war schon im Mittelalter die Rede, aber ihre Verheerungen dauerten immer nur ein paar Jahre und beschränkten sich auf gewisse Gebiete, während wir nun seit 1897 ihnen einen wesentlichen Teil der ganzen deutschen Weinernte opfern müssen. Es handelt sich hier um einen Kleinschmetterling, den Traubenwickler, der seinen volkstümlichen Namen des Heu- und Sauerwurmes daher hat, daß seine erste Generation zur Zeit der Heuernte die Blüten auffrißt, während die zweite in den reifenden Beeren haust und sie mit Hilfe

Digitized by Google

verschiedener eindringender Pilze und Bakterien zur vorzeitigen, sauren Fäulnis bringt. Diesem Nachtschmetterling hat sich nun — eine wahre Geißel gerade der bevorzugtesten Lagen — ein verwandter, aber mehr bei Tage schwärmender Wickler zugesellt, die sogenannte bekreuzte Form, deren Bekämpfung wesentlich dadurch erschwert wird, daß sie sich nicht, wie der obengenannte einbindige Wickler, fest an Generationen bindet, sondern von der Blüte an, während der ganzen Vegetationszeit, sich als Ei, Raupe, Puppe und Schmetterling gleichzeitig vorfindet. Trotzdem man kostspielige Bekämpfungsarten, mechanische, wie durch Abbürsten der Rinde im Winter, durch Lampenfang, und chemische, durch Insektengifte, versuchsweise und im großen angewandt hat, gelang es bis jetzt nicht, dieses Schädlinges Herr zu werden oder auch nur seine Verheerungen wesentlich einzudämmen. Der einzelne ist natürlich im Kampfe gegen einen so flüchtigen Schädling, zumal bei der großen Zersplitterung des Weinbergbesitzes, machtlos, und ich kann auch an dieser Stelle den verbündeten Regierungen den von mir in der bayerischen Reichsratskammer erhobenen Vorwurf nicht ersparen, daß sie der gesamten Schädlingsfrage nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben. Diese Schädlingsfrage ist aber von gar nicht genug zu betonender Wichtigkeit nicht nur für Land- und Forstwirtschaft, sondern auch für die Volksgesundheit — man denke nur an die Verschleppung von Seuchen durch Mücken, Fliegen und Schmarotzer, wie die Kleiderlaus, die Trägerin des Flecktyphus. Wir sind in wirklich wissenschaftlicher Erforschung aller dieser Fragen weit hinter anderen Ländern, besonders hinter Amerika, zurückgeblieben. Warum nun aber hilft sich, wie bei unserem Weinbau, die Natur, wie sonst so oft, nicht selber? Zuerst wohl, weil der Mensch aus Nützlichkeitsfanatismus störend in das Gleichgewicht der Natur eingegriffen hat. Als in den reblausverseuchten Ländern die dortige Produktion in unerhörtem Grade sank, wurde in den noch verschonten Gebieten jedes Fleckchen Landes für den Weinbau ausgenützt. Damals verschwanden die wildwachsenden Sträucher, ja, selbst die Obstbäume wurden als minder nützlich umgehauen, die Zwischenkulturen als unrationell aufgegeben. So dehnte sich die „Kultursteppe“ immer weiter aus, wie alle Steppen arm an Arten, aber reich an Individuen. Damals scheint die bekreuzte Form entweder eingewandert oder von wildwachsenden Pflanzen auf die Reben übergegangen zu sein. Jedenfalls bot die unendliche Rebfläche dem Wickler unbegrenzte Vermehrungsmöglichkeiten, während seinen, zum Teil auf andere Pflanzen angewiesenen Feinden der Unterschlupf und die Fortpflanzungs-

Digitized by Google

möglichkeit genommen wurde. Herr von Berlepsch hat dies für die Vögel und Fledermäuse mit Sicherheit nachgewiesen; die Vogelwelt spielt aber bei der Bekämpfung der Weinbergschädlinge eine große Rolle, so vor allem die Höhlenbrüter, die, wie die Meisen, die Winterpuppen in ihrem Versteck aufsuchen, während die insektenfressenden Zugvögel die Schmetterlinge erhaschen, und die Finkenarten mit den Räupchen ihre Brut füttern. Aber nicht nur auf die Vögel, auch auf die Raub- und Schmarotzerinsekten hat die allzu ausschließliche Kultur der Rebe nicht minder schädlich gewirkt. — Bekanntlich beginnt die Vegetationszeit der Rebe erst spät, und so stellt sich auch der Traubenwickler, trefflich an die Lebensbedingungen des Weinstockes angepaßt, erst zur Zeit der Rebenblüte ein. Seine Feinde aber finden, seitdem alle anderen Bäume und Sträucher mit der auf ihnen lebenden Insektenfauna verschwunden sind, wenn sie im zeitigem Frühjahr aus ihrer Winterruhe erwachen, keine Nahrung mehr, müssen also verhungern oder auswandern. So ist z. B. nachgewiesen, daß gewisse Schlupfwespen, die im Sommer ihre Eier im Heuwurm ablegen, im Frühling bestimmter, auf Schlehen und Obstbäumen lebender Raupen als Zwischenwirte bedürfen. Daraus würde sich dann auch erklären, warum manche Gegenden, in denen neben dem Wein auch Obst gebaut wird, so augenfällig von den jüngsten Verheerungen verschont geblieben sind. In dem noch ursprünglicheren Südtirol wird ebenfalls durch Schlupfwespen der Traubenwickler in gewissen Schranken gehalten, wie bei uns in der Südpfalz eine Mordfliege die Schädigungen einer anderen auf der Rebe hausenden Raupe, des Springwurmwicklers, ein Ziel gesetzt hat. Bekanntlich spielen bei vielen schädlichen Forstinsekten Seuchen eine große Rolle, die durch Pilze hervorgerufen werden. Derartige Krankheitserreger befallen in der Tat auch unseren Wurm, ihrer Verbreitung scheinen wir aber selbst entgegenwirken zu müssen, weil uns die früher genannten, aus Amerika eingeschleppten Pilze zur Anwendung von Pilzgiften zwingen, wenn wir überhaupt noch Weinbau treiben wollen. Man schützt ja Seidenraupen vor ihren Krankheiten durch Einschwefeln, auch Kupfervitriol ist ein Desinfektionsmittel — wir scheinen also gezwungen zu sein, unsern gefährlichsten Feind noch mit aller Sorgfalt zu immunisieren! Alle diese Fragen bedürfen dringend der Klarstellung, wenn unser Weinbau — und inzwischen ist unser Obstbau ähnlich bedroht — erhalten bleiben soll. Gerade amerikanische Erfahrungen bei der Bekämpfung von Schädlingen durch ihre natürlichen Feinde, lassen die Hoffnung nicht schwinden, daß auch wir doch noch dieser

Digitized by Google

Insekten Herr werden können. Einstweilen aber verursachen noch tierische und pflanzliche Schädlinge dem Nationalvermögen unberechenbare Verluste. Hat doch 1906 in der Pfalz der Traubenwickler einen Schaden angerichtet, der mäßig auf 8 Millionen geschätzt wurde, und ebenso hohe Werte sind im gleichen Jahre dort der Peronospora zum Opfer gefallen. Der fränkische Ernteverlust betrug damals sogar 96 Prozent der normalen Ernte. 1910 verursachte das Zusammenwirken beider Schädlinge am Rhein und in der Pfalz einen Ausfall von etwas mehr als drei Viertel der Ernte, während ihnen in Elsaß-Lothringen 84 Prozent, in Württemberg und Baden 90 Prozent zum Opfer fielen. 1916 hat endlich neben der Peronospora und dem Traubenwickler auch noch das Oidium zu einer vollkommenen Mißernte geführt. Es dürfte durch diese Zahlen bewiesen sein, daß die wachsende Zahl der Fehljahre durch das überhandnehmen der Schädlinge verschuldet ist, aber auch in glücklicheren Jahren wird der Weinbau durch die Notwendigkeit der Schädlingsbekämpfung außerordentlich verteuert. Als Beispiel diene mein eigener Betrieb. 1885, als Schädlingsbekämpfung noch nicht zu den regelmäßigen Lasten gehörten, kostete bei uns die Bestellung eines Morgens (ein Viertel Hektar) an Geld und Naturallöhnen, von Ernte- und Düngekosten abgesehen, M. 275. Seitdem sind die Löhne natürlich gestiegen, und so hat sich diese Summe 1913 — dem letzten normalen Jahre — auf M. 400 erhöht. Nun sind aber die Kosten der Schädlingsbekämpfung noch dazugekommen, die 1913 an Pilzgiften M. 129 verlangten; für die nicht einmal gewährleistete Vernichtung des Heu- und Sauerwurmes wurden M. 311 aufgewendet, also zusammen mehr als die normalen Bebauungskosten. Daß im Kriege diese Ausgaben noch wesentlich gestiegen sind, versteht sich von selbst, kosten doch Dünger und Bekämpfungsmittel das Doppelte und Dreifache, und ganz abgesehen von der Steigerung der Löhne hält es natürlich außerordentlich schwer, die nötigen Arbeitskräfte zu beschaffen. Der Winzer selbst hat in all den Gegenden, wo der Weinbau vorwiegt, nur wenig Vieh und Acker, er muß also die knappen Lebensmittel zu hohen Preisen selbst kaufen, was also auch sein Produkt, den Wein, verteuern muß. Leider ist zu befürchten, daß auch im Frieden die zur Schädlingsbekämpfung nötige Menschenarbeit nur schwer dem Weinbau zugeführt werden kann, und so ist es wohl nicht zu viel gesagt, wenn man die Behauptung aufstellt, daß von der Lösung der Schädlingsfrage die Zukunft des deutschen Weinbaus abhängt.

Es wäre aber auch in sozialer Hinsicht sehr zu bedauern, wenn unser Weinbau immer weiter zurückgehen sollte, denn in keinem an-

Digitized by Google

deren heimischen Zweige der Landwirtschaft findet sich eine solch glückliche Mischung von größerem und mittlerem Besitze, und selbst die kleine Parzelle kann hier noch so ausgenützt werden, wie sonst nur noch bei dem doch räumlich sehr beschränkten Gartenbau. Besitzende Arbeiter sind in Weinbaugegenden die Regel, und der Aufstieg vom Arbeiter zum Bauern, vom Bauern zum Gutsbesitzer ist gerade hier eine häufige Erscheinung. Hierbei ist zu beachten, daß selbst der größte Privatweinbergbesitz in Deutschland 75 Hektar kaum übersteigt, und daß 25 Hektar, 100 Morgen, allgemein schon als großes Weingut gelten. Überall aber, wo der Weinbau als unrentabel hat aufgegeben werden müssen, ist eine Abwanderung in die Stadt zu beobachten; Pfälzer und Rheinländer wanderten schon in früheren Zeiten massenhaft nach Amerika aus, wenn eine Reihe schlechter Jahrgänge aufeinander folgten, sonst aber waren sie, im besten Sinne des Wortes, „an die Scholle gebunden". Wenn aber auch der kleine Besitz in den Qualitätsgebieten lohnend bleiben soll, so muß er die Konjunktur ausnützen, von dem Ansteigen der Preise beim fertigen Produkt, also etwa anderthalb Jahre nach der Ernte, Vorteil ziehen können. Vorher kann die Güte des Weines nicht mit Sicherheit beurteilt werden. Es handelt sich hier aber überhaupt um Preisschwankungen, wie sie sich nur bei sehr wenigen Waren, jedenfalls bei keinem Erzeugnis der Landwirtschaft auch nur annähernd wiederfinden. So hat der berühmte Jahrgang 1893, dessen Güte zunächst nicht erkannt wurde und der daher nur mäßige Herbstpreise brachte, den Wert der Qualitätsweine von 1889 und 1892 sehr gedrückt. Dieses große Risiko späterer Entwertung ist nicht nur bei dem den Laien oft übermäßig erscheinenden Preisaufschlag des Handels für ausgebaute Weine zu berücksichtigen, sondern es zwingt auch den Aufkäufer von Trauben bei seiner Kalkulation vorsichtig zu sein. Es erhellt hieraus auch, wie schwierig eine angemessene Preisregulierung in der gegenwärtigen Kriegszeit sein muß, so sehr die gegenwärtigen Mißstände in der Preisgestaltung zu beklagen sind und so sehr normale Preise schon deshalb in wohlverstandenem Interesse von Weinbau und Weinhandel liegen, damit nicht der größte Teil des deutschen Volkes gezwungen wird, sich des Weingenusses zu entwöhnen. Aber auch in normalen Zeiten hätten die 1915er nach der Mißernte von 1916 teurer werden und eben in diesem Anziehen der Preise hätte auch der Winzer Ersatz für den späteren Ernteausfall finden müssen. Diesen wird er aber nur dann finden können, wenn ihm die Möglichkeit geboten ist, seinen Wein so lange im eigenen Keller zu halten, bis er zum Genusse fertig ist. Da nun

Digitized by Google

gene Keltern und Kelleranlagen für den kleinen Winzer eine zu große
estlegung von Kapital bedeuten, so muß hier das gemeinschaftliche
eltern und Ausbauen der Weine durch die Winzervereine einsetzen.
adurch wird auch bei reichen Ernten ein allzu großes Angebot von
rauben vermieden, das ein Sinken der Preise verursachte, da ja der
Winzer aus Mangel an Aufbewahrungseinrichtungen zum sofortigen
erkauf genötigt war. Überhaupt hat sich für den kleineren Reb-
auer unsere vom gesamten Ausland uns beneidete Genossenschafts-
wegung als hervorragend nützlich erwiesen. Einmal verschaffen Dar-
hensgenossenschaften dem Winzer den in keinem anderen Zweige
r Landwirtschaft so unumgänglich notwendigen Kredit, damit er
ie schlechten Jahre überstehen kann, bis wieder eine lohnende Ernte
mmt. Dann führen ihm Konsumvereine die nötigen Dünger und die
annigfaltigen Bekämpfungsmittel in guter Beschaffenheit zu und
ewahren ihn so vor der Geheimmittelindustrie, die ihn unter auf-
ringlichster Reklame auszubeuten versucht. Endlich aber und vor
llem sichern ihm eigentliche Winzergenossenschaften durch gemein-
ames Einkellern der Maische und Versteigerung der Weine die
orteile des größeren Betriebes. Gewiß wird auch durch den ge-
einschaftlichen Zusammenschluß die Privatinitiative nicht ersetzt, die
Blüte eines Winzervereins hängt in allererster Linie von der Per-
önlichkeit ihres Leiters ab, aber die musterhafte Organisation der
bergeordneten Verbände, die zugleich die Geldgeber sind, übt, nach-
em die Kinderkrankheiten überwunden sind, eine heilsame Kontrolle
us. Auch sind die Verbände bemüht, durch Belehrung und Satzung
ie Betriebe der einzelnen Winzer rationeller zu gestalten, für rich-
ige Auswahl der Traubensorten, sachgemäße Düngung, wirksame
Schädlingsbekämpfung zu sorgen und auf sorgfältige Lese zu dringen.
Dadurch, daß dann die Ernte nicht zu früh angesetzt wird, und daß
möglichst gleiche Qualitäten aus gleichen Lagen zusammengelegt wer-
en, wurde auch die Güte des Produktes wesentlich gesteigert. Die
Versteigerungen, in denen die Winzervereine, abgesehen von den
Schankweinen in der eigenen Wirtschaft, ihre Weine zu Markt bringen,
haben nicht nur den Erfolg dieser Bemühungen und der einer sorg-
fältigen Kellerbehandlung erwiesen, sondern auch dazu beigetragen,
den Ruf des ganzen Weingebietes zu erhöhen. Es ist deshalb erfreu-
lich, daß ihr Verhältnis zum Handel ein besseres geworden ist. als
es anfänglich erschien. Dies wurde von seiten der Genossenschaften
auch dadurch erreicht, daß sie auf den kostspieligen und zeitraubenden
Detailverkauf verzichtet haben und, wie die größeren Besitzer, ihre

Digitized by Google

Ernte nur in den üblichen Gebinden von 600—1200 Litern absetzen. Der Handel hat sich aber allmählich daran gewöhnt, seinen Bedarf, mindestens an Qualitätsweinen, auf Versteigerungen zu decken und an Stelle der Verschnitte Originalgewächse mit Herkunftsbezeichnung zu führen. Ich glaube, daß diese Entwicklung eine gesunde ist, sie wird auch durch die deutsche Weingesetzgebung erstrebt. Beim Quantitätsbau ist eine sachgemäße Verbesserung durch Zuckerwasserzusatz von höchstens einem Fünftel, gesetzlich zulässig, diese ist auch ökonomisch zu rechtfertigen, es soll ja damit nicht eine ungemessene Vermehrung herbeigeführt, sondern die Weine denen normaler Jahre angenähert werden. Eine Kontrolle, wie sie kein ausländischer Staat kennt, bürgt dafür, daß diese Grenzen eingehalten werden und daß die Weine vom Zusatz gesundheitsschädlicher Chemikalien frei bleiben. Das deutsche Publikum kann deshalb getrost seinen Bedarf in deutschen Weinen decken, ob es einen edlen Tafelwein oder einen leichten Tischwein sucht, es hilft dann seinerseits mit, den deutschen Winzer für seine äußerst mühevolle, oft durch die Ungunst der Jahre so schlecht gelohnte Arbeit zu entschädigen.

Das Verhältnis von Forstwirtschaft zu Landwirtschaft.

Von H. von Schilcher, Dietramszell (Oberbayern).

Die Kornfelder wogen am Wege und bleichen schon sachte der Reife zu, Halm an Halm der Gerste singen ihr leises Lied, Duft von Heu und von blühenden Kartoffelbreiten trägt uns der Luftzug zu, wenn wir in sommerlicher Hitze dem Wald zustreben, wo ungezählte Triebe und Blätter ein Sonnendach über uns weben.

Die Natur ist am Bauen.

Wir Landwirte und Forstleute aber tun nichts anderes als was der Imker tut, wenn er neue Rahmen in seinen Stock hängt, daß ihm die Bienen gerade die vollbauen sollen und nicht wild im Stock herum ansetzen. Dürftig ist der Rahmen oft, den wir der Natur bieten können und schlecht paßt er nicht selten ins Bauwerk, weil wirs nicht besser verstehen; aber was macht sie nicht alles draus in nie versagender Treue. Staunend sehen wir, die wir in den das Land bebauenden Berufen stehen, immer wieder ihre Werke. Wenn wir bescheiden werden wie jener griechische Weise und wissen, daß wir nichts wissen, sondern recht viel noch lernen müssen und emsig der Natur absehen, so habe ich doch noch kaum Einen in der Landwirt-

Digitized by Google

haft und in der Forstwirtschaft gefunden, der sich nicht freute an em Platz zu stehen, und in der Freude liegt unser Gemeinsames.

Unsere Nebenmenschen aber glauben vielleicht doch, daß die Jahr- ausende Arbeit in der Landwirtschaft den Bauern so machten, wie r Gott sei Dank ist, und der Wald den Forstmann recht zweckdienlich ich gemodelt hat und daß die beiden manches doch besser können ls z. B. ein berühmter Nationalökonom.

Wirtschaft ist Menschenwerk — Forst und Land sind ja ohne Wirt- chaft, also ohne Menschen auch eine schöne Gegend — wie Landwirt- chaft und Forstwirtschaft zueinander stehen, vielleicht auch wie sie tehen sollten, das laß ich mir, an beiden Strängen ziehend, oft auf insamen Gängen durch den Kopf gehen.

Da denk ich mir oft, daß die ungeheure Menge von landwirtschaft- ichen Betrieben, die Wald besitzen, noch mehr aber die Bedeutung, die er Waldbesitz für den Wohlstand der landwirtschaftlichen Bevölke- rung hat, die Landwirte zu einem viel größern Interesse und einem bessern Verständnis für die Bedürfnisse des Waldes bringen müßten. Nicht näher eingehen will ich ja auf die Förderung, die der Landwirt- schaft in klimatischer Hinsicht, Windschutz, Regenverteilung, Quellen- sicherung, Temperaturausgleich u. a. m. aus der Bewaldung zu- gehen. Manchmal schon habe ich von Bauern nachdenkliches Nicken gesehen, wenn ich ihnen vorstellte, wie nur die Bewaldung Lawinen von ihren Häusern, Steinschlag und Muren von ihren Almen fern- hält und wie schwer die Strafe verkarstete Gegenden trifft, wo Erde für kümmerliche Äcker auf dem Rücken von Menschen zu Berg ge- tragen wird. Welchen Wert für die Wirtschaft aber die mehr oder minder leichte Befriedigung des Haus-Bedarfes an Holz hat, das möchte man an den Gesichtern der Bauern ablesen, die keinen Wald weit und breit haben, könnte man über Nacht an die Grenze der Feldflur für sie solchen hinzaubern. Haben sie aber Wald, genug und übergenug, wie da wo ich wohne z. B., dann haben zwar in den letzten Jahrzehnten die Forderungen der Wiederverjüngung auf- genutzten Waldes weitgehende Erfüllung gefunden, will man aber auf die tiefer liegenden Fragen eingehen, die in der Waldwirtschaft zu lösen sind, so findet man selten Verständnis, nicht nur in Kreisen der Bauern, sondern auch in denen der Landwirtschaft überhaupt.

Und doch gibt es weite Gegenden des Vaterlandes, wo der Wohl- stand des Bauern und des größern Grundbesitzers mit seinem Besitz an Wald auf das engste zusammenhängt.

Gerade die Eigenart der forstlichen Erzeugung aber müßte eigentlich

Digitized by Google

jeden zwingen, seine forstliche Unterrichtung gegenüber der landwirtschaftlichen nicht zu vernachlässigen. Fehler in der Landwirtschaft mit der kurzen Zeitspanne der Erzeugung schreien den Sünder meist bald und höchst vernehmlich an und sind leichter zu tilgen und zu vermeiden — forstliche Fehler schleichen chronisch durch die Jahrzehnte und sind oft nicht wieder gut zu machen, auch viel teurer. Die Nutzanwendung liegt nahe, daß unser landwirtschaftlicher Unterricht mehr als bisher auf die Bedeutung des Waldes hinweisen muß und daß, wer von forstlich Gebildeten das Ohr der Bauern hat, nicht müde werden darf, ihnen zu sagen, wie sie es vermeiden, dem Wald weh zu tun. Landwirtschaftliche Notwendigkeiten brennen auf den Nägeln, forstliche sind nur wenigen gegenwärtig, und daß es auch den Staaten so geht, beweist viel falsche Sparsamkeit in forstlichen Dingen, ja beweist, insofern es Geldfrage ist, sogar die Tatsache, daß die wissenschaftliche Forschung die Praxis fruchtbarer unterstützt in der Landwirtschaft als in der Forstwirtschaft.

In der Erfüllung gegenseitiger Verpflichtungen unter den beiden Arten des Landbaus drückt sich wohl ihr Verhältnis aus. Wenn ich Schiedsrichter wäre — Gott bewahre mich davor — dann würde ich meinen, daß die Landwirtschaft bei ihrer Schwester tief, tief im Schuldbuch steht. „Bitte, Herr Schiedsrichter," so würde sofort die zahlreiche Schar der Gegner rufen, „sehen Sie sich doch nur die großen Flächen an, die der Wald auf dem Weg der Aufforstung, uns, der landwirtschaftlichen Produktion genommen hat"! Gewiß könnten wir die heute gut brauchen, wenn sie auch so nützliches leisten, insofern sie uns einen höhern Holzeinschlag erlauben; es müßte aber untersucht werden, wieviel Fläche der Wald auf dem Wege der Rodung gegeben hat und dann — sind doch Schuld an der Aufforstung nicht forstliche, sondern landwirtschaftliche Verhältnisse. Der Übergang von der einen Bewirtschaftungsart des Bodens zur andern war ja nur verursacht durch die mangelnde Rente, die damals landwirtschaftlicher Betrieb oft brachte; unter jetzt geltenden Bedingungen und Aussichten für die Zukunft bin ich überzeugt, daß die Klagen so gut wie vollständig ganz von selbst von der Bildfläche verschwinden werden. Vorwürfe für die Aufforstenden aber darauf aufzubauen, das kommt mir so ähnlich vor, wie wenn wir in der Landwirtschaft deshalb, weil wir die Schafe jetzt bitter notwendig brauchen könnten, denen Vorwürfe machen wollten, die ihre Schafhaltung aufgegeben haben, weil sie nicht mehr sich bezahlt machte.

Für die Forstwirtschaft freilich wäre der Schluß zu ziehen aus der

Digitized by Google

Notwendigkeit, allen vernünftigerweise mobil zu machenden Boden landwirtschaftlich zu bebauen, daß sie ihr Bodeninventar durchstöbert und Flächen, auf denen sie keine Lorbeeren sammelt, da und dort der Landwirtschaft, z. B. der Ansiedlung, zuführt. Auch da muß der Satz aber als Torwächter voranstehen, daß der Wald, auch wenn er schlecht ist, schon durch sein Vorhandensein der Landwirtschaft nützen kann.

Die Forstwirtschaft muß immer eingedenk sein, daß fast alle ihre Arbeiter aus der Landwirtschaft kommen, landwirtschaftliche Betriebe haben, und daß sie das höchste Interesse daran hat, daß es denen auch in der Landwirtschaft gut geht, ein Gesichtspunkt, der in forstlichen Kreisen freilich weitgehendes Verständnis findet.

Auch sonst ist ja die Forstwirtschaft der Landwirtschaft weitgehend verpflichtet, als einer Hauptabnehmerin für ihre Produkte und als unentbehrliche Hilfskraft für deren Verbringen an den Verkehr.

Mächtig in der Schuld ist die Landwirtschaft aber in der Streufrage. Die Schäden, die von altersher dem Walde durch rücksichtslose Streuentnahme zugefügt worden sind und die ihm immer noch zugefügt werden, sind so ungeheuere, daß sie dem Grauen erregen müssen, der Einblick in diese Dinge hat. Wenn jemand mir das nicht glaubt, und in landwirtschaftlichen Kreisen wird es ja meist nicht geglaubt, dann möchte ich ihn einladen, die Beispiele für diesen furchtbaren Anschauungsunterricht sind ja nicht schwer zu finden, sondern besonders in Süddeutschland nur zu häufig, irgendwo im Bayerischen Wald, im Spessart oder wo er sonst will, aus dem Innern des Waldgebiets an die Vorwaldungen in der Nähe der Dörfer mich zu begleiten, oder hier in meiner Gegend die immer auf Streu genutzten Teile mit den unberührten zu vergleichen. Es gehört keinerlei forstliche Schulung dazu, zu sehen, was unserer kostbaren Unterlage, dem Boden, angetan worden ist. Auch von neu entstehenden Schäden kann jeder Revierverwalter, der Streuabgabe oder -berechtigung hat, mehr erzählen als ihm lieb ist.

Dabei ist die Allgemeinheit interessiert, sofern Staatswald berührt ist, der allen und nicht nur der Landwirtschaft gehört und nicht weniger im Privatwald, dessen Erzeugungskraft oft auf einen kläglichen Bruchteil dessen heruntergebracht ist, was er leisten könnte.

Wenn wir in der Landwirtschaft uns von dieser verderblichen, auch für die Landwirtschaft selbst verderblichen, Abhängigkeit vom Walde nicht freimachen können, dann verlieren für mich unsere sonstigen Leistungen manches von ihrem Glanze, denn sie sind zum Teil mit

Digitized by Google

geliehenem, um nicht zu sagen mit erpreßtem Kapital hervorgebracht. Vor allem müßten wir in der Landwirtschaft das einsehen, wozu leider noch weite Wege sind, und dann müßten die ernstlichsten Versuche gemacht werden, die ungeheueren Schwierigkeiten technisch landwirtschatflicher und rechtlicher Natur aus dem Weg zu räumen und die Landwirtschaft auch darin auf eigene Füße zu stellen.

Liebesgaben hoffen wir in der Landwirtschaft alle nicht zu brauchen, darum hören wir endlich auf aus dem Volksvermögen im Walde zu dessen Schaden und nicht zu unserem landwirtschaftlichen Nutzen Werte zu ziehen.

Wir sind konservativ in der Landwirtschaft, den Kartoffelbau hat Friedrich der Große befehlen müssen, und ich kann mir vorstellen, welche Widerstände die allgemeine Aufgabe der Waldweide, die Umwälzung zum Kleebau und zur Stallfütterung auf den Plan rief.

Der neuen Umwälzung der Aufgabe übertriebener Waldstreunutzung aber müssen wir einmal ins Auge sehen, trotz aller Widerstände.

Von der Waldweide sprach ich eben. Kann die nicht eine Kompensation von der Forstwirtschaft an die Landwirtschaft sein? Niemals im Wirtschaftswalde. Da hat sie keinen Platz mehr, weil sie die zu fordernde möglichste Ausnützung des forstlichen Kulturbodens ausschließt. Im Alpenwalde aber und mehr noch in den Hochlagen der Alpen, auf den Almen, da bin ich allerdings der Meinung, daß die Forstwirtschaft manches wieder herausgeben kann und muß, was sie nicht ganz glücklich der Weide genommen hat.

Wenn die Almenschutzgesetzgebung, die ja einmal kommen wird, nach der Richtung einer reinlichen Scheidung zwischen Wald und Weide, zwischen Wirtschaftswald und Weidegebiet arbeitet, dann kann sie, ohne daß man goldene Berge daraus sieht, viel gutes schaffen für beide Teile.

Zwischen Feldrand und Waldsaum fallen einem solche Sachen ein, wenn man einige Zeit im Leben Wald und Feld bestellt hat.

Fürchte aber ja nicht, freundlicher Leser, Du siehst, bei dergleichen Waldmenschen kommt die captatio am Schluß, daß Du meinetwegen wegen vielen Grübelns verhungern oder erfrieren mußt.

Wir werden in der Landwirtschaft und in der Forstwirtschaft, und das ist unser ernst gemeintes Verhältnis zu Dir, schon auch fleißig umschauen und die Hand rühren.

Digitized by Google

Was der Bauer verträgt?

Vieles, ja alles, was notwendig und natürliches Geschehen ist. Wenn ein dürres Frühjahr die Saaten verdorren läßt, wenn im Regensommer die Frucht verfault, wenn ein Hagel die Arbeit langer Monate in wenigen Minuten vernichtet, dann greift der Bauer zum Pflug und fängt sein mühsames Werk von neuem an.

Der Boden hat das Recht auf ihn; deswegen ist er auf der Welt, daß er seine Sache mit Ordnung verwaltet, und wenn ihm die Hände einmal unnütz werden, dann weiß er, daß er auf Erden nichts mehr zu tun hat, und denkt ohne Wehmut und Wehleidigkeit ans Sterben. Breit und hart und schwielig sind seine Hände geworden, daß er sie im Gebet nur unbeholfen falten kann, aber so müssen sie sein, denn glatte und weiße Hände heißt er Diebskrallen, natürlich mit schuldigem Respekt vor allem, was Tinte verschreibt.

In seiner Religion, in Sitte und Brauch, in seinen auf uraltem Herkommen ruhenden Anschauungen sind Liebe zur Arbeit und Ehrfurcht vor der Arbeit die Grundfesten.

Darum ist seine Sittlichkeit bestimmt, klar und fest umgrenzt, ganz anders als unsere gesellschaftliche Moral, die überall Löcher und noch mehr Ausnahmen als Regeln hat.

Arbeit gibt die strenge Unterscheidung zwischen dem was recht oder unrecht ist, Arbeit gibt wie den Inhalt, so die Richtschnur des Lebens.

Darum ist sein Leben köstlich gewesen, weil es immerdar Mühe und Arbeit gewesen ist.

Darum ruht das Vaterland auf den Schultern der Bauern.

Sie haben Deutschland aus dem Schutte des dreißigjährigen Krieges wieder aufgerichtet; aus den zerstampften Feldern haben sie blühende Fluren geschaffen, ihr zäher Fleiß hat die Fundamente gelegt, auf denen sich das handels- und industriemächtige Vaterland aufgebaut hat.

Wer heute zaghaft wird, mag sich daran erinnern, und wer es vergessen kann, ist ein trauriger Narr, er mag so hochstehen oder so dicke Bücher schreiben, wie er will.

Wenn die Aussichten gut sind, wird der Jurist ein Verwaltungsbeamter. Er hätte auch Staatsanwalt und Richter werden können und keinen Buchstaben darum anders gelernt, als nun, da er Herr über zwanzig Bauerngemeinden werden soll und will.

Vom Bauern freilich weiß er nichts; von seinem Leben, seinen Ge-

Digitized by Google

wohnheiten, seiner Art, hat er auf der hohen Schule kaum irgendetwas gehört.

Der Herr Professor für Nationalökonomie hat eingeschachtelt zwischen anfechtbare Leitsätze über Weltwirtschaft auch des verbohrten und rückständigen Individuums gedacht, das uns unser tägliches Brot gibt.

Aber nur flüchtig, um sich recht gelehrt zu verbreiten über den seligen Richard Cobden und die Anti-Cornlaw-League in England, über die nacheinander entstehenden Bedürfnisse des nécessaire, commode, delicat, superflu, magnifique, oder über die Möglichkeit, die Chinesen durch das Stücklohnsystem zu guter Arbeit zu nötigen.

Der Vir doctissimus wäre selbst in arger Verlegenheit, wenn er draußen in der lieben Gottesnatur aufgehenden Weizen vom Haber oder von der Gerste auseinanderkennen müßte. Und sicher würde er naserümpfend die Zumutung abweisen, daß er Auskunft geben sollte über die derben Bräuche altbayerischer Bauern und ihren Zusammenhang mit der Jahreszeit und der Arbeit.

Aus seiner Schule heraus tritt der junge Mann mitten ins bäuerliche Leben hinein, in das er bereits als Rechtspraktikant bei einem Bezirksamt väterlich besorgt eingreift.

Ich saß ein halbes Jahr lang in einer Kanzlei zusammen mit dem Sprossen einer fränkischen, sehr bekannten Adelsfamilie, der gleich die Beachtung und das Wohlwollen unseres Chefs errang durch die Fertigkeit, jeden bürgermeisterlichen Antrag mit dem Auftrage „zu näherer Berichterstattung" brevi manu zurückzuschicken.

Diese Kunst, den Aktenhund an einem Vormittag zu entleeren und den Schein der emsigsten Sorgfalt zu erregen, verschaffte ihm auch später die Liebe und Hochachtung seiner Vorgesetzten.

Ich habe mich oft über den gutmütigen, weltfremden und verzogenen Menschen ergötzt, der keine Blume und keinen Baum kannte, der sich im Walde nicht auf den Boden setzte aus Angst vor Schlangen, dem man die stärksten Bären aufbinden konnte und für den die Bauern ganz gewiß die Glieder einer minder entwickelten Zwischenstufe bedeuteten.

Vermutlich ist er als Bubi in Samthosen mit Gouvernanten herumgelaufen und ängstlich vor jeder Berührung mit ungezogenen Dorfkindern behütet worden, war Page, braver Student und wurde mit dem ersten Schritt ins Leben der Lenker von Bauerngeschicken.

Leider ist er jung gestorben, sonst hätte er in hervorragender Stellung unsere heutigen Ernährungsfragen mitgeregelt. Jener Assessor aber, der Anno 1916 die Bauern aufgefordert hat, mehr „Gries" zu bauen, ist zum mindesten geistig mit ihm verwandt gewesen.

Digitized by Google

Früher war der Staatskonkurs der Gradmesser aller Fähigkeiten des Verwaltungsbeamten. Ein so genau eingestellter Apparat, daß sich das Talent des einzelnen in Dezimalbrüchen darstellen ließ. Jetzt ist der Krieg gekommen und hat die glänzendsten Juristen noch einmal ins Examen genommen.

Das Ergebnis ist uns wohl bekannt und gibt uns das Recht zu der Frage: Muß es so sein und muß es so bleiben?

Wo die Theorie wieder zu Theorie verwurstet wird, richtet sie weniger Schaden an; wo sie mit der Erfahrung zusammenstößt und überall im Wege steht, ist sie hinderlich.

Wenn ihr aber gar die Leitung eines bloß auf Arbeit und Erfahrung eingestellten Wirkens übertragen wird, dann entwickelt sie sich zur schlimmsten Feindin des Gemeinwesens.

Der Bauer ist kein Spielzeug für Juristen.

Im Frieden hat sich der Städter darüber wenig Gedanken gemacht, heute merkt er es am eigenen Leibe.

Papierochsen heißt der Bauer, dem die ererbte Scheu vor gesiegelten Schreiben abgewöhnt worden ist, die Herren, die heute widerrufen, was sie gestern befohlen haben, die Schweine bald töten, bald züchten lassen, die von ungefütterten Hennen Eier haben wollen, die Kleie ums doppelte teurer als Korn, Margarine und Wagenschmiere teurer als Butter und Schmalz werden lassen.

Als der Krieg Jungmannschaft, Reserve und Landwehr aus den Dörfern holte, traten die Alten aus den Austragsstuben heraus und legten die müden Hände wieder an Pflug und Egge.

Es ging ums Vaterland und mußte sein. Kein mürrisches Wort fiel und kein Bauer wies rühmend darauf hin, daß er das Selbstverständliche tat und die Heimat schützte.

Die kräftigsten Pferde wurden geholt; er half sich mit den minderen; ging die Arbeit nicht so flink von der Hand, so dauerte sie eben länger. Geleistet wurde sie.

Der Winter verging, die Frühjahrsbestellung mußte geschehen, aber der Krieg hatte jetzt auch den Landsturm an die Grenzen abgerufen.

Immer leerer wurde das Dorf, aber die Arbeit wurde getan.

Mancher Vierzehnjährige führte den Pflug, manches alte Weiblein ging mühsam hinter der Egge her. Niemand murrte.

Es war halt so eine Zeit.

An der Westfront und weit drinnen im Russenland fielen Hausväter und Söhne.

In der kleinen Dorfkirche läutete man zum Totenamt, der Böller

Digitized by Google

krachte dreimal zum ehrenden Andenken an einen Vaterlandshelden. Aber auch die Angehörigen gingen ohne lautes Klagen nach der kirchlichen Feier heim, legten das grobe Gewand an und machten sich an die Arbeit.

Es war halt so eine Zeit.

Wieder kam die Ernte, wiederum kamen Winter und Frühjahr.

Wer in den Urlaub vom Felde hereindurfte, dachte nicht an Erholung und Ruhe und schaffte eiliger und schaffte mehr als im Frieden.

Das Wetter meinte es nicht gar zu gut. 1915 war es zu trocken, 1916 zu naß, aber was nur geschehen konnte, geschah. Die Alten gingen gebückter, den Weibern zitterten die Hände, aber kein Tagwerk blieb unbestellt.

Es war halt so eine Zeit.

Was sein mußte, ertrug dieses Volk mit gefaßter Ruhe.

Unterdessen schrieben städtische Zeitungen vom Eigennutz und von der Habgier der Bauern.

Die Behörden verlangten dies und verlangten jenes, verboten, beschlagnahmten, befahlen, redeten in alles ein, heute so, morgen anders.

In Aktienmühlen mehrten sich die Millionen, für Kleie verlangten sie Preise, daß Hühner- und Schweinezucht zum teuersten Sport wurde; für Häute wurde wenig bezahlt, aber das Leder wurde unerschwinglich teuer. Brauchte der Bauer Kleesamen, dann erhielt er ihn nicht einmal um teures Geld; hinterher, wie es zu spät war, schrieb ein Händler in der Stadt Kleesamen zu übertriebenen Preisen aus. Einmal galten die Ferkel 6 Mark, ein anderesmal 50 Mark. Der Preis für die ausgewachsenen Schweine aber wurde so niedrig angesetzt, daß man bei der Aufzucht sein Geld verlor. Da sagte der Bauer Papierochsen und hörte nicht mehr mit ehrerbietigem Schweigen zu, wenn der Herr Lehrer die neuesten Verfügungen aus dem Amtsblatte vorlas. Wenn aber nunmehr gar Stimmen laut werden, die die liebliche Mischung von Bürokratie und Staatssozialismus auch für künftige Zeiten anempfehlen, dann reißt dem Bauern die Geduld.

Alles verträgt er nicht.

Er opfert sich dem Vaterlande, nicht der hochmütigen Unwissenheit derer, die hoffnungsfroh oder ängstlich nach dem russischen Wirrwarr hinüberschielen.

Alles verträgt der Bauer nicht.

Rottach am Tegernsee. Ludwig Thoma.

Digitized by Google

Stadt und Land.

Von Freiherrn von Wangenheim auf Klein-Spiegel (Pommern).

Als zum ersten Male zu Beginn des Weltkrieges der englische Aushungerungsplan offen ausgesprochen wurde, da ging ein Gefühl der Befreiung von drückender Sorge durch das deutsche Volk, als es sich zeigte, daß die deutsche Landwirtschaft in der Lage sei, auch nach Unterbindung aller Zufuhren unsere Ernährung zu gewährleisten. Selbst Blätter und Volkskreise, welche sonst der Landwirtschaft feindselig gegenübergestanden hatten, wußten nun nicht genug ihre Leistungen zu rühmen, und so konnte man eine Zeitlang wirklich hoffen, daß endlich einmal durch die Not der Zeit die unselige Verhetzung zwischen Stadt und Land beseitigt, gemeinsamer, vorurteilsfreier Arbeit im Interesse des Vaterlandes die Bahn geebnet sei.

Die Hoffnung war zu schön, um standzuhalten. Mit den zunehmenden Erschwerungen, welche der Krieg unvermeidlich unserem gesamten Wirtschaftsleben bringen mußte, begann die altgewohnte Hetze gegen die Landwirtschaft in ungeminderter Heftigkeit von neuem, nicht zum Segen des Ganzen. Vielleicht ist es da für diejenigen Volkskreise, welche einer sachlichen Beurteilung der Dinge überhaupt noch fähig sind, nicht ohne Wert, noch einmal an der Hand der Tatsachen sich Rechenschaft abzulegen von der wirklichen Lage der Dinge und von den Ursachen mancher Schwierigkeiten, welche uns bedrücken.

Dem verstorbenen Professor Gustav Ruhland verdanken wir eine für jeden Volkswirt lehrreiche kleine Schrift: „Aufstieg und Niedergang der Völker.“ In kurzen, scharfen Umrissen führt er uns in dieser Schrift den Werdegang aller uns bekannten Völker vor und zeigt, daß der Verlauf desselben stets der gleiche war. Das Hirtenvolk wandelt sich zu seßhaften Ackerbauern, allmählich treten Industrie und Handel in den Vordergrund, schneller wächst mit Ausdehnung der Wirtschaft auf auswärtige Gebiete der Reichtum, es beginnt die Jagd nach dem Golde. In dieser anscheinend glänzenden Entwicklung liegt aber zugleich der Keim des Verfalls. Die Vernachlässigung der wahren Quellen der Volkskraft führt zur sittlichen, politischen und wirtschaftlichen Entartung und damit zum Niedergang des Volkes.

In diesen Abschnitt der Entwicklung ist Deutschland mit zunehmender Schnelligkeit nach 1871 eingetreten; Bismarck erkannte die drohende Gefahr und suchte ihr vorzubeugen durch den Schutz der heimischen Arbeit. Sein Nachfolger, ohne eine Ahnung der tieferen Zusammenhänge, ging auch auf diesem Gebiet andere Bahnen und gab

Digitized by Google

so den Anlaß zu den großen wirtschaftspolitischen Kämpfen am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts.

Durch die Not im Kampf ums Dasein schloß sich damals die deutsche Landwirtschaft zum „Bund der Landwirte" zusammen, nach Ansicht der Gegner ein Unternehmen der Raubritter, nach der Absicht seiner Begründer und der Weltanschauung seiner Mitglieder eine Notwendigkeit für die Sicherung unserer dauernden Macht und Unabhängigkeit. Wer aus der Weltgeschichte auch nur etwas gelernt hat, wer die Ziele der Politik der drei großen Weltreiche: Groß-Rußland, Groß-Amerika und namentlich Groß-England erkannt hat, der mußte auch damit rechnen, daß in absehbarer Zeit Deutschland einen Daseinskampf nach mehreren Seiten zu führen haben werde, und daß es diesen Kampf nur siegreich bestehen könne, wenn es nicht nur militärisch gewappnet, sondern auch wirtschaftlich in der Lage wäre, aus eigenen Mitteln seine Bevölkerung zu ernähren und mit den notwendigen Rohstoffen zu versorgen. Ich habe oft genug ausgesprochen: „Man weise mir nach, daß der Untergang der deutschen Landwirtschaft zum Besten des Vaterlandes notwendig ist, dann werde ich ihm nicht entgegentreten." Aber diesen Nachweis hat mir niemand erbracht. Gewiß haben damals die deutschen Landwirte auch für sich und ihre Familien gekämpft, aber sie konnten und mußten diesen Kampf führen, denn von seinem glücklichen Erfolg hing auch die Zukunft unseres Vaterlandes ab. So haben sie gekämpft, bis sie zwar nicht den lückenlosen, aber doch wenigstens den nötigsten Schutz erlangten; gekämpft nicht nur gegen die freihändlerisch-demokratischen Parteien, sondern auch gegen die eigene Regierung.

Die deutsche Landwirtschaft hat aber ihr Heil nicht lediglich in der Zollgesetzgebung und dem Zollschutz gegenüber dem übermächtigen ausländischen Wettbewerb gesucht. Mit eisernem Fleiß und mit außerordentlichem Erfolg hat sie in allen Zweigen ihres Betriebes an der Vervollkommnung und Steigerung ihrer Erzeugung gearbeitet. Es ist bedauerlich, daß weiteste Volkskreise von dieser gewaltigen Kulturarbeit keine Ahnung haben. Was in wenigen Jahrzehnten in der Pflanzen- und Tierzucht, in der wissenschaftlichen Erforschung aller Grundlagen und der Vervollkommnung aller Zweige landwirtschaftlichen Betriebes geleistet ist, das kann nur der ermessen, der mitten in diesen Arbeiten gestanden hat.

Die deutschen Landwirte haben niemals ein Hehl daraus gemacht, daß jeder Schutzzoll seine Mängel und Unvollkommenheiten hat, sie mußten sich aber auf die Erlangung eines solchen beschränken, denn das

Digitized by Google

vollkommenere Mittel, welches sie im Antrage Kanitz, in der Regelung der Einfuhr nach dem Bedarf — verbunden mit einer weitsichtigen Vorratspolitik — vorschlugen, wurde nicht nur von den gegnerischen Parteien, sondern auch von der Regierung mit Entrüstung abgelehnt, in seiner großen nationalen Bedeutung überhaupt nicht verstanden. So erreichten sie einen mäßigen Schutzzoll für Getreide und Vieh, aber es blieben eine Reihe von Lücken in unserer wirtschaftlichen Rüstung, welche heute ihre verhängnisvolle Wirkung gezeigt haben.

Die Grundlage unserer Rindviehzucht, die Milcherzeugung, blieb ungeschützt und damit unrentabel. Den deutschen Ölfruchtbau hatte man einer auf der Einfuhr fremder Erzeugnisse begründeten Industrie schon vorher geopfert, ebenso wie die deutsche Schafzucht und ihr Erzeugnis, die deutsche Wolle; deutscher Flachs und Hanf verschwanden vor russischen und indischen Spinnstoffen. Heute setzen wir alles in Bewegung, um diese nunmehr verkümmerten Zweige unserer Landwirtschaft neu zu beleben; leider aber ist Vernichten leichter als Aufbauen, und wir müssen für unsere Kurzsichtigkeit jetzt büßen.

Immerhin war ein erheblicher Erfolg mit der neuen Zollgesetzgebung erreicht, und daß die deutsche Landwirtschaft ihn auszunutzen gewillt und imstande war, das hat sie bewiesen. Wir hatten in den letzten Jahren vor dem Kriege zwar noch eine Mehreinfuhr an Weizen, im Grunde eine Luxuseinfuhr, aber bei der wichtigsten Brotfrucht — dem Roggen — eine eigne Erzeugung, welche den unbeschränkten Brotverbrauch überstieg und teils in das Ausland, teils in die Viehställe ging. Unsere eigne Fleischversorgung deckte den weit über das notwendige Maß gesteigerten Verbrauch bis auf etwa 4 Prozent, zeitweise mußten Schweine ausgeführt werden. Einführen mußten wir Fette: einmal, weil die Milcherzeugung bei dem Fehlen eines genügenden Schutzes unlohnend war, sodann, weil die gesteigerten Ansprüche, namentlich der städtischen Arbeiterbevölkerung, die Mast von Fettschweinen unlohnend machten, man wollte nur noch zartes, mageres Fleisch haben. Einführen mußten wir ferner große Massen von Futtermitteln, namentlich von eiweißhaltigen, Ölkuchen, Fisch- und Fleischmehl, Mais und Gerste. Diese Einfuhr wäre zum größten Teile entbehrlich geworden durch Wiederbelebung des eigenen Ölfruchtbaus, durch eigene Fabrikation von Fisch- und Fleischmehl und durch eine planmäßige Steigerung des deutschen Kartoffelbaus. Der letztere, darauf haben einsichtige Landwirte immer wieder hingewiesen, kann bei weiterer Vervollkommnung der Züchtung, des Anbaus und der Düngung fast ins Ungemessene gesteigert werden, und wir ha-

Digitized by Google

ben heute in der Trockenkartoffel nicht nur das beste Mittel zur Verlängerung unseres Brotgetreides, sondern auch dasjenige Erzeugnis, welches uns von ausländischer Gerste- und Maiseinfuhr unabhängig machen kann.

Aber die deutsche Landwirtschaft hat sich auch bei diesen Fortschritten nicht beruhigt; unausgesetzt hat sie gedrängt auf Vermehrung der Anbauflächen durch eine großzügige Urbarmachung der etwa 500 Geviertmeilen, welche Deutschland an Ödflächen in Moor und Heide besitzt, Flächen, welchen die heutige Technik die höchsten Erträge abgewinnt.

So standen wir vor Ausbruch des Krieges auch bezüglich unserer Volksernährung voll gesichert da. Der Kluge aber soll vorbauen! Wiederum waren es die Vertreter der deutschen Landwirtschaft, welche schon lange vor Ausbruch des Krieges bei dem immer bedrohlicheren Aussehen des politischen Himmels zum Ansammeln großer Vorräte mahnten, zurückgreifend auf den Grundgedanken des Antrages Kanitz. Es ist nicht ihre Schuld, wenn diese Mahnungen keinen Erfolg gehabt haben und wenn wir, nur auf die laufende Ernte und die vorhandenen Bestände gestützt, in den Weltkrieg hineingingen.

Unsere Viehbestände waren bei Beginn des Krieges ungewöhnlich große; eine mittlere Getreideernte sicherte uns vor Brot- und Futtermangel; eine kleine, aber gesunde Kartoffelernte erschwerte zwar die Lage, konnte aber bei sorgsamer Wirtschaft ausreichen.

Die erste Aufgabe, welche nach Ausbruch des Krieges gelöst werden mußte, war die Versorgung des Heeres; nach langen Kämpfen wurde der von den Vertretern der Landwirtschaft gemachte Vorschlag angenommen und die „Zentralstelle für die Heeresverpflegung" gegründet. Unter Heranziehung der Landwirtschaftskammern, des Handels, der Müllerei, der Genossenschaften und Landratsämter hat diese Stelle ihre Aufgabe geräuschlos und mit einem Minimum von Unkosten gelöst.

Schon bei den ersten Verhandlungen wurde die Notwendigkeit von Höchstpreisen für Getreide von uns betont, gleichzeitig aber erklärt, daß die Landwirtschaft gewillt sei, zu mäßigen Preisen den Brotbedarf des Volkes zu decken, während von anderer Seite ein Hochgehen der Preise als Mittel zur Erzielung sparsamer Wirtschaft empfohlen wurde.

Schon damals haben wir verlangt, daß eine gleiche Zentralstelle auch für die Brotversorgung des Volkes geschaffen werde. Erst nach langen Kämpfen entschloß man sich zur Gründung der K. G., um gewisse Vorräte für den Sommer zu sammeln, und erst als es fast schon

Digitized by Google

u spät war, als Massen von Brotgetreide verfüttert und vergeudet wa-
en, entschloß man sich zu Höchstpreisen. Nachdem man endlich auch
eren Wirkungslosigkeit eingesehen hatte, kam man zur Bewirtschaf-
ung und Verteilung des Brotgetreides (Mahlbücher, Brotkarten),
hne welche die Preisfestsetzung allein erfolglos bleiben mußte.

In der fehlenden Vorratsansammlung, dem verspäteten Eingreifen,
en fortgesetzt wechselnden, die Erzeugung hemmenden Maßnahmen
iegt der Hauptgrund für die Knappheit unserer Getreidevorräte.

Vorschläge für eine gleichmäßige, möglichst billige Fleischversorgung
er Städte haben die landwirtschaftlichen Vertretungen schon vor
ehr als 20 Jahren gemacht und immer wieder erfolglos erneuert:
ie verlangten Zusammenfassung der Viehmäster und des Viehhan-
els zu Lieferungsverbänden, ihnen gegenüber eine Organisation der
tädtischen Fleischer zur Abnahme des Viehs, Verwertung und Ver-
eilung des Fleisches, dadurch Vereinfachung durch genossenschaftlichen
redit, Verbilligung des Umsatzes und der Versorgung.

Es ist nun nicht der Zweck dieser Ausführungen, im einzelnen in
ine Würdigung der Maßnahmen auf den verschiedenen Gebieten der
andwirtschaftlichen Erzeugung einzutreten. Es sei deshalb nur noch
urz darauf hingewiesen, daß unsere auskömmlichen Schweinebestände
ernichtet wurden durch das sinnlose Morden im Frühjahr 1915,
aß bei der drohenden Mißernte desselben Jahres, namentlich im
auhfutter, der rechtzeitige Massenaufkauf von Rindvieh versäumt
urde, welches wir in den besetzten Gebieten des Ostens und Westens
ätten durchhalten können. Es sei ferner darauf hingewiesen, daß es
urch die unglücklichen Maßnahmen in der Kartoffelwirtschaft er-
eicht wurde, daß wir mit der großen Kartoffelernte von 1915 fast
erhungerten, daß das Verbot der Verfütterung von Kartoffeln an
Schweine die Mast lahmlegte, ebenso wie die Verfügungen über die
Erschwerung der Hausschlachtungen noch heute unsere Hauptmäster,
ie kleinen Leute, so verstimmt und mißtrauisch gemacht haben, daß
ie Folgen unabsehbare sind.

Es sei ferner hingewiesen auf die gänzlich verfehlten Bestimmungen
über die Verwertung der Hühner und Eier, der Milch und Butter.
Man sollte nicht Verordnungen erlassen, von welchen man sich von
vornherein sagen muß, daß sie weder befolgt, noch kontrolliert werden
können, und man sollte nicht die Beamten und Erzeuger verrückt
machen durch endlose, fortgesetzt abgeänderte Bestimmungen, welche
niemand mehr im Gedächtnis behalten und verstehen kann. Was
soll man demgegenüber zu Gerichtsentscheidungen sagen, durch welche

Digitized by Google

hunderte von Landwirten und alleinstehenden Frauen zu hohen Strafen verurteilt werden, nicht weil sie Getreide unterschlagen haben, sondern weil sie mehr abgeliefert haben, als sie bei der ersten Ernteschätzung angenommen und demgemäß angegeben haben.

Vergessen darf ferner nicht werden die vielfach geradezu verheerende Tätigkeit der Z.E.G., welcher es gelungen ist, zahllose Vorräte uns fernzuhalten, welche unser sachkundiger Handel mühelos aus dem Auslande hereingeschafft hätte.

Es muß ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß alle diese Bestimmungen erlassen sind teils ohne die berufenen Vertretungen der Landwirtschaft überhaupt zu hören, teils im vollsten Widerspruch gegen deren Vorschläge, vielfach nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus politischen Gründen. Auch neuerdings ist man trotz aller üblen Erfahrungen auf dem besten Wege, unsere kaum wieder aufgefüllten Viehbestände endgültig zu ruinieren. Die herbe Kritik meines Freundes Oldenburg über die zahllosen G. m. b. H.-Gründungen ist leider nur zu sehr berechtigt; anstatt dem in der Zentralstelle für die Heeresverpflegung gegebenen Beispiel und unseren Vorschlägen zu folgen, schaltete man den Erzeuger und den Händler aus, welche doch bisher alles mit einer gewissen Sachkunde gemacht hatten. An ihre Stelle trat der allwissende Bürokrat, für dessen Entscheidungen die Stimmung und die Wünsche der schlecht unterrichteten und noch schlechter geleiteten Massen ausschlaggebend wurden. Es ist ja leider eine immer wiederkehrende Erscheinung, daß alle diese Kreise sich gegenüber der Landwirtschaft ein sachverständiges Urteil zutrauen, für welches jede Begründung fehlt; mehr denn je hat man die Warnung vergessen, daß der Bauer kein Spielzeug ist.

Es ist nun heute selbstverständlich ganz unmöglich, während des Krieges mit einem Schlage zu einem vollkommenen Systemwechsel zu kommen; anbahnen und vorbereiten aber sollte man ihn so bald wie möglich. Nicht mit fortgesetzten G. m. b. H.-Gründungen, sondern durch die planmäßige Organisation und die sachverständige Betätigung der Erzeuger, der Verbraucher und des Handels allein wird man den uns gestellten Aufgaben gerecht werden und unsere zukünftige wirtschaftliche Gesundheit, die Grundlage aller Macht, sichern. Eins allerdings müssen alle Berufsstände, muß auch der Handel aus dieser Zeit und für die Zukunft lernen, daß auf allen Wirtschaftsgebieten die erste Frage zu lauten hat: Was verlangt das Wohl des Vaterlandes, und daß dann erst zu prüfen ist, wie diesen Erfordernissen die berechtigten Ansprüche des einzelnen Berufs einzuordnen sind. Nicht

Digitized by Google

-is Geldverdienen nur um des Geldverdienenswillen, nicht die wirt-haftliche Ausbeutung von Erzeuger und Verbraucher ist die volks-irtschaftliche Aufgabe des Handels, sondern die der Gesamtheit die-ende geschickte und verantwortliche Vermittlung des Güteraustausches wischen Erzeuger und Verbraucher macht ihn zum unentbehrlichen liede in unserem Wirtschaftsleben und gibt ihm den berechtigten An-ruch auf die angemessene Entlohnung seiner Arbeit.

Wenn trotz dieser Vielregiererei, trotz aller Eingriffe in ihren Be-rieb die deutschen Landwirte noch nicht versagt haben, so ist das ein länzendes Zeugnis für ihre Leistungsfähigkeit. Wenn sie trotz der un-ndlichen Verordnungen und Strafbestimmungen noch nicht die Lust n der Arbeit verloren haben, so zeigt das, wie ernst sie ihre natio-ale Aufgabe nehmen. Wogegen sie sich aber mit aller Entschiedenheit erwahren müssen, das ist die Hetze, welche man auch jetzt wieder ge-en sie eröffnet hat, indem man ihnen nicht nur mangelhafte Lei-tungen vorwirft, sondern sie auch als die Wucherer hinstellt, welche as Volk ausbeuten, und so ihnen die Schuld für alle Unbequemlich-eiten und Einschränkungen beimißt, welche teils die natürliche Folge ines Weltkrieges überhaupt, teils der Erfolg mangelhafter Vorberei-tung und unsachgemäßer Maßnahmen sind. Immer wieder vergißt man, daß in unserer Lage nicht der billigste Preis das wichtigste ist, sondern die Förderung der Erzeugung und das Vorhandensein größt-möglicher Vorräte.

Wer die vorstehenden Ausführungen ohne Voreingenommenheit liest, der wird doch vielleicht zu der Einsicht kommen, daß die deutschen Landwirte in richtiger Erkenntnis der Weltlage rechtzeitig auf diejeni-gen Wege hingewiesen haben, welche allein zu unserer Sicherung führen konnten; daß also nicht sie die Schuld tragen, wenn heute leider vieles in unserer Volksernährung hapert.

Mann kann nur lebhaft bedauern, daß die sonst so tatkräftige Zensur nichts getan hat, um die ungerechte und planmäßige Verdächtigung und Beschimpfung der deutschen Landwirtschaft zu verhindern, wie sie von gewissen Kreisen seit langer Zeit wieder betrieben wird und lei-der ihren Widerhall findet in den weitesten Konsumentenkreisen. Ich weiß sehr wohl, daß in vielen Fällen weniger böser Wille, als vielmehr völlige Unkenntnis der ländlichen Verhältnisse vorliegt, aber die Sache ist für die Gegenwart und Zukunft unseres Volkes zu ernst, als daß nicht alle Volkskreise alles aufbieten sollten, um durch plan-mäßige Aufklärung, durch ehrliche Zusammenarbeit hier Wandel zu schaffen. Wo wären wir denn heute ohne die Leistungen unserer Land-

Digitized by Google

wirtschaft? Was dieselbe bei größtem Mangel an Menschen und Gespannen, an Futter und Dünger, was namentlich die Tausende von Frauen geleistet haben, deren Männer im Felde stehen oder unter dem kühlen Rasen ruhen, das bildet ein Ehrenblatt in der Geschichte der deutschen Landwirtschaft, und gar mancher, der sich heute über diese entrüstet, würde schamrot werden, wenn er einmal einen Einblick in ihre schwere, entsagungsvolle Arbeit erhielte. Wenn ich ein Pferd fortwährend schlage, so wird es störrisch und verweigert den Dienst; wenn ich eine Kuh stoße und prügele, so gibt sie keine Milch; der Bauer aber soll sich jede Beschimpfung gefallen lassen und trotz aller Erschwerungen freudig das letzte hergeben eben an dieselben Leute, welche ihn mißhandeln.

Wenn man gesehen hat, wie immer und immer wieder in diesem Kriege unsere Landbevölkerung die reichsten Gaben dargebracht hat, sei es für unsere Krieger draußen, sei es für das verwüstete Ostpreußen, sei es durch die Aufnahme pflegebedürftiger Großstadtkinder, wie unter eigener Einschränkung Woche für Woche zahllose Sendungen nicht nur ins Feld, sondern auch in die Städte gingen, wie heute Tausende von Städtern bei den Verwandten auf dem Lande durchgefüttert werden, dann kann man nur sagen: Unser Landvolk ist rührend in seiner stillen, aber unerschöpflichen Opferwilligkeit.

Doch genug von diesen unerfreulichen Erscheinungen. Die deutschen Landwirte verlangen kein Lob, nur gerechte Beurteilung. Aber um Größeres und Ernsteres geht es in dieser Zeit. Unverhohlen verkünden unsere Feinde von Tag zu Tag, daß ihr Ziel unsere staatliche und völkische Vernichtung ist, und wer wollte nach allem, was wir schon erlebt haben, noch zweifeln, daß es ihnen bitterer Ernst ist mit ihren Absichten. Was wollen gegenüber dieser Sachlage alle die großen und kleinen Schmerzen und Nöte der Kriegszeit besagen? Müssen wir nicht täglich und stündlich unserem Herrgott und unseren tapferen Heeren danken, daß sie uns vor Furchtbarem bewahrt haben und bewahren werden? Aber wie soll auch das tapferste Heer, der genialste Feldherr uns zum endlichen Siege führen, wenn wir nicht hinter der Front unsere Schuldigkeit tun, in wirtschaftlicher Arbeit die Grundlage schaffend, auf welcher auch unsere militärische Stärke beruht, in der Pflege des Geistes treuer Pflichterfüllung und opferwilliger Ausdauer, die allein uns über die Not der Zeit erheben können. Wir brauchen, weiß Gott, alle Kräfte viel zu nötig, als daß wir sie noch in törichtem Streit schwächen dürften.

Ich meine, die Lehren, welche dieser Krieg dem deutschen Volke für

Digitized by Google

Gegenwart und Zukunft in Flammenschrift aufgezeichnet hat, sollte jeder Deutsche verstehen und seinem Denken und Tun zugrundelegen. Die Grundlage unserer Macht ist und wird sein, die weitestgehende Unabhängigkeit auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens unter höchster Ausnützung aller Hilfsquellen im eigenen Vaterlande. Was uns heute daran noch fehlt, das müssen wir ergänzen durch Gebietszuwachs im Westen und im Osten nach Maßgabe der militärischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten; durch Sicherung unserer Schiffahrt, durch überseeische Kolonien, welche uns mit denjenigen Rohstoffen versorgen, welche uns selbst fehlen, durch den engeren Zusammenschluß mit unseren treuen Verbündeten in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Diese Grundlagen haben wir ferner zu sichern durch ein Heer und eine Flotte, welche in Zukunft an innerem Wert jedem Feinde überlegen bleiben. Aber, wenn uns auch der Sieg, den wir erlangen müssen und werden, alles gibt, dessen wir bedürfen, nicht aus räuberischer Ländergier, sondern aus der bitteren Notwendigkeit gegen eine Wiederholung eines Kampfes fast mit der ganzen Welt uns zu schützen, so werden wir stark nur bleiben, wenn auch unser Volk einig und innerlich gesund bleibt. Nicht eine Wiederholung der Gründerjahre nach 1871 mit ihrem wilden Taumel haben wir zu erwarten und wünschen wir uns, sondern ein stählernes Zeitalter steht uns bevor, welches die äußerste Anspannung aller Kräfte verlangen wird. Nur wenn das deutsche Volk seine gesunde Kraft, seinen ehrlichen Sinn bewahrt, wird es imstande sein, seine große geschichtliche Aufgabe zu erfüllen und mit dem deutschen Geiste selstloser aber dann hoffentlich auch selbstsicherer Pflichterfüllung und Gerechtigkeit die Welt zu durchdringen, damit sie an deutschem Wesen genesen könne.

Dann wird auch die Zeit gekommen sein zur Neuorientierung unserer inneren Politik; aber freilich suche ich diese nicht in der Gewährung unverstandener und unverwertbarer angeblicher politischer Freiheiten; die haben noch stets mit der größten Unfreiheit im Banne herrschsüchtiger Volkstribunen geendet, und nicht zum wenigsten sind sie einem Teil unserer Feinde zum Verhängnis geworden. Ich suche sie in der bewußten freien Unterordnung der eigenen Person, des eigenen Interesses unter die Ansprüche des Vaterlandes. Nur wenn das Vaterland gesichert ist, dann wird auch die Bahn frei sein, um im friedlichen Wettkampf an wirtschaftlichen und idealen Gütern jedem Stande das Beste zu gewähren, was in unserer unvollkommenen menschlichen Welt überhaupt erreichbar ist. Das aber werden wir niemals erreichen durch den Kampf aller gegen alle, durch die Herab-

Digitized by Google

setzung und die Verhetzung der verschiedenen Berufsstände und Klassen gegeneinander, sondern nur unter voller gegenseitiger Anerkennung der Rechte und Ansprüche aller nach Maßgabe des Erreichbaren, durch den festen Willen zu organischer Zusammenarbeit im Dienste des Vaterlandes. Auch die deutsche Arbeiterschaft muß endlich einsehen lernen, daß ihre Zukunft nur dann gesichert ist, wenn es dem Arbeitgeber gut geht, der Beruf, in dem sie schafft, blüht; daß nicht die Verhetzung, nicht der verbitternde, Werte vernichtende Kampf zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber ihr selbst und dem Vaterlande zum Segen gereicht, sondern gemeinsame ruhige Arbeit und friedliche Verständigung. Sind wir doch Kinder eines großen Vaterhauses, und da meine ich, tun wir besser, wenn wir mit ehrlichem Willen selbst die Verständigung untereinander suchen, als daß wir in einem die Geister vergiftenden Kampfe die besten Kräfte nutzlos aufreiben.

Und endlich wollen wir niemals vergessen, daß unser deutsches Volk heute nicht mehr da stände, wo es steht, wenn es sich nicht in dankbarer Anerkennung dessen, was seine Fürstenhäuser ihm stets gewesen sind, im tiefsten Herzen bewahrt hätte die selbstverständliche Unterordnung unter eine starke Monarchie, und wenn es sich nicht den festen Glauben an einen Gott im Himmel erhielte, der die Deutschen noch niemals verlassen hat und sie auch niemals verlassen wird, so lange sie sich nicht selbst verlassen.

Das sind nicht wirtschaftliche und parteipolitische Wünsche eines einseitigen rückständigen Agrariers, das sind die Ergebnisse einer jahrtausendalten geschichtlichen Lehre und die nüchternen Erwägungen über die Grundlage der Macht, welche Deutschland für Gegenwart und Zukunft gebraucht. Die uralte Sage vom Riesen Antaeus, der unüberwindlich war, so lange seine Füße fest auf der heimischen Erde standen, hat noch für jedes Volk ihre Bedeutung behalten, für keines aber wird die Beherzigung ihres tiefen Sinnes entscheidender sein, als für das deutsche.

Zur Valutapolitik.

Nach der von Heim und Schlittenbauer herausgegebenen „Kriegswirtschaftlichen Beilage zum Bayerischen Kurier und Neuen Münchner Tagblatt“ (Nr. 27 vom 1. Juli) wird in Thüringen hochwertiges Brotmehl, das zu diesem Zweck von der Kriegsgetreidegesellschaft zugewiesen werde, für die Herstellung von Spielwaren verwendet, die über die neutralen Länder nach England und Amerika exportiert würden; die Arbeiterbevölkerung, die dieses 82prozentige Brotmehl verarbeite, werde mit kaum genießbarem Rübenbrot ernährt.

Digitized by Google

Hunger.

Von Dr. med. Peter Ziegelroth in Krummhübel (Riesengebirge).

Was Kultur ist, läßt sich nicht leicht erschöpfend sagen. Aber das ist sicher: die Anfänge aller Kultur liegen in dem Suchen nach Schutz gegen die umgebenden natürlichen Gefahren. Das Dach, das Feuer, die Kleidung, Dämme und Deiche, Talsperren, der Kampf gegen die großen und kleinen Räuber usw. all dies ist Kultur im besten weil natürlichen Sinne.

Ingleichen scheuen wir weder Kosten noch Mühe, die Seuchen zu bekämpfen und ihnen vorzubeugen. Nur im Kampf gegen die schlimmste aller Seuchen, gegen den Hunger, gegen die Hungerpest scheint unsere Tatkraft zu versagen. Ich nenne aber die Hungerpest die schlimmste aller Seuchen, weil sie der Nährboden ist, auf dem alle andern Seuchen wachsen. Ungenügend ernährte Lebewesen, Menschen wie Tiere verlieren nicht nur ihre körperliche und geistige Leistungsfähigkeit, sie verlieren auch ihre Widerstandskraft und ihre Seuchenfestigkeit.

Vom ärztlichen Standpunkt aus also muß der Kampf gegen die Unterernährung eine der wichtigsten Aufgaben jeden Kulturvolkes sein. Hungersnot, bei tiefstehenden Völkern ein Ausfluß kultureller Unbeholfenheit, ist bei hochstehenden Völkern ein kultureller Atavismus. Ein Volk, das Anspruch erhebt, ein Kulturvolk zu sein, darf unter gar keinen Umständen dulden, daß seine Volksgenossen je den Gefahren einer Hungersnot ausgesetzt werden. Auch vorbeugend. Haben wir auf diesem Gebiete alles Erforderliche oder auch nur das Nötigste getan? Unsere jetzigen Nahrungsschwierigkeiten antworten: nein. Wer ist schuld? Gemach. Wir wollen nicht in den Fehler der Schwachmütigen verfallen und einen Sündenbock suchen. Wir wollen tiefer schürfen. Alle Schutzwerke sind aus der Not geboren. Niemandem fällt es ein, Dämme und Deiche und Talsperren zu bauen, wenn die Verheerungen nicht vorher in die Erscheinung getreten sind. Das gleiche gilt von der Seuchenbekämpfung. Aber schon hier zeigt sich, daß gewisse mit der Kultur entstandene Vorstellungen den Kampf erschweren. Die Bekämpfung der Luftseuche z. B. wurde lange gehemmt durch falsche Begriffe von Scham und Moral.

Auch der wirksame Kampf gegen Räuber, selbst wenn wir wissen, daß sie uns an die Kehle wollen, leidet oft unter Einflüsterungen aller Art, Gefühlduseleien usw.

Im Kampf gegen die Hungerpest aber spielen eine ganze Reihe von Denkfehlern eine üble Rolle. Der Wunsch zeigt sich auch hier oft als der Vater des Gedankens.

„Denn es formen sich ja die Gedanken
Dem Kruge nach, in den sie sanken."

Die deutsche Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte ist da ein klarer Beweis.

Vor 35 Jahren, am 14. Juni 1882, hat Fürst Bismarck im Reichstag (vergl. Berliner Lokalanzeiger 12. 12. 1916) die prophetischen Worte gesprochen: „Wenn wir wirklich dahin kämen, daß wir das Getreide, was wir notwendig verzehren müssen, nicht mehr selbst bauen können: in welcher Lage sind wir dann, wenn wir in Kriegszeiten keine russische Getreideeinfuhr haben und vielleicht gleichzeitig von der Seeseite blockiert sind, also überhaupt kein Getreide haben?"

Hätten wir diese Worte Bismarcks beherzigt und sie zur Richtschnur unseres wirtschaftlichen und politischen Verhaltens gemacht, nie wären wir in Schwierigkeiten geraten. Aber wir sind arg von Bismarcks Rat und Wegen abgewichen. Jetzt haben wir die Not im Lande. Bismarck hat jene denkwürdigen Worte ge-

Digitized by Google

sprochen bei Behandlung der Kornzollfrage. Damals erwiderte ihm der Abgeordnete Bamberger u. a.: „Die Theorie, die der Reichskanzler vorgeführt hat, ist wirklich so veraltet, daß man sie selten sogar in den Kreisen, die wenig mit diesen Dingen sich abgeben, aussprechen hört. Daß aber eine Getreidenot entstanden sei durch kriegerische Zwischenereignisse, das ist unerhört in der modernen Geschichte seit 50 Jahren; und es ist eine so entsetzlich entfernte Möglichkeit, daß man sie nach dem mathematischen Begriff des Unendlichkleinen eine Unmöglichkeit nennen kann."

Der Gang der Ereignisse hat Bismarck recht gegeben. Bamberger beging den Fehler, aus der Enge der damaligen Zeit und der damaligen Bevölkerungsdichte heraus zu urteilen. Während Bismarcks Auge die Zukunft voraussah. Aber die Meinungsverschiedenheiten zwischen Bismarck und Bamberger hatten einen tieferen Grund. Sie hingen zusammen mit dem ewigen Kampfe zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern. Es haben gescheitere Köpfe als wir es sind, — unbeschadet der Hochachtung vor den Lesern — sich vergebens bemüht zu entscheiden, was das Bessere ist: Zollschutz oder Freihandel. Die Entscheidung steht noch aus und wird nie fallen. Weil beides nach Zeit und Umständen richtig oder falsch sein kann. Aber der Ariadnefaden, der aus dem Wirrsal der theoretischen Schwierigkeiten herausführt, ist und bleibt: die Sicherstellung der Volksnahrung. Schutzzöllner und Freihändler, Schlotbarone und Agrarier, Bauern und Arbeiter, Ärzte und Politiker, wir alle Bürger des gemeinsamen Vaterlandes müssen es für unsere oberste Pflicht halten, die deutsche Volksnahrung unter allen Umständen sicherzustellen. Bismarcks Worte aus dem Jahre 1882 verhallten, weil wir in Deutschland noch nie eine allgemeine wirkliche Nahrungsnot erlebt hatten. Niemand kannte die Gefahren, welche Bismarck voraussah. Doch schnell änderte sich das Bild. In Deutschland vollzog sich die gewaltigste Umwälzung und Revolution, die je ein Reich durchmachen kann. Von uns allen unbemerkt, „dieweil wir eben schliefen". Aus dem dünn bevölkerten Deutschland mit besten Ernährungsmöglichkeiten war ein dicht bevölkertes Deutschland geworden, dessen Nährkraft in schwerer Zeit versagen mußte, denn wir hatten nichts zu ihrer Stärkung getan. Ja wir dachten nicht einmal daran, aus der Tatsache der immer dichter werdenden Bevölkerung die nötigen politischen und wirtschaftlichen Folgerungen zu ziehen. Die Volksdiätetik stand im Banne des optimistischen Geschehenlassens. Unsere Feinde wollten Deutschland in eine belagerte Festung verwandeln und uns durch Aushungern in die Knie zwingen. Eine gütige Vorsehung hat uns durch Hindenburg und unsere U-boote in der Stunde der höchsten Gefahr gerettet. Die Gefahr ist gottlob gebannt. Aber wir haben in den grausen Abgrund geblickt. Wir wissen nunmehr, was Nahrungsschwierigkeiten sind. Im Vordergrunde aller deutschen Kulturarbeit wird nunmehr stehen müssen der Kampf gegen die Hungerpest für jetzt und später, für Krieg und Frieden. Dämme und Deiche und Talsperren sind aufzurichten. Die Richtlinien habe ich in den Süddeutschen Monatsheften Dezember 1916 dargelegt[1]). Politisch und wirtschaftlich gibt es für uns keine wichtigere Aufgabe mehr als die Sicherstellung der Volksnahrung im Sinne der Eigennahrung.

[1]) Bei dieser Gelegenheit bitte ich zu berichtigen: Seite 389 Zeile 7 muß es heißen eine halbe Tonne, und nicht eine halbe Million Tonnen.

Digitized by Google

Aufruf zur Gründung einer Deutschen Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie.

Eine Forderung der neuen Zeit.

Von Geheim. Regierungsrat Professor Dr. phil. et med. Theodor Paul.

„Es ist im hohen Grade auffallend, daß zur Feststellung einer rationellen Ernährung der Haustiere viele Kräfte auch mit Unterstützung des Staates tätig sind, daß sich dagegen um die Ernährung des Menschen kaum jemand kümmert." Carl von Voit.

Ganz Deutschland ist heute von dem Bestreben beseelt, das Vaterland möglichst unabhängig vom Auslande zu machen. Dies gilt in erster Linie für die Versorgung mit Lebensmitteln. Die Erfahrung der drei Kriegsjahre hat gelehrt, daß eine ausreichende Ernährung, selbst unter mancherlei Entbehrungen, nur möglich ist, wenn wir erstens jedes auch noch so kleine Stückchen Land ausnützen, um nahrungsmittelspendende Pflanzen anzubauen, zweitens mit eiserner Strenge dafür sorgen, daß die Lebensmittelvorräte gleichmäßig zur Verteilung gelangen, und wenn wir drittens mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, daß aus unseren Erzeugnissen der größtmögliche Nutzen gezogen wird.

Die deutsche Landwirtschaft hat gezeigt, daß sie im wesentlichen imstande ist, die erste dieser drei Aufgaben zu erfüllen. Dabei hat sie es der chemischen Forschung zu danken, daß wir jetzt den unentbehrlichen Stickstoffdünger in beliebiger Menge aus der Luft zu erzeugen vermögen. Die beiden anderen Aufgaben sind dagegen noch keineswegs gelöst. Die „Bewirtschaftung" der Lebensmittel, d. h. ihre Erfassung und gleichmäßige Verteilung zuzeiten des Bedarfs ist in der Mehrzahl der Fälle nur dann möglich, wenn sie für längere Zeit aufbewahrt werden können. Hierzu ist es unumgänglich notwendig, daß wir das Wesen der chemischen Veränderungen, welche die Lebensmittel beim Aufbewahren erleiden, möglichst genau kennen, um Schutzmaßregeln treffen zu können, durch welche schädliche Veränderungen vermieden oder auf ein Mindestmaß beschränkt werden. Daß wir in dieser Beziehung zum Teil leider noch über ganz ungenügende Kenntnisse verfügen, haben uns die letzten Jahre eindringlich vor Augen geführt. Ähnlich verhält es sich auch mit den Grundsätzen, nach denen die küchengemäße Zubereitung der Lebensmittel erfolgen muß, um die Abfälle zu verringern und die Ausnützung im menschlichen Körper möglichst zu erhöhen. Hier gilt es, die Versäumnisse einer langen, mit Überfluß gesegneten Friedenszeit nachzuholen. Unser in Ernährungsfragen erfahrenster Physiolog und Hygieniker Max Rubner hat dies schon in seinem im Jahre 1913 erschienenen Buche „Wandlungen in der Volksernährung" in folgender Weise sehr anschaulich zum Ausdruck gebracht: „Die rauhe Wirklichkeit macht aber ihre Rechte geltend, indem sie die Unterlassungen mit allem Nachdruck zur Empfindung drängt. In den Tagen der Not, wenn die Lebensmittelpreise steigen und eine tiefe Erregung weite Kreise der Bevölkerung ergreift, steht man ratlos den Fragen der Volksernährung gegenüber, unfähig zu deuten, was die Notwendigkeit fordert, und was Luxus sei, und ohne Macht, den Ereignissen für die Zukunft vorzubeugen oder sie zu verhindern." Und jetzt müssen wir täglich die Erfahrung machen, wie recht Rubner hatte!

Eine umfassende Lösung der vorliegenden Fragen ist in erster Linie mit von der chemischen Forschungsarbeit zu erwarten, welche Landwirtschaft, Technik und Gewerbe zu ihren großen Erfolgen der letzten Jahrzehnte geführt hat. Zwar wird auch gegenwärtig schon in den Laboratorien der deutschen Hochschulen und in anderen Anstalten an der Lösung jener Fragen gearbeitet, aber gerade so, wie sich die Gründung von besonderen Forschungsanstalten auf anderen Wissensgebieten als notwendig erwies und bewährte, so muß auch eine „Deutsche Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie" errichtet wer-

Digitized by Google

den. Dies ist um so wichtiger, als es sich hierbei um die Sicherstellung der Ernährung unseres Volkes handelt, die auch nach dem Kriege einen Grundpfeiler der Machtstellung Deutschlands in der Welt bedeutet. Aufgabe dieser Anstalt müssen u. a. sein: die Erforschung der chemischen Zusammensetzung der Lebensmittel und der bei ihrer Gewinnung stattfindenden Vorgänge, die systematische Bearbeitung der bei der Aufbewahrung und küchengemäßen Zubereitung der Lebensmittel in Betracht kommenden chemischen Fragen. Außerdem wäre dem Studium der Verwertung der sog. Abfallstoffe bei der Herstellung und Verarbeitung der Lebensmittel besondere Sorgfalt zu widmen. Die Kosten für Gründung und Unterhalt einer derartigen Forschungsanstalt werden allerdings ein Kapital von mehreren Millionen Mark erfordern. Dem gegenüber steht aber die Tatsache, daß das deutsche Volk in den letzten Jahren vor dem Kriege allein für Lebensmittel jährlich ungefähr 19 Milliarden Mark ausgegeben hat, das ist eine Summe, die bei Abgabe von 25 Pfennig von je tausend Mark ein Kapital von ungefähr 5 Millionen Mark ergibt. Aber schon vom rein kaufmännischen Standpunkt aus würde die Gründung einer derartigen Forschungsanstalt gerechtfertigt sein, da durch eine rationellere Erzeugung und Verwertung der Lebensmittel auch ein höherer Nutzen herausgewirtschaftet werden kann.

Alle diejenigen, welche der Gründung einer Deutschen Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie Interesse entgegenbringen, werden gebeten, sich an den Verfasser zu wenden, damit die einleitenden Schritte hierzu vorbereitet werden können.

München, im Juni 1917.

Der Antrag Kanitz in seiner letzten Fassung.

Der Reichstag wolle beschließen:

den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dem Reichstage baldigst einen Gesetzentwurf vorzulegen, wonach: für die Dauer der bestehenden Handelsverträge zum Zweck einer Befestigung der Getreidepreise auf mittlerer Höhe —

1. Der Ein- und Verkauf des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides, mit Einschluß der Mühlenfabrikate, in einer den von 1891 bis 1894 abgeschlossenen Handelsverträgen nicht widersprechenden oder mit beteiligten Vertragsstaaten näher zu vereinbarenden Weise — ausschließlich für Rechnung des Reichs erfolgt;
2. die Verkaufspreise des Getreides nach den inländischen Durchschnittspreisen der Periode von 1850 bis 1896, die Verkaufspreise der Mühlenfabrikate nach dem wirklichen Ausbeuteverhältnis, den Getreidepreisen entsprechend, bemessen werden;
3. über die Verwendung der aus dem Verkauf des Getreides und der Mühlenfabrikate zu erzielenden Überschüsse derart Bestimmung getroffen wird, daß:

a) alljährlich eine den durchschnittlichen Getreidezoll-Einnahmen seit dem 1. April 1892 gleichkommende Summe an die Reichskasse abgeführt wird,

b) ein Reservefonds gebildet wird, um in Zeiten hoher In- und Auslandspreise die Zahlung der an die Reichskasse jährlich abzuführenden Summe (a) und den Verkauf des ausländischen Getreides zu den sub 2 festgesetzten Preisen — auch bei höheren Einkaufspreisen — zu ermöglichen;

4. bei Erschöpfung dieses Reservefonds die ad 2 bestimmten Verkaufspreise des Reichs um so viel zu erhöhen sind, daß sie der Reichskasse einen Überschuß in Höhe der durchschnittlichen Getreidezolleinnahmen seit dem 1. April 1892 gewähren.

Berlin, den 4. Dezember 1895.

Graf v. Kanitz-Podangen, Graf v. Schwerin-Löwitz, v. Ploetz, v. Kardorff, Liebermann v. Sonnenberg, Schwerdtfeger.

Digitized by Google

Brotlandsgewinnung durch Kriegsgefangene.

Unser Mitarbeiter Ludwig Kemmer schreibt zu dem im Dezemberheft erschienenen Aufsatze Peter Ziegelroths „Die deutsche Eigennahrung“:

Wer im Leben König Friedrich Wilhelms des Ersten nach einer Stätte sucht, wo die Arbeit froh war, findet sie dort, wo der Unermüdliche durch Rodung und Entwässerung von Mooren Neuland gewann als Heimat für neue Geschlechter. Hier war es nicht immer November, wie sonst im Bereiche des Königs, hier war die Luft frei von dem Dunste des Tabakkollegiums. Hier duftete, einem grauen Chaos entstiegen, eine grüne Welt von sonnenwarmen Wiesen, hier war es immer, durch Jahre, durch Jahrzehnte Morgen, Lebensanfang, wie in den Geschichten von Inseleinsiedlern. Hier erhob sich eine Robinsonhütte aus Brettern mit einem gemalten Grenadierdoppelposten an der Türe, als Unterkunft für den König, wenn er von den Heu-, Milch- und Butterernten träumen wollte, die das Neuland gleich versprach und bald gewährte.

Es gibt kein Bild von dieser Hütte. Wie man sie sich auch im Geiste erbauen mag, als Bauernkate, als Bahnwärterhäuschen oder als Schäferkarren ohne Räder, immer wird sie ein Herrenhaus bleiben und tiefer zum Herzen sprechen als die Rokokovolieren und -schmuckdosen von Stein und Glas und Kupfer, selbst wenn sie von so reicher Schönheit geadelt sind wie Daniel Poeppelmanns Zwinger. Der Schäfer, der in diesem Karren wohnte, sorgte treu für seine Herde.

Im Februar 1718 erkundete Oberjägermeister Freiherr von Hertefeld im Auftrage des Königs, über klirrendes Eis wandernd, das Havelländische Luch. Nach neunwöchiger Arbeit hob sich Neuland an das Licht und ward in der Frühlingssonne zum ersten Male warm und grün. Der König betrieb die Entwässerung so eifrig, „daß ihm selbst seine vielgeliebten Soldaten nicht zu gut dünkten, um mit Hand anzulegen“. Zweihundert Grenadiere von vier Regimentern wurden nach Königshorst kommandiert und arbeiteten unter der Leitung von zwanzig Unteroffizieren.

In Sprüngen stieg der Ertrag. Im Jahre 1719 wurde ostfriesisches Vieh angesiedelt, 200 Ochsen nährte die junge Weide, 1720 gediehen 400 Ochsen und 600 Hammel, 1721 700 Ochsen. Zuerst hatte sich der Starrsinn der Fischer und Moorbauern gegen die Störer des Sumpffriedens gewandt. Im Jahre 1723 teilten Besitzer kleiner Luchanteile aus eignem Antriebe dem König mit, „daß jedes Haupt Milchvieh jetzt wohl sechsmal soviel Milch gebe als früher“. Ein holländischer Meier richtete eine Mustermilchwirtschaft ein. Dieses Milchgut hatte um drei Groschen für das Pfund den Butterbedarf der königlichen Küche — drei bis acht Pfund in der Woche — zu liefern. Ich weiß nicht, wie viele Personen der königliche Hof umfaßte — jedenfalls traf auf die Person weniger als unser Blockadenotmaß. Eine Zeitlang diente das Gut märkischen Bauerntöchtern als Schule der Milchbehandlung und der Käse- und Butterbereitung. Friedrich der Große machte daraus eine „ordentliche Akademie des Butermachens“. (Mehr und Genaueres gibt mein Büchlein Moorpioniere. München 1912. Otto Gmelin.)

Im Jahre 1721 waren 1211,1 Quadratkilometer märkischer Erde an die

Digitized by Google

Sonne gehoben, ein Gebiet, so groß wie das Fürstentum Lippe, — fast wie Faust es träumte:

Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde.

Friedrich Wilhelm war bis zu seinem Tode unermüdlich als Moorpionier tätig. „Das große Luch ohnweit Gumbinnen" und das Oberbruch lockten ihn noch in seinen letzten Lebensjahren. Aber die Freude dieser Eroberung war ihm versagt. Das Unternehmen erforderte zu viel Geld. Er legte die Anschläge zurück mit dem Vermerk „Für meinen Sohn Friderich".

Die Jugend, der der harte Vater so weh getan hat: der Kronprinz, Katt, die Markgräfin von Bayreuth, hat ihn durch ihre Klagen bei der Nachwelt für lange Zeit um den Dank gebracht, den er sich durch seine harte Treue verdient hat. Beim Roden, Entwässern, Landgewinnen fand sich das Herz des Sohnes wieder zum Vaterherzen. Im Jahre 1739 schrieb Friedrich voll Begeisterung über die Wiederherstellung von Preußisch-Litauen an Voltaire: „Ich habe etwas so Heroisches in der hochherzigen und sorgsamen Art gefunden, mit welcher der König die Aufgabe verfolgt hat, diese Wüste bewohnt, fruchtbar und glücklich zu machen, daß ich glaubte, Sie würden dieselben Empfindungen teilen, wenn Sie die näheren Umstände erführen, wie hier der gute Zustand wiederhergestellt ist."

Freudig nahm er die Faustarbeit auf, die ihm sein Vater hinterließ.

Zwischen 1746 und 1753 ließ er das Oberbruch entwässern. 130 000 preußische Morgen, 325 Quadratkilometer, ein Gebiet von der Größe des Fürstentums Reuß ältre Linie, wurden gewonnen, 1300 pfälzische, schwäbische, polnische Familien wurden in 43 neuen Dörfern angesiedelt. Auch bei seinen Feldzügen gegen Erlkönig war er von genialen Unterführern unterstützt, die Schwerin, Seydlitz, Zieten ebenbürtig waren. Die Arbeiten im Oberbruch wurden nach dem Plane und unter der Leitung des Kriegsrats von Harlem ausgeführt. Von 1762 bis 1780 leitete die Landgewinnung und Besiedlung der Wirkliche Geheime Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrat Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof. In Pommern, Preußen und in der Mark wurden 672 Quadratkilometer urbar gemacht. Im Netzebruch konnten 3500 Familien, im Rhin- und Dossebruch 1500 Kolonisten angesiedelt und 25 neue Dörfer gegründet werden. Von einem großen Teile dieser Moorkulturarbeiten konnte ich die Flächenmaße und die Ansiedlerzahlen nicht feststellen. Jedenfalls geht die Summe dieser Arbeit weit über die Zahlen hinaus, die mir erreichbar waren.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin —

das Beispiel der preußischen Moorpioniere wirkte auch im Süden des alten Reiches. Ihr Landgewinn und wohl auch der Gedankenaustausch, der seit 1758 zwischen Friedrich dem Großen und der Herzogin Maria Anna in Bayern stattfand, veranlaßten Moorkulturversuche in den Voralpen und im Donaumoos, deren Ergebnis die Landgewinnung auch in Bayern nicht mehr stillestehn ließ und inzwischen reiche Ernten an Brot und Volk getragen hat.

Auf die Technik und die Erfolge dieser Moorpioniere gestützt, durch die Fortschritte der Technik und durch die Erfolge von Moorpionieren der neuesten Zeit ermutigt, hielt ich es nach der Marokkokrise, als die Fata Morgana zerflossen war, die uns deutsche Bauernhöfe auf altem Germanenboden im Atlas-

Digitized by Google

lande gezeigt hatte, und als die Weltbesitzer uns tropische, mit der Schlafkrankheit belastete Gebiete boten, für möglich, das Königreich deutschen Bodens, die zwei Millionen Hektar, die uns von einer Naturmacht vorenthalten werden, mit den alten blanken Waffen der Bauern, dem Spaten und der Axt, und mit der neuen Bauernartillerie, den landwirtschaftlichen Maschinen unsrer Zeit, zu erobern und so Land vom alten Lande, von der besten, liebsten Erde unter dem schönsten, liebsten Himmel für hunderttausend Bauern zu gewinnen.

Ich nahm an, daß es auch in unsrer Zeit möglich sei, zu dieser friedlichen Eroberung militärische Kräfte aufzubieten, nachdem Friedrich der Große es gewagt hatte in dem Siebenjährigen Krieg um das Oderbruch Truppen zu verwenden, während sich die Koalition gegen ihn zusammenbraute. Als Laie konnte ich in der Herstellung von Faschinen- und Knüppeldämmen, Kanälen, Wegen, Durchlässen, Behelfsbrücken, Brunnen, Gräben, Sickerschächten, Baracken, Feldeisenbahnen und in der Gelegenheit zu Sprengübungen, die die harten Bestandteile der Moorschicht bieten, keine Unterbrechung der technischen Ausbildung der Pioniere, eher eine Gelegenheit zur Vorbereitung auf den Ernstfall sehen. Jetzt weiß ich, daß unsre Pioniere nicht nur zur Handhabung und Ausnützung des Spatens, sondern auch zur Führung andrer Waffen erzogen werden mußten und daß in diesem Kriege die Aufgabe, durch deren Lösung ihr Waffenahn Klinke unsterblich geworden ist, tausendfältig ihrer harrte. Jetzt weiß ich auch, daß für das Mittelding zwischen Manöver und Ernteurlaub, das die Verwendung militärischer Kräfte zur Moorkultur darstellt, wohl zwischen 1746 und 1753 Zeit war, nach 1911 nicht mehr.

In den letzten Jahrzehnten stießen Urbarmachungspläne immer auf den erbitterten Widerspruch der Vertreter des Naturschutzes. Man fürchtete für das Leben der deutschen Wasserlandschaft, das durch die Besiedlung und Berichtigung der Ufer und durch giftige Fabrikabwässer ohnehin schwer bedroht sei. Man war um die Lüneburger Heide besorgt und klagte, daß auch „abseits der großen Verbindungsstraßen weite Strecken urwüchsig prächtiger Heide mehr und mehr zerfressen und zersetzt werden von der rastlos vordringenden Kultur, von strahlenförmig sich einschiebenden, überall sich einnistenden, namentlich auch in der Nähe der Dörfer, die sich glücklicherweise wenigstens ihre eigenartige Bauweise noch bewahrt haben, rasch immer zahlreicher werdenden Ackerfetzen".

Schüchtern, fast verstohlen, fast mit bösem Gewissen wie die bösen Nachbarn in Gottfried Kellers Novelle haben in den hundertdreißig Jahren, die seit dem Tode Friedrichs des Großen verflossen sind, einzelne Land- und Volkswirte dem wilden Moor Furche um Furche abgewonnen. Nicht im Fausttempo, nicht wie die bösen Nachbarn von Ernte zu Ernte, sondern lange nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, erst in der neuesten Zeit mit raschern Griffen. Was die Führer der Moorkulturbestrebungen: Findorf, Rimpau, Unterstaatssekretär von Marcard, Professor Dr. Moritz Fleischer, Dr. Salfeld, Professor Dr. Bruno Tacke, Freiherr von Wangenheim, Professor Dr. Anton Baumann, Pastor von Bodelschwingh und andre noch stillere Arbeiter als praktische Landwirte, Staatsbeamte, Gelehrte und Menschenfreunde auf diesem Gebiete geleistet haben, wurde nicht allgemein anerkannt; sondern behielt eigentlich immer den Charakter der Kuriosität, einer gutgemeinten, kluge Duldung, karge Förderung, kühlen Dank verdienenden Liebhaberei, die natürlich hinter andern wichtigern Unternehmungen zurücktreten mußte. Wo sich bei Bürgern oder Beamten angesichts des Moor-

Digitized by Google

und Heidelandes friderizianischer Angriffsgeist regte, wurde er oft durch den Arbeitermangel gelähmt. Man arbeitete mit slawischen Sachsengängern und mit Strafgefangenen; der bayerischen Moorkulturanstalt standen in den letzten Jahren vor dem Kriege nur kleine Arbeitergruppen von elf, zwölf, dreizehn Polen und dreißig, vierzig, fünfzig Strafgefangenen zur Verfügung.

Ich hoffte, von der Masse der Kriegsgefangenen könnte, nachdem die bestehenden landwirtschaftlichen Betriebe mit Arbeitskräften versorgt seien, eine genügende Zahl zu der Urbarmachung der staatlichen Moorgründe verwendet werden. Wirklich wurden Kriegsgefangene zu Moorkulturarbeiten kommandiert. Aber die Arbeit ging auch jetzt nicht im Fausttempo, auch nicht in dem der bösen Nachbarn vor sich.

Ich habe Dr. Ziegelroths Aufsatz mit der größten Teilnahme gelesen. In allem stimme ich ihm bei, nur gegenüber seiner Ansicht, der Versuch, aus Ödländereien neues Ackerland zu gewinnen, sei ein verkehrtes Beginnen, das Neuland müsse dem Wald abgenommen werden, halte ich meine Laienmeinung aufrecht

Gewiß darf der Wald nicht auf Kosten des Acker- und Wiesenlandes wachsen. Er darf nicht wie eine grüne Wanderdüne Brotland und Menschenheimstätten überrinnen. Aber er ist ohnehin schon durch die Industrie und durch den Anbau wertloser Früchte wie Wein und Hopfen von vielen Höhen und aus vielen Tälern verdrängt. Er hat sich nicht nur im Hochgebirge als Lawinenschutz, sondern auch im Zusammenleben mit den Nährfrüchten als getreuer Hüter der Fruchtbarkeit bewährt. Er ist nicht nur unser Stolz. Er gilt als Heiligtum, als Bannwald und ich glaube, es ist bedenklich, ihn durch die Rodung von zwei Millionen Hektar, vierzehn Prozent, einem Siebentel seines Bestandes, dieser Geltung im Empfinden des Volkes zu berauben.

Verdienen Genußmittel wie Wein, Hopfen und Tabak die 105 876, 27 048, 15 775 Hektar, die vor dem Kriege zu ihrem Anbau verwendet wurden?

Ich kann mir nicht denken, daß es unter allen Umständen nützlicher ist, Wald zu roden und in Brotland zu verwandeln, als Moorland und andres Ödland für den Anbau von Nährfrüchten zu gewinnen. Ich weiß nicht, ob die Rodung unsre Brotlandfläche so rasch, wie man es im letzten Jahre wünschen mußte, vergrößert. Ich glaube, nach der Gewinnung reicher Vorräte in Rumänien und großer Anbauflächen in allen besetzten Gebieten zwingt uns die Not nicht, unser einheimisches Brotland zwischen zwei Ernten zu mehren. Was unmittelbar geboten ist und nicht versäumt werden sollte, das dürfte die Ausnützung der Arbeitskräfte sein, die uns nach dem Kriege nicht mehr so rasch und so reich zur Verfügung stehn werden.

Rasch reifendes Brotland — ich verstehe darunter nicht nur Getreideland, sondern jede in Nährfrüchten direkt oder indirekt Nahrung bietende Kulturfläche — kann auch durch die Verwendung von Kriegsgefangenen zu Moorkulturarbeiten gewonnen werden. Ich erinnere daran, wie rasch König Friedrich Wilhelms Neuland an der Havel zur Weide- und Milchwirtschaft reif wurde.

Ich habe dem Vorschlage Ziegelroths und dem Urteil Heims und Batockis nur meinen Glauben an die Autorität der preußischen Moorpioniere des achtzehnten Jahrhunderts und außerdem lauter Meinungen, Wünsche und Hoffnungen entgegenzusetzen. Laienmeinungen schießen gern ins Kraut, aber man kann sie ja unterpflügen, wie Buchweizen, wie Senf, als Gründüngung, so daß sie nicht ganz unfruchtbar bleiben.

Digitized by Google

Daß ich es überhaupt wage, zu dieser Frage meine Ansicht zu äußern und noch dann zu sprechen, nachdem Kenner und Meister der Landwirtschaft gesprochen haben, erklärt sich aus meiner Liebe zum Bauerntum, die ich als Vätererbe in mir trage, und aus der Überzeugung, daß auf dem Bauerntum die Zukunft unseres Volkes, die ich mir nur ohne Zeitengrenzen denken mag, beruht und immer beruhen wird. Ich glaube, Friedrich der Große hat recht: „Die Bauern sind die Pflegeväter der Gesellschaft, sie muß man zum Ackerbau ermuntern, darin besteht der wahre Reichtum des Landes." Mitten im Kriege, im Donner der Schlachten war ihm der Gedanke an seine Kolonisationen nah.

Auch ich kann mir nicht genug Felder sehen, auf denen Brot reift, nicht genug Firste wissen, von denen der kleine Muezzin, das Rotschwänzchen, am Feierabend starkes, frohes deutsches Bauernvolk zum Gebet ruft, und nicht genug Dörfer, die von der Brut unsers Volkes überquellen wie Schwalbennester.

Ludwig Kemmer

Was fehlt unsern Bauern?

Von einem kriegsgefangenen Georgier.

Vorbemerkung: Nachstehenden Artikel habe ich mit Erlaubnis der „Nachrichtenstelle für den Orient" aus der „Kharthuli Gazethi", einer georgischen Kriegsgefangenenzeitung für die S. M. übersetzt. (Nebenbei: es ist eine fabelhafte Leistung, eine georgische Zeitung in Deutschland herauszugeben. Der Druck ist ganz ausgezeichnet und das Blatt ist sehr gut redigiert. Wir können die „Kharthuli Gazethi" ruhig zu dem schon ganz respektablen Päckchen legen, das nach dem Kriege, bei Freund und Feind [wenn's noch Feinde gibt, die nicht in den verschiedenen Eglfing's in Ost und West, Nord und Süd untergebracht werden müssen], Deutschland die allergrößte Achtung einbringen muß). Der Artikel, den die Redaktion nur stilistisch etwas zurechtgemacht, zeigt recht gut, woran es in der Matjuschka Rossia, sei es bei Archangelsk im Norden oder bei Kutais und Tiflis im Süden eigentlich fehlt. Und woher der Landhunger kommt, jener Landheißhunger, auf den die russische Regierung ihr moralisches Recht auf Eroberungen gründen will. Es gibt sicher ein mathematisches Verhältnis zwischen der Tiefe der Pflugfurche und der Ausdehnung der Ackerbaufläche, die ein Mensch braucht, ein anderes, ebenso genau in Zahlen ausdrückbares, zwischen der Benutzung von Dünger und dem Brachliegenlassen weiter Strecken, die für die Volksernährung in regelmäßigem Turnus ausfallen. Es ist für jedermann klar und nachgerade bekannt genug, daß der russische Expansionstrieb, vulgo Landhunger, lediglich auf dem extensiven Ackerbau des russischen Bauern beruht. Wenn nun, wie man sich auszudrücken pflegt, in jedem Jahre so und so viele Armeekorps in Rußland geboren werden, so ist es wieder eine ganz einfache Rechnung, herauszubringen, wie viel Land diese neuen Rekruten brauchen. In welch' fabelhafter Weise aber im russischen Reiche „breit" gewirtschaftet wird, zeigt uns neuerdings K. Wiedenfeld in einem recht hübschen Büchlein „Sibirien in Kultur und Wirtschaft" (Bonn 1916). Hören wir, was er zunächst von den sibirischen Kosaken am Irtysch sagt. „Das Gesamtland der Kosakenheere ist dann auf die einzelnen Stanizen bei ihrer Begründung nach altrussischer Weise aufgeteilt worden; d. h. dem Dorfe wurde als Gemeineigentum ein Areal von 30 Desjatinen ... für jedes männliche Dorfmitglied ... überwiesen und der so herauskommende Gesamtbetrag noch einmal als Reserve hinzugefügt" (S. 12) ... „Kein einziger Hof ist (aber) in der Lage oder gewillt, soviel wirklich zu bebauen, wie er von Rechts wegen beanspruchen könnte. Nur ein ganz kleiner Bruchteil, selten mehr als 5 bis 6 Hektar wird wirklich in Anspruch genommen; bei weitem das meiste liegt als ewige Weide brach ... Der Betrieb der Kosakenwirtschaft ist denkbar extensiv" (S. 13) ... Der russische „Pereselenets", d. h. der aus dem europäischen Rußland übergesiedelte Bauer, verfährt genau so. „Der

Digitized by Google

Boden steht noch überall, die westlichsten Teile des Gouvernements Tobolsk nur ausgenommen, unter der Herrschaft der ungeregelten Graswirtschaft. Der Bauer nimmt sich in ähnlicher Weise, wie wir es von der Kosaken gelernt haben, im äußersten Umkreis der Feldmark ein Stück Land, das ihm gut scheint, und bearbeitet es leise mit dem Pflug, ohne sonst irgend etwas für die Aufschließung des Bodens oder seine Adaptierung zu tun; gibt dann der niemals gedüngte Boden nach einer Reihe von Jahren nur noch allzu spärlichen Ertrag, so läßt man ihn liegen und nimmt ein neues Stück in Arbeit. Es versteht sich von selbst, daß bei solchem System der Landanspruch des Einzelnen um so größer sein muß, als die brachliegenden Teile nicht einmal zur Viehweide benutzt werden. Fehlt aber sogar die natürliche Düngung des Weideganges, so dauert die Erholung des einmal ausgezogenen Bodens noch viel länger als sonst wohl. Und rasch ist der Zeitpunkt gekommen, an dem die Außenmark des Dorflandes in allen ihren Teilen schon einmal benutzt worden ist und nun die für solche Betriebe unerläßliche Reserve fehlt. Dann fängt der sibirische Bauer ... über den Mangel an Land zu klagen an und hat nicht einmal Unrecht in diesem Lamento, da ja die übliche Betriebsführung in der Tat einen gewaltigen Landkomplex erfordert" (S. 27/8). Soviel als Einleitung. Ich lasse nun den Verfasser des Artikels zu Worte kommen. Adolf Dirr.

Geplagte und niedergebeugte Bauern-Brüder! Von ganzem Herzen und aus ganzer Seele will ich Euch vermittelst dieses Briefes meine Erfahrungen mitteilen. Ich wünsche Euch wissen zu lassen, was ich in der Gefangenschaft mit eigenen Augen gesehen habe von der unübertrefflichen Arbeit des deutschen Bauern und von dem Boden, auf dem er lebt.

Im allgemeinen stellt fast das ganze Ackerland Deutschlands einen gelben, sandigen, unfruchtbaren Grund vor. Darum kann ich mit Stolz sagen, daß unser Boden viel besser ist als der deutsche, einmal durch seine freigebigen Ernten und zum andern durch die Schönheit unserer Natur. In Deutschland ist das Klima nicht besonders zu loben und für den Ackerbau nicht günstig[1]). Wenn wir auf deutschem Boden leben müßten, wir wären wahrscheinlich schon vom Erdboden verschwunden. Ich muß offen sagen, daß die Deutschen auf den Landbau sehr achten und große Befähigung dazu aufweisen.

Lassen wir die Deutschen selbst zu Wort kommen und nehmen wir als Beispiel diejenigen, die bei uns leben im Gebiete von Bortschalo[2]). Jeder, der ihre Kolonien gesehen hat, kann leicht feststellen, wie schön sie dort hausen und wie fein sie das Land bebauen, aber bedauerlicher Weise sind wir georgische Bauern nicht recht dazu geeignet zu bewundern und zu verstehen. Daran ist einerseits unsere mangelnde Schulung, andrerseits unsere Armut schuld. In der Dunkelheit unseres Bauernvolks liegt die Ursache davon, daß es vom neuen Landbau nichts gelernt hat. Wenn wir aus Mangel an Kenntnissen und an Mitteln keine andere Länder gesehen haben, warum ahmen wir dann nicht wenigstens die Arbeit und die Mittel der in unser Land gekommenen nach? Aber unsere Gedankenlosigkeit und die Gewohnheit, alles neue Beginnen als eine Vermehrung von Arbeit anzusehen, lähmt uns eben. Künstliche Düngung und ordentliche Bodenbearbeitung betrachten wir als einen Eingriff in die Rechte der Vorsehung. Das ist offenbar ein großer Irrtum; auf dieser Welt wird nur der reich, der durch eigene Arbeit Wissen erworben hat und dieses Wissen gebraucht. In der jetzigen Welt hat Wissen und Geschick große Veränderungen in der Arbeit selbst hervorgerufen. Daß dem wirklich so ist, das sehen wir hierzulande wieder.

[1]) Die Redaktion schiebt diese Verallgemeinerung zurecht. — [2]) Der Verfasser spricht hier von gewissen transkaukasischen Schwabenkolonien.

Digitized by Google

In Deutschland ist es unmöglich ohne Düngung eine Ernte zu bekommen, aber trotzdem sehen wir dort keine öden Ländereien. Man bringt immer aus dem Boden etwas heraus, und das Brachliegen, das man bei uns als unerläßlich erachtet, halten die Deutschen durchaus nicht für nötig. Die Ursachen dafür müssen wir einesteils darin sehen, daß es in Deutschland an Land fehlt, aber da man den Boden mit großen Kenntnissen bebaut, lebt man doch viel, viel besser als bei uns. Wie oft habe ich nicht in unsern Zeitungen und Zeitschriften davon gelesen, daß bei uns Landmangel herrsche. Das ist auch in gewissem Sinne wahr: es gibt nicht so sehr viel Land bei uns, aber wenn wir es so bebauen würden, wie sich's gehört, so würden wir auch nicht schlechter leben als die Deutschen. Die Gnade unserer freigebigen Natur und die Üppigkeit unseres Bodens würde uns es sogar erlauben, noch besser zu leben als sie; aber zu unserm Unglück zieht es uns nicht sehr zur Arbeit und das Wissen und die Instrumente, mit denen wir unsere kleinen Ländereien bearbeiten, sind auch nicht gerade unübertrefflich. Ein georgisches Sprichwort sagt: besser ein halbes Joch Ochsen[1]) als gar nichts. Das ist's eben! Wenn wir herzhafter und einiger, kooperativ uns an die Bewirtschaftung unseres Boden machen würden, könnten wir mit weniger Arbeit und Kosten bessere Resultate erzielen als jetzt. Selten wird bei uns der Bauer sein, der nicht wenigstens dreißig bis sechzig Quadratsaschen[2]) eigenen Boden hätte. Nun wird man mich fragen: Kann ein Mensch mit sechzig Quadratsaschen Boden sich selbst und seine Angehörigen durchbringen? Glaubt mir's, es geht! Wenn wir auf diesen sechzig Saschen blos Haselnüsse pflanzen, so nehmen wir nach 4 bis 5 Jahren vier- bis fünfhundert Rubel ein. Mit einer solchen jährlichen Einnahme können wir die alltäglichen Erfordernisse des Lebens auf jeden Fall bestreiten.

Zwischen der deutschen Landwirtschaft auf ihrem kargen, gelben, sandigen Boden in ungünstigem Klima und der unseren ist ein großer Unterschied.

Deutschland ist mit seinen regelmäßig angelegten Feldern und Obstbäumen, seinen Nadelwäldern, geradezu ein schöner, kunstvoll angelegter Garten. Allerdings ist auch das zu berücksichtigen, daß die Wälder zum größten Teil künstlich angelegt sind. Bei uns genügen 3 bis 4 Jahre um einen Wald anzulegen; in Deutschland braucht es 10 bis 12 Jahre Arbeit, bis er unserm 3 bis 4jährigen gleicht.

Ja, Brüder, in Deutschland gibt es viel undankbaren Boden, aber es übertrifft uns weit an Wissen und Können. Fragt ihr mich nun nicht, mit welchen Mitteln die Deutschen der Kargheit ihrer Natur abhelfen? Es ist klar, ausschließlich nur durch Wissen, Anstrengung und Arbeit. In Deutschland ist die Landwirtschaft deshalb auf eine solche Höhe gekommen, weil jeder einzelne für seine Sache große Erfahrung zur Verfügung hat. Der deutsche Bauer läßt nicht einmal Baumrinde und Moos unbenützt, die in den Wäldern von selbst von den Bäumen fallen. Man sammelt Rinde, Moos und Blätter, trägt alles nach Hause, wirft es in einen Winkel und läßt es dort faulen. Dann trägt man's auf die Felder, weil man es für einen ausgezeichneten Dünger hält. Außerdem gibt es heute in Deutschland zahlreiche Fabriken, wo künstlicher Dünger gemacht wird, so daß jeder zu einem anständigen Preis die nötigen Mittel zur Verbesserung seines Bodens erstehen kann. Darum lebt sich's dem deutschen Bauern leichter mit Weib und Kind und es wird ihm leichter, den Forderungen des Staates Genüge zu tun.

[1]) Das heißt nur ein Ochse. — [2]) Saschen = 2,133 Meter.

Digitized by Google

Landleben und geistiger Nachwuchs.

Von Josef Hofmiller.

Wenn es auch zunächst bayerische Schulverhältnisse sind, von denen die folgenden Betrachtungen ausgehen und die sie vor allem im Auge haben, so gelten sie doch für diejenigen von ganz Deutschland, da dieselben Kräfte und Strömungen hier wie dort am Werke sind, und zwar an einem Werk, das dem eines ungeregelt sich selbst überlassenen Flusses gleicht, dessen Wegreißen alten, Anschwemmen neuen Landes wir nicht untätig dulden dürfen, wenn nicht beides auf die Dauer den Boden gefährden soll, auf dem unser Haus steht. Was wir brauchen, ist eine planmäßige Gestaltung des Wassernetzes durch Verteilung des Wasserzustroms; was wir schaffen müssen, sind Kanäle, Tieferlegungen, neue Zu- und Abflüsse, Uferschutz, Wildbachverbauungen, Dämme.

„Mit Wirkung vom 1. September an," beginnt der diesjährige große Armeebefehl für das höhere Schulwesen Bayerns, „sind die Progymnasien Dinkelsbühl und Wunsiedel, sowie die Lateinschule Lindau als öffentliche Lehranstalten aufgehoben". Diese Aufhebung war seit langem vorauszusehen, da die Zahl der Schüler auf weniger als ein halbes Hundert zusammengeschmolzen war, und dennoch liest man ihre amtliche Besiegelung nicht ohne ein unwillkürliches Bedauern, weil das, was mit diesen kleinen Anstalten verschwindet, und mit den dem nämlichen Schicksal geweihten verschwinden wird, ein ehrwürdiges Stück humanistischer Vergangenheit ist. Denn Lindau, das 1528, und Dinkelsbühl, das um 1500 herum gegründet worden ist, gehören zu den ältesten Lateinschulen unseres Landes. Gerade in den kleinen Reichsstädten hat die altsprachliche Bildung früh Wurzel gefaßt und ist durch die Jahrhunderte ununterbrochen bewahrt und gehegt worden, aber seit Jahren ist die Schülerzahl dieser Anstalten beständig zurückgegangen, sodaß sie nicht mehr lebensfähig sind und die Unterrichtsverwaltung gezwungen ist, sie aufzulassen. So sieht man leider die Wahrscheinlichkeit näher rücken, daß eine Reihe anderer Lateinschulen, deren Gründung zum Teil bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückreicht, eingehen oder höchstens in Gestalt von Lateinklassen, die an die zahlenmäßig aufblühenden Realschulen angegliedert werden, ein auf die Länge schwerlich zu behauptendes Schattendasein fristen. Daß eine große Zahl dieser kleinen Schulen im Sterben lagen, ist eine Tatsache, vor der man die Augen lange verschlossen hatte. Sie künstlich halten, hieße nur ihren Todeskampf ohne Sinn und Zweck verlängern. Die Staatsausgaben werden für unabsehbare Zeit derart belastet sein, daß der Staat nicht davor zurückschrecken darf, auch Bäume umzuhauen, die ein halbes Jahrtausend alt sind, wenn diese Bäume sich nicht mehr belauben und Früchte tragen. Die Angliederung von Lateinabteilungen an die vier unteren Klassen von Realschulen kostet nicht viel und hilft über die Peinlichkeit des Übergangs etwas hinweg. Auch die vollständige Zusammenlegung von altsprachlichen und lateinlosen sechsklassigen Anstalten unter gemeinsamer Leitung, ist weder schwer noch kostspielig, da die Stunden für die weitaus größere Zahl der Fächer gemeinsam gegeben werden können, wobei sich höchstens der Lehrplan für Mathematik gewisse Veränderungen gefallen lassen müßte.

Da viele kleinere Städte unleugbar wohl noch für realistische, aber nicht mehr für humanistische Anstalten ein ausreichender Nährboden sind, liegt der

Digitized by Google

Gedanke nahe, beide zu vereinigen. Das geht freilich nicht ohne Zugeständnisse ab, und den Einsparungen an Kosten stehen unterrichtliche Bedenken gegenüber. Deutsch und Geschichte werden sich nach den Realschülern, Mathematik und Naturwissenschaften nach den Humanisten mehr richten müssen, als gut ist. Vom Standpunkt des Berechtigungsscheins aus läßt sich wenig, vom Bildungs- und Erziehungsstandpunkt aus manches dagegen sagen. Denn Bildung und Erziehung brauchen nicht nur durchführbare Stundenpläne, sondern eine gedeihliche Atmosphäre. Die Unzulänglichkeit dieser Atmosphäre ist sogar in gewissem Sinne wenigstens ein Einwand gegen das Progymnasium an sich; die sechs Klassen, die für die Realschule etwas Ganzes sind, bedeuten fürs Gymnasium wohl zahlenmäßig Zweidrittel, in Wirklichkeit aber fehlt den Progymnasien nichts geringeres als der Kopf. Wenn sie eine Atmosphäre haben, in der sich ihre Schüler seelisch wohl fühlen, so ist es weniger Atmosphäre und Überlieferung einer jahrhundertalten Bildungsanstalt, als, was gewiß sehr wertvoll ist, die ländliche Atmosphäre der kleinen Stadt: nicht eine von der Schule geschaffene, sondern eine die Schule bestimmende Überlieferung. So bestechend daher der Gedanke der Zusammenlegung von Schulen ist, wenn man ausschließlich die Verminderung von Ausgaben ins Auge faßt, so wird doch durch sie, wenn man an die Folgen für den wissenschaftlichen Geist und Betrieb denkt, die Schwierigkeit nur hinausgeschoben und verschleiert, nicht bewältigt.

Aus Ersparnisgründen ist die Aufhebung ungenügend besuchter Schulen zu fordern, aus Bildungsgründen, noch mehr aus Erziehungsgründen, ist sie zu bedauern. Sie treibt die Schüler mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes in immer größere Städte und schließlich in die Großstadt. Nicht nur die Provinz verliert einen Teil ihrer Studiengelegenheiten, sondern der Staat verliert einen Teil der Provinz als Pflanzschule für seinen Nachwuchs. Wenn der Provinz eine Studienanstalt genommen wird, ist es etwas ganz anderes, als wenn sie eine Garnison, ein Bezirksamt, ein Amtsgericht verliert. Das letztere ist eine sich im Staatsganzen ausgleichende materielle Einbuße, das erstere ein sich nicht ausgleichender Schaden für den geistigen Nachwuchs, und zwar ein Schaden nicht nur für die Provinz, sondern für den Staat. Beide werden ärmer: sie an Bildungsanstalten, er an guten Köpfen. Denn die Aufhebung kleiner Anstalten kann vom finanziellen Standpunkt aus auch bei der Ziffer 60, 70 nicht stehenbleiben; sie wird auch vor 100 auf die Dauer nicht innehalten, denn auch bei einer Anstalt von 100 Schülern zahlt der Staat unverhältnismäßig darauf, und dennoch muß er finanziell denken, er mag wollen oder nicht. So läuft schließlich alles auf die Aufgabe hinaus, eine Schulform zu schaffen, bei der alle Teile zu ihrem Recht kommen: die begabten Söhne der Provinz und ihre Eltern, und der Staat. Anstalten zu gründen, groß genug, daß sie sich lohnen, und geschlossen genug, daß sie Atmosphäre und Einfluß haben und sich eine große Tradition schaffen.

Durch die verständige Gepflogenheit, daß die Lehrer der höheren Schulen nicht am Orte ihres bisherigen Wirkens befördert, sondern auch aus der Großstadt in die Provinz versetzt werden, erfahren sie am eigenen Leibe, wie ganz anders das Schulleben in der Provinz ist als das in der großen Stadt. Großstadtschüler sind durch die Bank frühreifer, aber vielfach nur scheinreifer. Was sie mehr zu wissen scheinen, ist oft nur angeflogen oder nachgeredet; nicht das

Digitized by Google

Ergebnis selbständiger Arbeit, sondern einer gewiß anregenden, zugleich jedoch aufregenden und verflachenden Umgebung. Aber auch im Geistigen ist späte Pubertät wertvoller als vorzeitige Entwicklung. Nicht nur Bäume und Sträucher, auch Menschen wachsen gesunder und kräftiger auf dem Lande, und werden in der Großstadt eher welk und dürr. Wer je durchs nächtliche Paris gegangen ist, erinnert sich der fortwährend zu beobachtenden, weil fortwährend nötigen Baumauswechslungen. Eine Boulevardplatane wird nur ein paar Jahre alt, dann ist sie krank; der Pariser merkt es nicht, weil sie über Nacht ersetzt wird, aber der Verbrauch der großen Stadt an Alleebäumen ist enorm. Auch die Schule bekommt in der Großstadt etwas von der Fabrik oder vom Treibhaus. Die Bedingungen des Schullebens sind so grundverschieden, daß bei der Vorberatung neuer Satzungen in verschiedenen Bundesstaaten ernstlich erwogen wurde, für Großstadt und Provinz zweierlei Vorschriften zu erlassen. In der Tat ist, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, die Festsetzung einer Abendstunde, bis zu welcher die Schüler zuhause sein müssen, für die Großstadt völlig hinfällig. Die meisten Mißstände, gegen die unsere höheren Schulen anzukämpfen haben, sind mit einer, allerdings gewichtigen Ausnahme, auf Rechnung der Großstadt zu setzen. Diese Ausnahme betrifft das Mitschleppen unbegabter Schüler, das an kleinen Anstalten zum mindesten ebenso häufig ist wie an großen. Im Gegenteil verursacht gerade das Bedürfnis, den Besuch künstlich zu steigern, auch an ihnen eine für die Begabten, für den Geist, die Tradition der Schule gleich schädliche Nachsicht. Es muß immer wiederholt werden, daß jeder Versuch einer Schulreform aussichtslos ist, solange nicht unbarmherzig Ernst gemacht wird mit viel strengerer Auslese. Aber gerade das gilt nicht nur für die kleinen Schulen, sondern auch für die großen. Korpulenz und Abmagerung wirken auch für die Gesundheit der Schule gleich verhängnisvoll. Wenn schon verringert und aufgehoben werden soll, so gilt dies für die großen Städte genau so, denn, wenn in jene Dutzende, so drängen sich in diese Hunderte von Schülern, die von vornherein in keine höhere Schule gehören. Wenn der Geldnutzungswert einer Anstalt erfordert, daß die Schülerzahl nicht unter eine Mindestziffer sinkt, so erfordert ihr Zwecknutzungswert, daß sie eine Höchstziffer nicht übersteigt. Die von Jahr zu Jahr sich steigernden Riesenbesuchszahlen mancher Schulen, die Hochschulen nicht ausgenommen, sollten uns eher mit Sorge erfüllen als mit Stolz.

Gibt es nun einen Weg, den Zuzug von staatswegen so zu regeln, daß die Großstadtanstalten nicht zu Schulkasernen, die nicht lebensfähigen aufgehoben und die wirklichen Vorteile der Eltern und des Staates dennoch gewahrt werden? Ja, es gibt diesen Weg, aber um ihn zu beschreiten, müssen wir mit eingewurzelten Vorurteilen brechen. Unser Schulwesen hat sich zugleich ungesund zentralisiert und ungesund dezentralisiert. Die großen Anstalten leiden an Verfettung, die kleinen an Auszehrung.

Die Entwicklung des letzten Jahrzehnts hat ja die großen Gymnasien etwas entlastet, allerdings nur um den Preis, daß der Andrang an die großen Realanstalten in demselben Maße stieg. Diese letzteren können von den untauglichen Schülern, die sich in sie drängen, nur befreit werden entweder durch Abschaffung des Einjährigenvorrechts, oder durch eine Erweiterung, die seiner Abschaffung gleichkommt. Die Verkümmerung der kleinen Schulen wurde durch die Über-

Digitized by Google

füllung der großen mitverursacht und beschleunigt. Wenn der Staat lebensunfähige kleine Provinzschulen selbst butzendweise aufhöbe, hätte er neben Einsparungen, die doch nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein wirken, auf die Dauer nicht einmal für seinen Haushalt einen wesentlichen Vorteil, wohl aber für sein geistiges Leben wesentliche Nachteile, wenn er nicht gleichzeitig wenige, aber lebensfähige große Provinzanstalten neu gründet und den Zustrom grundsätzlich bestimmt und dauernd beaufsichtigt.

Während sich der Staat im allgemeinen gegen Neugründungen von höheren Schulen durchaus nicht sträubt, sobald das Bedürfnis nachgewiesen ist, hält er sich auffallend zurück, wenn es sich um neue staatliche Internate handelt, obgleich gerade hier das Bedürfnis augenscheinlich ist und der jetzige Zustand dringend nach staatlichem Eingreifen verlangt. Das deutlichste Zeichen für die Notwendigkeit dieses Eingreifens sind die pilzartig aus dem Boden wachsenden Privatinstitute in Städten und die Erziehungsheime auf dem Lande. Ohne diesen Anstalten irgendwie zu nahe treten zu wollen, muß man sie doch als vielfach unzulängliche Lösungen des Erziehungsproblems bezeichnen. Günstigenfalls ruht ihre ganze Tradition auf zwei Augen, nämlich denen des Institutsinhabers. Die von ihm gewählten Erzieher sind vielfach, ja meistens viel zu jung und unerfahren. Solange sie irgendwelche Aussicht auf staatliche Anstellung haben, betrachten sie ihre Stellungen nur als Lückenbüßer, und verlassen sie bei der ersten guten Gelegenheit, die sich bietet. Da gerade solche Zöglinge vielfach einen nicht normalen Schulweg zurückgelegt haben, bis sie schließlich im Institut landeten, können ihre Lehrer und Erzieher gar nicht sorgfältig genug gewählt werden. So ernst es der Staat bei uns mit der Bildungspflicht nimmt, die er hat, so zaghaft geht er an seine Erzieherpflichten heran, die seit und wegen der Großstadtentwicklung Deutschlands in demselben Maße gewachsen sind und nach dem Kriege von furchtbarer Verantwortlichkeit werden. Der Staat wird vor Aufgaben gestellt werden, auf die er sich jetzt schon mit allen Kräften vorbereiten muß, wenn nicht ein Laissez faire, laissez aller herauskommen soll, in seinen Folgen schlimmer als bei der Lebensmittelversorgung. Zunächst werden eine Menge Väter nicht mehr heimkommen. Wer soll ihre Kinder erziehen? Nicht umsonst heißt das erste der „Kleinen Bilder aus großer Zeit" von Th. Th. Heine, das bei Langen eben in einem billigen Album erschien, „Jugendschutz", zeigt ein Kind, das ein Tischtuch mit brennender Petroleumlampe herunterreißt, und hat den Text: „Vater ist im Krieg, Mutter ist im Kino." Aber werden selbst die Väter, die drei Jahre im Krieg waren und heimkehren, vorausgesetzt, daß sie ihre Kinder erziehen *wollen*, deswegen schon brauchbare Erzieher sein? Das Norrenbergische Sammelwerk, von dem hier schon wiederholt die Rede war, enthält über diese neuen Aufgaben der Alumnate einen sehr beherzigenswerten Aufsatz vom Geheimrat Borbein, der von dem Gedanken ausgeht: „Die neue Tatsache, vor der wir nach Friedensschluß stehen, und mit der wir uns auf irgendeine Weise abfinden müssen, ist das Fehlen des Oberhauptes in vielen Tausenden von Familien." Borbein fährt fort: Die Mütter werden es nicht leisten können, sie werden genug zu tun haben, sich durchzubringen. Bei der Größe der Verluste und der Jugendlichkeit vieler Witwen müssen wir auch mit einer Menge von Stiefvätern rechnen. Nur der Staat kann helfen. Der preußische Staat hat diese seine Aufgabe erkannt und energisch angefaßt. Die

Digitized by Google

Alumnatsbewegung ist in den letzten Jahren in Preußen sehr gefördert worden. Es existiert eine eigene Zeitschrift dafür, die das Organ des Deutschen Alumnatsvereins ist. Das Zentralblatt der K. Preuß. Bauverwaltung brachte 1915 eine Reihe von Aufsätzen des Geh. Baurats Delius über Bau und Betrieb von Schülerheimen. Auch praktisch ging Preußen mit zwei Gründungen von vorbildlicher Bedeutung voran: die eine ist das Arndtgymnasium in Dahlem bei Berlin, eine Schülerheimkolonie, vor allem für die Söhne der auf dem Lande angestellten höheren Beamten, besonders Forstbeamten, die auf dem Prinzip der Schülerfamilien aufgebaut ist; die andere, nicht minder wichtige, die Verlegung des Joachimstalschen Gymnasiums von Berlin hinaus nach Templin. Diese Verlegung ist besonders bemerkenswert, da sie ein wichtiger Schritt ist auf dem Wege, den wir beschreiten müssen, nämlich der Entgroßstadtung unserer höheren Schulen soviel als irgend möglich ist. Das Vorbild für Templin hatten die Engländer gegeben, die die berühmte Charterhouse-Schule aufs Land hinaus verlegten, wobei die Anstalt alle in die Wände eingemauerten Denksteine an einstige Schüler mit ins neue Heim nahm. Im Jahre 1913 stiftete der Rentner Repphan der Stadt Berlin fünf Millionen für eine Waldschule für etwa 1000 Knaben in Lanke unweit Berlin, wofür ihn der Staat als Repphan von Lanke hätte erblich adeln sollen. (Man probiere es einmal und verleihe jedem solcher Stifter im großen Stil den Namen seiner Stiftung als erbliches Adelsprädikat: man wird sein Wunder erleben!) Auch Bayern besitzt alte Internate, wie Neuburg, Würzburg, Metten, Regensburg, Bamberg, zu denen in jüngerer Zeit das von Benediktinern geleitete Ettal hinzugekommen ist. Aber das Bedürfnis nach weiteren besteht dennoch und wäre ohne große Schwierigkeit zu befriedigen. Man braucht nur die seinerzeit säkularisierten Klöster im Geiste durchzugehen, um prachtvolle Gebäude zu finden, die sich für Landerziehungsheime vorzüglich eignen würden. Ist es nicht, um Beispiele für Neugründungen zu nennen, unbegreiflich, daß großartige Klosteranlagen wie Ottobeuern, Attel, Altaich nicht längst als Gymnasialalumnate ausgenützt sind? Wie es andererseits, um ein Beispiel für eine Verlegung nach dem Muster von Charterhouse zu nennen, nahe läge, das Albertinum in München nach Ettal oder Schäftlarn zu verlegen, wodurch ein zentral äußerst günstig gelegener Platz für andere Zwecke oder für den Verkauf frei würde.

In allen höheren Schulen befinden sich eine große Anzahl Schüler, die unbedingt in ein Erziehungsheim gehören. Das sind vor allem all jene Schüler, deren Eltern nicht am Orte der Schule wohnen, und die daher bei privaten Hausleuten untergebracht sind, wobei der Staat nicht die geringste Garantie hat, daß die Hausleute bei der Erziehung helfen, nicht einmal, daß sie der Schule nicht entgegenarbeiten. Er gibt sich zufrieden, wenn gegen die Hausleute nichts Bestimmtes vorliegt. Der Schüler kann sie nach Belieben wechseln und steht zu ihnen in keinem anderen Verhältnis als dem des Pensionsgastes, der für prompte Zahlung ein nettes Zimmer, ein gutes Essen und eine tolerante Hausordnung verlangt. Es ist klar, daß bei einem solchen Verhältnis die Erziehung ein reines Zufallsergebnis ist; meistens ist der junge Mann ganz sich selbst überlassen. Die Zahl dieser Schüler ist überraschend, besonders in Großstädten, wohin sie unter gar keinen Umständen gehören. Die Eltern experimentieren oft ratlos herum, nehmen abwechselnd Hausleute und Privatinstitute und zahlen enorme Kosten. Dem ist mit einem Federstrich abgeholfen, sobald

Digitized by Google

die Unterrichtsverwaltung den Grundsatz aufstellt, daß nur, wer am Orte wohnt, Anspruch auf Aufnahme in die höhere Schule dieses Ortes hat. Daneben gibt es abermals eine Menge Schüler, deren Eltern zwar an einem Schulorte wohnen, aber ihre Söhne erleichterten Herzens in gute staatliche Internate gäben, weil sie zur Erziehung, Beaufsichtigung und Arbeitsüberwachung zu wenig Zeit haben. Unbedingt gehören in ein entsprechendes Internat Schüler, die dimittiert worden sind oder sich durch rechtzeitigen Austritt der Dimission entzogen haben. Gerade bei ihnen ist der Fall häufig, daß sie, am Wohnort der Eltern unmöglich geworden, sich anderswo privat einmieten, wobei ihre Erziehung völlig ihnen selbst überlassen bleibt; und doch müßten gerade sie in besonders feste, ruhige Hand kommen. Eine Klasse für sich bilden die Schüler mit sehr geschwächter Gesundheit, die Schonungs-, Pflege- und Erholungsbedürftigen, die Nervösen, die an den Nachwirkungen von Krankheiten Leidenden, die zeitweilig Arbeitsunfähigen, die Anormalen. Sie alle hätten ein Schulsanatorium nötig in reiner, stärkender Luft, mit besonders sorgfältiger hygienischer Überwachung und besonders günstigen Erholungsmöglichkeiten. Man denke sich einmal erstens unsere höheren Schulen von den aufgezählten Kategorien entlastet; zweitens die nicht lebensfähigen kleinen Anstalten aufgehoben; drittens dafür die bereits bestehenden Landalumnate entsprechend ausgebaut und um Anstalten vermehrt, die ganz bestimmten Bedürfnissen genau entsprechen: das Gesamtbild unseres höheren Schulwesens wäre klarer und in jeder Beziehung auch finanziell erfreulicher.

Warum aber diese Anstalten aufs Land gehören und nicht in die Stadt, am allerwenigsten in die Großstadt, das lassen wir einen Mann beantworten, der sich sein langes, arbeitsreiches Leben hindurch immer wieder mit Erziehungsfragen beschäftigt hat, nämlich Paul de Lagarde:

„Mir scheint jetzt in unserm Vaterlande in der undeutschesten Weise der Zusammenhang mit der Natur, das Zusammenleben mit ihr, vernachlässigt zu werden. Die tonangebenden Kreise Deutschlands wissen nicht allein nicht mehr, wie die aufgehende Sonne aussieht, — das möchte hingehen, denn es tut nichts wesentliches zum besser werden —, aber sie sind völlig entwöhnt, in den einfachen, reinen, großartigen Verhältnissen zu leben, wie sie Bauer, Förster, Matrose kennen. Durch und durch künstliche Zustände: enge Stuben, Wirtshäuser, Konzertsäle, Theater, das sind die Orte, an denen wir unsere besten Stunden verbringen."

„Wo sind die Besitzungen der Bistümer Brandenburg, Havelberg, Lebus, Halberstadt, Magdeburg, Cammin und so weiter und so weiter geblieben? Einige, im Vergleiche zu dem, was verschwunden ist, kärgliche, aber noch immer ganz erhebliche Reste dienen dazu, adelige Herren ganz zu erhalten, oder aber Generalen und hohen Zivilbeamten, unter der Bedingung, daß sie die nötigen Ahnen haben, einen Beitrag zu den Kosten der Tafelfreuden zu gewähren. Juristisch wird das gewiß durchaus korrekt sein, moralisch ist es nicht einmal erträglich. Die lange zur Ruhe gegangenen Fürsten und Edeln, welche jene Bistümer und Domstifte mit ihrem Gute ausstatteten, haben geistige Zwecke fördern wollen. Man ist berechtigt, diese idealen Zwecke jetzt anders zu fassen, als sie im zehnten oder einem nächstspäteren Jahrhunderte gefaßt worden sind, aber man ist durchaus nicht berechtigt, jenes Gut dem Dienste idealer Zwecke überhaupt zu entfremden."

Digitized by Google

„Es wird nötig sein, diese höheren Schulen niemals in einer Stadt, sondern stets auf einem möglichst abgeschlossenen, das heißt, möglichst klösterlich eingerichteten Landgute zu halten. Es soll ausdrücklich verhindert werden, daß die diese Schulen besuchenden Knaben in ihrer Familie bleiben. Diese Knaben sollen erzogen, und zwar zu einem bestimmten Berufe erzogen werden. Recht viele Söhne der Beamten unserer Epoche sind Taugenichtse, oder sie sind nichts wert, das heißt, das ihnen in ihren Familien zuteil gewordene Surrogat von Erziehung hat nichts gefruchtet . . . Das Material, welches der Staat für seinen Dienst braucht, wird er sich mehr und mehr selbst zu erziehen haben. Dies kann er nur in eigenen Anstalten tun, deren Zöglinge dem Einflusse ihrer Familien, soweit es irgend tunlich ist, entrückt sind. Sie ihnen zu entrücken, ist nur in der Einsamkeit des Landlebens möglich. Lehrer sollen weiter arbeiten, und in der Natur und in ihrer Familie leben, um frisch zu bleiben. Niemand, der andere unterweisen soll, kann anders leben als in der Einsamkeit. Darum wird jeder wirkliche Lehrer die Städte fliehen und den Frieden des Dorfes oder Waldes suchen . . . Kein Mensch kann auch geistig anders gesund bleiben, als im steten Zusammenleben mit der Natur."

Um mich nicht weiter zu wiederholen, verweise ich auf folgende frühere Aufsätze zum selben Gegenstande: Eton, Harrow u. Co. (S. M. XIII, 10); Frankreichs höhere Schulen (XIII, 12); Vom Geiste des englischen Schulheims (XIV, 7).

Huggenberger.

Es erschiene uns geradezu als ein Unrecht, in diesem Hefte nicht des Bauernerzählers zu gedenken, den wir besonders schätzen, weil er nicht nur ein prächtiger Erzähler geworden, sondern ein einfacher Bauer geblieben ist. Wir haben nun einmal eine Vorliebe für Dichter, die keine Berufsliteraten sind, und lieber auf dem Acker Zeilen ziehen als auf dem Papier. Von Alfred Huggenberger erschienen bei Huber & Co., Frauenfeld, die Erzählungen: Das Ebenhöch, und Von den kleinen Leuten; bei Staackmann, Leipzig: Die Bauern von Steig Dorfgenossen, Die Stille der Felder und Die Geschichte des Heinrich Lentz. Neuerdings bei Huber ein allerliebster Sammelband „Aus meinem Sommergarten" mit Illustrationen u. a. von E. Kreidolf. J. H.

Ludwig Thoma, Ausgewählte Geschichten.

München, Langen. Die Auswahl aus den Geschichten der Selma Lagerlöf fand solchen Anklang, daß der Verlag Langen um den nämlichen billigen Preis (3 M.) eine Auswahl aus Thoma gibt, die diesen köstlichen Erzählungen wieder Tausende von neuen Lesern zuführen wird. Der Umstand, daß fast jeder Käufer eine Lieblingsgeschichte vermißt — wie es bei einem solchen Sammelbande und bei einem Autor wie Thoma ja nicht anders sein kann — veranlaßt vielleicht den Verlag, die Gesammelten Erzählungen von Ludwig Thoma in einer Serie einzeln verkäuflicher Bände vorzulegen, was wir hiermit aufs nachdrücklichste anregen möchten. Denn dieser Erzähler ist nicht nur der beste Kenner des altbayerischen Bauern, sondern ein Kenner des menschlichen Herzens, wie es unter jedem Kittel schlägt. J. H.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

resdner Bank Filiale München

München, Promenadeplatz 6.

Hauptsitze: Dresden-Berlin.

Aktienkapital 200 Millionen Mark,
Reserven 61 Millionen Mark.

Entgegennahme und Verwaltung offener Depots.

ufbewahrung geschlossener Depots.

Vermietung von Schrankfächern,

ter eigenem Verschluß des Mieters stehend, in verschiedenen Größen und auf beliebige Zeitdauer.

Entgegennahme von Bareinlagen,

glich abhebbar od. auf Kündigungsfrist, geg. Verzinsung

röffnung von Scheck- u. laufd. Rechnungen,

it denen die Einschränkung der unwirtschaftlichen argeld-Zahlungen und Ausdehnung des bargeldlosen rkehrs gefördert wird. **Der Scheckstempel ist in Wegfall gekommen.**

Gedruckte Bestimmungen über den Geschäftsverhr werden auf Wunsch zugesandt oder an unseren haltern abgegeben. Auch stehen wir zu sonstigen skünften jederzeit zur Verfügung.

Die Bank beobachtet über alle zu ihrer enntnis gelangenden Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden strengstes Stillschweigen, auch gegenüber den Rentämtern und anderen Behörden.

Eduard Meyer

Staatsgut **Friedrichswerth** (Thüringen)

empfiehlt sich zum Bezuge von

Hochzucht-Saatgut u. Zuchtschweinen.

D. R. G. M.

raut- u. Grünzeugschneider

mit 11 bezw. 19 gezahnten Messern zum Schneiden von Comfrey, Klee, Disteln und alles andere.

artoffel- und Rübenquetschen

Selbsttätige Reinigung. Keine Störung durch Steine.

H. Möckel, Geräteb.-Werkst., Oelsnitz i. Erzgb.

Geschäftliche Mitteilungen.

eutsches Ausland-Museum, Stuttgart. Mit der Gründung dieses Museums und Instituts kunde des Auslanddeutschtums und zur Förderung deutscher Interessen im Auslande ist endig ein tatkräftiger Schritt getan worden, um unseren Auslanddeutschen die Würdigung und htung in der Heimat zu verschaffen, die sie verdient haben. — Das Museum und Institut will, die diesem Heft beigefügte Drucksache näher ausführt, als Zentrale in seinen Sammlungen, tv und Bibliothek einmal ein Bild von den bisherigen Leistungen unserer Stammesgenossen er Ferne geben, dann aber vor allem tatkräftig eingreifen, um sie künftig in höherem Maße bisher dauernd mit der Heimat zu verbinden und auch ihre Kraft dem Deutschen Reiche stärker ar zu machen. Nur durch sofortige Wiederaufnahme unseres Außenhandels, eine Hauptquelle Wohlstandes, können wir die Wunden heilen, die der Krieg uns geschlagen hat. Wer soll aber den jetzigen Umständen sein Träger sein wenn nicht der Auslanddeutsche? Kommen wir ihm schnellstens nach dem Krieg zu Hilfe, wird er sich in seiner geschwächten wirtschaftlichen Existenz halten können und uns unwiderruflich verloren gehen. Nur wenn es gelingt, unseren Handel ll wieder zu heben, werden sich die jetzigen schwierigen Lebensverhältnisse bald wieder bessern. halb fordert schon die reine Selbstsucht von jedem, den Auslanddeutschen als Pionier unseres dels mit allen Kräften zu fördern. Keiner sage, dafür sei es nach dem Kriege Zeit, jetzt müsse dringenderen Forderungen nachkommen. Beginnen wir erst nach dem Friedensschluß mit der eit, dann ist es zu spät. — Es bedarf aber großer Mittel und der Hilfe aller Kreise, um dem eum die Arbeit zu ermöglichen; keiner schließe sich aus, jeder gebe nach seinem Vermögen!

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G.
in Stuttgart.
950 000 Versicherungen.
Lebens-, Militärdienst-, Brautaussteuer-, Spar-,
Renten- und Pensions-Versicherung.
Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

St. Blasien im bad. Schwarzwald, 775 m über dem Meer.
Hotel u. Kurhaus mit Anstalt für physik. Heilmittel
Sanatorium Luisenheim. ✱
Namentlich geeignet für Nerven, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten. In beiden Anstalten sind infektiös Erkrankte ausgeschlossen. Prospekte kostenlos.

Orthopäd. Heilanstalt von Hofrat Fr. v. Hessing, Göggingen-Augsburg.
Außergewöhnliche Erfolge in der Behandlung von Schußfrakturen, Gelenkentzündungen aller Art, Rückenverletzungen usw. vermittelst heiltechnischer Apparate ohne Bettruhe.

Sanatorium Schönbuch bei Böblingen (Württemberg). 510 m ü. M.
für Lungen- und Kehlkopfkranke
klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in grossem Park; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen strengste Hygiene bei vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten. Prospekte auf Wunsch. Dirig. Arzt Dr. Brühl.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz
Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. **Diätetische Kuren** Zweiganst. tägl. 6 M. Prosp. u. Bresch. fr.

Sanatorium Guardaval

Schloßartig gelegen **DAVOS** Höchste Sonnenscheindauer

:: Vornehmes Haus für Lungenkranke ::

Leitender Arzt: **Dr. Friedr. Bauer.**

Kurhaus Bad Nassau a. d. Lahn

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und Innerlich Kranke.

Neuzeitlicher Komfort. — Klinische Behandlung

Moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Leitender Arzt: Dr. Muthmann. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung.

Berchtesgaden

Pension Geiger

Bischofswiesen

Bahn und Post Berchtesgaden.

Bevorzugte, herrlich freie Lage, reizende Aufenthalt für da ganze Jahr, beson ders auch für de Winter geeignet.

Besitzer F. Geige

Partenkirchen (Oberbayern) Dr. Wiggers Kurheim

Sanatorium für Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige.

Gute Verpflegung Ungestörter Betrieb

Sanatorium Am Goldberg

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Winter-Kur Prosp. fr

Spezialbeh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.

Höchstz. **50** Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitz

Digitized by Google

Bad-Nauheim

am Taunus bei Frankfurt a. M.

Sommer- und Winterkurbetrieb

Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden**

Sämtliche neuzeitlichen Kurmittel

Gesunde, kräftige Luft, herrlicher Park, vorzügliche Konzerte,
:: Theater, Tennis, Golf, Krocket ::

Man fordere neuesten Prospekt A 6 von „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim".

Digitized by Google

Warum in die Ferne schweifen, siehe das Gute liegt so nahe.

Angenehmster Frühjahr-, Sommer- und Herbstaufenthalt.

See-Hotel, Schloß Berg,

Ostufer, Starnbergersee. Bes.: G. Otto Bock
(in Friedenszeiten im Winter Grand Hotel Khartoum, Sudan).

Unmittelbar am See und Landungsstelle gelegen. — Schattiger Garten. Glashalle und Terrasse auf den See.

Pension von Mark 9.25 an.

Berchtesgaden
im Bayerischen Hochgebirge.
Kaiserin-Auguste-Viktoria-Kurhaus.
Grand-Hotel und Kurhaus Berchtesgaden.
Berchtesgadens vornehmstes und schönstgelegenes Hotel.
S. Zt. Sommeraufenthalt I. Maj. der Kaiserin und der Kaiserl. Familie.
Tel.- u. Briefadresse: Kurhaus Berchtesgaden.
Illustrierte Prospekte.
Unter pers. Leitung des Besitzers K. Rothe.

Herzogliches Bad Liebenstein
Thüringer Wald

Altbewährtes Eisen-Arsenbad mit Quellen von stärkst. Kohlensäuregehalt, 355 m Höhe. Staubfreie Luft, herrl. Waldungen. Gute Verpfleg., erstkl. Kurhäuser, Kurkonzerte.

KURMITTEL: brinkkuren. Natürl. kohlens. Stahl-Täder, Moor- u. Fichtennadelbäder, Wasser- u. elekt. Behandl., Massage, Terrain- u. Diätkuren. Sanatorium.

Eisenb.-Linie Meiningen-Eisenach

HEILANZEIGEN: Blutarmut und Bleichsucht, Herz- und Gefässerkrankungen (Arteriosklerose), Basedowsche Krankheit, Nierenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Zucker, Fettsucht, Störungen des Nervensystems, allgem. Schwäche, Rekonvaleszenz. Nachkuren nach Nauheim, Kissingen, Karlsbad usw.

Kurzeit: 15. April — 15. Oktober.
Prospekte versendet die Direktion.

Gute Verpflegung gesichert.

Harzburger Hof
(Aktienhotel)
Bad Harzburg
Erstes und vornehmstes Haus am Platze, in herrlicher waldreicher Höhenlage.
Neue grosse Gesellschaftsräume und Terrassen. Zentral-Warmwasserheizung. Elektr.
Dauer der Kurzeit vom 24. Mai bis Anfang Okt.
Fernsprecher 29 und 70.
Die Verwaltung des Harzburger Hofs.

Bädernachrichten.

In Bad **Meinberg** (Lippe) herrscht regstes Kurleben. Die Schwefelschlamm- und natürlichen Kohlensäurebäder üben wie stets große Anziehungskraft aus. — Außer diesen altbewährten Kurmitteln gegen Gicht, Rheumatismus, Ischias usw. kommt der erdig-sulfatische Neubrunnen immer mehr in Aufnahme, — die an schwefelsauren Salzen reiche Quelle wird mit ganz hervorragendem Erfolg bei Gicht, Rheumatismus, bei allen Erkrankungen der Nieren und Blase, bei Leber- und Gallenleiden, Zuckerkrankheit und Fettsucht angewendet. — Ein gutes Kurorchester, das täglich zwei bis dreimal konzertiert, sowie sonstige Veranstaltungen sorgen für Abwechselung. Badeschriften durch die Kurverwaltung.

Fürstliches Bad Meinberg
Altberühmtes Schlamm- und Kohlensäure-Bad
Hervorragende Erf. bei Gicht, Rheuma, Ischias, Herz-, Nerven-, Nieren-, Leberkrankheiten. Eröffnung 1. Mai. Für Kriegsteiln. weitgehendste Vergünstigung.
Teutob. Wald * Stat. Horn-Bad Meinberg

St.-Moritz-Dorf
:: Saison 15. Juni bis 1. Oktober ::
Schweizerhof-Château
I. Ranges, sonnig, zentral.
Vereinigt die Vorzüge eines Familienheims mit den Annehmlichkeiten des großen Hauses / 200 Betten.
Zivile Preise. Ad. Angst

Digitized by Google

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Geh. San.-Rat Prof. Dr. **Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel, Magen-, Darmkranke und Erhol.-Bedürftige.

Wasserbeh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié, künstliche Höhensonne. Streng individuelle Pflege. Besitzer: San.-Rat Dr. H. Teuscher.

Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr

mit Zweiganstalten **Jugendheim** u. **Pädagogium** (Einj.-Ber.). Großer windgeschützter Park. Kurgemäße Verpflegung. San.-Rat Dr. Gmelin.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
An die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16 gezahlte Gewinnanteile: 23 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

In den Vossischen Familien erfüllt man Bestellungen durch die

Vossische Zeitung

Berlin SW. 68, Lindenstraße

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Aschaffenburg am Main.

Pensionat Spessartblick.

Höhere Mädchenschule (Lyz.). Herrl. gel. Haus, neuzeitl. einger. Wissensch., kaufm., hausw., gesellsch. Ausb., Musik, Malen, Sport, fremde Sprachen. Trotz des Krieges anerkannt gute Verpflegung. Prosp. und Ref. durch die **Direktion.**

Landerziehungsheim im Taunus.

Institut von Puttkamer

Friedrichsdorf i. T.

Unterr. d. **10klass. höh. Mädchenschule** nach dem Plan des Lyzeums. Christl. Hausordg., kl. Klass., indiv. Behandlg. Vorbereitg. z. **Sprachlehr.-Ex. Fortbildung** in Wissensch., Sprachen usw. **Koch- und Haushaltungsunterricht.** Unterricht in **Gartenbau,** Obst- und Gemüseverwertung.

Soziale Frauenschule

mit sozialem Arbeitsjahr, Mannheim

(Gegründet vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium, Abteilung Mannheim)

Soziale Berufsausbildung für besoldete und ehrenamtliche Arbeit. Ausbildungszeit 2½ Jahre. Theoretischer u. prakt. Kurs. Beginn d. neuen Schuljahrs: Oktober 1917. Auskunft u. Prospekte durch: Frau Dr. E. Altmann-Gottheiner, Mannheim, Rennershofstr. 7 u. Dr. Marie Bernays, Mannheim, Goethestraße 10

Eisenach „Villa Feodora"

Hainweg 32 · Gesunde Höhenlage, direkt am Wartburgwald

Erstklassiges Töchterheim für theoretische und praktische hauswirtschaftl. Ausbildung

Schneidern, Weißnähen, Handarbeiten, Kunstgewerbe, Gesundheitslehre, Bürgerkunde, Fortbildung in Sprachen, Literatur, Kunstgeschichte, Musik und Malen durch erste Fachlehrkräfte. Herzlich-geselliges Familienleben, kleinerer vornehmer Kreis. Winter- und Sommersport. Referenzen und Prospekte durch d. Vorsteh. Frau Prof. Dr. Schellhorn und Frau Marie Botterman

Kgl. Paulinenstift Friedrichshafen

Schule und Pensionat für Töchter gebildeter Stände.

Die Schule umfaßt den Lehrplan einer höheren Mädchen- und Frauenschule. Eine Haushaltungsschule ist angegliedert. — Die Verpflegung ist trotz der Kriegsverhältnisse anerkannt gut und reichlich. Ausführliche Prospekte und Lehrpläne durch **die Leitung.**

Zentralinstitut für neuzeitige Körperschulung

Leitung: **Frau Dora Menzler.**

Leipzig, Grassistr. 33.

Ausbildung von Lehrkräften in:

A. Methode Mensendieck.

B. Gesundheitlich-künstlerischer Gymnastik.

C. Rhythmischer Gymnastik.

Atemgymnastik.

Beginn 1. Oktober 1917. Prospekt verlangen. Staatliche Konzession wird angestrebt.

Victoria-Fortbildungs- u. Fachschule

Berlin W 57, Kurfürstenstr. 160.

I. **Seminare** (mit staatl. Prüfung) a) Handelslehrerinnen-Seminar, b) Gewerbelehrerinnen-Seminar für Putzmachen (im Betrieb).

II. **Fach- und Fortbildungskurse** (Tages- und Abendkurse). Vollständige kaufm., gewerbl., hauswirtschaftl. Ausbildung. Vorbereitung f. d. Volksschullehr., Kindergärtn. und techn. Seminare.

Sprechstd. tägl. 11—12 Uhr und abends 7—8 Uhr.

Der Vorstand.

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut

v. Anna Roscher, verm. Hermine Ilgen, München, Karlstr. 45/I

(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.

a) Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse)

b) 6klassige höh. Mädchenschule;

c) Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung

Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Landschulheim Am Solling

bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor **A. Kramer.**

Weimar

Harthstraße 30

Prakt. Töchterbildungs-Institut mit Lehrprogramm einer Frauenschule, gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt

Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftlicher, gewerblicher und künstlerischer Ausbildung. Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. **Curt Weiß und Frau.**

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

vorm. Dühringsche höhere Privatschule
Direktor Bride
Sexta bis Prima. Real- und Oberrealschule, Realgymnasium. Gymnasium. Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-, Notprüfungen. Arbeitsstunden. Vorzügliche Erfolge. Freiprospekt. Auf Wunsch Pension.
Berlin W, Rankestraße 20. ◇ Fernsprecher: Pfalzburg 2738.

Das Evang. Pädagogium in Godesberg am Rhein
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einjährigenberechtigung bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht in kleinen Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von 10 bis 20 Knaben in den 15 Wohnhäusern der Anstalt. Viel körperliche Bewegung bei reichlicher, vernünftiger Ernährung. Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztl. päd. Institut. Zweiganstalt in Herchen a. d. Sieg in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft. Drucksachen durch den Direktor Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Höhere Mädchenschule
von Else Schilfarth,
München, Ludwigstraße 7.
1. 6klassige Höhere Mädchenschule;
2. Fortbildungskurse für die Absolventinnen: wissenschaftliche und praktische Ausbildung; höherer Handelskurs.
Internat.
Prospekt durch das Direktorat.

Höhere Mädchenschule Simm-Doflein
vormals Kerschensteiner
München, Franz Josephstr. 31
Fernsprecher 30573.
Sechsklassige höhere Mädchenschule (5. bis einschließlich 10. Schuljahr) mit Fortbildungskursen, in denen Schülerinnen auch Gelegenheit geboten wird, sich privatim auf das Absolutorium eines human. oder Realgymnasiums vorzubereiten.
Anmeldungen jederzeit. Prospekte durch
Das Direktorat.

Die Griechen von heute
(1821—1917) von Prof. E. Drerup-Würzburg. Preis 1 Mark.
Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach.

Institut Haselmayer Würzburg
Vorbereitung für alle Prüfungen, insbesondere für die Einjährigen-Prüfungen.
Gesundes Schülerheim.
Hervorragende Erfolge.
Beste Empfehlungen.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg
Gymnasial-Realklassen. Erfolgreicher Übertritt in Prima u. Sekunda (7./8. Kl.). Mod. bewährte Einrichtung. Sport. Spiel. Großes eigen. Spielfeld. Wandern. Fluß- und Hallenbäder. Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohlenes Familienheim in eigner Villa. Keine Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung körperlich Schwacher u. Zurückgebliebener. Aufgaben unt. Anleitg. in tägl. Arbeitsstund. Prüfungsergebnisse. Prospekte durch die Direktion. — Seit 1895: 358 Einjährige, 219 Prima und Obersekunda (7—8 Kl.).

In jedem Hause
wo gute Musik gepflegt wird, sollte auch die Königin der Instrumente zu finden sein.
Harmoniums von 46 bis 2400 Mark.
Bes. auch v. Jedermann ohn. Notenkenntnis sofort 4stimm. spielbare. Illustr. Kat. umsonst. Aloys Maier, Hofl., Fulda.

Der
schönste Wandschmuck
ist die
farbige Künstlersteinzeichnung
Künstlerisch vollwertig, anderer Graphik überlegen u. ganz wohlfeil. 600 Bilder von 60 Pfg. bis 6.- M.
Alles nähere im
Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks
146 Seiten mit etwa 500 Abbild. gegen 60 Pfennig und Katalog „Das gute Bild", 250 Abbild. oval und rund gerahmter Bilder gegen 50 Pfg. (auch in Marken)
R. Voigtländers Verlag in Leipzig 9

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Giessener Pädagogium.

(Private höhere Lehranstalten. Für Schulpflichtige staatl. genehmigt.)

A. Pädagogium.

Lehrplan der Oberrealschule mit gymnasialen und realgymnasialen Nebenkursen. Sexta bis Oberprima. Kleine Klassen.

Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.

Individueller Unterricht. Arbeitsstunden unter strenger Aufsicht. Dauernd gute Erfolge bei den Prüfungen, die z. T. mit Zeitgewinn bestanden wurden.

B. Handelsrealschule.

I. **Realklassen** (Untertertia-Untersekunda)
Ziel: Ausbildung in Handelsfächern.

Einjährigen-Prüfung.

II. **Oberklasse** (Jahreskursus).
Bedingung: Besitz des Einjahrigenscheines oder entsprechene Aufnahmeprüfung.
Ziel: Vollkommene Ausbildung in allen Handelsfächern. Moderne Fremdsprachen (auch Türkisch).

Schülerheim für Zöglinge beider Abteilungen. Gesunde Lage. Großer Park. **Beste Verpflegung.** Charakterbildung auf Grund tüchtiger Arbeit und strengster Pflichterfüllung. Musik. Sport.

Drucksachen unberechnet durch die Direktion: **Giessen** (Lahn), Ludwigstrasse 70, in der Nähe der Universität. Fernruf 633. Empfehlungen aus allen Teilen Deutschlands.

„Schertlinhaus" Burtenbach bei Augsburg-Bayern

Mädchen-Landerziehungsheim

1. **Höhere Mädchenschule.** 6 Klassen, modern pädagogisch geleitet.
2. **Haushaltungs- und Gartenbauschule** für Töchter gebildeter Stände.

Beide Schulen werden über die Kriegsdauer mit vollzähligem Lehrpersonal weitergeführt

Eintritt jederzeit. — Auf Wunsch illustrierter Prospekt und Referenzen

Direktion: Ernst Zech, Kgl. Pfarrer und Frau Luise Zech, geb. Mehl.

Dürerschule Hochwaldhausen

bei Lauterbach, Oberhessen.

Erziehungsheim für Knaben und Mädchen in herrlichem Waldgebirge.

Bevorzugt und empfohlen von fortgeschrittenen, führenden und besitzenden Kreisen, Freunden besonnener Bildungs- und Erziehungsreform. — Einjährigenexamen, Reifeprüfung.

Literatur: Programmschrift und Sonderdrucke durch die Geschäftsstelle der Anstalt.
1. und 2. Bericht der D. S. H. 1912—15, Verlag B. G. Teubner, Leipzig, durch den Buchhandel.

Marburg a. d. Lahn

Wissenschaftl. Institut

IV—I aller höh. Schulen. **Einjähriges u. Abitur.** Umschulung, Halbjahrskurse, individ. Behandl., intens. Nachhilfe. **Einholen verlorener Zeit.** Alle Einrichtungen der öffentlichen Schulen. **Damenkurse z. Abitur. u. Ergänzungsprüf.** Großer Berggarten, Spielplätze, herzl. Familienleb., keine Schlafsäle, Einzelzimmer, Zentralheiz., elektr. Licht, Bad. **Schuljahr 1915/16 30 erfolgr. Extraneerprüf.** Erste Empf. Prosp., Nachweis d. Erfolge durch

Direktor J. Müller, Sybelstr. 14.

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim-Heidelberg
von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner.
Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen.
Fortbildungsklassen.

Verantwortlich für den Inseratenteil: G. Eisenbach, München.

Digitized by Google

Soeben erschien:

Joseph der Deutsche

Ein Staatsroman von

Adam Müller-Guttenbrunn

Geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.–

Die geschichtliche Romanreihe, die mit dem „Großen Schwabenzug" begann und in „Barmherziger Kaiser" fortgesetzt wurde, kommt mit diesem Bande zu einem vorläufigen Abschlusse. „Joseph der Deutsche" ist der fesselnde Lebensroman Kaiser Josephs II., dessen ganzes Werk der Staatsreform, Volksbeglückung und Geisterbefreiung galt. Was heute Kriegsschauplatz ist in West und Südost, das ist es zuletzt auch in diesem Buche. Joseph ringt mit der belgischen Frage, um die Walachei und um Serbien. Somit ist dieses Werk nicht allein ein meisterhaft historischer Roman, sondern auch ein lebenswarmes Zeitbuch.

Jeder Band ist ein in sich vollkommen abgeschlossenes Werk

Verlag L. Staackmann, Leipzig / Vorrätig in den Buchhandlungen

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

hr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25039
liefert jedes Buch schnellstens

n guter Berater für Bücherfreunde
sind die vierteljährlich erscheinenden
Literarischen Neuigkeiten.
Kostenfreie Zusendung durch die
Buchhandlung Karl Seidel
Josephplatz 6 • München • Fernruf 32790

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Dieses Feld kostet bei
12 Aufnahmen
M. 4.50 pro Einschaltung.

Englische Sittengeschichte von Dr. Eugen Dühren
2. Auflage. 2 Bände M. 20.–,
gebunden M. 23.–. Ein treues Spiegelbild des englischen Charakters in seinen Grundzügen: der Herrschsucht, der Brutalität und der Heuchelei!
Zu beziehen durch den Verlag Louis Marcus, Berlin W 15, Fasanenstraße 65S.

Digitized by Google

BENZ

AUTOMOBILE u. FLUGMOTORE

BENZ & CIE.

RHEINISCHE AUTOMOBIL u. MOTORENFABRIK A.-G. MANNHE

Digitized by Google

Aus dem Weltkrieg

ethmann

arl Egli / Der Weltkrieg von außen gesehen

loritz von Wattenwyl / Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

ermann Witte / Vor und während der Schlacht von Tannenberg

skar Meyer † / Aus den Kriegserinnerungen eines deutschen Studenten

anz Carl Endres / Presse und Armee in Deutschland

ord Grey / Allgemeines Wahlrecht und Demokratie

dolf Dirr / Japan

as englische Calais

dolf Dirr / Das neue Gesicht der Armenierfrage

anz Doflein / Freiburg und der Breisgau im ersten Kriegsjahr

Albert Bittinger / Etwas vom Trinkgeld heutzutage

Erich Jung / Politische Moral

Josef Hofmiller / Nachwort zu Fichtes Machiavelli

[Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II]

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, August 1917
Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

By Digitized by Google

Feist-Cabinet

* bester Ersatz *
für französischen Champagner
Sektkellerei Frankfurt a.M. A.G.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Landshut	Regensburg
Bad Kissingen	Hersbruck	Neu-Ulm	Schwabach
Bayreuth	Ingolstadt	Nürnberg	Schwandorf
Erlangen	Kempten	Partenkirchen	Straubing
Fürth	Landsberg a. L.	Passau	Weiden
			Würzburg

Aktienkapital: 51.000,000 Mark; Pfandbrief-Umlauf: 500.000,000 Mark
Reservefonds: 30.000,000 Mark: Hypotheken-Bestand 510.000,000 Mark

Übernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als **geschlossene Depots,**

Vermietung von **Schrankfächern (Safes)** verschiedener Größe in den in den **unterirdischen Bankgewölben** eingerichteten **Stahlkammern.**

Digitized by Google

25jährig erprobt und bewährt als
leistungsfähig * zuverlässig * haltbar:

„Agfa"-Trockenplatten Extrarapid

Vorzüglich klar und brillant arbeitend; auch bei lange dauernder Entwicklung kein Gelbschleier. * Höchste Empfindlichkeit: 30° W = 16/17° Sch. * Prima Glas, genauer Schnitt; ausgezeichnete Verpackung; peinlich sauberer Guss, stets gleichmässig.

Von Fachleuten wie Amateuren gleichermaßen geschätzt. / Für Sportaufnahmen vorzugsweise benutzt. / Vielfach mit bestem Erfolg für Röntgenphotographie im Gebrauch.

Näheres im

„Agfa"-Photohandbuch

151.—180. Tausend
Ladenpreis: **50** Pfg.

130 Seiten Text, ausgezeichnete Bilder, Preisanhang.

Bezug durch Photohändler

August & September!

Die Monate für

Baden-Baden

Brenner's Stephanie-Hotel
Lichtenthaler Allee 1
Im eigenen Park.
Große Restaurant-Terrasse.
Jeglicher Komfort.

Brenner's Neuer Kurhof
Lichtenthaler Allee
Vornehmes Familienhotel mit den therapeutischen Einrichtungen eines zeitgemäßen Sanatoriums.

Besitzer: C. Brenner.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

14. Jahrgang — August 1917 — Heft 11

Seite

Bethmann 621

Der Weltkrieg von außen gesehen / Von Oberst Egli in Basel 628

Bismarck zu den Vertretern der sächsischen Städte 634

Als Bismarck auf seinem letzten Lager ruhte 634

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges / Von Moritz von Wattenwyl, Oberst im schweizerischen Generalstab, in Bern 635

Vor und während der Schlacht von Tannenberg / Von Hermann Witte, Oberlehrer in Riesenburg (Westpreußen) . 653

Als der Reichstag ablehnte, den Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstag zu beglückwünschen 669

Aus den Kriegserinnerungen eines deutschen Studenten. Feldpostbriefe des Leutnants der Reserve Oskar Meyer † / Mitgeteilt von Geheimrat Dr. Johannes Reinke, Professor der Botanik an der Universität Kiel 670

Presse und Armee in Deutschland / Von Major a. D. Franz Carl Endres . . 684

Verfassung und Menschentum / Von Reichsfreiherrn vom Stein 688

Allgemeines Wahlrecht und Demokratie / Von Lord Grey. (Mitgeteilt von Dr. Karl Alexander von Müller) . . . .

Japan / Von Dr. Adolf Dirr, Konservator am K. B. Ethnographischen Museum . .

Das englische Calais . . . . . .

Das neue Gesicht der Armenierfrage / Von Dr. Adolf Dirr, Konservator am K. B. Ethnographischen Museum 7

Freiburg und der Breisgau im ersten Kriegsjahr / Von Dr. Franz Doflein, Professor der Zoologie an der Universität Freiburg i. B., zur Zeit in Mazedonien . 7

Erlangen in der Kriegszeit / Von Dr. F. Bock, Kustos an der Universitätsbibliothek Erlangen 7

Wer Österreich erhalten will 7

Galizien, Land und Leute 7

Etwas vom Trinkgeld heutzutage / Von Oberlandesgerichtsrat Dr. Albert Bittinger 7

Graf Reventlow 7

Politische Moral / Von Dr. Erich Jung, Prof. der Rechte an der Universität Straßburg 7

Nachwort zu Fichtes Machiavelli / Von Dr. Josef Hofmiller 7

Schweizer Erzähler 7

Deutsches Ausland-Museum, Stuttgart. Mit der Gründung dieses Museums und Institu zur Kunde des Auslanddeutschtums und zur Förderung deutscher Interessen im Auslande ist e gültig ein tatkräftiger Schritt getan worden, um unseren Auslanddeutschen die Würdigung u Beachtung in der Heimat zu verschaffen, die sie verdient haben. — Das Museum und Institut w wie die diesem Heft beigefügte Drucksache näher ausführt, als Zentrale in seinen Sammlung Archiv und Bibliothek einmal ein Bild von den bisherigen Leistungen unserer Stammesgenos in der Ferne geben, dann aber vor allem tatkräftig eingreifen, um sie künftig in höherem M als bisher dauernd mit der Heimat zu verbinden und auch ihre Kraft dem Deutschen Reiche stär nutzbar zu machen. Nur durch sofortige Wiederaufnahme unseres Außenhandels, eine Hauptqu des Wohlstandes, können wir die Wunden heilen, die der Krieg uns geschlagen hat. Wer soll a unter den jetzigen Umständen sein Träger sein wenn nicht der Auslanddeutsche? Kommen wir i nicht schnellstens nach dem Krieg zu Hilfe, wird er sich in seiner geschwächten wirtschaftlichen Exist nicht halten können und uns unwiderruflich verloren gehen. Nur wenn es gelingt, unseren Han schnell wieder zu heben, werden sich die jetzigen schwierigen Lebensverhältnisse bald wieder besse Deshalb fordert schon die reine Selbstsucht von jedem, den Auslanddeutschen als Pionier unse Handels mit allen Kräften zu fördern. Keiner sage, dafür sei es nach dem Kriege Zeit, jetzt mi man dringenderen Forderungen nachkommen. Beginnen wir erst nach dem Friedensschluß mit Arbeit, dann ist es zu spät. — Es bedarf aber großer Mittel und der Hilfe aller Kreise, um d Museum die Arbeit zu ermöglichen; keiner schließe sich aus, jeder gebe nach seinem Vermögen!

Soeben erschienen:

Deutsche Kriegsgefangene in England

Ein kleines Prachtwerk mit über 100 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen aus verschiedenen Gefangenenlagern Englands. Mk. 4.—.

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen.

Digitized by Google

Neuenahr

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden — Gallensteine — Zuckerkrankheit — Gicht — Rheumatismus — Katarrh. Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen. :-: Trink- und Thermal-Badekur. Wohnung im

Kurhotel

und in vielen andern Hotels, Pensionen und Privathäusern. Kurhotel, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, großer Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.

Für Hauskuren:
Versand des Neuenahrer Sprudels
nach neuem Füllverfahren.

Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.

Leinenhaus Fränkel, München

Theatinerstraße 17

Leinen- und Tischzeugweberei

◆

Spezialhaus für vornehme, gediegene **Brautausstattungen** in jeder Preislage. Einrichtungen von **Krankenhäusern, Sanatorien** usw., sämtliche **Haushaltungswäsche, handgestickte Damenwäsche,** Atelier für **handgestickte Decken** nach Entwürfen alter und moderner Künstler.

Digitized by Google

Das politische Buch des Jahres 1917.

L'Entente annexioniste

La Paix du „Droit"

Von Dr. Max Beer

Preis Fr. 8.—

Ein neues Buch des Verfassers des Regenbogenbuches.

Ein Buch über den Krieg und doch ein Friedensbuch, eine tiefgründige Untersuchung der Kriegsziele und der Kräfte, die dem Friedensschluß entgegenarbeiten. Eine gewaltige Kampfschrift gegen den Imperialismus. Ein Appell zur Versöhnung an die Menschheit.

Erschienen im Verlag Ferd. Wyss, Bern.

Falken-Verlag zu Darmstadt.

Zeitgemäße Broschüren

hrsg. von Curt Trützschler von Falkenstein.

1. Scherer, H., Deutsches Reich — Deutsche Schule — Deutsche Bildung. Preis ..... M. —.40
2. Schilling, Prof. A. J., Welt- und Staatsbürgertum in der deutschen Freimaurerei. Kulturpolitische Studie ..... M. —.60
3. Human, Syndicus Dr. A., Was soll der Deutsche aus dem Weltkrieg lernen? ..... M. —.80

Droop, Fritz, Die nach uns kommen. Eine Mahnung an Eltern und Erzieher ..... M. —.60

Wislicenus, Dr. Paul, England und der Weltkrieg. Betrachtungen über die Volksseele. 2. Aufl. M. —.80

Trützschler von Falkenstein, C., Im Geist und in der Wahrheit ..... M. 1.50

—, Die Lösung der Judenfrage im Deutschen Reich. 2. Auflage ..... M. 1.20

Moog, Dr. W., Kants Ansichten über Krieg und Frieden ..... M. 3.—

—, —, Fichte über den Krieg ..... M. 1.20

Braner, E., Kriegsgefangen in Afrika .. M. 1.50

Brenner, L., Altrussische Kulturbilder .. M. 2.—

Klunker, M., Den Serben entronnen .. M. 1.—

Der große Krieg und die deutsche Seele

von

Else Hasse.

Geheftet M. 4.—

in feinem Pappband . M. 5.—

in feinstem Leinenband M. 6.—

Kein Kriegsbuch, trotzdem es den großen Krieg im Wappen führt. Aber eines, das im Krieg und aus dem Krieg geboren wurde, das sein Entstehen einer deutschen Frauenseele verdankt. Mehr denn je ruft die Zeit nach einem ruhenden Pol in dem immer wilder werdenden Gewoge der Ereignisse. Das Buch ist kein tönendes Phrasengeklingel, sondern eines von jenen, die aus Mark der Seele greifen, eines von jenen, die auch Widerstrebende gefangen nehmen!

Jos. Kösel'sche Buchhandlung

Kempten München

Digitized by Google

Aus deutschen Kriegsgefangenenlagern

Deutschland benutzt nicht, wie die Staaten, mit denen es sich im Kriege befindet, Inseln, gesundheitmordende Wüsten und Einöden, unbewohnte Klöster oder Festungen für seine Gefangenen, sondern hat auf Grund einheitlicher Pläne völlig neue und moderne Anlagen aus dem Nichts heraus geschaffen. Die innere Einteilung trägt den Stempel der Menschlichkeit, Wirtschaftlichkeit und Ordnung.

Da dem Publikum der Zutritt zu den Gefangenenlagern verwehrt bleiben muß, kann es sein Interesse dafür, wie es wohl in einem Lager aussehen mag und wie unsere gefangenen Feinde dort gehalten werden, am besten aus den Schriften befriedigen, die der Frankfurter Verein vom Roten Kreuz unter dem Titel:

„Aus deutschen Kriegsgefangenenlagern"

herausgibt.

Aber nicht nur der Befriedigung des Interesses und der Wißbegierde sollen die Schriften dienen. Vielmehr und vor allem sollen sie eine Widerlegung der Auslandslügen sein, die das Schicksal der Kriegsgefangenen in Deutschland so hinstellen, als sei der elendeste Tod eine Wonne dagegen, und insofern sind sie auch

geschichtliche Beweisstücke für Deutschlands sittliche Gesinnung während des Krieges.

Zweite Folge
176 Seiten und 100 Bilder
1 Mark

*

Dritte Folge
Eindrücke eines Seelsorgers
56 Seiten und 20 Bilder
50 Pfennig

*

Vierte Folge
Auf Arbeitskommando
108 Seiten und 70 Bilder
1 Mark 25

* * *

Die Zweite Folge erschien deutsch, französisch, russisch (letztere 80 Pfg.) und polnisch (Preis 75 Pfennig); die Dritte Folge deutsch und französisch; die Vierte Folge vorerst nur französisch.

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Die neuesten Reclam-Bücher

in der neuen Ausstattung

Nr. 5911/12. Joh. Scherr, Rosi Jurflüh. Erzähl. aus d. Alpen. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Nr. 5913. Luthers Lieder und Fabeln. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Nr. 5914. Kriegsnovellen. 8 Bd. 25 Pf.

Nr. 5915. Kriegskalender. 1916. Teil I. Hrsg. von Gult. Metzler. 25 Pf.

Nr. 5916. C. Buysse, Geschichten aus Flandern. 25 Pf.

Nr. 5917. Eva Grf. v. Baudissin, Kriegskameraden u. and. Erzählungen. 25 Pf.

Nr. 5918. Joh. Seb. Bach, Matthäus-Passion und H-Moll-Messe. Texte. 25 Pf.

Nr. 5919/20. V. v. Scheffel, Gaudeamus. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Nr. 5921—5925. Kriegsgesetze des Deutschen Reiches. 6. Ergänzgsheft, Textausg. m. Anmerk. u. Register. M. 1.25, geb. M. 1.80.

Nr. 5926. Walther Siegfried, Paris vor dem Weltkrieg. Eine Schilderung. 25 Pf. Erschienen seinerzeit im Erstdruck in den Süddeutschen Monatsheften.

Nr. 5927. Wilhelm Schreiner. Harte Pflicht. Ein U-Bootsbuch. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Nr. 5928. J. G. Fichte, Inwiefern Machiavellis Politik auch noch auf unsere Zeiten Anwendung habe. Eingeleitet u. herausgeg. v. Prof. Dr. Jos. Hofmiller. 25 Pf.

Nr. 5929. H. Stobitzer, Der deutsche Bär. Lustspiel. 25 Pf.

Nr. 5930. Aug. Horneffer, Die Freimaurerei. 25 Pf., geb. 60 Pfg.

Zur Versendung ins Feld bietet Reclams Universal-Bibliothek die vielseitigste Auswahl. Jede gute Buchhandlung hält reichhaltigen Vorrat

Neu! Von **Neu!**

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN

erscheint soeben eine neue Schrift

DEMOKRATIE UND FREIHEIT

Tiefgreifende Ausführungen in zündender Sprache über **Wahlrecht und Parlamentarismus** an Hand eingehender Untersuchungen über die parlamentarischen Verhältnisse, wie sie in Frankreich, England und Amerika sich in Wirklickkeit zeigen. Gerade jetzt eine höchst zeitgemäße Schrift, wichtig für alle, die an der Umgestaltung unserer Verfassung Anteil nehmen.

Preis geh. M. 1.50

Mitte August wird ausgegeben:

STUDIEN ZUR WELTKRISE

von RUDOLF KJELLEN

Eine neue Aufsatzfolge des berühmten Verfassers der „Probleme des Weltkrieges", in welcher er sich der durch den Verlauf des Völkerringens neu geschaffenen Lage zuwendet, insbesondere auch den **deutschen Problemen**, wie z. B. in den Ausführungen über „Deutschlands Zukunft", die „Neu-Orientierung in Preußen", „Das Problem der drei Flüsse" (Rhein, Donau, Weichsel) usw. Diese Urteile des (wirklich) neutralen Politikers und von hoher Warte blickenden Historikers, eine Fortführung seiner früheren Arbeiten, sind von höchstem Interesse.

Preis geh. M. 3.60

VERLAG HUGO BRUCKMANN IN MÜNCHEN

Digitized by Google

Die Wochenschrift

Deutsche Politik

für Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber: Ernst Jäckh, Paul Rohrbach, Philipp Stein,

wird **im Feld** und **in der Heimat**

in gleicher Weise geschätzt, wie nachfolgende Stimmen beweisen:

L. B. im Felde schreibt: „Sieben Monate im Schützengraben lese ich eben während einiger Ruhetage Ihre neue Zeitschrift ‚Deutsche Politik'. Ich habe sie wohl schon in Feldbuchhandlungen in der Etappe gesehen, niemals aber in der vordersten Linie. Auf diesen Umstand möchte ich Sie aufmerksam machen, denn mich jammert, daß solch glänzende Aufsätze, die ganz dazu geeignet wären, der Mannschaft neue Lebenslust und Kampfkraft einzuimpfen, nur in den Etappe sich anhäufen. Wenn es möglich ist, unzählige frömmelnde, ‚patriotische' und Kriegsbroschüren, die alle auf die Mannschaft wie ein rotes Tuch wirken, an die Front zu bringen, so muß das auch mit Ihrer Zeitschrift möglich sein. Dem Vaterland würde dadurch ein größerer Dienst geleistet werden. . ."

Gefreiter N. N. im Felde: „Ich kenne Ihre Wochenschrift und schätze die wertvollen Informationen, die die vielseitigen Abhandlungen bringen, in hohem Maße. Für den Feldsoldaten bietet Ihre Wochenschrift bedeutend mehr Anregung als die meisten Tageszeitungen."

Unteroffizier B. im Felde: „Ich kann Ihnen versichern, daß das Heft allgemein beliebt wird, denn heute schon haben mich 20 meiner Kameraden gefragt, ob ich schon eine neue ‚Deutsche Politik' da hätte."

Leutnant K. im Felde: „Wir sind dankbar für eine so geistvolle und erzieherische Anregung."

Oberleutnant z. See L.: „Die ‚Deutsche Politik', die nicht nur mir, sondern auch vielen meiner Kameraden auf See politische Anregung und Aufklärung bringt."

Vizefeldwebel N. N. im Felde: „Im Lesezimmer des Lagers lernte ich vor einiger Zeit Ihre Wochenschrift ‚Deutsche Politik' kennen, die mich gleich so fesselte, wie keine andere Zeitschrift."

Leutnant d. R. N. N.: „Ich halte die Schrift seit langem und bin begeistert von ihr."

Smyrna, Kaiserl. ösm. Leutnant E. K.: „. . Bemerken möchte ich noch, daß ich nach Durchsicht die Hefte stets an das Deutsche Krankenhaus in Smyrna weitergebe, wo sie immer mit Spannung erwartet und gelesen werden."

Oberstabsarzt v. H.: „Die ungemein gründlichen und lehrreichen Aufsätze werden hier mit dem größten Interesse und Nutzen gelesen."

Ferdinand Avenarius schreibt: „Die ‚Politik' trifft regelmäßig ein und wird, namentlich von Kameraden aus gebildeten Kreisen, stets mit neuem Interesse erwartet. Haben Sie für all die schönen Bücher und Hefte besten Dank!"

Kaplan in Landshut schreibt: „Im übrigen kann ich nur wünschen, daß diese prächtige Wochenschrift in die Hände vieler vaterlandstreuer Leser gelangt."

Pfarrer G. in W.: „. . . der ‚Deutschen Politik', die ich seit Anfang ihres Erscheinens mit ihren prächtigen, so gut orientierten Artikeln beziehe und mit stetem Interesse lese."

„Die vorliegenden Hefte der ‚Deutschen Politik' bringen ein vollgerütteltes Maß politischer Bildung und Klärung vorhandener schwebender Fragen. Wir brauchen einen Führer, wie ihn die ‚Deutsche Politik' bietet, unbedingt notwendig. Darum begrüßen wir dankbar diese mutige, zielbewußte und klar orientierende Wochenschrift, die wir allen ernst um politische Bildung sich mühenden Kreisen warm empfehlen möchten." (Augsburger Postzeitung.)

„Wer aus dem großen Geschehen unserer Zeit gelernt hat, daß den Deutschen mehr weltgeschichtliche Schulung bitter nottut, und daß Staatsbürgerbildung nicht minder nötig ist, der wird in der ‚Deutschen Politik' eine Quelle stärkster staatsbürgerlicher Anregungen finden."
(Verbandsblätter Deutscher Handlgs.-Geh.)

„Die Zeitschrift, die keiner politischen Partei dient, bringt in jeder einzelnen Nummer vorzüglich unterrichtende Aufsätze aus der Feder erster und berühmter Fachmänner über alle Fragen deutscher und auswärtiger Politik."
(Grodnoer Zeitung.)

„. . . . deren wertvollen Inhalt die ‚Deutsche Politik' unter die besten politischen Publikationen der Gegenwart stellt." (Rundschau d. Ausw. Dienst.)

„Die ‚Deutsche Politik' bringt wiederum eine Fülle des reichhaltigsten Materials zur Beurteilung der politischen Lage." (Hamburger Correspondent.)

Man verlange kostenlose Probesendung vom

Verlag Gustav Kiepenheuer / Weimar.

Die Zeitschrift erscheint jeden Sonnabend. Bezugspreis vierteljährlich: Bei jeder Buchhandlung M 3.—, Einzelnummer 30 Pfg. Bei jeder Postanstalt und durch Feldpost M 3.20, Inland Kreuzband direkt vom Verlag M 3.80, Ausland M 4.50.

Digitized by Google

Schleussner-

Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. -Postkarten. Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie. Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform

Preisliste und Lieferung durch alle Photohändler oder direkt durch die

Schleussner Photo-Handbuch I. Teil: Das Negativ Bild. II. Teil: Das Positiv Bild. Preis jed. Teiles 1 M. Belichtungs-Ermittler „DISKUS" ermittelt durch einfache Verstellung der Drehscheibe die richtige Belichtungszeit jedes Aufnahmegegenstandes. Preis 70 Pfg.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 126

Kriegslebensversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungssumme im Todesfalle.

Jeder Kriegsteilnehmer findet Aufnahme. Nach Beendigung des Krieges Umwandlung in normale Lebensversicherung unter Anrechnung eines Teiles der gezahlten Prämie.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstraße 9
und die **Subdirektion** in **München**, Kaufingerstraße 23.

Pädagogium Waren

in Mecklenburg am Müritzsee

Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährig-Freiwilligen- wie für die Prima- und Reifeprüfung

Gute Verpflegung :: Stete Aufsicht

Beste Erfolge und Referenzen

Digitized by Google

Bethmann.

Wir setzen nicht die Feder an zu einem Aufsatze über den bisherigen Reichskanzler, um diesem nachzuschimpfen. Es ist nicht an der Zeit, Geschichte zu anderem Zwecke zu treiben, als zu dem, aus ihr für die Zukunft zu lernen. Und aus der Geschichte Bethmann-Hollwegs ist viel, wo nicht alles für das deutsche Volk zu lernen. Schon aus der des Großvaters. Am 15. Juni 1866 schrieb dieser, der frühere Minister der liberalen Ära, an König Wilhelm: „Was Eure Majestät stets gefürchtet und vermieden, was alle Einsichtigen voraussahen, daß ein ernstliches Zerwürfnis mit Österreich von Frankreich benutzt werden würde, um sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, liegt jetzt in L. Napoleons ausgesprochenem Programm aller Welt vor Augen . . . Und Er ist der allmächtige Gebieter in Europa! . . . . Dies Alles ist schlimm, aber noch viel schlimmer in meinen Augen, daß Graf Bismarck sich in dieser Handlungsweise mit der Gesinnung und den Zielen seines Königs in Widerspruch setzte und sein größtes Geschick darin bewies, daß er ihn Schritt für Schritt dem entgegengesetzten Ziele näher führte, bis die Umkehr unmöglich schien, während es nach meinem Dafürhalten die erste Pflicht eines Ministers ist, seinen Fürsten treu zu beraten, ihm die Mittel zur Ausführung seiner Absichten darzureichen und vor allem dessen Bild vor der Welt rein zu erhalten. Eurer Majestät gerader, gerechter und ritterlicher Sinn ist weltbekannt und hat Allerhöchstdemselben das allgemeine Vertrauen, die allgemeine Verehrung zugewendet. Graf Bismarck aber hat es dahin gebracht, daß Eurer Majestät edelste Worte dem eigenen Lande gegenüber, weil nicht geglaubt, wirkungslos verhallen und daß jede Verständigung mit anderen Mächten unmöglich geworden, weil die erste Vorbedingung derselben, das Vertrauen, durch eine ränkevolle Politik zerstört worden ist . . . Noch ist kein Schuß gefallen, noch ist Verständigung unter einer Bedingung möglich. Nicht die Kriegsrüstungen sind einzustellen, vielmehr, wenn es nötig ist, zu verdoppeln, um Gegnern, die unsere Vernichtung wollen, siegreich entgegenzutreten oder mit vollen Ehren aus dem verwickelten Handel herauszukommen. Aber jede Verständigung ist unmöglich, so lange der Mann an Eurer Majestät Seite steht, Ihr entschiedenes Vertrauen besitzt, der dieses Eurer Majestät bei allen anderen Mächten geraubt hat."

Digitized by Google

Als König Wilhelm diesen Brief öffnete, war die Schlacht bei Königgrätz geschlagen. Es war in Nikolsburg.

Wir vermuten, daß der Verfasser des Briefes seine Ansicht niemals geändert hat und daß der eben abgegangene Reichskanzler von der Richtigkeit seiner Politik stets überzeugt bleiben wird. Der experimentelle Beweis ist in der Politik niemals möglich, da niemals die gleichen Umstände wiederkehren. Niemals läßt sich experimentell nachweisen, wohin Preußen gekommen wäre, wenn König Wilhelm im Jahre 1866 den Großvater Bethmann zum Ministerpräsidenten gemacht hätte, niemals experimentell beweisen, wie der Weltkrieg verlaufen wäre, wenn König Wilhelms Enkel am 4. August 1914 Tirpitz zum Reichskanzler ernannt hätte. Die Unmöglichkeit des Beweises vertieft und vergiftet jeden Gegensatz. Wir stehen hier vor einer unauflösbaren, vor der Antinomie, die die ganze deutsche Geschichte beherrscht. Worin besteht sie?

Soweit wir sehen, ist noch nie die eine Seite der Antinomie in einem Staatsmann so rein in die Erscheinung getreten, wie in Bethmann. Wenn man seine Reden betrachtet, erscheint als Grundzug seines Denkens das Konditionale, das Denken in Bedingungssätzen. Er stellt sich vor, wie die Vergangenheit verlaufen wäre, wenn das und das eingetreten wäre, von dem man damals nicht wissen konnte, ob es eintreten werde, und er stellt sich vor, wie die Zukunft verlaufen würde, wenn das und das eintreten wird, von dem man nicht wissen kann ob es eintreten wird. Ein großer Teil seiner Reden während des Kriegs beschäftigt sich mit dessen Entstehung. Die Voraussetzung seines Denkens ist die Unberechenbarkeit des Weltlaufes soweit Menschen in ihn verflochten sind, die vermöge der Freiheit ihres Willens sich der Berechnung entziehen. Eine der ins Auge gefaßten Möglichkeiten ist lustbetont, sie wäre in der Vergangenheit wünschenswert gewesen, sie würde in Zukunft wünschenswert sein, sie pflegt aber nicht einzutreten. An ihrer Stelle tritt die unerwünschte Möglichkeit ein, und daß sie eintritt, hat seinen Grund darin, daß Menschen von ihrem freien Willen einen unerwarteten Gebrauch gemacht haben oder machen werden. Dieser Gebrauch wird als schlecht bezeichnet. So drängt diese Betrachtungsart zur Ethik. Tritt etwas Unerwartetes ein, so liegt das nicht an der schlechten Psychologie des Betrachtenden, sondern an der schlechten Ethik des Betrachteten. Ein einziger Wille ist unfrei, sagt der Bethmann, das ist der meinige; er ist bedingt durch die äußeren Umstände; da sie gegeben waren, konnte ich nicht anders handeln. Die Verantwortung trifft die anderen.

Die Veränderlichkeit des Willens, sagt die Gegenseite, ist eine Streitfrage unter den Philosophen und Theologen. Der handelnde Mensch kommt mit ihr nicht aus. Er muß Menschen nehmen wie Holz und Eisen und wird sein Ziel nicht erreichen, wenn er annimmt, daß Holz vielleicht doch einmal Stahl wird, Eisen vielleicht doch einmal Feuer fängt. Wie der Krieg entstanden ist, ist jetzt gleichgültig, es kommt nur darauf an, ihn siegreich durchzuführen. Ein einziger Wille ist frei, das ist der meinige, mit ihm muß ich die gegebene Umwelt umgestalten, für ihn bin ich verantwortlich.

Nach den Erfahrungen der Vergangenheit würde unter klugen und unterrichteten Deutschen die Bethmannsche Richtung kein uninteressiertes Wohlgefallen finden, wenn sie nicht mit dem Glauben an die Veränderlichkeit des

Digitized by Google

Charakters der Völker und der Menschheit verbunden wäre, mit dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit, der für viele das einzige Ideal ist. Bis jetzt, haben solche zu allen Zeiten gesagt, war die physische Gewalt herrschend, aber man darf unsere Zeit nicht mit irgendeiner früheren vergleichen; die anderen haben sich verändert, und wenn wir uns nun auch verändern, wird die ganze Welt anders. An dieser Stelle erkennt man das spezifisch Deutsche der Bethmannschen Philosophie. In anderen Völkern, mit größerem nationalen Selbstbewußtsein sagen die Anhänger des Entwicklungsgedankens: Wir sind so weit voraus, daß wir, um die Welt vorwärts zu bringen, unsere Errungenschaften in die andern Länder tragen müssen. In Deutschland sagen sie: die andern sind voraus, wir müssen ihnen nachkommen. So haben zur Zeit der Schlacht im Teutoburger Wald gewiß viele Deutsche gesagt: mit der Keule auf die Feinde einhauen, wie es unsere Vorfahren getan haben, das mag damals an der Zeit gewesen sein, jetzt muß man von den Feinden lernen, Römisch ist feiner. Und gewiß haben auch, während französische Mordbrenner unter Ludwig XIV. deutsche Kulturschätze vernichteten, viele Deutsche das Gefühl gehabt: Französisch ist feiner.

Bethmann schwebte das Ideal eines geistigen Deutschland vor, in welchem, nachdem Bismarck und das deutsche Heer 1870 die grobe Arbeit geleistet haben, mit feineren Mitteln Politik gemacht würde; das im Inland durch soziale Reformen und geistige Freiheit, im Ausland durch den deutschen Handel wirtschaftliche, durch die deutsche Kultur moralische Eroberungen macht. Hier wie überall wurde er durch die Mittel, die er anwandte, zum Gegenteil seines Zieles geführt. Niemals seit 1870 ist die geistige Arbeit der Diplomaten belangloser, niemals die soziale Lage ungünstiger, der deutsche Handel abgeschnittener vom Welthandel, die geistige Freiheit geringer, der Ruf im Ausland schlechter geworden als unter ihm. Ein solches geistiges Ziel konnte nicht erreicht werden durch die Unterordnung unter die freien Willen der anderen, die schließlich stets zur Unterordnung unter die größere Zahl führt. Während Bethmann sich geleitet glaubte durch die Achtung vor der in Stimmzetteln ausgedrückten Willensmeinung, wurde er geleitet durch die große Zahl der Hände, die diese Stimmzettel einwerfen. Ein anderer würde innere Änderungen in der begeisterten Zeit des Kriegsausbruchs gemacht haben. In jener ersten Zeit hätte er das preußische Wahlgesetz geändert, das Reichsland umgestaltet, das Jesuitengesetz aufgehoben. Nicht nur die Liebe zum Land, auch die Liebe des Deutschen zum Deutschen war niemals größer als in jenen Anfangswochen des Krieges. Bei Bethmann erfolgte jede Maßnahme unter Druck, und deshalb fehlte jeder der Segen.

Wie nur der Künstler, zu dem die Stimme des Genius spricht, dem All dient, indem er sich dient, so dient auch nur der Staatsmann, in welchem der Genius seines Volkes lebendig ist, dem Volke, indem er sich dient. Jeder andere, mag er noch so viele Gaben besitzen, dient nur sich, indem er dem Ganzen zu dienen meint. Bethmann glaubte dem Ganzen zu dienen, indem er möglichst viele auf seine Seite zog. Das war ihm nicht anders möglich, als indem er sie über die Schlechtigkeit seiner Gegner aufklärte. So entstand an Stelle des Hasses gegen die Feinde der Haß gegen Landsleute, zu dem an sich schon das deutsche Volk mehr neigt als zu jenem.

Digitized by Google

Bethmanns politischer Charakter ist von Shakespeareſcher Konsequenz. Zweimal hat er ein Werk als Lebenswerk bezeichnet. Das eine Mal die Verfassung von Elsaß-Lothringen, das andere Mal die Verständigung mit England. Als weiteres großes Verdienst rechnet er sich inzwischen gewiß den Mangel an offensiven Kriegszielen an. Dieser Punkt seiner Tätigkeit ist geeignet, die deutsche Antinomie an dem Beispiel Bismarck-Bethmann aufzuweisen. Bismarck sagte, er würde es nie haben verantworten können, seinem König einen Krieg zu empfehlen, wenn er bei dessen Beginn nicht gewußt hätte, was durch ihn für Deutschland erreicht werden sollte. Bethmann glaubte, den Krieg aus dem entgegengesetzten Grunde verantworten zu können, weil er durch ihn nichts erreichen wollte; er würde den Krieg für seine Person als unmoralisch empfunden haben, wenn er mit bestimmten Kriegszielen in ihn hineingegangen wäre wie Bismarck in die drei von ihm geführten. Viele moralpsychologische Werke könnten allein über Bethmanns Ausspruch geschrieben werden: er habe durch die Verzögerung der Mobilmachung das gute Gewissen, daß er das Seine getan habe, um den Krieg zu verhindern. Diese Äußerung fand im Reichstag Beifall. Ein anders konstituiertes Gewissen würde sich, nachdem nun die Verhinderung des Krieges nicht gelungen ist, Vorwürfe machen; es würde den Ausgang als einen Beweis dafür ansehen, daß es falsch gehandelt habe. Als eine sittliche Tat würde es sich die Verzögerung der Mobilmachung zurechnen, wenn es durch sie den Krieg verhindert hätte. Hier setzt bei Bethmann, und vielen Deutschen mit ihm, die Lehre vom freien Willen ein. Man konnte nicht vorauswissen, daß durch die Verzögerung der Mobilmachung der Krieg nicht verhindert werde. Man konnte es nicht wissen, weil die feindlichen Staatsmänner einen freien Willen haben, und wenn sie von diesem einen schlechten Gebrauch machen, so ist das sündhaft, und der, der geglaubt hat, sie würden einen guten Gebrauch machen, ist ihnen sittlich überlegen und darf sie tadeln.

Gleichfalls nicht zur Ausführung gelangte das Anerbieten an England, im Falle seiner Neutralität, Belgien nicht zu betreten, die französische Nordküste nicht anzugreifen, die französischen Kolonien unangetastet zu lassen, kein französisches Gebiet zu behalten; ferner das neuerdings bekannt gewordene Anerbieten vom 12. August 1914 an Japan, im Falle von dessen Neutralität unser ostasiatisches Geschwader anzuweisen, daß es keinen feindlichen Akt gegen England unternehmen dürfe. Diese bisher nicht erprobte Art der Kriegsführung konnte auch in diesem Kriege nicht erprobt werden, weil die Anerbietungen, die eine Gegenleistung erfordert hätten nicht angenommen wurden.

Die große Wirkung der ersten Äußerungen Bethmanns bei Kriegsausbruch beruhte darauf, daß er ebenso aufrichtig überrascht wurde durch den Krieg wie die Mehrheit des ganzen Volkes. Wir alle, die zu jener Mehrheit der Überraschten gehörten, fanden in seinen ersten Äußerungen unser gemeinsames Empfinden ausgesprochen. Nachträglich erst kam manchen von uns das Bedenken, ob der leitende Staatsmann, wenn er seinem Amte genügen sollte, zu uns Überraschten gehören durfte. Diese Bedenken mußten sich verstärken, als bekannt wurde, in welchem Umfang auf der Gegenseite der Krieg vorbereitet war. An der Aufrichtigkeit von Bethmanns

Digitized by Google

Überraschung ist nicht zu zweifeln. Die Beratung durch Organe unseres Auswärtigen Dienstes hat viele der besten und begeistertsten Wehrpflichtigen im Ausland, zahlreiche Handelsschiffe in feindlichen Häfen zurückgehalten. Bethmann wollte jedenfalls dadurch dem Ausland Vertrauen beweisen und wird jedenfalls diese Maßnahmen auch heute noch für richtig halten, da man damals nicht wissen konnte, welchen Gebrauch die feindlichen Staatsmänner von ihrem freien Willen machen würden.

Seine Stellung ergab sich aus der Zersetzung, dem Atomismus, dem jeder verfällt, den nicht eine Idee dämonisch beherrscht. Wie der Verfasser der „Nachfolgung des armen Lebens Christi" sagt, erkennt man den unerleuchteten Menschen an dreierlei: „1. Er will allermeist die Rede haben, ihn dünkt, daß niemand als er es könne. 2. Will er allezeit recht haben und will, daß seine Worte die allerwahrsten seien. Will man ihm seine Worte nehmen, so wird er zornig und läßt sich nicht anderen Sinnes belehren. 3. Dünket ihn billig alles das, womit man ihn ehren mag, denn er dünkt sich aller Ehren wert. Und wer einen anderen mehr ehrt als ihn, den hält er für unvernünftig." An Stelle des Königstums von Gottesgnaden setzte Bethmann das Reichskanzlertum von Gottesgnaden. Gegnerschaft von Deutschen gegen ihn erschien ihm als schlimmstes Verbrechen. Ein solches Pathos des Hasses wie gegen Kapp — u. W. den um die ostpreußische Landwirtschaft verdientesten Mann — hat er gegen einen feindlichen Ausländer niemals zur Verfügung gehabt. Gefolgschaft erschien ihm als sittliches Verdienst, das man an sich fesseln mußte.

Die gleiche Methode, die Bethmann so oft den feindlichen Staatsmännern gegenüber angewandt hat — die Behauptung, nicht er habe sich in ihnen geirrt, sondern sie hätten sich verändert — hat schließlich die Reichstagsmehrheit Bethmann gegenüber angewandt. Sie hat sich in ihm nicht geirrt, die Erwartungen, die sie in ihn setzte, daß er der richtige Mann ist, Deutschland durch diesen Krieg siegreich hindurchzuführen, waren berechtigt, aber er hat vermöge seines freien Willens diese berechtigten Erwartungen nicht erfüllt und verdient jetzt das Vertrauen nicht mehr, das er drei Jahre lang verdient hat. Die Art, wie man ihn entfernt hat, erinnert an die der Tyrannen im Märchen, die den in ihre Hand Gefallenen nicht so ohne weiteres zum Felsen hinunterstürzen, sondern ihm erst drei entsprechend ausgewählte Rätsel vorlegen, durch die er, wenn sie lösbar wären, sein Leben loskaufen und sogar die Königstochter erringen könnte. So dumm waren die Reichstagsabgeordneten nicht, daß sie glaubten, ihre sogenannte Friedensformel werde den Krieg sofort beenden; sie wußten ziemlich alle, daß wir verloren sind, wenn uns nicht Heer und Flotte heraushauen. Sie taten nur so, als ob der Kanzler die Hausaufgabe, die sie ihm gestellt hatten, eine Friedensformel zu finden, die, wenn auch nicht den Feinden, so doch dem Reichstag paßte, nicht gelöst habe und deshalb gehen müsse. Reichstag und Kanzler hatten sich vor den Ohren des Volkes gegenseitig versichert, daß sie das beste Parlament der Welt und er der bestmögliche Reichskanzler seien. Das, was der Kanzler für sich in Anspruch nahm, die Sozialdemokraten für den Krieg gewonnen zu haben, entstellt das größte nationale Erlebnis des gegenwärtigen Geschlechts. Als das deutsche Volk erkannte, in welcher Lage

Digitized by Google

es war, da flammte es in einer Begeisterung auf, die keine Unterschiede der politischen Meinungen mehr erkennen ließ. Die Versprechungen, die Bethmann in jenen ersten Augusttagen 1914 sozialdemokratischen Abgeordneten, die diese ihm gaben, haben nichts zu tun mit jenem Ausbruch schlummernden Heldentums. Und was der Reichstag für sich in Anspruch nimmt, die Bewilligung der Kredite, kann wohl in keinem Sinn als Leistung bezeichnet werden. Eine Leistung wäre die Deckung der Kredite. Und da mußte man sich nach Enthüllung der Friedensformel fragen: wie dachte sich die Mehrheit die Verzinsung und Amortisation der als beste Anlage dem Volk empfohlenen Anleihen? Der Reichstag hätte nach der Verfassung die Möglichkeit gehabt, entscheidend in die Politik während des Krieges einzugreifen. Wenn er es nicht tat, so hat dies nicht an der Verfassung gelegen, sondern an den Männern. Man wollte sich die Wege für später, die Möglichkeit des Wirkens nicht verlegen. Das war für alle Parteien und Gruppen mit Ausnahme der Unabhängigen Sozialisten und der im Reichstag nicht vertretenen Alldeutschen die maßgebende Hemmung gegen freie Aussprache; dazu kam bei der gegenwärtigen Scheinmehrheit, daß sie sich zu weit mit Bethmann eingelassen hatte, um ihm selbständig gegenüberzutreten. Für den einzelnen Abgeordneten, der dies gewollt hätte, war der Fraktionszwang die Hemmung. Wenn das Volk irgendeinen Einblick in die parlamentarische Tätigkeit hätte, so würde es den Fraktionszwang abschaffen. Es glaubt, sein Abgeordneter könne im Reichstag sagen was er wolle, es ahnt nicht, daß er genötigt wird, entgegen seiner Überzeugung abzustimmen, ja, daß er nicht einmal die Möglichkeit hat, seine abweichende Meinung auszusprechen, wenn er nicht mit der Mehrheit geht. Das Volk stellt sich die Demokratie so vor, daß der einzelne die Freiheit hat, seine Meinung zu sagen. In der Theorie ist die Führung der Auswärtigen Politik durch die gewählten Vertreter des ganzen Volkes ein schönes Ziel, und immer wieder werden sich Idealisten in der Jugend dafür begeistern. In der Jugend hat man noch nicht die Erfahrung gemacht, daß Intelligenzen durch ihr Zusammenkommen sich nicht addieren, sondern subtrahieren, daß das Verantwortungsgefühl desto geringer wird, in je mehr Teile es geht. Mit Phrasen hat der Reichstag Bethmann gehalten, mit Phrasen hat er ihn gestürzt.

Auch die zahllosen Verehrer Bethmanns scheinen nach seinem Abgang ihm gegenüber die Bethmannsche Methode anzuwenden. Als sie ihm Huldigungen von einer Art darbrachten, wie sie dem Freiherrn vom Stein und Bismarck nicht dargebracht wurden, als Gegnerschaft gegen ihn nur aus niedrigen persönlichen Beweggründen, günstigsten Falles aus Parteiinteressen verständlich waren, da war er ein großer Staatsmann. Inzwischen hat er nachgelassen und die Friedensformel des Reichstags nicht rasch genug geraten. Jetzt ist anzunehmen, daß Dr. Michaelis der richtige Mann ist. Sollte auch er sich ungünstig verändern, so wird es sein Nachfolger sein. Diese, besonders im Bürgertum weitverbreitete Anschauungsweise, die man je nach Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit der Stimmung als Loyalität oder als Servilismus bezeichnen wird, ist ein integrierender Bestandteil des antiheroischen Ideals in der Politik, das zusammen mit dem heroischen Ideal in der Kriegsführung die Stel-

Digitized by Google

lung des deutschen Volkes in der Welt bestimmt. Die gleiche Loyalität bezüglich der Welt im allgemeinen bezeichnet man als Optimismus.

Ein Ingenieur, dem eine Brücke einstürzt, würde, wenn er sich darauf bezöge, daß er dem Eisenbeton eine größere Tragfähigkeit zugetraut habe und über dessen geringe Tragfähigkeit enttäuscht sei, mit dieser Rechtfertigung seine Reputation nicht erhöhen. Bei lebenden Menschen als Material der Berechnung wird man eher geneigt sein, solche Enttäuschungen als mildernden Umstand gelten zu lassen; schon weil man selbst dazu neigt, bei Enttäuschungen dem Enttäuschenden seine schlechte Ethik vorzuwerfen, statt sich selbst seine schlechte Psychologie. Nun glauben auch wir an wesentliche Veränderungen im Menschen, insbesondere an jene im Leben mancher Heiligen berichtete völlige Willensumkehr. Wir halten aber solche Änderungen für außerordentlich selten, keinesfalls bei Lord Haldane, Sonnino, Bratianu und Wilson für gegeben. Wir vermuten, daß sie sich ebensowenig in ihrer Struktur geändert haben wie Eisenbeton.

Digitized by Google

Der Weltkrieg von außen gesehen.

Von Oberst Karl Egli in Basel.

Jeder gebildete Neutrale, dessen Sehkreis nicht von Anfang an zu beschränkt war und der die Weltereignisse nicht von vornherein mit gefärbter Brille betrachtete, hat im Juli-August 1914 gewiß das Bestreben gehabt, den kommenden Ereignissen so unparteiisch zu folgen, wie das überhaupt möglich sein kann. Das ist zum Teil auch heute noch der Fall, die Masse der Völker aber hat in allen Ländern und in allen Klassen Partei ergriffen und kämpft und fühlt mit denen, die im Felde stehen oder im Hinterlande als Heimkämpfer ihre Pflicht tun. Dem größten Trauerspiel der Weltgeschichte kann niemand, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, als kalter und innerlich unberührter Zuschauer beiwohnen. Dazu kommt noch, daß es heute wohl nur noch wenige Menschen gibt, die nicht mittelbar oder unmittelbar an dem immer mehr Länder umfassenden Ringen beteiligt sind. Man braucht da nicht nur an die Mutter zu denken, deren Söhne sich in feindlichen Lagern gegenüberstehen, oder an Familienbande, die aus neutralem Gebiete nach Norden und Süden, Osten und Westen reichten, die vor dem Kriege als unauflöslich schienen und heute für immer zerrissen sind. Das alles sind besonders schwere Einzelfälle, die nur verhältnismäßig kleine Kreise berühren, auf die Massen also von geringem Einfluß sind. Viel tiefer griff die Umwandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse ein; der gegenwärtige Mangel und die drohende noch größere Not beeinflussen die Geister ganz besonders stark. Immer mehr kommt man zur Erkenntnis, daß das Wort: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit," nicht nur für den einzelnen und eine kleine Gemeinschaft, sondern ebensosehr für die Menschheit als Ganzes gilt.

Wie jede Äußerung menschlichen Fühlens und Denkens zeigt sich die sich immer mehr aussprechende Parteinahme für und gegen die einzelnen Kriegführenden je nach Sinnesart und Bildungsgrad von der feinen, aber scharfen Beurteilung bis zur gemeinen Beschimpfung, die manches Mal nicht einmal vor denen haltmacht, die für ihr Vaterland in treuer Pflichterfüllung geblutet haben. Doch das sind in gesitteten Ländern Ausnahmen und meistens nur Ausschreitungen nervensüchtiger Weiber beiderlei Geschlechts. Bei der großen Mehrzahl der ruhig denkenden Männer der noch nicht in den Krieg hineingerissenen Länder gibt sich heute die Neutralität in der Hauptsache und unbeschadet ihrer mehr oder weniger ausgesprochenen Zuneigung zu der einen oder andern Gruppe der Kriegführenden darin kund, daß sie suchen, auch dem Gegner der von ihnen bevorzugten Partei Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In dieser Beziehung haben sie etwas mit dem Frontsoldaten gemein, der viel mehr die Leistungen des Feindes anerkennt, als der Spießbürger im Hinterland. Leider ist mit der Zunahme der durch die lange Dauer des Krieges erzeugten Unannehmlichkeiten — von mehr zu reden haben die Neutralen noch kein Recht, im Vergleich zu dem, was die Kriegführenden tragen und dulden — auch eine Abnahme der ruhigen und sachlichen Überlegung festzustellen: durch die sich der Lage des Hinterlandes der Kriegführenden nähernden Verhältnisse in den neutralen Ländern fangen viele der Neutralen an, immer mehr dem unzufriedenen Menschen in kriegsbetroffenen Landen zu gleichen, der ohne Sinn und Verständnis für die Größe des Geschehens nicht begreifen kann,

Digitized by Google

warum er aus den ihm lieb gewordenen Gewohnheiten herausgerissen wird und warum er jetzt auf manches verzichten muß, was ihm bisher als selbstverständlich schien, seien es nun die frischen Brötchen am Morgen oder das tägliche Stück Fleisch zu Mittag, oder die Güte seines Abendschoppens. Der Mann, der sich nicht ohne Murren in solche Dinge schicken kann, braucht ganz naturgemäß einen oder mehrere Schuldige, die er in den Regierungen der einen oder anderen Partei sucht. Diese Leute vergessen zumeist, daß sie nicht als Richter berufen, gar nicht in der Lage sind, ein sachliches Urteil abzugeben; das müssen wir doch alle einer viel späteren Zeit überlassen. In der Regel gründen sich die schärfsten und vernichtendsten Urteile auf oberflächliches Zeitungslesen und nebensächliche Dinge, die man ohne Prüfung als wahr annimmt, ohne daß sie irgendwie bewiesen sind. Heute ist die Leidenschaftlichkeit in manchen Gegenden schon so weit gestiegen, daß man die übertriebensten Erzählungen und unwahrscheinlichsten Dinge als Tatsachen annimmt, wenn sie von der Seite behauptet werden, der man seine Zuneigung geschenkt hat. Alles was der Gegner sagt, ist doch nur Lug und Trug. Bei einer solchen Geistesrichtung ist jede Aussicht von vornherein ausgeschlossen, durch Belehrung oder eine ruhige Erörterung eine sachliche Richtigstellung zu erzielen. Und so vollzog sich unter den Neutralen der einzelnen Staaten eine Spaltung, die manchmal offen zutage trat, dann aber wieder verdeckt wurde, doch besteht sie nach wie vor: jeder Anlaß zeigt die Unterschiede der Anschauung in ihrer ganzen Größe.

Gleich nach Kriegsbeginn hatten die kriegführenden Parteien eine rege Propagandatätigkeit entfaltet, die auch jetzt noch in unvermindertem Maße fortdauert, wenn auch die Formen sich im Laufe der Kriegsjahre einigermaßen geändert haben. In Massen werden Kampfschriften verbreitet, die für das eigene Land vielleicht geeignet waren, vielfach aber im neutralen Ausland gerade das Gegenteil von dem erzielten, was man erreichen wollte. Die Mehrzahl dieser Erzeugnisse des Krieges wanderten den Weg der Prospekte. Man hat denn auch erkannt, daß auf diese Weise kein den Kosten entsprechendes Ergebnis zu erzielen ist, und daß namentlich solche aus dem Auslande eingeführte und umsonst versandte Schriften wirkungslos sind, wenn sie allzuscharf ins Zeug gehen, sei es im Ruhm der eigenen Partei, sei es im Herabsetzen der Feinde. Dagegen haben sich einzelne Verleger finden lassen, die mit einem mehr oder weniger neutralen Mäntelchen umhüllte Hefte und Bücher herausgeben, die nichts anderes sind als Propagandaschriften. Manche davon sind sehr geschickt zusammengestellt, aber man darf ihren Einfluß nicht allzu hoch einschätzen. Im großen und ganzen sind die Meinungen doch gemacht und das schränkt die Verbreitung solcher Schriftwerke schon ganz bedeutend ein. Ein Pfarrer kann auf seiner Kanzel noch so sehr gegen die Ungläubigen donnern, diese hören es in der Regel doch nicht. Und so kauft auch selten jemand eine Propagandaschrift, von der er weiß, daß sie im Gegensatz zu seiner eigenen Meinung ist. Infolgedessen wurde von gewisser Seite versucht, unter falscher Flagge den Lesestoff an den Mann zu bringen. So gibt es Schriften in Umschlägen, die aufs Haar denen der großen deutschen Verlagsbuchhandlungen gleichen, mit deutschen oder bayerischen Farben geschmückt sind und den krassesten Deutschenhaß predigen. Ein Blick auf den Druck- und Verlagsort genügt, um die Täuschung zu erkennen. Wie tief müssen die Herausgeber und Verbreiter solcher Machwerke selbst stehen, um nicht zu erkennen, daß durch die falsche Flagge und die Lüge auf dem Um-

Digitized by Google

schlag bei jedem auch nur einigermaßen denkenden Leser gerade die gegenteilige Wirkung erzielt wird. —

Die Mehrzahl der Menschen ist Stimmungen unterworfen, die durch die verschiedenartigsten Dinge hervorgebracht werden. Wem ist es noch nicht vorgekommen, daß er unter dem Einfluß einer Anzahl in der gleichen Richtung wirkender Eindrücke stand, die er gewissermaßen mit einem kräftigen Ruck abschütteln mußte, um nicht aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht zu werden und um nicht das Zutrauen zu einer Sache zu verlieren, die er bisher als richtig und gut angesehen hatte. Wiederholen sich solche Vorstöße gegen die eigene Überzeugung öfter, oder wird gar ein systematischer Feldzug dagegen geführt, so ist allerdings die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß nach und nach eine Meinungsänderung eintritt. Dieser Feldzug wird in der Tagespresse der Neutralen geführt. Manche der Zeitungen haben von Kriegsbeginn an Partei ergriffen und sind deshalb nichts anderes als Parteiblätter, obwohl sie gewisse Nachrichten, die vom Gegner stammen, nicht verschweigen können. So sind z. B. die in französischer Sprache erscheinenden Blätter der Schweiz gezwungen, nicht nur die amtlichen deutschen und österreichisch-ungarischen Tagestelegramme, sondern auch die Wolff- usw. Depeschen zu bringen. Das geschieht zwar vielfach in kleinerer Schrift, außerdem steht der andere Inhalt des Blattes meistens im Gegensatz mit diesen Nachrichten, aber beide Parteien kommen doch zum Wort, wenn auch nicht als gleichbehandelte Gegner. Für diese Zeitungen ist das ein großer Vorteil, denn gerade die feindlichen Nachrichten haben die Abonnentenzahl der französisch-schweizerischen Zeitungen in Frankreich so vermehrt, daß manche ihre Auflage verfünffachen konnten. Für die Mittelmächte hat das den Vorteil, daß auf diesem Wege ihre Tagesberichte usw. wenigstens einem Teil der feindlichen Bevölkerung unverstümmelt zur Kenntnis kommen, trotzdem deren Regierung den Abdruck in der einheimischen Presse verwehrt. Da die vergrößerte Abnehmerzahl in den Ländern der Alliierten in unmittelbarem Zusammenhang mit diesen Nachrichten steht und nicht etwa durch den übrigen Inhalt dieser Zeitungen veranlaßt ist, so haben die Leitungen solcher Blätter selbst gar kein Interesse daran, sie zu unterdrücken. Trotzdem darf der Einfluß dieser Presse nicht gering angeschlagen werden: ihm muß ein guter Teil der gegen die Mittelmächte und besonders gegen Deutschland in weiten Kreisen der welschen Schweiz bestehenden Stimmung zugeschrieben werden. Gewiß gibt es auch in der deutschen Schweiz Blätter, die mit ebenso großer Kraft für die deutsche Sache eintreten; es ist aber bezeichnend für die geistige Selbständigkeit der Landesteile, daß diese Zeitungen lange nicht den Eindruck auf ihre Leser machen, wie das im „Welschland" der Fall ist. Die große Masse der deutschschweizerischen Zeitungen ist wenigstens insofern neutral, als sie Meinungen beider Gegner ungeschmälert zum Worte kommen lassen, obwohl die wenigsten Redakteure parteilos geblieben sind. In einzelnen Schriftleitungen sitzen sogar ausgesprochene Anhänger der einen und der anderen Partei. Ich weiß nicht, wie sich diese Verhältnisse in anderen neutralen Ländern gestaltet haben; es ist sehr wohl möglich, daß dort die Presse eine andere Stellung einnimmt, weil u. a. auch die Rücksichten auf die Abnehmer in den kriegführenden Staaten wegfallen, da die Blätter in wenig verbreiteten Sprachen gedruckt werden.

In der deutschen Schweiz können demnach alle Kriegführenden zum Wort kommen; das nimmt der Presse den einheitlichen Charakter, gibt ihr etwas Zerrissenes und Ungeleitetes, aber der Leser wird dadurch besser über

Digitized by Google

Strömungen und Bestrebungen unterrichtet, als wenn er nur den Ton einer Glocke hören würde. Allerdings verlangt das vom Leser, daß er selbst die Sichtung vornehme und Wahres und Falsches, und nur in bestimmter Absicht Mitgeteiltes unterscheide. Das ist auch für den geistig Reifen und innerlich Gefestigten oft sehr schwer, namentlich weil auch da manches unter falscher Flagge segelt. Hole ich mir den Matin oder La Victoire beim Zeitungsverkäufer, so weiß ich genau, was ich bekommen werde: ein Blatt, das von der ersten bis zur letzten Zeile Propaganda der aufdringlichsten Art macht; lese ich aber eine der „neutralen" Zeitungen, so muß ich, um klar zu sehen, jede Notiz auf Herkunft und Inhalt prüfen. Die amtlichen und halbamtlichen Agenturen, wie Wolff, Havas, Reuter usw. genügten den Bedürfnissen der Kriegführung auf neutralem Boden schon lange nicht mehr. In den letzten Jahren sind außerdem eine Anzahl von Nachrichten-Vermittlungsstellen für die Presse entstanden, die fast alle unmittelbar im Dienst der Parteien arbeiten. Dagegen wäre an und für sich nichts zu sagen, denn möge die Neigung den einzelnen nach der einen oder andern Seite ziehen, so hat er doch ein Interesse daran, so vollständig und gut als möglich über die Vorgänge unterrichtet zu sein. Diese kleinen Nachrichtenvermittler arbeiten aber meistens nicht nach dem Grundsatz des Generals von Stein, daß man nicht alles mitteile, aber was man sage, müsse wahr sein. Hier ist gerade das Gegenteil der Fall: gefärbte und falsche Nachrichten, Verhetzungen und dgl., deren sich die großen Telegraphenagenturen schämen müßten, werden auf diesem Wege in die Welt gesetzt. Da fragt dann der Eingeweihte nicht mehr, welche Zeitung hat diese oder jene Meldung gebracht, sondern wer hat sie dem Blatt geschickt. Immerhin hat dieser Wettbewerb für den Neutralen den großen Vorteil, daß er auch durch kleine Zeitungen verhältnismäßig rasch, sicher und billig über alle Vorgänge auf der Weltbühne unterrichtet wird, viel umfassender als z. B. die Leser der größten französischen Zeitungen. Übrigens zeigt auch dem Neutralen eine einfache Vergleichung des Temps oder eines anderen führenden Pariser Blattes mit irgend einer großen deutschen Zeitung den gewaltigen Unterschied in der Denkweise: niemals durfte eine französische Zeitung deutsche Kriegsnachrichten anders als verstümmelt bringen, während die Deutschen imstande sind, auch diese Nachrichten unverkürzt zu ertragen.

Im großen und ganzen wird eine Zeitung nicht während längerer Zeit anders schreiben, als ihre Leser es wünschen. Natürlich ist es möglich, eine Meinung zu verstärken oder abzuschwächen, aber eine gewisse Übereinstimmung muß von Anfang an vorhanden sein. In diesem Sinne darf man den Ton, auf den die Presse abgestimmt ist, als Ausdruck der allgemeinen Meinung ansehen. Sie wird aber bei den Neutralen doch auch noch durch viele andere Dinge beeinflußt, die weniger deutlich hervortreten als die allgemein zugänglichen Presseerzeugnisse. Noch nie wurde die Bevölkerung der kleinen neutralen Staaten so sehr umworben, wie seit Kriegsbeginn. Zunächst kamen natürlich Redner aller Art, die durch Vorträge die Neutralen von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen suchten; nur ging es auch diesen, wie dem Pfarrer: es kamen nur die in die Predigt, die schon an das glaubten, was vorgetragen wurde. Als dann einige der französischen Apostel das Maß überschritten, das eine weitgehende Versammlungs- und Redefreiheit gestattet, da kam diese Art Propaganda so ziemlich aus der Mode, die übrigens von deutscher Seite nie besonders gepflegt wurde. Dagegen wurde der Kampf in einer Weise auf das künstlerische Gebiet verlegt, wie

Digitized by Google

wir Neutralen sie nur begrüßen können, denn der Wettbewerb um unsere Seelen bringt uns Genüsse, die wir im Frieden in unseren kleinen Verhältnissen im Lande selbst niemals gehabt hätten. Deutsche und französische Tonkünstler, Schauspieler und bildende Künstler kommen zu uns — und wir nehmen dankbar alles an und freuen uns dessen, was uns geboten wird — aber auf die politische Meinung wird das unmittelbar keinen großen Einfluß ausüben. Die Genfer, die nach Zürich, Bern oder Basel reisen, um einem großen Konzert deutscher Muster beizuwohnen, die wissen im Grunde ihres Herzens schon, daß die Deutschen nicht die Barbaren sind, als die man sie in welschen Landen verschreit, und ihre politische Meinung über Recht und Unrecht ist auch gemacht, möge ihnen Mozart oder Wagner noch so meisterhaft vorgetragen werden. Und doch ist diese Art der Propaganda von großem Werte, wenn auch sie nicht so rasch und kraftvoll wirken kann, wie eine Rede oder eine Kampfschrift: diese stoßen viele ab, jene zieht alle an, ohne Rücksicht auf ihre gegenwärtige Meinung, und das ist doch im Grunde genommen die Aufgabe der Propagandaarbeit. Als Erfolg muß auch angesehen werden, wenn den einer Sache vertrauenden Neutralen gezeigt wird, daß auch während des Kampfes um das Dasein des Staates doch auch noch das Schöne gepflegt wird. In dieser Hinsicht hat z. B. die Ausstellung des deutschen Werkbundes erfrischend gewirkt, und manche Dame, die bisher glaubte, ihre Toiletten nur aus Paris beziehen oder doch wenigstens nur nach Pariser Mustern arbeiten lassen zu können, besuchte die Wiener Modenschau nur darum, um nachher über den Ungeschmack der austro-boches spotten zu können — und war verblüfft über das, was sie gesehen hatte.

Die Entwicklung von Handel und Großgewerbe in den letzten Jahrzehnten hat mit sich gebracht, daß viele Geschäftsleute der neutralen Staaten von vornherein mehr nach der Seite der Alliierten hinneigen, wohin sie ihre Interessen ziehen. Dort und im eigenen Lande mußten sie vor dem Kriege namentlich mit den Deutschen in Wettbewerb treten, der von beiden Seiten mit großer Zähigkeit geführt wurde. Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Gestaltung des Handels der neutralen Staaten seit dem Kriege unter dem Druck der von den Kriegführenden geschaffenen Kontrollstellen zu behandeln. Neben den durch die Verhältnisse bedingten Einschränkungen haben sich aber auch neue Absatzmöglichkeiten entwickelt, die man früher kaum für möglich hielt. Allerdings sind Neid, Verhetzung und Mißtrauen auch hier an der Tagesordnung. Nur ein Beispiel: Vor kurzem erschien in der französischen Presse eine Notiz „ohne Kommentar", daß die Ausfuhr von kondensierter Milch und Schokolade aus der Schweiz nach Deutschland 1913—1915 gestiegen sei, und zwar wurden ausgeführt von:

Kondensierte Milch	1913	799 q	im	Werte	von	Frs.	85,000
	1915	15,046 q	„	„	„	„	1,787,600
Schokolade	1913	17,564 q	„	„	„	„	6,500,000
	1915	39,924 q	„	„	„	„	12,250,000

womit natürlich dem Leser bewiesen werden sollte, daß sich die Deutschen durch die Schweiz verproviantieren. Wohlweislich haben aber die französischen Zeitungen unterlassen, die entsprechenden Zahlen für Frankreich und England beizufügen, obwohl diese an der gleichen Stelle veröffentlicht wurden, wie die Ausfuhr nach Deutschland. Die entsprechenden Zahlen sind für Frankreich:

Digitized by Google

Kondensierte Milch	1913	10,436 q	im	Werte	von	Frs.	1,158,030
	1915	39,092 q	„	„	„	„	4,215,968
Schokolade	1913	11,672 q	„	„	„	„	3,774,631
	1915	28.326 q	„	„	„	„	9,288,790

England erhielt aus der Schweiz:

Kondensierte Milch	1913	191,673 q	im	Werte	von	Frs.	21,241,800
	1915	184,109 q	„	„	„	„	19,498,246
Schokolade	1913	44,882 q	„	„	„	„	16,692,107
	1915	90,299 q	„	„	„	„	32,144.700

England und Frankreich bekommen also auch heute noch ein Vielfaches von diesen Waren gegenüber dem, was nach Deutschland gesandt wird, ganz abgesehen davon, daß mit all der kondensierten Milch und Schokolade, die in den letzten Jahren aus der Schweiz nach Deutschland gesandt wurde, die Widerstandskraft des Reiches weder nennenswert vergrößert noch verlängert werden konnte. Die in solchem Mißbrauche der Zahlen liegende Verleumdung des neutralen Handels führt natürlich zu nichts, als zu gehässigen Schreibereien. An Drohungen hat es allerdings, namentlich seit dem Eintritt Nordamerikas nicht gefehlt, gegen die für ihre Ernährung von der Zufuhr aus dem Auslande abhängigen Neutralen. Die Zukunft wird zeigen, ob die Männer, die behaupten, den Völkern Europas die Freiheit und den Frieden zu bringen, zunächst damit beginnen, den kleinen Völkern, die nicht mitmachen wollen, das Brot zu rationieren oder gar abzuschneiden.

Die neutralen Länder haben in den Kriegsjahren einen ansehnlichen Zuwachs an Bevölkerung aus den kriegführenden Staaten erhalten, von dem ein ziemlich großer Teil nicht als erwünscht angesehen werden kann, weil darunter sehr viele Leute sind, die sich auf neutralem Boden den Pflichten gegen ihr eigenes Vaterland entziehen. Die Fahnen- und Stellungspflichtigen aller möglichen Nationen zählen nach Tausenden. Dazu kommen noch eine große Anzahl Leute, die mit stark entwickeltem Erwerbssinn begabt, die durch die Lage geschaffenen Gelegenheiten zu leichtem und müheloſem Handelsgewinn übermäßig ausnützen. Der politische und militärische Nachrichtendienst der kriegführenden Staaten geht zum großen Teil durch neutrales Land; das bringt mit sich, daß sich Agenten und Spione aller Art im Lande festsetzen und von dort aus ihre Streifzüge unternehmen. Die Handelsspionage hat einen bedeutenden Umfang angenommen. Seit die Lebenshaltung in den kriegführenden Ländern eingeschränkt werden mußte, kommen in neutrales Gebiet viele, die sich nicht darein schicken können, daß sie für ihr Geld nicht mehr nach ihrem Belieben leben können. Auch diese Art „Drückeberger" kann nicht als erwünschter Zuwachs angesehen werden, zumal sie durch ihre Ansprüche und ihre Unzufriedenheit verstimmen müssen. Seit die Erteilung von Pässen zur Ausreise in fast allen kriegführenden Staaten bedeutend eingeschränkt worden ist, hat glücklicherweise diese Art von Reisenden abgenommen. — Außerdem konnte der Neutrale sich aber auch ein Bild machen von all der Not, dem Elend und den Leiden, die mit dem Kriege verbunden sind. Zuerst kamen die ungezählten Scharen Flüchtlinge, die aus dem Wirkungskreise herausgerissen wurden, den sie außerhalb ihrer Heimat gefunden hatten, und die nun in ihr Land zurückfluteten. Dann folgten die in Feindesland Internierten,

Digitized by Google

meist Frauen und Kinder, alle in Jammer und die meisten in großem Elend. Als dann Schlachten geschlagen waren, kamen viele Züge schwerverwundeter Kriegsgefangener, die in ihre Heimat zurückkehren durften. Und endlich bekam die Schweiz Zuwachs in den Kriegsgefangenen, die zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit ins Land kamen und jetzt schon mit zum Bild des Straßenlebens in den Städten gehören. Zu den durch den Krieg ins Land gebrachten neuen Einwohnern gehört auch das bedeutend vermehrte Personal der Gesandtschaften und Konsulate, deren Geschäfte infolge der Handelsüberwachung teilweise einen gewaltigen Umfang angenommen haben, sowie Berichterstatter der Presse der kriegführenden Staaten. Von dieser Vermehrung wird der größte Teil nach Schluß des Krieges wieder verschwinden, dagegen besteht die Gefahr, daß gerade die schlechtesten Elemente, die von der Kriegswoge auf neutralen Boden geschwemmt worden sind, für immer bleiben werden.

Man sollte meinen, daß es dem Neutralen möglich wäre, sich durch alle die aus dem Auslande kommenden Personen und Nachrichten ein einigermaßen zutreffendes Bild von der Lage in jedem der kriegführenden Länder zu machen, namentlich wenn er sucht, unparteiisch zu urteilen. Weil es aber so schwer ist, unparteiisch zu sein und fast jedermann ein größeres oder kleineres Vorurteil mitbringt, so hört man auch in neutralen Ländern von sonst gescheiten Leuten oft die schiefsten Urteile, die umso fester sitzen, je mehr sie mit Beispielen belegt sind. Dazu tragen nicht wenig Verallgemeinerungen eigener oder fremder Reiseerlebnisse, Klagen von Angehörigen kriegführender Staaten und dgl. bei. Vielfach liegt darin ein gutes Stück Selbstgerechtigkeit des reichen Mannes, durch dessen Tür die große Not noch nicht eingetreten ist.

Bismarck zu den Vertretern der sächsischen Städte 1895.

„Was uns heute trennt, das sind nicht Stammesverschiedenheiten, nicht dynastische Verschiedenheit, es sind nur die politischen Parteien, und die sind dazu gar nicht berechtigt. Jeder Führer in seiner Partei — sie machen mir den Eindruck wie in der ersten Zeit die Säulenheiligen —, jeder stand als Stylit auf seiner Säule und sagte: hier müßt ihr herkommen, ich gehe nicht runter. Die Säule wird gebildet aus folgsamen Gesinnungsgenossen, ich möchte sagen, hypnotisierten Gesinnungsgenossen des Parteileiters, der sie beherrscht, und aus einem Mörtel von Prinzipien, die in ihrer Allgemeinheit auf das praktische Leben durchaus unanwendbar sind; und diese Art der Einteilung in stylitische Herrschergebiete, in Herrschergebiete der Parteiführer, die ist die Gefahr, die uns jetzt bedroht. Jeder will seine Ansicht, vielleicht auch die, die er gar nicht mehr hat, aber die er ursprünglich als Programm in die Welt gesetzt hat, aufrecht erhalten, ohne einen Punkt auf dem i aufzugeben und er kämpft darum mit den anderen."

(Liman, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, 15. Tausend, Seite 203 f.)

Als Bismarck auf seinem letzten Lager ruhte

und Schweninger nur einigen Zeitungsvertretern Zutritt gewähren konnte, rief ihm ein Berliner Journalist zu: „Sie denken wohl, darum werden wir noch lange bitten? Dann gehen wir eben nicht hinein."

(Liman, Bismarck nach seiner Entlassung, Seite 265.)

Digitized by Google

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges.

von Moritz von Wattenwyl, Oberst im schweizerischen Generalstab.

Seit dem ersten Kriegsjahre wußte man, daß der Verfasser der militärischen Situationsberichte im „Bund“ an einer zusammenhängenden Darstellung s Weltkrieges arbeite.

Den Ruf, den Stegemann als Schriftsteller besaß, verbunden mit der Klarheit d der Übersichtlichkeit seiner Berichte im „Bund“ ließen nicht nur eine nnende Darstellung, sondern eine Schilderung des inneren Zusammenhanges den Kriegsursachen und in den Ereignissen auf den verschiedenen Kriegsauplätzen erwarten, aus denen ein von einseitiger Färbung freigehaltenes, öglichst wahres Bild der gewaltigen Ereignisse gewonnen werden konnte.

Diese Erwartungen sind in jeder Beziehung voll erfüllt worden. In seinem orworte gibt der Verfasser noch eine kurze Erklärung, wie er, der Dichter und ournalist zu dem Entschlusse kam, eine Geschichte des europäischen Krieges zu reiben. Jeder, welcher den ersten Band (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) is der Hand legt wird ihn zu diesem Entschlusse beglückwünschen.

Das Bestreben, eine völlig unabhängige objektive Darstellung der Ereignisse geben, betont Stegemann ganz besonders. Er sagt: „Auf neutralem Boden tstanden, sucht das Werk, dessen erster Band ich mit dem Gefühle seiner Unfertigit aus der Hand gebe, die geschichtliche Wahrheit zu erkennen, wie ich sie sehe, ielleicht subjektiv im Ergebnis, aber objektiv im Bestreben.“

Diese subjektive Auffassung Stegemanns, die in der Darstellung der Vorgeschichte des Krieges und in der Schilderung der Kriegsereignisse deutlich ahrnehmbar wird, wird, wie es bei ihm nicht anders zu erwarten war, der eutschen Sache gerecht. Das hat nicht verfehlt, ihm von der anderen Kriegsseite en Vorwurf ausgesprochener Parteinahme für Deutschland zuzuziehen.

Stegemann unterstreicht aber nochmals seine völlig unabhängige Forschung, ie Benutzung aller im neutralen Lande erreichbaren Quellen aus beiden Kriegslagern. Die Darstellung der Feldzüge im Westen folgt dabei, wie Stegemann agt, meist belgischen, englischen und französischen Quellen, während die Ereignisse im Osten meist auf Grund deutscher und österreichischer Nachrichten bearbeitet worden sind.

Der ganze Umfang des Werkes läßt sich jetzt selbstverständlich noch nicht mit Sicherheit bestimmen, da er von der weiteren Dauer und Ausdehnung des Krieges abhängen muß.

Der vorliegende erste Band behandelt zunächst die Vorgeschichte des Krieges, dann die militärische Lage Europas bei Kriegsausbruch, und anschließend die Kriegsereignisse bis zum 15. September 1914, in drei Abschnitten, Feldzug im Westen, Feldzug in Ostpreußen und Feldzug in Galizien und Südpolen. Dabei wird der Einfluß, den die Ereignisse auf jedem der Kriegsschauplätze auf die Entschließungen der Heeresleitungen und den Gang der Operationen auf den anderen ausübte, mit feinem Verständnis hervorgehoben und so nicht nur eine Schilderung der einzelnen Operationen, sondern wirklich eine Geschichte des Krieges gegeben, aus welcher der innere Zusammenhang der Ereignisse ersichtlich wird.

Im Anhang werden zur Vorgeschichte des Krieges und zur militärischen Lage

Digitized by Google

Europas Äußerungen hervorragender Staatsmänner, sowie die wichtigsten politischen und diplomatischen Schriftstücke im Wortlaut wiedergegeben, welche diesen Kapiteln zugrunde gelegt sind.

In einem besonderen Anhang ist die Sammlung der im „Bund" erschienenen Betrachtungen zur Kriegslage vom 10. August bis 16. September 1914 wiedergegeben.

Die Darstellung der Vorgeschichte des Krieges umfaßt rund 70 Seiten. Vorangestellt werden die in der Veränderung der politischen Lage Europas von 1871 liegenden allgemeinen Ursachen, welche die drei Großmächte Frankreich, England und Rußland zu einer immer feindlicheren Politik und schließlich zum offenen Kriegswillen gegen das aufstrebende Deutsche Reich veranlaßten.

„Um Elsaß-Lothringens willen" ist das Eingangskapitel betitelt, welches den deutsch-französischen Gegensatz behandelt.

Es schließt mit den Worten: „Der Wunsch, sich wieder in den Besitz der Rheingrenze zu setzen und die Besorgnis, von Deutschlands riesenhaft anwachsender Macht erdrückt zu werden, hat die französische Republik in die Arme Rußlands geführt, Rußland die französischen Goldquellen eröffnet und schließlich zu einem innigen Einvernehmen mit England getrieben."

Es folgt die Schilderung des mit der wachsenden Macht Deutschlands und namentlich dem Bau einer starken deutschen Flotte immer deutlicher werdenden Gegensatzes Englands zu Deutschland. „Da die englische Staatskunst glaubte, daß die britische Flotte nicht nur die Unverletzlichkeit des Inselreiches, sondern auch die Herrschaft über die Wogen des Weltmeeres verbürgen müsse, weil das britische Weltreich ohne die Beherrschung der See gefährdet schien, war Großbritannien durch den Eintritt Deutschlands in die Reihe der großen Seemächte zu einer neuen Richtungsnahme seiner Machtpolitik gezwungen. Aus der glänzenden Einsamkeit, die ihm seit vierzig Jahren die Freiheit des Handelns gegenüber jeder einzelnen Festlandsmacht und der Gesamtheit der europäischen Staaten gesichert hatte, wurde es zur Rückkehr zu der ihm früher geläufigen Koalitionspolitik veranlaßt. Von jeher hatte sich England nie auf ein Bündnis mit dem Stärksten eingelassen, sondern war stets auf die Schaffung einer Koalition gegen die kontinentale Vormacht ausgegangen und hatte dabei stets seine Rechnung gefunden." Hier setzte die Tätigkeit Königs Eduard VII. ein, die in einem besonderen Kapitel geschildert wird.

Mit der deutsch-englischen Spannung wurde auch das Verhältnis Deutschlands zu Belgien verändert.

„Von 1909 an war ein souveränes Belgien, dank seiner Abhängigkeit von der Politik der Westmächte, eine bestimmte Größe in der englisch-französischen Rechnung. — Belgiens Bedeutung für die Neuordnung der englisch-französischen Politik wuchs noch, als das Land sich eine militärische Rüstung angelegen sein ließ, die unter den gegebenen Verhältnissen als eine Frontstellung gegen Osten erscheinen mußte. Niemand hat die Gefahren, die gerade für Belgien aus der englisch-französischen-russischen Ententepolitik erwuchsen, deutlicher erkannt als die belgische Diplomatie, die sich der Gefahren wohl bewußt wurde, in die ihr Land durch die europäische Politik des Dreiverbandes geraten war." Das beweisen die in den aufgefundenen Berichten der belgischen Diplomaten an ihre Regierung enthaltenen Warnungen.

Die dritte Großmacht in dem sich bildenden Ring um Deutschland und

Digitized by Google

Österreich, Rußland, wurde in erster Linie durch ihre Ziele auf der Balkanhalbinsel getrieben. Stegemann betitelt denn auch das Kapitel, in welchem er die Verschärfung des deutsch-russischen Verhältnisses darlegt, „Das Balkanproblem." „Rußland, das sich durch Japan um seine Ausbreitung in Ostasien betrogen wußte, wandte sich wieder dem nahen Orient zu und sammelte hier seine Energien und Ideale, um endlich den ungehinderten Ausgang aus dem Schwarzen Meer und somit den Weg zur freien See zu finden, den ihm Japan im fernen Osten verlegt hatte. — Als England sich Rußland immer mehr näherte und die Balkanvölker die Abstumpfung des englisch-russischen Gegensatzes gewahr wurden, wuchs die Gefahr gewaltsamer Vorgänge auf der Balkanhalbinsel."

Die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich 1908 führte zu einem starken Zusammenstoß mit Serbien und dem hinter ihm stehenden Rußland. Schon bei diesem Anlaß trat England offen auf die Seite Rußlands. „Rußland, das sich an dem Österreich entschlossen und tatkräftig unterstützenden Deutschen Reiche wundgestoßen hatte, war nun bereit, sich vollends mit England zu befreunden. Russische Augen sahen schon auf der Kuppel der Hagia Sophia das orthodoxe Kreuz schimmern!"

Dieser Schilderung der eigentlichen Ursachen des schließlich unvermeidlichen Weltkrieges folgt eine eingehendere Darlegung der Entwicklung der politischen Lage von der Beendigung der bosnischen Krise 1909 bis zur Ermordung des österreichischen Thronfolgers.

Mit dem Balkankrieg 1912 beginnt der eigentliche Zerfall des europäischen Konzerts. „Ohnmächtig und sorgenvoll sahen die Großmächte dem Treiben auf dem Balkan zu. Es war das Ende Europas."

Als der Balkankrieg entbrannte, tat Sir Edward Grey den letzten Schritt, der ihm zu tun noch übrig blieb, und stellte durch einen Briefwechsel mit dem französischen Botschafter den Bündnisfall der Entente cordiale ausdrücklich fest. Dieser im Anhang im Wortlaut mitgeteilte Brief enthält die Bindung Englands. „Rußland und Frankreich wußten nun, daß sie im Kriegsfalle auf Englands tätige Mithilfe zählen konnten, damit aber war der Krieg unvermeidlich geworden." Schon im Sommer 1913 schien er wegen der albanischen Frage vor der Türe zu stehen. Er wurde noch einmal durch künstliche, auf die Dauer nicht lebensfähige Abmachungen beschworen.

„Im Juni 1914 fielen dann in Serajewo zwei Pistolenschüsse und erschütterten mit ihrem schwachen Knall die ganze Welt. — Die europäische Tragödie kündigte sich an."

Die schicksalsschweren sechs Wochen zwischen dem Mord in Serajewo und der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland, welche den eigentlichen Ausbruch des Weltkrieges bedeutet, werden in vier Kapiteln geschildert.

Das erste „die Stellung der Mächte zur Kriegsgefahr" schließt mit den Worten: „Der europäische Krieg steht am Ende einer Entwicklung, die bereits 1870 eingesetzt hat, durch den englisch-deutschen Gegensatz gefördert, durch die orientalische Krisis und Österreich-Ungarns Diplomatie auf die Kippe gestellt und durch Rußlands Kriegsentschlossenheit zum katastrophalen Abschluß gebracht worden ist."

„Im Irrgarten der Verhandlungen" beschreibt die Versuche der Kabinette, den Krieg noch einmal zu vermeiden. Doch Rußland *wollte* den Krieg mit der Flickmonarchie und seine Rache für die diplomatische Niederlage 1909.

Digitized by Google

Das folgende Kapitel „Kaiser und Zar" zeigt, wie auch der Versuch einer unmittelbaren Einwirkung auf den Zaren zur Erhaltung des Friedens wirkungslos bleiben mußte und blieb. Am 1. August trat der Kriegszustand zwischen Deutschland und Rußland ein.

Das anschließende Kapitel „Deutschlands Verhandlungen mit den Westmächten" schildert die Anstrengungen Deutschlands, den Krieg zu beschränken, namentlich die weitgehenden Versuche, sich die Neutralität Englands zu sichern. Alles umsonst.

„Der Bruch zwischen Deutschland und Frankreich ist an demselben Tage erfolgt, an dem Sir Edward Grey dem Fürsten Lichnowsky erklärte, England müsse seine Hände freibehalten, auch wenn Deutschland die Aufrechterhaltung der belgischen Neutralität und die Integrität Frankreichs und seiner Kolonien verspreche."

„Vom Bruch und vom Mißbrauch der belgischen Neutralität" handelt das nächste Kapitel. Darin wird bezüglich der Kriegserklärung Englands, die den Bruch der belgischen Neutralität zum Vorwand nahm, gesagt: „England erließ am 5. August von der völkerrechtlichen Warte, die es sich durch die belgische Frage geschaffen hatte, seine Kriegserklärung an Deutschland. England hat aber nicht um Belgiens willen zum Schwert gegriffen, sondern die belgische Neutralitätsfrage lediglich zur Verstrickung Deutschlands in eine Zwangslage benutzt, aus der sich dieses vergebens durch Anerbietungen von größter Tragweite zu befreien suchte. Honour-and-interest, wie Sir Edward Grey am 6. August sagte, riefen England in den Kampf. Seine Ehre war in dem engen Freundschaftsbund mit Frankreich verpfändet, das Albion der Perfidie geziehen hätte, wenn ihm nicht Beistand gelichen worden wäre; seine Interessen schienen durch die Niederringung Deutschlands gesichert zu sein, an dessen Zertrümmerung die Entente nicht mehr zweifelte. Der größte, mächtigste Koalitionskrieg der Weltgeschichte hub an."

Ein Schlußabschnitt „Auf der Schwelle des Krieges" schildert die gewaltige Bedeutung dieses Völkerringens für Deutschland und die ganze Menschheit. Stegemann sagt darin: „Als Deutschland den Krieg im Bund mit Österreich-Ungarn auf sich nahm, war es sich vielleicht nicht ganz bewußt, in welchem Umfang es sich um einen Kampf um Sein oder Nichtsein handelte. — Aus dem Kriege um Weltgeltung wurde in dem Augenblick ein Kampf um Sein oder Nichtsein, da England sein volles Gewicht in die Wagschale warf, ein Gewicht, von dessen Größe und Schwere sich der Deutsche nicht zureichende Rechenschaft gegeben hatte. England führte die Welt gegen Deutschland in den Kampf, nachdem es sich entschieden hatte, die neue kontinentale Vormacht zu erdrücken, die ihm die Vorherrschaft streitig zu machen drohte. Als Englands Schwertträger erschienen alle anderen, obwohl jeder für sich und seine eigenen Ideale, seinen eigenen Interessen und Machtansprüchen gehorchend zu Felde zog. — Da Deutschland durch seine militärgeographische Lage gezwungen war, sein Schwert in Feindesland zu tragen, erschien es, äußerlich betrachtet, in der Rolle des Angreifers. In Wirklichkeit ist dieser Krieg für Deutschland der bitterste Verteidigungskrieg im Kampf um staatliche Existenz, um Selbstbestimmungsrecht und Freiheit geworden, den je ein großes Volk geführt hat. Dieses Bewußtsein hat das deutsche Volk zu Anstrengungen befähigt, die auch die Gegner zwangen, in diesem Ringen ihr Letztes einzusetzen."

Die „militärische Lage Europas" behandelt zunächst in allgemeinen Erwägungen die durch die geographische Lage gegebenen strategischen Verhältnisse der Zentralmächte, sowie der konzentrisch vom Umfang zur Mitte zum

Digitized by Google

Angriff bestimmten Streitkräfte der Ententestaaten. Stegemann weist darauf hin, wie wichtig die Freihaltung und Sicherung des nationalen Wirtschaftsgebietes für die Zentralmächte war und eine erste Bedingung für ihren Erfolg bildete. Er betont die Notwendigkeit einer vorbeugenden Offensive der Zentralmächte, um den Krieg auf feindliches Gebiet zu tragen, und zeigt, wie anderseits die Entente die Aufgabe hatte, den auf der inneren Linie kämpfenden Feind in weit ausholenden Bewegungen zu umfassen, konzentrisch anzugreifen, zu schlagen und den Krieg im Herzen Deutschlands und Österreichs zu beenden. Der Gedanke eines Abnützungs- und Aushungerungskrieges durch Errichtung befestigter Linien und eine Belagerung Mittel-Europas, bis die eingekreisten Mittelmächte dem Druck und der Abschnürung erliegen würden, wurde nur aus militärischen Unzulänglichkeiten geboren.

Es folgt die Beschreibung der militärischen Kräfte und zum Teil des strategischen Aufmarsches der beiden Mächtegruppen, sowie der durch ihren späteren Eintritt in den Krieg oder ihre geographische Lage militärische Bedeutung habenden Neutralen. Sie beginnt mit der russischen Armee. Hier wird betont, daß wie sich im Verlaufe des Krieges ergab, die Bereitstellung der Armee eine viel größere war, als vermutet wurde. Es ist anzunehmen, daß die auf Grund der Spannung 1913 getroffenen militärischen Maßnahmen in Rußland nie ganz aufgehoben worden waren und Rußland in einer latenten Mobilmachung stand, welche nur der letzten Aufmarschverfügungen bedurfte, um die ungezählten Massen seiner europäischen und asiatischen Korps an die österreichische und die deutsche Grenze zu werfen. Stegemann schätzt die Stärke des russischen Feldheeres einschließlich der Reserven erster Linie auf 5 Millionen Mann, von denen 2 Millionen schon im August verfügbar waren. Es ist anzunehmen, daß mit den späteren Ersatzaufgeboten Rußland im Verlaufe des Krieges mehr als 12 Millionen Menschen unter die Waffen gerufen hat.

Über die Kriegsgliederung der russischen Armee wird gesagt, daß im November 1914 10 Armeen im Felde standen, die über 50 Armeekorps und zahlreiche Reservedivisionen umfaßten.

Nach der russischen Armee werden die Balkanstaaten behandelt und zwar nicht nur die unmittelbar in den Krieg eintretenden Serben und Montenegriner, sondern auch Rumänien, Bulgarien und die Türkei. Die serbische Armee wird auf 300 000 Mann abgehärteter, tapferer Truppen unter tüchtigen Offizieren geschätzt.

Ein kurzer Abschnitt wird der italienischen Armee gewidmet, eine ausführlichere Darstellung ihrer militärischen Lage bei Eintritt Italiens in den Krieg dürfte bei der Beschreibung des Kriegsjahres 1915 folgen.

Eingehend besprochen werden Streitkräfte und Aufmarschverhältnisse der französischen, belgischen und englischen Armee.

Die Feldstärke des französischen Heeres im August 1914 wird auf über 1½ Millionen geschätzt. Daraus wurden 5 Armeen gebildet, die zwischen der schweizerischen und belgischen Grenze mit 4 Armeen in erster Linie und einer zunächst zurückgehaltenen Reserve-Armee versammelt werden sollten.

Diese enge Versammlung, welche die belgische Grenze zunächst unbeschützt ließ, kann nicht mit der Zuversicht auf die Unverletzlichkeit der belgischen Neutralität begründet werden, da die französischen Militärschriftsteller seit Jahren den deutschen Angriff durch Belgien voraussahen und besprachen. Stegemann sagt, daß dieser

Digitized by Google

Aufmarsch des französischen Heeres zweifellos im Vertrauen auf die Unbezwinglichkeit der belgischen Festungen und auf die Widerstandskraft des belgischen Heeres gewählt wurde, da man der raschen Unterstützung der Belgier durch das englische Landungskorps gewiß zu sein glaubte. Im übrigen war bereits für den Fall des deutschen Vormarsches durch Belgien eine Variante des Aufmarsches vorbereitet, nach welcher die linke Flügelarmee, V. Armee, nach links an die belgische Grenze verschoben, die bisher zurückgehaltene IV. Armee aber in die Lücke eingeschoben wurde. Diese Variante kam nun zur Ausführung.

Nach Stegemann ist die Gesamtstärke der französischen Armeen im Weltkrieg mit 5½ Millionen nicht zu hoch angeschlagen.

Die Bedeutung der großen französischen Festungen von Belfort bis Verdun für die Sperrung der französischen Ostfront wird gezeigt. Ein deutscher Angriffsfeldzug einzig auf der Grundlinie Basel—Metz angeordnet, erschien dadurch von vornherein aussichtslos, da er dem Gegner alle Vorteile der Verteidigung überließ und ihm die Freiheit gab, seinerseits durch eine Umgehung im Norden überraschend die Entscheidung zu suchen. Dadurch wurde, rein militärisch betrachtet, der deutsche Angriff vom Niederrhein durch Belgien auf Paris zur Notwendigkeit. Die 6 Divisionen der belgischen Feldarmee versammelten sich mit den Hauptkräften zwischen Lüttich, Namur und Antwerpen, im Vertrauen auf die Festungen, vor allem auf Lüttich, und in Erwartung der englisch-französischen Armeen. Diese wurden so frühzeitig erwartet, daß es möglich werden sollte, den angreifenden deutschen Heeren in einer großen Feldschlacht mit vereinigten belgisch-französisch-englischen Kräften entgegenzutreten.

Der folgende Abschnitt über die Engländer zeigt, welche Verzögerungen in dem Antransport insbesondere der Engländer eintraten.

Die Engländer verschoben sofort nach der Kriegserklärung 4 Armee-Divisionen und 1 Kavallerie-Division nach dem Festland, denen, ehe es zu den großen September-Schlachten kam, 2 weitere Armee-Divisionen folgten. Damit war das ganze verfügbare Feldheer eingesetzt. Auch indische Truppen wurden sofort in Bewegung gesetzt und über 100 000 Mann indischer Truppen nach Ägypten und Europa herangezogen.

Die ungeheuren Machtmittel des britischen Weltreiches wurden dann im Laufe des Krieges methodisch entwickelt, Kanada, Australien, Südafrika und Indien zum Kampf aufgerufen. Lord Kitchener stellte in England seine neuen Millionen-Heere auf, schließlich wurde die dem Briten verhaßte Wehrpflicht eingeführt, um die notwendige Kämpferzahl zu erreichen, welche allein noch den Erfolg zu verheißen schien. Für die Kämpfe im August und September 1914 kam aber nur das englische Feldheer in Betracht. Vom 8. August an begann seine Ausschiffung in Boulogne, Calais, Dünkirchen und Ostende, vom 14. August an, der Aufmarsch im Raume von Maubeuge. Der Vormarsch von Maubeuge zur Unterstützung der Belgier konnte nicht mehr rechtzeitig angetreten werden, da sich die eigenen Vorbereitungen über Erwarten in die Länge zogen, die Deutschen dagegen im Angriffe ein abgekürztes Verfahren einschlugen.

Es folgt die Schilderung des Aufmarsches der österreichisch-ungarischen und deutschen Heere. Gemeinsame Überlegungen hatten die Heeresleitungen Deutschlands und Österreich-Ungarns dazu geführt, einen Feldzugsplan zu entwerfen, der die österreichisch-ungarischen Streitkräfte mit der Hauptmacht gegen Rußland, die deutschen gegen Frankreich ansetzte. Da nach vollendeter Durch-

Digitized by Google

führung des russischen Aufmarsches mit einer bedeutenden Überlegenheit Rußlands gerechnet werden mußte, glaubte die österreichisch-ungarische Heeresleitung mit der gegen Rußland aufgestellten Hauptmacht unverweilt zum Angriffe übergehen zu sollen, bevor Rußland völlig bereit sein konnte. Ein möglichst starker Teil der österreichischen Armee sollte sich dazu auf eine der noch in Versammlung vermuteten Gruppen werfen und sie schlagen, während der zweite Teil die übrigen russischen Gruppen aufhielt, bis sich die Hauptmacht nach errungenem Siege auch gegen diese wenden konnte. Der erste Schlag sollte gegen die zwischen Weichsel und Bug versammelte russische Heeresgruppe geführt werden. In dieser Absicht vollzog sich der Aufmarsch der österreichischen Hauptkräfte, gestützt auf die festen Plätze Krakau und Przemysl, während die II. und V. Armee noch gegen Serbien im Felde standen.

Allein schon nach wenigen Tagen wurde die österreichische Heeresleitung gezwungen, Teile der an der Südfront gegen Serbien und Montenegro stehenden Truppen auf das nördliche Kriegstheater heranzuholen und Serbien ganz als Nebenkriegsschauplatz zu behandeln.

Die Schilderung des deutschen Aufmarsches begründet die Belassung verhältnismäßig nur schwacher Kräfte, der nur 3 aktive Korps, 1 Reserve-Korps, Landwehrformationen und 1 Kavallerie-Division umfassenden VIII. Armee zur Verteidigung gegen Rußland und beschreibt den Aufmarsch der deutschen Hauptmacht in 7 Armeen gegliedert an der französisch-belgischen Grenze.

„Der Aufmarsch der Deutschen im Westen, sagt Stegemann, schob sich damit nördlich weit über den der Franzosen hinaus, die ihrerseits im Süden überflügelnd antraten. Die Südflanken der deutschen und französischen Armeen konnten aber nicht nur als angelehnt, sondern auch als unverwundbar gelten, da der Aufmarsch des sofort aufgebotenen schweizerischen Heeres nicht auf einen Grenzkordon zugeschnitten war, sondern die gesamte Wehrmacht der Eidgenossenschaft zur Masse geballt ins Feld stellte, welche auf die Lage der beiden Gegner an diesem Flügel in gleichem Sinne, also ausgleichend wirkte."

Eine Übersichtskarte gibt ein deutliches Bild des Aufmarsches beider kriegsführender Parteien an der Westfront. Der Aufmarsch auf den östlichen Kriegsschauplätzen ist als Nebenskizze auf den Schlachtenkarten dargestellt.

Die Schilderung der kriegerischen Ereignisse auf den drei großen Kriegsschauplätzen im Westen, in Ostpreußen und in Galizien-Südpolen ist übereinstimmend mit dem 15. September 1914 abgeschlossen. Sie geht also bis zur Festsetzung der deutschen Heere in den von der obersten Heeresleitung gewählten Linien, in denen der Krieg im Westen nun zunächst in der Verteidigung geführt werden sollte, in Ostpreußen bis zur vollendeten Durchführung der Befreiung Ostpreußens nach der Schlacht an den masurischen Seen und der damit von Hindenburg gewonnenen Operationsfreiheit zur Entlastung des in Bedrängnis geratenen österreichisch-ungarischen Heeres, in Galizien bis zum Rückzuge der österreichisch-ungarischen Truppen hinter den San nach der zweiten Schlacht bei Lemberg. Damit war der Krieg in eine Entwicklung getrieben, die zu einer ungeheuren Erweiterung und Verwicklung der strategischen und politischen Probleme führen mußte.

Stegemann fügt bei, „daß mit dem 15. September eine Periode zu Ende ging, die aus der Rückschau betrachtet nur als ein von berauschendem Rhythmus durchglühtes und von beispielloser Dynamik der Bewegung getragenes Vorspiel der all-

Digitized by Google

gemeinen Kriegshandlung erscheint. Es war aber trotzdem mehr, war bereits der Krieg in der ganzen Verstrickung kraft-, raum- und zeitverzehrender Gewalten, die sich im Lebenswillen der kämpfenden Nationen unaufhörlich erneuten."

Der „Feldzug im Westen" beginnt mit der Erzählung der Vorkämpfe an den beiden äußersten Heeresflügeln, des Kampfes um Lüttich einerseits, der durch den Einfall der Franzosen in das Oberelsaß herbeigeführten ersten Schlacht bei Mülhausen und der Gefechte bei Lagarde und Schirmeck andererseits.

Diesen vor beendigter Versammlung der Hauptkräfte verlaufenen Teilhandlungen folgen die ersten aus dem Vormarsche der Heere selbst sich ergebenden Zusammenstöße ganzer Heeresteile. Sie beginnen mit den deutsch-belgischen Kämpfen, welche vorerst durch das Vordringen der deutschen Heeresreiterei, nach dem 18. August durch den Vormarsch der Armee Kluck hervorgerufen wurden.

Die Gefechte der Kavallerie des Generals von der Marwitz bei Haelen, des Kavalleriekorps Richthofen bei Dinant am 12. bezw. 15. August erzielten durch das opfermutige Vorgehen der deutschen Reiter, in Verbindung mit den ihnen zugeteilten Jägern und Batterien, im taktischen Zusammenprall mit überlegenen Kräften die gesuchte strategische Aufklärung.

Mit dem 18. August setzten sich die deutschen Heere vom rechten Flügel an in Bewegung. Die hinter der Gette stehenden Belgier wurden frontal heftig angegriffen, auf dem linken Flügel mit Umgehung bedroht. In der Gefahr, von Antwerpen abgeschnitten zu werden, ohne jede Unterstützung durch die französische und englische Armee, von denen statt angriffsbereiter Heeresteile am 19. August in der Lücke zwischen Namur und Mille nur eine müde französische Kavallerie-Division erschien, die bereits an der Maas geschlagen hatte, gab König Albert am 18. August abends den Befehl zum Rückzug hinter die Dyle.

Doch auch hier war kein Halten, nach dem siegreichen Treffen des zweiten deutschen Armee-Korps bei Aerschot mußte das Gros des belgischen Feldheeres am 20. August hinter den Forts von Antwerpen Schutz suchen. „Belgien lag den deutschen Heeren offen, eine ehrenvolle Erwähnung im französischen Armeebulletin vom 25. August und eine Lobrede, die Mr. Asquith am gleichen Tage im Hause der Gemeinen hielt, mußten die Belgier für das Versagen jeglicher Unterstützung im Felde entschädigen."

Der Vormarsch der deutschen Armeen hatte nun freie Bahn durch Belgien. Während die erste Armee das Land nördlich der Maas vom Feinde reinfegte, rückte die zweite Armee gegen Namur, die dritte gegen Givet und Dinant, die vierte durch die belgischen Ardennen und den Wald von St. Hubert gegen Neufchateau vor. In Anschluß daran ordnete der Deutsche Kronprinz seine Armee zum Vormarsch über Longwy auf Stenay und Consenvoye.

Der linke deutsche Heeresflügel blieb dagegen südlich von Metz zunächst noch in der Verteidigung und bemühte sich den Feind aus dem Bereich seiner befestigten Stellung herauszulocken. Ihm gegenüber schritten die französische I. und II. Armee zum Angriff auf die Linie Saarburg—Straßburg. „Es waren somit zwei große Flügelbewegungen der feindlichen Armeen entstanden, die um die Achse Metz und Verdun schwangen. Auf beiden Seiten war der rechte Flügel sichtbar im Vorrücken, der linke stillgestellt. Allein zwischen der deutschen und der französischen Operation bestand ein grundsätzlicher, tiefgehender Unterschied. Der linke Flügel der Alliierten blieb nicht plangemäß, sondern infolge mangel-

Digitized by Google

hafter Vorbereitungen stecken. Die linke französische Flügelgruppe versagte, die linke deutsche Flügelgruppe wurde versagt."

„Die Schlachten im Sundgau und in Lothringen" schildern die zunächst aus dem Vormarsche der Armeen Dubail und Castelnau, dann aber aus den Gegenangriffen der deutschen VI. und VII. Armee hervorgehenden Zusammenstöße, das zweite Treffen bei Mülhausen, die Schlacht bei Mörchingen und Saarburg, die Schlacht in den Vogesen.

Während im Oberelsaß nur schwache deutsche Landwehrkräfte den Feind beschäftigten, wurde in Lothringen die zweite französische Armee geschlagen und zum Rückzuge auf die Meurthe gezwungen, wurden die nördlichen Vogesenpässe von der VII. Armee erobert.

Die französische Gruppe im Oberelsaß unter General Pau aber wurde von der französischen obersten Heeresleitung selbst zurückberufen, da sie aller verfügbaren Kräfte dringend bedurfte, um sie den aus Belgien einbrechenden siegreichen deutschen Heeren entgegenzuwerfen.

Der nächste Abschnitt „Die Schlachtenfolge in Belgien und Frankreich" behandelt die siegreichen Kämpfe der deutschen Armeen in den Tagen vom 22. bis 25. August. Die „Schlacht bei Mons und Charleroi" umfaßt die Kämpfe der Armeen Kluck und Bülow gegen die Engländer und die V. französische Armee, Lanrezac. Entscheidend für diese war der gänzlich unerwartete Angriff auf die linke englische Flanke. Viel weiter nach Norden ausholend, als dem Gegner möglich schien, traf die deutsche I. Armee am 22. August von Norden und Nordwesten her bei Mons überraschend auf die Briten. Aber auch im frontalen Zusammenstoß der Armee Bülow mit der V. französischen Armee um Charleroi blieben die überlegene Leitung und der stärkere Wille der Deutschen Sieger.

Auch die anschließenden deutschen Armeen hatten siegreich gefochten.

„Die Schlacht an der belgischen Maas" beschreibt die Kämpfe der dritten Armee bei Dinant und Givet, die „Schlacht an der Semois" die Kämpfe der IV. deutschen Armee gegen den rechten Flügel der IV. französischen Armee, die „Schlacht bei Longwy" den Sieg des Deutschen Kronprinzen über General Ruffey.

Das Ergebnis dieser ersten Schlachtenfolge faßt Stegemann folgendermaßen zusammen: „Am 25. August war die englisch-französische Angriffsbewegung auf der ganzen Linie gescheitert, Belgien preisgegeben, das deutsche Lothringen und das Elsaß geräumt und damit die strategische Grundlage des allgemeinen Feldzugsplanes der Entente zerbrochen. Schon am 24. August machte der französische Kriegsminister bekannt, daß die Armeen im Westen nur die Aufgabe hätten, die deutsche Hauptmacht zu fesseln, während die Russen im Osten die Entscheidung herbeiführen sollten."

Die französische Heeresleitung aber bewahrte ihre Ruhe und suchte die Lage an der Oise und hinter der französischen Maas zu ihren Gunsten zu wenden. Ein Befehl Joffres vom 25. August ordnete die Bildung einer neuen Armee unter General Maunoury in der Gegend von Amiens an, deren Kern die aus dem Oberelsaß herangezogenen Truppen, insbesondere das VII. Armee-Korps bilden sollten. Die Armee erhielt die Angriffsrichtung Arras—Bapaume; sie sollte auf dem gefährdeten linken Heeresflügel, der von der ungelenken englischen Armee nicht genügend gesichert erschien, die unheilvollen Wirkungen der deutschen Umfassung beseitigen. Die Raschheit des deutschen Vormarsches ließ aber diese Maßnahme zunächst nicht zur Wirkung kommen.

Digitized by Google

Die nächsten Kämpfe werden unter dem Titel „Die Schlachten um die Oise- und Maaslinie" zusammengefaßt.

Sie umfassen die Schlacht bei Le Cateau und Landrecies, in welcher das englische Feldheer so gründlich geschlagen wurde, daß es für längere Zeit aus der Kampflinie ausscheiden mußte, das Treffen bei Combles, durch welches der Versuch Maunourys, auf die rechte Flanke Klucks zu drücken, vereitelt wurde, die Schlacht bei St. Quentin—Guise zwischen dem linken Flügel Klucks und der Armee Bülow und der französischen V. Armee, die Kämpfe der III. deutschen Armee zwischen Dinant und Rethel, sowie der IV. und V. Armee im Maastal. Angeschlossen werden die zeitlich zusammenfallenden Kämpfe um Nancy und St. Dié am linken Heeresflügel, der erste Ausfall der Belgier aus Antwerpen und der Fall der französischen Grenzsperren, insbesondere der Festung Maubeuge.

Der Abschnitt „Von der Aisne an die Marne" bespricht die Lage in den letzten Augusttagen, als die deutschen Heere den Gipfelpunkt ihres strategischen Erfolges erreichten. Stegemann weist auf die großen Anstrengungen hin, die dem deutschen Umfassungsflügel bei der Fortsetzung des ungebremsten Vormarsches zufallen mußten und unterstreicht die Bedeutung der großen Lagerfestung Paris für die Operationen im Marne- und Seinebecken. Er zeigt die Überwindung der durch die ersten Niederlagen hervorgerufenen Krisis in Paris, die Festigung der Stellung Joffres in der Gewährung größerer Unabhängigkeit von der Regierung, dessen Entschluß, bis hinter die Marne, unter Umständen hinter die Seine zurückzugehen, um sich zu neuem Schlagen versammeln und bereitstellen zu können.

Die Schilderung des Vormarsches der fünf deutschen Armeen hinter dem weichenden Feind bis an und über die Marne führt über in das Kapitel „Die Schlacht an der Marne", welches das Meisterwerk der plastischen Darstellungskraft Stegemanns in diesem Band bildet. Es beginnt mit der Darlegung der Neugliederung des französischen Heeres, durch die Neubildung der IX. Armee des Generals Foch, zwischen die IV. und V. Armee eingeschoben, die Staffelung der durch die Ankunft ihrer letzten Felddivisionen verstärkten englischen Armee am linken Flügel, im Schutze der Forts von Paris, während die Pariser Besatzung unter General Gallieni als VIII. Armee und nördlich davon die VI. Armee des Generals Maunoury die bis dahin so verhängnisvolle Umfassung der linken Heeresflanke für die nächsten Kämpfe außer Frage stellen sollten. Durch das Einschwenken der deutschen I. Armee an Paris vorbei gegen Südosten bot sich diesen Heeresteilen nun im Gegenteil die Gelegenheit, selbst dem Feinde in die Flanke zu stoßen. Am 4. September erhielt die französische oberste Heeresleitung Meldung von dem Abschwenken der Armee Kluck in Richtung auf den Ourcq. In rascher Erfassung des Augenblicks gab General Joffre am 4. September abends den Befehl zum Angriff auf den rechten Flügel der deutschen Armeen und zur Kehrtwendung des bisher im Rückzug fechtenden eigenen Zentrums, um die Entscheidungsschlacht im Marnebecken zu liefern.

Die Vorbereitungen zum Angriff sollten am 5. September getroffen werden, der Angriff am 6. September beginnen.

Die Schilderung der nun entbrennenden Kämpfe, welche weniger eine zusammenhängende Schlacht, als eine Reihe von Einzelschlachten und Gefechten der einzelnen Armeen bilden, beginnt mit den Vorkämpfen im Marnebogen, die die Armee Kluck am 5. September beim Vormarsche auf Provins zu bestehen hatte. Zur Deckung gegen Paris war dabei das IV. Reservekorps am Ourcq stehenge-

Digitized by Google

lieben. Gegen dieses setzten am 5. September abends unerwartet die Angriffe er Armee Maunoury ein. Der erste Angriff wurde abgeschlagen, allein am Morgen des 6. September standen dem Korps weit überlegene feindliche Heeresteile im Angriff gegenüber, während gleichzeitig das am rechten Flügel der nach Südosten vorstoßenden Armeee marschierende II. Armee-Korps von den Engländern angegriffen wurde. Nur rasche Entschlüsse und noch raschere Manöver konnten die Armee Kluck retten. Doch Führer und Truppen eigten sich der schweren Aufgabe voll gewachsen. Rasch entschlossen warf Generaloberst von Kluck seine Korps des rechten Flügels rechts rückwärts chwenkend dem neuen Feinde entgegen, das Aufhalten der Engländer der Kavallerie des Generals von der Marwitz überlassend.

Gegen die Armee Maunoury entbrannte die Schlacht am Ourcq, welche am . September das IV. Reserve-Korps in große Bedrängnis brachte, vom 7. Septemer an aber mit dem Einsetzen des Gros der Armee Kluck und dem umfassenden ngriff auf die linke Flanke Maunourys den Deutschen wieder die Vorhand ab, trotz des Einsetzens der Pariser Besatzung und neu herangeholter französischer eeresreserven.

Der glänzende taktische Erfolg Klucks kommt in der Darstellung Stegemanns oll zur Geltung. Er sagt: „Am Morgen des 9. September hatte die I. deutsche rmee die Umfassung vereitelt, die Armee Maunoury geschlagen, die Armee rench in Schranken gehalten und ihre eigene Handlungsfreiheit sichergestellt. ie hielt sich stark genug, trotz ihrer schweren Verluste, Maunourys Niederlage zu ollenden, und dann durch nachrückende Korps verstärkt, die Briten an den örnern zu packen. Der Rückzugsbefehl der obersten Heeresleitung enthob die rmee Kluck dieser Riesenaufgabe. Dieser ist im Hauptquartier auf Grund allemeiner Erwägungen gefaßt und durch das Auftauchen starker feindlicher Kräfte n der durch das Abschwenken der Armee Kluck entstandenen Lücke nahegelegt orden." Vom rechten Flügel an werden nun die Kämpfe der übrigen deutschen eeresteile bis zur Durchführung des durch die oberste Heeresleitung angeordeten Rückzuges geschildert. Sie zeigen überall die deutschen Heere in taktischem orteile, insbesonders den drohenden Durchbruch des französischen Zentrums am nneren Flügel der Armeen Foch und Langle. Am schwierigsten waren die Verältnisse für die Armee des deutschen Kronprinzen, welche in dem schwierigen rgonnengelände und mit Verdun in der Flanke nur schwer vorwärts kommen onnte.

Der deutsche Rückzug beginnt mit dem 9. September vom rechten Flügel an nd greift bis zum 11. September bis auf den äußersten linken Heeresflügel an er Vogesenfront über.

Die Schlacht an der Marne ist von der deutschen obersten Heeresleitung abebrochen, ein strategischer Rückzug im Hinblick auf die allgemeine Lage angeordnet worden, trotzdem die taktische Lage an den Brennpunkten günstig stand. Im Augenblick der Ausführung ist aus weitreichenden allgemeinen Erwägungen uf den Austrag der Schlacht verzichtet worden. Im Anschlusse an die Aufnahme er Offensive durch die Franzosen stießen auch die Belgier vom 9. September an us Antwerpen vor und erzielten bis zum 11. September einige Erfolge gegen ie schwachen gegenüberstehenden deutschen Truppen. Bis zum 13. September ar aber durch das Einsetzen deutscher Verstärkungen der Ausfall abgeschlagen, ie belgische Armee in den Festungskreis zurückgeworfen.

Digitized by Google

Stegemann weist aber auf die Möglichkeit hin, daß dieser Angriff die Entschließungen der obersten deutschen Heeresleitung, die Entscheidung an der Marne nicht anzunehmen, mit beeinflußt haben kann.

Bis zum 15. September waren die gewählten Stellungen durch die deutschen Heere bezogen. Nicht nach Niederlagen, sondern auf der Siegesbahn waren die Armeen angehalten und zu einem Rückzug veranlaßt worden, dessen Notwendigkeit weder den Offizieren, noch der Truppe deutlich wurde.

Mit der Festsetzung der Deutschen in diesen Stellungen war der Bewegungskrieg im Westen im Erlöschen. Der Stellungskrieg begann. Zur vollen Geltung kam dieser aber erst, nachdem bei den gegenseitigen Umfassungsversuchen im Herbst 1914 die Grenzen des festen Landes erreicht wurden.

Zwei Kartenskizzen veranschaulichen die geschilderten kriegerischen Ereignisse; die eine zeigt das Ansetzen und den Vormarsch der deutschen Heere bis Ende August, die andere die Schlacht an der Marne und die Lage nach dem durchgeführten strategischen Rückzuge der Deutschen.

Der Feldzug in Ostpreußen, mit einer Kartenskizze zu den Schlachten bei Tannenberg und an den masurischen Seen, bildet den zweiten Abschnitt des den Kriegsereignissen bis zum 15. September gewidmeten Teiles des Bandes.

Er zeigt zunächst die Versammlung der russischen Angriffsarmeen zwischen Wilna und Grodno, sowie bei Warschau, jede mehr als doppelt so stark als die zum Schutze Ostpreußens zurückgelassenen deutschen Kräfte.

Von diesen sicherte das I. Armee-Korps zunächst gegen Osten, das XX. Armee-Korps gegen Süden. Vom 14. August an machte sich das Anrücken der Russen, zunächst der Ostgruppe, I. Armee des Generals von Rennenkampf, fühlbar; am 17. August griff das I. Armee-Korps den anrückenden Feind bei Stallupönen an. Als die Russen ihre Massen entwickelten, ging das I. Armee-Korps auf Gumbinnen zurück. Die Russen folgten in breiter Front. Der deutsche Führer Generaloberst von Prittwitz und Gaffron beschloß dem Feinde nochmals Halt zu gebieten und zog zu diesem Zweck alle verfügbaren Truppen heran. Nur das XX. Armee-Korps blieb als Grenzschutz auf seiner Grundlinie gegen den Narew und Warschau stehen.

Am 20. August schritt die VIII. deutsche Armee zum Angriff gegen die ihr gegenüberstehenden überlegenen Kräfte der Armee Rennenkampf.

Stegemann schildert im „Treffen bei Gumbinnen" in farbenvollen Worten die Angriffe des Korps Mackensen in der Mitte, das erfolgreiche Vorgehen der Flügelkorps François und Below. Trotz der gelungenen Umfassung des linken russischen Flügels befahl der Armeeführer am Abend den Abbruch der Schlacht. Maßgebend dafür scheinen besonders die Meldungen über den Vormarsch der II. russischen Armee von Praznysz und Mlawa auf Soldau—Ortelsburg gewesen zu sein. Noch in der Nacht wurde der Rückzug angetreten. Die Rückzugsziele waren weit gesetzt. Das deutsche Armee-Oberkommando wollte die Truppen bis hinter die Weichsel zurücknehmen, um sie der Gefahr zu entziehen, zwischen zwei Heeren erdrückt zu werden, von denen ihnen jedes an Zahl weit überlegen war. Die oberste deutsche Heeresleitung faßte einen kühneren Entschluß. Nicht ausgewichen sollte werden, sondern in verwegenem Angriff versucht werden, die feindlichen Heere einzeln zu schlagen. Was im Westen nach den ersten Erfolgen in den Schlachten in Belgien und Lothringen entbehrlich schien, wurde sofort nach Osten abgeschoben. Große Heeresteile waren es nicht, da die Entscheidungs-

Digitized by Google

impfe ja erst bevorstanden. Je ein Armee-Korps der beiden rechten Flügelarmeen, ie Kavallerie-Division der III. Armee wurde in Belgien angehalten und ollten kurz darauf durch die eben erst verlassenen heimatlichen Lande dem Osten u. Auch das V. Armee-Korps der Armee des deutschen Kronprinzen scheint um iese Zeit zur Verstärkung der Ostarmee bestimmt gewesen zu sein; die schwierigen erhältnisse im Kampfgebiet um Verdun hielten es aber bei Metz zurück und ihrten zu seinem späteren Einsetzen zwischen Maas und Mosel.

Doch um die schwierige Aufgabe dieses im kürzesten Zeitraume durchzuführen- en Angriffes gegen überlegenen Feind in schwierigstem Gelände zu übernehmen, edurfte es vor allem eines Heerführers, der mit diesem Gelände auf das innigste ertraut war und ein Meister war in der Bewegung großer Truppenkörper. Es rfolgte die Berufung Hindenburgs, der Stegemann ein besonderes Kapitel idmet. Den 22. August abends erhielt General von Hindenburg in Hannover legraphisch seine Ernennung zum Armeeführer in Ostpreußen, in derselben Nacht estieg er den Sonderzug, in dem der zum Chef des Stabes dieser Armee ernannte eneralmajor Ludendorff von Namur her eintraf und weiter rollte der Zug ohne ufenthalt dem Osten zu, wo in den nächsten Tagen die neu ernannten Führer en Lorbeer eines ersten großen überwältigenden Erfolges pflücken sollten.

Der Rückzug hinter die Weichsel war bereits telegraphisch angehalten, ein euer Aufmarsch der Hauptkräfte der VIII. Armee beidseitig des XX. Armee- orps eingeleitet worden. Als General von Hindenburg bei seinem Heere ein- raf, konnte er ungesäumt zum Schlage gegen General Samsonow ausholen. Vom 4. August an entbrannten die Kämpfe, welche im Laufe einer Woche zur ver- ichtenden Niederlage der II. russischen Armee führten und als Schlacht bei annenberg den Kriegsruhm des deutschen Führers für alle Zeiten begründeten. Stegemann nennt die Schlacht die größte Vernichtungsschlacht, die die Kriegs- eschichte bis auf diesen Tag gesehen hat. Er beschreibt ausführlich die durch das Versagen der Mitte und die siegreichen Kämpfe gegen die vereinzelt fechtenden ussischen Flügelkorps herbeigeführte Einkreisung der russischen Hauptkräfte, welche bis zum 30. August zu deren Vernichtung führten.

„Vom 24. bis 30. August," sagt Stegemann, „ist bei Tannenberg ein neues annä geschlagen worden, bedeutsamer als das von Sedan, weil es im freien Feld stattfand und der Gegner, dem es bereitet wurde, überlegen war an Zahl, noch keine Schlappe, geschweige denn eine Niederlage erlitten hatte, sich im ersten schwungvollen Vormarsch befand und wußte, daß er einem schwachen Gegner gegenübertrat. Zudem stand eine andere russische Armee kaum zwei Tagemärsche entfernt, von der sich die in der Schlacht bei Tannenberg fechtenden deutschen Truppen soeben erst nach schwerem Kampf gelöst hatten."

Die aus dem Westen heranrollenden deutschen Verstärkungen haben an der Schlacht bei Tannenberg nicht mehr teilgenommen. Kaum war aber die Armee Samsonow erledigt und die Verstärkungen in Ostpreußen eingetroffen, so wandte sich der neuernannte Generaloberst von Hindenburg gegen den bisher durch schwache Kräfte, ausschließlich Kavallerie und Landwehr, hingehaltenen General Rennenkampf. Am 4. September begann der Anmarsch der nun durch das Garde- Reserve-Korps, das XI. Armee-Korps und die 8. Kavallerie-Division verstärkten Armee, welche auch dieses Mal alle Kräfte zum Schlage vereinigte und nur schwache Beobachtungstruppen gegen die abziehenden Trümmer der Armee Samsonow stehen ließ.

Digitized by Google

Die Schlacht an den masurischen Seen führte vom 6. bis 10. September zur erfolgreichen Umfassung des linken russischen Flügels. Vergebens versuchte die Grodnoer Reserve-Armee Entsatz zu bringen und bei Lyck und Marggrabowa in den Rücken der deutschen Armee einzubrechen. Die dritte Reserve-Division des Generals von Morgen und die Landwehr-Division von der Goltz brachen alle Versuche der tapfer angreifenden finnischen und sibirischen Bataillone. Rennenkampf wich in Eile mit dem Gros seiner Armee über die Grenze.

Die beiden Siege in Ostpreußen erlaubten auf dem östlichen Kriegsschauplatz einen großen, entscheidenden Zug einzuleiten, durch welchen die Ausnutzung der russischen Erfolge in Ostgalizien vereitelt wurde und die spätere Eroberung Polens ihre erste Grundlage erhielt.

Während die Russen noch das ganze Heer Hindenburgs zwischen Mlawa und Wilkowizki in Sammlung begriffen glaubten und annahmen, daß Hindenburg in breiter Front den Njemen werde überschreiten wollen, und demgemäß ihrer ersten Armee starke Nachschübe und Verstärkungen zuführten, rollten schon die Eisenbahnzüge von Insterburg und Thorn durch Schlesien, um Hindenburgs Hauptkräfte in Südpolen einzusetzen. Nur die Ostpreußen blieben zur Hut ihrer Heimat gegen erneute Angriffe der Russen zurück, während Hindenburg den Feldzug in Polen eröffnete, der in Angriff und Rückzug seine strategische Bedeutung erst recht in volles Licht rücken sollte.

Der letzte Abschnitt des Bandes behandelt den Feldzug in Galizien und Südpolen, mit einer Kartenskizze zu den Schlachten vor Lemberg und zwischen Weichsel und Bug.

Im Aufmarsch des österreichisch-ungarischen Heeres zur Ausführung des geplanten Vorstoßes wurden am San, gestützt auf die Festung Przemysl, zunächst zwei Armeen bereitgestellt, die IV. unter General von Auffenberg um Jaroslau, am untern San die I. unter Dankl, jede drei Armee-Korps und starke Kavallerie umfassend.

Der Flankenschutz dieses keilförmig in Feindesland zu führenden Stoßes sollte im Osten defensiv durch die um Lemberg versammelte III. Armee des Generals von Brudermann und die selbständige Gruppe Köveß im Raume Stanislau—Stryj erreicht werden, während von Krakau und Schlesien aus das österreichische Korps von Kummer mit starker Kavallerie und polnischen Freiwilligen, sowie das schlesische Landwehrkorps Woyrsch das linke Weichselufer vom Feinde säubern sollten.

Im ganzen wurden von Österreich gegen Rußland 12 Armeekorps, mehrere selbständige Landwehr-Divisionen und 11 Kavallerie-Divisionen bereitgestellt, während die bereits vorher mobilisierten Streitkräfte der II. und V. Armee die Operationen gegen Serbien-Montenegro fortsetzen sollten. Während den ersten zwei Kriegswochen kam es nur zu kleinen Grenzscharmützeln, im westlichen Polen drangen die verbündeten Streifkorps ohne ernstlichen Widerstand der Russen vor. Dagegen ergaben Fliegeraufklärung und die Meldungen der vom 14. August an auch östlich des Sans über die Grenze vorgetriebenen Kavallerie-Divisionen große russische Massen bei Lublin und an der Bahn Brest-Litowsk—Iwangorod, starke russische Kräfte im wohlynischen Festungsdreieck und russische Truppen in Bewegung von Kiew auf Proskurow. Der Vorsprung, den Rußland durch seine Bereitschaftsstellung schon im Frieden gewonnen und durch die früh einsetzende Mobilmachung noch weiter ausgedehnt hatte, begann sich sofort

Digitized by Google

)lbar zu machen. Trotzdem entschloß sich in der Nacht auf den 18. August die erreichische oberste Heeresleitung in Przemysl zur sofortigen Durchführung des)lanten Stoßes, unter dem Eindruck der gemeldeten russischen Massen, aber auch r Stillegung des kaum angesetzten Feldzuges in Serbien und Heranziehung der Armee des Generals von Böhm-Ermolli zur Verstärkung des schwachen hten Flügels vor Lemberg.

Die Armee Dankl erhielt Befehl zum Vorstoß über die Tanew-Niederung in der gemeinen Richtung Lublin, die Armee Auffenberg wurde im Raume Cieszanow-iemizow für ein Vorgehen gegen Norden, Nordosten oder Osten bereitgestellt.

Der österreichische Angriff begann am 22. August.

Im „Treffen bei Krasnik" schildert Stegemann den ersten Erfolg der Armee ankl gegen die IV. russische Armee in den Kämpfen vom 23.—25. August. Die ussen gaben am 25. August abends den Kampf hier auf, aber konnten in Ord-ng gegen Norden zurückgehen. Unterdessen war auch die Armee Auffenberg igetreten, und zwar auch in nördlicher Richtung. Da sich dadurch ihr rechter lügel immer mehr von dem durch die III. Armee gebotenen Flankenschutz ent-rnte, sorgte die oberste Heeresleitung für neue Flankensicherung, indem sie einer-its dem General von Auffenberg das bei Radymno versammelte neugebildete VII. Armee-Korps unterstellte, anderseits das Tiroler-Korps und die 41. Honved-)ivision aus der III. Armee ausschied und unter dem Erzherzog Josef erdinand als besondere Heeresgruppe nach Nordosten, hinter den rechten Flügel er Armee Auffenberg gestaffelt in Marsch setzte. Beide Gruppen waren aber nächst südwestlich Lemberg bereitgestellt und konnten daher in den ersten Kampf-igen noch nicht zur Wirkung kommen.

Der Schutz der rechten Flanke der Armee Auffenberg blieb daher vorläufig nur wei Kavallerie-Divisionen vorbehalten.

Stegemann teilt die vom 26. August an einsetzenden großen Kämpfe der öster-eichischen und russischen Heere in zwei große Abschnitte, zunächst „Die Schlachten ördlich und östlich Lemberg" bis zu den letzten Augusttagen, dann „Die chlachten westlich Lemberg" bis zum Rückzug der Österreicher hinter den San.

„Die Schlachten nördlich und östlich Lemberg" behandeln die Kämpfe der Armee uffenberg bei Zamosc—Komarow, der Armee Dankl am Chodelbach und vor ublin und die Kämpfe der Armee Brudermann, der ihr unterstellten Gruppe öveß und der eintreffenden Spitzen der II. Armee bei Przemyslany—Rohatyn.

Wir sehen die Armee Dankl in siegreichem Vordringen auf ihrem rechten Flügel bis auf 6 Kilometer an die Bahnlinie Cholm—Lublin, während ihr linker Flügel vor den starken Stellungen am Chodelbach zum Stehen kommt und die Ver-suche, ihn durch Angriffe vom linken Weichselufer aus zu entlasten, ergebnislos bleiben.

Bei der Armee Auffenberg bringt schon der 27. August eine schwere Krisis für das am rechten Flügel fechtende Kaschauer Korps, die aber in den folgenden Tagen durch das Eingreifen des XVII. Armee-Korps und der Gruppe des Erz-herzogs wettgemacht werden kann. Bei zähem Festhalten in der Mitte und erfolg-reichem Vorrücken auf beiden Flügeln strebt Auffenberg das Einkreisen und Ver-nichten der ihm gegenüberstehenden fünften russischen Armee bei Zamosc—Komarow an. Drei russische Armee-Korps wurden bis zum 1. September unter schwersten Verlusten nach Norden geworfen. Sie konnten sich nur mit Mühe aus der doppelten Umfassung retten. Der Weg nach Cholm schien offen zu stehen,

Digitized by Google

Auffenberg konnte ihn aber nicht mehr betreten, da sich unterdessen die Lage in Galizien zum Schlimmen gewendet hatte, sein rechter Flügel bereits von Südosten her im Rücken bedroht wurde.

Die „Kämpfe bei Przemyslany-Rohatyn" berichten über die vergeblichen Versuche des Generals von Brudermann, den Vorstoß der russischen III. und VIII. Armee aufzuhalten. Während er die Hauptgefahr von der aus dem wolhynischen Festungsdreieck ausrückenden III. Armee zu befürchten schien, wurde die bei Brzezany stehende schwache Heeresabteilung, eine Infanterie-Division und eine Kavallerie-Division, gegen Rohatyn zurückgeworfen, und hernach das am rechten Flügel der Hauptgruppe fechtende XII. Armee-Korps von den Russen mit Erfolg bei Dunajow umfassend angegriffen und geworfen. Nach dreitägigen Kämpfen mußte am 28. August die Armee Brudermann eine neue Stellung auf der Linie Rohatyn—Przemyslany beziehen, während der linke Flügel bereits dicht an die Lemberger Nordfront zurückgenommen werden mußte. Hier wurden auch die letzten verfügbaren Reserven, eineinhalb Divisionen Landwehr, bereit gestellt, während der rechte Flügel durch die II. Armee noch nicht genügend geschützt werden konnte.

Bis zum 30. August waren trotz der Versuche des VII. Armee-Korps der II. Armee, rechts der Siebenbürger gegen Ruda vorzustoßen, die Verhältnisse am rechten Flügel für die Österreicher unhaltbar geworden, Rohatyn ging verloren, das XII. Armee-Korps wurde wieder umfaßt und gegen Lemberg zurückgeworfen. Am Abend des 30. August war die Schlacht östlich von Lemberg endgültig verloren, trotz einiger am linken Flügel gegen den rechten, ohnehin zurückgehaltenen Flügel der Armee Rußki errungenen Erfolge.

Siegreich standen die russischen Südarmeen auf dem rechten Ufer der Gnita Lipa, Ostgalizien war in ihrer Hand. Die Stellung bei Lemberg war in der rechten Flanke umfaßt, die österreichischen Angriffsheere in Polen bereits im Rücken gefährdet.

„Diese Lage, sagt Stegemann in der Betrachtung zur strategischen Lage vom 30. August, hätte den kaltblütigsten Feldherrn erschrecken können und den wagemutigsten vor die Erwägung gestellt, ob es nicht am besten sei, das Heer ohne Verzug hinter den San zurückzunehmen und sich so rasch als möglich vom Feind zu lösen. Das ist nicht geschehen. Noch einmal sehen wir den Angriffsgedanken triumphieren, den die österreichisch-ungarische Heeresleitung von Anbeginn an und in allen Wettern und Nöten dieser entscheidungsschwangeren August- und Septembertage hochgehalten hat." Zunächst mußten freilich die Armeen des rechten Flügels zurückgenommen werden, um ihre Zertrümmerung durch die russischen Massen zu vermeiden, bevor die aus Polen heranzuführenden Heeresteile eingreifen konnten. Das führte zur Räumung Lembergs. Am 2. September wurde Lemberg geräumt, die Versammlung der III. und der II. Armee in neuen Stellungen eingeleitet, die IV. Armee aber erhielt den Befehl zur Kehrtwendung. Die III. Armee, deren Führung General Boroevic übernommen hatte und die Armee Böhm-Ermolli marschieren an der Wereszyca zu neuer Schlacht auf, Auffenberg nahm an der Linie Tomaszow—Kozegmin die Front zum Vorstoß gegen Süden, während Erzherzog Josef Ferdinand mit zwei Korps und zwei Kavallerie-Divisionen die geschlagene russische V. Armee in der Richtung auf Grubieszow verfolgen, die Armee Dankl den Angriff gegen Lublin fortführen sollte.

Digitized by Google

Die sich daraus ergebenden Kämpfe werden im Abschnitt „Die Schlachten westlich von Lemberg" geschildert. Zunächst behandelt Stegemann die letzten Kämpfe vor Lublin und Grubieszow. General Dankl versuchte, da der Angriff auf die Höhen von Chodel nicht gelingen wollte, die Entscheidung auf seinem rechten Flügel herbeizuführen. Zu dessen Verstärkung wurde auch das Korps Woyrsch vom linken Weichselufer herbeigenommen. Allein der rechte Flügel der ersten Armee war durch das Abschwenken der Armee Auffenberg selbst in eine mißliche Lage geraten, die durch die schwachen Kräfte des Erzherzogs nicht gehoben werden konnte. Während sich dem Erzherzog gegenüber die V. russische Armee sofort wieder setzte und ihn voll in Anspruch nahm, ging General Ewerth zum Angriff gegen die Armee Dankl über. General Dankl wurde in die Verteidigung gewiesen, der Erzherzog selbst zum Ausweichen nach Westen gezwungen, um die Verbindung mit der ersten Armee nicht ganz abschneiden zu lassen. Dadurch aber wurde es der russischen III. Armee Rußki möglich, in Flanke und Rücken der Armee Auffenberg zu stoßen und so auch die zweite Schlacht bei Lemberg, in der durch konzentrischen Angriff der II., III. und IV. Armee die russische Ostarmee geschlagen werden sollte, zu ungunsten der Österreicher zu entscheiden.

In drei Kapiteln werden die Kämpfe der zweiten Lemberger Schlacht beschrieben. Der Angriff der Österreicher, der am 7. September einsetzte, gewann am 1. Schlachttage Boden, auch am 8. September schien die Entwicklung der Schlacht den kaiserlichen Armeen noch günstig zu sein. Allein vom 8. auf den 9. September begann sich der konzentrische Vormarsch der russischen Armeen auf der ganzen Front fühlbar zu machen. Der 9. September brachte die Entscheidung durch den russischen Druck auf den linken Flügel der Armee Auffenberg und die wachsenden russischen Erfolge gegen den Erzherzog und die I. Armee. Der ganze Nordflügel des österreichisch-ungarischen Heeres war am Zusammenbrechen. Am 10. September begann dort der Rückzug, dessen Deckung in heldenhafter Weise von der Posener und Schlesischen Landwehr des General Woyrsch übernommen und durchgeführt wurde. In der Mittagsstunde des 11. September mußte auch der bis dahin erfolgreich gegen Lemberg vordringende Südflügel der kaiserlichen Heere angehalten und zum Rückzug befohlen werden, da von Norden her der Russe in seinen Rücken einzufallen drohte. Der allgemeine Rückzug hinter den San wurde angeordnet, der vom 11. bis 15. September vollzogen wurde.

Der kühne Plan, die russischen Heeresgruppen einzeln anzufallen und zu schlagen, war nicht gelungen. Schuld daran trug die ungenügende Widerstandskraft der zum Schutze Ostgaliziens verwendeten Kräfte gegen den konzentrischen russischen Angriff. „Hätte die Armee Brudermann," sagt Stegemann, „sich in ihrer weitgespannten Stellung zwischen Busk und Brzezany nicht ganz ausgegeben und nicht die Sicherung der Lemberger Nordostfront mit der Zertrümmerung ihres rechten Flügels bezahlt, sondern sich einige Tage länger im Felde behauptet, so wäre Auffenberg Herr von Cholm und Grubieszow, Dankl Meister von Lublin geworden. Dann hätten vielleicht doch starke Kräfte von den polnischen Schlachtfeldern rückenfrei und des Feindes ledig nach Ostgalizien geführt und der Feldzug vor den Westtoren Lembergs durch einen Sieg über Rußki und Brussilow gekrönt werden können."

„Aber auch nach dem ungünstigen Ausgang muß hervorgehoben werden, daß der Angriffsfeldzug Österreich-Ungarns die Russen überrascht, ihre Hauptkräfte nach Galizien gelenkt und sie dort gefesselt hat, sie damit an der Verschiebung

Digitized by Google

weiterer Heeresteile nach Ostpreußen verhindernd. Diese Fesselung aber wurde mit Schlachten bezahlt und in Schlachten gebrochen, die Österreich-Ungarns Heer sehr stark trafen, und schon nach drei Wochen ein Eingreifen deutscher Truppen verlangten."

Der Ausgang dieser Schlachten aber wirkte weit über die Grenzen Galiziens hinaus. Der Entschluß der deutschen obersten Heeresleitung auf die Durchführung der großen Angriffsbewegung im Westen zu verzichten, fällt zeitlich mit der Räumung Lembergs und den Maßnahmen der Österreicher für die zweite Schlacht von Lemberg zusammen. Nach dem Rückzuge hinter den San aber mußte Hindenburg seine Armee nach Polen werfen. Er sollte dort sein siegreiches Schwert in die Wagschale werfen, um den Osten im engsten Zusammenwirken mit den K. u. K. Armeen in vollem Umfange sicher zu stellen, während im Westen die Entscheidung auf einer neuen operativen Grundlage gesucht werden sollte.

Ohne je die Spannung verloren zu haben, legt der Leser nun diesen Stegemann-Band aus der Hand.

Wenn auch der Verfasser keineswegs behaupten kann und will, eine bis in die Einzelheiten genau richtige Darstellung aller Ereignisse gegeben zu haben — eine solche wird wohl erst nach Jahrzehnten auf Grund der nach Friedensschluß veröffentlichten amtlichen Darstellungen, der Regimentsgeschichten usw. möglich werden und auch dann noch je nach der subjektiven Hinneigung des Verfassers zu der einen oder anderen Kriegspartei verschieden ausfallen — so gibt doch seine Darstellung jedem unbefangenen Leser ein so klares, zusammenhängendes Bild der Kriegsereignisse, daß der aufrichtige Wunsch begründet ist, den weiteren Verlauf des Krieges in gleich meisterhafter Weise dargestellt zu erhalten. Wie verlautet, soll der auf Ende dieses Jahres zu erwartende zweite Band des Werkes die kriegerischen Ereignisse vom Herbst 1914 bis zu Anfang 1915 umfassen.

Die Umfassungsversuche der beiden Gegner im Westen bis zur Gewinnung der Meeresküste, die blutigen Schlachten der jungen deutschen Korps in Flandern, die Meisterzüge Hindenburgischer Strategie in Polen bis zu den Siegen von Lodz und dem Beginn des Stellungskrieges in Westpolen, die harten Winterkämpfe um die Karpathenpässe, in denen die Lebenskraft des Heeres des Großfürsten verblutete, werden Stegemann gewiß wieder Stoff zu einer packenden Darstellung geben.

Die Angriffe, denen Stegemann jüngst ausgesetzt war, beruhten auch keineswegs auf einer Herabsetzung seiner schriftstellerischen Begabung, oder seiner bewiesenen offenkundigen Fähigkeit klarer und logischer Darlegung der Kriegsereignisse, sondern galten seiner deutschen Abstammung und seiner dadurch naturgemäß deutschfreundlichen Schreibweise.

In militärischen Kreisen wird die Begabung Stegemanns für dieses ihm bisher fremde schriftstellerische Gebiet voll anerkannt. Mit Genugtuung wurde gesehen, daß die erste zusammenhängende Beschreibung des Weltkrieges auf Schweizer Boden entstanden und aus einer Schweizer Feder geflossen ist und es wird nicht mehr daran gezweifelt, daß Stegemann damit ein Werk von bleibendem Werte schafft, das selbst, wenn es in Einzelheiten später richtiggestellt werden muß, seine hohe Bedeutung auch für die Zukunft behalten wird.

Digitized by Google

Vor und während der Schlacht von Tannenberg.

Briefe von Hermann Witte, Oberlehrer in Riesenburg.

Das Städtchen, aus dem ich die folgenden Briefe geschrieben habe, ist eines der vielen Landstädtchen des Landes östlich der Weichsel, die um ein Schloß des deutschen Ritterordens an militärisch und wirtschaftlich günstiger Stelle entstanden. Das Ordensschloß in Riesenburg ist freilich bis auf mächtige Grundmauern verschwunden; große Keller und Gewölbe werden davon auch heute noch benutzt. Der plumpkräftige viereckige Kirchturm, mit Mauerzinnen gekrönt, daneben das große Dach der Kirche, davor ein ganz graziöses ziegelgotisches Kapellchen, von weitem einer Burg ähnelnd, schaut aber auch heute noch über den von wilden Schwänen und sonstigem Wasserwild belebten Schloßsee nach dem großen Walde, über dem so oft die Sonne in Farben untergeht, die der Wasserdunst des Weichseltales verstärkt. Riesenburg war jahrhundertelang Sitz des Bischofs von Pomesanien; der Dom liegt in Marienwerder, das Domkapitel hauste in dem unfern zwischen Wald und Seen gelegenen, stattlich erhaltenen Wasserschlosse Schönberg. Die Riesenburger Bischöfe waren wohl alle unbedeutend, nur einer versuchte kurz vor der Reformation geistiges Leben hierher zu verpflanzen; er berief Eobanus Hessus zur Begründung einer Universität. Aber es wurde nichts aus dem kühnen Plane — Hessus berichtete schmunzelnd seinen Freunden, die Leute söffen allhier zu viel. Krieg und Brandschäden brachten die ganz ansehnliche Stadt herunter. Nur aus den napoleonischen Tagen leben geschichtliche Erinnerungen in der Gegend: In Schloß Finckenstein residierte der Franzosenkaiser wochenlang nach der Schlacht von Preußisch-Eylau, während der Belagerung von Danzig und Graudenz. Noch zeigt man das Franzosenpflaster, das für die französische Artillerie an einer der schlimmsten Sumpfstellen der Straße angelegt wurde, noch zeigt man die Weide, in deren hohlem Stamme ein Bauer mit der Flinte dem graumäntligen Schimmelreiter auflauerte. Vor jenem Hause am geräumigen Markte frühstückte Napoleon zwei rohe Eier und ein Glas Wein, wenn er bei Marienwerder Truppenübergänge besichtigt hatte. — Die Eisenbahnen haben den Hauptverkehr nach Königsberg von den hiesigen Wegen nach Norden und Süden weggezogen, die einst gleich unbedeutenden Orte Marienburg und Deutsch-Eylau sind emporgeblüht. Trotz der stark bäuerlichen Umgebung ist Riesenburg ein zwar sauberes, freundliches Städtchen, reizvoller als viele andere, aber im Grunde doch tot.

In diesem Rahmen spielten sich im August 1914 kriegerische Bilder ab — Hindenburg bereitete von hier die Schlacht bei Tannenberg vor. Von jenen Tagen geben die folgenden Briefe, die ich meinem Vater, D. Leopold Witte, nach Halle schrieb, Stimmungsbilder; ich gebe sie wieder auch mit den falschen Gerüchten — gerade solche sind ja oft für die Stimmung bezeichnend. Es ist über-

Digitized by Google

raschend, wie viel man damals über militärische Ereignisse erfuhr und weiterzuschreiben wagte! Es ist zugleich auch verständlich, daß viele der uns zukommenden Nachrichten falsch waren. Einiges, was ich nicht zu schreiben wagte, füge ich nach meinen Aufzeichnungen jener Zeit wieder an; ich setze es in Klammern [ ].

Am 21. August 1914 kam ich nach 52stündiger Bahnfahrt von Halle in Riesenburg an, wo die Schule beginnen sollte. In Marienburg auf dem Bahnhofe kamen die ersten Verwundeten von der Schlacht bei Gumbinnen. Wir hörten von blutigen Kämpfen, siegreichem Vorwärtsstürmen, nötigem Rückzuge.

22. August 1914, 4—5 Uhr nachmittags.

Ich bin gerade zur rechten Zeit hergekommen; bis gestern war Riesenburg ein stilles Landstädtchen, heute ist es ein Lazarett. Gestern abend saßen wir, alles was hier ist, mit den Ärzten vor dem „Deutschen Hause" zusammen, heute sucht sich jeder irgendwie nützlich zu machen. Heute früh kam ein Zug — und seither mehrere — mit Verwundeten hier an (650 Mann), die meisten standen bei Darkehmen im Gefechte. Ich hielt noch eine Geschichtsstunde, dann die Schlußandacht: „Ein' feste Burg"; ich las vor „Verzage nicht, du Häuflein klein" — erst wollte ich andres lesen, beim Aufschlagen des Liederbuches fand ich zufällig dies. — Dann ging's zum Mittagessen ins „Deutsche Haus" — dort war alles voll von Verwundeten. Die meisten waren, was man leichtverwundet nennt, Schüsse in den Arm, in die Hand, durch die Muskeln der Füße; einige mit Schulternschuß, oder die Knochen des Armes waren verletzt — ein Jammerbild. Aber das änderte sich alles, wenn man mit den Leuten sprach. [Ein Feldwebelleutnant verteilte improvisiert Quartierzettel, damit die ausgehungerten Leute Essen und Ruhe bekamen; die 250 Betten der Lazarette reichten ja nicht.] Wir brachten vier Mann ins Quartier, der eine mußte geführt werden. Dann halfen wir ihnen sich waschen. Der eine, ein Bauer aus der Gegend bei Altdamm, klagte, er habe seit dem Auszuge aus Kolberg vor 14 Tagen sich nicht waschen können, seit 6 Tagen habe er nichts Warmes bekommen, „aber das ging nichts anders, wir mußten immerfort marschieren oder kämpfen". Er diktierte mir eine Karte an seine Frau, „wenn ich nur bald ausheile, daß ich den Kerls wieder an den Leib kann". Dann erzählte er, sein Hauptmann sei schon in Südwest gewesen, der habe seine Kompagnie sehr geschont, von weitem schwärmen lassen, so hätten sie weniger Verluste gehabt. Vormittags habe er „5 Russen weggeputzt", sein Major habe ihm zugerufen: „Recht so! . . . . . ." Sie hätten den Feind erst um 300, dann um 400 Meter zurückgeworfen. Am Nachmittage seien die wiedergekommen, da habe er schnell „einen abbekommen" (sein rechter Ellbogen war zerschmettert). Sein Leutnant habe eine Fahne genommen („ja wohl, der Leutnant von der vierten Kompanie!"), er

Digitized by Google

selbst habe mit drei andern auf vier Maschinengewehre geschossen, die plötzlich erschienen, dann hätten sie sie gestürmt. (Das alles ohne Ruhmredigkeit, ich fragte es ihm ab.) — Ein andrer, ein Pole, fragte auf der mir diktierten Karte: „wie geht es den Kühen?“ Sie, er und seine Kompagnie, hätten die Russen aus Schützengräben herausgeworfen; die hätten immerfort geschossen, aber wohin, das habe niemand gemerkt, „wohl in die Luft“. Dann seien sie plötzlich von unsern Maschinengewehren beschossen worden, dabei habe er seinen Schuß abbekommen. — Ich fragte [nachher in den Lazaretten], wer etwas zu lesen haben wolle — alle! Ich brachte Zeitungen und mancherlei Bücher. Ein Lehrer aus der Neustettiner Gegend bat um Storm, „den Band, in dem ‚Ein Bekenntnis‘ steht“. Ein andrer malte mir das Gefecht auf. Die Russen hätten in ungeheurer Zahl dagestanden, wohl 6—7 Armeekorps. Da hätten sie so angreifen sollen: die eine Brigade links, die andere rechts, ein Korps von vorne. Sie hätten das auch gemacht, aber das Korps sei nicht dagewesen, so hätten sie alles alleine abbekommen und weichen müssen. „Nachher aber kamen immer neue Regimenter und eine Menge Artillerie und schweres Geschütz — aber da hatte ich meinen Schuß schon weg!“ (Solche Verwundetenerzählungen sind sehr mit Vorsicht aufzunehmen!) — Man fürchtet für diese Gegend; vor uns sind wohl wenig Truppen, die Helden im Osten sind zu wenig, sie werden, heißt es, langsam zurückgedrängt. Auch von Mlawa rückt viel heran. — Eben kam ein Telegramm an alle Ortsvorsteher: Vieh und Erntevorräte seien im eigenen Interesse sofort hinter die Weichsel zu schaffen. So ist es wohl möglich, daß hier die Gegend bald geräumt wird und daß man sich bis an die Weichsel zurückziehen muß. Unsere Truppen werden ja alles Menschenmögliche tun (und weit mehr!), aber jene sind zu viel. Wenn nur die Österreicher schneller heranrücken und von Süden her nach Nordosten stoßen, daß die Russen hier nicht ins Land kommen. [Wir erwarteten damals schon den Stoß, den Mackensen im Juli 1915 führte, auf Brest-Litowsk in den Rücken der Narew—Weichsel-Stellung.] — So verschwindet uns der große Metzer Sieg hinter der eignen Sorge. —

23. August, 10 Uhr vormittags.

Der gestrige Tag ging unruhig genug weiter. Das Telegramm, das Vieh über die Weichsel zu schaffen, wirkte furchtbar auf die Stimmung. Landleute strömten zur Stadt, um zu fragen, überall Reiter, Wagen, überall zogen eilig Viehherden, planlos wohin. Von einigen Dörfern kamen die Leute mit Habseligkeiten, zu Fuß und im Wagen. Boten hatten herumgerufen, die Russen kämen. Uns begegnete ein solcher Trupp aus Waldkaten; wir gingen schnell hin, um zu beruhigen; es waren nur acht Frauen mit den Kindern im Ort, in einem Haus Typhus. Die armen Leute weinten laut, wohin sie sich flüchten sollten! In ihrem derben Preußisch: „Zu Fräſſen wollen mer garnischt, wänn

Digitized by Google

mer nur dobleibe kenne". Kaum daß wir sie mühsam beruhigen konnten. Die Verwundeten sollten, soweit irgend transportfähig, sofort abgeschoben werden, nachmittags wurde ein Teil in leeren Wagen fortgeschafft. — Nach dem Abendbrot hieß es, das Viehtelegramm sei für Rastenburg bestimmt gewesen. Dann wurde angeschlagen, es solle ganz langsam Vieh über die Weichsel gebracht werden „zur Verpflegung der Truppen". Dann von militärischer Seite: „es stehe alles gut, keine Beunruhigung!" — Da plötzlich ein Mann: „Rahnenberg brennt!" Und wirklich: zwei Scheunen, zwei Ställe brannten ab, wir suchten zu helfen wie nur möglich. Fast alles Vieh ist gerettet. Nachts gegen 2 Uhr kam ich zurück. — Jetzt gießt es. — Eben die Tochter von . . . aus Lautenburg; sie haben L. geräumt, die Flieger hätten, so erzählt die Frau [nach Angabe des bei ihnen einquartierten Brigadestabes] 5 russische Armeekorps im Anmarsch auf Soldau festgestellt; man erwarte für diese Nacht eine Schlacht. Von L. würde man auf Neumark, dann auf Eylau, dann auf die Weichsel zurückgehn, wenn nötig. Hoffentlich können wir genug Truppen hinwerfen. Von den Verwundeten hier sind einige gestorben. Gestern abend kamen wenigstens noch einige Ärzte, es fehlte sehr daran. — Gott helfe weiter, die Stimmung ist natürlich sehr gedrückt und besorgt. — [Bald hörten wir auch, die Schleusen der Weichsel- und Nogatniederungen seien geöffnet, das Land unter Wasser gesetzt, damit die Russen nicht über die Weichsel kämen. — Der Landrat fragte telephonisch bei der Regierung an, was der Räumungsbefehl bedeuten solle — daran sei nichts zu deuten, der Oberbefehlshaber habe es angeordnet. — In das Wirrsal der ziehenden Viehherden mischten sich bald flüchtende Menschen zu Wagen, Rad und Fuß. Auch kamen schon einige Ostpreußen durch, die sich bald zu Hunderten steigerten. — Das im Orte liegende Etappenkommando konnte auch wenig zur Beruhigung beitragen; die ihm zugehenden Nachrichten vom Vormarsch Samsonows und Rennenkampfs, von der beabsichtigten Räumung bis zur Weichsel, bestätigten ja nur die Gerüchte.]

23. August 1914, abends.

Ich will versuchen, Dir möglichst täglich einiges zu erzählen. — Den heutigen Nachmittag verbrachte ich meist auf dem Bahnhofe mit Kaffeereichen für durchgehende Truppenzüge. Unsere Leute müssen wohl immerfort hin- und hergeworfen werden . . . Die Offiziere wußten nichts, was bei Metz oder im Osten geschehen sei. Als ich ihnen von den Depeschen vom 20.—23. erzählte, meinten sie: „Ach, man kann jetzt gar nichts glauben!" So schickte ich einen Jungen zum Magistrat und erbat die Wolffschen Depeschen der letzten Tage (sie werden hier vom Magistrat umgedruckt und verteilt). Später durchkommende Züge nahmen zwar auch sehr dankbar Brot, Eier, Kaffee — aber am liebsten waren ihnen doch die Siegesnachrichten! — Die armen Leute einer Trainkolonne

Digitized by Google

hatten 3 Tage hinter der Front des kämpfenden Heeres gebacken, dann auf einem Bahnhofe 16 Stunden gestanden, bis sie verladen wurden; nun fuhren sie seit gestern abend. Sie fuhren bis Freystadt, von dort werden sie zu Wagen weiter müssen, indes ihr Korps (das erste) an ihnen vorbei mit der Bahn fährt, vorwärts an den Feind, der von der Linie Neidenburg—Soldau—Lautenburg her erwartet wird. — Bei Gumbinnen sei auf die eine Division von den Russen dreimal gestürmt, das letztemal seien sie fast überrannt, da habe die Schwesterdivision die Russen in die Flanke gekriegt — da seien jene gefallen, daß sie wie Mauern lägen. (Das war jenes Gefecht mit den 8000 Gefangenen des Wolffschen Telegraphen-Bureaus.) Gefangene sprächen von 40 000 Verlusten allein bis zum 21. auf russischer Seite. — Das Feuer gestern abend wird zurückgeführt auf Brandstiftung durch herumziehende Russen, die mit Geld Sommerarbeiter gewännen. In der verängsteten Stadt, in den Lazaretten, wollte man vorher einen Kanonenschuß gehört haben, der das Feuer angezündet habe! Von Graudenz kam heute in aller Frühe vorsichtig eine Radfahrpatrouille, um den Feuerschein zu erkunden, ob etwa eine Russenpatrouille bis her gelangt sei. — Während ich schreibe, rollen fortwährend Militärzüge vorbei, die Truppen zwischen uns und den Feind bringen. — Die meisten Verwundeten gehen morgen mit der Bahn weiter über Dirschau. Sie lesen meine Bücher mit Begeisterung. Vielleicht erzählst Du das einmal den Herren oder Damen vom Roten Kreuz: leichte, auch leicht zu haltende, gute Bücher, etwa die Wiesbadener Volksbücher, die der Dichtergedächtnisstiftung, an die Lazarette verschicken, besonders an die in kleinen Städten des Ostens, da dort wenig Bücher zu haben sind. — Da ist wieder ein Zug, seit ich schreibe der dritte! — Morgen früh vier Stunden Unterricht; während dem kommt wohl ein neuer Transport Verwundeter. — Ich vergesse den Riesenburgern vieles, nun sie so großartig helfen! Viele verloren in diesen Wochen schon sehr viel, und nun geben sie, was sie haben. Die gestern Abgebrannten . . . schickten heute ins Lazarett Hemden und eine Menge Wurst. In der Stadt ist vieles schon knapp; und heute kamen auf den Bahnhof von den Bäckern (gekauft vom Frauenverein) 100 Brote . . . Wenn das Vieh wirklich weggetrieben wird — woher soll da Milch, Butter, Fleisch kommen? — Morgen weiter! Das verglimmende Feuer von Rahnenberg leuchtet über den See. [Die Stimmung war schon viel ruhiger geworden; wir sahen die vielen Truppen, die sich zwischen uns und den Feind schoben. Auch beruhigte uns nun der Etappenkommandant, der, ohne es uns zu verraten, bereits wußte, daß Hindenburg ernannt sei. Freilich kam noch viel Beunruhigendes. Die Flüchtlinge aus Soldau, aus Neidenburg kamen durch. Ein Gestüt, ich dächte aus Rastenburg, eilte auf der Straße nach Westen. Flüchtlinge kommen aus dem Kreise Mohrungen, aus Bartenstein und erzählen, dort nahe eine große russische Armee, vor der die Unsern eilends wichen. Und wir wußten

Digitized by Google

von der andern Armee, die von Süden kam! Jeder hatte sich bereit gemacht zur Flucht, alle Akten waren versteckt, man sicherte sich Plätze auf den wenigen Wagen, legte sich Reisewege zurecht — über die Brücken wollte niemand, die seien doch verstopft. Aus dem Nachbarkreise Stuhm hörten wir, dort habe der Landrat jedem Dorfe Weg und Zeit der Flucht sorgfältig angegeben, um Stockung zu verhindern. Dazwischen gingen die tollsten Gerüchte. Peinigend war, daß keinerlei Post kam, kein Brief, keine Zeitung, selbst die Wolffschen Telegramme kamen erst spät in der Nacht.]

24. August 1914, früh.

Eben trifft hier ein sehr großer Stab ein — somit findet weit vor uns, wohl südlich Deutsch-Eylau, eine Schlacht statt. Die Aufregung ist ungeheuer — obgleich wir doch recht gesichert sind, solange dieser hohe Stab hier liegt. Die Unterstäbe liegen dann weitere 20—30 Kilometer vorwärts, und davor erst die Truppen, weitere 10—15 Kilometer. Du wirst wohl vor diesem Briefe aus Telegrammen alles hören. — Nun zum Bahnhofe, helfen. [Der große Stab war das Armeeoberkommando der Armee Hindenburg. Als ich bald nach 7 Uhr zur Schule gehen will, kommt ein Junge angerannt: „Herr Oberlehrer, die Schule fällt die ganze Woche aus! Das Armeeoberkommando ist in der Schule!" „Junge, du bist wohl verdreht; das wird ein Bataillonsstab sein!" „Nein, es ist wirklich ein Armeeoberkommando, ich soll es Ihnen bestellen." Wirklich, an der Straßenecke, die zur Schule umbiegt, steht eine rohe Holztafel, darauf mit Blaustift: „A. O. K. ⇒ ". Ich gehe doch zur Schule, ob ich etwa helfen könnte beim Umräumen. Der Telegraphenleutnant lehnt meine Hilfe ab, bittet nur, ich möge mit ein paar Leuten gehn und ihnen zeigen, wo sie Stühle bekommen können. Ein wildes Durcheinander in der großen, neuen, geräumigen Schule. An den Fenstern stehn Telegraphenmannschaften und verlegen Drähte. Auf den Treppen schleppen Ordonnanzen die Schulbänke auf den Boden, natürlich ohne die Tintenfässer herausgenommen zu haben, deren Inhalt nun von den Rückenlasten auf die Treppen sich ergießt. Die Sexta wird Telephonzentrale, im Lehrerzimmer soll der Oberkommandierende sein, die Aula mit ihrer Lichtfülle wird Hauptsitz des Stabes; vor den ausgestopften Tieren des Naturwissenschaftlichen Zimmers werden Tische aufgestellt. Ich möchte herausbekommen, ob wir einen neuen Führer haben: „Können Sie mir vielleicht sagen, wie der neue Oberkommandierende heißt?" „Nein." „Wissen Sie es nicht oder dürfen Sie es nicht sagen?" Er, lachend: „Ich weiß es wirklich nicht und dürfte es auch nicht sagen. Ein einziger von uns weiß es, und der verrät es nicht. Aber passen Sie heute um 4 Uhr auf, da kommt der Stab an." Da er mich nicht gebrauchen kann — nur einige gute Wandkarten gebe ich ihm noch heraus —, gehe ich auf den Bahnhof. — Der Herr Bürgermeister wird nachts um 4 Uhr

Digitized by Google

herausgeholt — der Magistrat hatte in jenen Wochen ständig Nachtdienst wegen der immer wechselnden Anforderungen; er mußte eignes Papiernotgeld herausgeben (viele Museen und Bibliotheken haben es sich kommen lassen), mußte Einquartierungen unterbringen, Lebensmittel anliefern und dergleichen — ein Major sei da, der wolle große Einquartierung bringen, ein Armeeoberkommando. Er fordert Quartier für 1000 Mann Stabswache, 200 Feldgendarmen, 80 höhere Stabsoffiziere, für Funker, Telephonisten und dergleichen, einen Platz für 100 Automobile, vor allem einen Raum für die Arbeiten des Armeeoberkommandos. In kurzer Zeit ist alles besorgt. Dazu kommen durchfahrende Kolonnen, die untergebracht werden müssen, ein nach Westen abmarschierendes Rekrutendepot — alles soll in der Kleinstadt untergebracht werden.]

24. August 1914, nachmittags 5 Uhr.

Du würdest Riesenburg nicht erkennen, solch ein Leben herrscht hier! Als Mittelpunkt eines Heeres beherbergt es einige Dutzend Generalstabsoffiziere, mehrere hundert Mann, außerdem 20 Verwundete, die andern 220 wurden vorhin weggebracht, nach Konitz. Auf allen Straßen sausen Automobile, stehn große Wagenkolonnen, rattern Munitionskolonnen. Auf dem Bahnhofe wurden heute 20 000 Mann verpflegt, fast ebenso viele fuhren durch ohne Verpflegung zu nehmen — es ist ein fieberhaftes Treiben. Dazu die Nachrichten aus dem Westen: Namur gefallen. Die Bayrische Armee an der Maas [Schlacht in Lothringen] (scheinbar mit Front nach Süden? Dann wäre das französische Heer abgedrängt und müßte auf Epinal zurück statt auf Verdun—Paris!) Der Sieg des Württembergers! Diese Nachrichten liest man, sagt wohl: „na schön", aber im Trubel der Nachbarschaft gleitet alles ab. Ich habe heute vormittag von 8—3 Uhr auf dem Bahnhofe Kaffee geschenkt, Feldpostkarten verteilt, Telegramme verlesen, Verwundete geführt, dann auf einer Tragbahre solche Verwundete, die nicht gehn konnten, 800 Meter weit durch die Sonne zum Zuge getragen. Es ist erschreckend, wie schnell man sich an alles gewöhnt; ich scherze mit den Verwundeten, sie lachen, soweit sie nicht zu schwach dazu sind — und dabei denkt man leise bei so manchem: ob er lebend durchkommt? Andre bleiben lebenslang gelähmt. Auch komische Bilder sieht man bei den Verwundeten; einer hatte einen Schuß durch die linke Oberlippe, einen Streifschuß am Kopfe; vom Gesicht war vor Binden wenig zu sehn, nämlich ein Auge, etwas Nase — und eine Zigarre im rechten Mundwinkel! — Was man für Truppen kennen lernt: Funker, Etappenmunitionskolonne, Kaiserliches Automobilkorps, Feldbäckerei, Fernsprechkolonne usw. — Ein Unteroffizier hatte 54 gefangene Offiziere nach Küstrin geleiten helfen; die gaben ihm Briefe von 8 gefangenen deutschen Offizieren; jene hätten sie ihnen, den Russen, mitgegeben, falls sie gefangen genommen würden, möchten sie sie abgeben für ihre Angehörigen. — Es ist zu oft

Digitized by Google

vorgekommen, daß die Russen die Hände hochhoben, sich ergaben und hinterrücks doch wieder schossen. Die 33er (Graf Roon, Gumbinnen): ihnen gegenüber stehn Russen, die mit weißen Fahnen winken. Der Oberst und einige Offiziere reiten vor bis auf wenige Meter. Da schießen die Russen! Sie fallen, das Regiment stürmt an und zerschmettert alle Russen. — Es kommt sehr oft zum Bajonettkampf. Der hier gefangen eingebrachte russische Hauptmann hat zwei Lungenschüsse und einen Bajonettstich; trotzdem ist er heute als fluchtverdächtig aus dem Lazarett ins Arrestlokal gebracht worden. [Tatsächlich ist er einige Tage darauf aus einer andern Stadt geflohen.] — Morgen oder übermorgen erwarten wir nun die Schlacht, wohl südlich Deutsch-Eylau. Möge alles gut gehn. Viele Niesenburger sind geflüchtet. Die andern tun alles, die Soldaten zu verpflegen. Die sind ganz gerührt, ein Hauptmann sagte: wie ist es nur möglich, daß diese kleine Stadt das leistet.

26. August 1914.

Diese beiden Tage kam ich nicht recht zum Schreiben, es gab viel zu tun, wenigstens konnte man es sich einbilden. Vom 24. bis heute kamen fortdauernd Truppenzüge durch; manchmal standen auf unserm kleinen Bahnhofe 6 Züge gleichzeitig. Staatlich wurden etwa 13 000 Mann verpflegt (dies die richtige Zahl), zum Teil warm, weniger kalt. Heute schmierte der Wirt des „Deutschen Hauses", dem die Verpflegung übertragen ist, für abends 6 Uhr 1100 Brote, dazu je ein großes Stück Wurst und obendrein Kaffee. Da kommen plötzlich unangemeldet fünf Züge mit zusammen etwa 600—800 Mann — und nichts war vorbereitet. Die Damen vom Vaterländischen Frauenverein werden vom Bahnhofskommandanten gebeten, ob sie den Leuten etwas geben wollen. Sofort werden die entsprechenden Mengen Doppelschnitten zurecht gemacht, Kaffee, Zitronenwasser, Milch in Kannen gegossen und alles auf den Bahnsteig oder zwischen die Geleise gebracht und dort von den Mädels und uns verteilt. Kaum sind diese fünf Züge weg, da kommt noch einer: 250 Mann, Sanitätsleute und Ärzte. Also schnell neu schmieren und die etwa 500 Meter am Zuge entlang durch den Kies verteilen. Das alles bei großer Hitze. [Als Raum diente den Damen ein kleiner Wellblechgeräteraum, in dem nur 5 oder 6 Damen sich umdrehen konnten.] Aber wer zahlt das alles! Unsere kleine Stadt kann es doch gar nicht. Weiter vorne sieht es viel schlimmer aus: Insterburg, Allenstein, Heiligenbeil und die dazwischen liegenden Orte sind von uns geräumt, von Truppen und möglichst von Einwohnern. Soldau, Lyck, Goldap liegen in Trümmern. Alles Vieh rennt frei umher und wird von den Russen eingefangen. Die nicht verkaufte Ernte fällt den Flammen oder den Russen zum Raube. Zu Hunderten kommen Landleute und Städter mit mühsam zusammengeraffter Habe hier durch . . . Ich biete den fahrenden Soldaten stets Feldpostkarten an, die sie sehr gerne nehmen; [ich sammelte die geschriebenen gleich wieder ein und gab

Digitized by Google

e den Lokomotivführern der Leerzüge nach Dirschau mit; so hat mancher noch or der Schlacht einen letzten Gruß nach Hause senden können.] Viele lehnen ö: „das hat keinen Zweck, mein Haus ist zerstört, und die Meinen sind geflohen, ohin, weiß ich nicht". Sie sagen es gleichmütig, auch mit Lächeln — aber was eckt alles dahinter! Fast ganz Ostpreußen ist geräumt, — noch haben die Russen unge nicht alles besetzt — einige Landwehrregimenter halten die in den vier Gefechten (oder Schlachten) zwischen Stallupönen und Gumbinnen—Angerburg ast zermürbten Russen auf, indes alle Truppen hier den Feind angreifen und ufhalten. Erzähle das nur alles recht vielen — nach dem Kriege muß das nnere Deutschland den Ostleuten alles wiedergeben. Und es wäre gut, wenn sich etzt schon möglichst schnell eine Organisation bildete, den Flüchtlingen zu helfen. Was helfen unsern Leuten hier die Siege im Westen! — An einem Munitionswagen steht dran: K. F. Ich frage, was K. F. heißt — „Kosakenfutter!" — Bei Darkehmen haben einzelne Geschütze 600 Schuß abgegeben, sie glühten, aber e platzten nicht — und schossen weiter! [Ein Oberst, dem ich eine Zigarre anbot, fragte grimmig: „Wann kommt denn das Lauseding, die Weichsel?" „Herr Oberst, an der Weichsel sind Sie vorbeigefahren bei Marienburg; jetzt fahren Sie auf die Russen los, da vorne kommen fünf russische Korps!" „Ist das wahr?" Ich: „Ja, ganz sicher, seit heute früh haben wir hier das Armeeoberkommando, diese Bahn bringt Sie nach Deutsch-Eylau und Soldau, wo die Russen sind!" Zu seinen Offizieren, strahlend: „Kinder, es geht nicht über die Weichsel, es geht wieder gegen die Russen!"]

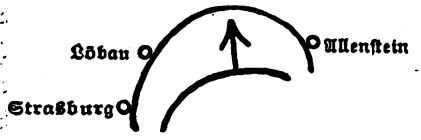
[Am 24. August, nachmittags 4 Uhr, war nun tatsächlich das Armeeoberkommando mit Automobilen eingetroffen. Wir hörten, der Oberkommandierende habe Lüttich erobert und dafür den Pour le mérite erhalten; man habe großes Vertrauen zu ihm. Wir schlossen natürlich auf Emmich, es war aber Ludendorff. In einem der zahllosen Autos saßen zwei Generale, der eine hat den Pour le mérite, aber er sitzt links. Ich kam bald darauf vom Bahnhofe, trank in der Vorhalle des „Deutschen Hauses" zur Erfrischung etwas Kaffee. Davor stehn zwei Landwehrleute als Posten. Da kommt der Oberkommandierende, in heller Litewka, vorne aufgeschlagen, gelb, das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloche. Er tritt an die Posten heran, erkundigt sich: „Na, Kinder, habt Ihr gutes Quartier? Ordentlich zu essen bekommen?" Wir sagen uns: Wenn der Herr, der eben den Oberbefehl übernommen hat, solche Ruhe hat, ein paar Landwehrleute nach ihrem Quartier zu fragen, so kann es nicht so schlimm stehn. Wir fragen, wie der Herr heißt — man sagt: Beneckenstein oder Beneckendorf, und davor ist noch ein Name. Dann lasen wir auf der Gästetafel: von Hindenburg. Ich wußte, der habe einmal das IV. Korps gehabt. Ein Landwirt erzählt, dicht bei uns im Kreise, bei Freystadt hätte eine Familie Hindenburg ein Gut, Neudeck. Am Abend sitzt alles, was noch in der

Digitized by Google

Stadt ist, mit vielen Landwirten zusammen, am Nebentische essen einige Herren vom Armeeoberkommando laut und aufgeräumt zu abend. Einige fahren mit Aufträgen zur Front, die 40—50 Kilometer vor uns sein soll. Am Dienstag in aller Frühe ist der Stab weggefahren, einzelne Herren sahen aus dem Fenster, ob er nach Süden oder nach Norden führe, in letzterem Falle wollten sie abreisen, dann werde das Heer zurückgenommen. Aber die Autos fuhren nach Süden — Hindenburg kehrte kurz bei seinen Verwandten in Neudeck ein. Am Nachmittage kamen sie wieder. Hindenburg ging allein, die Arme auf dem Rücken, wie ihn Vogel gemalt hat, durch die Straßen, besah die Kleinstadtläden] Gestern [Dienstag, 25. August] abends war die Stimmung hier ganz verzweifelt; einzelne Gutsbesitzer kamen herein um Nachrichten, sie hören draußen ja nichts [da Telephon und Post gesperrt sind]. Wir zahlen 60 Mark für Wolffs Depeschen — über den Osten sagen sie — nichts! Wir saßen in der Vorhalle des „Deutschen Hauses" bei Selters (Bier ist alle, Proviant bekommen wir nicht, da nur Militärsendungen gehn), wir auf der einen Seite, Herren vom Armeeoberkommando auf der andern. Einzelnes schnappen wir auf: „Die Österreicher haben 2½ russische Armeekorps vernichtet"; „na endlich, es wird auch allerhöchste Zeit!" — Aus halberfaßten Worten sucht man Günstiges oder Ungünstiges zu erfassen. Da erscheint der Oberkommandierende, mit ernstem Gesicht, ein Hüne, graues Haar, frische Farben. Er legt sich zu Bett [d. h. geht auf sein Zimmer]. Da kommt ein Oberst vom Generalstabe [sagt den Herren: „Machen Sie sich fertig, wir werden die Nacht zu tun haben, eben sind wichtige Nachrichten gekommen!"], eilt die Treppen hinauf, begegnet dem Oberkommandierenden [— Hindenburg steht unten, eine Stufe höher Ludendorff, hell beleuchtet unter der Lampe, ein prächtiges, unvergeßliches Bild; ich mußte an Blücher und Gneisenau denken —], einige hören: „Die Russen greifen an in Richtung Osterode!" „Das paßt uns ja vorzüglich". Der ganze Stab geht hinüber in die Realschule, die glänzend erleuchtet ist. [Das Armeeoberkommando verbrannte in den drei Tagen 175 Kubikmeter Gas — natürlich entspann sich darüber ein langer Schriftwechsel zwischen Schulbehörden und Kriegsministerium, wer das bezahlen solle!] Noch in der Nacht gehn mehrere Autos ab. Heute morgen ist das ganze Armeeoberkommando verschwunden, wohin, ahnt niemand. [Hindenburg hatte dem Wirt gesagt: „Nächste Nacht halten Sie mir das Bett noch warm, aber wünschen Sie nicht, daß ich wiederkomme, dann wird es Zeit zum Ausrücken!" Er kam nicht wieder.] Telegraphen und Funker sind noch hier. Bald sickert es durch: vorne geht es heiß her; während der Nacht, so hört einer vom Funkturm, hat das XX. Korps zwei russische vernichtet. Dann: „Wir haben jetzt 9 Korps vor uns, 5 von uns, 4 österreichische". „Bei Löbau schlagen die Österreicher." [Dies Gerücht, daß Österreicher beteiligt seien, wollte gar nicht verstummen; bald sollten sie von Thorn auf dem rechten Weichselufer den Russen in den Rücken

Digitized by Google

iehn, bald hatte jemand selbst mit eignen Augen in Deutsch-Eylau mehrere Züge mit Österreichern gesehn.] „Soldau ist wieder besetzt." Man hört von iner Falle, die den Russen gestellt sei, die Unsern stünden etwa so:



Man hoffe die Kerls zu kriegen und dergleichen. Am Nachmittage verbreitet sich das Gerücht, bei Gilgenburg werde seit 36 Stunden gekämpft, es stehe alles gut. Gleichzeitig kommt die Nachricht von Lublin—Krasnik. Alles faßt neue Hoffnung. Aber wer kann auf diese Gerüchte etwas geben! — Da kommt ein Zug — ein Mann liest in der offenen Schiebetüre eine Zeitung — ich klettere über vier Güterzüge hinüber zu ihm — gegen einige Zigarren habe ich die Zeitung (eine Marienburger vom 25.!). An der Roten Kreuzstelle sammelt sich alles, ein Herr liest vor — die Bekanntmachung Steins über die Lage im Osten: „Russen nur mit Kavallerie über die Angerapp". Seit 4 Tagen die erste Zeitung! Am späteren Nachmittage kommt ein Mann, der nach Danzig hin- und zurückgerabelt ist, um Notwendiges zu besorgen — er bringt auch eine Danziger Zeitung mit den Telegrammen des Kronprinzen. — Gestern verbreitete sich wieder einmal (zum 5. Male) das Gerücht, Belfort sei gefallen. Ich erzähle es dem Bahnhofskommandanten, der Postmeister solle es aus dem Fenster gerufen haben, er habe das Telegramm [in Wahrheit hatte eine Frau ihn gefragt, ob er von Belforts Fall etwas wisse, was er verneinte]; gleich wird es einem durchfahrenden Zuge mitgeteilt, großer Jubel, man hört einmal wieder die „Wacht am Rhein", die hier ganz verstummt ist. Am Abend in der Stadt: „Nein, es ist nicht wahr". „Doch, in der Kulmer Zeitung hat es als amtliche Nachricht gestanden!" Heute erzählt ein durchfahrenden Offizier, er habe in einer Danziger Zeitung gelesen, Belfort sei zerstört, aber nicht gefallen. — Und dazwischen läuft man an den endlosen Zügen entlang durch den Kies, verteilt Karten und sammelt sie ein, schleppt Kübel mit Kaffee, teilt in den Speisehallen mit der Kelle an Soldaten Essen aus, jeder bekommt zwei große Kummen Reis, Rindfleisch und Kartoffeln und Brühe. Dann gibt man den Offizieren Zigarren, sucht Neues zu hören, erzählt ihnen, was hier bekannt ist. Zwischendurch bin ich mal wieder in der Stadt im Lazarett. Es liegen noch etwa 30 Verwundete hier; gestern um 3 Uhr wurden sie fertig gemacht zum Wegtransport, ganz angezogen; so warten sie — lauter solche, die vorgestern als „nicht transportfähig" bezeichnet wurden! — bis abends um 11 Uhr — der Zug soll von Eylau herabkommen. Er kommt und kommt nicht, Nachricht ist trotz allen Anfragens nicht zu bekommen. Inzwischen warten wir auf dem Bahnhofe, etwa 30 Herren sind zum Führen und Tragen bestimmt. Gegen Mitternacht werden die Verwundeten entkleidet — jetzt heißt es, morgen würden sie wohl weitergeschafft. Natürlich neue, stete Beunruhigung für die Bürger, der

Digitized by Google

Abtransport wird möglichst ungünstig ausgelegt, wiederum fliehn einzelne Familien. — . . . Morgen werden große Mengen von Verwundeten erwartet von der Schlacht südlich von uns. — Uneingeschränktes Lob verdienen einige Riesenburger ältere Damen . . . Sie stehn von früh bis spät in allem Trubel auf dem Bahnhofe, schneiden und schmieren Brot, behalten den Kopf oben und lassen sich nicht verwirren. — Zu allem übrigen müssen wir am Freitag ½7 Uhr in Rosenberg sein zur Musterung! ½7, ganz wie im Frieden — aber wie hinkommen! Es geht ja keine Bahn. Ich habe noch zufällig einen Platz in einem Auto bekommen . . . Es ist gut, daß ich immer wieder mit diesen prächtigen Soldaten zusammenkomme; alle sind gleichmäßig fröhlich und getrost und zuversichtlich, voll Humor, auch wenn zu Hause alles erobert ist: „Das erobern wir uns schon wieder!" So fahren sie hinaus unmittelbar zur Schlacht, von der man vor rollenden Zügen nichts hört.

28. August.

Heute war die Musterung . . . Während der Musterung in Rosenberg dröhnten die Kanonen der Entscheidungsschlacht hinter Osterode, hoffentlich gelingt die beabsichtigte Umzingelung, hoffentlich sind die schon Umzingelten heute bei dem Nebel nicht entkommen. Und d i e s e Nachrichten aus dem Westen! — Ich sitze mit einem Hauptmann vom Ersatz des 1. Jägerbataillons zusammen; er hat sein Alles verloren, von den Russen verbrannt. Die Oberförsterei südlich Neidenburg ist vernichtet, er hat nichts als eine Zeichnung von seinem Besitz gerettet. Auf dem Durchmarsch in Saalfeld trifft er zufällig seine Frau, die mit ihren Kindern zu Wagen flüchtet; er hatte lange keinerlei Nachricht. Die Nachbarn sind ermordet.

29. August.

. . . Die Spannung ist groß, wie die große Schlacht südlich von uns ausgeht. Gestern hörten wir deutlich das mächtige Gebrumme der schweren Kanonen in der Gegend von Hohenstein—Mühlau. „Die Unsern haben den linken Flügel bei Soldau—Mlawa zurückgedrängt, den rechten aus Allenstein verjagt. Die Hauptmasse steht in den großen Wäldern südwestlich Allenstein; dort kämpfen Truppen aller Art, zum Teil in befestigten Stellungen. 2 österreichische, das sächsische Korps und wahrscheinlich die Schleswig-Holsteiner oder Teile aus dem Westen wirken zusammen [mit den bisherigen Truppen der 8. Armee. Diese Nachrichten über die Truppenzusammenstellung waren falsch. Am Ende der Schlacht kam das XI. Korps in Bergfriede—Osterode an, Teile von Gardetruppen nahten von Marienburg; sonst hatte Hindenburg keine weiteren Truppen]. In der Nacht vom 27. zum 28. waren etwa 100 000 Russen südöstlich Hohenstein eingeschlossen; wenn sie gestern früh im Nebel nicht entkommen sind, werden sie dort wohl vernichtet." So stellt sich uns nach lauter kleinen Einzelnachrichten die Lage dar. Gelingt es den Russen jetzt zu siegen, so ist das rechte

Digitized by Google

Weichselufer unhaltbar. [Ein Offizier machte die Lage mit dem Gleichnis klar: „Die Russen sind eingezwängt wie die Nuß im Munde des Nußknackers — manchmal bricht ja aber auch der Nußknacker entzwei". Wir erfuhren schon am folgenden Tage, wenn die Russen Schneid hätten, könne wahrscheinlich nur der Teil unserer Truppen über die Weichsel zurück, der den westlichen Arm der Umklammerung bilde!] Siegen wir, so kommt es nicht erst zur Belagerung von Königsberg, sondern wir stoßen auf die Linie Gumbinnen—Wehlau, auf der die Russen mit ihrer Garde westlich marschieren. — Der Jägerhauptmann erzählte gestern abend Tolles von den Russen. Seine beiden Nachbaroberförster mit Frauen sind unsagbar grausam ermordet. Von Neidenburg steht außer der katholischen Kirche und dem Pfarrhaus nichts mehr, das herrliche alte Ordensschloß ist verschwunden. [Es erhielt nur einige wenig zerstörende Schüsse, nur ein kleiner Teil der Stadt fiel im Gefecht.] Russische Patrouillen waren kurz in Allenstein. In den reichen Gegenden an Pregel und Memel sengen und brennen die Russen. Die russische Garde, vorzüglich gekleidet und bewaffnet, zog ein; die Offiziere warnten vor den nachfolgenden Truppen, „die brennen". Tatsächlich soll nicht ein Haus verschont sein. Ostpreußen muß wieder da anfangen, wo es schon einmal anfangen mußte, beim Nichts. — Ein gefangener russischer Offizier erzählte [einem hier durchkommenden deutschen Offizier], man habe ihnen gesagt, Thorn und Graudenz seien besetzt, es handle sich nur noch darum, die paar Truppen rechts der Weichsel gefangen zu nehmen; die Franzosen stünden an der Elbe, drei Tagemärsche vor Berlin. — Seit vier Tagen tobt nun schon dort im Süden die Schlacht. Die Spannung läßt die Freude über die unglaublichen Erfolge im Westen gar nicht aufkommen. Jetzt kommen auch Verwundetenzüge durch. Das Kriegslazarett (des 1. Korps) ist nach vorn, nach Osterode verlegt. Das Armeeoberkommando hat uns seit drei Tagen verlassen; w e r der Oberkommandierende ist, wissen nur wenige Offiziere [wir durften darüber nichts schreiben].

30. August.

. . . Die Schlacht war also ein Sieg! [Das erfuhren wir auch nur durch Wolffs Telegraphen-Bureau.] Es tat uns bitter not. Wenn hier 5, von den Österreichern 4 Korps vernichtet sind, so hätten, rechnet man, die Russen noch etwa 15 mobil; denen wären wir gewachsen; unser Sieg soll von 3½ Armeekorps erfochten sein, die Österreicher haben mindestens 12 gegen Rußland. — Ein Herr aus dem Generalkommando des 17. Armeekorps schrieb, von gestern: Der Sieg sei für die Russen furchtbar blutig gewesen; besonders das Thorner Fußartillerie-Regiment habe sich ausgezeichnet; sie hätten aus anderthalbfacher Schußweite der russischen Artillerie diese und Infanterie beschossen; der betreffende Wald sei selbst für einen Arzt ein kaum zu ertragender Anblick, ein Wust von Fleisch, Blut und Holz; der Rest habe erstarrt den Kampf aufgegeben

Digitized by Google

und sich ergeben. [Schlacht bei Lautern am 27. August.] — Auf dem rechten Flügel muß der Kampf auch sehr blutig gewesen sein. Die Hauptmacht stand bei Mühlen. Dort hatten Unsere große Verschanzungen aufgeworfen ...

1. September.

... Es ist stillere Zeit geworden, unheimlich still. Wohl kommen einzelne Züge mit Verwundeten und Gefangenen durch, selten fährt ein Munitionszug hinauf. Sonst ruht der Bahnverkehr gänzlich. Wir sind einmal wieder von der Außenwelt abgeschnitten ... Unsere neusten Zeitungen sind vom 28ten; nur gut, daß wir die Wolffschen Telegramme bekommen. Man kann ja unsern Truppen kaum folgen auf der Karte, so schnell siegen sie sich vorwärts. Geht's so weiter, so stehn sie nächste Woche vor Paris! Vergeßt nur ja unser Heer des Ostens nicht über den glänzenden Taten des Westens! Denke, was es heißt: Die 3 Korps stehn an der Angerapp in siegreichem, blutigstem Kampfe gegen Übermacht, „gegen jedes Regiment eine Division". Dann endlose Bahnfahrt für das 1. Korps, für die andern lange Märsche bei großer Wärme und kalten Nächten; ausgeladen — wieder an überlegenen Feind! Drei bis vier Tage schwerster Kampf — und dann dieser Erfolg! 3 russische Armeekorps vernichtet — das sind 120 000 Mann, davon 60 000 gefangen, fast soviel wie bei Sedan! Morgen gibt es schulfrei — nicht für Sedan, sondern für Gilgenburg. — Wenn nur erst sichere Nachrichten von den Österreichern kämen, daß sie auch so glänzend gesiegt haben auf ihren 400 Kilometern Front. [Hier war man sich sehr bald klar, was wir unsern Bundesgenossen zu danken haben, wie ungerecht das Schelten wegen ihres Rückzuges auf die Karpathen war. Wir rechneten so: Die Russen haben mindestens 8—10 Armeen aufgestellt, jede im Durchschnitt von 5 Korps; davon stehn 2 gegen uns, alle andern werfen sich auf die Österreicher, die durch Truppenaufstellungen gegen Serbien und Tirol geschwächt sind. Etwa, wir meinten: mindestens anderthalb Millionen Russen sind von uns abgezogen, werden durch den kühnen Angriffsstoß der Bundesgenossen vom Vormarsch auf Berlin und auf Ostpreußen ferngehalten. Wir wußten, daß die Österreicher damals die Hauptlast trugen und Hindenburg es ermöglichten, Ostpreußen zu halten] Denn noch steht uns die schwerste Arbeit bevor, noch stehn die Russen fast unerschüttert in ihrem Festungsviereck zwischen Weichsel—Narew—Dnjestr. Und wenn dies erobert ist — was lange, schwerste Arbeit kosten wird, so heißt es im Winterfeldzuge sie hinter der Linie Kowno—Grodno—Brest Litowsk festzuhalten. Dazu werden ja wohl nach Niederwerfung der Franzosen mehr Truppen herkommen; unsere zusammengeschmolzenen Korps können es ja gar nicht machen. — Die Stille dieser Tage nach der großen Unruhe läßt wieder tolle Gerüchte aufkommen. So soll in Ostpreußen eine russische Kavalleriedivision abgesprengt sich umhertreiben, Wormditt und Mehlsack angezündet haben. [Die Vortruppen

Digitized by Google

ennenkampfs! Sie wurden von Ersatztruppenteilen, dann von Garde aus dem esten verjagt.] Daraufhin drehten heute viele — (da kommt, wie im tiefsten rieden, der Herr . . . und holt mich in den Wald; (abends) und wirklich, ir haben in der alten Walkmühle Kaffee getrunken mit frischem Honig, haben rombeeren gegessen, wie noch in keinem Jahre, Hirsche gesehn und uns köstlich holt. Und die Einberufung ist auch noch nicht da!) — Flüchtlinge, die glück- ch bis hierher oder Altchristburg nach Osten gekommen waren, wieder um über ie Weichsel. Und bei Strasburg haben sich Russen gezeigt, ein Lazarettzug, der ort entladen werden sollte, fuhr nun hier durch nach Stolp, Beunruhigung ver- reitend. Alles Beruhigen hilft wenig. Was soll man auch antworten, wenn es eißt: „Ja, Sie haben gut reden, Sie nehmen Ihren Rucksack und wandern los; ber wie bekomme ich Frau und Kinder fort? Und was wird aus meinem Vieh?" . . Ludendorff und Hindenburg zusammen gebührt der Ruhm für Tannen- berg (wo übrigens gar nicht gekämpft wurde. Das Dorf lag hinter unserer Front). Sie haben alle vorhandenen Kräfte darangesetzt; auch nicht eine Kompagnie soll in Reserve gestanden haben; dazu gehört ein gewaltiger Mut der Verantwortung! Gelang den Russen der Durchbruch an einer Stelle, so war das ganze rechte Weichselufer verloren — und das Heer wohl mit! [Aus den späteren Briefen gebe ich nur einige Stellen, die sich auf die Schlacht von Tannenberg beziehen.]

5. September.

Man hört noch schreckliche Einzelheiten von der Tannenberger Schlacht. Die schönen Seen südlich Allensteins sollen, so erzählen durchreisende Verwundete schaudernd, buchstäblich bedeckt sein mit Leichen von Mensch und Vieh. Der Geruch soll unerträglich sein. [Bei entsprechender Windrichtung wehte ein grausiger Geruch bis zu uns.] An einer Stelle sei ein Feld von 24 Morgen, das aussehe wie mit Kartoffelmieten belegt — lauter Russenmassengräber. — Eine Maschinengewehrkompagnie wird angegriffen; vor ihr ein russischer Schützen- graben; sie rasiert mit ihren Geschossen; ein zweites-, ein drittesmal wird er be- setzt — sie läßt nicht einen Mann am Leben; da kommen neue Russen; sie schießen im Knien über den mit Leichen gefüllten Graben hin — nicht einer bleibt am Leben. Eine neue Truppe, über die eben Gefallenen hinwegschießend. Die Maschinengewehre rasieren sie — sie bleiben stehn, aber das Feuer ver- stummt. Ein zweites-, drittes-, viertesmal gehn die Maschinengewehre die Reihe entlang — jene bleiben stehn. Da schleichen sich einzelne von den Unsern hin — jene stehn — aber tot! Jeder hatte 6—7 Kopf- und Brustschüsse! —

6. September.

. . . Vorgestern ist bei Mlawa wieder Gefecht gewesen (4., 9.). Die Landwehr hört von ihren Patrouillen, vorne sei nichts von Russen. Man geht vor — plötz-

Digitized by Google

lich aus ganz verdeckten Schützengräben Feuer, die Landwehr weicht ziemlich wenig beschädigt zurück . . . Gestern abend wird Dr. F. antelephoniert: um 10 Uhr kommt ein Zug mit Verwundeten durch. Wir gehn gleich hinaus auf den Bahnhof. Wir holen Zigarren und Zigaretten, Obst, Limonade, Schokolade, Brote aus der Roten-Kreuz-Baracke. Da kommen auch schon die herausgeklingelten Damen, dick in Loden, denn es gießt und ist nur 5 Grad Celsius. Alles wird über die Geleise auf den Bahnsteig gebracht. Als es glücklich steht, kommt der Betriebsleiter: „Ach, bitte, bringen Sie es auf den andern Bahnsteig, der Zug muß dorthin einfahren!" Endlich, indes bei Vollmond, kommt der Zug, fast lichtlos. Es ist ein Lazarettzug, der erste, den ich sehe. 420 Verwundete, lauter sehr schwer Verwundete. In jedem Wagen 12 gut federnde Betten, an jedem ein drehbares Nachttischchen. Drei Heizwagen, mit mächtigen Kesseln, die den ganzen Zug gut erwärmen. Ein Küchenwagen. Ein Vorratswagen: Apotheke und Lebensmittel. Wagen des Chefarztes: Wohn- und Schlafzimmer — und Operationszimmer! — Wir gehn den Zug entlang. An einigen Wagen erscheinen Sanitätswachen und nehmen gierig Zigarren und Kaffee an. Die Kranken schlafen zumeist. Die Damen gehn durch die Wagen, legen Obst- und Pfefferkuchen auf die Nachttische, müde, wunde Männer drehn sich mühsam und dankbar um. Ich gehe in den Wagen des Chefarztes, drei Ärzte sitzen im „Wohnzimmer", lauter Sachsen, bei Bier und Zigarren. Sie nehmen aber gerne noch einige an. „So viel Elend, wie in diesem Zuge, habe ich nie zusammen gesehn", meint der eine Arzt Die Verwundeten entstammen allen möglichen Truppenteilen. Ein Offizier ist vorgestern bei Mlawa verwundet — rechter Arm ganz ab, linker zerschmettert! Bis Eylau ist er auf Stroh bei Kälte gefahren — „hier ist es ja wie im Himmel!" hat er beim Verladen in ein sauberes Bett gesagt. Einige der Kranken phantasieren leise vor sich hin. Der eine hört „Riesenburg", fährt auf: „da habe ich immer Butter gekauft!" Die Sanitätsmannschaften sind alles Sachsen — ordentlich sonderbar, dies Sächsisch hier! Den einen frage ich auf hallisch: „Sie sin doch ooch as Sachsen?" „J, nu freilich, wo wärd ich'n nich!" Er ist aus einem Dorfe bei Staßfurt, „aus Brumby, wissen Se". Da ruft ein andrer: „Aus Brumby, du dummer Gerl, was sagste denn das erscht jetzt, ich bin ja doch as Möhringen!" Sie waren sehr erstaunt, hier jemand zu finden, der ihre Heimatsdörfer kannte.

8. September.

. . . Auf dem Tannenberger Schlachtfelde wird langsam aufgeräumt. Einige Tausend Gefangene begraben die Toten. Einige Bataillone und Schwadronen suchen die furchtbar verwüsteten Wälder ab. Immer neue Gefangene werden gemacht, bisher sind es bereits über 105 000, man rechnet auf 110 000. In einem Dorfe stehn plötzlich zwei fast unversehrte russische Schwadronen, die sich, sieben

Digitized by Google

-ge nach der Schlacht, kampflos als fast verhungert ergeben. Bei Mlawa lie- ı auf einem russischen Felde drei russische Flugzeuge, heruntergeschossen. Da- ıen sind gesammelte, noch brauchbare russische Gewehre aufgehäuft, in einer nge von über hundert Metern, mannshoch. An andrer Stelle ist ein Park er- rter brauchbarer Geschütze, Wagen usw. aufgefahren, über 500 Meter ins Ge- rt. Und dies ist nur, was auf dem rechten Flügel gefunden wurde! Zer- ossene Fahrzeuge aller Art liegen noch zu Hunderten umher. Brauchbare Teile rden langsam gesammelt. (Diese Nachrichten von einem Hauptmann des meeoberkommandos, der gestern im Auto von Mlawa ankam.) Pferde laufen Tausenden umher. Händler fangen sie ein, binden sie zu 6—8 an den Wagen; ondere Landsturmposten untersuchen die Herkunft dieser „mitgebrachten" erde und schneiden sie, die rechtlos dem Staate abgenommen werden, von den agen los. —

Von da an wurde es still bei uns. Anfang November wurde es noch einmal drohlich, alle wehrpflichtige Mannschaft wurde nach Hannover gebracht, von ıldau und Neidenburg strömten wieder die Flüchtlinge durch. Aber eilig zu- nmengeraffte Besatzungstruppen geboten dem Stoß in den Rücken der an der ıgerapp eingegrabenen Deutschen Halt. Jetzt ist es fast wie ein Traum, daß er einmal, unbekannt noch, Hindenburg und Ludendorff waren, und daß die chlacht von Tannenberg noch nicht geschlagen war. Auf der Schultreppe zeugen ch lange Reihen Tintenkleze davon; sie sollen als Reliquien aufbewahrt eiben; der Briefwechsel zwischen Kriegsministerium und Kultusministerium ıer die Gasrechnung soll auch schon beendet sein. Wir aber sind stolz, Hinden- ırg und Ludendorff und ihre Helfer hier gehabt zu haben.

---

s der Reichstag ablehnte, den Fürsten Bismarck zum 80. Ge- burtstag zu beglückwünschen

d der Kaiser seine Entrüstung hierüber aussprach, faßte die Württembergische lkspartei auf ihrer Landesversammlung folgenden Beschluß: „Die von mehr s 1500 Delegierten aus ganz Württemberg beschickte Landesversammlung der lkspartei spricht den Abgeordneten der Volkspartei ihre einmütige Anerkennung für aus, daß sie sich weder durch die provokatorischen Drohungen der Reaktion ch durch Pressionen des Präsidenten beirren ließen in der würdigen Zurück- ltung, welche die Achtung vor dem vom ersten Reichskanzler geächteten Frei- itsgeist vorschrieb. Sie spricht mit Entschiedenheit ihr tiefstes Befremden aus, ß das deutsche Parlament bei seiner verfassungsmäßigen, überzeugungstreuen eschlußfassung einer verletzenden Beurteiluug des Kaisers ausgesetzt ist." Dieser eschluß wurde einstimmig und mit brausendem Jubel angenommen. An den bgeordneten Payer wurde nach Berlin depeschiert: „Als berufene Vertreter der einnigen Wählerschaft der volksparteilichen Abgeordneten Württembergs im eichstag erklären wir, daß die wirklichen Träger der Gefühle des Volkes, die ähler, einmütig hinter dem Beschluß der Reichstagsmehrheit gegen die provo- ıtorische Bismarck-Huldigung stehen, unbeirrt durch kaiserliche Entrüstung."

Digitized by Google

Aus den Kriegserinnerungen eines deutschen Studenten.

Feldpostbriefe des Leutnants der Reserve Oskar Meyer †.

Mitgeteilt von Prof. Dr. J. Reinke in Kiel.

Wir Deutsche haben in dem gewaltigen Kriege Ungeheueres erreicht. Wir stehen nicht nur gegen eine Übermacht ohnegleichen aufrecht und siegesgewiß da, sondern wir verstanden auch die Kunst, den feindlichen Boden zum Kriegsschauplatz zu machen. Doch Opfer kostete uns der Kampf. Ströme teuren, deutschen Blutes sind geflossen. Es ist menschlich, bei Betrachtung der Verluste Unterschiede zu machen; sank ein bedeutendes Talent dahin, sind wir genötigt, umso tiefer zu trauern. Ich bin weit entfernt, auf hervorragende Männer der Wissenschaft, der Kunst, der Technik, der Truppenführung usw. solches Werturteil einzuschränken; unter den Landwirten, den Kaufleuten, den Handwerkern, auch unter den „ungelernten Arbeitern" gibt es nicht wenige Persönlichkeiten, deren Verlust uns herber dünkt als der vieler anderer unseres Millionenheers. Mir, als Universitätslehrer, stehen meine Schüler besonders nahe. Unter letzteren ist zu unterscheiden zwischen den nach Tausenden zählenden Hörern und jenen Schülern, die im Laboratorium selbständige wissenschaftliche Arbeiten unter Leitung des Professors ausführen, mit denen er sich täglich unterhält, die er gleichsam auf Herz und Nieren prüft. Bei ihnen treten stets Unterschiede der Begabung und der Tüchtigkeit hervor, und daß wir die Tüchtigsten besonders liebgewinnen, liegt nahe. So war mir unter den zahlreichen Schülern, die dieser Krieg hinweggerafft hat, eine Reihe hervorragend bewährter Männer besonders ans Herz gewachsen, die teils schon die Doktorwürde erworben hatten, teils noch davor standen.

Zu den letzteren gehörte Oskar Meyer. Er war am 12. März 1892 zu Gliesmarode im Braunschweigischen als Sohn eines Hofbesitzers geboren, besuchte die Oberrealschule in Braunschweig und studierte, mit Ausnahme eines in Heidelberg zugebrachten Semesters, in Kiel. Hier beschäftigte er sich im Winter 1913/14 und im Sommer 1914 mit einer Doktorarbeit über Atmungsvorgänge bei Pilzen, die im botanischen Laboratorium ausgeführt wurde. Sein recht schwieriges Thema bearbeitete er mit Hingabe und mit großer Gewissenhaftigkeit; die Selbstkritik und die Genauigkeit der Beobachtungen verrieten frühzeitig den geborenen Naturforscher. Seiner Aufmerksamkeit und Pflichttreue entging kein Mangel der Methode und der Apparate; er ruhte nicht, bevor jede Zahl stimmte. Es ergaben sich nicht nur wissenschaftlich wertvolle Resultate aus seiner Arbeit, sondern ich habe von Meyer für das spätere Leben Bedeutendes erhofft. — Am 15. August 1914 trat er als Freiwilliger beim Infanterie-Regiment X ein und wurde am 6. Oktober 1914 dem mobilen Regimente nachgesandt. Hier hat er am Kriege in der Champagne, in den Vogesen und vor Verdun teilgenommen und schwere Kämpfe durchgemacht. Nur eine so kraftstrotzende Natur wie die seinige, vermochte ohne Erschöpfung solche dauernde Anstrengungen zu ertragen. Nach heldenmütigem, erfolgreichen Kampfe um einen feindlichen Graben in der Nacht vom 17. zum 18. April 1916 von frischen Truppen abgelöst, wurde Meyer beim Rückmarsch in die Ruhestellung, der durch ein Sperrfeuer hindurchging, von einer Granate am Kopfe getroffen und sofort getötet. Auf dem Friedhofe zu Ville, nordwestlich von Douaumont, wurde er beigesetzt. — Seine studentischen Freunde rühmen an Meyer die ruhige bestimmte Art, das kraftvolle Wesen, den vorbild-

Digitized by Google

)en Fleiß wie seine herzhafte Fröhlichkeit; voll patriotischen Feuers war er zu
1 Fahnen geeilt.

Wenn ich nachstehend aus Meyers Feldpostbriefen eine Auswahl mitteile, so
chieht es, weil er sich darin als Meister militärischer Kleinmalerei zeigt. Seine
lebnisse sind nicht außergewöhnlich — dann hätten sie m. E. geringeres Inter-
e —aber sie sind typisch, und sie sind anschaulich beschrieben. Ich erinnere
ch aus der eigenen Kriegszeit von 1870, wie das Lebensinteresse zum größten Teil
der Kompagnie und im Bataillon aufging. Dies gilt auch von Meyers Briefen,
d darin liegt ihr Wert. Die Zeitungen hat auch er gelesen, doch er verschmäht
, von der allgemeinen Kriegslage zu sprechen. Bei tiefer Frömmigkeit liegt jede
litische Reflexion wie jede Sentimentalität oder gar Ruhmredigkeit ihm fern;
ist Soldat, nichts als Soldat, der seine ihm persönlich obliegende Pflicht
füllt. Auch das ist typisch für den deutschen Soldaten in diesem Kriege. Die
rfolge der Franzosen sind mit der gleichen Gewissenhaftigkeit wiedergegeben wie
les übrige. Ich kenne die Gelände in den Südvogesen und finde es fast unbe-
eiflich, daß unsere Leute diese Stellungen gegen eine große Übermacht be-
uptet haben.

Die Briefe sind größtenteils an Meyers Nachbarstochter und Jugendfreundin,
räulein Edith Günther, ferner an die Eltern (der Vater starb im August 1915),
1 die Mutter und den Bruder, endlich an mich gerichtet. Ich lasse sie in zeitlicher
rdnung folgen. F. R.

Frankreich, 25. Oktober 1914.

Liebe Eltern,

s ist nun schon wieder eine Woche verflossen, seitdem ich Euch die letzten Zeilen
hrieb. Unser Quartier befindet sich nach wie vor bei Reims. Die Ruhetage mit
em täglichen einstündigen Exerzieren sind allerdings vorüber. Diese Tage taten
ns aber gut, denn wir konnten in Muße unsre Sachen ordnen. Die wichtigsten
Beschäftigungen bestanden im Kochen und Schlafen. Im Kochen haben nun Kloß
nd ich Erstaunliches geleistet. Unsre Kochstelle besteht aus einem in die Erde
egrabenen viereckigen Loch, in welches Holz zum Heizen gelegt wird. Quer
arüber werden die Kochgeschirre an einer Stange aufgehängt, und das Kochen
ann beginnen. Was kochen wir nun? Unser tägliches Getränk ist zuerst Kaffee,
ien wir uns z. T. selbst brennen müssen, da die Feldküche für jeden nur einen
Trinkbecher voll abgiebt. In Ermangelung von Kaffee werden wir uns Roggen
rennen, den wir aus den Ähren in den Ruhestunden ausgemacht haben. Ihr
önnt daraus ersehen, wie kostbar hier die Getränke sind. Will man nun gern das
Getränk süßen, und das ist uns oft ein Bedürfniß, denn der Kaffee der Küche ist
schwarz und bitter von Zusätzen, so steht man vor einem großen Rätsel. In der
Heimat nimmt man Zucker. Diesen kann man aber hier nicht haben. Um trotz-
dem süßen Kaffee zu haben, sind wir auf einen andern Gedanken gekommen. Wir
rodeten uns Zuckerrüben aus, schnitten sie in feine Stücke und kochten sie aus.
Der so gewonnene Saft wurde eingedickt; wir erhielten wirklichen Syrup, wie er
zu kaufen ist. Das ist ein guter Zuckerersatz, den man sich herstellt, wenn man
Zeit hat. Heute Mittag haben wir vor, Erbsen zu kochen. Als Nachtisch gibt es
Spinat, den ich in einem Garten entdeckt habe. Man muß sich eben mit allem
möglichen helfen. Wenn Ihr unsre Lage etwas erleichtern wollt, so schickt regel-
mäßig kleine Pakete von: Zucker, Kakao, Suppenwürfel, Thee, Schokolade usw.

Digitized by Google

Vielleicht fällt Euch noch ähnliches ein, gebrauchen kann ich alles. An Eßwaren hätte ich gern Speck oder Schmalz und etwas Wurst, da diese Artikel sehr knapp sind. Wir essen gewöhnlich trockenes Brot, das noch besser als Torte schmeckt, da wir Hunger haben. Seit drei Tagen liegen wir schon im Schützengraben; über uns sausen und knallen die Gewehr- und Artilleriegeschosse. Wir haben uns schon an den Donner und das Zischen gewöhnt, es wird bald zu etwas Alltäglichem. Am Tage herrscht im allgemeinen Ruhe, aber nachts, wenn nichts zu sehen ist, schießen die Franzosen wie wahnsinnig, zum Glück für uns aber meistens zu hoch. Wir verhalten uns ganz ruhig, denn wenn wir antworteten, hörte das Geknatter die ganze Nacht nicht auf. Selbst wenn Ruhe ist, muß jeder jede Nacht zusammen etwa fünf bis sechs Stunden wachen. K., der neben mir steht, wacht mit mir zusammen. In der ersten Nacht wurden wir schon zu Patrouillen erwählt, trotzdem wir das Gelände noch gar nicht kannten. Wir mußten beobachten, schießen durften wir nicht. Unsre Schlafstätte im Schützengraben ist ein Erdloch, in das wir mit dem Kopf zuerst hineinkriechen und mit den Füßen zuerst wieder herauskommen. Schlafen im Bett können wir uns nicht mehr vorstellen. Wir sind aber auch so zufrieden. In der Hoffnung, daß es Euch wohl gehe, schließe ich, indem ich Euch viele Grüße sende. Oskar.

Im Felde, 14. März 1915.

Liebe Edith!

Das letzte Mal schrieb ich Dir wohl aus C. bei Laon. Am 17. Februar erhielten wir den Befehl, uns fertig zu machen, und am Abend wurden wir mit der Bahn weiter befördert. Am Zielpunkt blieben wir auf dem Bahngeleise eine Stunde lang bei Regenwetter sitzen; inzwischen sah man sich nach Quartier um. Das ganze Bataillon wurde in einem Zelt untergebracht, das als Pferdestall gedient hatte. Infolge des anhaltenden Regens verließen wir es aber bald und fanden Notquartier in einer Kirche. Dort konnte man indes nicht ausruhen. Nach kurzer Pause begann dann der Weitermarsch bei Regen auf zerfahrenen, sehr schlammigen, nassen Wegen; die Stiefel blieben fast stecken. Es war sehr beschwerlich, mit dem vollgepfropften Tornister stundenlang auf hügeligem Gelände zu marschieren. Nachmittags gelangten wir an eine Stellung eines anderen Regiments, hier machten wir halt. Inzwischen war unsre Feldküche herangefahren und hatte gerade mit dem Ausgeben des Essens und Trinkens begonnen — Durst hatten wir, geschwitzt wie im Hochsommer — als der Befehl kam: das Bataillon marschiert sofort ab! Es ging weiter — stundenlang bis in die Nacht hinein. Neuer Befehl: Zurück in das nächste Dorf und Quartier suchen! Die noch vorhandenen Häuser waren zerschossen und schon belegt. Wir fanden noch eine Scheune mit durchlöchertem Dach und teilweise fehlender Seitenwand, aber etwas Stroh. Vor Müdigkeit schlief ich ein, erwachte aber bald infolge der Kälte und war froh, als die Nacht vorbei war. Am nächsten Morgen gings weiter; von einer Küche war nichts zu sehen. An den Durst sollten wir uns noch besser gewöhnen. Am Nachmittag kamen wir an unserm Bestimmungsorte in der Champagne an. Du hast sicher die Gegend in den Zeitungen öfters erwähnt gefunden. Am Abend kam Befehl: Das Bataillon steht um — Uhr zum Abmarsch nach dem Schützengraben bereit. Inzwischen durften wir dann in einer Höhle am Bergabhang hausen. Pünktlich stand das Bataillon; wir erreichten nach einstündigem Marsch durch einen tiefen, infolge des Regens aufgeweichten Lauf-

Digitized by Google

raben den eigentlichen Schützengraben. Unsre sechste Kompagnie hatte einen Verbindungsgraben zu besetzen. Das Gelände kannten wir natürlich nicht. Wir ahen vor uns, hinter uns, und links französische Leuchtkugeln aufsteigen. Jetzt anden wir vor einem Rätsel. Wohin sollten wir bei einem eventuellen Angriff chießen? Wir konnten es nicht lösen und verhielten uns deshalb die Nacht ganz uhig. Jeder nahm einen Spaten zur Hand und wühlte sich ein Loch, um nicht u frieren. An Schlaf war doch kaum zu denken. Die Nacht verging. Aber plötz ich am Morgen, es war der 20. Februar, erhielten wir sehr schweres Granatfeuer; ch schätze die gegen uns geschleuderten Granaten — es waren amerikanische, die nit furchtbarem Getöse krepierten — auf mehrere Hundert. Wir verkrochen uns n unsern Löchern, um uns vor den umherfliegenden Splittern zu schützen. Inwischen aber unternahmen die Franzosen einen Angriff und gelangten in unsern Graben, unbemerkt von uns. Mein Nebenmann, ein Gefreiter, sagte zu mir: Ich will doch einmal über die Deckung sehen, gewöhnlich machen die Franzosen bei olch starkem Artilleriefeuer einen Sturmangriff. Er erschrak und rief: Die Franzosen sind schon in unserm Graben! Alles kroch heraus und griff nach den Gewehren. Im Augenblick war das Gefecht im Gang. Wir trieben die Franzosen nter großen Verlusten zurück. Aber sie kamen verstärkt wieder, und es gelang hnen auch, den in unserm Rücken befindlichen zerschossenen Wald zu besetzen. Jetzt konnten sie uns schwere Verluste zufügen. Mein lieber Freund Willi Kloß, der mit in den ersten Reihen kämpfte, starb hier den Heldentod, von einer Gewehrkugel getroffen. Er war nicht der einzige, der gute, liebe Willi, den alle als guten Kameraden schätzten. Alle meine übrigen Freunde in der Kompagnie und viele gute Bekannte sind hier geblieben. Es gelang unsrer kleinen Schar, nachdem Verstärkung herbeigeeilt war, aber doch noch, trotz der großen Ermüdung, Wald und Graben zu säubern. — Täglich griffen die Franzosen wieder an. Sie eroberten den Graben und hatten ihn zeitweilig in Besitz, dann wurde er von uns wieder genommen. Jetzt ist er von uns zugeworfen, weil unsre Verluste zu groß waren, im Verhältnis zur Wichtigkeit dieses Grabens. Bis zum 4. März blieben wir in diesem sogenannten Hexenkessel, abwechselnd im Graben und in der Höhle am Bergabhang — dem Kaninchenstall. Froh waren wir, als Ablösung kam. Seit dem 6. März sind wir in Ruhe. Mich hat man bei den Kämpfen wegen „Auszeichnung vor dem Feinde" zum Unteroffizier befördert. Gestern hatten wir Parade vor S. M. dem Kaiser im Nachbarort. Er war persönlich hierhergekommen, um dem Regiment seinen kaiserlichen Dank für die Tapferkeit und Ausdauer im schweren Granatfeuer auszusprechen. Er war ernst, sprach etwas erregt, aber doch fest und energisch. Wir alle müssen ihn verehren, bewundern und lieben, ihn, der auf der Menschheit Höhen wandelt, allein, ohne seinesgleichen — vielleicht außer Franz Joseph, mit dem allein er sich innerlich aussprechen kann. Er trägt eine schwere Verantwortung. Das alles glaubte ich in seinen Gesichtszügen lesen zu können. Ein unvergeßlicher Tag.

Herzlich grüßt dich, liebe Edith, Oskar Meyer.

H. bei Kolmar, 25. Juni 1915.

Liebe Edith, ich erhielt gestern Deinen lieben Brief und das Packet, wofür ich Dir sehr danken möchte. Es kam beides gerade an dem Tage, an dem wir unsre Ruhe antreten sollten. Wir haben uns wieder zwölf Tage lang im Graben und im feuchten Kiefernwalde umhergetrieben ohne eine Deckung, öfters auf der

Digitized by Google

feuchten Erde zu schlafen versucht. Durchschnittlich hatte ich etwa zwei bis drei Stunden Schlaf täglich oder nächtlich. Ich schrieb Dir wohl zuletzt, als die Franzosen am 17. Juni eine Weberei in Brand schossen, die nicht sehr weit von meiner damaligen Bude stand. Die darauffolgende Nacht war verhältnismäßig ruhig. Die Weberei bekam noch etwa 150 dicke Granaten; sie ist nun ein vollständiger Trümmerhaufen. In ihr befanden sich noch einige unsrer Leute, die darin begraben wurden. Außerdem explodierte viel Munition und verbrannten mehrere Sack Post. Nun, das letztere wäre noch nicht das schlimmste. Direkt konnten die Franzosen durch diese Beschießung nichts erreichen, da die naheliegenden Grabenstücke von uns schnell verlassen wurden. Das beabsichtigten sie aber auch nicht; sondern es war ihnen gelungen, auf der Höhe durchzubrechen. Hier lag unser erstes Bataillon, das starke Verluste hatte, namenlich infolge der sehr heftigen Artillerievorbereitung, die gleichzeitig stattfand mit der Beschießung der Weberei. Die Franzosen hatten wieder an diesem Punkte enorm viel Geschütze konzentriert. Nun saßen die Franzosen oben drauf. Unsre Stellung war schwach besetzt. Ich mußte mit einem Gefreiten los und eine Kompagnie Gardeschützen zur Verstärkung heranholen. Ich fand einen Oberleutnant und 15 Mann; die übrigen lagen im Chausseegraben an der Straße und konnten nicht weiter, da sie von den Franzosen bemerkt waren und heftiges Feuer erhielten. Ich führte diese kleine Abteilung während einer furchtbaren Kanonade in unsre Stellung. Wir sahen die dicken Brummer einschlagen, gewaltige Steinblöcke und Holzballen der Deckungen in die Luft schleudernd, vor denen wir jedesmal Deckung suchen mußten, da sie nahe über uns wegflogen. Es war ein sehr schwüler Tag, die Leute waren abgespannt und froh, als sie in unsrer Stellung waren. Sie mußten gleich nach oben, und es gelang ihnen und uns, die Franzosen ein gutes Stück wieder zurückzudrängen; dann aber schanzten sie sich ein und verbargen sich hinter den hohen Felsen. Einige von uns gingen vor, während andere im Anschlag lagen und alles abschossen, was sich sehen ließ. Das merkten die Franzosen, es waren die berüchtigten Alpenjäger, bald, und zeigten sich nicht mehr, sondern warfen Handgranaten den Berg hinunter, als wir dicht genug bei ihnen waren. Zwei rollten an mir vorbei und krepierten weiter unten. Dann krepierte aber eine ein paar Meter vor mir. Kopf weg, lang auf dem Bauche ruschte ich bis hinter die nächste Deckung zurück. Oben konnte sich niemand mehr halten. Vertreiben konnten wir sie nicht. Wir mußten nun eine Schützenkette davorlegen, daß sie uns nicht erdrückten. Aber auf die Dauer war das natürlich nichts. Es wurde inzwischen Abend. Unsre Stellung wurde unhaltbar, zumal die Franzosen sich auch des nächstgelegenen Kopfes bemächtigt hatten. Nachts um 1 Uhr, 18. Juni, räumten wir die Stellung. Jeder nahm so viel Munition mit, wie er tragen konnte, das übrige mußte dem Franzmann überlassen bleiben, der reiche Beute machte, als er merkte, daß die Stellung leer war, und das merkte er erst am Abend gegen 7 Uhr. Wir waren schon in der neuen Stellung jenseits des Tals, als plötzlich drüben Sturm geblasen wurde; es folgte ein wildes „Urra, Urra", und die Franzosen hatten unsre Stellung „gestürmt". Wir waren aber unbemerkt entkommen. Auf dem jenseitigen Berge lagen wir in Reserve. Der Franzose mußte sich nun erst in das Neue einleben, sich erst wieder einschießen usw., das dauerte einen Tag. Da man uns in Ruhe ließ, glaubten wir, nun sei alles tadellos. Das war es auch bis zum nächsten Nachmittag, Sonntag, 20. Juni. Unsre Leute spazierten gleichgültig im Walde und auf den Wegen umher; man

Digitized by Google

ıs Zeitungen auf dem Wege in der Sonne, da wir alle naß waren und uns ocknen wollten. Aber Franz beobachtete scharf. Er hatte uns bald entdeckt. tachmittags nahm er die Kuppe unter starkes Artilleriefeuer; hier lag eine ganz iſche Truppe, die das erſte Mal im Gefecht war; ſie hielt nicht ſtand, der Franz rach durch. Jetzt kam unſre Kompagnie dran. Um zu verhindern, daß wir den Bedrängten helfen, überſchütteten die Franzoſen uns mit Geſchoſſen, von den einſten bis zu den dickſten, mit Maſchinengewehrfeuer und Minen. Unſre Kompagnie war im Nu zerſtoben. Ich ſtand hinter einem dicken Baum. Die meiſten Übrigen liefen bei jedem Schuß in eine andre Deckung, hinter einen Baum oder Felſen und wurden gerade dadurch von den weit umherfliegenden Granat- und Steinſplittern verwundet. Wir verloren ziemlich viel Leute, meiſt ſchwer Verletzte. Der Franzmann war inzwiſchen aber nicht untätig geblieben, ſondern kam den Berg herunter zu uns. Schnell wurden die Reſte geſammelt, um Unglück auf der Straße. Die franzöſiſche Artillerie beobachtete gut. Sofort ſchlug ein Schrapnell in eine Gruppe hinein und verwundete viele. Wieder zerſtreute ſich alles. Wieder mußte notdürftig geſammelt werden. Ich hatte einen Patrouillengang nach unſrer 7. Kompagnie zu machen, um zu erkunden, was dort über den Durchbruch bekannt war. „Ein paar Franzoſen ohne Gewehre ſind durchgekommen, nicht ſchießen!“ ſagte zu mir der führende Offizier. So berichtete ich meinem Kompagnieführer. Ich bekam den Auftrag, mit 8 Mann die Straße zu ſichern und eventuell dieſe Franzoſen zu fangen. Die Franzoſen auf dem jenſeitigen Berge hatten uns aber bemerkt; wir bekamen Maſchinengewehrfeuer und Gewehrfeuer. Wir mußten etwa eine halbe Stunde lang auf dem Bauch auf der Straße liegen. Dann ließ ich meine Leute einzeln in Deckung kriechen. Von hier aus konnte ich meinen Auftrag dann auch ungeſehen ausführen. Bei mir ließ ſich kein Franzoſe blicken, aber etwa 300 Meter weiter unten waren über 100 Franzoſen über den Berg gekommen, hatten ſich ſofort eingebuddelt und nahmen die Straße unter Feuer. Unſer dritter Zug, etwa 35 Mann, ſollte ſie vertreiben. Das war natürlich ausſichtslos. Unter ſchweren Verluſten mußte der Verſuch aufgegeben werden. Die Franzoſen kamen noch weiter herunter, beſetzten die Straße und machten den Reſt unſrer Sturmkolonne zu Gefangenen (etwa 30 Mann und unſre ſämtlichen 4 Offiziere). Ich lag noch auf meinem Platze und wußte von nichts. Der zweite Zug ſollte mich unterſtützen und hatte wohl keine Ahnung, was geſchehen war. Alles übrige war zu andern Kompagnien gelaufen. Endlich gegen 8 Uhr abends bekomme ich Beſcheid von der 7. Kompagnie: Die Stellung wird um 9 Uhr 55 Minuten pünktlich geräumt! Das war ein vernünftiger Befehl, den der Führer unſrer 5. Kompagnie gab, in Abweichung vom Bataillonsbefehl, die Stellung zu halten. Nun, dann wären wir vielleicht heute nicht mehr hier, ſondern auf dem Wege nach Marokko. Ich ließ die Reſte der 6. Kompagnie ſammeln; es waren noch 25 Mann. Nun hatten einige von uns ihre ſämtlichen Ausrüſtungsſtücke noch im Reſervelager liegen. Ich ließ den Zugang dorthin ſichern und konnte ſo noch meinen Torniſter, Brotbeutel, Brot uſw. holen. Viele ließen alles im Stich; ich aber dachte, das müſſe man unbedingt mitnehmen. Mit mir holten es noch einige. Die Franzoſen, die 100 Meter davon lagen, merkten nichts, da die Straße einen ſcharfen Knick machte und ein vorſpringender Fels die Einſicht hinderte. Zur feſtgeſetzten Zeit begann der Rückzug, aber nicht auf ebenen Wegen, ſondern am Bergabhang entlang, über die ſchroffſten und ſteilſten Felſen. Solcher Rückzug war nicht lautlos zu bewerk-

Digitized by Google

stelligen; denn es kam häufig vor, daß die Steine oder Felsblöcke ausrutschten, auf die wir traten, und ins Tal rollten mit großem Lärm, in dasselbe Tal und in die Stellungen, die der Franzmann besetzt hatte. Er mußte glauben, wir hätten etwas besonders vor, und schwieg zuerst. Es paßte ihm aber anscheinend nicht, daß ihm andauernd Steine auf den Kopf fielen, deshalb fing er an, uns zu beschießen. Dann hielten wir inne. Die Leute waren so ermüdet, daß einzelne sogar hier einschliefen, und so kam es, daß die Verbindung abriß; unsre führenden Offiziere, die den Weg kannten, gingen mit einem Trupp vorweg. Mir dauerte die Pause allmählich zu lange, ich ging nach vorn, denn es war schon 1 Uhr geworden, und bei hellem Morgen mußten wir außer Sicht sein. Keiner wollte natürlich die Schuld haben, daß die Verbindung abgerissen war. Nun wurden die Leute unruhig. In dem ganzen Trupp von 200 Mann war noch ein Offizier, ein Offizierstellvertreter und ein paar Vize, keiner kannte den Weg. Ich sagte: Wer mir folgen will, komme mit! Einige folgten. Die übrigen gingen auf eigene Faust los. Bald standen wir vor einem Drahtverhau, den ich mühsam überkletterte. Ein anderer Trupp hatte Drahtscheeren und zerschnitt ihn, so daß sie besser hinüberkamen. Wir näherten uns immer mehr der französischen Stellung. Ich nahm meinen Kompaß zur Hand und ging nun planmäßig Richtung Nordost. Ich dachte, so kommt man am besten heraus. Ich war ganz allein, als ich wieder den Berg hinaufkletterte. Durch Dick und Dünn bahnte ich mir meinen Weg. Bald stieß ich wieder auf einen Trupp von 23 Mann. Mit diesen stieg ich höher, ganz steile Felsen hinauf. Plötzlich erhielten wir von oben Feuer. Eine weiter unten irrende Abteilung wurde angerufen: Parole! „Vogesen" rief einer, sofort gab es Feuer; wir kannten natürlich die französische Parole nicht. Nun wurden viele mutlos; sie wollten sitzen bleiben, bis es Tag werde, und sich gefangen geben, andre warfen den Tornister fort, um besser klettern zu können, ein wüstes Durcheinander. Ich sagte mir, wir kommen durch. Ich kletterte voran. „Parole!" klang es von oben; ich blieb stehen, setzte mich hinter einen Felsen und sah nach oben und bemerkte eine Helmspitze. „Seid ihr Bayern?" rief ich. „Jawohl, Parole!" „Die weiß ich nicht, wir haben unsre Stellung geräumt und uns verirrt!" Nun wurde uns schon etwas leichter. Die wunderten sich, daß wir kamen, sollte doch die Stellung gehalten werden, wie sie erfahren hatten. Ich bat um einen Führer nach Metzeral, erhielt aber keinen, sondern man beschrieb mir ungefähr den Weg, so gut man ihn kannte, dann machten wir uns auf den Weg und gingen zögernd weiter. Nun wurde es aber schon hell. Unten trafen wir einen älteren Leutnant, meinen jetzigen Kompagnieführer, mit einem kleinen Trupp. Wir hängten uns an; er führte uns dann nach S. über Wiesen, hinter Büschen gedeckt. Aber Franzman sah uns nun schon; nun gab es wieder gezieltes Feuer. Im Laufschritt ging es gebückt weiter. Einige fielen dabei noch. Im Großen und Ganzen kamen wir aber noch heil in S. an. Hier trafen wir schon einige; andere Abteilungen kamen noch später, aber viele sind doch gefangen worden. Die 6. Kompagnie hat bis jetzt 70 Verluste, darunter alle vier Offiziere. Hätten wir noch einen halben Tag oben gewartet, dann wären wir alle gefangen; so sind wir aus dem kleinen Loch entwischt, das noch offen war, wir sind richtig aus einem Sack entschlüpft. Bis abends, 21. Juni, hatten wir Ruhe; dann ging es weiter als Reserve für die neue Stellung, die besser ist als die vorige. Hier wird Franzmann wohl vergebens versuchen, durchzubrechen. Neue Artillerie ist herangezogen; sie verhindert das weitere Vordringen der Franzosen gut. Sie

Digitized by Google

ungen zu Hunderten in M. ein, dann schoß unsre Artillerie mit dicken Granaten, d in Unordnung zogen sie hinaus, wobei sie schwere Verluste hatten. Nach zwei gen, am 23. abends 11 Uhr, traten wir den Marsch zum Ruhequartier an und ren morgens um 10 Uhr hier. Hoffentlich bleiben wir nun erst einige Zeit hier, Ersatz angekommen ist, der sich in Kolmar aufhält. Mit uns ist eben nichts hr zu machen; was noch vorhanden ist, ist erschöpft und bedarf der Ruhe. Ich be diese ganze Sache gut überstanden. Ruhe und Zuversicht gab mir ein Wort s dem Jesaias: Fürchtet euch nicht, stehet fest und sehet zu, was für ein Heil r Herr heute an euch tun wird. Der Herr wird für euch streiten, und ihr rdet stille sein. Als ich mir dieses klar machte, wurde ich ganz ruhig mitten schweren Granatfeuer und auf dem Rückzuge; ich hatte das Gefühl, du kommst rch. Jetzt ist es uns schon wieder, als sei nichts geschehen, aber wir wollen doch cht vergessen, dankbar zu sein für sichtbare Hilfe. Hoffentlich seid Ihr auch in r Heimat zufrieden und macht Euch klar, wie gut Ihr es dort habt. Nun, dies tztere soll kein Vorwurf sein, sondern allgemein verstanden werden. Herzliche rüße sendet Dir Dein Oskar Meyer (Vizefeldwebel).

Vogesen, 29. August 1915.

Liebe Edith, 14 Tage lang Schützengrabenleben! Viel ist inzwischen geschehen. Mehrere Male standen unsere Gräben unter schwerem Geschützfeuer der Franzosen. Unser Bataillon hat erhebliche Verluste gehabt, wenn auch unsre 6. Kompagnie verhältnismäßig billig davon gekommen ist. Wir lagen an einem sehr steilen Bergabhang, der schwer zu beschießen war; die uns zugedachten Brummer fielen unten ins Tal. Dort ist noch viel Platz. Die Franzosen griffen öfters an, und haben jetzt noch kleine Teile unsrer Linie besetzt. Stellenweise liegen wir uns in den vorgetriebenen Sappen auf wenig mehr als 10 Meter gegenüber. Zuerst bedarf man sich mit Handgranaten, dann einigte man sich aber dahin, keine mehr zu werfen und nicht mehr zu schießen. Schließlich tauschte man Zigarren, Zigaretten, Geld, Briefe usw. aus; man sah über die Deckung am hellen Tage hinweg, betrachtete sich gegenseitig ganz naiv. Die Franzosen gaben unsern Leuten photographische Aufnahmen von ihren großen Kanonen; einer photographierte unsern vordersten Posten, nachdem er ihm kräftig die Hand geschüttelt hatte. Es ist an dieser Stelle schon mehrere Tage ruhig; der Franzose hat Befehl, nachts öfters Handgranaten zu werfen; er wirft sie auf Verabredung mit dem „deutschen Kameraden" rechts und links vom Graben. Nachts setzen sich die Franzosen auf die Sandsackpackung und rauchen Zigaretten, die weithin sichtbar sind. Unsre Pioniere haben bei den andauernden guten Beziehungen tüchtig arbeiten können und eine neue vordere Stellung geschaffen, ohne beschossen zu werden. Natürlich sind die französischen Pioniere auch nicht untätig geblieben. Diese ganzen Vorgänge zeigen, daß die französischen Soldaten eine starke Friedenssehnsucht haben, genau wie wir, und daß, wenn es nach ihnen ginge, längst Friede wäre. Auch wir hoffen, daß die Zeit nicht mehr so weit entfernt sein möge. Gestern sind wir aus dem Graben abgelöst und liegen etwa ein Kilometer hinter der Front auf einem bisher noch nicht beschossenen Berge. Ich wohne in einer, den Verhältnissen nach anständigen Hütte, mit meinem Burschen, einem Kriegsfreiwilligen David. Ich bin vorgestern vom Regiment zum Offizier gewählt, bin aber vorläufig bis zur Bestätigung zum Offizierstellvertreter befördert. In materieller Hinsicht geht es mir nun zunehmend besser, und ich bin

Digitized by Google

froh, wenn ich auch in geistiger Beziehung Schritt halte. Nun, das läßt sich nicht erzwingen, es muß wachsen. Jeder gute Gedanke bringt uns einen Schritt weiter, und ich bin glücklich, geistigen Halt zu besitzen, d. h. Gott zu erkennen im Leben. Tausend gute Gedanken und Grüße sendet Dir Dein Oskar.

Ardennen, 24. Oktober 1915.

Sehr geehrter Herr Geheimrat, es ist schon Monate her, daß ich Ihnen den letzten Brief geschrieben habe. Bald darauf erhielt ich Ihre lieben Zeilen und ein Feldpostpacket, für das ich mich noch nicht bedankt habe; dieses bitte ich jetzt nachholen zu dürfen. Damals befand ich mich in einer verhältnismäßig ruhigen Stellung in den Vogesen. Dann bekamen wir Ruhe, und bezogen Quartiere in der Gegend von Straßburg und Mülhausen. Eine ausgeruhte Truppe findet stets Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu zeigen. Unser Regiment wurde eingesetzt auf einem etwa 1000 Meter hohem Sattel. Der erste Tag verlief ruhig. An den beiden folgenden Tagen aber griffen die Franzosen nach je vierstündiger Artillerievorbereitung an. Das zweite Mal gelang es ihnen, in den durch 28 Zentimetergranaten völlig zerstörten deutschen Gräben Fuß zu fassen und somit Einsicht in unser Tal zu gewinnen. Aber dieses Vergnügen hatten sie nur 8 Tage. Unsre Aufgabe war es, die Stellungen wieder zu nehmen. Wir griffen nach ebenfalls vierstündiger Artillerievorbereitung unsrerseits an. Ich war Führer der ersten Sturmkolonne unserer Kompagnie. Rechts und links von uns stürmten die Jäger mit bewährter Tapferkeit. Wir setzten viermal zum Sturm an, wurden aber durch Handgranaten- und Maschinengewehrfeuer immer wieder zurückgehalten. Das fünfte Mal gelang es uns, nach kräftiger Bearbeitung des französischen Grabens mit unsern in der Wirkung den französischen überlegenen Handgranaten, den Feind zurückzudrängen. Wir errichteten eine Sandsackpackung, die unsern Besitz gegen den französischen abgrenzte. In dem eroberten Teile erbeuteten wir ein Maschinengewehr, viele Gewehre und Handgranaten, Schanzzeug usw. Während der ganzen Nacht schanzten wir an einer neuen vorgeschobenen Stellung. Die Franzosen versuchten zwar, unsre Arbeiten zu stören; aber am folgenden Morgen saßen wir schon so tief in der Erde, daß wir genügend Deckung hatten. Wir glaubten, wir würden nun abgelöst, denn nach einem Sturm ist man ziemlich erschöpft. Wir mußten aber noch fünf Tage und Nächte in dem frischen Graben verweilen. Natürlich gab es noch keine Unterstände, um Schutz gegen Kälte und Regen suchen zu können. Eine über den Graben gespannte Zeltbahn war alles, was wir hatten. Der Mensch leistet Unglaubliches, wenn er muß. Vor dem Kriege hat wohl niemand geglaubt, daß er soviel zu leisten vermag. Natürlich freuten wir uns, als endlich die Ablösung kam. Wir bekamen drei Tage Ruhe und wohnten in einem Hotel, nahe bei Kolmar. Dann bezogen wir wieder unsre Stellungen, die nun besser ausgebaut waren. Auf der ganzen Linie ist schon viel Blut geflossen, ungeheure Werte sind vernichtet. Die Bergkuppen bieten einen traurigen Anblick dar, sie sind mit Granatlöchern dicht besetzt, die wir häufig als Deckung benutzt haben. Nach der Fertigstellung der Gräben schritten wir zum Bau von bombensicheren Deckungen. Die Arbeiten nahmen einen guten Fortgang, als wir abgelöst wurden aus den Vogesen und verladen wurden, nicht nach Mülhausen, wie wir glaubten, um uns einer längeren Ruhe zu erfreuen, sondern durch Luxemburg und Belgien nach Frankreich hinein. Nach mehrtägigem Marsch kamen wir zur Front. Man hatte uns vorher gesagt, daß wir nur im größten Notfall eingesetzt werden sollten. Wir hatten auf dem Felde unsre Zelte gerade

Digitized by Google

geschlagen, als der Befehl zum Fertigmachen kam; wir sollten noch an dem- ben Abend in die vorderste Linie ziehen. Wir befanden uns wieder in der ampagne. Das ununterbrochene Trommelfeuer kündigte uns deutlich an, was c zu erwarten hatten. Kannten doch noch viele von uns die Champagne vom gangenen Februar. Auf dem Wege zogen lange Kolonnen von gefangenen lben, Schwarzen und Franzosen mit den Stahlhelmen vorüber, begleitet von ıtschen Husaren. Wir kamen einem Dorfe näher und fanden es vollständig zer- rt. Die Franzosen zeigen eine besondere Vorliebe in der Zerstörung dicht ıter der Front liegender Ortschaften; ich konnte das schon in den Vogesen fest- llen. Wir hatten unser Dorf noch nicht verlassen, als die Beschießung wieder ›haft einsetzte. Wir marschierten weiter, ohne erheblich belästigt zu werden. Es ır Nacht. Wir mußten jetzt einen unter schwerem Artilleriefeuer liegenden ahndamm überschreiten. Die Verbindung im Bataillon war auf dem beschwer- hen Wege mehrfach unterbrochen. Als nun erst die Granaten in unsre aufge- sten Kolonnen schlugen, verstreute sich das ganze Bataillon. Mein Kompagnie- hrer, ein Zugführer außer mir und zwei Mann unsrer 6. Kompagnie kamen ır bis an einen Hügel, der nicht sehr weit von der Stellung entfernt war. Das rtilleriefeuer dauerte die ganze Nacht an. Das ganze Gelände wird abgestreut, ımit keine Verstärkung oder Ablösung noch Verpflegung herankommt. Zwei age und zwei Nächte lag ich in einem Loch und hatte nichts als ein paar Äpfel nd ein wenig Kaffee in meiner Feldflasche. Am Wege fand ich eine Erbswurst, ie ich mir über einer Wachskerze kochte, um meinen Hunger zu stillen. Am lgenden Mittag bekam ich Befehl, mit 40 Mann in Stellung zu gehen, um die hr ermüdeten Truppen abzulösen, die z. T. elf Tage lang in dem schweren rtilleriefeuer ausgehalten hatten. Aber ein Flieger, der über uns kreiste, lenkte as französische Artilleriefeuer so genau auf uns, daß wir umkehren mußten, da eine gedeckten Annäherungswege vorhanden waren. Erst am Abend gelangten oir endlich in den Graben. Herzlichen Gruß sendet seinem verehrten Lehrer Oskar Meyer, Leutnant.

Ardennen, 28. Oktober 1915.

Liebe Edith,

da wir uns schon längere Zeit hier aufhalten, und ich Dir bisher in der Haupt- ache immer Kriegserlebnisse geschildert habe, so will ich hiervon diesmal ab- weichen, indem ich Dir etwas aus dem Quartierleben erzähle. La Sabotterie gehört zu einem der wenigen Dörfer dieser Gegend, die verhältnismäßig wenig im Kriege gelitten hatten. Man trifft aber trotzdem mehrere zerstörte Häuser oder Hütten hier an, die dicht zusammenliegen, ein Zeichen dafür, daß gerade in diesem Teile der Straßen- und Häuserkampf getobt hat. Die Bewohner sind, nachdem man ihnen die Häuser angezündet hat, geflohen und nicht wieder zurück- gekehrt. Sie haben alles im Stich gelassen. Wir selbst haben noch allerlei brauch- bares daraus entnommen: Schüsseln, Teller, Tassen, Gläser usw., da unsre alten Wirtsleute ziemlich arm sind und wenig von diesem Geschirr besitzen. Unsre beiden Alten zeigten wenig Neigung, uns entgegenzukommen; so nahmen wir uns einfach, was wir brauchten. Allmählich aber faßten sie doch etwas Vertrauen zu uns dadurch, daß sie von uns das Übriggebliebene vom Essen erhielten, und so besserte sich das gegenseitige Verhältnis langsam. Die Alte verkauft uns Milch (15 Pfg. der Liter), Eier (10 Pfg.) und Butter (1,10 Mk. das Pfund). Sie hat noch zwei Kühe, die auf die Weide gehen und abends heimkommen. Täglich muß sie von jeder Kuh 4 Liter Milch an die Kommandantur abliefern, ebenso eine be-

Digitized by Google

stimmte Anzahl Eier. Dafür bekommt sie Gutscheine, und es wird der französischen Regierung überlassen, später mit diesen Leuten abzurechnen. Die Sauberkeit ist ein schwacher Punkt bei den Franzosen. Das zeigt sich im Großen wie im Kleinen. Das französische Dorf sieht ja von weitem ganz freundlich aus mit seinen blauen Schieferdächern, zumal da es im Allgemeinen von schönen grünen Weiden umgeben ist; eingestreut sind kleine Baumgruppen und Wäldchen, deren Laub sich gerade jetzt in der Herbstfärbung prächtig ausnimmt. Die Wälder sind bei näherem Zusehen schlecht gepflegt, nicht ausgeforstet wie bei uns in Deutschland, sondern dicht bewachsen mit Unterholz.

Betritt man das Dorf, so fällt einem Deutschen sofort die schlechte Bauart der Häuser auf. Massive Gebäude findet man selten. Nur die Reichen leisten sie sich. Die Mehrzahl der Häuser ist sehr leicht gebaut, man hat den Eindruck, als ob jeder Sturm sie umwerfen könnte. Das wichtigste Zimmer im Hause ist die Küche. Sie ist fast immer der einzige heizbare Raum. Daher spielt sich auch namentlich im Winter das Leben der Leute hier ab; auch wir halten uns hier fast den ganzen freien Tag auf. In unserm Kamin knistert den ganzen Tag das Feuer; um zu verhindern, daß die Küche sich mit Rauch und Qualm füllt, muß während des ganzen Tages die Tür offen stehen, damit Zug vorhanden ist. Daß es dicht am Kamin, am offenen Feuer warm ist, ist klar; aber sonst ist die ganze Küche kalt, da die warme Luft aus dem Kamin entweicht. An Reinlichkeit hat unsre Alte auch schon etwas von uns gelernt. In den ersten Tagen setzte sie unsre Teller nach dem Mittagessen dem Hunde vor, und wir mußten acht geben, daß sie sie später aufwusch. Ein ähnliches Verhältnis zu den menschlichen Nahrungsmitteln nehmen die Katzen ein, von denen unsre Alte 4 hat. Nachdem sie gemolken hat, stürzen sich alle 4 auf den Eimer und trinken sich satt. Die übrig bleibende Milch verwendet sie im Haushalt. Tier und Mensch führen hier ein ziemlich ausgeprägtes Gemeinschaftsleben, und es ist schwer, die richtigen Grenzen einzuhalten. Durch unsern verhältnismäßig vornehmen Mittagstisch hat die Alte eine Ahnung bekommen, wie man in Deutschland lebt. Einen Herd haben wir nicht zur Verfügung; unser Koch muß nacheinander das Fleisch, die Kartoffeln usw. braten bez. kochen. Der Handblasebalg, der zu Urgroßmutters Zeiten bei uns in Betrieb war, spielt hier noch eine Hauptrolle. Ein Kamin hat etwas Poetisches an sich; wir sitzen oft stundenlang davor, schauen in die Glut und plaudern. Dienst haben wir nicht viel. Morgens ist gewöhnlich Bataillons- oder Kompagnieexerzieren, namentlich zur Ausbildung der Offiziere. Der letzte Montag (25. Okt.) war ein Festtag für uns. Unser Herzog besuchte uns in unserm Dorfe. Er kam im Auto angefahren. Der Bataillonsführer empfing ihn. Wir Offiziere wurden ihm vorgestellt. Dann schritt er die Front ab, gab jedem einzelnen Mann die Hand, und fragte nach Beruf, Familienangelegenheiten usw. Dann verlieh er Braunschweigische Kriegsverdienstkreuze, u. a. überreichte er auch mir ein solches.[1]) Ich habe es bereits heimgeschickt. Jeder hatte den Eindruck, daß unser Herzog ein liebenswürdiger, guter und ruhiger Mensch ist, der kein hartes Wort zu sprechen vermag. Kein Wunder, wenn er von allen Seiten sehr geschätzt wird. —

Herzlichen Gruß sendet Dir Dein Oskar.

Im Schützengraben, 13. Dezember 1915.

Liebe Mutter und lieber Otto, am 11. Dezember morgens hat unser Bataillon Mülhausen verlassen und in den Vogesen eine Stellung bezogen. Bisher war

[1]) Das Eiserne Kreuz hatte Meyer schon früher bekommen.

Digitized by Google

er Graben von einem Landwehrregiment besetzt gewesen. Die Leute wollten nicht abgelöst werden, sie gingen nur ungern fort. Aber es war bestimmt ben, sie sollten Weihnacht in Mülhausen feiern; daran lag ihnen aber nichts, n sie fühlten sich hier heimisch. Und in der Tat, nachdem wir die Stellung nen gelernt haben, sind auch wir der Ansicht, daß man es hier sehr wohl aus- ten kann. Seit Wochen ist sie ruhig gewesen, nur ganz wenig Schüsse fallen den Beobachtungsposten. Unser Marschtag war nicht sehr günstig; voll- men durchnäßt kamen wir an. Es war für die Leute kein Leichtes, den schigen Berg zu erklimmen, es ging nur sehr langsam vorwärts. Ich führte tretungsweise die Kompagnie und ließ häufig genug halten, da ich von früher ch wußte, wie schwer es war, mit vollem Gepäck bergan zu klettern. Es führte r ein sehr schmaler Steg zu unserm etwa 800 Meter hoch gelegenen Graben; Leute kamen alle mit, bis auf einen, der unterwegs schlapp machte. Ruhe b es in der ersten Nacht natürlich wenig, es wollte erst alles eingeteilt sein, jeder ßte seinen Platz haben. Die Nacht verlief ruhig. Ich saß in meinem Unter- nd in der Stellung. Am Tage wurde ich abgelöst durch einen Offizier-Stell- treter, der während der folgenden 24 Stunden Grabendienst hatte. Wir sind ei Zugführer, die abwechselnd einen Tag und eine Nacht in Stellung sind. ann haben wir 48 Stunden Ruhe. Wir steigen dann etwas tiefer und gehen unsre Privatwohnung. Ich nenne diesen Unterstand absichtlich Wohnung, da verhältnismäßig vornehm ist. Er liegt etwa 750 Meter hoch und hat neben em Ofen und einem Feldbett elektrisches Licht; Stuhl, Tisch, Börte und aschgelegenheit sind auch vorhanden. Man hat alles, was man braucht. Wenn draußen vor der Tür stehe, habe ich eine wundervolle Aussicht über die ganze bene bis zu den Schweizer Bergen, und nachts sieht man die Lichter der Dörfer d Städte von Mülhausen bis Basel. Jetzt liegt die ganze Landschaft in Schnee hüllt. Die Naturschönheit kann man hier wunderbar genießen.

Herzlichen Gruß! Euer Oskar.

24. Dezember 1915 abends.

Liebe Mutter und lieber Otto! Stille Nacht, heilige Nacht .... so klang es ben vielstimmig von Feldgrauen, die sich in einer Wirtschaft beim Bier versammelt aben, um die Weihnacht zu feiern. Nicht weit von uns donnern die Geschütze. Wir befinden uns in einem größern Ort dicht hinter der Front. Auch die Offiziere unsres Bataillons wollen Weihnacht in einer Wirtschaft „feiern". Ich chätze dies laute Feiern im qualmgefüllten Zimmer nicht und ziehe es deshalb vor, zuhause zu bleiben. Ach ich wollte, ich könnte gerade heute an einer Feier n Braunschweigs Kirchen teilnehmen. Wir sind nämlich gestern aus dem Schützengraben abgelöst worden, weil wir sehr erschöpft waren. Aus unsrer uhigen Stellung in den Vogesen ist plötzlich am 21. Dezember eine Hölle ge- worden: Die Franzosen nahmen unsern Felsen und die umliegenden Berge unter fünfstündiges Trommelfeuer ihrer schwersten Geschütze und Minen. Fast kein Fleck Erde blieb unbeschossen. Ich stand während dieses Feuers in meiner Deckung und sah dem zu. Ich dachte, es ist ganz gleich, wo ich bin, obwohl diese Deckung, meine Privatwohnung, wie ich sie nannte, keineswegs bombensicher war. Sie blieb unbeschädigt stehen; nur eine Fensterscheibe wurde eingedrückt, und die Bilder, Büchsen, Packete usw. wurden durch den Luftdruck auf den Boden ge- worfen. Wir wußten, was kommen mußte. Die Franzosen griffen an. Mit un- glaublicher Geschwindigkeit waren die ersten auf unsern Felsen geklettert und —

Digitized by Google

abgeschossen. Den größten Teil unsrer schlechten Stellung haben wir den Franzosen überlassen. Ein Maschinengewehr hielt uns den Rest. Schwere Verluste natürlich auf beiden Seiten. Die schon ausgegebenen Weihnachtspackete sind fast alle in die Hände der Franzosen gefallen, vielleicht hatten sie es darauf abgesehen. Ich hatte meine Packete und wertvollen Sachen nach der Bagage bringen lassen, so daß mir nichts fehlt. Die Franzosen hatten zuerst Erfolg, verloren dann aber wieder den größten Teil der Stellung. Heute schoß unsre Artillerie kräftig, so daß sie keine reine Freude über das Eroberte haben werden. Ich bin gesund, wenn auch etwas angestrengt und bin froh, daß wir Ruhe haben. Herzliche Weihnachtsgrüße sendet Euer Oskar.

30. Dezember 1915.

Meine liebe Edith,

ich habe Deinen Brief vom 21. Dezember vor einigen Tagen erhalten. Wir lagen in Reserve in einem größern Ort hinter der Vogesenfront. Schwere Tage hatten wir hinter uns; gerade der 21. gehörte zu den schwersten, die wir bisher im Kriege überhaupt erlebt haben. Die Franzosen kennen uns auch nachgerade. Ein Gefangener, der unsere Nummer auf der Achselklappe sah, sagte: „Ah, Metzeral Metzeral!“ Ähnlich ging es uns in der Champagne, auch dort trafen wir Bekannte. Auch einige kleine „spassige“ Geschichten sind vorgekommen. Einer von unsern Leuten, ich glaube, es war ein junger Kriegsfreiwilliger, wurde von den Franzosen ergriffen. Man nahm ihm alle Waffen ab, dann ließ man ihn wieder laufen. Er kam zu einem Unterstand zurück, in dem sich noch Leute von uns befanden, alarmierte sie, und es gelang ihnen, durch Handgranatenwerfen die Franzosen am weiteren Vordringen zu hindern. An demselben Abend nahmen die Franzosen einen Jäger gefangen; eine Jägerabteilung unterstand damals unsrer Kompagnie. Dieser Jäger sollte erkunden, wieweit der Graben vom Feinde frei war. Er ging mutig vorwärts, ihm folgten noch einige Jäger. Vor sich hörte er rufen: „Bist Du da?“ Er denkt, es sind schon einige vor ihm, geht weiter und wird von zwei Franzosen gefaßt. Sie nahmen ihm alle Waffen ab, hielten ihm das aufgepflanzte Seitengewehr vor die Brust und deuteten ihm an, er solle weitere heranlocken. Er mußte rufen: „Kommt doch her!“ Der nachfolgende Oberjäger merkte aber, was geschehen war; er ging vor und warf ein paar Handgranaten in den dunklen Graben. Dadurch wurden die beiden Franzosen getötet, und unser kleiner Jäger, nur ganz leicht verletzt, kam wieder zu uns zurück. Er konnte vor Freude kaum ein Wort herausbringen.

Am 23. abends wurden wir abgelöst und bekamen ein paar Tage Ruhe. Weihnachtsstimmung war nicht vorhanden. Am 26. abends mußten wir zum Schanzen, eine sehr wichtige Stellung ausheben. Es war stockfinster. Nach einem langen Marsch kamen wir in dem Dorfe W. an, das völlig zerschossen war. Nur die Kirche war wenig beschädigt. In diese wurden wir geführt, damit wir uns ausruhen sollten. So waren wir Weihnacht doch noch in der Kirche gewesen. Dann gings durch zerschossene Häuser, über Bäche, auf schlammigen Wegen und in nassen Gräben zu unserm Arbeitsort. Durchnäßt waren wir von oben bis unten, von außen und innen, reichliche Wassermengen waren über uns gekommen. Morgens um 7 Uhr kamen wir zurück und suchten Quartier in Gebweiler. Dort hat es mir ganz gut gefallen. Aber noch am Abend brachen wir auf, zum vierten Mal nach Mülhausen. Dort erwerben wir allmählich Bürgerrechte. Ich habe diesmal ein äußerst nettes Quartier bei zwei jungen Damen von dem seltenen Namen Meyer. Ich fühle mich hier wohl. Gestern haben wir endlich unsre

Digitized by Google

eihnachtsfeier veranstalten können. Zuerst war eine kirchliche Feier, dann waren
c mit der Kompagnie zusammen in einem schön geschmückten Zimmer der Kaserne.
ging sehr fröhlich zu. Jeder, auch die Offiziere, bekamen ein Packet. Dann
ir noch zweimal Verlosung, bei der ich auch jedesmal Glück hatte. Vorträge
er Art wechselten einander ab. Um 1½ Uhr gingen wir fort. Die Leute blieben
ch lange zusammen. Um 10 wurde aber der Dienst schon wieder stramm aus-
führt. Mir geht es gut. Meine herzlichsten Neujahrswünsche begleiten Dich
ts. Dein Oskar.

30. März 1916.

Meine liebe Edith,

ute an einem schönen Sonnenmorgen möchte ich Dir ein kleines Stimmungsbild
kommen lassen. Ich befinde mich seit mehreren Tagen in einem zerschossenen
alde vor Verdun. Da heute nach vielen Regentagen zum ersten Male die
rühlingssonne sich durchzusetzen vermag, so bin auch ich aus meinem neuen Well-
ech-Bunker gegangen und sitze auf einem alten durch eine Granate geknickten
orrigen Eichstamm. Die kahlen, kurzen noch stehen gebliebenen Stämme des
nterholzes heben ihre verwundeten Körper klagend zum Himmel. Die große
nzahl der Granatlöcher und Trichter zeigen, wie schwer das deutsche Artillerie-
uer auf diesem Walde gelegen hat. Gar nicht weit von hier steht eine zerschossene
anzösische Batterie, und Ausrüstungsstücke deutscher und französischer Infanteristen
egen überall verstreut. Der Kampf war hier nicht leicht. Fast ununterbrochen
nden unsere Batterien ihre eisernen Grüße hinüber, und die Franzosen verfehlen
icht, sie zu beantworten. Die Flieger sind von morgens früh bis abends spät
itig, und häufig genug zeigt uns das Maschinengewehrfeuer in der Luft ein
efecht an. Die Fliegerabwehrbatterien empfangen den Feind schon früh, und
ie weißen und braunen Wölkchen am Himmel zeigen uns die Stelle, an der das
Schrapnell krepierte. Ruhe herrscht eigentlich zu keiner Zeit, weder bei Tag noch
ei Nacht. In der Dunkelheit beginnt erst das eigentliche Leben auf den Straßen
nd Wegen; die Munitionskolonnen sorgen für Ersatz, und die Verpflegung muß
erangeschafft werden. Ständig am Himmel stehende Fesselballons können weithin
ie Gegend beobachten und verhindern bei Tage den Verkehr fast völlig. Nachts
iegt deshalb auf den wichtigsten Straßen, Wegen und Plätzen häufig Artillerie-
euer. Unsre Tätigkeit begann bis jetzt auch nachts; wir schanzten an einem Lauf-
graben. Der Anmarsch ist schon sehr beschwerlich infolge des aufgeweichten
Lehm- und Tonbodens. Diese Gegend ist als Dreckgegend bekannt.
Infolgedessen nehmen die darin sich aufhaltenden Menschen auch allzubald diese
Farbe an, da sie innig mit dem Boden verbunden sind. Nachts kann man dem
größten Dreck nicht aus dem Wege gehen; man fällt in Granatlöcher, und dadurch
kommt es, daß man sich von oben bis unten überschmiert. Am nächsten Morgen
hat man das Bedürfniß, sich zu trocknen, anstatt dessen regnete es bis heute;
Oefen waren nur in wenigen Unterständen vorhanden. Solche Anforderungen hat
man bisher an uns noch nicht gestellt, und doch beginnt unsre Aufgabe erst, wenn
wir morgen in den Graben ziehen. Nun, mir geht es trotz alledem gut, wenn auch
viele schon diese Unbilden des Wetters nicht haben vertragen können. Ich sehe
ruhig der Zukunft entgegen, wohl wissend, daß ich geführt werde von Gott. Das
hält mich gesund.

Deinen lieben Brief vom 23. habe ich erhalten und danke Dir dafür. Schön war
der Urlaub! Aber auch diese Zeiten der Unruhe gehen vorüber; wohl dem, der sie
geistig überwindet. Herzlichen Gruß Dein Oskar.

Digitized by Google

Presse und Armee in Deutschland.

Von Major a. D. Franz Carl Endres.

Die Divergenz zwischen Presse und Armee ist in Friedenszeiten hin und wieder recht deutlich zu Tage getreten und hat weder der Presse noch der Armee genützt. Wir schalten unter dem Namen „Presse" alle Blätter und Blättchen aus, die vom Skandal leben und auch die, welche bei durchaus anständiger Gesinnung von der Weisheit Anderer leben und berücksichtigen nur die großen Tageszeitungen und die Zeitschriften, die sich politisch-militärisch mit eigener Auffassung zur jeweiligen Lage äußern. Die Presse ist die sichtbar gewordene öffentliche Meinung. Nicht die allgemeine Meinung, sondern die Meinung derjenigen Gruppe der Allgemeinheit, die politisch hinter der Zeitung steht! Damit ist allerdings die subjektive Verschiedenheit der politischen Auffassung gegeben, nicht aber eine prinzipielle Verschiedenheit in der objektiven Stellungnahme gegenüber Recht und Unrecht. Den größten Schaden in Hinsicht auf ein Zusammenwirken von Armee (als eines wichtigen Teiles des Staates und der Gesellschaft) und Presse hat die mangelnde Orientierung der Presse über Armeeangelegenheiten und die unrichtige Einschätzung der Presse durch die Armee verursacht. Die inneren Angelegenheiten der Armee sind innere Angelegenheiten des Volkes, an denen die Allgemeinheit das größte Interesse haben darf und muß. Wo etwa in der Armee die Anschauung besteht, daß diese Angelegenheiten (Soldatenbehandlung, Offiziersersatz, Lohn- und Versorgungsverhältnisse, Verpflegung und Pensionierungsfragen usw.) die Allgemeinheit gar nichts angehen, da fehlt es dann eben an politischer Einsicht und vor allem an der Einsicht, daß die moderne Armee kein Sonderdasein führt, sondern einen integrierenden Bestandteil des deutschen Volkes darstellt.

Diese Anschauung wird nach dem Kriege viel allgemeiner, auch in der Armee selbst, zutage treten, als das vor dem Kriege der Fall war.

Es ist ganz selbstverständlich, daß man militärische Geheimnisse auch im Frieden der Presse nicht mitteilt, wenn sie noch nicht auf andere Weise bekannt geworden sind. Sind sie das aber, was sich bei der Geschwätzigkeit der Männer, die der der Frauen im Allgemeinen nicht viel nachgiebt, oft nicht vermeiden läßt, so empfiehlt es sich viel eher, der Presse vertraulich mitzuteilen, daß über die und die Fragen nichts zu bringen sei, weil sie geheim seien, als ein kaltes und hochmütiges Ablehnen jeder Auskunft. Die Presse allein ist in der Lage, Gerüchten und Geschwätzen die Spitze abzubrechen, aber auch die loyalste Presse bringt ab und zu etwas, was im Interesse der Landesverteidigung nicht um Alles in der Welt hätte gebracht werden sollen — einfach deshalb, weil sie nicht weiß, daß es geheim ist. Und sie weiß es nicht, weil es ihr niemand sagt, weil der nötige Kontakt zwischen Armee und Presse fehlt. Ganz ähnlich liegen die Fälle bei Soldatenmißhandlungen. Oft ist eine Mißhandlung tatsächlich nur der Ausfluß eines jugendlichen, ungeschickten Übereifers. Der Fall wird bekannt und wird in der Presse in der prinzipiell ganz berechtigten Absicht, mit der Macht der Öffentlichkeit solche Mißstände zu beseitigen, spaltenlang besprochen, wobei es an Verallgemeinerungen nicht fehlt. Eine gründliche Orientierung der Presse würde viele derartige Fälle wesentlich vereinfachen.

Andererseits ist die Presse durch ihre auswärtigen Vertreter und durch ihre Verbindungen im Ausland ganz besonders in der Lage, militärisch interessante

Digitized by Google

tsachen zu bringen, wenn sie weiß, was die Armee interessiert, auf welche formationen es für die Armee ankommt. Dadurch können wertvolle Orientierungen über feindliches Land, sowie über Geist und Ausbildung der feindlichen meen der eigenen Armee bekannt gemacht werden, was von ganz hervorragender, auch erst durch die Erfahrungen des Weltkrieges erkannter Bedeutung ist. Außer dieser öffentlichen Information kann die Presse auch als Dank für formationen, die sie von den obersten Kommandobehörden bekommt, diesen ederum aus der Masse ihrer Auslandsinformationen Einzelheiten zukommen sen, die von höchster Wichtigkeit sein können. Die Diplomatie als Berichtatterin über Zustände, Stimmungen usw. des fremden Landes hat so gründh versagt, daß mit ihr, wenn man sich nicht endlich entschließt, mit dem ganzen, ralteten, auf einem Miniaturgottesgnadentum des Hochadels und des Geldels beruhenden System zu brechen, gar nicht gerechnet werden kann. Es wird ache des deutschen Volkes sein, ob es sich länger durch solche Talentlosigkeiten rtreten lassen will.

Das Zusammenwirken von Presse und Armee kann (von Rosa Luxemburg und r. Liebknecht abgesehen) in gegenseitiger Achtung zum Heile des Vaterlandes i Frieden vor sich gehen. Es erfordert lediglich die Auffindung gewissermaßen nes gemeinsamen Nenners, eines Gesichtspunktes, den beide Einrichtungen als ielpunkt nehmen können, indem sie sich, unbeschadet ihrer politischen Auffasngen, treffen und finden. Und das ist das Interesse des Vaterlandes, für das i arbeiten sowohl der Presse als auch der Armee höchstes Ziel ist. Es giebt ine Presse, die existenzberechtigt wäre und dabei im Endzweck andere Interessen rfolgte, als die nationaler Entwicklung. Freilich geschieht das auf verschienen Wegen und in Friedenszeiten überwuchern die Interessen von Parteider Finanzgruppen oft so stark, daß man das nationale Interesse mit der Lupe chen muß. Der Weltkrieg hat aber mit dem eisernen Knüttel gemeinsamer Not as Interesse am Vaterland wach geklopft und es ist Sache der Regierungen, ieses Interesse, das in allen Spalten der Presse sichtbar ist, wach zu halten. Das ist nur durch Vertrauen zur Presse möglich.

Im Kriege tritt ein Faktor zwischen Presse und Armee, der die militärischen nd politischen Grundlagen der Presse äußerlich durchaus erschüttert, das ist ie Zensur. Die Zensur ist der Tod der Presse, sie vergiftet die öffentliche Meinung, weil sie die geheime Agitation in Wort und Schrift großzieht, weil ie das Gerücht, das nur vor der sonnenklaren Öffentlichkeit der Presse weicht, egünstigt, indem sie der Presse das Wort verbietet. Die Zensur ist also ziemlich ie schädlichste Einrichtung, die man sich für das öffentliche Leben denken kann. lber — sie ist im Kriege als militärische (nicht als politische) Zensur unbedingt otwendig. Vor dieser Notwendigkeit verschwinden alle anderen Bedenken. Die nilitärische Zensur muß da sein. Es ist sonst ganz unausbleiblich, daß militärische Geheimnisse unbeabsichtigt verraten werden. Daß die Zensur oft in ganz ungeschickter Weise ausgeübt wird, tut der prinzipiellen Frage ihrer Notwendigkeit keinen Abbruch. Daß menschliche Schwäche und menschliche Beeinflußbarkeit ihre Hand so und so oft im Spiele haben, ist ebenfalls eine Erscheinung, die nicht am Wesen der Zensur, sondern an den sie ausübenden Persönlichkeiten liegt. Klagen in solcher Hinsicht können sich daher weniger gegen das System, als gegen die Auswahl der Persönlichkeiten und nur, insofern als diese ja auch ein Stück des Systems ist, gegen dieses richten.

Da die Zensur in erster Linie mit der Presse zu tun hat, sollten Vertrauens-

Digitized by Google

männer der Presse Sitz und Stimme in der Zensur haben[1]). Dadurch werden Bestimmungen vermieden, die die deutliche Unkenntnis journalistischen Wesens an der Stirne tragen. Dadurch ist auch vielleicht ein engerer Kontakt zwischen Heeresleitung und Presse erreichbar.

Die Presse soll für Zwecke der Kriegführung benützt werden. Sie hält es für ihre Ehrenpflicht, ihre Kraft in den Dienst der Kriegführung zu stellen. Aber man versteht in den amtlichen Stellen noch immer unter „die Presse benützen" ein „der Presse diktieren". Das ist natürlich ein gewaltiger Unterschied und keine freie Presse wird sich ein Diktat gefallen lassen. Denn ein solches Verfahren würde der Presse das Vertrauen ihres Leserkreises sofort nehmen, nicht etwa deshalb, weil man die Richtigkeit der Regierungs- usw. Diktate anzweifeln würde, sondern deshalb, weil man gewohnt ist und mit Recht erwartet, auch in Kriegszeiten ein gewisses Maß von Kritik in der Presse zu finden, eine Kritik die nur bei Freiheit der redaktionellen Entschließungen gedeihen kann.

„Die Presse benützen" heißt vielmehr, sie orientieren über Ziele und Zwecke, über Strömungen und Verhandlungen und sie veranlassen, im Sinne eines erkannten Zieles zu arbeiten. Die Redaktionen großer Tageszeitungen haben einen Stab von Redakteuren, der hinreichend politisches Geschick in sich vereint, um den erhaltenen Orientierungen entsprechend zu handeln. Diese geschulten und bewährten Redakteure sind wesentlich klüger und gewandter, als die Masse der hochpolitischen jungen Beamten z. B. des Auswärtigen Amtes, die doch erst Anfänger auf dem schwierigen Gebiete sind. Irgend welche Überhebung der amtlichen Stellen ist also gar nicht am Platze.

Diese Orientierungen können im Kriege nur in Hinsicht der militärisch-politischen Ziele erfolgen. Dabei brauchen geplante Operationen keineswegs verraten zu werden.

Die Presse aber nicht zu orientieren, für gewöhnlich bei Seite zu schieben und dann, wenn man sie braucht, herbeizurufen und zu glauben, daß sie dann begeistert mitstenographiert, das ist ein Zeichen von Kurzsichtigkeit.

Über das Verbieten militärischer Kritik kann man verschiedener Anschauung sein. Der radikale Standpunkt, daß es notwendig sei, das Maul zu halten, ist in Zeiten größter Entscheidungen berechtigt, im Allgemeinen aber durchaus unberechtigt. Bei uns wird oft Kritiklosigkeit mit Patriotismus verwechselt. Die größere Freiheit der englischen militärischen Kritik hat der Kriegführung Englands nicht ersichtlich geschadet. Kritikfreiheit ist stets ein Zeichen von Stärke. Ganz abzulehnen aber ist ein Motiv für das Verbot der Kritik, das auf persönlichem Gebiete ruht. Die Angst hochgestellter Persönlichkeiten vor der Kritik darf nicht Verbote der Kritik erzeugen. Zu vermeiden ist nur (und dafür ist die Zensur da), daß durch die militärische Kritik dem Feinde Orientierungen verschafft werden, die er strategisch oder allgemein militärisch ausnützen kann. Da nun die gesamte Presse den eigenen militärischen Sieg will, also von prinzipieller Opposition nicht die Rede ist, so liegen die Verhältnisse viel einfacher als man gemeinhin annimmt. Es handelt sich auch hier nur darum, die Presse zu orientieren und ihr zu erklären, warum dies und jenes nicht gebracht werden soll und so weiter.

Ganz verfehlt ist natürlich bei Presse, Verlagen und Autoren eine Behandlung mit verschiedenem Maß. Wenn die Heeresleitung wüßte, wie viel böses Blut

[1]) Die Verhältnisse der Münchener Zensur sind in dieser, wie in jeder anderen Hinsicht vorbildlich.

Digitized by Google

urch gemacht wird und wie viel Loyalität dadurch zerstört wird, dann würde der politischen Leitung nicht so weit entgegenkommen, daß einzelne Verlage ge bringen dürfen, die anderen glatt verboten werden, daß beispielsweise (der l ist vorgekommen) ein Autor Armeen und Armeekorps in einem historischen ckblick nennen darf und einem anderen Autor, der den gleichen historischen ckblick schreibt, von der gleichen Zensurstelle, das und noch vieles andere ohne e andere Erläuterung, als daß es bei ihm eben nicht erlaubt wird, verboten d. Auf Einzelheiten werden wir später zurückkommen. Das sieht so aus, als nn man amtlich die Absicht hätte, eine offizielle Legende groß zu ziehen und ihrem Schutz alles zu verbieten, was geistig nicht nahe mit dem Offiziellen wandt ist! Man glaube doch nicht, daß das auf die Dauer möglich ist.

Je mehr man die Kritik und das freie Wort unterbindet, desto gewaltiger wer- n beide aufstehen, wenn der Tag der Freiheit gekommen ist, desto gehässiger rden beide werden.

Im Kriege selbst aber schadet die politische Zensur ungemein. Der Einfluß, den e englische Presse im neutralen Ausland hat, beruht zum großen Teil auf der grö- ren Freiheit des Wortes. Unsere geistig höher stehende Presse verliert an Resonanz id überzeugender Kraft, wenn das Ausland an ihrem Ton und an so und so viel orkommnissen merkt, daß sie nichts sagen darf, was nicht genehm ist. Ich weiß nicht, as man sich für Vorteile davon verspricht. Der große Nachteil, daß man nur ne kritiklose Presse an der Hand hat und daß dieser Presse schon im Inland, schweige denn im Ausland niemand mehr etwas glaubt (und zwar auch nicht, enn sie Recht hat) — dieser Nachteil scheint mir all' die vermutlichen Vorteile ufzuwiegen, denen zuliebe man das Wort fesselt. Bedenken wir, daß wohl so manche rtikel redaktioneller Natur, wenn sie der Zensur vorgelegen hätten, sehr stark usammengestrichen worden wären. Das heißt mit anderen Worten: Was die Presse heute noch auf die Gefahr hin, gemaßregelt zu werden, Wertvolles schreibt, as schreibt sie oft trotz der Zensur, das bringt sie oft in Kämpfen oder Kompro- nissen gerade noch durch, aber im Prinzip doch gegen den Willen der politischen Regierung.

Ein zu Viel im Verbieten der Kritik ist ein Zeichen von Angst oder von Dummheit oder von beiden.

Auf politischem Gebiet kann wesentlich mehr Freiheit gegeben werden, als auf nilitärischem. Allerdings nur, wenn die Reichsleitung einen ganz klaren, fest- umrissenen Weg auf ein ebenso klares Ziel geht. Je mehr sie schwankt, je mehr ie sich von Interessengruppen hin und herziehen läßt, desto mehr muß sie politische Erörterungen in der Presse fürchten, desto mehr wird sie diese also verbieten. Eine Regierung, die über den Parteien und Interessengruppen stehend, reine Kriegs- politik treibt, wird mit Ruhe politische Erörterungen freigeben können. Freilich giebt es einige Punkte, die im Kriege von der Presse nur im Sinne der Regie- rungspolitik berührt werden dürfen, weil eine Opposition einer Schwächung der Regierung in ihrer Wirkung auf das Ausland gleichkäme. Welche Punkte das sind, wird am besten von der militärischen Leitung ohne jede Einmischung der politischen beurteilt und auch hier hilft allein die Orientierung der Presse. Je mehr die Presse das Parteilose, die „reine Politik" der Armee erkennt, die auf den Sieg gerichtet ist, den ja auch die Presse will, desto leichter wird die Presse im Hinblick auf das Endziel Opfer ihrer eigenen Meinung bringen. Mit anderen Worten: Je klarer die Armeeleitung denkt, desto leichter bekommt sie die Presse aller Parteien für ihre Zwecke an die Hand, ohne Zwang, lediglich aus dem

Digitized by Google

auch in den Redaktionen genugsam gewürdigten Gedanken heraus, daß Einheitlichkeit der Handlung im Kriege das Wichtigste ist.

Solange aber niemand weiß, was gewollt wird, oder so lange dies Wollen schwankt, herrscht in der von vaterländischem Geist erfüllten Presse, schon infolge der Unkenntnis des Programmes, ein Wirrwarr von Meinung.

Die Presse wird nach dem Kriege eine heute noch gar nicht geahnte Entwickelung in der Richtung politischer Macht nehmen. Hand in Hand mit dieser Entwickelung wird die Erkenntnis in alle amtlichen Stellen einziehen müssen, daß man zu einem anderen System der Verwendung und der Behandlung der Presse gelangen muß und daß man durch eine andere Verwendung unendlich größeren Nutzen für die Allgemeinheit, für die äußere Politik und für die Armee aus der Mitwirkung der Presse gewinnt. Aus der Presse, die in ihren Persönlichkeiten zum Mindesten ebensoviel Intelligenzen vereinigt, wie die bestausgestatteten Staatsstellen.

Die Freiheit der Meinung und die Unabhängigkeit der Person dürfen allerdings nicht mehr wie bisher verdächtig erscheinen.

Verfassung und Menschentum.

Von Reichsfreiherrn vom Stein.

Soll eine Verfassung gebildet werden, so muß sie geschichtlich sein, wir müssen sie nicht erfinden, wir müssen sie erneuern, ihre Elemente in den ersten Zeiten der Entstehung unseres Volkes aufsuchen — und aus diesen sie entwickeln.

Unsere neueren Publizisten suchen die Vollkommenheit der Staatsverfassung in der gehörigen Organisation der Verfassung selbst, nicht in der Vervollkommnung der Menschen, der Träger der Verfassung. Die mit dem Praktischen des konstitutionellen Lebens innig vertrauten Alten forderten unerläßlich zu seinem Bestehen Religiosität und Sittlichkeit, — der Charakter, das Wollen muß gebildet werden, nicht allein das Wissen.

Ich bin kein Freund von Journalismus, er tötet gründliche Wissenschaften, ihre Stelle nimmt ein seichtes, politisches, bösartiges Machwerk ein, das nach Abonnenten strebt, den Leidenschaften der Menge schmeichelt und am Ende die Staaten regiert.

Ich halte sie (die Universalität der Militärpflicht) für vortrefflich, daß eine Anstalt vorhanden, die in allen den kriegerischen Geist erhält, die kriegerischen Fertigkeiten entwickelt, alle an Entbehrung und Anstrengung und Gleichheit des Gehorsams gewöhnt.

Die Grundursachen unseres Unglückes sind die Weichlichkeit und die Selbstsucht des Jahrhunderts, welche uns stets abgezogen haben von der durch die Pflicht vorgeschriebenen Linie, um die Opfer zu vermeiden, welche unsere Lage forderte; und diese Nichtigkeit des Willens, dieses Verlangen nach dem Genusse des Augenblickes sind es, die uns der Ehre, der Unabhängigkeit und selbst der Güter beraubt haben, welche allein unserer Selbstsucht wünschenswert erschienen. Das Übermaß der Übel wird das kommende Geschlecht wieder stählen, vielleicht aber es auch vollends erdrücken und ganz vertieren, wenn wir uns nicht damit beschäftigen, unsere Kinder zu den Grundsätzen zurückzuführen, deren Verlassen an dem allgemeinen Untergang schuld ist.

Die Aufklärung allein hat die Sittlichkeit der Menschen nicht verbessert, wir finden vielmehr oft reiche und aufgeklärte Völker entmutet, — ein frommer, reiner, tapferer Sinn, der erhält die Staaten, nicht Reichtum und Aufklärung. (Aus der Süddeutschen Zeitung, Stuttgart, 30. April 1917.)

Digitized by Google

Allgemeines Wahlrecht und Demokratie.

Von Lord Grey.

Wir glauben, der folgende Offene Brief des früheren liberalen englischen Ministers an die Times wird manche unserer Leser in diesem Augenblick interessieren, in dem nicht wenige Deutsche in Gefahr sind, sich den Donner unserer siegreichen Kanonen von den Schlagworten der angelsächsischen Demokratie übertönen zu lassen. Es dürfte für manchen Deutschen, um die Worte Greys zu gebrauchen, ernüchternd und erstaunlich sein, zu hören, wie sich die Engländer untereinander über die gleichen äußeren Formen der Demokratie aussprechen, deren Annahme sie uns als Friedensbedingung vorschreiben möchten. v. M.

Nein Herr, Sie werden mir gewiß erlauben, Ihnen einen Protest zu senden, den ich auf meinem Krankenbett diktiere . . . (gegen Lloyd George, zugunsten r dem Parlament vorgelegten Entwürfe einer Proportionalvertretung).

Ich bedaure, daß meine Ärzte mir keine Teilnahme weder an privaten noch an fentlichen Geschäften erlauben, und daß ich deshalb nicht in der Lage bin, diese rage in der Weise zu behandeln, die sie verdient. Aber ich kann mich doch nicht thalten, die ernste Hoffnung auszusprechen, daß wenn die Regierung S. M. ein eformgesetz vorlegt, das die wichtigsten Grundsätze der Demokratie nicht verirgt, das nicht jedem Wähler, soweit Wahlordnungen das erlauben, einen gleichäßigen Anteil an der parlamentarischen Vertretung sichert, — daß dann alle dienigen, die glauben, daß die weise Regierung des Vereinigten Königreichs und e sichere Obhut des Imperiums von der Einrichtung eines guten Unterhauses ɔhängen, einen hartnäckigen und entschiedenen Widerstand dagegen organisieren erden, daß ein solches Gesetz im Parlament durchgeht.

Ich bedaure tief, daß der Premierminister erklärt haben soll, er habe keine pernliche Ansicht über die Frage der Proportionalvertretung. Ich gehöre zu denen, ie mit Dankbarkeit und Bewunderung auf ihn blicken, als auf einen großen befreier, den sein Geist und sein Mut wohl befähigen, das Imperium zu retten und en Krieg zu gewinnen; deshalb bedaure ich, daß er eine Erklärung abgegeben aben soll, die ihn, wenn wir sie buchstäblich nehmen sollten, der Stellung unfähig rklären würde, die er einnimmt. Niemand kann Anspruch auf den Namen eines Staatsmannes erheben, der sich nicht darüber klar ist, daß ein weit ausgedehntes nd einförmiges Wahlrecht, verbunden mit einer Majoritätsvertretung und ohne ien Schutz irgendwelcher konstitutioneller Hemmungen oder Sicherheiten immer ihne Ausnahme zum Unheil geführt hat.

In den Vereinigten Staaten hat die Majoritätsvertretung vor 50 Jahren zum Bürgerkrieg und in jüngeren Zeiten durch die Herrschaft des Caucus zur „Regierung des Volkes durch die Schufte für die Reichen" (‚government of the people by the rascals for the rich') geführt, mit dem Erfolg, daß das Volk in weiten Gebieten der Vereinigten Staaten vorsätzlich die Repräsentativverfassung abgeschafft und dafür die Herrschaft des Mannes auf der Straße eingeführt hat, durch das System, das als „Initiative, Referendum, Widerruf" bekannt ist.

In Kanada ist die Notwendigkeit der zwei streitenden politischen Parteien, in jedem Distrikt eine Wahlmajorität zu gewinnen, ein zerrüttendes Element, das das Leben des Volkes vom Atlantischen Meer bis zum Stillen Ozean vergiftet.

Digitized by Google

In Südafrika hat die Tatsache, daß es dem General Botha bei der letzten allgemeinen Wahl nicht gelang, in der Oranje-Fluß-Provinz auch nur einen einzigen Sitz zu gewinnen, die Union ernsthaft gefährdet.

In Australien ist der Caucus oberste Gewalt, und es ist für diejenigen, die nicht Mitglieder von Arbeiterorganisationen sind, in den Minen- und Industriebezirken ebensowenig möglich, gewählt zu werden, wie es im letzten Viertel des Jahrhunderts für die Unionisten im Süden oder Westen Irlands war, eine parlamentarische Vertretung zu finden.

Im Vereinigten Königreich hat es unser gegenwärtiges System der Majoritätsvertretung einem mächtigen Minister ermöglicht, die Verfassung umzustürzen, indem er das Haus der Lords seines Vetorechtes beraubte, und dann das Land unmittelbar in den Rachen eines Bürgerkrieges zu treiben, indem er dem Volk das Recht, seine Meinung über seine irische Politik auszusprechen, vorenthielt.

Jetzt wird uns vorgeschlagen, einem neuen Reformgesetz zuzustimmen, das die Tendenz verstärken wird, die ganze Souveränität des Imperiums in die Hände einer unvollständigen und privilegierten Demokratie zu legen, die absichtlich die Macht, die der einen Klasse gehört, einer andern überträgt. Diesem Versuch muß Widerstand geleistet werden, koste es was es wolle. Wir brauchen eine gerechte und vollständige Demokratie, aber keine Demokratie, die privilegiert und unvollständig ist. Proportionalvertretung ist vollständige Demokratie. Sie gibt namhaften Minderheiten Vertretung im Verhältnis zu ihrer Stärke: sie sichert allen eine billige und gleichmäßige Vertretung, und die Herrschaft der Mehrheit. Anders als unser gegenwärtiges System gibt sie dem Wähler Freiheit der Wahl, indem sie ihm ermöglicht, gegen den Kandidaten des Caucus zu stimmen, ohne seine Stimme wegzuwerfen. Anders als unser gegenwärtiges System öffnet sie die Tür des Unterhauses für Männer von hohem Charakter, Männer mit nationalen, und nicht mit Parteiidealen, und befähigt sie, ihre Sitze gegen den Widerstand des Caucus festzuhalten. Proportionalvertretung sieht also eine vollständige Demokratie vor, mit ihren eigenen gerechten und natürlichen Sicherheiten für die Erhaltung der Freiheit und gegen die Schäden und Gefahren einer versklavenden Tyrannei.

Es gibt noch eine andere höchst wichtige Erwägung, die ich der Aufmerksamkeit des Herrn Lloyd George und der überseeischen Minister S. M., die jetzt in London versammelt sind, dringend empfehlen möchte. Bis das Versprechen in der Einleitung des Parlaments-Gesetzes ganz erfüllt ist oder bis die organische Union des Imperiums in einer neuen Reichsverfassung Ausdruck findet, wird die Souveränität nicht nur der britischen Inseln, sondern des ganzen Imperiums auch weiterhin ihren Sitz haben in einem einzigen, unkontrollierten Haus, das unter unserm gegenwärtigen Wahlsystem nicht annähernd eine entsprechende Vertretung des Volkes ist, noch sein kann. Ein ernüchternder und erstaunlicher Gedanke! Vom Charakter des Unterhauses hängt nicht nur die Wohlfahrt eines Viertels der menschlichen Rasse ab, sondern das Schicksal der Menschheit.

Ich bin, mein Herr, Ihr achtungsvoll ergebener Grey.

Howick, Lesbury, Northumberland, 30. März 1917."

Digitized by Google

Japan

Von A. Dirr.

Über fast 200 Längengrade zieht sich das ungeheure Dreieck von Ländermassen hin, dem die alten Geographen die Namen Europa und Asien gegeben haben. Mit der Spitze schaut es in das Atlantische Meer; die riesige Basis von der Behringstraße bis nach Indochina hinunter stützt sich auf den Stillen Ozean. Und vor Spitze und Basis liegen wie vorgeschobene Wachposten Inselgruppen: Großbritannien im äußersten Westen, Japan im fernsten Osten. Beide sind räumlich kümmerliche Anhängsel oder Ausläufer des Festlands; beide sind nichts ohne dieses und darum eigentlich seine Feinde. Denn es ist nun einmal ein Zug menschlichen Wesens, daß man dem nicht sehr wohl will, von dem man abhängt.

Die Inselkette, die sich bogig von der Südspitze Koreas bis zur Südspitze von Sachalin hinaufzieht, und die als Japan bezeichnet wird (sie mißt etwa 15 Breitengrade in ihrer Ausdehnung, also ungefähr die Strecke von Malta bis nach Frankfurt a. M.), wird, wie heutzutage jeder Schuljunge weiß, von einer gelben Menschheit bewohnt, von Angehörigen der „mongolischen Rasse". Aber diese Menschheit ist nicht ungemischt, drei, vielleicht mehr Elemente haben zu ihrer Bildung beigetragen. Die älteste Schicht scheint nicht mongoloid gewesen zu sein; sie war vielleicht identisch mit dem heute schon stark verminderten Völkchen der Ainu, in der man sogar etwas „kaukasoides" (ein unglücklicher Ausdruck!) sehen will; auf jeden Fall scheidet sie ihre starke Gesichts- und Körperbehaarung scharf von den eigentlichen Mongolen. Dazu kamen in vorgeschichtlichen Zeiten noch Eindringlinge aus dem Süden malaischer Herkunft und solche aus dem Norden, wohl mandschurisch-koreanischer Herkunft. Man kann nicht sagen, daß das Resultat aller dieser Mischungen ein besonders glückliches gewesen wäre vom Standpunkte der Rassenschönheit: unter allen Gelben machen die Japaner wohl den kläglichsten Eindruck. „Schöner ist doch unsereiner", sagt Busch. Das bißchen Schönheit, das die Rasse aufgebracht hat, hat sich hier rein ins Weibliche geflüchtet und auch da hapert es ganz gewaltig. Bälz, wohl der beste Kenner der somatischen Eigenschaften der Japaner, unterschied (beim weiblichen Geschlecht) zwei Typen, einen feineren, den er Choshiu-Typus nannte, und einen gröberen, den Satsuma-Typus. Der erstere erinnert mehr an die mittelländische Rasse; der zweite fällt stark ins Mongolische zurück. Daß auch bei den Männern der mittelländische Typus vertreten ist, das ist wohl nach dem Gesagten selbstverständlich; bei ihnen, wie beim weiblichen Choshiutyp kommen Erscheinungen vor, die direkt an Semitisches erinnern. Ich brauche bloß auf die ja fast allgemein bekannten Porträts eines Gentaro Kodama, eines Aritomo Jamagata, eines Michitsura Nodzu, eines Kiten Nogi, lauter Heerführer des russisch-japanischen Krieges, hinzuweisen.

Glücklicher als die Physis des japanischen Volkes ist seine Psyche dem Genius gelungen, der über seinen Schicksalen steht und sie leitet. Nicht daß ihm hier ein großer Wurf gelungen wäre, aber er hat einen schmiegsamen, biegsamen, hochbegabten, lerneifrigen, selbstbewußten, willenskräftigen Typus herausgebildet, der vorsichtig seine Chancen abzuwägen und zur rechten Zeit zu springen versteht. Nichts von der hehren Geisteskraft und der Wucht der Chinesen, nichts von der alles packenden Initiative des Weißen, nichts von der Phantasie des Malaien und doch von allem ein Weniges, ein Verkleinertes. Aber am meisten entwickelt die Fähigkeit zu lernen, es andern nachzumachen, das Vorhandene zu entwickeln. Keine überflüssige Sentimentalität, kein Gefühl für Dankbarkeit, wenigstens nicht

Digitized by Google

in unserem Sinne, starke Betonung der Willenssphäre, geschärfter Sinn für das Nützliche, Zweckmäßige, künstlerisch hervorragend begabt.

Die ungeheure Schwierigkeit für die Beurteilung des Ostasiaten und damit auch des Japaners entspringt dem Umstande, daß sich die Völker des fernen Ostens bei aller Gleichartigkeit im Völkergeschehen doch zum Teil ganz anders entwickelt haben als wir. Wer je Gelegenheit gehabt hat, einen tieferen Blick zu tun in die Kulturen des Ostens, muß das sofort bemerkt haben. Nicht daß China und, da es seinen Nachbarn gegenüber fast immer der Gebende war, also auch die anderen Ostasiaten sich von grauester Urzeit her völlig unabhängig vom Westen entwickelt hätten — jedes Jahr zeigt mehr und mehr, was der Osten dem Westen verdankt — nein, das Wichtige liegt darin, daß die Psyche des Ostens immer kräftig genug war um das Entlehnte in ihrem Sinne zu verarbeiten und umzugestalten. Das beweist unter anderem die Kunst Chinas gegenüber der des Westens, insgleichen die japanische gegenüber der chinesischen, insgleichen die siamesische und birmanische gegenüber der Chinas und Vorderindiens. Überall ein Entlehnen fremder Keime, aber auch ein Betreuen und Großziehen derselben im eigenen Boden, ein Beschneiden, Zurichten und Vermehren der Pflanze im eigenen Sinne. Noch ist uns ostasiatisches Wesen ziemlich fremd, trotz aller Weltpolitik.

Es ist Japan nicht leicht geworden zu dem zu werden, was es ist, die Kultur herauszuarbeiten, die es hat. Wenn diese auch in vielen Dingen der unseren nicht gleicht, ihr manchmal diametral gegenübersteht, so darf man ihr doch nicht, wie wir dies so oft beliebt haben, mit dem europäischen Maßstab näher kommen. Sie ist anders als die unsere; ob sie höher oder niederer steht, wer will es sagen? Wenn wir hinaufklettern die Jahrhunderte müssen wir bescheidener werden; wenn wir abziehen was an unserer Kultur mathematisch-technisch ist, vielleicht beschämt eine gewisse Inferiorität eingestehen. Und nun sehen wir zu, wie Japan wurde. Japans Anfänge sind in das Dunkel getaucht, das neidisch allen Anfang umgibt. Wir haben zwei alte Chroniken aus dem 8. Jahrhundert, das Kojiki und das Nihongi, die über jene fernen Zeiten froh und frei zu fabeln verstehen. Doch wissen wir, daß Japans Wiege im Süden stand, in der südwestlichen Hälfte der Hauptinsel und auf Kyushu und Shikoku, den beiden Nachbarinseln. Es war eine recht bescheidene Wiege; es war ein noch recht barbarisches Dasein. Doch weisen Grabbeigaben in Tier- und Menschengestalt schon darauf hin, daß man den Toden einen gewissen Kult weihte, daß man ihnen keine lebenden Menschen mehr opferte, daß man ihre letzte Wohnung würdig auszustatten strebte. Vielleicht dürfen wir hier schon chinesische Einflüsse vermuten, wie die Ähnlichkeit chinesischen und japanischen Todengerätes dartut; und doch um wieviel gröber als ersteres ist letzteres! Früh schon tritt das Bestreben Japans zutage, am Ausland seine Kraft zu messen. Das nächstgelegene Ausland war Korea. Japan holt sich drüben so manche Niederlage, aber es wird dafür auch mit der chinesischen Kultur bekannt, die damals, zwischen den Dynastien Han und Thang schon sehr hoch stand.

Heller wird das Licht der japanischen Geschichte erst so mit dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Noch gelten die Einrichtungen des Geschlechterverbandes. Das „Uji", die durch Blutsverwandschaft gegliederte Sippe, bildet die Einheit. Diese Uji zerfallen wiederum in fünf Gruppen, Kasten möchte man fast sagen: Gewerbetreibende, Ackerbauer, die Murajimi und die Omi, beides Adelsklassen, aber im Range gleich und endlich als höchste und fünfte, die Jimmu, die Blutsverwandten des Herrscherhauses. Der Häuptling des mächtigsten Klans, Sumera Mikoto genannt, hatte zwar wirkliche Macht nur innerhalb seiner eigenen

Digitized by Google

appe, aber er genoß doch gewisse Vorrechte, aus denen die späteren Kaiser-
)te entstehen sollten. Er ist zugleich Hoheprieſter, höchste Kultperson; er stammt
von der Sonnengöttin ab. Gleichzeitig aber wuchs auch die Macht der anderen
elsgeschlechter.

Im selben 5. Jahrhundert kommt über Korea die erste Kunde von der chine-
hen Schrift nach Japan; 552 bringt eine koreanische Gesandschaft die Heils-
schaft vom Buddha. Die Auseinandersetzung zwischen der neuen Lehre und der
en, dem Shinto, einem Natur- und Ahnendienst, spielt aufs politische Gebiet
über; es kommt zu Bürgerkriegen, weil sich gewisse Adelsgeschlechter zu Schützern
d Vorkämpfern der einen oder der anderen Lehre aufwerfen. Noch andere Kultur-
ter finden ihren Weg übers Meer hinüber nach Japan, das selbst mit dem
ina der Thangdynastie Berührung sucht. 608 werden zum ersten Male acht
panische Jünglinge an die Quelle aller Weisheit, nach China, geschickt.

Chinas Einfluß zeigt sich auch im Politischen. Der alte Aufbau Japans hatte
h überlebt. Es setzt eine Reform ein, die Teikwa-Reform, und das Land erhält
ie Verfassung nach chinesischem Muster. Nach demselben Vorbild gibt es sich
)1 ein Gesetzbuch. Die Hauptstadt des Landes ist Nara, nach der diese ganze
eriode kulturellen Aufschwungs benannt wird. Der Buddhismus erhält sorg-
ltige Pflege und es fängt das an, was später das Studium des japanischen
uddhismus so verzwickt machen sollte, die Verschmelzung der alteinheimischen
öttlichen Wesen, der Kami, mit den Heiligen und göttlichen Personen der indi-
hen Lehre. Man bleibt aber nicht beim Buchstaben stehen, man versucht die
:habene Lehre in die Tat umzusetzen: am Hofe werden Werke der Barmherzig-
:it üblich, man schützt die Tiere, man eröffnet 721 eine Freiapotheke in der Haupt-
adt, man verbietet den Genuß gewisser Fleischsorten. Die Kunst erhebt sich auf
roße Höhen im Dienste der Religion und wiederum liefert China die Vorbilder;
s sind wohl auch Nichtjapaner, nämlich Koreaner und Chinesen, die die Kunst-
verke schaffen. Diese Zeit scheint auch die ersten Landkarten gesehen zu haben, eine
Regelung des Unterrichtswesens, das allerdings nur Beamten heranbildete. Noch
chreibt man chinesisch, ähnlich wie man bei uns lateinisch schrieb, ehe man sich
uf sein Deutsch besann, aber gegen Ende der Nara-Periode erscheinen die ersten
apanischen Gedichte. Man tut auch weiter einen Riesenschritt: man erfindet die
:rste japanische Silbenschrift, das Katakana. Seidenzucht, Weberei, Papierfabrikation
)lühen, man scheint sogar im 7. Jahrhundert schon Torf und Petroleum verwendet
zu haben. Von China und Korea kommt das erste gemünzte Silber herüber. Man
verwendet reines Kupfer. Die Ainu an der Nordwestküste der Hauptinsel werden
unterworfen. Aber zugleich schwächt sich Japans Einfluß in Korea, das seine
früheren drei Reiche zu einem verschmilzt; Japan erleidet dort eine Niederlage
durch die Chinesen.

Der Adel reißt ganz beträchtliche Vorrechte an sich. Es gelingt ihm Amt und
Würde erblich zu machen. Die einzelnen Geschlechter liefern sich andauernde Fehden.
Der Hof lebt üppig und in Freuden; das Volk darbt, wird durch Hunger, Epi-
demien, Erdbeben und Feuersbrünste dezimiert. Einem Adeligen namens Yori-
tomo aus dem Geschlecht der Minamoto gelingt es, Heeresgewalt und politische
Macht in seiner Hand zu vereinen und das Shogunat, das wichtigste Staatsamt, in
seiner Familie erblich zu machen. Die Ländereien seiner besiegten Gegner verteilt er
an seine Anhänger und seine Heerführer. Es entsteht ein neuer Kriegeradel, die Buke.
Der Shogun hat die eigentliche Macht in Händen, nicht der Kaiser selbst, eine Erschei-
nung die sich in der japanischen Geschichte bis in die neue Zeit verfolgen läßt.

Digitized by Google

Von jenseits des Meeres kommt eine große Gefahr für Japan. Kublai Chan (1260—94) hat China und Korea erobert und denkt an die Unterwerfung Japans. Aber bei Tsushima zerschlägt ihm ein Taifun seine Flotte. Aus jener Zeit stammen die ersten Kenntnisse die Europa über Japan erwarb. Jener Kublai Chan hatte einen gar berühmten Europäer in seinen Diensten, keinen geringern als Marco Polo, der Europa die erste Kunde von Cipangu (spr. Tschipangu, also das sino-japanische Je-pen-kuo) meldete.

Dem Emporkommen des Kriegeradels verdankt Japan seine über vier Jahrhunderte sich erstreckende Feudalzeit. Es war teilweise eine schwere Zeit innerer Kämpfe. Aus den Shugo und Jito (Beamtenklassen) der Shogun-Zeit waren eine große Anzahl von mehr oder minder begüterten Territorialherren hervorgegangen, die Daimyo, mit ihrem Lehnsadel, den Samurai. Wie dies die Umstände mit sich brachten (es gab beständige Fehden unter ihnen) war ihre Kultur eine eigentlich rein kriegerische, rauhbeinige. Aber es entwickelte sich in diesen Schichten ein Ehrenkodex, der in einer ungemein erhabenen Auffassung von Pflicht und Ehre, von unbedingter Hingabe und Treue dem Lehnsherrn gegenüber, von großartiger Geringschätzung des Lebens, von tiefster Ehrfurcht den Ahnen gegenüber gipfelte, einen Ehrenkodex, für den der Name „Bushido" üblich wurde. Wenn man das hübsche Büchlein Inazo Nitobe's[1]) über diesen Gegenstand liest, oder Lafcadio Hearn's glänzend geschriebene Bücher, so wird man auf jeder Seite Züge finden, denen man seine unbedingte Anerkennung nicht versagen kann. Das Japan des Bushido ist am Sterben oder schon tot; mit dem Aufkommen der Schichten, die sich in Japan mit Handel und Industrie beschäftigen, ist plattester Nützlichkeitsrummel, schuftigster Amerikanismus aufgekommen. „Ehrlichem Spiel", einem der Grundsätze des Samurei, hat „das Edikt vom Jahre 1871, das den Feudalismus abschaffte, die Todesglocke geläutet. Das Edikt, das fünf Jahre später das Tragen von Schwertern verbot, läutete die alte Zeit aus, die unkaufbare Anmut des Lebens, die billige Verteidigung der Nationen, die Amme männlichen Gefühls und heldenhafter Unternehmen; es läutete die neue Zeit ein, die Zeit der Sophisten, Ökonomen und Berechner".[2]) Daß aber Bushido doch noch nicht ganz ausgestorben, lehrt uns der Selbstmord Nogis vor einigen Jahren.

Doch weiter in der Geschichte. 1467—77 richtet ein Krieg furchtbare Verwüstungen an, von denen sich Japan hundert Jahre lang nicht erholen kann. Die nur noch lose zusammenhängenden Fürstentümer befehden sich beständig untereinander. Inzwischen hatten die Mongolen in China abgewirtschaftet und es kommt mit der Wiedereinsetzung einer chinesischen Dynastie von neuem zu freundlichen Beziehungen mit Japan. Im 16. Jahrhundert vollzieht sich für Japan das Unabänderliche: die ersten Europäer landen dort. Zwar sind es nur sturmverschlagene Portugiesen, aber von ihnen lernen die Japaner die Feuerwaffen kennen. Bald folgen den zufälligen auch absichtliche Besucher; von Macao aus wird die erste portugiesische Handelsniederlassung gegründet. Dem Händler folgt der Missionar; François de Xavier landet 1549 in Kagoshima. Den Erfolg, der ihm nicht beschieden war, heimsen erst seine Nachfolger ein. (Es soll 1581 bereits 150 000 Christen gegeben haben.) 1582 geht eine japanische Gesandtschaft an den Papst ab; sie erreicht aber erst 1585 nicht Rom, sondern Portugal. Nun wendet sich das Blatt; 1587 werden die Jesuiten des Landes verwiesen. Aber nur die Jesuiten, die Kaufleute dürfen bleiben. Diese Austreibung war aber nur ein

[1]) Bushido. Die Seele Japans. Ins Deutsche übertragen von Ella Kaufmann. Tokio 1901. [2]) Bushido, S. 137.

Digitized by Google

tischer Akt, keine religiöse Verfolgung: man sah in ihnen Werkzeuge politischer riguen, man fürchtete sich vor den Absichten Spaniens und Portugals. Doch uchten die Missionare nicht abzureisen, denn Hideyoshi, der „Napoleon" Japans, sie mit dem Ausweisungsbefehl bedacht hatte, wälzte wichtigere Pläne in em Kopfe, er wollte China erobern, nachdem er zuvor den alten Fehden schen den Daimyos ein Ende gemacht und ganz Japan unter einer strengen ntralgewalt vereinigt hatte. Zuerst greift er Korea an, doch war China selbst ihn eine zu harte Nuß. Nach wechselnden siebenjährigen Kämpfen erkrankt und gibt den Feldzug auf. Dann schöpft er wieder Mißtrauen den Christen genüber und den Plänen des spanisch-portugiesischen Weltreichs; 1597 läßt er ersten Christen kreuzigen, angeblich wegen Verbreitung einer verbotenen Lehre. ch seinem Tode bricht zwischen den Daimyos der alte Zwist wieder aus. 00 fällt in diesen Kämpfen die Entscheidung. Yeyasu siegt östlich vom Biwa- e. Drei Jahre später läßt er sich vom Kaiser zum erblichen Shogun ernennen. mit hebt auch die Tokugawaherrschaft an, unter der sich Japan eines langen iedens erfreuen sollte. Er benützt die Fremden um die wirtschaftlichen Kräfte ines Landes zu heben, er schafft ein ausgezeichnetes Lehnsystem, er klärt die eziehungen zwischen dem Shogunat, das die Regierungsgewalt ganz an sich ißt und dem immer schattenhafter werdenden Kaiser. Er hegt keine Eroberungs- sichten wie Hideyoshi, sondern befördert den friedlichen Verkehr mit dem Fest- nde indem er mit China und Korea Frieden schließt.

Um diese Zeit erhalten die Spanier und Portugiesen Nebenbuhler und Feinde n Holländern und Engländern, die sich auf der Insel Hirado Faktoreien ein- ichten. Die englische geht bald darauf wieder ein, die holländische überdauert ogar die Jahrhunderte der Abschließung Japans von der Außenwelt. Yeyasu äßt seinen Blick bereits nach Osten schweifen, nach Amerika, 1610 rüstet er ein Schiff aus, das er nach Mexiko sendet um aus den dortigen Silberbergwerken rfahrene Arbeiter zu holen. Das Christentum macht unter ihm erhebliche Fort- chritte. Ein Daimyo von Senda, Namens Date Masamune schickt eine glänzende Gesandtschaft an den Papst und nach Spanien, es kam ihm dabei allerdings mehr uf die Förderung von Handelsbeziehungen als auf die des Christentums an. Aber während die Gesandtschaft noch in Europa weilte, trat in Japan ein Umschwung ein. Intriguen der Europäer untereinander, Übergriffe gewisser christlich gewordener Beamten, Verehrung der Reliquien hingerichteter Christen führten dazu. 1614 wird das Christentum verboten, die fremden Priester verbannt. Die Kaufleute dagegen dürfen bleiben. 1616 stirbt Yeyasu. Er hatte Japan die Einheit wiedergegeben.

Unter seinen Nachfolgern setzen scharfe und grausame Christenverfolgungen ein. Diese erzeugen allmählich ein großes Mißtrauen gegen alles Fremde und alle Fremden überhaupt. Man schließt die Häfen, in denen sich die letzteren auf- halten durften, man schränkt den Handel mit den fremden Kaufleuten ein, man verbietet den eigenen Untertanen das Land zu verlassen. Ein Aufstand der ein- heimischen Christen von Shimabara wird blutig unterdrückt, die Maßregeln gegen alles Christliche werden noch verschärft, 1639 die Portugiesen verjagt; eine portu- giesische Gesandtschaft aus Macao wird einfach hingerichtet (1640), den Holländern der weitere Aufenthalt auf der kleinen Insel Deshima unter sehr demütigenden Bedingungen gestattet. Japan wird zum Polizeistaat, in dem alles geregelt ist, alles überwacht wird. Es herrscht eitel Friede und eitel Wohlleben. Es ent- wickelt sich jene wundervolle Kleinkunst, die später das Entzücken Europas her- vorrufen und so fruchtbar auf das europäische Kunstgewerbe einwirken sollte, jene Kleinkunst, die es zu einer vollendeten Beherrschung der Technik, des Materials,

Digitized by Google

der Formen brachte[1]). Der Farbenholzschnitt, die liebenswürdige Kunst dieser galanten Zeit, kommt auf — er war auf dem Boden der von China herübergekommenen, aber wieder verfallenen Malerei erwachsen und ein Kenner dieses Kunstzweigs, Kurth, sieht darin geradezu einen „Akt der nationalen Selbstbesinnung". Der Kastengeist wird stärker und starrer, der Adel schließt sich fest ab von Bauern, Handwerkern und den am wenigsten geachteten Kaufleuten. Selbst die Wissenschaft wird beaufsichtigt und reglementiert. Japan bleibt zurück.

Aber alles nimmt ein Ende, auch die Tokugawa-Zeit. Das Ausland pocht mächtig an die Pforten des verschlossenen Inselandes. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts weist Japan zwar noch englische und russische Annäherungsversuche ab, aber Perry erzwingt 1854 einen Vertrag zur Öffnung einiger Häfen. Den Amerikanern folgen England, Rußland, Preußen; alle erhalten den Einlaß in gewisse Hafenstädte. Darüber herrscht großer Unwille im Lande; es kommt zu Fremdenmord, zu Angriffen auf europäische Gesandtschaften. Europa und Amerika holen ihre letzten Argumente hervor, die Kanonen. Japan muß nachgeben. Aber der gesunde politische Instinkt des Landes wird seiner Möglichkeiten bewußt; geht's nicht gegen die Mittel Europas, so geht es doch mit denselben. Darum schickt man Gesandtschaften über die Wasser nach Westen und Osten, beobachtet scharf und beschließt, es den andern nachzumachen.

1868 wird Japan ein moderner Staat. Was es seither geleistet, weiß ein jeder. Die älteren unter uns haben es miterlebt, wie Japan zuerst China angriff, dann Rußland; von den Ereignissen seit 1914 ganz zu schweigen. Japan ist Großmacht geworden, also eine Macht mit der man rechnen muß. Und rechnen mußte. Japan befindet sich in einer ähnlichen Lage wie England, worauf ja im Anfang dieses Artikels bereits hingewiesen ist. Es hat wie dieses eine stark wachsende Bevölkerung mit größer werdenden Bedürfnissen, zu deren Deckung der eigene Boden nicht ausreicht. Es ist Industriestaat geworden, muß sich also seine Zufuhr- und Ausfuhrwege unter allen Umständen frei halten. Es braucht Neuland für seinen Bevölkerungsüberschuß und braucht dies um so dringender, als ihm gewisse Teile der Welt ihre Tore verschlossen haben (Australien, die Vereinigten Staaten). Es hat bei aller Abneigung, die man ihm überall entgegenzubringen scheint, doch den ungeheuren Vorteil, mit einem Drittel der Menschheit einer Rasse zu sein (man hat in Japan sogar die Lehre von der Einheit der amerikanischen Eingebornenrasse mit der mongolischen, so schwach sie noch begründet ist, begierig aufgegriffen, aus leicht verständlichen Gründen). Es ist skrupellos und ungeheuer konsequent in der Verfolgung seiner Ziele. Es hat eine alte Kultur, auf die es ebenso stolz sein kann und darf, wie der Westen auf die seine. Es konnte also mit der geistigen und künstlerischen Disziplin, die es teilweise als altes Rassenerbteil besitzt, teilweise sich im Laufe seiner Geschichte angezüchtet hat, ohne allzu große Schwierigkeiten daran gehen, sich die äußeren Mittel einer andern Kultur, der westeuropäischen, also ihre technisch-mathemati-

[1]) Über ihr Verhältnis zur großen alten chinesischen Kunst sagt E. Große: „In Wirklichkeit steht die verhältnismäßig junge japanische Kunst, trotz mancher glänzender technischer Vorzüge, an Originalität, Kraft und Reichtum weit hinter der alten chinesischen zurück. Wenn man diese nur ein wenig besser kennte, so würde man jene viel niedriger einschätzen: man würde eben einsehen, daß sehr viele von den Motiven, Formen und Techniken, wegen deren wir die japanische Kunst bewundern, durchaus nicht von ihr geschaffen, sondern nur geliehen oder ererbt sind." Und ebenda sagt er über die Kunst der ausgehenden Tokugawazeit: „Aber diese überfeinen, damenhaften Zierwerke einer Generation, die sehr viel Muße und sehr wenig Freiheit besaß, lassen nichts von der einfachen und männlichen hohen Schönheit ahnen, welche die freie, große Kunst ihrer Vorfahren adelt."

Digitized by Google

a anzueignen, die ihm den Erfolg auf der beschrittenen, neuen Bahn sichern; a diese rein äußerlichen Mittel haben auch dem Westen bisher zu seiner Über- nheit über den Rest der Welt geholfen. Und was seine innere, geistige Kultur angt, so ist sie zwar verschieden von der unsern, womit aber nicht gesagt ist, sie deswegen minderwertig sein muß. Es ist völlig gleichgültig, ob man ist, Buddhist oder Shintoist sei, wenn man Kanonen dreht, Großkampfschiffe t, Spinnereien einrichtet, Handel treibt und auf Eroberungen ausgeht, vor- gesetzt, daß man alles, was man anpackt, nur herzhaft treibt. Es ist in Hin- t auf das erstrebte lange Ziel auch völlig gleichgültig, ob man bei empfangener eidigung aufbraust wie der Europäer oder mit dem berühmten ewigen japa- hen Lächeln antwortet, wenn man nur weiß, was man später tun wird. Es mt schließlich auf dasselbe hinaus, ob man die verletzte Ehre durch ein Duell r durch Harakiri wiederherstellen will — wenn sie nur wieder hergestellt wird. macht keinen Unterschied, ob man Kulturpolitik oder Machtpolitik treibt, die uptsache bleibt die Größe des eigenen Vaterlandes.

Man hat uns die gelbe Gefahr an die Wand gemalt, ohne zu bedenken, daß m dadurch den äußersten Osten erst recht in seiner Großmannssucht bestärkte. d wenn sie existiert, diese gelbe Gefahr — die hier durchaus nicht geleugnet rden soll — so haben wir sie geschaffen. Wir, Europa und Amerika, haben pan die Waffen, die materiellen wie die geistigen, geliefert, mit denen es uns ämpft hat, bekämpft und bekämpfen wird. Japan hat genau dasselbe Inter- : an der Schwäche der Nationen, die auf den Kontinenten ihm gegenüber n, wie England; es hat aber auch dasselbe Interesse, sich starke Bundesgenossen schaffen, wie England. Japan wird immer mit dem gehen, der ihm der ärkste zu sein scheint. Japan hat die Absicht, den Stillen Ozean zu einem anischen Meer zu machen, genau wie England das Atlantische zu einem eng- chen machen will. — Es ist im Begriffe, etwas zu tun, was England noch cht gelungen ist, nämlich auf dem ihm gegenüberliegenden Festland Fuß zu ssen, sich ein Glacis zu schaffen zur Abrechnung mit künftigen Feinden, euland zu erwerben für den Überschuß seiner Bevölkerung, ein fast unbe- cittenes Absatzgebiet für seine Produkte. Es hat am wenigsten vom Kriege elitten, denn es hat keine Armee nach Europa geschickt und seine Flotte icht riskiert; es hat die Weltlage wunderbar auszunützen verstanden, keine chulden gemacht, sondern bezahlte, was er schuldete, und darüber hinaus riesige ummen verdient; es braucht keine Übergangswirtschaft durchzumachen, ist n Gegenteil bereit, seine Industrie und seinen Handel sofort nach dem Kriege inspringen zu lassen; es wird genau so wie wir Qualitätsware liefern, wenn s sieht, daß mit seinem billigen Schund, den es vielleicht noch eine Zeit ung anbringen wird, kein Geschäft mehr zu machen ist. Japan hat keinen rnsthaften Gegner mehr im Bereiche des Stillen Ozeans: Rußland ist lahmgelegt, hina ohnmächtig, England und Frankreich nach dem jetzigen Aderlaß zu langwie- iger Erholung verurteilt; bleibt nur Amerika, das noch kein Gegner ist und dem s schwerlich Zeit lassen wird, ein solcher, d. h. ein ernsthafter, zu werden.

Wir Deutsche haben Shimonoseki mit Kiautschau bezahlt; der Preis ist hoch nd wir hätten's billiger haben können. Aber dazu hätte es einer Politik be- urft, die den Osten nicht wiederholt vor den Kopf gestoßen, sondern geahnt ätte, was da auf den Inseln vor Korea wird. Die Verkennung der ungeheuren räfte, die da keimen und nach Betätigung streben, hat zuerst Rußland büßen müssen, jüngst wir. Wer wird der Nächste sein?

Digitized by Google

Das englische Calais.

Mit der Zielklarheit und Raschheit, mit der England während des Krieges die für seine Weltherrschaft wichtigsten Punkte der Kriegsschauplätze weit über Europa hinaus Schlag auf Schlag besetzte, wie ein geübter Spieler beim Mühlefahren, hat es gleich zu Beginn den Franzosen Calais weggenommen. Augenblicklich wurden, aber nicht etwa nach der See-, sondern nach der Landseite hin, die Befestigungen verstärkt und die Forts umgebaut, den Franzosen der Zugang verboten, der französische Artilleriepark durch englische Kanonen ersetzt, alles dies mit Scheingründen motiviert, so durchsichtig, aber so unangreifbar, daß den Franzosen nichts übrig blieb, als knirschend das Maul zu halten und den Dingen ihren Lauf zu lassen. In diesen Scheinmanövrierungen sind die Engländer unerreichte Meister, und, da man ohne sie in der Politik nun einmal nicht auskommt, müssen wir, statt heuchlerisch über ihre Heuchelei zu zetern, von ihnen lernen, wie man Politik macht und wie man Politik nicht machen darf. Balfour wird ein bezeichnendes Wort zugeschrieben, das er zu Churchill gesagt habe: „Solange wir Calais festhalten, können wir uns über den Verlust von Antwerpen trösten". Denn wenn England auf der einen Seite Dover und auf der andern Calais besetzt hat, ist der ganze Schiffsverkehr durch den Kanal eine reine Gnade Britanniens; es kann ihn in jedem ihm beliebigen Augenblick sperren und jede ihm beliebige Durchfahrtsgebühr verlangen. Wer etwa glaubt, diese Furcht sei grundlos, der kennt die Engländer nicht. Sie werden sich, wenn es ihr Vorteil ist, den Teufel um alle internationalen Verträge und Abmachungen kümmern, und, wie sie es von jeher gemacht haben, einzig und allein tun, was ihnen zweckmäßig und notwendig dünkt. Es gehört zu den anscheinend unausrottbaren Wahnvorstellungen aller Verständigungsdilettanten, daß England zwar diesmal das Völkerrecht mit Füßen getreten habe, aber, wenn man es nur erst soweit gebracht hätte, einen Vertrag mit möglichst vielen und scharf gefaßten Paragraphen zu unterzeichnen, das nächstemal sich lammfromm an die Friedensbedingungen hielte. Daß die ganze englische Geschichte nichts andres ist als ein einziger fortlaufender Beweis des Gegenteils, davon, wie überhaupt von der Tatsache, daß sich Nationen nicht ändern, daß sie es immer wieder das nächstemal genau so machen wie das vorigemal, haben die Herren mit ihrem eklatant unerwiderten Verständigungsbedürfnisse keine Ahnung. Alles war schon da in der Geschichte, auch das englische Calais. Nur, daß dies englische Calais dem übrigen Europa nicht mehr so gleichgültig sein kann wie vor sechshundert Jahren.

Eduard III. (1327—1377) wollte Calais aus drei Gründen: es war der Importhafen der flandrischen Städte für englische Wolle; es war der Schlupfwinkel für die Seeräuber, die die englische Südküste unsicher machten; und es war das offene Einbruchstor nach Frankreich, mit dem England damals einen Krieg angefangen hatte, der hundert Jahre dauern sollte. Ende August 1346 erschien das englische Heer vor Calais und Eduard III. forderte die Übergabe. Da der Sturm von der Dünenseite fehlschlug, beschloß er die Eroberung durch Hunger. Er ließ eine ganze Barackenstadt aus Holz für seine Truppen bauen. Lebensmittelversorgung, Kleidung, Ausrüstung der englischen Truppen erregten die Bewunderung der Franzosen. Zweimal in der Woche, Mittwochs und Samstags, war Markt in der neuen Stadt, die Villeneuve-la-Hardie hieß.

Digitized by Google

richtete sich Eduard von Anfang an auf lange Kriegsdauer ein und sparte ppen und Munition. Zur Seeseite wurde eine rücksichtslose Blockade durch- ihrt. Papst Clemens VI. wollte vermitteln. Eduard benützte die Frist, noch stärker zu verschanzen. Die endliche Übergabe der Stadt, die Ge- otschaft der sechs todgeweihten Bürger und ihre Begnadigung sind durch ins Denkmal weltbekannt. Die Belagerung hatte volle elf Monate ge- ert. Aber Eduard war am längst angestrebten Ziele der englischen Politik: hatte die gewünschte Operationsbasis auf dem Kontinent.

Sogleich trifft er seine Maßregeln: der angesehene Teil der Bevölkerung d gefangen nach England abgeführt, die Paläste der Stadt werden den glischen Rittern geschenkt, der Hafen als Freihafen erklärt, Engländer aus wichtigsten Städten des Königreichs herübergeholt, um Calais völlig zur glischen Stadt zu machen. Sogar der Name wird in Calis anglisiert. rl V. von Frankreich läßt Eduard für die Herausgabe von Calais und ines 400 Städte oder Schlösser und 300 Festungen in der Guyenne an- ten, oder, nach seiner Wahl, das ganze Quercy und Montauban. Eduard nt höhnisch ab. Unter Eduards Nachfolger Richard II. wird Calais auch chlich zu England geschlagen und zwar zum Bistum Canterbury. Die Eng- nder sprachen es unverhohlen aus, „sie trügen den Schlüssel zum Königreich ankreich am Gürtel". Der Besitz von Calais war ihnen so zur nationalen rzenssache geworden, daß der Herzog von Lancaster mit Bezug auf diese timmung im Lande jede Verhandlung ablehnte. Calais wurde weiter be- tigt. 1393 boten die Franzosen für die Räumung von Calais die Graf- haften Limousin, Agénois, Quercy, Rouergue und Périgord, nicht weniger s einen beträchtlichen Teil von Südfrankreich für die eine Stadt. Um- nst! Die Herzöge von Lancaster und Gloceſter erklärten, Calais bleibe eng- sch. Als der letztere in den Verdacht kam, zu Zugeständnissen bereit zu sein, urde er auf Befehl Richards II. zwischen zwei Matratzen erstickt. Als nach en Erfolgen Jeanne d'Arcs die Engländer nur noch Calais besaßen, wollten ie flandrischen Städte es ihnen nehmen. Die Engländer trieben sie zurück, lünderten ganz Ostflandern und Artois und schleppten 5000 kleine Kinder ls Geiseln mit, um ihren Eltern ein hohes Lösegeld auszupressen. Der hlaue Ludwig XI. bot seiner Base Margarete, Königin von England, für alais 200 000 Livres und ein französisches Heer gegen das Haus York: bgelehnt. Die Franzosen wollten Calais um jeden Preis: der Marschall hilipp de Crèvecoeur sagte, gern ließe er sich für Calais zwei Jahre in die ölle versetzen. Calais sah Monarchenbegegnungen Frankreichs und Englands, ei denen der Prunk die Aufrichtigkeit übertraf. Erst am 4. Januar 1558 ahm der vom Admiral Gaspard de Coligny inspirierte Herzog François de Guise die Feste durch einen außerordentlich kühnen Handstreich, nachdem sie 211 Jahre englisch gewesen war.

„Das schönste Kleinod der Krone Englands ist verloren," jammerte die Königin Marie Tudor. Als sie aus Gram über den Verlust starb, sprach sie zuletzt: „Wenn ihr mein Herz nach meinem Tod öffnet, findet ihr den Na- men Calais". Im Vertrag von Cateau-Cambrésis 1559 wird Calais von Elisabeth auf 8 Jahre an den König von Frankreich abgetreten. Im Hu- genottenkampf bot Elisabeth 140 000 Kronen und 6000 Mann, wenn ihr Condé Le Havre ausliefere, das sie dann gegen Calais zurückgäbe. Zu seinem

Digitized by Google

Schmerz mußte Condé es tun, aber im Frieden von Amboise mit der Hofpartei verzichtete er auf die Klausel Calais. Mit verzweifeltem Trotz versucht jetzt Elisabeth Le Havre zu behalten, aber sie verliert es 1563. Sie versucht das vorletzte Mittel und bietet dem Gouverneur Gourdan 100 000 goldene Engelsthaler für Calais — vergebens: 1564, durch den Vertrag von Troyes, muß sie für immer darauf verzichten. Sie versucht vergebens das Letzte und Äußerste: 1572 läßt sie Katharina von Medici vorschlagen, sie, die jungfräuliche Königin, wolle den jungen Herzog von Alençon heiraten, wenn er Calais als Morgengabe brächte! Noch 24 Jahre später (1596), als die Spanier die Stadt Calais ohne die Zitadelle genommen hatten und Heinrich IV. sich an Elisabeth als glühendste Feindin Spaniens um Hilfe wandte, versuchte sie Calais als Pfand für geliehene Summen zu erlangen. „Lieber spanisch!" sagte Heinrich IV., trotz des Briefs, den ihm Elisabeth geschrieben hatte, „an dieser engen Stelle des Meeres könne England keine zweite Macht dulden". Tatsächlich bemächtigten sich die Spanier der Zitadelle, aber 1558 mußten sie Calais, das für sie nicht gut zu halten war, wieder räumen. Weitere Versuche der Engländer, 1615 und 1628, schlugen fehl. 1694, 1695 und 1696 wird Calais nochmals von den Engländern vergebens bombardiert. 1758 liebäugelten sie zum letztenmal mit dem Gedanken, es wieder zu erobern.

Im Weltkrieg erkannten sie allein sogleich die ungeheure Wichtigkeit von Calais. Die Franzosen, die gleich den Deutschen die englische Geschichte der Vergangenheit schlecht kennen, jedenfalls gleich ihnen wenig aus ihr gelernt haben, versäumten es, die Stadt gegen den Verbündeten unter triftigen Gründen stark zu besetzen. Einen ganz leisen Angstschrei glaubt man aus der Interpellation des Abgeordneten für Calais zu vernehmen, die am 11. März 1916 in der Kammer gestellt, aber nur ausweichend abgefertigt wurde. Kein Wunder! Was aus Calais wird, darüber können die Franzosen nichts sagen und nichts beschließen. Die Engländer haben längst beschlossen, was daraus wird, aber sie halten es nicht für opportun, es ihren Verbündeten zu sagen. Jedenfalls wird das Endspiel Calais sehr, sehr interessant werden. (Vgl. „Calais sous la domination anglaise 1347—1558, par Jean Lulvès. Bern, Wyß. 36 Seiten. Preis 1.30 Mark. Aus dieser ausgezeichneten Flugschrift ist das Tatsächliche entnommen.)

Das neue Gesicht der Armenierfrage.

Von Dr. A. Dirr.

Vor ein paar Jahren (1913) habe ich in einem Vortrag die armenische Frage so auseinandergesetzt, wie es mir recht und billig erschien. Wenn ich damals für die Armenier gesprochen habe, so geschah das doch nicht in Unkenntnis der andern Seite des Problems. Ich war auch damals nicht blind für die negativen Seiten der Armenier — zehn Jahre Aufenthalt im Kaukasus hatten mich doch so manches gelehrt — aber mir waren auch die guten Seiten bekannt und es war mir schwer geworden, an die bodenlose Gemeinheit ge-

Digitized by Google

er revolutionärer Elemente und ihrer Drahtzieher jenseits des
als und in Rußland zu glauben. Auch heute noch gebe ich gerne
daß die Geschichte Armeniens ein furchtbarer Leidensweg ist, heute
) wünsche ich, es wäre die Möglichkeit vorhanden, die kulturellen
fte des armenischen Volkes zu entwickeln, zu seinem eigenen Besten,
aber ich bin auch fester als je davon überzeugt, daß die Lösung,
jetzt wieder vorgeschlagen wird, die Schaffung eines selbständigen
neniens, ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Was man so Armenien nennt, umfaßte im Altertume ein Gebiet,
vom kleinen Kaukasus und der Kura (Cyrus) im N. bis zum
titaurus im S., vom linken Euphratufer über den Wan und
ktscha-See (Lychnitis-See) bis in die Gegend der heutigen türkisch-
sischen Grenze ging. Das war Armenia major. Im Westen lag
Gebiet von unbestimmteren Grenzen, Armenia Minor vor. Das
nd stand unter Nationalkönigen, die aber schon früh die Oberhoheit
assyrischen und seit 620 v. Chr. des medischen Reiches anerkennen
ßten. 330 v. Chr. wird es ein Teil des Reiches Alexanders des
oßen. Nach seinem Tode wird es den Seleukiden zuteil. Als
ntiochus der Große von den Römern geschlagen wurde, entstanden
ei Reiche, Groß- und Kleinarmenien, sie wurden von den Rö-
rn anerkannt. Später wird Armenien jahrhundertelang ein Gegen-
nd des Streites zwischen Römern und Parthern. 259 n. Chr. wird
sassanidischer Besitz. Das Christentum wird ziemlich früh ein-
führt; die Araber stürzen das Sassanidenreich 636. Unter den
ämpfen der Araber mit Byzanz hat Armenien schwer zu leiden.
59 kommt die Dynastie der Bagratiden ans Ruder, zwar unter Ab-
ngigkeit von den Chalifen, doch gab es da eine Zeit der Blüte
ir das Land. Später kamen wieder Perser, Tataren und andere.
rmenien fällt teils in die Gewalt der Byzantiner, teils in die Hände
er seldschukischen Türken. Dann brausen die Mongolenstürme dar-
ber hinweg. 1472 wird es persische Provinz, 1522 nimmt es
Selim II., der Osmanensultan, den Persern ab. 1828 kommt der
nördliche Teil unter russische Herrschaft, 1878 nach dem russisch-türki-
chen Krieg auch das Gebiet von Kars. Kleinarmeniens Geschichte
ihnelt der Großarmeniens; ein ewiges Erobertwerden und Abhängig-
ein. Dazu kommen noch die Religionskämpfe, von denen Armenien
uch ein vollgerüttelt Maß durchzukosten gehabt hat. Mit der alt-
persischen Religion, mit dem Islam, ja im Schoße des Christentums
selbst. Ziemlich früh gerät die armenische Kirche in häretische Sonder-
stellung. 1439 kamen die Armenier der Diaspora zu einer Einigung

Digitized by Google

mit der katholischen Kirche, aber nicht ohne spätere Mißverständnisse und Zerwürfnisse. Das Oberhaupt der armeno-gregorianischen Kirche ist der Etschmiadsin (auf jetzt russischem Gebiete) residierende Katholikos. Vor einiger Zeit ging eine Notiz durch die Zeitung, daß die osmanische Regierung letzteren dieser Würde sozusagen für verlustig erklärt und den Armeniern osmanischer Untertanschaft ein eigenes kirchliches Oberhaupt gegeben habe. Die Rolle, welche die Armenier im jetzigen Kriege gespielt haben, ist in ihren Hauptzügen bekannt; nach dem Krieg werden wir näheres darüber erfahren, sowie über das Verhalten derer in Russisch-Armenien unsern deutschen Landsleuten, den transkaukasischen Kolonisten, gegenüber.

Heute sind die Armenier verteilt über drei Reiche: die Türkei, Rußland (Transkaukasien) und Persien. In der Türkei waren es bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges die bekannten sechs Vilajets, die eine mehr oder minder starke armenische Bevölkerung aufzuweisen hatten. Die Zahlen darüber weichen stark von einander ab. Paul R. Krause nimmt rund 1,26 Millionen an. Die Zahlen für die 6 Wilajets gibt ein armenischer Publizist, dessen Namen mir leider entfallen ist, in folgender Aufstellung (er hat die Anzahl seiner Landsleute sicherlich nicht zu nieder gegriffen)

	Erzerum	Wan	Bitlis	Charput	Diarbekir	Siwas	Zusammen
Armenier	215 000	185 000	180 000	168 000	105 000	165 000	1 018 000
Türken	240 000	47 000	40 000	102 000	45 000	192 000	666 000
Tscherkessen	7 000	—	10 000	—	—	45 000	62 000
Perser	13 000	—	—	—	—	—	13 000
Lasen	10 000	—	—	—	—	—	10 000
Zigeuner	—	3 000	—	—	—	—	3 000
Kurden, seßhafte	35 000	32 000	35 000	75 000	30 000	35 000	242 000
Kurden, nomad.	40 000	40 000	42 000	20 000	25 000	15 000	182 000
Kisilbasch	25 000	--	8 000	80 000	27 000	—	140 000
Sasa	30 000	—	47 000	—	—	—	77 000
Jesiden	3 000	25 000	5 000	—	4 000	—	37 000
Aissoren	—	18 000	15 000	5 000	60 000	25 000	123 000
Griechen u. andere Christen..	12 000	—	—	—	—	30 000	42 000
	630 000	350 000	382 000	450 000	296 000	507 000	2 615 000

In dieser Aufstellung sind einige Gebiete mit geringer armenischer Bevölkerung nicht berücksichtigt.

Digitized by Google

Es ergibt sich also, daß

im Wilajet	auf Armenier	treffen	an anderen Völkern
Erzerum	215 000		415 000
Wan	185 000		165 000
Bitlis	180 000		292 000
Charput	168 000		282 000
Diarbekir	105 000		191 000
Siwas	165 000		342 000

Die Armenier sind also sowohl absolut als auch — mit einziger Ausnahme von Wan (altarmenischem Boden) — relativ in der Minderzahl. Nun ist in diese Aufstellung Cilicien nicht mit eingeschlossen, auch nicht die zahlreichen andern Orte in Kleinasien, wo Armenier leben[1]).

Ist nun nicht die Frage berechtigt: „Ja, wo ist denn eigentlich Armenien?" Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: im Grunde gekommen nur im Alten Armenien, im Wilajet Wan und auch da stehen nur etwa 53 Prozent Armenier 47 Prozent anderer Völker gegenüber, in allen andern Wilajets bleibt ihr Prozentsatz beträchtlich unter 50 (abgerundet: Erzerum 34, Bitlis 39, Charput 38, Diarbekir 36, Siwas 32 Prozent). Der Unterschied zwischen der Zahl Krauses (1,26 Millionen) und den hier errechneten 1,018 Millionen kommt auf die Rechnung der Armenier außerhalb der sechs Wilajets. Im Ganzen beträgt die Zahl der Armenier rund 5 Prozent der Bevölkerung der asiatischen Türkei. (Krause, S. 26.) Zu diesem geringen Prozentsatz steht nun aber die Größe der von Armeniern bewohnten Landstriche in gar keinem Verhältnis. Wir müssen also vermuten, daß Türkisch-Armenien schwach besiedelt ist und daß daran seine Natur schuld ist. Es ist so in der Tat. Ein Hochplateau mit dürftiger Steppenvegetation, mit starken Gegensätzen im Klima, ein Land vulkanischer Laven und Aschen, ein ernstes, düsteres Land mit rauhen Gebirgen und kahlen Ebenen, ein Land ohne Wälder, kurz ein armes Land, das seine so kinderlieben und darum sich stark vermehrenden Bewohner abstößt und zur Auswanderung zwingt. Daher die armenischen Diasporengemeinden von Indien bis in der Bukowina, im Balkan und in Polen, daher die armenischen Kolonien in Amerika, in Ägypten und anderswo.

Aber Armenien ist noch etwas anderes. Ich lasse einen Geographen zu Wort kommen: „Armenien ist aber doch mehr als ein abgeschlossenes Höhenland. Von seinen Pässen aus lassen sich die angrenzenden Landschaften beeinflussen, und ohne den Besitz jener Pässe ist die Herrschaft über diese Randländer gefährdet, solange eine starke

[1]) Eine Karte s. bei Krause, Die Türkei (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 469) Seite 25.

Digitized by Google

Macht die Höhenzugänge behauptet. Deshalb ist es von jeher das Bestreben der Staaten Vorderasiens gewesen, Armenien zu erobern. Wer Mesopotamien und Anatolien besitzt, muß zu seiner Sicherheit Armenien haben, aber ebenfalls kann der Gewalthaber Kaukasiens oder Persiens nicht auf Armenien verzichten. Diese zentrale Lage zwischen verschiedenen Natur-, Völker- und Staatsgebieten ist der Grund, warum das Land niemals ein selbständiges Großreich gewesen ist. Stets war es (ähnlich wie viel weiter im Osten Afghanistan und Pamir) ein Zankapfel, ein Pufferland, ein Isoliergebiet; in ihm laufen die politischen Spannungen aus und sein Wert liegt mehr auf dem Gebiete der Staatskunst und der Strategie als in Naturgaben. Dieses Land müßte eigens erfunden werden, wenn es nicht schon da wäre. Die sogenannte armenische Frage ist, unter solchem Gesichtswinkel betrachtet, nur ein kleiner Teil dieser großpolitischen Stellung Armeniens, ist nur ein Hebel unter anderen für fremde Mächte, um den Hauptbesitzer Armeniens, die Türkei, aus dem Lande zu drängen. Die Geschichte Armeniens besteht aus nicht viel anderem als den Versuchen der Staaten Vorderasiens, die armenischen Päße und Tore in ihre Gewalt zu bringen; von den Kämpfen der Assyrer gegen das urarmenische Reich Urartu an bis zu den Kriegen Roms gegen die Parther, der Byzantiner gegen die Neuperser, Turkmenen und Seldschuken, der Türken gegen die Perser und Russen."[1])

Das ist klar und deutlich und um so wertvoller als da ein Geograph wiederum das bestätigt, was andere aus politischen Gründen formuliert hatten: ein selbständiges Armenien ist ein Unding, weil es große politische Gefahren in sich birgt. Und es birgt diese in sich, weil es nicht selbständig sein kann; es müßte sich notgedrungen, im Interesse seiner eigenen Erhaltung, dem einen oder andern Nachbarn anschließen, bei ihm Schutz suchen. Er würde sie auch darum bergen, weil, so wie die Dinge heute liegen, eine Armenia irredenta geschaffen würde, die unweigerlich zu neuen Konflikten führen würde. Oder ist jemand so naiv zu glauben, daß Rußland seine transkaukasischen Provinzen, soweit sie von Armeniern besiedelt sind, freiwillig hergäbe, um sie mit Neuarmenien zu vereinigen? Diese Gebiete, die Gegenden von Kars, Achalkalaki, Alexandropol, Eriwan, Schuscha u. a., grenzen z. T. unmittelbar an das Wilajet Wan und sind zu einem beträchtlichen Prozentsatz von Armeniern aus der Türkei besiedelt. Eine Abtretung dieser Gebiete von Seiten Rußlands ist völlig ausgeschlossen; dagegen läge es im Interesse dieses Landes, wenn an den Toren sei-

[1]) Ewald Banse, Die Länder und Völker der Türkei, S. 64/65.

Digitized by Google

r transkaukasischen Besitzungen ein Staat geschaffen würde, der
urch seine Lage, die Armut seiner Hilfsquellen, die Zusammensetzung
iner Bevölkerung, die Bestrebungen des herrschenden Elementes (des
diesem Falle herrschenden, selbstverständlich) eine Quelle fort-
ährender Unruhen und damit ein willkommener Vorwand des-
nigen Nachbarn, der die Armenia irredenta in seinen Grenzen hat,
so Rußlands, sich in die Verhältnisse dieses Staates einzumischen,
it anderen Worten, es sich einzuverleiben. Dazu käme noch die starke
lankenbedrohung einer unserer und der Türkei Lebensadern, näm-
ch der Bagdadbahn. Die darf nun einmal in nächster Nähe keine
lacht haben, von der es wahrscheinlich ist, daß sie eines Tages als
eind oder als Freund eines Feindes auftreten könnte. Ich habe
hon in einem früheren Artikel[1]) auf die ungeheure Wichtigkeit Trans-
aukasiens für Rußland und für dessen aggressive Pläne Persien und
er Türkei gegenüber hingewiesen. Transkaukasien wäre für Ruß-
and noch zehnmal wertvoller, wenn an seinen Grenzen ein Neu-
rmenien entstehen würde, und damit würde die Gefahr, die dem
Bestand der Türkei immer gedroht hat, ins Unendliche vermehrt.

Es gibt für das armenische Volk als solches nur eine Rettung: sich
nit der äußersten Entschlossenheit zu wenden gegen seine Verhetzer,
eien diese dem eigenen Stamm oder fremdem entsprochen. Das ist
ie erste Bedingung, deren Erfüllung ihm erlauben wird, sich anzu-
schließen an die Neuorganisation des osmanischen Reichs, in dessen
Verband es sich diejenige Stellung zu erobern vermag, die es nach
Anlage, Fleiß und Streben verdient. Noch taumelt der Armenier
wie betrunken zwischen zwei Welten; er ist nicht ganz mehr Asiate
und noch lange kein Europäer; er glaubt (und andere reden's ihm nach)
der geborne Vermittler zu sein zwischen Ost und West, aber noch ist
er mehr der Schacherer zwischen beiden. Er schlage sich den Gedanken
aus dem Kopf, daß die Abrechnungen der türkischen Behörden mit
ihm dem Christen galten, nein, sie galten dem aufsässigen Elemente,
dem Handwerkszeug, dessen die Feinde der Türkei sich bedienten. Wenn
Deutschland sich bisher bis auf einige rührselige alte Weiber beider-
lei Geschlechts nicht an den Armenierrummeln beteiligt hat, so oft
solche von englischer, russischer oder anderer Seite als zweckmäßig
befunden wurde, so hatte es dafür seine guten Gründe; es wird
auch seine Gründe haben, den Armeniern entgegenzukommen, so bald
diese es eingesehen haben, daß sie Nichts gegen Deutschland, aber
Alles mit Deutschland können.

[1]) Der Kaukasus als russische Operationsbasis. Aprilheft 1916.

Digitized by Google

Freiburg und der Breisgau im ersten Kriegsjahr.

Von Professor Dr. Franz Doflein.

Der Wind steht aus Westen und aus den Vogesen dröhnen die schweren Geschütze herüber, daß in der Stadt die Fenster klirren. So geht es nun seit fünfzehn Monaten, seit drüben im Sundgau das Kriegsfeuer aufloderte. Ich bin froh, daß ich hier so nahe der Westfront die Kriegszeit tätig in meinem bürgerlichen Beruf zubringen durfte. Kein Bürger, keine Frau und kein Kind konnte hier auch nur einen Tag vergessen, daß wir im Kriege stehen. Der Donner der Kanonen rief zur Arbeit und erinnerte jeden zu jeder Stunde daran, daß er seine Pflicht zu tun habe und das Seine dazu beitragen müsse, damit im Innern die geordnete Arbeit weitergehe und unseren Kriegern an der Front ihre schwere Aufgabe erleichtert werde.

Die Nähe des Kriegs hat die Menschen nicht ängstlich und kleinlich besorgt gemacht; ganz im Gegenteil, es herrschte ein frischer, fester, zuversichtlicher Ton in der ganzen Bevölkerung, in der Stadt und auf dem Lande während der ganzen Kriegszeit. Es war eine Freude, unter diesem Volk zu leben. Die Mahnung, die täglich aus dem Westen herüberkam, stachelte jeden auf, an sich, an seiner Umgebung, am Triebwerk des ihn umgebenden Geschehens zu bessern. Und es gab manches zu bessern, wie im übrigen Deutschland, so auch hier an den Einzelnen sowohl, wie an den zu sozialen Zwecken arbeitenden Gemeinschaften. Das Land ist hier üppig, in diesem warmen, begünstigten Winkel Deutschlands. Es trägt viel und verlangt dafür nicht übermäßige Arbeit. Die Städte und Dörfer haben eine wohlhabende Bevölkerung, und das schöne Land hat viele Menschen herbeigezogen, welche nach getaner Arbeit hier im Alter ein behagliches Leben der Erholung suchen. So waren denn gerade im Breisgau und seinen Städten nicht die Bedingungen zur Entwicklung eines harten und zähen Schlags der Bevölkerung gegeben, wie er oben auf dem hohen Schwarzwald, in den Alpentälern oder am Seestrande wächst. Mancher Vaterlandsfreund hatte gerade hier im üppigen Land zu wenig intensive Arbeitsamkeit, zu geringe Ausnützung der Hilfsquellen, Weichlichkeit und zu große Genußfreudigkeit der Bevölkerung beklagt und daraus ungünstige Folgen für die Zukunft prophezeit. Die Sorgen hat der Kriegswind fortgeblasen; wie überall in Deutschland, hat sich die Bevölkerung prachtvoll bewährt und manche ihrer durch den Lebensraum und die Stammeseigentümlichkeiten bedingten Eigenschaften haben sich eigenartigerweise gerade im Krieg besonders entfaltet.

Unsere Stadt Freiburg hat eine wunderschöne, in jeder Weise begünstigte Lage. Sie liegt in einer der üppigen Nischen, welche vom breiten Rheintal in die schützenden Flanken der Schwarzwaldberge sich schmiegen. Vom Frühling bis zum Herbst macht sie den Eindruck eines von der Natur bevorzugten Erdenwinkels, ob sie unter der schneeigen Last der Obstblüte, im berauschenden Dufte der Sommerblumen oder im Reichtum der herbstlichen Ernte ihre Schönheit enthüllt. Nach allen Seiten hin grenzen Landgebiete an, mit denen ein reicher Verkehr sich in Friedenszeiten ständig entwickelt hat, so daß auch von jenen Nach-

Digitized by Google

gebieten stets ein Abglanz im Breisgauer Leben bemerkbar war. n Rhein dehnt sich die fruchtbare Ebene mit dem Kaiserstuhl; die jn vermittelt nord-südwärts raschen Verkehr zum industriellen Nord- en und zur Schweizer Grenze, die der Zug in kaum einer Stunde eicht. Und ostwärts steigen außer dem Höllental zahlreiche, stark edelte Täler zum hohen Schwarzwald hinauf.

lus den Straßen der Stadt führen die Spazierwege direkt in den ild und auf die Vorberge des Schwarzwaldes. Nach allen Seiten ckt sich die Stadt in die freie Natur hinaus und von allen Seiten Wald in die Stadt hinein. Kaum ist man wenige Minuten über s Gebiet der Häuser hinausgestiegen, so breitet ein Bild von köst- ier Schönheit vor den Augen sich aus. Im Vordergrund folgt die adt mit ihren alten Gassen den Berghängen und Taleingängen, hrend neue Teile sich in die Ebene strecken. Unter den alten und uen Türmen und hohen Gebäuden hebt sich schlank wie eine Schwarz- ldtanne der Turm unseres edlen Münsters, jetzt in eigenartig reiz- ller Umkleidung, da während der ganzen Kriegszeit ein Baugerüst n umhüllt.. Baumwuchs und Gärten lassen die Dächermassen nirgends s Bild beherrschen. Hinter der Stadt westwärts dehnt sich die Ebene s zum Rhein, nahe der Stadt von großen Wäldern, am Fuß des Kai- erstuhls von fruchtbaren Feldern und Obstpflanzungen erfüllt. Ueber s Kaiserstuhls schöne Formen, die an die Albaner Berge bei Rom innern, schweifen unsere Blicke weiter nach Westen, wo jenseits von reifach, jenseits des Rheinstroms, die Kette des Wasgenwaldes her- ergrüßt. Das sind unsere Vogesen, die wir lieben und kennen, und elche die Freiburger als einen eigenen Anteil ihrer Landschaft betrach- n. An schönen Tagen, vor allem wenn Föhn weht, sehen wir ihre lauen Ketten so nah vor uns, daß man meint, in kurzem Lauf die 75 ilometer durchmessen zu können, die uns von ihnen trennen.

Mit Stolz schauen wir hinüber, wenn der Donner der Kanonen noch o laut herüberschallt. Wir wissen, das ist der Schutzwall, der das heintal schützt. Da stehen unsere tapferen Truppen, und haben seit Anfang des Krieges die Feinde kaum ein paar Kilometer weit in deut- hes Land hineingelassen. Und wenn wir abends auf unseren Schloß- erg hinaufsteigen, so sehen wir drüben im Dunkel der Nacht die Leucht- ugeln der Feinde und unserer Truppen aufblinken und wie Sterne über em Kamme der Vogesen schweben, während dann und wann ein heller Schein vom Mündungsfeuer der Geschütze eine der ziehenden Wolken rhellt. Und trotz allen Rühmens und Prahlens der französischen Poli- iker denken wir mit Festigkeit daran, daß kein Stück von jenem schö- nen Gebirge nach dem Krieg in den Händen unserer Feinde bleiben darf. Leuchtfeuer feindlicher Truppen dürfen in einem künftigen Krieg nicht mehr gleich in den ersten Tagen des Feldzuges vom Kamme jenes Gebirges aufblitzen.

Unsere Gedanken kehren zu den stillen Zeiten zurück, da wir an Sonn- und Feiertagen so gerne die kurze Reise nach den Tälern und Höhen der Vogesen ausführten, um die reizvollen Landschaften, die künstlerischen Schönheiten der alten Städte und Dörfer, die Eigen- art der Bewohner zu genießen. Kolmar mit seinem Schongauer

Digitized by Google

und dem Isenheimer Altar, die Städtchen Kayserberg, Türkheim, Kappoltsweiler, sie sind uns jetzt schon fünfviertel Jahr versperrt, wie noch mehr das schöne Münstertal, die drei Aehren, die Schlucht.

Meine Erinnerungen an die Wochen vor dem Ausbruch des Kriegs sind besonders eng mit jenen Gegenden verknüpft. An schönen Sommertagen Ende Juni 1914 waren wir über Berge und Orte gewandert, welche jetzt durch die Heldentaten unserer Soldaten einen unvergänglichen Glorienschein erhalten haben: Urbeis, der Bressoir, Diedelshausen, der Col de Bonhomme, der Fauxkopf sind Gebiete der Vogesen, die wir nicht mehr vergessen werden. Damals lagen wir beim Weißen und Schwarzen See in den duftenden Wiesen, die so friedlich sich ausbreiteten, daß man gar nicht auf den Gedanken kam, sie könnten einmal so von Blut getränkt werden. Wir streiften oben an der Grenze entlang, welche am Kamm des Gebirges verläuft, unsere Kinder hatten eine Freude daran, ihren Fuß bald auf deutschen, bald auf französischen Boden zu setzen. Es war ganz einsam da oben, kein Mensch begegnete uns; nur in einer kleinen Lichtung zwischen den angepflanzten Tannen lag ein behäbiger deutscher Grenzwächter in der Sonne und las in einem dicken Buch. „Haben Sie denn da oben nichts zu bewachen?“ frugen wir ihn. „Nein“, sagte er, „hier oben ist nicht viel los.“ Ob er das heute auch noch sagen würde?

Als wir von den Höhen wieder hinabstiegen, kam uns in Eschelmer unser Fuhrmann mit der Meldung entgegen, der Kronprinz und seine Frau seien ermordet worden. Erst nach einiger Zeit wurde klar, daß an jenem Tag der Erzherzog und seine Gemahlin in Serajewo der serbischen Verschwörung zum Opfer gefallen waren. In den Vogesen erlebten wir die Dämmerung des großen Kriegs, der jetzt dies Gebirge durchtobt. Sehr bezeichnend für die unklare Auffassung der Volkszugehörigkeit bei den Bewohnern des Vogesenkammes war die Aeußerung unseres Wagenführers aus Pairis: „So epps gäbs im Frankrich nit!“

Noch dachten wir damals nicht an alle Folgen des Attentats, wenn wir auch empfanden, daß in der geladenen Atmosphäre Europas eine kleine Ursache genügen konnte, um große Folgen auszulösen. Anders ahnten wir den Gang des Unvermeidlichen wenige Wochen später. Aber wir Aelteren empfanden den Puls der Zeit wohl nicht so stark, wie die Jugend; deren Freiburger Vertreter führten uns das bald darauf ergreifend zum Herzen. Es war am Abend der Kriegserklärung Oesterreichs an Serbien, als ich in Gesellschaft einiger Kollegen spät von einer Abschiedsfeier für scheidende Universitätsprofessoren nach Hause ging. Da sahen wir Lichtschein die Straße herankommen, Gesang ertönte und mit strammem, dröhnendem Schritt marschierten Hunderte junger Leute an uns vorbei. Studenten, junge Kaufleute, Arbeiter und Handwerker kamen daher, deutsche patriotische Lieder und den Prinz Eugen singend, riefen „Hoch, Oesterreich!“ und waren voll erfüllt von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem östlichen Bruderreich. Sie fühlten, daß die große, längst erwartete Entwicklung nahte, daß die Sache, die in Gang kam, uns so nahe anging, wie nur möglich. Sie ahnten es mit dem nationalen Instinkt der Jugend und gaben der Empfindung, daß etwas Großes nahe, jubelnden Ausdruck. Wie bald

Digitized by Google

m der Tag von Wytschaete, wo sie beweisen konnten, daß es nicht hle Phrase und kindische Begeisterung, sondern jugendkräftiges Hel-ntum war, das sie hinriß.

Auch sie sind dafür gefallen, daß einst eine andere, gesichertere Grenze ıseren Westgau vor feindlichem Einfall bewahre. Von unseren Ber-n aus können wir ein weites Gebiet überschauen, das fast zum Kriegs-eater geworden wäre, aber an dessen Grenzen doch immerhin über ein ıhr unablässig und aufs hartnäckigste gekämpft wird. Wandern wir dwärts auf den Höhen bis zum Belchen, so überschauen wir das Rhein-l mit seinen Randgebirgen von Basel bis Schlettstadt. Wir sehen vor ıs die Belforter Pforte, den Winkel von Sennheim, Mülhausen, den artmannsweilerkopf, die Berge des Münstertals; wir blicken den hein entlang und erkennen die Brücken, welche ihn überschreiten von ıasel bis Breisach. Ist die Nacht herabgesunken, so blinken aus der iefe herauf mit dem Glanz der Sterne wetteifernd die Lichter von ıasel und Mülhausen. Trotz des Krieges haben die Freiburger ihre Wanderlust nicht verloren; immer wieder begegnet man ihnen einzeln der in kleinen Scharen im Schwarzwald und seinen Ausläufern. Trifft ıan einen solchen Wanderer an einem der schönen Aussichtspunkte, so nd seine Blicke sicher nach Westen gewandt und seine Gedanken be-häftigen sich mit dem Schicksal Elsaß-Lothringens. Wird es nach dem ırieg ein Reichsland bleiben? Soll es eine Provinz Preußens werden, ıollen Baden, Bayern und Preußen das Gebiet unter sich verteilen? Ohne Leidenschaft werden die Möglichkeiten erörtert, ja es äußert sich ielfach eine gewisse Abneigung gegen die Vereinigung des Südelsaß nit Baden, meist durch innerpolitische Schwierigkeiten begründet. Aber tets wird mit Festigkeit betont: Nach dem Krieg muß es anders werden, ıa drüben jenseits des Rheines.

Auch in der Winterszeit ist der Schwarzwald nicht vollkommen ver-einsamt. In den entlegensten Bergtälern werden die stillen Höfe von den Skiläufern besucht. Allerdings so belebt sind die Skiwege nicht, wie in Friedensjahren. Jetzt kann es einem leicht vorkommen, daß man als erster seine Spur im glitzernden, unberührten Schnee zieht und stun-denlang einsame Gelände als einziger durchwandert. Pocht man an das Tor eines Bauernhauses, so findet man nur Frauen, kleine Kinder und alte Leute vor. Die größeren Kinder sind auf den Schneeschuhen zur fernen Schule geeilt und die rüstigen Männer sind alle weit fort bei den Feldgrauen. Von den Gebirgsbauern ist ein hoher Prozentsatz beim Heer. Aber die Frauen haben mit den wenigen Zurückgebliebenen ihre Pflicht ihrer Familie und dem Lande gegenüber mehr als erfüllt. Die tapferen Frauen mußte ich oft bewundern, welche mit Hilfe der Kinder, oft auch unterstützt von den Nachbarn, all die schwere Arbeit da draußen leisteten, den Hof in Ordnung hielten, die Ernte einbrachten, oft mehr Vieh hielten, als im Frieden, wenn die Männer halfen. Sie hatten neue Arten von Pflanzungen bestellt und mehr Boden urbar gemacht. Mit Stolz verließ man die Gehöfte, zu denen man herangetreten war mit der Frage, ob die Leute irgend eine Hilfe brauchten. Man hatte wohl von Sorgen gehört, von Sehnsucht nach den Männern, aber auch von Zuversicht und festem Vertrauen auf den Fortgang des Feldzugs.

Digitized by Google

Freundlicher Dank schallte einem nach, aber dazu ein selbstbewußtes: „Wir helfen uns selber!“

In den Bergen konnte man es erleben, daß wenn man auf den Schneeschuhen auf einsamer Bahn dahinglitt, hoch über einem das Schnurren von Propellern ertönte. Da das Flugzeug dem Beschauer ein gut Stück näher war als in der Ebene, so waren die Abzeichen mit bloßem Auge erkennbar, und nicht selten mochte es ein feindlicher Flieger sein. Auf dem Umweg über den Schwarzwald suchten sie manchmal unsere Stadt zu erreichen, diese unheimlichen Gäste. Freiburg hat eine gute Anzahl von feindlichen Fliegerüberfällen erlebt; jedermann hat von ihnen in den Tagesberichten der Heeresleitung gelesen. Es war ein seltsames Gefühl, wenn man sie von fern über der Stadt schweben sah und das Getöse der Abwehrbeschießung herüberdröhnen hörte. Große Schäden an der Stadt und an militärischen Objekten konnte keiner von ihnen anrichten; doch war manches Leben und zwar vorwiegend solches von Kindern und Frauen zu beklagen. Für die Bewohner der Stadt waren die Fliegerbesuche eine gute Schulung in Disziplin und Besonnenheit. Etwas wie Panik haben sie nie erzeugt; man gewöhnte sich bald an Vorsicht und gewisse Maßregeln, vor allem in Schulen, Lazaretten und öffentlichen Gebäuden. Wenn die Bomben auf die Stadt niederflogen, bewährte sich der Gemeinsinn der Bevölkerung; jedes Haus öffnete sich den Vorübergehenden und jeder Erwachsene suchte, ehe er sich selbst in Sicherheit brachte, Kindern, Verwundeten und Hilflosen Zuflucht zu verschaffen. Die Abwehrmaßregeln haben sich nicht weniger gut bewährt, als die Anordnungen zum Schutz des Publikums. Es sind erheblich weniger feindliche Flieger über die Vogesen zurückgekehrt, als ihrer herübergeflogen waren. Abwehrgeschütze und Kampfflugzeuge haben ihre Pflicht gut getan.

Wie im Schwarzwald so war auch unten in der Ebene ein neuer Geist in die Menschen eingekehrt. Neue Pflichten waren erwachsen und von den einzelnen sich selbst eingepflanzt worden. Auch hier unten wurden die Ernten eingebracht und die neuen Saaten bestellt, ohne daß der Leutemangel irgendwo ernsthaften Schaden verursacht hätte. Gegenseitige Hilfe war auch hier die Losung. Viele junge Leute, die nicht kriegstauglich waren oder welche die Militärbehörden noch zurückgestellt hatten, stellten sich im August 1914 den Bauern zur Hilfeleistung zur Verfügung. Es war aber nur für ganz kurze Zeit wirklich eine Notwendigkeit; sehr bald hatten die Landleute selbst ihre gegenseitige Hilfe organisiert. Im Jahre 1915 nun gar gab es überall Hilfe durch die zahllosen Gefangenen. Franzosen und vor allem Russen traf man überall bei geschäftiger Arbeit und unsere Bauern und ländlichen Unternehmer waren durchweg mit ihren Leistungen im Feld und in den Wäldern recht zufrieden. Und die Gefangenen selber scheinen nicht weniger vom friedlichen Aufenthalt in unseren Gauen entzückt gewesen zu sein; denn unsere Bauern hatten vielfach die größte Angst, jene wollten am Ende gar auch nach dem Frieden nicht mehr in ihre ferne Heimat zurückkehren.

Vor allem in der Nähe der Städte nahm im Jahre 1915 die Ausnützung von Grund und Boden ganz außerordentlich zu. Die Stadt-

Digitized by Google

ohner nahmen den Landbau wieder auf und lernten seinen Segen
tzen. Welche Fülle von Arbeit und Fleiß wurde da noch an den
nden nach getaner Tagesarbeit entfaltet. Und der gute Sommer
5 hat den meisten ihre Arbeit reichlich gelohnt. Gar mancher hat
n Anbau seines Ackers oder Gartens die Sorgen des Krieges ver-
en und gesunden Schlaf für die Nacht erworben. Viele werden in
Frieden hinein die Freude am Landbau mitnehmen und weiter
gen. Und unsere Landleute sind froh und stolz über das Wachstum
es Ansehens. „Der Bauer gilt wieder etwas!" hat mancher froh-
ut mir zugerufen. Und: „Jetzt werden die Stadtleut' wohl für alle
ten wissen, was sie an uns Bauern haben!"

Der gleiche Gemeinsinn und Opfermut wie in allen anderen deutschen
ädten zeigte sich in Freiburg und seinen Nachbarorten während des
ieges. Wie erhebend waren auch hier die Tage der Mobilmachung,
e riß auch hier die Begeisterung der Jungen alle Zurückbleibenden
i. Jeder wollte für die Allgemeinheit Dienste leisten, jeder dem Vater-
id Opfer bringen. Die Begeisterung mußte viele Unternehmungen in
wegung setzen, viele neue Organisationen aus dem Boden stampfen,
lche sonst bei der langsamen Art der Südalemannen Jahre zur Ent-
cklung gebraucht hätten. Viele öffentliche Einrichtungen arbeiteten
r seit alters her sehr schwerfällig. Manches im öffentlichen Leben
tte mich an die Zustände erinnert, wie sie in Bayern vor 25 Jah-
n herrschten. Es wurde gar zu viel gebummelt und verbummelt. Der
oße Aufschwung der Energie und des nationalen Ehrgefühls, der seit
Jahren in Bayern so viel alte Schlamperei zur Seite gefegt hat, war
er noch nicht aufgewacht. Aber er stand vor der Türe. Und als der
rieg kam, da war er da.

Das zeigte sich vor allem in der Organisation aller bürgerlichen
riegshilfeeinrichtungen. Eine Stadt, welche der Front so nahe liegt
ie Freiburg, mußte mit ihren Vorbereitungen rasch fertig sein. Rech-
te doch jedermann im Volk mit der Möglichkeit, daß die Franzosen
it überlegenen Kräften bis nach Südbaden vorstoßen könnten und hier
st von unserem Heer aufgehalten würden. In Freiburg wäre man
icht überrumpelt worden. Jedermann bestellte sein Haus und traf
lle Vorbereitungen. Schon die Einquartierungen, die kamen, wiesen
uf den rechten Weg.

Ein straffer, energischer Geist machte sich sofort in allen Organisa-
ionen bemerkbar. Vor allem hat das „Rote Kreuz" hier seine Pflicht
n sehr vollkommener Weise erfüllt. Viel war schon im Frieden
orgesehen; die großen Schulhäuser wurden rasch geräumt und der
chulbetrieb zum großen Teil i : die dafür vorbereitete Universität ver-
egt. Man mußte ohne Säu en die Säle desinfizieren, die Betten
ufstellen, die Operationstische herrichten. Denn schon in den ersten
Augusttagen kamen die ersten Verwundeten aus dem Elsaß. Bald
trömten viele nach und seither beherrschen die vielen Rekonvaleszenten
as Straßenbild unserer Stadt. Sie fanden herzliche Aufnahme und
refflichste Pflege. So wurde denn ihre große Menge nicht zu einem
eprimierenden, sondern zu einem erhebenden und stärkenden Anblick.
Stolz, fröhlich und zuversichtlich sah man die Genesenden unsere schöne

Digitized by Google

Stadt und Umgebung genießen, durch die Natur im Fortschritt der Heilung mächtig gefördert. In die Bürgerschaft trugen sie ihren höflichen Geist und ein schönes Verhältnis zwischen den Stadtbewohnern und den Soldaten aus allen Gauen Deutschlands war bald angebahnt. Männer und Frauen aus allen Teilen der Bürgerschaft hatten sich dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt, ärztliche Kurse bildeten neue Pfleger und Pflegerinnen aus. Zu gleicher Zeit wurden in den großen Kellern der Universität Liebesgaben gesammelt, wobei Stadt und Land wetteiferten, das Beste und Schönste für unsere Krieger zu opfern. Es war geradezu rührend zu sehen, wie von den Bauern für die Lazarettküchen Tausende von Eiern, Zentner von Speck, Wagen voll Gemüse und Obst herangebracht wurden. Die Kinder drängten sich herbei, um zu helfen und viele Knaben übernahmen als Radfahrer die Botendienste zwischen den Lazaretten, den Geschäftsleuten und den Behörden. Es wird wohl alles in anderen deutschen Städten nicht anders gewesen sein. Nur hatten wir es etwas schwieriger, da hier im Festungsbereich der Rheinbefestigungen einige Monate lang jeder private Telephonverkehr in der Stadt gesperrt war; das Landtelephon ist es jetzt noch. Aber hier war die überlegene Leitung in den Hilfsorganisationen des roten Kreuzes so offensichtlich, daß Einigkeit und ein fröhliches, verträgliches Zusammenarbeiten die Situation beherrschten. Die ganze Bevölkerung wurde zu einem großen, helfenden, arbeitenden Mechanismus im Interesse des Heeres und des ganzen Reiches zusammengefaßt. Das half auch den anderen Organisationen, welche vorübergehend oder für die Dauer des Krieges geschaffen wurden, die alle hier sehr erfolgreich arbeiteten, vor allem Kriegs-, Gefangenen- und Auslandsdeutschen-Fürsorge.

Der gute, energische Geist blieb aber nicht auf jene Angelegenheiten beschränkt, welche das Heer und den Feldzug angingen. Er erfaßte alle Kreise des Volkes und alle Betriebe. Ueberall mußte ja neu geordnet und eingerichtet werden; denn es galt eine ungeminderte Tätigkeit mit verringerten Kräften und unter erschwerten Umständen durchzuführen. Die Schulen mußten mit wenig Lehrern und in beschränkten Räumen arbeiten. Mit Aemtern und Verwaltungsstellen aller Art stand es nicht anders. Und überall ging es doch, es wurde durchgehalten. Auch die Stadtregierung wurde mitgerissen, und wenn es ihr nicht gelang, als einziges von allen großen Unternehmen den Theaterbetrieb aufrechtzuerhalten, so sollen die kleinen Lächerlichkeiten, die bei den Verhandlungen vorkamen, ihr nicht allzu schwer angerechnet werden. Denn in allen großen Dingen wurde auch sie vom Geist der Zeiten auf ein höheres Niveau gehoben. Und das Beste an all dem Guten, was der Krieg mit sich brachte, ist die Zuversicht, daß das meiste von dem Neuen in den Frieden mitgenommen werden wird.

Unsere Stadt ist vor allem Universitätsstadt; eine Schilderung ihres Daseins im Kriege wäre sehr unvollständig ohne Erwähnung der Universität. Ihr Betrieb war sehr verkleinert, was die Zahl der Studenten anlangt. Fast neun Zehntel unter unsern flotten, frischen Schülern waren gleich am Anfang des Krieges zu den Waffen geeilt, sehr viele von ihnen als Kriegsfreiwillige. Trotzdem wurde der Unterricht

Digitized by Google

durchgeführt. Wer noch nicht zu den Waffen gerufen war, wer noch die Einberufung wartete oder nicht diensttauglich war, sollte sein ...dium fortsetzen können. Wie es dem Geist der Zeiten geziemt, ...net sich unsere kleine, zum großen Teil dem weiblichen Geschlecht an...örige Hörerschar durch Ernst und Fleiß aus. Verluste an Feldgrauen ...en Professorenkollegium und Studentenschaft schon reichlich erfahren. ... Anziehungskraft, welche unsere Universität immer auf die sport...ende Jugend gehabt hat, bedingte Feldtauglichkeit des weit über...genden Teils unserer Studentenschaft. Auch zwischen Lehrkörper ...) Studenten hat der Geist enger Zusammengehörigkeit, der schon im ...ieden blühte, sich im Krieg zu schöner Kameradschaft entwickelt. Stolz ...nen wir akademischen Lehrer auf die Taten unserer Schüler blicken.

... braucht nicht eigens hervorgehoben zu werden, daß wer von der ...iversität nach Fach und Begabung dafür geeignet war, an all der ...dankenarbeit des Kriegs, an mannigfachen Erfindungen im Dienst ... Offensive und Defensive teilnahm. Universitätsprofessoren stehen ...der Spitze vieler Fürsorgeorganisationen. Studenten helfen überall ...t. Auch am Unterricht in den Mittelschulen sind viele Hochschul...rer als Ersatz für eingezogene Kräfte tätig.

Eine der großen Errungenschaften, welche der Krieg unserm Volk ...schenkt hat, ist hier in Stadt und Land aufs deutlichste zu bemerken. ...an hat in Deutschland politisch denken gelernt. Nicht nur, daß man ...e Unterschiede zwischen den Parteien weniger schwer nimmt als früher, ...an beschäftigt sich mit äußerer Politik, man versteht die großen Ziele, ...f welche unsere Zukunft losstreben muß. Unsere Bürger und Bauern ...hen ein, daß unser großes Reich in künftigen Zeiten weder politisch ...ch wirtschaftlich von einem andern Land abhängig sein darf. Um ...es zu erreichen, wollen alle aushalten, opfern, kämpfen. Ist es nicht ...underbar, einen Schwarzwaldbauern sagen zu hören: „Das einzige, ...as bei uns zu einer Revolution führen könnte, wäre, wenn der Kaiser ...nen schwachen Frieden mit England machen würde." Ob er wohl recht ...ußte, was eine Revolution ist? Aber was er sagen wollte, das wußte ...r ganz genau.

Neue Kräfte sind entdeckt worden, hier wie in ganz Deutschland, sie ...erden bleiben und weiter entwickelt werden. Hier im fruchtbaren ...Breisgau ist es hauptsächlich ein enges Zusammenarbeiten von Stadt ...nd Land, dessen Bedeutung man im Krieg schätzen gelernt hat. Was ...ann dieser Boden bringen, wie könnte dies Gebiet eines der berühmten ...bst- und Gemüseländer Deutschlands werden, wäre es besser ausgenützt, ...wäre in der Stadt Absatz und Vertrieb besser organisiert. Das wird im ...Frieden gemacht werden; was man mit Erstaunen vermißte und unter ...dem Drang der Not neu schuf, das muß zur Vollkommenheit gebracht ...werden. Die bescheidenen, langsamen Südbadener werden gelernt haben ...sich mehr zuzutrauen, mehr von sich zu verlangen und höhere Ziele anzu...streben. Die Brüderlichkeit unter den Ständen wird ihnen helfen, aus ihrem Land zu machen, was möglich ist: einen Stolz Deutschlands, dessen Ertrag mit seiner Schönheit wetteifert, ein Gebiet, das aus Land und Volk das beste herausholt, was es hervorbringen kann, zum Nutzen und zur Ehre des Gesamtvaterlands.

Digitized by Google

Erlangen in der Kriegszeit.

Extra academiam vivere non est. Mit diesem alten Wahlspruch eröffnet der Prorektor der Erlanger Universität, Professor R. H. Grützmacher, die kleine Schrift, welche die Hochschule ihren Schülern im Felde als eine Art von Weihnachtsgruß überreicht hat[1]). Außer Erlangen hat meines Wissens bisher nur Tübingen in solch origineller Weise seinen Studenten beim Heere ein Lebenszeichen zukommen lassen. Zwölf Angehörige der Universität, meist Dozenten, haben zu dem Büchlein beigesteuert und zwar vorwiegend Berichte über das Leben der Stadt und der Universität während der Kriegszeit. Wenn die Alma mater von mancherlei großen und kleinen Dingen erzählt, die sich bei ihr und um sie her in den letzten Monaten zugetragen haben, so liest sich das fast wie der Familienbericht einer Mutter an ihren Sohn im Feld, und ist auch aus dem Gefühl der engen Zusammengehörigkeit zwischen Lehrern und Schülern hervorgegangen, wie es nur an kleinen Hochschulen in dieser ausgeprägten Form zu finden ist. Wir hören vom veränderten Stadtbild, von neugebauten Instituten, vom Leben in der juristischen Fakultät, von der Militärseelsorge, die der Universitätsprediger jetzt treibt, und von manchen andern Dingen; besonders lebendig plaudert Frau Lotte Oertmann-Windscheid über die Frauen im Dienst des Vaterlandes. Neben diesen Berichten enthält die Schrift noch einige Beiträge andrer Art, unter denen sich zwei durch ihre Frische auszeichnen; in dem einen erzählt K. Th. von Eheberg von den Eindrücken, die er von seinen zahlreichen bulgarischen Schülern im Lauf der Jahre empfangen hat. Das Zeugnis, das der kompetente und welterfahrene Beurteiler unsern neuen Bundesgenossen ausstellen kann, lautet erfreulich günstig. Und daneben interessiert den Außenstehenden am meisten die feinsinnige kleine Studie, mit der O. Mitius eine Nachbildung von Dürers Eisenradierung „Die große Kanone" begleitet. Er zeigt in ein paar Worten, wie das im Jahre 1518 entstandene Bild als ein Kriegsflugblatt zu betrachten ist, das im Hinblick auf die drohende Kriegsgefahr mit Stolz auf die Errungenschaften der Neuzeit hinweisen sollte, vor allem eben auf die noch nicht lange erfundenen fahrbaren Feldgeschütze. — Den Schluß bilden statistische und geschäftliche Mitteilungen.

Erlangen. F. Bock.

Galizien, Land und Leute

ist der Titel eines Buches von Dr. A. von Guttry (München, Georg Müller, geheftet M. 5.—). Inhalt: Geschichte des Landes. Polen und Ruthenen. Die heutige Verfassung und Verwaltung. Das Land. Das Volk. Die Wirtschaft des Landes. Städte, Dörfer und Burgen. Krakau. Lemberg. Mit 74 Bildern. 240 Seiten.

Wer Österreich erhalten will, muß für Österreich eine Aufgabe finden, welche wert ist, gelöst zu werden. Hundert Beust und hundert Andrassy reichen nicht aus, Österreich seinen Platz in der Geschichte zu sichern: Österreich muß sich ein von der Weltgeschichte gewolltes Ziel zu erreichen vorsetzen: dann wird dies Ziel, und der unaufhaltsam, hart dringende Wille, zu diesem Ziele zu gelangen, Österreichs Leben sein. (Lagarde.)

[1]) Erlangen, Verlag Krische, 1915. 80 Pfg. Inzwischen hat die Universität Erlangen im gleichen Verlag einen zweiten und dritten Gruß an ihre Angehörigen im Feld erscheinen lassen.

Digitized by Google

Etwas vom Trinkgeld heutzutage.

Mehr wie zweimalhunderttausend Mark, so hieß es neulich, soll ein Angestellter der Kriegslederaktiengesellschaft dafür erhalten haben, daß er Spender bei der Zuteilung von Häuten und Gerbstoffen vor anderen Lederfabriken begünstigte. Das ist Bestechung, in Erwerbskreisen redet man wohl von Schmiergeld, gemeinhin heißt man es Trinkgeld.

Es ist ein Unterschied zwischen dem Fünferl, das der Herr Huber im Hofbräuhaus der alten Zenzl hinzuschieben pflegte, und diesen zweimalhunderttausend Mark, aber nicht umsonst führen sie gleichen Namen.

Wenn der Gast mit der Bedienung, der Reisende mit dem Fahren zufrieden war und sie dem Kellner oder Kutscher, den sie nicht wiedersehen würden, Münze schenkten, damit er auf das Wohl des freigebigen Herrn eins trinke, war das eine ursprüngliche und harmlose Form des Trinkgelds. Aber die Harmlosigkeit ist schon dahin, sobald Geber oder Nehmer an ein späteres Zusammentreffen denkt: der Trinkgeldspender will das nächstemal geradesogut oder noch besser, namentlich aber besser als andere behandelt werden, die kein oder ein geringes Trinkgeld geben. Wiederholt sich die Sache, so fürchtet bald die eine Partei, Sparsamkeit an Trinkgeld büßen zu müssen, die andere wiegt sich in die Meinung ein, daß ihr Trinkgelder gebühren. Nun glauben einige, mit höheren Trinkgeldern sich eine Bevorzugung sichern zu sollen, und der Anfang einer Schraube ohne Ende ist da. Jetzt ändern sich die Rollen: die ehemals von oben herab gereichte Gabe wird zu einer Art von Schuldigkeit, die bei Strafe schlechter Bedienung, auch von Spott und Grobheiten, getilgt werden muß. Noch bleibt der Schein einer freiwilligen Spende. Wenn aber die Gewohnheit zur ausnahmslosen Regel und der Mißbrauch unerträglich geworden ist, gelangt man wohl zu einem vereinbarten, daher auch klagbaren Trinkgeld, wie z. B. die Tarife für Lohnkutscher vielfach neben dem eigentlichen Fahrpreis ein Trinkgeld zu zehn vom Hundert vorsehen. Das ist kein wahres Trinkgeld mehr, der Kutscher brummt, wenn er nur dieses bekommt, der Fahrgast will sich nicht darum anschauen lassen und legt ein „freiwilliges" bei. Die Schraube dreht sich wieder.

Die Unwahrhaftigkeit, die darin liegt, daß man nicht geschuldetes Geld für eine geschuldete Leistung gibt, schenkt, damit der andere seine Pflicht tue, und danach immer noch auf seinen guten Willen angewiesen ist, kann nicht anders als verderblich wirken. Gewiß wird in unzähligen Fällen das hergebrachte Trinkgeld unbefangen gegeben und genommen, umso harmloser je gedankenloser, und unter den vielen ehemaligen Hausknechten, die von den ersparten Trinkgeldern sich ein Hotel gekauft haben, gibt es brave Männer. Aber schon dem verhältnismäßig unschuldigen Trinkgeld haftet die Neigung an, den Geber hinaufzusetzen, den Empfänger herabzuwürdigen, letzteres umso deutlicher in der Richtung gegen den Bettler hin, je deutlicher der Dienstleistende es darauf ablegt, die freiwillige Gabe zu erhalten; läßt er merken, daß es auf das Trinkgeld ankommt, ob er seine verdammte Schuldigkeit tun will, so ist er nicht besser als der erpresserische Bettler, dem das Strafgesetzbuch mit Recht das Arbeitshaus androht. Wer seine Pflicht zu tun unterläßt, sobald ihm kein Trinkgeld winkt, der ist auch bereit, seiner Pflicht entgegenzuhandeln um eines Trinkgelds willen. Damit sind wir bei der Bestechung angelangt und es ge-

Digitized by Google

winnt die Sache auch auf der Seite des Gebers ein anderes Gesicht. Wer nicht den „Kampf ums Recht" auf sich nehmen und bei der Art des Streitgegenstandes und des Gegners umso sicherer zu kurz kommen will, je vornehmer er selbst ist, sondern mit einem Trinkgeld sich Ruhe schafft, der handelt gleichsam im Notstand. Wer einen anderen für Pflichtverletzung bezahlt, teilt seine Schuld, mag seine Zahlung auch unter dem gemütlichen Namen eines Trinkgelds üblich sein. Hier ist also eine gefährliche und leicht zu überschreitende Grenze und mit gutem Grund verbietet unser Gesetz den Beamten als Bestechung nicht nur die Annahme von Geschenken für eine Verletzung der Amtspflicht, sondern auch für solche Handlungen, die in ihr Amt einschlagen und nicht pflichtwidrig sind. Aber es geht noch nicht weit genug: die Geschenke nicht *für*, sondern *aus Anlaß* solcher Handlungen sind erlaubt und bekanntlich z. B. bei Postboten recht häufig. Die großen Erwerbsunternehmungen von heute haben in ihrem Aufbau etwas vom Staate an sich und sie nennen ihre Angestellten gleich dem Staate Beamte (nur daß sie besser zu besolden pflegen); auch seinen Bestechungsparagraphen hat das moderne Erwerbsleben erhalten, nachdem die üblichen Einwände: der redliche Geschäftsbetrieb dürfe des unredlichen halber nicht belästigt werden, er müsse sich selbst helfen und die Auffassung von dem was in Handel und Verkehr recht und anständig ist, allgemein auf eine höhere Stufe heben — durch Überhandnehmen des Schmiergelderunwesens widerlegt worden waren. Bekanntlich ist dem Reichsgesetz gegen den unlauteren Wettbewerb eine Bestimmung (§ 12) eingefügt worden, welche Geschenke u. dgl. auf beiden Seiten strafbar macht, mit deren Hilfe „eine Bevorzugung bei dem Bezuge von Waren oder gewerblichen Leistungen durch unlauteres Verhalten des Angestellten" erzielt werden soll. Die Tatsache, daß in bestimmten Teilen des Auslands Geschäfte überhaupt nur gemacht werden können, wenn geschmiert wird, und zwar nicht nur bei privaten Angestellten, und daß deutsche Geschäftsleute, die im übrigen die Gewissenhaftigkeit selbst sind, auf diese Geschäfte nicht verzichten, muß erheblich mitgewirkt haben, die Begriffe von dem, was auf diesem Gebiete überhaupt recht und anständig ist, zu verwirren. Das Strafgesetz ist bei weitem gelinder als bei der Bestechung von Staatsbeamten und überläßt die Verfolgung im wesentlichen den benachteiligten Konkurrenten. Aber die Gefahr des Schmiergeldertums reicht weit über das Erwerbsleben hinaus. Wie von dem heute noch erlaubten und vielfach ohne jede üble Absicht gegebenen Trinkgeld, das die unteren Bediensteten des Geschäftsfreundes erhalten, z. B. der Ausgeher zu Neujahr, allmähliche Übergänge zum wirklichen Schmiergeld hinleiten: so ist nicht nur von vorneherein anzunehmen, sondern durch die Erfahrung bestätigt, daß, wer mit Schmiergeldern arbeitet, alles für käuflich zu halten beginnt und auch die Bestechung von Dienern des Staates wagen würde. Die schweren Strafen, die bei den seltenen Verurteilungen wegen Amtsverbrechen verhängt werden, beweisen unsere Überlegung davon, daß das Reich untergehen müßte, wenn die Unbestechlichkeit seiner Beamten Schaden leiden sollte.

Das Trinkgeld jeder Art ist wohl aus allen Zeiten und Ländern bekannt, wenn es auch in seiner Erscheinung wechselt, manche Gebiete verliert, andere erobert. Daß ihm diese Kriegszeit günstig war, ist selbstverständlich und zum Teil mit Händen zu greifen. Was liegt den trinkgeldgewohnten Zeit-

Digitized by Google

offen näher, als bei den unendlichen Mißhelligkeiten, welche die Beschaf-
g notwendigen Bedarfes alle Tage mit sich bringt, auf das „Trinkgeld"
ückzukommen? Um Höchstpreise und Veräußerungsverbote wirkungslos zu
hen, um zurückgehaltene Ware zu erlangen, um Zeit zu sparen auf Kosten
erer, wird in unzähligen Fällen eine besondere Vergütung, ein „Trink-
" bei den Geschäften des Alltags gefordert und angeboten. Die aller-
igsten damit begangenen strafbaren Verstöße werden angezeigt, weil die
ssenden es gerade so machen. Bis in die kleinen Gebirgstäler ist der
stgriff verbreitet, um so und so viel und ein Trinkgeld zu verkaufen,
Höchstpreis vermeintlich straflos zu umgehen.

Es sind das zumeist verhältnismäßig kleine und auf Seite des Käufers
seinen unmittelbaren Bedarf auch eher entschuldbare Dinge, die so leicht
sehen sind. Der Schluß, daß bei den *großen* das längst verhandene
hmiergeldwesen erst recht ins Kraut geschossen ist, drängt sich auf und nur
großer Optimist wird einen Fall wie den bei der Kriegslederaktiengesell-
aft für eine unerhörte Ausnahme halten. Daß das Erwerbsleben im Kriege
Sittlichkeit nicht gewonnen hat, sehen wir ja wohl auch sonst. Der Nach-
is des einzelnen Falles freilich ist aus vielen Gründen überaus schwer.
ch heute kommt es vor, daß man den großen Dieb laufen läßt — weil seine
ße Diebsgeschicklichkeit ihn rettet.

Der Schaden, den dieser Aufschwung des Trink- und Schmiergelderunwesens
richtet an dem Gefühle der Beteiligten davon, was in Handel und Wandel
ht und anständig ist, wird mit dem Friedensschlusse nicht von selbst ver-
winden. Im Gegenteil dürfte er an der Zunahme strafbarer Handlungen
itschuldig werden, die wir nach allen Anzeichen zu erwarten haben. Eine
tschiedene Wendung zum Besseren wäre offenbar nur unter der Voraussetzung
ner allgemeinen Läuterung des gesamten Erwerbslebens zu hoffen. Was
lbewußte menschliche Tätigkeit hiezu helfen mag, darf man nicht zu hoch
d nicht zu gering bewerten. Von der staatlichen Strafgewalt gilt das be-
nders. Wir haben uns rechtzeitig darauf zu besinnen, ob unsere Strafrechts-
lege die Rücksicht auf den Angeklagten nicht übertreibt, ob sie nicht im Ver-
hren und beim Ausmaß der Strafe zur Mattherzigkeit neigt und zur Ab-
hreckung weniger diensam geworden ist als sie vermöchte. Die Erfahrungen
eses Krieges dürften Ansichten rechtfertigen, die früher Ketzerei und Rück-
hritt geheißen hätten.

München. Oberlandesgerichtsrat Dr. Albert Bittinger.

Graf Reventlow

ner der bestgehaßten Männer dieser Tage ist der Verfasser des Werks: **Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914, das soeben in 6. Auflage erschien. Der bei einem Buche von solchem Umfang und Preis geradezu beispiellose Erfolg zeigt, daß die Erkenntnisse und Bestrebungen, die darin enthalten sind, mehr und mehr diejenigen der geistigen Führerschicht des deutschen Volkes werden. Es gehört in die Bibliothek eines jeden, der sich klar werden will, warum es zu diesem Krieg kommen mußte und wie unsere Politik beschaffen sein muß, um nicht wieder einen solchen Krieg heraufzubeschwören.** Verlag Mittler & Sohn, Berlin. Preis 10, geb. 12, in Leinw. 14 Mark.)

Digitized by Google

Politische Moral.

Von Dr. Erich Jung, Professor der Rechte an der Universität Straßburg i. E.

Ums Jahr 1770 besetzte Österreich die Staroſtei Zips, um eine wirksamere Abschließung gegen die in Polen wütende Pest herstellen zu können. Das Zipser Komitat hatte immer zu Ungarn gehört; es war aber vor mehr als drei hundert Jahren von Kaiser Sigismund an Polen verpfändet und niemals eingelöst worden. Zu Neujahr 1771 sagte mit Bezug darauf die Zarin Katharina II. [illegible] reizt zum Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrich des Großen, der zu Besuch in Petersburg war, „wenn man denn in Polen nur sich zu bücken und aufzunehmen brauche, so hätten die andern Nachbarn doch das gleiche Recht wie der Wiener Hof."

Daraus ist die Teilung Polens entstanden, die man bekanntlich gern als ein Schulbeispiel für unmoralische Politik zu verwenden pflegt. Maria Theresia schreibt im Februar 1772 an den Fürsten Kaunitz, der ebenso wie ihr Sohn Kaiser Josef, den Plan eifrig beförderte, daß nach ihrer Meinung „in dieser Sache nit allein das offenbare Recht himmelschreyend wider uns sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft," aber sie füge sich, „da sie allein sei und nit mehr en vigueur, und weil so viele große und gelehrte Männer es wollen."

1864 sagte Wilhelm I. von Preußen: „Ich habe kein Recht auf Holstein", und lehnte den Gedanken der Angliederung ab.

In beiden Fällen, gegenüber Maria Theresia und gegenüber Wilhelm I., wurde die abweichende Auffassung für Angliederung von den staatsmännischen Beratern, im ersten Falle von Kaunitz, im zweiten von Bismarck, vertreten und schließlich durchgesetzt.

Ist es wirklich wahr, daß damit die moralisch tieferstehende Auffassung gesiegt hat?

In einer amtlichen Verlautbarung zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen durch China betont unsere Diplomatie das Unmoralische des Verhaltens der chinesischen Regierung. Es soll einmal ganz abgesehen werden von der Frage der Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit solcher Moralisierung der feindlichen Maßregeln. Es soll nur gefragt werden, ob die Behauptung an sich richtig ist. Nehmen wir einmal an, die chinesische Regierung sei zu der festen Überzeugung gekommen, die Maßnahme sei förderlich für das chinesische Volk und den chinesischen Staat, so wäre, selbst wenn man auch dann eine Verpflichtung dieser Staatsmänner zu moralischen Rücksichten auf uns an sich noch für vorhanden ansieht, mindestens ein Pflichtenwiderstreit gegeben, der jedenfalls keineswegs unbestritten zu unseren Gunsten gelöst werden mußte. Und wenn die chinesischen Staatsmänner vielleicht tatsächlich durch englische Bestechung zu ihrem Entschluß gekommen sind, so haben sie moralisch verwerflich gehandelt ihrem Land gegenüber und ihren Auftraggebern. Dann träfe sie der schwerste Vorwurf ihrer Landsleute mit Grund. Der von unserer Seite etwa aus ihrem Verhalten zu entnehmende Vorwurf wiegt, dagegen gehalten, auch vom rein moralischen Standpunkt — wenn man denn einmal diesen hier verwenden soll — verhältnismäßig leicht.

Durfte denn überhaupt ein chinesischer Staatsmann uns gegenüber sein Handeln durch moralische Bedenken hemmen lassen, wenn wirklich die Lebens-

Digitized by Google

inge und der Lebenswille seiner Auftraggeber ein gegenteiliges Handeln erseits erfordert hätten?

Maria Theresia sowohl wie Wilhelm I. sind in der polnischen und in der eswig-holsteinischen Sache schließlich nicht ihrem ersten Empfinden gefolgt, dern dem Rat ihrer leitenden Staatsmänner.

Beide Staatsoberhäupter faßten den Entschluß, der ihnen persönlich schwerer ; der sie zwang, ihr persönliches Empfinden zurückzustellen hinter den Gedanken die Gesamtheit, an ihren Staat und ihr Volk und an deren Lebensbelange.

Friedrich der Große, körperlich schwächlich, von weichen Ästhetenneigungen und das überzüchteter Geisteskultur, hätte sich als freier Einzelmensch sicherlich ein nzlich anderes Leben geformt, als es ihm dann die furchtbare Pflicht seines nigsamtes aufzwang. Ein Privatmann in seiner Lage hätte auf seine Erbhte in den schlesischen Herzogtümern verzichten können. Ihm war es sittliche licht, sein Leben und seine Neigungen dem Machtbedürfnis seines Staates opfern.

Einen gewissen Anhalt, einen Fingerzeig für die richtige Wahl des Entlusses bei einem Widerstreit der Pflichten bietet das in den meisten Fällen, auch den kleineren Verhältnissen des Einzelnen. Was schwerer ist, was dem Ich die ößere Selbstüberwindung kostet, ist sehr häufig auch gerade das, was moralisch in eser Lage von ihm zu fordern ist. Das ist der moralische Kern aller Askese; des ports, das heißt des Gebrauchs der Kräfte lediglich um der Übung willen, auf oralischem Gebiet.

Aber in jenen oben betrachteten beiden Fällen läßt sich die moralische Richtigit des gefaßten Entschlusses sogar unmittelbar erweisen. Der Pflichtenkreis, der rch den Zusammenhang des Herrschers mit seinem Volk und durch seine Veratwortlichkeit vor diesem und dessen kommenden Geschlechtern bezeichnet ist, ist der ähere und darum der, der im Falle des Pflichtenwiderstreits vorgehen muß.

Wenn überhaupt die moralischen Regeln, die sich für den Verkehr der Bürger ntereinander ausgebildet haben, auf die Verhältnisse der Völker und Staaten nmittelbar übertragbar sein sollten. Dieser Zweifel bedeutet nicht einen Zweifel, b es für diese einen moralischen Maßstab gebe. Sondern nur, daß dieser Maßstab ein inhaltlich anderer ist; ebenso wie die Ehre eines Mannes nd einer Frau nicht dem Range nach, aber in dem, was sie inhaltlich gebieten, erschieden sind.

Es ist schwerer und darum allerdings in den meisten Fällen auch ethisch höhertehend, Verantwortung zu übernehmen durch Handeln; auch da, wo Zweifel über die Richtigkeit des einzuschlagenden Wegs den Handelnden bedrängen. Das ist tapferer und deshalb moralischer als nichts zu tun. Das unbedingte Streben nach dem ruhigen Gewissen als dem besten Ruhekissen ist ganz einfach unerlaubt eigensüchtig in der Lage dessen, dessen Entschlüsse für die Schicksale von Völkern und Staaten entscheidend sind.

Der Knecht, der mit dem anvertrauten Pfande wuchert, der sich Sorgen und Verantwortung auflädt, um seinem Herrn besser zu dienen, wird auch in dem biblischen Gleichnis über den andern Knecht gestellt, der sich durch Vergraben des Pfundes die Mühe und Sorge erspart.

Maria Theresia und Friedrich der Große hätten die Zukunft ihrer Staaten und damit das Wohlergehen der künftigen Generationen ihres Volkes gefährdet, wenn sie bei der bevorstehenden Teilung Polens durch Rußland nicht teilgenommen

Digitized by Google

hätten. Und diese Rücksicht auf ihre Völker mußte ihnen allerdings und ganz ohne Zweifel höher stehen als die Rücksicht auf Polen und selbst als die eigene Gewissensbedrängnis; so tief menschlich und rührend diese in dem Schreiben Maria Theresias an Kaunitz zum Ausdruck kommt. „Nachdem umsonst verschiedene Anordnungen und Auskunftsmittel in Vorschlag gebracht waren, blieb keine andere Alternative übrig als diese Teilung oder der Ausbruch eines allgemeinen europäischen Kriegs," schrieb Friedrich der Große am 9. Oktober 1773 an Voltaire.

In den Süddeutschen Monatsheften war kürzlich in einem entsprechenden Gedankengang auf den merkwürdigen Gegensatz hingewiesen, der sich auch in den allerletzten Ereignissen wieder zwischen englischem und deutschem politischem Verfahren erkennen lasse.

„England unternimmt es gleichzeitig, ein neues Kalifat für die Mohammedaner in Kleinasien, einen Judenstaat in Palästina zu errichten, in dem andern großen Weltreich, das von ihm nicht erobert, sondern ihm verbündet ist, den Monarchen abzusetzen." Weltumspannende Reiche von immerhin Jahrhunderte alter Geschichte wie das russische Kaisertum, religiöse Einrichtungen, die für viele Millionen Menschen die Heiligung uralten Bestandes haben, sind für England nur leicht zu verschiebende Steinchen in seinem Weltschachspiel. Wir, ein viel größeres Volk und ein Volk von sehr viel älterer Geschichte und von älterer Kultur, getrauen uns kaum, einem montenegrinischen Dorfschulzen zu kündigen, oder einen betriebsamen Koburger mit seinem belgischen Königstumunternehmen von vorgestern zu liquidieren; von der serbischen Kriminalangelegenheit ganz zu schweigen.

Es ist bei der Geistesverfassung unserer bisher leitend gewesenen Staatsmänner nicht ausgeschlossen, sogar wahrscheinlich, daß sie sich darauf, auf diese ihre größere Rücksicht gegenüber den Feinden, moralisch noch etwas zugute tun. Das ist aber völlig falsch und beweisbar unrichtig. Im Gegenteil.

Wessen Handlungen nicht nur für ihn allein, sondern für ein ganzes Volk und für dessen kommende Geschlechter entscheidend sind, für den gilt ein anderer Moralkodex als für den einzelnen Privatmann. Was für diesen — man muß sogar einschränkend hinzusetzen, für den familienlosen Privatmann — eine vielleicht ganz schmucke Geste der Großherzigkeit ist, ist schon für den einfachen gesetzlichen Vertreter rechtlich verboten und unter Umständen strafbare Untreue. Und erst recht für den Vertreter einer Nation. Er führt fremde Geschäfte, nicht eigene.

Die waltende Gerechtigkeit zu verwirklichen, ist nicht Aufgabe eines leitenden Staatsmannes im Daseinskampf seiner Nation. Er hat nicht die *Stellung eines Herrgotts* und — vielleicht auch nicht, mit Verlaub — die zu einer solchen Aufgabe gehörende *Allwissenheit*. In dem gleichen Zusammenhang sind kürzlich halbvergessen gewesene Worte von Fichte[1]) wieder hervorgezogen worden, die klingen, als ob sie gerade für die Not dieser Tage geschrieben seien. (Damit ist hier nicht die äußere Lage gemeint.) Die Worte Fichtes klingen, wie gesagt, als ob sie für unsere leitenden Staatsmänner geschrieben wären. Der Grund davon liegt aber einfach darin, daß es auch damals Leute gab, die mit kleinbürgerlichem Herzen vor weltgeschichtlichen Aufgaben standen. Es ist allemal bequemer, sich in Zweifesfällen an den allgemeinen Katechismus zu

[1]) Aus seinem Machiavelli, der soeben (herausgegeben von Hofmiller) in Reclams Universalbibliothek neu gedruckt wurde.

Digitized by Google

lten und damit die Verantwortung von der eigenen Persönlichkeit abzuwälzen,
s um die Wahrheit zu ringen und die Persönlichkeit dafür einzusetzen.
Fichte schreibt, aus dem Verhältnis der Staaten ergäben sich zwei Grund-
geln der Politik. „Die erste, daß man ohne Zeitverlust jede Gelegenheit ergreife,
h innerhalb der Grenzen seines Einflusses zu verstärken; die zweite, daß man nie
f das Wort des Andern sich verlasse, wenn man eine
arantie erzwingen kann." „Das feige Nachgeben rettet dich nicht
m Untergang, sondern es gibt dir nur eine kurze Frist schmählicher und ehrloser
xistenz. Aus solchem Betragen entstehen jene ehrenvollen Frieden,
ie nicht einmal den Frieden geben, indem sie dem Feinde die
illige Gewalt lassen, unmittelbar nach geschlossenem Frieden seine Pläne da
rtzusetzen, wo er sie für den Augenblick fallen ließ." Dem Führer einer
lation ist es nicht erlaubt, wenn er „jene Regeln zum Schaden seiner Nation
ernachlässigt hätte, hinzutreten und zu sagen, ich habe an
Menschheit, ich habe an Treue und Redlichkeit geglaubt."
Glaube er wenn er will an Menschheit in seinen Privatangelegenheiten. Irrt
r sich, so ist der Schaden sein. Aber er wage nicht auf diesen Glauben hin die
lation. Denn es ist nicht recht, daß diese und mit ihr vielleicht andere Völker
nd damit vielleicht die edelsten Besitztümer, welche die Menschheit in tausend-
ährigem Ringen erworben hat, in den Kot getreten werden, bloß damit von ihm
esagt werden könne, er habe an Menschen geglaubt."

„Tu deine nächste Pflicht," ist in Zweifelsfällen noch immer ein guter Rat. Der Gedanke an das Wohl der deutschen Nation muß unseren Staatsmännern pflichtmäßig näher liegen und gewichtiger scheinen als der Gedanke an das Wohl und die Zukunft der polnischen Nation, der sie tatsächlich das ausschweifendste Ziel ihrer Wünsche fest zusagten zu einer Zeit, als sie dem deutschen Volk noch die bloße Erörterung von Kriegszielen untersagten. Alle Ethik, alle Kritik eigener Handlungen unter einem andern Gesichtspunkt als dem des unmittelbaren Eigennutzes beruht auf einem Sicheinsfühlen mit einem weiteren Kreis als dem des Eigeninteresses, beruht auf Gemeinschaftsempfinden. Von der Familie, der Urform aller sittlichen und rechtlichen Gemeinschaft, zur Sippe, zum Stamm, zur Nation, zum Staat. Und schließlich auch hinauf zu einem gewissen Gemeinschaftsgefühl zwischen Menschen überhaupt und selbst zu einem Mitempfinden mit allem Lebendigen. Aber die Intensität des ethischen Lebens nimmt ab mit der Erweiterung des Kreises. Und häufig gibt das Bestreben für den weiteren Kreis nur den Vorwand, um sich dem engeren Pflichtenkreis der Familie, des Staates, zu entziehen, die stets dem Ich viel stärkere Opfer abfordern und die eben darum auch die ethisch wichtigeren sind. „Ein jeder kehre vor seiner Tür." An der Menschheit soll berufenerweise arbeiten nur das moralische Genie; nur wer die Berufung zum Religionsstifter oder Propheten in sich fühlt.

„Die Welt soll nur über unseren Undank erstaunen", sagte ein österreichischer Staatsmann zur Zeit des Krimkrieges; mit Bezug auf die Haltung Österreichs gegenüber Kaiser Nikolaus, der kurz vorher, 1849, die österreichische Herrschaft in Ungarn wiederhergestellt und damit den alten Kaiserstaat gerettet hatte. Jener Standpunkt des österreichischen Staatsmannes war durchaus richtig und einwandfrei, wenn er so seinem Staate am besten zu dienen glaubte. Dann durfte er gar nicht die bürgerliche Tugend der Dankbarkeit üben. Er durfte nicht die bei

Digitized by Google

ihrer Befolgung erlangbare persönliche Gewissensbefriedigung des braven Kindes über seine Pflicht gegen seine Mitbürger und seinem Staate setzen. Für diesen war die Entstehung einer Dankesverpflichtung gegenüber einem andern Staat einfach eine Schwächung gegenüber diesem Staat und eine Machtverstärkung dieses andern, die Gegenmaßregeln notwendig machte; und zwar um so schärfere Gegenmaßnahmen, je gewichtiger und zweifelloser die geleisteten Dienste waren. Daß ein Staat einen andern „gerettet" hat, ist für den Helfer kein Haben, sondern ein Soll. Wenn vielleicht eine bestimmte Persönlichkeit, wie der Fürst des geretteten Staats, solchen Erwägungen wie der persönlichen Dankbarkeit noch bis zu einem gewissen Grade nachgeben wird, so ist das völlig ausgeschlossen bei Mehrheiten und ganzen Nationen, die vielmehr dem übrigens ja selbst in rein privaten Verhältnissen unter Umständen verständlichen Haß gegen den „Lebensretter", gegen den Überlegenen, hemmungslos folgen werden.

Es wäre ganz falsch, etwa auf die Tatsache, daß man einem verbündeten Staat wertvolle Hilfe geleistet hat, die Erwartung von Dankbarkeit oder gar von entsprechenden Gegendiensten zu gründen. Eher ist das Gegenteil einer dadurch begründeten Gegnerschaft zu vermuten. „Befreite Völker sind nicht dankbar, sondern anspruchsvoll," sagte Fürst Bismarck einmal. Und mit den Herrscherhäusern liegt es nur wenig anders.

Im zwischenstaatlichen Verhältnis ist es in solchen Fällen, wenn wirklich der eine dem andern große Dienste zu leisten in die Lage kommt, ganz einfach seine Aufgabe und seine Pflicht gegenüber den eigenen Leuten, sich Gegenwerte zu sichern.

Was Nikolaus 1849 zugunsten Österreichs tat, war, wie Fürst Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen sagt, „immerhin mehr, als ein Souverän für einen andern zu tun pflegt, und nur in einem so eigenmächtigen und übertrieben ritterlichen Autokraten erklärlich."

In einer gewissen Reinkultur kommt das ja nun im österreichischen Reichsrat zum Ausdruck, nämlich, daß in den Beziehungen von Volk zu Volk die Verpflichtung ein Aktivposten des Verpflichteten ist, der Mehrforderung begründet und das Verdienst ein Schuldposten des Verdienten, der den Gegner zu Ausgleichforderungen veranlaßt. Die Tschechen und die Polen im österreichischen Reichsrat und die übrigen staatszweifelhaften Bestandteile des österreichischen Reichsrats nehmen grade die Tatsache ihres Versagens und der ungezählten Hochverratsfälle ihrer Volksgenossen gegenüber der beispiellosen Hingabe der Deutschösterreicher an den Staat zum Anlaß maßlos gesteigerter Ansprüche, weil sie das natürliche Schwergewicht der deutschen Verdienste um den Staat und den Mangel der ihren durch verschärfte Gegenmaßregeln ausgleichen wollen.

Fürst Bismarck hat 1878 einen drohenden Krieg Englands und Österreichs gegen Rußland verhütet und 1884 wiederum die aus der afghanischen Sache drohende Kriegsgefahr zwischen England und Rußland nach Kräften gemindert; jedenfalls ist es nicht zum Ausbruch gekommen. Wir können das heute nicht mehr verstehen. Es geschah sicher nicht in Hoffnung auf die Dankbarkeit der Parteien gegen den ehrlichen Makler, sondern in Erwägung unserer Belange. Jedenfalls hat es keinen Dank gefunden, so wenig wie unser Verhalten 1899 in der burischen Verlegenheit Englands oder 1905 in der japanischen Verlegenheit Rußlands. Und man kann selbst hier wieder die „moraltheologische" Frage aufwerfen, d a r f denn überhaupt ein Staatsmann Dankbarkeit beweisen wollen gegenüber einem andern Staat,

Digitized by Google

n die Belange seines Staates ihm ein gegenteiliges Verhalten zu gebieten nen?

ls Paul I. von Rußland sich von der Koalition gegen das Frankreich des sulats abwendete, und in der nordischen Konvention die bewaffnete See- tralität von 1780 gegen die englischen Übergriffe zur See erneuerte, wurde er ordet. Sein Nachfolger, Alexander I., stellte dann sofort das Verhältnis zu gland wieder her und löste die nordische Konvention auf. Es ist wahrscheinlich macht worden, daß die Ermordung Pauls I. von England ausging. In diesem ege haben sich eine ganze Reihe von Todesfällen ereignet, bei denen eine be- dernde Mitwirkung Englands sehr wahrscheinlich ist. Der amtliche englische such, den norwegischen Diener Sir Roger Casements zu dessen Ermordung stiften, ist erwiesen.

Die Urheber dieser Taten brauchen keineswegs schlechthin verwerfliche Menschen sein. Denn man kann den moralischen Charakter eines jeden nur von dem andpunkt aus richtig beurteilen, auf dem die Gemeinschaft steht, der er an- hört. Und die hält eben die Förderung englischer Staatsbelange für höhere licht eines Engländers als die Rücksicht auf seine privaten Moralbegriffe. Daß solche auch hat und daß zum Beispiel dem englischen Konsul Findlay in ristiania entsprechende moralische Hemmungen auch nicht ganz fremd waren, ist merhin anzunehmen. Aber er löst den Pflichtenwiderstreit eben nach der andern ite. Abwägung einander entgegenstehender Belange und dementsprechend ntansetzung eines an sich zweifellos bestehenden aber in dem vorliegenden iderstreit als minderwichtig erfundenen Rechts lassen ja selbst bürgerliche chtsordnungen wie die unsere in gewissen Fällen, besonders im Notstand, zu. s fragt sich dann eben, mit welchem Grad von Sachlichkeit die entgegenstehenden elange gegenüber den eigenen gewertet werden. Herr Findlay würde vielleicht haupten und verteidigen, der Tod dieses einen Mannes konnte die Leben vieler ommies ersparen, wenn durch diesen Tod ein irischer Aufstand verhindert wurde. as läßt sich noch hören, obwohl es fälschlich nur mechanisch die Leben als solche chnet und die Verschiedenheit der dabei beobachteten Verfahrensarten nicht schlägt und die seelischen Wertzerstörungen, die in Jahrhunderten nicht wieder t zu machende Begriffsverwirrung vernachlässigt, die die Methode des Meuchel- rds an sich hat im Gegensatz zu der des offenen Kampfes.

Die Methoden der Engländer gegen Irland im ganzen sind allerdings — h glaube man kann das ohne Gefahr des Pharisäismus sagen — so ziemlich as Äußerste an kalter Selbstsucht, oder wenn man das Wort will, an politischer nmoral, was man beibringen kann, wenigstens aus dem näheren Gesichtskreis der ropäischen Geschichte und der Neuzeit. Man braucht dazu nicht die Schilde- ungen ihrer eigenen Geschichtsschreiber heranzuholen, obwohl sie zur Verfügung ehen, sondern sich nur die folgende nackte Tatsache zu vergegenwärtigen. In der weiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist ein fruchtbares europäisches Land auf ahezu die Hälfte (um 45 Prozent) seiner Bevölkerungszahl heruntergiert orden; nämlich das von dem bekanntlich so menschen- und freiheitsfreundlichen England regierte Irland.

Ein solches, dem für „vorgeschichtlich“ gehaltenen Vernichtungskrieg entsprechen- es Verfahren ist tatsächlich beispiellos, gehandhabt im tiefsten Frieden, in so später Zeit, in Europa und gegen ein nahe verwandtes Volk. Freilich haben die Eng- länder ihre keltische Verwandtschaft erst neuerdings betont, während sie früher

Digitized by Google

mehr die teutonische hervorhoben. Diese Schwenkung vollzog sich ungefähr gleichlaufend mit dem sich verschärfenden Gegensatz zu Deutschland. Es ist aufschlußreich und lehrreich für uns Deutsche, zu beobachten, wie in England einfach Alles dem machtpolitischen Bestreben dient und sich einfügt. Dort hat wirklich der Wille zum Leben die Führung und der Intellekt ist nur sein gehorsamer Diener, um es schopenhauerisch auszudrücken. Der verstorbene Freiburger Anglist Wilhelm Wetz hat vor mehr als zwanzig Jahren in einem sehr lesenswerten Aufsatz nachgewiesen, wie der imperialistische Gedanke im englischen Schrifttum wirkte und sich vorbereitet hat.

Das „ethische Minimum", das das Wesen der Rechtsordnungen ausmacht, begann für die Völker untereinander erst in der Christenheit sich zu bilden, und erst von dann ab, durch die gemeinsamen religiösen Einrichtungen, die staatlich getrennten Völker ein schwaches Gemeinschaftsgefühl erwarben, was der Antike noch gänzlich fremd war. Und dieses sogenannte Völkerrecht hat einen kleinen Ruck vorwärts gemacht erst seit dem siebzehnten Jahrhundert mit der Entstehung eines gewissen Gemeinschaftsgefühls unter den europäischen Staaten, die sich ihrerseits mit Recht gegenüber Naturvölkern auch heute noch nicht für verpflichtend halten.

Ein Optieren zwischen Rußland oder England hätte aller menschlichen Voraussicht nach den Weltkrieg noch lange hinausgeschoben, sicher aber uns diese abenteuerlich unwahrscheinliche Lage des Weltbündnisses gegen uns erspart. Und das noch vor Toresschluß, 1913, durch den eigens dazu gesendeten Botschafter Sugimura angebotene japanische Bündnis hätte mindestens unsere Lage im Kampf gebessert und möglicherweise, sogar wahrscheinlicherweise, durch die japanische Bedrohung Indiens die ganze Mächteverteilung geändert.

Jenes Optieren zwischen England oder Rußland und Sichverbünden mit dem einen oder andern hätte freilich nur auf Kosten des jeweiligen Gegenübers erfolgen können. „Mit Deutschland kann man keine Geschäfte machen. Man muß aber Geschäfte machen", sagt sich mit Recht der englische, russische, japanische, rumänische Staatsmann und wendet sich anderswohin. Aber unsere leitenden Staatsmänner sollen sich nur nicht etwa noch was drauf zugute tun, daß sie es ablehnten, über fremdes Gut zu verfügen — ebenso wie gegenüber den Bündnisanträgen Rumäniens nach dem russisch-japanischen Krieg. Ihre Verpflichtungen gegen das deutsche Volk wogen unzweifelhaft vor jedem denkbaren moralischen Richterstuhl viel schwerer, als ihre Verpflichtung, die Grenzen Rußlands oder was sonst als Zahlungsmittel in Frage gekommen wäre, zu achten.

Ganz abgesehen davon, daß die großen Aufgaben der Weltgeschichte nicht nach dem Katechismus der Kinderfibel zu lösen sind. Die großen Tatsachen der Geschichte und die Lebensgeschichte heldenhafter Menschen enthalten die höchsten sittlichen Lehren, sagt Carlyle einmal in seinem Leben Friedrichs des Großen; Carlyle, von dem Goethe sagte, er bedeute vor allem eine moralische Kraft.

Schwere Entschlüsse und selbst Widerstreit der Pflichten bleiben allerdings dem nicht erspart, der Völkergeschicke zu leiten hat. Die Konflikte eines Kinderherzens kann man zur Not in den Moralkodex eines Katechismus bannen. Und vielleicht noch die eines Frauenlebens, das sich im Gehege der Familie abspielt. Wer große Entschlüsse zu fassen, wer weittragende Verantwortung zu übernehmen hat, dem beantwortet sich die schwerste Frage, was soll ich tun, nicht so einfach und ohne inneren Kampf. Er findet die Richtschnur des gebotenen Handelns nicht

Digitized by Google

ein paar Regeln der überlieferten Moral handlich beisammen. Wenn wir enschen, die von Natur feige und verantwortungsscheu sind, uns das auch gerne rtäuschen. Die sogenannte begrifflich-dogmatische Methode der Rechtsssenschaft, die die Rechtsfindung für ein bloßes Rechnen mit den schon vorndenen Rechtsbegriffen erklärte, ist ein folgenreicher Anwendungsfall dieser elbsttäuschung.

reilich ist es eine schwere Aufgabe, die schwerste Aufgabe, die einer einzelnen menschlichen Seelenkraft auferlegt werden kann, die Entschlüsse zu fassen und r Gott und der Geschichte zu verantworten, von denen das Schicksal von Völkern d Staaten abhängt. Dafür ist es auch die höchste menschliche Leistung, Millionen enschenherzen zu führen; die Pforten der Zukunft aufzustoßen für die kommenn Geschlechter und Jahrtausende alte geschichtliche Entwickelungen zu vollenden. Es ist die höchste menschliche Leistung; höher noch als die künstlerische chöpfung, die man wohl in Zeiten reiner Beschaulichkeit und überwiegender eschmackskultur noch über jene zu stellen geneigt war.

Aber ein Führer muß auch wirklich führen. Unter dem Einfluß parlamentarischer Lehren versteht man jetzt vielfach unter Regieren so ziemlich das Gegenteil von dem, was das Wort richtig verstanden bedeutet. Nämlich man meint vielfach, egieren sei nichts anders als ein Gleiten auf dem parlamentarischen Parkett, in Sichführenlassen von den wechselnden Parlamentsmehrheiten.

Aber das ist grundverkehrt. Das sollen unsere Staatsmänner sich sagen; die Verantwortung für ihre Entschlüsse kann ihnen kein Gott und kein Teufel abnehmen; aber auch keine Parlamentsredner und keine Zeitungsschreiber. Unsere eitenden Staatsmänner sollen nicht glauben, sie seien dadurch entlastet vor uns nd unseren Enkeln, wenn sie die Zustimmung der Zeitungsschreiber und selbst er Parlamentsmehrheit zu ihren Maßnahmen gehabt haben. Wer weiß heute noch, welcher betriebsame Parlamentarier es war, dessen politische Erleuchtung die Anhäufung der ausreichenden Munitionsmengen vor dem Krieg verhindert hat. Wenn uns das verhängnisvoll geworden wäre um die Jahreswende 1914 auf 15, als der Munitionsmangel glücklicherweise beiderseitig war, so war doch der damalige Kriegsminister verantwortlich, der sich mit der Ablehnung zufrieden gab. Das Bestehenlassen einer stärkeren Schutztruppe für Südwest war von der Regierung seinerzeit nach Beendigung des Hereroaufstandes beantragt. Diese Truppe hätte dem Burenaufstand 1914 den Erfolg bringen können. Die Vorlage scheiterte im Reichstag. Aber entlastet die Ablehnung durch eine kleine Mehrheit im Reichstag denn wirklich die verantwortliche und sachkundige — oder wenigstens berufsmäßig als sachkundig vorauszusetzende Regierungsstelle? Wer von den unverantwortlichen und unsachverständigen Dreihundertsiebenundneunzig des Reichstags fühlt sich wohl verantwortlich und meldet sich? Sie lehnen es ja offenbar sogar grundsätzlich ab, aus früheren Hereinfällen zu lernen; die Ahnungslosigkeiten zum Falle Zabern wurden kürzlich, ganz neuerdings, von einem Linksparteiler bestätigt und wiederholt! Die nötige politische Voraussicht, die Wichtigkeit der damaligen Vorlage zu erkennen, war übrigens ja damals wieder nur beim alldeutschen Verband.

Wenn der unglückliche kleine König von Italien an einem nahen furchtbaren Tage seinem Volke Rechnung legen muß, er wird mit der Verteidigung nicht gehört werden: Ihr habt es ja selbst gewollt. Und es wird ihm recht geschehen, daß er damit nicht gehört wird; so grausam das ist. Denn das war allerdings

Digitized by Google

grade die Aufgabe eines Königs, selbst die verantwortlichen Entschlüsse zu fassen und sie nicht der Gasse zu überlassen. Wo ist die Gasse, wo sind die Schreier von damals am Tage der Abrechnung? Schnee vom vergangenen Jahr.

Und mit Parlamentsmehrheiten und öffentlicher Meinung in den Zeitungen ist es nicht viel anders. Auch sie sind im Grund anonym. Es tritt eben doch kein einzelner mit seiner Person ein. Daher kommt es, daß Zeitungen — wie zum Beispiel die Kölnische Zeitung nach der Entlassung des ersten Reichskanzlers — spielend einen Grad der Charakterlosigkeit und Gesinnungsgemeinheit zu erreichen wissen, der dem einzelnen Schriftleiter als Persönlichkeit sicher erhebliche Überwindung kosten würde.

Jedenfalls bleibt die Verantwortung immer an denen hängen, deren Name mit einer Sache verbunden ist. Und das sind eben die Regierungsstellen. Napoleon dem Dritten wurden vor 1870 von seinem neugeschaffenen Parlament mehrfach Heeresvorlagen abgelehnt. Wer führt das zu seiner Entlastung noch an in Frankreich oder wer weiß es überhaupt nur noch außer einem Geschichtsschreiber wie Herrn Chuquet, der es schüchtern erwähnt?

Die Russen, die Eroberernation in Reinzucht, fordern jetzt einen Frieden ohne Angliederungen und Entschädigungen. Sehr verständig von ihnen. Denn sie sind besiegt und beides, Angliederungen und Entschädigungen, kämen nur für ihren Gegner in Betracht. Auch die westlichen Feinde lassen immerhin, obwohl die Regierungen noch an ihrem Eroberungsziel festhalten, zur Sicherung für den Fall der endgültigen Niederlage jenes Verzichtprogramm unter der Hand verbreiten; durch Wilson oder durch ihre Sozialdemokraten; das heißt durch Leute, die sie im Falle einer unerwarteten Wendung des Kriegsglücks stets wieder verleugnen können. Das ist vom Standpunkt der Westmächte ein begreifliches Verfahren.

Schlechthin unbegreiflich aber und einfach widersinnig — man möchte an Verrat denken, wenn das nicht so abenteuerlich wäre — ist es, wenn nun von unserer Seite große Zeitungen und große Parteien auf diese unglaublich plumpe Falle der Feinde wirklich hereinfallen. Wenn der Wegelagerer bei einem Raubüberfall das Pech hat, an einen Stärkeren zu geraten und nun übel zugerichtet wird, schreit er über die Unsicherheit der Straßen und ruft nach der Polizei. Gut, das bringt sein Gaunerberuf so mit sich. Aber wie unglaublich dumm müßte der Überfallene sein, der sich zu diesem Standpunkt überreden ließe. Das tun aber die Frankfurter Zeitung und Berliner Tageblatt, die Herren Scheidemann und Genossen mit ihrer Gefolgschaft.

Nun ist bei manchen Zeitungen auch dagegen nichts zu sagen, wenn man ihren Standpunkt einmal annimmt, der freilich kein deutscher ist. Sie folgen eben den Weisungen ihrer Auftraggeber, der überstaatlichen Geldmacht. Diese will selbst unter materiellen Opfern einen wirklichen Sieg Deutschlands mit allen Mitteln verhindern, weil sie von einer Erstarkung des Nationalgefühls und der nationalen Staatsgewalt Erschwerungen ihrer inneren Politik befürchtet.

Aber die Masse von Mitläufern, von Deutschen, die sich den Notschrei der besiegten Feinde zu eigen machen: keine Angliederungen und keine Entschädigungen! Sind sie denn wirklich derart von allen Göttern und aller Einsicht verlassen, daß sie in die plumpe Schlinge hineintappen?

Keine zwangsmäßigen Angliederungen, Freiheit der Nationalitäten. Gut.

Digitized by Google

r wer vertritt denn das? Wir, die zahlenmäßig stärkste nationale Einheit unter Kriegführenden, die noch viele Millionen ihrer Volksgenossen außerhalb r Grenzen hat, und nur einen sehr geringen Hundertsatz fremdnationaler Be- erung innerhalb; wir oder die großen Weltreiche England und Rußland, bei en die herrschende Nation in der Minderheit ist und über eine große Mehrheit ider Bevölkerung herrscht? Wer hat erobert? Die Engländer, die von i Erbgut einer kleinen wenig fruchtbaren Insel aus in den letzten dreihundert hren ungefähr ein Fünftel der Erdoberfläche und darunter die reichsten Gebiete Erde erworben haben, oder wir? Die Russen, die in dem entsprechenden Zeit- m vom Großfürstentum Moskau aus rund ein Sechstel der Erdoberfläche sich egliedert haben? Oder wir, die Weltmacht des ganzen Mittelalters, die h nicht einmal diese ihre früheren Grenzen ganz gehalten hat? Unsere Feinde aupten uns gegenüber das Nationalitätsprinzip zu vertreten. Diese Be- iptung stellt in derselben Weise wie die Behauptung von ihrem Kampf der ltur gegen die Barbarei alle geschichtlichen Tatsachen einfach auf den Kopf. s Nationalitätsprinzip, das heißt der Aufbau des staatlichen Verbands auf die gebenen und gewachsenen Zusammenhänge der Stammes- und Blutsgemein- aft, im Gegensatz zu dem abstrakten Universalstaat, ist ja gerade der beherr- ende Grundsatz der deutschen politischen Geschichte ge- sen seit 2000 Jahren. Der siegreiche Kampf der Germanen gegen die litische Schablone des römischen internationalen Universalstaats hat erst die ldung von Nationalitäten im modernen Sinne ermöglicht. Durch ihre rmanischen Blutszuschüsse und durch die damit gegebenen Rechtsanschauungen ben sich die bisherigen bloßen Provinzen Roms zu Nationalitäten, zur west- tisch-spanischen, zur fränkisch-gallischen, zur angelsächsisch-britischen, zur ngobardisch-italienischen entwickeln können. Im Mittelalter hat dann dieser rmanische Gedanke des Aufbaus der staatlichen Gemeinschaft als eines Systems n unten ausgehender Initiativen, im Gegensatz zu dem System von oben auf- legter Autoritäten des klassizistischen Staatsgedankens (Taine), zu einer völligen uflösung und Zersplitterung der Staatsgewalt in Deutschland geführt. Das ußte eine Gegenwirkung auslösen auf eine straffere politische Zusammenfassung r Nation. Diese konnte zunächst nur in den Einzelstaaten geschehen. Aber da zwischen durch die Jahrtausende lange gemeinsame Geschichte, durch Sprache nd Kultur, das ganze deutsche Volk eine gewachsene naturgegebene Gemeinschaft arstellte, nicht mehr nur die einzelnen Stämme, verlangte und fand jene neue raffere Organisation bald den breiteren Boden der deutschen Nation im ganzen. Diese Arbeit, die Deutschen aufs neue staatlich zu organisieren, nachdem ihr üheres staatliches Gewand am Übermaß der Einzelfreiheit der Glieder zugrunde egangen war, hat Preußen geleistet.

Preußen hat im Grunde nie Eroberungen gemacht in dem Sinne, aß es fremde Volksteile sich mit Gewalt angegliedert hätte. Es hat lediglich Deutschland organisiert. Niemand fällt es ein, Viktor Emanuel von Piemont oder Ludwig XI. von Frankreich Eroberer zu nennen, obwohl sie in sehr iel rascherem Zeitmaß als Preußen sich vergrößert haben. Auch die schlesischen Kriege nebenbei bemerkt waren keine Eroberungskriege; man lese, was ein nglischer Schriftsteller, Carlyle, über die Rechtsansprüche Friedrichs auf Schlesien urteilt. Und nachdem Preußen die bei der dritten Teilung Polens not- gedrungen angegliederten Länder durch Niederlagen gegenüber Napoleon wieder

Digitized by Google

losgeworden war, begnügt sich Friedrich Wilhelm III. 1815 gegen den Rat seiner Miltärs mit der, wie sich jetzt gezeigt hat, ungenügenden Prosnagrenze, statt der Warthegrenze, weil er so wenig wie möglich Fremdnationale in seinem Staate haben wollte. Später, als er den Fehler eingesehen hatte, wollte Rußland nicht mehr.

Die Franzosen unterdrückten tatsächlich in ihren Schulen die geschichtlichen Tatsachen, wie Frankreich das Straßburg und das Elsaß erworben hat; durch eine Mischung von Straßenraub und Advokatenkniff, wie ein englischer Geschichtsschreiber sich ausdrückt. Französische Offiziere waren in den glücklicherweise sehr eng begrenzten Teilen elsässischer Erde, die sie jetzt betreten haben, ehrlich erstaunt, daß die Bewohner, auch der Herrn Poincaré begrüßende Bürgermeister, nicht Französisch sprechen konnten, und wunderten sich, daß die Elsässer in den vierzig Jahren so sehr verdeutscht worden seien. Als ob sie je französisch nach Art und Sprache gewesen wären! Es hat nun, wie gesagt, keinen Zweck, das einem Franzosen heute zu sagen. Aber sachlich, für uns und jeden dritten Urteiler, ist es natürlich außer jedem Zweifel, daß das Elsaß 1870 von uns nur dem unrechtmäßigen Besitzer wieder abgenommen wurde. Wenn man dagegen die Einrede der Verjährung geltend gemacht hat, das sei alles schon so sehr lange her gewesen, so ist das auch völlig unzutreffend. Große Teile der wiedergenommenen Grenzmark, im Oberelsaß, im Hanauer Land sind erst durch die Revolutionskriege an Frankreich gekommen. Sie sind jetzt schon wieder halb so lange bei uns, als sie überhaupt bei Frankreich waren. Und auch die knapp zwei Jahrhunderte, die Straßburg bei Frankreich war, haben die Verletzung noch nicht verjähren lassen. Die Verjährungsfristen sind im Völkerleben etwas länger als bei einer privatrechtlichen Streitigkeit. Tatsächlich war auch die Verletzung weder in Deutschland noch im Elsaß verschmerzt. Noch aus den letzten Jahrzehnten des französischen Besitzes kann man dafür eine Menge Belege bringen.

Daß die Angliederung Schleswig-Holsteins an Preußen beziehentlich Deutschland keine gewaltsame Eroberung fremdnationaler Gebiete bedeutet hat, sondern das Gegenteil, nämlich eine Wahrung des Nationalitätsprinzips, darüber ist Clemenceau, der natürlich völlig schimmerlos war über die erdkundliche und geschichtliche Lage, von einer dänischen Seite belehrt worden; jetzt im Kriege, was dieser dänischen Stelle wirklich von unserer Seite gutgeschrieben werden sollte. Und was widerspräche mehr dem Nationalitätsprinzip als die Wiederherstellung des alten Belgiens, und der Unterdrückung der Flamen durch die Wallonen. Wohin wiese das Nationalitätsprinzip die Flamen, die sich mit unseren Soldaten, soweit sie an der Wasserkant zu Hause sind, anstandslos in ihrer Muttersprache unterhalten können; wie seinerzeit Fürst Bismarck in seinem heimischen Platt mit Paul Krüger von Transvaal sich unterhielt.

Es gibt, wie Belgier selber vor dem Kriege häufig ausgesprochen haben, keine belgische Nationalität. Und selbst der Name Belgien ist erst von Gelehrten aus Cäsar ausgegraben worden, als es galt, für die südniederländischen Provinzen eine besondere Bezeichnung zu haben. Der Name war ebenso künstlich wie das staatliche Gebilde selbst, gezeugt aus den finstersten Pöbelinstinkten der ja heute noch zu mehr als der Hälfte schriftunkundigen Wallonen gegen das kulturell überlegene Holland auf der einen Seite; auf der anderen Seite aus der Abneigung Englands, ein leistungsfähiges germanisches Staatswesen an den Rheinmündungen entstehen zu lassen; aus überlieferter Eifersucht gegen das alte ruhm-

Digitized by Google

Holland, dessen Schiffe dereinst die Themse hinaufgefegt waren und dessen tendste Kolonien England gerade erst geraubt hatte. Noch waren damals Zeiten nicht allzu lange dahin, daß man gesagt hatte, jede brave holländische ne gehe von selber los, wenn sie einen Engländer sehe.

den inneren Religionsstreitigkeiten Deutschlands wurde der Stand eines bestimmten Jahres, des Annus normalis (1624), für spätere Wiederherstellungen als gebend festgesetzt. Für die Erörterungen über die volkliche oder staatliche hörigkeit eines Landes zum deutschen Gemeinwesen scheint als status nalis grundsätzlich jeweils der der deutschen Nationalität ungünstigste Stand nommen werden zu sollen; ganz unabhängig davon, wie lange und wie sehr Widerspruch mit den volklichen Tatsachen der Zustand bestanden hat.

ir sind nicht mehr so naiv, diesen Standpunkt auch unsererseits anzuerkennen.

Nachwort zu Fichtes Machiavelli.

n der Reclam'schen Universalbibliothek habe ich die aus dem Jahre 1807 stammende große Denkschrift Fichtes über Machiavelli[1]) neu herausgegeben über ihre Entstehung und geschichtliche Bedeutung das nötige in der Einung mitgeteilt. Über ihre Bedeutung für unsere Gegenwart möchte ich c noch einiges sagen.

Reclam war der einzige Verlag, der für einen Neudruck in Betracht kam, ganz billig und möglichst allgemein zugänglich und nie vergriffen wer- sollte. Einmal vom geistigen Blutkreislauf der Nation übernommen, cf der Machiavelli überhaupt nicht mehr aus ihm austreten. Solange uns ses Werk Fichtes nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, fehlt uns vas vom wichtigsten zur Erkenntnis seines Charakters und unserer Aufgabe. „Sein Grundcharakter war die Überkraft," sagte der mit Fichte befreundete ufeland über ihn. Der Wahlspruch des Brand in Ibsens gleichnamiger Dichng war zeitlebens der seine: „Alles oder nichts!" Als ihn seine Frau, ller Sorge um ihn und um ihr Kind, fragt, ob sie kranke Krieger pflegen lle, antwortet er: „Wie kannst du zweifeln?" Brand hätte keine andere ntwort gegeben: „Ich weiß recht gut, was ich wage. Ich weiß, daß ebenso ie Palm, ein Blei mich treffen kann. Aber dies ist es nicht, was ich fürchte, nd für den Zweck, den ich habe, würde ich auch gern sterben," schreibt er an eyme am 2. Januar 1808.

Dreimal sucht er mit politischen Schriften die Geschichte zu beeinflussen, viel nur an ihm liegt, quantum satis, wie Brand sagen würde. Er gehörte nicht zu dem feigen Geschlecht, das angesichts großer Umwälzungen in jämmerliches „Was will das werden?" stammelt. Er sagt: Was will ich tun? Ich, Johann Gottlieb Fichte, dieses ein einzigesmal gewordene Individuum, das ein einziges Leben lang und dann nicht mehr auf das Leben Aller wirken darf? Was ist *meine* höchst persönliche Aufgabe in diesem Augenblick? Das, was nur *ich* tun kann, ergo das, was *ich* tun *muß*. Ich darf auf kein Zeichen von anderswoher warten: *ich selbst* muß das Zeichen geben. Ich darf nicht lang umherblicken, wo ich mich anschließe: die andern müssen sich *mir* anschließen, wenn ich ungesäumt, in diesem Augen-

[1]) Preis 25 Pfennig.

Digitized by Google

blick, anfange. Anschließen werden sie sich und zusammenschließen werden sich alle, die mit mir eines Sinnes sind und eines Willens.

So entsteht der Machiavelli, so werden die Reden an die Deutsche Nation gehalten, so schließt er am 19. Februar 1813 seine Berliner Vorlesungen mit der Rede „Über den Begriff des wahrhaften Krieges". Ehe er am 27. Januar 1814 starb, war seine letzte Freude in seinem letzten lichten Augenblick, wie ihm sein Sohn mitteilte, Blücher habe bei Caub den Rhein überschritten. Zehn Jahre nach seinem Tode war die Reaktion so dreist geworden, die Reden an die Deutsche Nation gleichsam zu ächten, indem man am selben Ort, wo sie einst glorreich gehalten worden waren, in Berlin, ihren Wiederabdruck verbot.

Aber als am 19. Mai 1862 sein hundertjähriges Geburtsfest gefeiert wurde, hatte das Deutsche Volk den Weg zum Redner an die Deutsche Nation wieder zurückgefunden, und, wie drei Jahre vorher das Schillerzentenarium, war auch das seine eine feierliche Formel geworden, eine Hoffnung und ein Gelöbnis. Hundertundein Jahre, nachdem sie gehalten worden war, wurde abermals die Vorlesung über den Begriff des wahrhaften Krieges jählings zur Formel der Zeit. Und hundertzehn Jahre, seitdem er geschrieben worden ist, wird uns jetzt zur Formel und Forderung der Machiavelli. Es nützt alles nichts, wir müssen Fichte ganz rezipieren, auch den Machiavelli, vor allem den Machiavelli. Sonst stellt uns das Schicksal, Knaben gleich, die ihre Lektion wiederholen müssen, wieder vor den „wahrhaften Krieg".

Warum ich statt des ursprünglichen Titels die Fichte'sche Kapitelüberschrift „Inwiefern Machiavellis Politik auch noch auf unsere Zeiten Anwendung habe" als Haupttitel wählte, ist in der Einleitung auseinandergesetzt. Hätte sich nicht diese Überschrift von selber dargeboten, ich hätte nehmen können etwa nach Analogie der berühmten kleinen Schrift Kants „Prolegomena zu einer jeden künftigen Politik, die als Wissenschaft wird auftreten können"; denn wie Kants Prolegomena, ist auch der Machiavelli nicht geschrieben, „um den Vortrag einer schon vorhandenen Wissenschaft anzuordnen, sondern um diese Wissenschaft zu allererst zu erfinden". Die Bedeutung des „Machiavelli" liegt darin, daß sich Fichte mit aller Wucht und ohne die geringste Einschränkung auf den Standpunkt Machiavellis stellt, der Ethiker völlig auf den des Realpolitikers. Ins Heutige übersetzt: Fichte stellt sich in dieser Schrift vorbehaltslos auf die Seite Bernhardis und Treitschkes. Sie mutet an wie eine alldeutsche Kampfschrift von heute. Es schleicht in unseren Tagen ein grämliches Geraune durch unser Volk, Macht sei Sünde, Wille zur Macht verwerflich, und was solch sauer gewordene Muckerphrasen mehr sind. Man scharrt Aussprüche aus Kant zusammen, um Bernhardi eins am Zeug zu flicken, und alle Annäherungsschwärmer bekommen rote Köpfe, wenn sie den Namen Treitschke hören. Da macht es ein grimmiges Vergnügen, gerade den „Machiavelli" hervorzuziehen: Da seht einmal her, Verehrteste! Ist das euer Fichte, dessen Namen ihr nicht oft genug nennen konntet in den Erziehungsdebatten vor dem Krieg, sodaß man nicht mehr wußte, ob der Mann nicht am Ende doch in Hellerau gewirkt habe oder in Wickersdorf? Aber der Mann hat den radikalen Unterschied erkannt, den ihr vertuschen und vermischen wollt, er verkündet und lehrt ihn in denkbar schroffster Form, bekennt sich klipp und klar zum Dogma der Natur: nämlich, daß machiavellistische Politik

Digitized by Google

Tautologie ist; Politik nach ihrem Wesen, nach ihren Zielen, nach ihren
:eln eo ipso machiavellistisch; jede andere Politik Selbstmord; Politik
moralischen Maßstäben nicht zu messen, vor keinen moralischen Richter-
l gehörig, unter keinerlei ethische Kategorien fallend, ein Wissen, Wollen,
nen ganz für sich. Diese Lehre ist der Gegensatz der geistreichelnden Ra-
stik von der „Erforderlichkeit des Unmöglichen", des Schielens nach Ver-
iung des Unversöhnlichen, des Pelzwaschens ohne Naßmachen, des Eier-
enbackens ohne Eierschalenzerbrechen, einer Politik, die auf nichts ängst-
:r bedacht ist, als daß ihre weiße Weste keinen Flecken abkriegt, weil sie
albern ist, eine weiße Weste für das gegebene Kostüm zu halten bei einer
)eit, die nun einmal das Gegenteil von reinlich ist und in alle Ewigkeit
ı wird. Solang ein Revolver eine bessere Schutzwaffe gegen einen Straßen-
ıber ist als die Broschüre „Wie werde ich energisch?", solange Jagdhunde
s Stellen und Bellen dressiert werden müssen, und Hofhunde aufs Nieder-
:fen und Beißen, und nicht aufs Aufwarten und Wedeln, solange wird
Welt nach dem Rezept von Fichtes „Machiavelli" zu regieren sein, und
ht nach Kants „Ewigem Frieden".

„Der Handelnde ist immer gewissenlos," sagt Goethe irgendwo; „Gewissen
t nur der Betrachtende". Der Handelnde mit Gewissen ist Hamlet und
gt als Opfer seines Zögerns zum Schlusse tot da. Macaulay schreibt ein-
ıl von allgemeinen Grundsätzen: wenn sie unanfechtbar moralisch seien,
önnen sie als kalligraphische Vorschrift für einen Waisenknaben dienen".
: schreibt dies im selben Essay über Machiavelli, in dem neben manchem
storischen und philosophischen Cant plötzlich — denn dieser Betrachtende war
gleich ein Handelnder — ausgezeichnete Bemerkungen über politische Dinge
:hen. Als richtiger Engländer verachtet er die moralischen Gemeinplätze,
it denen Ignoranten und Dilettanten Politik treiben zu können glauben
icht minder als „die kraftlose Leidenschaftlichkeit und oberflächliche Verschmitzt-
:it Ludwigs XII." und jene „rastlose Bedeutungslosigkeit Kaiser Maximilians,
er von dem Fluch eines ohnmächtigen Ruhmeskitzels verfolgt wird", die wir
)eutsche mit der gefälligeren, aber ungenaueren Wendung vom „letzten Ritter"
ıschreiben. Wie er sich den handelnden Diplomaten denkt, sagt er kurz zu-
or; wir brauchen nur die Stelle ins Präsens zu übersetzen, und sie stimmt
ıoch heute: „Er ist ein hinter der Würde seines unverletzlichen Gesandten-
harakters verborgener Spion. Seine Aufgabe besteht nicht darin, die Würde
)er von ihm vertretenen Macht durch zurückhaltendes Benehmen und viel-
)eutige Reden zu wahren. Er muß sich in alle Intriguen des fremden Hofes
türzen, muß jede Schwäche des Fürsten erspähen und ihr schmeicheln, nicht
minder die des Günstlings, der den Fürsten, des Kammerdieners, der den
Günstling beherrscht. Er muß die Mätresse gewinnen, er muß den Beicht-
vater bestechen. Er muß lobhudeln oder kriechen, lachen oder weinen, jeden
Argwohn einschläfern, jeden Wink erhaschen, alles beobachten und alles er-
tragen." Wenn Macaulay im ersten Teil seines Essays ausführlich über den
Charakter des Renaissance-Politikers spricht, wird uns klar, daß er nicht
nur einen zufälligen und historischen Typus beschreibt, sondern den notwen-
digen und sich gleich bleibenden. „Seine Leidenschaften sind wie gut geschulte
Truppen; in ihrem Ungestüm ist Regel und in ihrer scheinbar entfesseltsten
Wut vergessen sie nicht der Disziplin, zu der sie herangebildet wurden. Seine

Digitized by Google

Grausamkeiten sind die überlegte Frucht tiefer und kühler Berechnung. In seinen Zügen und seiner Sprache ist nichts zu entdecken als philosophische Ruhe und Mäßigung. Aus jedem seiner Blicke spricht freundliches Lächeln, aus jeder Geberde herzliche Verbindlichkeit. Nie ruft er den Argwohn des Gegners wach durch kleinliche Reizungen. Seine Absicht wird nicht eher enthüllt als in dem Augenblick, wo sie erreicht ist. Seine Züge sind glatt und seine Rede bleibt höflich, bis der tötliche Punkt erspäht und das Ziel sicher erfaßt ist: dann trifft er zum ersten und zum letzten Male". Ich müßte die ganze lange Stelle hiehersetzen, um zu zeigen, wie Zug um Zug das, was Macaulay als Renaissancepolitiker zu brandmarken glaubt oder zu verteidigen vorgibt, der seiner Aufgabe gewachsene Politiker überhaupt ist, der einmal das römische Wort in seiner Tiefe erfaßt hat Sola innocentia vivere velle periculosum.

Eine nichtmachiavellistische Politik ist jenes Lichtenbergische Messer ohne Klinge, an dem das Heft fehlt. Darum ist sie das Ideal aller Flach- und Schwachköpfe. Der strengste Ethiker, vor die Tatsächlichkeit der Dinge hingestellt, muß erkennen, daß in der Politik Gleiches nur mit Gleichem bezwungen werden kann; Kraft nur durch Kraft, List nur durch List, Furchtbarkeit nur durch Furchtbarkeit. Daß das strenge Gesetz alles Lebens heißt: Steigen oder Fallen. Nur beharren wollen ist gleichbedeutend mit Wille zum Untergang. Die liebenswürdigsten privaten Eigenschaften, Verträglichkeit, Nachgiebigkeit, Treuherzigkeit, Arglosigkeit, Selbstlosigkeit werden in der Politik einem Gegner gegenüber, der unverträglich, unnachgiebig, perfid und rücksichtslos ist, nicht nur zu Fehlern, sondern zu Verbrechen. Es sind zwei Welten, und keine Brücke führt von der einen zur andern. J. Hofmiller.

Schweizer Erzähler.

Die Leser erinnern sich der liebenswürdigen Kindergeschichte „Die Schulreise", die im Augustheft 1910 erschien: sie finden sie wieder, neben anderen, ebenso feinen Erzählungen in dem Bändchen „Geschichten und Gestalten" von Josef Reinhart, das bei Orell Füßli (Zürich) eben in der Sammlung „Die stille Stunde" erschien. Diese Sammlung enthält einen Band von Felix Möschlin „Brigitt Rößler", und von Robert Jak. Lang „Leonz Wangeler" (Preise zwischen 1 Fr. 20 und 1 Fr. 80). Bei Rascher, Zürich, erschienen: Maria Waser, Das Jätvreni; Jakob Boßhart, Ein Erbteil (zuerst gedruckt S. M. August 1913); Konrad Falke, Der Marienmaler; R. v. Tavel, D'Glogge von Nüechtersw. (je 0.90). Wer die genannten vier Novellen, vermehrt von Federers „Schweizer im Himmel" (S. M. August 1914) in einem Band beisammen haben will, kaufe das „Schweizerische Novellen- und Skizzenbuch" (5.50). Von Paul Ilg erschien (bei Huber & Co. in Frauenfeld) die schweizerische Offiziersgeschichte „Der starke Mann" (geh. M. 4.—, geb. M. 5.—). Wir behalten uns vor, auf diese bedeutenden Veröffentlichungen zurückzukommen.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

ıgland und wir

von

Dr. Georg Solmssen

tsinhaber der Disconto-Gesellschaft in Berlin und
r des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins A.-G. in Köln

Preis 60 Pfennig

. Die Schrift setzt in überaus lebendiger Sprache die Anschauungen eines prakti- Volkswirtschaftlers über unsere Kriegs- mit England auseinander. Vielfach treten Leser neue Tatsachen und Schluß- eru'ngen entgegen . . .

esische Zeitung, Breslau, 3. März 1917.

Englands Seeherrschaft im Wanken

von **Prof. Dr. Alfred Manes**

(Deutsche Kriegsschriften, Heft 24)

Preis 2.— Mark

Der Verfasser zeigt, wie die Engländer, die schon Kant die kriegerregendste aller Nationen genannt hat, sich unter Verquickung von Wirtschafts- und Machtpolitik zu Seetyrannen aufgeworfen haben. In spannender Weise schildert die Schrift die gewaltige ziffernmäßige Überlegenheit, welche Englands Kriegs- wie Handelsflotte über die deutsche bei Kriegsbeginn aufwies, wie aber Schritt um Schritt diese ziffernmäßige Überlegenheit eine Einschränkung erfuhr, wie das Schreckgespenst der Schiffsraumnot Wirklichkeit wurde, die stolze, einst seebeherrschende Großkampfflotte der Engländer zum tatenlosen Stilliegen verurteilt und die märchenhaften Erfolge unserer U-Boote Englands ehemalige Oberherrschaft zur See immer mehr ins Wanken gebracht haben.

Ostasienpolitik

der

einigten Staaten von Amerika

von

Prof. Dr. Justus Hashagen

(Deutsche Kriegsschriften, Heft 25)

Preis 1.20 Mark

Der bekannte Bonner Geschichtsprofessor schildert mit hm eigenen Klarheit die gerade jetzt in dem Vorder- d des politischen Interesses stehende amerikanische Ost- politik und untersucht ihre Wirkungen auf die gesamte andspolitik der Vereinigten Staaten während des krieges. Seine Ausführungen sind für uns um so essanter, als der Verfasser bei all seinen Schilderun- — mögen sie nun den amerikanisch-japanischen Gegen- die China- oder die Japan-Politik betreffen — stets Beziehungen und Rückwirkungen auf Deutschland be- chtigt.

Sibirien

in Kultur und Wirtschaft

von

Dr. jur. et phil. Kurt Wiedenfeld

ord. Prof. der Staatswissenschaften an d. Universität Halle

Preis 2.20 Mark

Hansa: Das kleine Werk stellt eine allgemeingehaltene Einführung in die Kenntnis Sibiriens dar, die ihren besonderen Wert dadurch erhält, daß der Verfasser Sibirien selbst besucht hat. Es ist im guten Sinne des Wortes populär geschrieben und wird von jedem gern gelesen werden. Manche landläufigen Anschauungen des Mitteleuropäers über Sibirien finden eine Berichtigung. Gut und klar sind die Darstellungen über das Kosakentum in Sibirien, über die russischen und deutschen Bauern und die Kirgisen, wichtig die Hinweise auf die steigende Produktionskraft des Landes, auf dessen Zukunft ja auch Nansen hingewiesen hat. . . . H. St.

rund- u. Zukunftsfragen deutscher Politik

von **Dr. Fritz Stier-Somlo**

.. Professor des öffentlichen Rechts ..

eis: geheft. M. 6.;— gebund. M. 7.20; Feldpostausgabe in 2 Teilen geheft. M. 6.—

Auszüge aus Besprechungen:

. . . In einer Zeit, wo sich die Gedanken aller Gebil- en in einer bisher kaum beobachteten Weise sowohl mit Zielen und Methoden der auswärtigen Politik, sowie den nach dem Kriege der Erledigung harrenden Fragen inneren und der Finanz-Politik beschäftigen, mußte es eine Lücke in dem Schrifttum empfunden werden, daß an einem handlichen, einheitlich geschriebenen Buche fehlte, s einen annähernd vollständigen Überblick über die be- utsamsten Verfassungs- und Verwaltungsangelegenheiten, vie über die wichtigsten Fragen der hohen Politik ge- en hätte. Diese Lücke ist das vorliegende Buch auszu- len geeignet. . . (Die Post, Berlin.)

. . . Es sei auf das wertvolle Buch Stier-Somlos ver- esen, der auch diese Frage in klarer Darstellung ziemlich chöpfend beantwortet, und dadurch zugleich die Bedeu- ng der Politik und die Notwendigkeit der Politisie- ng nachweist. . .

(Rhein.-Westfäl. Zeitung, Essen-Ruhr.)

. . . Da ist denn nun ein Buch erschienen, das dem Deutschen Antwort geben will auf die Fragen, die auf ihn einstürmen, — ein Buch, das man mit besonderer Freude nennen kann. . .

(Aus einem Aufsatz in d. „Deutschen Warte", Berlin.)

. . . Wir wünschen seinem prächtigen Buche im Interesse des Vaterlandes die weiteste Verbreitung, da es ein vorzüglicher Erzieher zum politischen Deutschtum zu werden verspricht. . . (Leipziger Tageblatt.)

. . . Jeder, auch der erfahrene Politiker, wird in ihm reiche Anregung und Anlaß finden, über manche Frage unter Berücksichtigung der Ausführungen des Verfassers sich von neuem Rechenschaft zu geben und die Fülle des Stoffes, die doch nirgends ermüdend oder erdrückend ist, begrüßen.

(Oberverwaltungsgerichtsrat Lotz im „Tag", Berlin.)

. . . Darum bedeutet dieser vollständige Überblick über alle hochwichtigen Fragen der inneren und äußeren Politik eine freudig zu begrüßende Tat.

(Allgemeine Zeitung, Chemnitz.)

l. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

St. Blasien im bad. Schwarzwald, 775 m über dem Meer.
Hotel u. Kurhaus mit Anstalt für physik. Heilmittel
Sanatorium Luisenheim. ✱
Namentlich geeignet für **Nerven, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten.** In beiden Anstalten sind **infektiös Erkrankte ausgeschlossen.** Prospekte kostenlos.

Sorgfältige ärztliche Behandlung und vorzügliche Verpflegung gewährleistet.

Sanatorium Schönbuch bei **Böblingen** (Württemberg). 510 m ü. M.

für Lungen- und Kehlkopfkranke

klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park**; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch. Dirig. Arzt **Dr. Brühl**

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz

Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. **Diätetische Kuren** Zweiganst. tägl. 6 M. Prosp. u. Broschüre frei.

Sanatorium Guardaval

Schloßartig gelegen **DAVOS** Höchste Sonnenscheindauer

:: Vornehmes Haus für Lungenkranke ::

Leitender Arzt: **Dr. Friedr. Bauer.**

Kurhaus Bad Nassau a. d. Lahn

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und Innerlich Kranke.

Neuzeitlicher Komfort. — Klinische Behandlung

Moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Leitender Arzt: Dr. Muthmann. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung.

Herzogliches Bad Liebenstein

Altbewährtes Eisen-Arsenbad mit Quellen von stärkst. Kohlensäuregehalt, 355 m Höhe. Staubfreie Luft, herrl. Waldungen. Gute Verpfleg., erstkl. Kurhäuser, Kurkonzerte.

KURMITTEL: *Trinkkuren. Natürl. kohlens. Stahl-Bäder, Moor- u. Fichtennadelbäder, Wasser- u. elekt. Behandl., Massage, Terrain- u. Diätkuren. Sanatorium.*

Eisenb.-Linie Meiningen-Eisenach

HEILANZEIGEN: *Blutarmut und Bleichsucht, Herz- und Gefässerkrankungen (Arteriosklerose), Basedowsche Krankheit, Nierenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Zucker, Fettsucht, Störungen des Nervensystems, allgem. Schwäche, Rekonvaleszenz. Nachkuren nach Nauheim, Kissingen, Karlsbad usw.*

Kurzeit: 15. April — 15. Oktober.
Prospekte versendet die Direktion.

Gute Verpflegung gesichert.

Harzburger Hof

(Aktienhotel)

Bad Harzburg

Erstes und vornehmstes Haus am Platze, in herrlicher waldreicher Höhenlage.

Neue grosse Gesellschaftsräume und Terrassen. Zentral-Warmwasserheizung. Elektr.

Dauer der Kurzeit vom 24. Mai bis Anfang Oktober.

Fernsprecher 29 und 70.

Die Verwaltung des Harzburger Hofs.

Digitized by Google

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Geh. San.-Rat Prof. Dr. **Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Sommerstein

Wald-Sanatorium und Jungborn bei Saalfeld in Thüringen

Regenerations-

und **Schroth-Kuren***)

Äusserst wirksam!

Bei inneren und äußeren Leiden

Blut-Reinigung.

Aufklärungs-Schrift S. und G. kostenfrei.

*) Die Sommersteiner Regenerationskuren werden wegen ihrer durchgreifenden nachhaltigen Wirkung und wegen der leichten kräfteschonenden Durchführbarkeit besonders empfohlen.

Warum in die Ferne schweifen, siehe das Gute liegt so nahe.

Angenehmster Frühjahr-, Sommer- und Herbstaufenthalt.

See-Hotel, Schloß Berg,

ufer, Starnbergersee. Bes.: G. Otto Bock
riedenszeiten im Winter Grand Hotel Khartoum, Sudan).
nmittelbar am See und Landungsstelle gelegen. —
chattiger Garten. Glashalle und Terrasse auf den See.
Pension von Mark 9.25 an.

Berchtesgaden

im Bayerischen Hochgebirge.

Kaiserin-Auguste-Viktoria-Kurhaus.

Grand-Hotel und Kurhaus Berchtesgaden.

Berchtesgadens vornehmstes und schönstgelegenes Hotel.
S. Zt. Sommeraufenthalt I. Maj. der Kaiserin und der Kaiserl. Familie.
Tel.- u. Briefadresse: Kurhaus Berchtesgaden.
Illustrierte Prospekte.
Unter pers. Leitung des Besitzers K. Rothe.

Sanatorium Am Goldberg

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Winter-Kurort. Prosp. frei.

Spezialbeh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.
Höchstz. 50 Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel, Magen-, Darmkranke und Erhol.-Bedürftige.

Wasserbeh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié, künstliche Höhensonne. Streng individuelle Pflege. Besitzer: San.-Rat Dr. H. Teuscher.

Digitized by Google

St.-Moritz-Dorf

:: Saison 15. Juni bis 1. Oktober ::

Schweizerhof-Château

I. Ranges, sonnig, zentral.

Vereinigt die Vorzüge eines Familienheims mit den Annehmlichkeiten des großen Hauses / 200 Betten.

Zivile Preise. **Ad. Angst.**

Berchtesgaden

Pension Geiger,

Bischofswiesen

Bahn und Post Berchtesgaden.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet.

Besitzer **F. Geiger.**

Partenkirchen (Oberbayern) **Dr. Wiggers Kurheim**

Sanatorium für Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige.

Gute Verpflegung Ungestörter Betrieb

Auskünfte über **Kurorte und Hotels** erteilt bereitwilligst die Inseraten-Administration der Süddeutschen Monatshefte.

Friedrich Wilhelm

Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft

Gegründet 1866 **Berlin W 8** Behrenstr. 58–61

Neue Anträge
wurden eingereicht
seit 1866 bis Anfang

1876: M. 89 000 000
1886: M. 165 000 000
1896: M. 385 000 000
1906: M. 1012 000 000
1916: M. 2408 000 000

Kriegsversicherung gegen Zuschlagsprämie

Vor Abschluß einer Lebensversicherung versäume man nicht, unsere Drucksachen einzufordern. Vor Uebernahme einer stillen oder offenen Vertretung verlange man unsere Bedingungen

Die deutsche

Eigennahrung

Richtlinien für die Beseitigung unserer Nahrungsnot in Krieg und Frieden

von **Dr. Ziegelroth.**

Preis 60 Pf. durch die Buchhandl. oder Dr. Ziegelroth's Sanatorium Krummhübel.

Vor kurzem erschien „Joseph der Deutsche", ein Staatsroman von Adam Müller-Guttenbrunn. Dieses Werk ist der fesselnde Lebensroman Kaiser Josephs II. und nicht nur ein meisterhaft historischer Roman, sondern auch ein lebenswarmes Zeitbuch. Vorrätig in den Buchhandlungen. **Verlag L. Staackmann, Leipzig.**

Der

schönste Wandschmuck

ist die

farbige Künstlersteinzeichnung

Künstlerisch vollwertig, anderer Graphik überlegen u. ganz wohlfeil. 600 Bilder von 60 Pfg. bis 6.- M.

Alles nähere im

Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks

146 Seiten mit etwa 500 Abbild. gegen 60 Pfennig und Katalog „Das gute Bild", 250 Abbild. oval und rund gerahmter Bilder gegen 50 Pfg. (auch in Marken)

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 9

Digitized by Google

ERLAG NORDOST-ELBING

„Michal!“

hauspiel des Weltkrieges in 5 Aufzügen
on **Martin Guertler-Elbing**
110 Seiten, Preis 2 Mark.

en zahlreichen Neuerscheinungen ist dieses iel das erste, das den Weltkrieg in seinen n erfaßt und in seinen weiten Ausmaßen, dem ler Zeit Rechnung tragend, würdig darstellt. — itsche Michal — der große, starke — ver- nen Freund und das eigene Heim zu schützen, iedliche Arbeit und schreitet siegreich über die ne. — In Aufbau, Form, Inhalt und Sprache n gewaltigsten Weltereignissen entsprechende ele zu Wilhelm Tell. — Die zahlreichen nungen, die es in den wenigen Tagen seit seinem nen gefunden hat, rühmen es als eine begei- sternde und erhebende Dichtung

VERLAG NORDOST-ELBING

VERLAG NORDOST-ELBING

Stellenvermittlung
für
Bibliothekarinnen

Die Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen erlaubt sich darauf aufmerksam zu machen, daß ihr seit Jahren eine Stellenvermittlung angegliedert ist, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, gut ausgebildete und geschulte bibliothekarische Kräfte nachzuweisen. Wir bitten daher, sich im Bedarfsfalle an unsere Geschäftsstelle, **Berlin W 35, Genthinerstr. 13/I,** zu wenden.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
An die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16 gezahlte Gewinnanteile: 23 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

In den besten Familien erhält man Stellung durch die

Vossische Zeitung

Berlin SW 68, Ullsteinhaus

or kurzem erschienen:

Hedwig von Soyters
Kraft
Das Buch einer Frau.
Preis kartoniert 2.60 M.

Hans Pfitzner
Futuristengefahr
Bei Gelegenheit von Busonis Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst.

DEUTSCHE MONATSHEFTE G. M. B. H., LEIPZIG & MÜNCHEN

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Kgl. Paulinenstift Friedrichshafen

Schule und Pensionat für Töchter gebildeter Stände.

Die Schule umfaßt den Lehrplan einer höheren Mädchen- und Frauenschule. Eine Haushaltungsschule ist angegliedert. — Die Verpflegung ist trotz der Kriegsverhältnisse anerkannt gut und reichlich. Ausführliche Prospekte und Lehrpläne durch die Leitung.

Landerziehungsheim im Taun

Institut von Puttkamer

Friedrichsdorf i. T.

Unterr. d. 10klass. höh. Mädchenschule nach dem Plan des Lyzeums. Christl. Hausordg., kl. Klass., indiv. Behandlg. Vorbereitg. z. Sprachlehr.-Ex. Fortbildung in Wissenschaften, Sprachen usw. Koch- und Haushaltungsunterricht. Unterricht in Gartenbau, Obst- und Gemüseverwertg.

Soziale Frauenschule

mit sozialem Arbeitsjahr, Mannheim

(Gegründet vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium, Abteilung Mannheim)

Soziale Berufsausbildung für besoldete und ehrenamtliche Arbeit. Ausbildungszeit 2½ Jahre. Theoretischer u. prakt. Kurs. Beginn d. neuen Schuljahrs: Oktober 1917. Auskunft u. Prospekte durch: Frau Dr. E. Altmann-Gottheiner, Mannheim, Rennershofstr. 7 u. Dr. Marie Bernays, Mannheim, Goethestraße 10

Eisenach „Villa Feodora"

Hainweg 32 · Gesunde Höhenlage, direkt am Wartburgwald

Erstklassiges Töchterheim für theoretische und praktische hauswirtschaftl. Ausbildung

Schneidern, Weißnähen, Handarbeiten, Kunstgewerbe, Gesundheitslehre, Bürgerkunde, Fortbildung in Sprachen, Literatur, Kunstgeschichte, Musik und Malen durch erste Fachlehrkräfte. Herzlich-geselliges Familienleben, kleinerer vornehmer Kreis. Winter- und Sommersport. Referenzen und Prospekte durch die Vorsteh. Frau Prof. Dr. Schellhorn und Frau Marie Bernays.

Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt mit Erholungsheim

Geiselgasteig im Isartal bei München

für schonungsbedürftige, schwächliche, nervöse oder sonst in der Entwicklung behind. Knab. u. Mädch. jed. Alters. — Kindergarten. Kleine Schulklassen. — Arbeit. i. Schulwerkstatt, Hauswirtschaft, Gärtnerei, Hühnerhof uff., nach Bedarf Unterr. i. kaufmänn. Fächern. — Sorgfält. Körperpflege, famil. Erziehung. — Herrl., gesunde Lage. — Dr. phil. Engelsperger u. Frau.

Zentralinstitut für neuzeitige Körperschulung

Leitung: Frau Dora Menzler.

Leipzig, Grassistr. 33.

Ausbildung von Lehrkräften in:

A. Methode Mensendieck.
B. Gesundheitlich-künstlerischer Gymnastik.
C. Rhythmischer Gymnastik.

Atemgymnastik.

Beginn 1. Oktober 1917. Prospekt verlangen. Staatliche Konzession wird angestrebt.

Victoria-Fortbildungs- u. Fachschule

Berlin W 57, Kurfürstenstr. 160.

I. **Seminare** (mit staatl. Prüfung) a) Handelslehrerinnen-Seminar, b) Gewerbelehrerinnen-Seminar für Putzmachen (im Betrieb).

II. **Fach- und Fortbildungskurse** (Tages- und Abendkurse). Vollständige kaufm., gewerbl., hauswirtschaftl. Ausbildung. Vorbereitung f. d. Volksschullehr., Kindergärtn. und techn. Seminare.

Sprechstd. tägl. 11—12 Uhr und abends 7—8 Uhr.

Der Vorstand.

Aschaffenburg am Main.

Pensionat Spessartblick.

Höhere Mädchenschule (Lyz.). Herrl. gel. Haus, neuzeitl. einger. Wissensch., kaufm., hausw., gesellsch. Ausb., Musik, Malen, Sport, fremde Sprachen. Trotz des Krieges anerkannt gute Verpflegung. Prosp. und Ref. durch die Direktion.

Landschulheim Am Solling

bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor A. Kramer.

Weimar

Harthstraße 30

Prakt. Töchterbildungs-Institut mit Lehrprogramm einer Frauenschule, gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.

Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftlicher, gewerblicher und künstlerischer Ausbildung. Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiß und Frau.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Evang. Pädagogium in Godesberg am Rhein

asium, Realgymnasium und **Realschule** mit **Einjäh-berechtigung** bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht ien Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles ine familienhafte Erziehun in Gruppen von 10 bis 20 Knaben 15 Wohnhäusern der Anstalt. Viel körperliche Bewegung bei sher, vernünftiger Ernährung. **Jugendsanatorium** in Ver- mit Dr. med. Sexauers ärztl. päd. Institut. **Zweiganstalt** in **hen a. d. Sieg** in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft. achen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

öhere Mädchenschule

von Else Schilfarth,

lünchen, Ludwigstraße 7.

6klassige Höhere Mädchenschule; Fortbildungskurse für die Absolventinnen: wissenschaftliche und praktische Ausbildung; höherer Handelskurs.

ternat.

Prospekt durch das **Direktorat.**

öhere Mädchenschule Simm-Doflein

vormals Kerschensteiner

München, Franz Josephstr. 31

Fernsprecher 30573.

Sechsklassige **höhere Mädchenschule** (5. bis einschließlich . Schuljahr) mit **Fortbildungskursen,** in denen Schülerinnen ach Gelegenheit geboten wird, sich privatim auf das **Absolutorium** ines human. oder Realgymnasiums vorzubereiten.

Anmeldungen jederzeit. Prospekte durch

Das Direktorat.

Mädchenpensionat

Waisen u. Halbwaisen (vom 6. Jahre ab) nimmt in kleinem Landhaus nahe Neubabelsberg in liebev. Pflege u. Erziehung, auch Unterricht, **Helene Hennings in Nowawes,** Lessingstraße 9.

Institut Haselmayer Würzburg

Vorbereitung für **alle** Prüfungen, insbesondere für die **Einjährigen-Prüfungen.**

Gesundes Schülerheim.

Hervorragende Erfolge.
Beste Empfehlungen.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Gymnasial-Realklassen. Erfolgreicher Übertritt in **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.). **Mod.** bewährte Einrichtung. Sport. Spiel. Großes eigen. Spielfeld. Wandern. Fluß- und **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohlenes **Familienheim** in eigner Villa. **Keine** Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperlich Schwacher** u. **Zurückgebliebener.** Aufgaben unt. Anleitg. in tägl. **Arbeitsstund.** Prüfungsergebnisse. Prospekte durch die Direktion. — Seit 1895: **358 Einjährige, 219 Prima** und **Obersekunda** (7—8 Kl.).

In jedem Hause

wo gute Musik gepflegt wird, sollte auch **die Königin der Instrumente** zu finden sein.

Harmoniums von 46 bis 2400 Mark.

Bes. auch v. Jedermann ohn. Notenkenntnis sofort 4stimm. spielbare. Illustr. Kat. umsonst. **Aloys Maier,** Hofl., **Fulda.**

Dürerschule Hochwaldhausen

bei Lauterbach, Oberhessen.

Erziehungsheim für Knaben und Mädchen in herrlichem Waldgebirge.

Bevorzugt und empfohlen von fortgeschrittenen, führenden und besitzenden Kreisen, Freunden besonnener Bildungs- und Erziehungsreform. — Einjährigenexamen, Reifeprüfung.

Literatur: Programmschrift und Sonderdrucke durch die Geschäftsstelle der Anstalt.
1. und 2. Bericht der D. S. H. 1912—15, Verlag B. G. Teubner, Leipzig, durch den Buchhandel.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Giessener Pädagogium.

(Private höhere Lehranstalten. Für Schulpflichtige staatl. genehmigt.)

A. Pädagogium.

Lehrplan der Oberrealschule mit gymnasialen und realgymnasialen Nebenkursen. Sexta bis Oberprima. Kleine Klassen.

Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.

Individueller Unterricht. Arbeitsstunden unter strenger Aufsicht. Dauernd gute Erfolge bei den Prüfungen, die z. T. mit Zeitgewinn bestanden wurden.

B. Handelsrealschule.

I. **Realklassen** (Untertertia-Untersekunda)
Ziel: Ausbildung in Handelsfächern.

Einjährigen-Prüfung.

II. **Oberklasse** (Jahreskursus).
Bedingung: Besitz des Einjahrigenscheines oder entsprechene Aufnahmeprüfung.
Ziel: Vollkommene Ausbildung in allen Handelsfächern. Moderne Fremdsprachen (auch Türkisch).

Schülerheim für Zöglinge beider Abteilungen. Gesunde Lage. Großer Park. **Beste Verpflegung.** Charakterbildung auf Grund tüchtiger Arbeit und strengster Pflichterfüllung. Musik. Sport.

Drucksachen unberechnet durch die Direktion: **Giessen** (Lahn), Ludwigstrasse 70, in der Nähe der Universität. Fernruf 633. Empfehlungen aus allen Teilen Deutschlands.

„Schertlinhaus" Burtenbach bei Augsburg-Bayern

Mädchen-Landerziehungsheim

1. **Höhere Mädchenschule.** 6 Klassen, modern pädagogisch geleitet.
2. **Haushaltungs- und Gartenbauschule** für Töchter gebildeter Stände.

Beide Schulen werden über die Kriegsdauer mit vollzähligem Lehrpersonal weitergeführt

Eintritt jederzeit. — Auf Wunsch illustrierter Prospekt und Referenzen

Direktion: Ernst Zech, Kgl. Pfarrer und Frau Luise Zech, geb. Mehl.

Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr

Höhere Schule für Knaben und Mädchen. Kleine Klassen. Familiengruppen. Stärkendes Klima. Ärztl. Fürsorge. **Einjähr.-Berechtigung.**

vorm. Dühringsche höhere Privatschule

Direktor Bride

Sexta bis Prima. Real- und Oberrealschule, Realgymnasium Gymnasium. Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-, Notprüfungen. Arbeitsstunden. Vorzügliche Erfolge. Freiprospekt. Auf Wunsch Pension. **Berlin W, Rankestraße 20.** Fernsprecher: Pfalzburg 2738.

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim / Heidelberg
von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner.
Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen.
Fortbildungsklassen.

Prospekthinweis.

Der Gesamtauflage der vorliegenden Ausgabe ist ein Prospekt der Firm **Oldenburg & Co., Leipzig,** mit dem gemeinsamen **Verlag der Winking-Büch Leipzig,** über neue gute 3-Mark-50-Pfg.-Romane und 1-Mark-Romane beigegeben, dessen Beachtung wir unsere verehrliche Leser bitten.

Verantwortlich für den Inseratenteil: G. Eisenbach, München.

By

Digitized by Google

Soeben erschien:

Joseph der Deutsche

Ein Staatsroman von

Adam Müller-Guttenbrunn

Geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.–

Die geschichtliche Romanreihe, die mit dem „Großen Schwabenzug" begann und in „Barmherziger Kaiser" fortgesetzt wurde, kommt mit diesem Bande zu einem vorläufigen Abschlusse. „Joseph der Deutsche" ist der fesselnde Lebensroman Kaiser Josephs II., dessen ganzes Werk der Staatsreform, Volksbeglückung und Geisterbefreiung galt. Was heute Kriegsschauplatz ist in West und Südost, das ist es zuletzt auch in diesem Buche. Joseph ringt mit der belgischen Frage, um die Walachei und um Serbien. Somit ist dieses Werk nicht allein ein meisterhaft historischer Roman, sondern auch ein lebenswarmes Zeitbuch.

Jeder Band ist ein in sich vollkommen abgeschlossenes Werk

Verlag L. Staackmann, Leipzig / Vorrätig in den Buchhandlungen

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25039
liefert jedes Buch schnellstens

Ein guter Berater für Bücherfreunde
sind die vierteljährlich erscheinenden
Literarischen Neuigkeiten.
Kostenfreie Zusendung durch die
Buchhandlung Karl Seidel
Josephplatz 6 • München • Fernruf 32790

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Dieses Feld kostet bei
12 Aufnahmen
M. 4.50 pro Einschaltung.

Geburtenrückgang und Geburtenregelung
im Lichte der individuellen und sozialen Hygiene. Von Prof. Dr. med. A. Grotjahn.
Preis broschiert M. 6.–, gebunden M. 7.–.
Das neueste Werk über die aktuellste Frage der Medizin und Volkswirtschaft!
Zu beziehen durch den Verlag Louis Marcus, Berlin W 15, Fasanenstraße 65 S.

Digitized by Google

BENZ

AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN

RHEINISCHE AUTOMOBIL- u. MOTORENFABRIK A.-G. MANNHEIM

Digitized by Google

Erinnerungen

ris Ssawinkow / Die Ermordung Plehwes

lhelm Graß / Erinnerungen an die Zeit der Russifizierung

nst von Mohl / Erinnerungen aus der ersten russischen Revolution

win Berger / In Bulgarien

bert Klein / Aus den Tagen Abdul Hamids

athinka von Rosen-Fabricius / Als Krankenpflegerin unter dem Roten Halbmond

ax Buchner / Eine orientalische Reise

erbert Kühnert / Erlebnisse mit englischen Quäkern vor dem Krieg

itz Holl / Der Vergeltungsgedanke im französischen Schulunterricht

udolf Mothes / Aus französischen Militärschriften

as Korfuabkommen über das Südslawische Königreich

lbrecht Dühr / Schwedische Gäste beim alten Arndt

Die Offensive des Wortes

[Ausführliches Inhaltsverzeichnis auf Seite II]

eipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, September 1917

ierteljahr 4 M

By

Digitized by Google

Einzeln 1.50 M

Feist-Feldgrau

* im Felde *

Feist-Sektkellerei A.G. Frankfurt a.M.

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Landshut	Regensburg
Bad Kissingen	Hersbruck	Neu-Ulm	Schwabach
Bayreuth	Ingolstadt	Nürnberg	Schwandorf
Erlangen	Kempten	Partenkirchen	Straubing
Fürth	Landsberg a. L.	Passau	Weiden
			Würzburg

Aktienkapital: 51.000,000 Mark; Pfandbrief-Umlauf: 500.000,000 Mark
Reservefonds: 30.000,000 Mark: Hypotheken-Bestand 510.000,000 Mark

Übernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als **geschlossene Depots,**

Vermietung von **Schrankfächern (Safes)** verschiedener Größe in den in den **unterirdischen Bankgewölben** eingerichteten **Stahlkammern.**

Digitized by Google

Zu beziehen
durch Photohändler

Hochempfindlich
Lichthoffrei
Farbenempfindlich

„Agfa"-Rollfilme

(Nicht rollend)
4:6,5 6:6 6:9 6,5:11 8:10,5 8:14 9:9 10:12,5 12,5:10 cm

„Agfa"-Filmpacks

(Patentiert) 4,5:6 6:9 8:10,5 9:12 10:15 cm

Zur Entwicklung am besten „Agfa"-Rodinal

„Agfa"-Photohandbuch

130 Textseiten • 151.—180. Tausend • Ladenpreis 50 Pfg.
Bezug durch Photohändler

Baden-Badener
Wagner-Festspiele

vom 13. bis 21. September

Brenner's Stephaniehotel
Lichtenthaler Allee 1
Große Restaurant-Terrasse
Hauskapelle

Brenner's Neuer Kurhof
Lichtenthaler Allee
Vornehmes Familienhotel mit den therapeutischen Einrichtungen eines zeitgemäßen Sanatoriums

Besitzer: C. Brenner

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

14. Jahrgang September 1917 Heft 12

Seite

Ein schnurriger Gedanke 733
Zu der Friedenserklärung des Reichstags 735
Die Anerbietungen an Italien . . 736
Bethmann über das preußische Wahlrecht 736
Polnisches aus dem Jahre 1848 . . 737
Wilson über die amerikanische Freiheit . . 740
Die Ermordung Plehwes / Von Boris Ssawinkow, Gehilfe des Kriegsministers im neuen russischen Kabinett. 741
Erinnerungen an die Zeit der Russifizierung / Von Wilhelm Graß, Pfarrer an der deutschen ev.-luth. Dreifaltigkeitskirche in Libau 762
Erinnerungen aus der ersten russischen Revolution / Von Staatsrat Ernst von Mohl 773
Dostojewskij-Zitate 778
In Bulgarien / Von Alwin Berger, Oberhofgarteninspektor in Stuttgart 779
Aus den Tagen Abdul Hamids / Von Konsistorialrat Albert Klein, Marine-Oberpfarrer bei der Hochseeflotte 803
Als Krankenpflegerin unter dem Roten Halbmond / Von Kathinka von Rosen-Fabricius in Burg bei Magdeburg . . . . . 8[illegible]
Eine orientalische Reise / Von Professor Dr. Max Buchner in München . . 8[illegible]
Görres spricht zu uns . . . . . 8[illegible]
Erlebnisse mit englischen Quäkern vor dem Krieg / Von Dr. Herbert Kühnert, z. Zt. im Feld . . . . . 8[illegible]
Der Vergeltungsgedanke im französischen Schulunterricht / Von Dr. Fritz Holl, Gymnasialprofessor in Hof. . . . 8[illegible]
Aus französischen Militärschriften / Von Dr. Rudolf Mothes, z. Zt. im Feld 8[illegible]
Das Korfuabkommen über das südslawische Königreich . . . . . 8[illegible]
Schwedische Gäste beim alten Arndt / Ein Arndtkapitel aus schwedischen Memoiren. Mitgeteilt von Dr. Albrecht Dühr in Göttingen . . . . . 8[illegible]
Die Offensive des Wortes / Von einem Neutralen . . . . . 8[illegible]

An unsere Abonnenten

Auch wir sind nun endlich durch die außerordentliche Steigerung aller Herstellungskosten zu unserem großen Bedauern und sehr gegen unsere Absicht, unsere Zeitschrift den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, gezwungen,

eine Erhöhung des Bezugpreises

eintreten zu lassen.

Der Vierteljahrspreis beträgt ab **1. Oktober 1917 M 5.–**

Der Gesamtauflage dieses Heftes ist beigegeben:

Titel- und Inhaltsverzeichnis

zum Halbjahrsband April bis September 1917.

Eine Einbanddecke

steht für M 3.50 zur Verfügung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., Leipzig und München.

Digitized by Google

Kriegslebensversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungssumme im Todesfalle.

Jeder Kriegsteilnehmer findet Aufnahme. Nach Beendigung des Krieges Umwandlung in normale Lebensversicherung unter Anrechnung eines Teiles der gezahlten Prämie.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstraße 9
und die **Subdirektion** in **München**, Kaufingerstraße 23.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Preis 1 Mark.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Leinenhaus Fränkel, München

Theatinerstraße 17

Leinen- und Tischzeugweberei

◆

Spezialhaus für vornehme, gediegene **Brautausstattungen** in jeder Preislage. Einrichtungen von **Krankenhäusern, Sanatorien** usw., sämtliche **Haushaltungswäsche, handgestickte Damenwäsche,** Atelier für **handgestickte Decken** nach Entwürfen alter und moderner Künstler.

Digitized by Google

Erich Matthes, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Soeben erschien: **Graf Arthur Gobineau**

Königskinder — Schicksals-Wende

Des Amadis Erstes Buch — Des Amadis Zweites Buch

mit der Vorrede der Gräfin La Tour — Verdeutscht in den Versmaßen des Originals von Martin Otto Johannes

Mit dem Erscheinen dieses Werkes in deutscher Sprache wird den Deutschen ein Buch geschenkt, das berufen scheint, die tiefe Wirkung, die des Dichters historische Szenen der „Renaissance" ausgeübt haben und täglich noch ausüben, zu übertreffen. Statt vieler Worte sei das Urteil des ersten Kenners Gobineaus in Deutschland, des Übersetzers der „Renaissance, Professor Ludwig Schemann, angeführt, der in seiner Schrift:

„Gobineau und die deutsche Kultur" sagt:

„. . . wo einst Parzival, später Simplizissimus, Faust und der Nibelungenring entsprungen, wo Hamlet wahrhaft daheim, dahin gehört auch „Amadis". Er wird vielen Deutschen das Höchste und Tiefste von Gobineau bringen und bedeuten."

Der Maler Karl Morche-Thomas zeichnete den Umschlag (Einband) und überwachte den Druck. Derselbe erfolgte in zwei Farben und Salzmann-Fraktur auf englischem Velin-Papier. Der Einband ist ein starker Büttenpappband mit geradem Rücken. Eine Anzahl Bände habe ich in Ganzleder binden lassen. Auf echtes holländisches Büttenpapier ließ ich je einhundert numerierte Exemplare drucken. Von einem Handbuchbinder wurden fünfzig Exemplare in helles Schweinsleder mit Blindpressung gebunden und fünfzig in Ganzpergament handvergoldet hergestellt. Sämtliche Bände sind vom Übersetzer eigenhändig unterzeichnet. Diese Ausgabe ist bereits nahezu vergriffen. Das geheftete Exemplar der gewöhnlichen Ausgabe kostet Band I 3.— Mk., Band II 4.— Mk., das in Pappband gebundene 4.— Mk. bezw. 5.— Mk., das in Ganzleder gebundene 7.50 Mk. Die Liebhaberausgabe ist, solange noch Exemplare vorhanden sind, für 24.— Mk. bezw. 30.— Mk. zu beziehen. Ein Werbezettel mit Textproben und Erläuterungen steht Bücherfreunden kostenlos zur Verfügung. — Man verlange Verlagsverzeichnisse.

Richard Wagners

nachgelassene Autobiographie

Mein Leben

Große Ausgabe in 2 Bänden gebunden M 25.—. Volksausgabe gebunden M 4.50

dürfte in keiner deutschen Bücherei fehlen. So wie „Dichtung und Wahrheit" gehört sie in die Reihe der großen Selbstbekenntnisse unserer deutschen Meister. Die dramatische Lebendigkeit der Schilderung, die geniale Gabe, Vorgänge zu gruppieren, Spannung zu schaffen, Stimmung hervorzurufen, macht die Lektüre genußreich; der Einblick in die egozentrische Welt des Genies ist über die äußeren Umstände hinweg von größtem Reiz. Eine drucktechnisch mustergültige Ausgabe und daneben eine beispiellos wohlfeile — 1000 Seiten geheftet für M 3.— — entsprechen jedem Bedürfnis.

HUGO BRUCKMANN VERLAG IN MÜNCHEN

Digitized by Google

Multatuli-Briefe

Herausgegeben von Wilhelm Spohr

1906

Zwei Bände

Mit fünf Bildern in Mezzotinto-Gravüre

Geheftet M 10.— In Leinen M 14.—

Ein unermeßlicher Reichtum an Temperament, Urteilskraft und Geist leuchtet uns hier entgegen und weckt unser Interesse an Zeitmomenten, die wir in ihrer Flüchtigkeit nicht festgehalten haben, die uns heute aber durch Multatuli bedeutungsvoll erscheinen. Wir fühlen die ungeheuer-impulsive Art des Verfassers, sehen mächtige Ausschnitte eines wahrhaft großen Lebens. Wir sehen Multatuli den Liebenden, den Leidenden, den Patrioten, den Politiker, den Psychologen, den Forscher, in jeder Fiber seines Wesens wert, Gegenstand unserer getreuesten Vertiefung zu sein.

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Neu! Von **Neu!**

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN

erscheint soeben eine neue Schrift

DEMOKRATIE UND FREIHEIT

Tiefgreifende Ausführungen in zündender Sprache über **Wahlrecht und Parlamentarismus** an Hand eingehender Untersuchungen über die parlamentarischen Verhältnisse, wie sie in Frankreich, England und Amerika sich in Wirklickkeit zeigen. Gerade jetzt eine höchst zeitgemäße Schrift, wichtig für alle, die an der Umgestaltung unserer Verfassung Anteil nehmen.

Preis geh. M. 1.50

Mitte August wird ausgegeben:

STUDIEN ZUR WELTKRISE

von RUDOLF KJELLEN

Eine neue Aufsatzfolge des berühmten Verfassers der „Probleme des Weltkrieges", in welcher er sich der durch den Verlauf des Völkerringens neu geschaffenen Lage zuwendet, insbesondere auch den **deutschen Problemen**, wie z. B. in den Ausführungen über „Deutschlands Zukunft", die „Neu-Orientierung in Preußen", „Das Problem der drei Flüsse" (Rhein, Donau, Weichsel) usw. Diese Urteile des (wirklich) neutralen Politikers und von hoher Warte blickenden Historikers, eine Fortführung seiner früheren Arbeiten, sind von höchstem Interesse.

Preis geh. M. 3.60

VERLAG HUGO BRUCKMANN IN MÜNCHEN

Digitized by Google

Soeben erschien:

Die deutsche Freiheit

Fünf Vorträge herausgegeben vom

Bund deutscher Gelehrter und Künstler

Adolf von Harnack / Friedrich Meinecke
Max Sering / Ernst Troeltsch / Otto Hintze

Preis gebunden (Entwurf von E. R. Weiß) Mark 1.60

Der Kampf um den Parlamentarismus

Die machtvolle neue Äußerung des deutschen Freiheitsdranges, in deren Erleben wir stehen, wird durch Vertreter der deutschen Philosophie, der deutschen Geschichte, der deutschen Volkswirtschaft aus den geschichtlichen Voraussetzungen, den geistigen Anlagen unseres Volkes und dem Wesen des deutschen Staates begriffen. In dem Widerstreit, den Unklarheiten der Tagesmeinung, schaffen sie, im Gegensatz auch zum Auslande, das sich erkühnt, uns seine Demokratie aufzwingen zu wollen, einen Boden, von dem aus wir erkennen können, ob und wo die Tagesmeinungen deutscher Art, den geschichtlichen Voraussetzungen oder Charakteranlagen zuwiderhandeln und wo sie den Fortschritt deutscher Staatsgesinnung fördern. Wer die Geschehnisse des Tages tiefer zu erfassen und klarer zu durchschauen sich bestrebt, als es aus den Äußerungen des Tages möglich ist, wer über die Kämpfe der Parteien hinaus die lebendigen Kräfte erkennen will, mit denen jede Neugestaltung im Reiche zu rechnen hat, beschäftige sich mit diesem Buche.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder vom Verlage

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

In vorliegender Gesamtausgabe ließ die

Deutsche Gasglühlicht-Aktiengesellschaft (Auergesellschaft), Berlin O 17

ein Lesezeichen einfügen, darstellend die bestens bewährte **Osramlampe.**

Geschäftliche Mitteilungen

Etwas über Privathaftpflich

Im Gegensatz zu den Feuersgefah ren wird den Haftpflichtgefahre nicht die rechte Beachtung geschenkt Haftpflichtschäden sind häufiger als Feuerschäden. Während bei lezte ren das Risiko durch den Wert der Sache von vornherein begrenzt ist, ist das Haftpflichtrisiko unbegrenzt groß, d. h. der einzelne kann unter Umständen zu Schadenzahlungen verpflichtet werden, die für ihn zeit seines Lebens eine geradezu ungeheuerliche Belastung und eine Quelle drückender Sorge bedeuten. Die Möglichkeiten, daß man in seinen verschiedenen privaten Betätigungskreisen haftpflichtig werde, sind ebenso zahlreich wie mannigfaltig. Der Haushaltungsvorstand ist nicht nur verantwortlich für seine Person, sondern auch für allen Schaden, der durch seine minderjährigen Kinder, durch Angestellte, Dienstboten oder auch durch Tiere, z. B. Hunde angerichtet wird. Fast täglich ereignen sich Unfälle beim Reiten, Fahren und Radfahren. Ebenso entsteht Schaden durch unvorsichtiges Umgehen mit Feuer, brennende Zigarren, Streichhölzer, Schußwaffen usw. Daß dem so ist, beweisen die vielen Schadenfälle, die die Haftpflichtversicherungsgesellschaften, insbesondere der Allgemeine Deutsche Versicherungsverein in Stuttgart, alljährlich zu regulieren haben. Zur Verhütung dieser Gefahren nichts zu tun, wäre leichtsinnig und entspricht auch nicht dem Wesen eines klugdenkenden Menschen. Das einzige Schutzmittel zur Befreiung von dieser Sorge ist der Abschluß einer Haftpflichtversicherung. Der Stuttgarter Versicherungs-Verein erteilt jederzeit Auskunft und sendet auf Verlangen die diesbezüglichen Drucksachen.

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25039
liefert jedes Buch schnellstens

Ein guter Berater für Bücherfreunde
sind die vierteljährlich erscheinenden
Literarischen Neuigkeiten.
Kostenfreie Zusendung durch die
Buchhandlung Karl Seidel
Josephplatz 6 • München • Fernruf 32790

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Dieses Feld kostet bei
12 Aufnahmen
M. 6.50 pro Einschaltung.

Digitized by Google

n der Meisterin der schwäbischen Bauerngeschichten:

Auguſte Supper

olunderduft

Geh. 3.50. Geb. 4.50

eutſche Monatshefte, Leipzig und München

Komödie des bayerischen Fremdendorfes:

Joſef Ruederer

ie Fahnenweihe

3. Auflage

Geh. 2.50. Geb. 3.50

ddeutſche Monatshefte, Leipzig und München

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Nur Erinnerungen

von

Paul Lindau

Erſter Band mit Bildnis, 3. u. 4. Auflage: Geheftet M 6.50, in vornehmem Halbpergament M 9.—

Zweiter Band, 1.—3. Auflage: Geheftet M 6.50, in vornehmem Halbpergament M 9.50.

Alle Vorzüge der Memoirenliteratur weiſt Lindaus Lebenswerk in geſteigertem Maße auf: die Weite und Freiheit eines mit ſicherem Auge geſchauten Weltbildes, die Fülle ebenſo wertvoller wie unterhaltender Beobachtungen aus der literariſchen und künſtleriſchen, insbeſondere auch aus der theatraliſchen Welt, und vor allem dieſen köſtlichen Humor, der das Ganze durchwürzt wie der Saft einer kräftigen Frucht, die alles Bittere und Herbe ihrer Werdezeit in voller Sonnenreife verloren hat.

Soeben erschien das **fünfte Tausend** von

Le Livre d'un fou

1914—15—16

par L. Olivier

Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Die „Neue Zürcher Zeitung" schreibt:

„Le Livre d'un fou" brandmarkt den Krieg als entsetzlichen Irrtum, den die Massen grausam büßen müssen. In kurzen Sätzen, Schlag auf Schlag, führt es wohlerwogene Attacken. Der Verfasser wendet sich scharf gegen die, die den Krieg wollten und noch wollen, weil sie ihn am wenigsten fühlen, im Gegensatz zu denen, die bluten „dürfen". In letzteren lebt bei allen Völkern ein instinktives Gefühl der Brüderlichkeit.

Eine gewaltige Kampfschrift gegen den Krieg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den Verlag Ferd. Wyss, Bern.

Digitized by Google

Schleussner-

Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. -Postkarten. Moment-Ultrarapid- und farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- und Porträt-Photographie. Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform

Preisliste und Lieferung durch alle Photohändler oder direkt durch die

Schleussner Photobibliothek
I. Teil: Das Negative Bild.
II. Teil: Das Positive Bild.
Preis jed. Teiles 1 M.
Belichtungs-Ermittler „DISKUS" ermittelt durch einfache Verstellung der Drehscheibe die richtige Belichtungszeit jedes Aufnahmegegenstandes. Preis 70 Pfg.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 12

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G.
in Stuttgart
950 000 Versicherungen.
Lebens-, Militärdienst-, Brautaussteuer-, Spar-,
Renten- und Pensions-Versicherung.
Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Dürerschule Hochwaldhausen
bei Lauterbach, Oberhessen.
Erziehungsheim für Knaben und Mädchen in herrlichem Waldgebirge.

Bekannt in fortgeschrittenen, führenden, besitzenden Kreisen. Lehrziel: Hochschulreife. Einjährigen-, Reifeprüfung.

Literatur: 1. Programmschrift, 2. Sonderdrucke, 3. Berichte, Verlag B. G. Teubner, Leipzig, 4. „Dürerschule", Zeitschrift des Bundes Dürerschule E. V., — durch die Anstalt beziehbar, 3, 4 auch in Buchhandlungen.

„Schertlinhaus" Burtenbach bei Augsburg-Bayern
Mädchen-Landerziehungsheim

1. **Höhere Mädchenschule.** 6 Klassen, modern pädagogisch geleitet.
2. **Haushaltungs- und Gartenbauschule** für Töchter gebildeter Stände.

Beide Schulen werden über die Kriegsdauer mit vollzähligem Lehrpersonal weitergeführt
Eintritt jederzeit. — Auf Wunsch illustrierter Prospekt und Referenzen
Direktion: Ernst Zech, Kgl. Pfarrer und Frau Luise Zech, geb. Mehl.

Digitized by Google

Ein schnurriger Gedanke.

In der Deutschen Tageszeitung Nr. 364 vom 19. Juli ds. Js. bringt Dr. Martin Lezius folgende Tatsachen in Erinnerung:

Das Januarheft 1909 der „Deutschen Revue" enthielt den viel beachteten Aufsatz „Der Krieg in der Gegenwart" von dem ehemaligen Generalstabschef Generalfeldmarschall **Graf Schlieffen.** Darin sagt Schlieffen u. a.:

Frankreich habe seine Befestigungen ausgebaut, Belgien mit „Betonmassen und Panzertürmen und durch das uneinnehmbare Antwerpen die große Völkerstraße abgeschnitten". Die Jurapässe seien durch Frankreich gesperrt, Italien habe die West- und Ostseite des Hochgebirges befestigt. „Vom Zuidersee bis zum Mittelmeer sei eine chinesische Mauer errichtet". Auch Italien und Rußland seien diesem Beispiele gefolgt. „England besitzt eine gewaltige schwimmende Festung, die es jeden Augenblick in der Nordsee aufrichten kann und von der es sich ein Ausfalltor von einem jütischen Hafen nach Schleswig hinein gesichert hat . . ." „Sein wohlverstandener Vorteil verlangt, seinen verabscheuten Konkurrenten, der aber gleichzeitig sein bester Kunde ist, am Leben zu lassen". „Der eiserne, um Deutschland geschlagene Ring war nur nach dem Balkan zu offen geblieben". „Auch diese Lücke ist jetzt durch die Türkei, Serbien und Montenegro ausgefüllt worden . . ." „In der Mitte stehen ungeschützt Deutschland und Österreich, ringsherum hinter Wall und Graben die übrigen Mächte . . ." „Das eifrige Bemühen ist doch vorhanden, alle diese Mächte zum gemeinschaftlichen Angriff gegen die Mitte zusammenzuführen".

Die Ausführungen Schlieffens wurden in der Monatsschrift „März" einer scharfen Kritik unterzogen durch den bekannten politischen Vertreter Bamberger-Helfferich'scher Grundsätze Dr. **Theodor Barth.** Barth schrieb damals:

„Selbst Leute, die sich für ausgesuchte Realpolitiker halten, betrachten die Vorgänge in der hohen Politik nicht selten durch die Brille des Dichters der Komödie ‚Ein Glas Wasser'. So konnte es geschehen, daß in den Augen eines nicht geringen Teils der öffentlichen Meinung Europas der englische König Eduard VII. den Charakter eines richtigen Scribeschen Theaterhelden annahm, in dessen geschickten Händen die Fäden eines feinen diplomatischen Gespinstes zusammenlaufen, das alle fünf Weltteile umfaßt. Man beehrte ihn mit dem Titel des hervorragendsten Diplomaten der Gegenwart. In Deutschland schwören zahlreiche Politiker — nicht bloß patriotisch erhitzte Professoren der spekulativen Politik — noch heute darauf, daß Eduard VII. Tag und Nacht darüber brüte, wie er das arglose Deutsche Reich in diplomatische Verlegenheit bringen und es womöglich in einen Krieg stürzen könne. Diese infernalische Politik, als deren Haupttriebfeder der konstitutionelle König Englands erscheint, ist dann nach und nach zur offiziellen Politik der englischen Regierung geworden. England legt es darauf an, uns einzukreisen! Albion ante portas! Solche politischen Halluzinationen dürfen nicht mit einigen spöttischen Bemerkungen abgetan werden. Es ist nicht zu verkennen, daß derartige Anschauungen sich gerade in den Kreisen der sogenannten Gebildeten festgesetzt haben, der Aspiranten auf das Pluralwahlrecht, die sich für bevorzugte Träger des Nationalgefühls halten. Man braucht nur an die Kommen-

Digitized by Google

tare zu erinnern, die an den militärisch-politischen Aufsatz des Grafen Schlieffen in der ‚Deutschen Revue' anknüpften. Der frühere Chef des preußischen Generalstabes entrollt in jenem Aufsatz ein Bild von den diabolischen Plänen der gegen Deutschland gerichteten englischen Staatskunst, das den literarischen Neid eines Gregor Samarow hätte erwecken können . . . Unglückseliges Deutschland und nicht minder unglückseliges Österreich, die von so teuflischen Plänen bedroht sind! Die Haltung Englands bei dem jüngsten türkisch-österreichischen Ausgleich paßt zwar schlecht zu solcher Entlarvung des britischen Machiavellismus; aber vielleicht war das auch nur ein diplomatischer Trick, die Gegner zu täuschen und in trügerische Sicherheit zu wiegen. Daß England nur darauf sinnt, wie es Deutschland einkreisen könne, bleibt jedenfalls ein Axiom unserer politischen Romantiker, die auf nichts stolzer sind als auf ihre realpolitischen Erwägungen. Einkreisung Deutschlands! Ein schnurriger Gedanke! Graf Schlieffen hat die Sache militärisch einfach aufgefaßt. Nach ihm handelt es sich um die Vorbereitungen zu einem Koalitionskrieg Frankreichs, Rußlands und Italiens gegen Deutschland und Österreich-Ungarn. Ist der Plan reif, so passiert nach dem Grafen Schlieffen das folgende:

Im gegebenen Augenblicke werden die Tore geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen und die Millionenheere strömen über die Vogesen, die Maas, die Königsaue, den Niemen, den Bug und sogar über den Isonzo und die Tiroler Alpen verheerend und vernichtend herein. Die Gefahr erscheint riesengroß.

Daß Frankreich aber als bloßes Instrument einer intriganten englischen Politik bei dieser gefährlichen Einkreisung Deutschlands mitwirken könnte, wäre nur denkbar, wenn die französische Republik von lauter politischen Idioten regiert würde; was bekanntlich durchaus nicht der Fall ist. Wenn die dunkeln Pläne Englands gegen Deutschland schon aus dem einen Grunde nicht auf einen Koalitionskrieg gerichtet sein werden, weil die Aussicht, Frankreich für das Unternehmen zu gewinnen, verzweifelt gering wäre, so erscheint andrerseits der Gedanke nicht minder absurd, Rußland und Italien könnten Neigung verspüren, sich in ein kriegerisches Unternehmen gegen Österreich zu stürzen . . .

. . . Auch hier steht man sogleich wieder vor der Frage: was sollte denn wohl einen kontinentalen Großstaat veranlassen, sich England zu gefallen an dem Versuch einer diplomatischen Einkreisung Deutschlands zu beteiligen? Und im übrigen: was käme dabei heraus? Endlich aber die Hauptfrage: welches vernünftige Interesse kann denn England überhaupt daran haben, eine solche abenteuerliche Intrigenpolitik gegen Deutschland zu unternehmen? Graf Schlieffen sieht einen ausreichenden Grund für die angebliche Todfeindschaft Englands gegen Deutschland in seiner ‚Eifersucht auf die deutsche Industrie'.

Das entspricht den Anschauungen unserer nationalistischen Gymnasialprofessoren, nach deren sachverständiger Meinung nicht genug Platz auf dieser Erde für zwei kommerzielle Rivalen wie England und Deutschland existiert. Die protektionistische Vorstellungsweise hat unsre Anglophoben allmählich der Fähigkeit beraubt, anders als verschroben zu denken. Es soll ein Weltbrand entzündet werden, um einen wirtschaftlichen Konkurrenten zu beseitigen, der zugleich einer der besten Abnehmer ist!"

Wenn wir an die letzte Rede Payers im Reichstag denken, fällt uns ein Wort ein, das uns ein Offizier aus dem Felde schrieb: „Es gibt unbelehrbare — und belehrbare —". Wir schmeicheln uns, zu den letzteren zu gehören.

Digitized by Google

Zu der Friedenserklärung des Reichstags

brachte die Deutsche Zeitung (Berlin) Nr. 360 vom 19. Juli 1917 eine Zuschrift von hochstehender politischer Seite:

„In der Erklärung heißt es:

‚Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.'

In diesem Satze ruht eine Gefahr von unübersehbarer Tragweite. Er denunziert und infamiert das große Werk Bismarcks. Er legitimiert alle Bestrebungen unserer Feinde gegen die territorialen und finanziellen Errungenschaften des Frankfurter und Nicolsburger Friedens. (Es ist daher kein Wunder, wenn auch die Welfen, Dänen und Polen für ihn stimmen.) Er gefährdet die Stellung des Deutschen Reiches bei den künftigen Friedensverhandlungen in heute gar nicht abzuschätzender Weise. Er greift in schwerster Weise die moralische Integrität der bulgarischen Ansprüche auf Mazedonien an. Er vernichtet die rechtliche Stellung Österreichs in Bosnien, Dalmatien und mindestens noch dem Trentino.

Diese Tatsache, die keine Sophisma und keine irgendwie geartete Phraseologie aus der Welt zu schaffen vermag, muß jeden, der noch über einen Rest politischen Denkens und nationalen Ehrgefühls verfügt, die von Sozialisten ausgeheckte, von allen reichsfeindlichen Elementen begrüßte, von Herrn Erzberger redigierte und von, vielleicht gutmeinender, Blindheit unterstützte Formel unannehmbar machen.

Jeder kann einmal irren. In einer solchen Lebens- und Zukunftsfrage des deutschen Volkes aber hat niemand das Recht, in seiner falschen, nicht ihn, sondern das Vaterland bedrohenden Option zu verharren. Hier gilt in seiner ganzen Härte der Satz: errare humanum est, sed in errore perseverare, diabolicum.

Noch eins: nur namentliche Abstimmung darf über die vorgeschlagene Bankerotterklärung entscheiden. Denn — Görres hat das Wort, meine Herren vom Zentrum —: ‚Deutschland muß wissen, wer die sind, die alle seine Triumphe ihm vernichten und es zum Hohngelächter aller Völker machen wollen. die mit gespannter Aufmerksamkeit jetzt auf sein Tun und Lassen harren.'" . . .

Der Wunsch des Einsenders nach namentlicher Abstimmung ist erfüllt worden. Für belehrbare — wird es von Interesse sein, daß der einzige Freisinnige, der sich der Abstimmung enthalten hat, der Abgeordnete Heckscher ist, der bisherige Referent des Reichstags für Auswärtiges, und daß sich unter den wenigen Zentrumsabgeordneten, die gegen die Erklärung gestimmt haben, der Abgeordnete Pfleger befindet, der langjährige Marinereferent des Reichstags.

Im übrigen verweisen wir auf das im vorigen Heft (Seite 626) über den Fraktionszwang Gesagte. Damit, daß eine Fraktion geschlossen für einen Antrag stimmt, ist nicht gesagt, daß alle ihre Mitglieder für den Antrag sind, sondern daß in der Fraktionssitzung die Mehrheit beschlossen hat, daß für ihn gestimmt wird. Um die Ansicht der Abgeordneten kennen zu lernen, müßte man also die Abstimmung innerhalb der Fraktionen kennen. Wenn sich dabei ergeben sollte, daß die Mehrzahl der Abgeordneten, da wo sie ihrer persönlichen Überzeugung nach stimmen konnten, gegen die Friedenserklärung gestimmt haben, während im Reichstag bekanntlich die Mehrzahl für sie gestimmt hat, so wäre das ein typisches Ergebnis der deutschen Abart des Majoritätsprinzips, die noch eingehender zu behandeln sein wird.

Digitized by Google

Die Anerbietungen an Italien

für den Fall, daß es seine Bundesgenossen nicht angreife, hatten nach den Mitteilungen Bethmanns im Reichstag am 18. Mai 1915 folgenden Inhalt:

„1. Der Teil von Tirol, der von den Italienern bewohnt ist, wird an Italien abgetreten;

2. ebenso das westliche Ufer des Isonzo, soweit die Bevölkerung rein italienisch ist, und die Stadt Gradisca;

3. Triest soll zur Kaiserlichen freien Stadt gemacht werden, eine den italienischen Charakter der Stadt sichernde Stadtverwaltung und eine italienische Universität erhalten;

4. Die italienische Souveränität über Valona und die dazu gehörige Interessensphäre soll anerkannt werden;

5. Österreich-Ungarn erklärt seine politische Uninteressiertheit hinsichtlich Albaniens;

6. die nationalen Interessen der italienischen Staatsangehörigen in Österreich-Ungarn werden besonders berücksichtigt;

7. Österreich-Ungarn erläßt eine Amnestie für militärische und politische Verbrecher, die aus den abgetretenen Gebieten stammen;

8. wohlwollende Berücksichtigung von weiteren Wünschen Italiens über die Gesamtheit der das Abkommen bildenden Fragen wird zugesagt;

9. Österreich-Ungarn wird nach Abschluß des Vertrages eine feierliche Erklärung über die Abtretungen abgeben;

10. gemischte Kommissionen zur Regelung der Einzelheiten der Abtretung werden zugesagt;

11. nach Abschluß des Abkommens sollen die Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee, die aus den abgetretenen Gebieten stammen, nicht mehr an den Kämpfen teilnehmen."

„Die volle Garantie für die loyale Ausführung dieser Anerbietungen" hat das Deutsche Reich übernommen.

Falls die Hypothese, daß die Anerbietungen angenommen würden, zutreffen würde, würde nach Bethmanns „fester Überzeugung" das Abkommen „auf die Dauer von der überwältigenden Mehrheit der Nationen gutgeheißen werden." (Lebhafte Zurufe: Sehr richtig!)

Nach dem amtlichen Stenogramm wurden Bethmanns Ausführungen am Schluß mit „stürmischem, langanhaltendem Bravo und Händeklatschen im Hause und auf den Tribünen" aufgenommen.

Bethmann über das preußische Wahlrecht

im Reichstag am 29. März 1917:

„Sie verlangen, daß ich diese Reform sofort in Angriff nehme. Meine Herren, ich habe im preußischen Abgeordnetenhause, vor dem diese Frage seinerzeit zum Austrag zu bringen sein wird, vor kurzem die Überzeugung ausgesprochen, daß die inneren Kämpfe, welche mit der Reform des Wahlrechts verbunden sein würden, nicht dem Gebote der Stunde gerecht würden, alle unsere Kräfte auf die Abwehr des Feindes zu konzentrieren. Die Herren Sozialdemokraten sind anderer Ansicht . . . Mir scheint, bei der ganzen Frage sollte doch der Gedanke nicht vergessen werden, daß es ein eigenes Ding ist, ein staatliches Fundament wie das Wahlrecht in einer Zeit zu ändern, wo Millionen Männer, deren Wahlrecht geändert werden soll, in den Schützengräben liegen."

Digitized by Google

Polnisches aus dem Jahre 1848.

Forsan et haec olim non meminisse dolebit.

Am 20. März 1848 hatte König Friedrich Wilhelm IV. folgenden Gnadenerlaß für alle politischen Vergehen erteilt:

„Gestern habe Ich bereits ausgesprochen, daß Ich in Meinem Herzen vergeben und vergessen habe. Damit aber kein Zweifel darüber bleibe, daß Ich Mein ganzes Volk mit diesem Vergeben umfaßt, und weil Ich die neu anrechende Zukunft Unseres Vaterlandes nicht durch schmerzliche Rückblicke getrübt wissen will, verkündige Ich hiermit:

Vergebung allen denen, die wegen politischer oder durch die Presse verübten Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurteilt worden sind.

Mein Justizminister Uhden ist beauftragt, diese Meine Amnestie sofort in Ausführung zu bringen."

Wie die durch diesen Erlaß bewirkte Befreiung der polnischen Gefangenen in Berlin aufgenommen wurde, schildert A. Wolff in seiner Revolutionschronik:

„Gegen 1 Uhr erschien der Staatsanwalt im Staatsgefängnisse und zeigte den polnischen Gefangenen in einer feierlichen Anrede ihre Befreiung an. Ein bereit gehaltener Wagen nahm hierauf die beiden bedeutendsten Gefangenen, Ludwig von Mieroslawski, der zum Tode, und Dr. Libelt, der zu vieljähriger Festungsstrafe verurteilt war, auf ... Der Jubel der stark angeschwollenen Menge empfing die Befreiten. Die Pferde wurden vom Wagen gespannt, und Menschenhände zogen denselben. Ihm folgten die sämtlichen entlassenen Polen zu Fuß und mit entblößtem Haupte. von Mieroslawski hielt die deutsche Fahne. Eine polnische Flagge, im Augenblicke der Befreiung von Damen im Gefängnisse gefertigt, wehte von dem Wagen. Auf dem ganzen Wege flatterten aus allen Fenstern Tücher und Fahnen, flogen Blumenkränze den Befreiten zu. Eine unermeßliche Volksmenge folgte dem Zuge. An der Universität wurde zuerst haltgemacht. Die Studenten empfingen bewaffnet, vor der Universität aufgestellt, die Polen. Die an der Hauptwache diensttuende Bürgerwehr trat salutierend ins Gewehr. Mieroslawski und Libelt sprachen, ersterer in französischer Sprache, ihren Dank aus und beteuerten im Namen der freigesinnten polnischen Nation Friede und Freundschaft den Deutschen und Schutz gegen die russische Macht. „Das polnische Banner," sagte Mieroslawski, „wird nun in Eintracht neben dem deutschen wehen!" [Nach ein paar Tagen machte Mieroslawski in Posen Revolution.] Stürmischer Beifall der Versammelten antwortete. Die Gefeierten wurden von der jauchzenden Menge fast erdrückt ... Auf dem Schloßplatze wurde vor den Fenstern des Königs angehalten. Nach langem Jubelruf erschien der König auf dem Balkon, umgeben von den Ministern Grafen Arnim, Schwerin und Bornemann. Der Monarch, berichtet die Spenersche Zeitung, grüßte sichtlich erfreut, dankte wiederholt und nahm die Feldmütze dreimal vom Haupte, worauf ihm endloser Jubel entgegenschallte. Graf Schwerin sprach alsdann zuerst vom Balkon herab etwa folgendes: ‚Se. Majestät haben sich gefreut, daß Sie gekommen sind, für den großherzigen Akt der königlichen Gnade zu danken und waren hier anwesend, um diesen Dank entgegenzunehmen!' Neuer Jubel und durcheinanderschallender Ruf aus der Mitte der Polen antwortete. Graf Schwerin fuhr fort: ‚Se. Majestät vertrauen, daß die Polen, nachdem sie gesehen, wie man in

Digitized by Google

Preußen die politischen Gefangenen behandelt, sich auch an Preußen und dessen Königshaus anschließen werden.' Die kräftigsten Versicherungen der Befreiten erfolgten."

Am 20. März hatte König Friedrich Wilhelm IV. die gefangenen Polen in Berlin begnadigt. Er hatte einer Deputation die nationale Reorganisation der Provinz versprochen unter der Voraussetzung gesetzlichen Verhaltens. Die Polen hatten dies zugesagt, begannen jedoch sofort in Posen aufzutreten, als gäbe es dort nicht 500 000 Deutsche gegen 700 000 Polen. Eine gemischte Kommission, 7 Polen und 2 als „Gäste" geduldete Deutsche, gebärdete sich als provisorische Regierung; die Edelleute ergriffen die Waffen und zwangen die Bauern, dasselbe zu tun, sie erhoben Steuern und Lieferungen, rissen die preußischen Adler ab, mißhandelten Deutsche und Juden. Die Proteste der Deutschen verhallten ungehört in Berlin. Es wurde sogar der General von Willisen, ein „Enthusiast für Polens Herstellung", in die Provinz geschickt. Willisen parlamentierte, anstatt zu handeln. Aber die Scharen der Sensenmännen wuchsen mit jedem Tage; der Erzbischof Przyluski und der gesamte Klerus predigte den Nationalkrieg, zum Teil unter unsinnigen Versprechungen. Willisen schloß am 11. April zu Jaroslawiez einen Vertrag, nach welchem die polnische Streitmacht auf 4 Bataillone und auf bestimmte Garnisonen beschränkt sein sollte. Die Polen rekrutierten fröhlich weiter, erpreßten neue Abgaben und verdrängten die preußischen Behörden. Da nahm ein Erlaß von Berlin die deutschen Kreise Posens von der „Reorganisation" aus. Daraufhin Wehgeschrei der Polen über die „siebente Teilung Polens" — und der Ausbruch des offenen Kampfes. Der von den Berlinern so hoch gefeierte Louis Mieroslawski war der polnische Führer. „Die Polen entwickelten ebenso große Tapferkeit gegen die Truppen, wie eine rohe Grausamkeit gegen wehrlose Deutsche und Juden." (Sybel.) — In der ersten Hälfte des Mai war der Aufruhr zertreten, die Banden aufgelöst und die Ordnung wiederhergestellt.

Eine Audienz der Polendeputation beim König fand am 23. März 1848 statt. Der Erzbischof von Posen leitete die Deputation. Er redete gegen den König eine drohende Sprache, wie überhaupt diese Deputation eines der merkwürdigsten Zwiegespräche herbeiführte, zu denen der König in jener Zeit gedrängt wurde. Kraszewski insbesondere gefiel sich in einer geradezu beleidigenden Sprache. Am Schluß seiner Rede sagte er zum König:

Kraszewski: ... Ganz Deutschland hat seine Sympathie für Polen offenbart, und die Fürsten werden sich derselben nicht entziehen wollen. Es ist freilich das Los der Herrscher, in ihrer Beziehung zum Volke von ihren Dienern getäuscht zu werden.

Se. Majestät der König: So wie das Los der Polen, wie die Geschichte lehrt, das gewesen, daß sie sich in ihren Hoffnungen immer getäuscht sahen.

Kraszewski: Leider auch durch die Vorfahren Ew. Königlichen Majestät.

Se. Majestät der König: Wieso?

Kraszewski: Ich will nicht weit in die Vergangenheit zurückgehen. Ew. Majestät kennen die Geschichte. Wenn aber Ew. Majestät uns den Aufstand von 1831 als Beispiel vorführen, so muß ich erinnern, daß der Vorfahr Ew. Majestät uns in demselben den Todesstoß gegeben.

Se. Majestät der König: Wie können Sie das behaupten?

Kraszewski: Ohne die damals den Russen von Preußen geleistete Hilfe würden wir nicht unterdrückt worden sein ... Haben wir auch im Jahre 1831

Digitized by Google

nglücklich gestritten, so haben wir doch gezeigt, daß der russische Koloß tönerne ;üße habe.

Se. Majestät der König: Ich bin anderer Meinung und glaube, daß er Koloß eiserne Füße habe.

Kraszewski: Nun, die neuesten Ereignisse haben uns bewiesen, daß auch ıanche anderen eisernen Füße zu tönernen werden können . . .

Genau ein Monat später äußert sich, in der Magdeburger Zeitung vom 0. April, Herr von Bismarck über die deutsche Polenbegeisterung in einem Artikel, aus dem schon ganz der zukünftige große Staatsmann spricht, der Sentimentalität nicht erst zu verlernen braucht, da er nie mit ihr behaftet gewesen ist: „Die Befreiung der wegen Landesverrats verurteilten Polen ist eine der Errungenschaften des Berliner Märzkampfes, und zwar eine der wesentlichsten. Die Berliner haben mit ihrem Blute die Polen befreit und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Straßen gezogen. Zum Dank dafür sind die Befreiten bald darauf an der Spitze von Banden, welche die deutschen Einwohner einer preußischen Provinz mit Plünderung und Mord, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchen. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Turm von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmütigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das beste von dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen gewonnen hatten."

Gewissermaßen einen Nachklang zu dem polnischen Aufstand, zugleich aber auch eine Kritik der alten deutschen Neigung, fremden Völkern die Kastanien aus dem Feuer zu holen, bildet Wilhelm Jordans berühmte Polenrede in der Frankfurter Paulskirche. Durch sie bekannte er sich als Realpolitiker und zerschnitt das Tischtuch mit der politischen Linken.

Am 24. Juli 1848 fand die Beratung statt über den „Bericht des Abg. Stenzel, namens des völkerrechtlichen Ausschusses, die Einverleibung eines Teils des Großherzogtums Posen in den Deutschen Bund, und die Anerkennung der Deputierten desselben, sowie die Erhaltung der Nationalität der Polen in Westpreußen betreffend." — „Die Polen," sagt Heinrich Laube, „wurden [von der Linken] teils als Tränendrüse, teils als Giftsack verwendet." Wilhelm Jordan hielt in dieser Debatte die bedeutendste, umfassendste Rede, gegen welche kein anderer Redner mehr aufkam.

Wilhelm Jordan aus Berlin: . . . Es wäre unmenschlich und barbarisch, sich gegen alle Teilnahme zu verschließen beim Anblick der langen Passion eines solchen Volkes, und ich bin weit entfernt von einer solchen Gefühllosigkeit. Ein anderes aber ist es, ergriffen zu sein von einem Trauerspiel, und ein anderes, dieses Trauerspiel gleichsam rückgängig machen zu wollen . . . Polen bloß deswegen herstellen zu wollen, weil sein Untergang uns mit gerechter Trauer erfüllt, das nenne ich eine schwachsinnige Sentimentalität. (Bravo von der Rechten, Zischen von der Linken.) Es ist eine heitere Abwechslung für mich, diesen Ton einmal von dieser Seite her zu hören. (Gelächter.) — Sie sagen: die politische Klugheit rate, die Gerechtigkeit fordere, die Humanität gebiete die Herstellung eines freien Polens . . . Ich sage: die Politik, die uns zuruft: Gebt Polen

Digitized by Google

frei, es koste was es wolle, ist eine kurzsichtige, eine selbstvergessene Politik, eine Politik der Schwäche, eine Politik der Furcht, eine Politik der Feigheit. Es ist hohe Zeit für uns, endlich einmal zu erwachen aus jener träumerischen Selbstvergessenheit, in der wir schwärmten für alle möglichen Nationalitäten, während wir selbst in schmachvoller Unfreiheit darniederlagen und von aller Welt mit Füßen getreten wurden, zu erwachen zu einem gesunden Volksegoismus, um das Wort einmal gerade herauszusagen, welcher die Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes in allen Fragen obenan stellt. [Jordan wendet sich zu der zweiten Forderung der Gerechtigkeit, die es heische, Polen wiederherzustellen.] Ich gebe ohne Winkelzüge zu: Unser Recht ist kein anderes als das Recht des Stärkeren, das Recht der Eroberung. Ja, wir haben erobert. . . Im Westen sind wir nur erobert worden, im Osten haben wir das große Malheur gehabt, selbst zu erobern, und dadurch ganzen Schwärmen deutscher Poeten Gelegenheit gegeben zu rührenden Jeremiaden über die verschiedenen Nationalitäten, die der Wucht des deutschen Stammes erliegen mußten. (Gelächter auf der Rechten, Zischen auf der Linken.) Ja, meine Herren, Sie werden mich sogleich noch mehr auszischen, denn ich habe den Mut, einem Gemeinplatz entgegenzutreten, auf dem sich die deutschen Liberalen fast ein Menschenalter getummelt: ich habe den Mut, eine Handlung der Kabinettspolitik in Schutz zu nehmen aus einer Zeit, wo es noch keine andere Politik gab, weil das politische und nationale Bewußtsein in der Tat noch nirgends anders erwacht war, als im Gehirn des Absolutismus; ja, ich habe der Mut, diejenigen der Unwissenheit oder der Fälschung der Geschichte zu zeihen, welche die Teilung Polens in einem so fürchterlich schwarzen Lichte erblicken, daß sie keine andere Bezeichnung für dieselbe haben, als die einer nichtswürdigen Schandtat. (Anhaltendes Zischen auf der Linken.) . . . Preußen kann es sich ruhig gefallen lassen, wenn man es der Mitschuld an einem Völkermorde zeiht. Es kann mit Stolz dazu schweigen, und sein Werk für sich reden lassen, denn dies legt lautes Zeugnis ab, daß es wirksamer gearbeitet hat an der Wiederbelebung oder vielmehr Erschaffung einer neuen polnischen Nation als jene Edelleute, die wie Sturmvögel überall auftauchen, wo es einen Krieg, einen Aufstand zu schüren gibt, um im allgemeinen Zusammenstoß die Gelegenheit zu einer neuen Schilderhebung zu gewinnen.

(Nach dem sehr lesenswerten Bande: 1848. Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Erinnerungen, Urkunden, Berichte, Briefe. Herausgegeben von Tim Klein, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen-München. Preis 1 Mark 80.)

Wilson über die amerikanische Freiheit.

Bekanntlich ist jetzt nach Wilsons Schilderungen das Evangelium der Freiheit in den Vereinigten Staaten verwirklicht und sie brauchen, damit die übrige Welt ebenso glücklich wird, nur dafür zu sorgen, daß Deutschland von der Herrschaft seiner privilegierten Kasten befreit wird.

Als Wilson noch nicht Präsident war, sagte er in seinem Buch „Die neue Freiheit" (1914 deutsch bei Georg Müller in München erschienen): „Unsere Gesetze verhindern es nicht, daß der Starke den Schwachen zugrunde richtet." (Seite 46). Die „meisten Menschen" seien dort Angestellte der großen Verbände; über ihre Freiheit sagte Wilson damals: „Wenn die Gesellschaft Dinge tut, die sie nicht tun dürfte, hat man keine Stimme, die man dagegen in die Wagschale werfen könnte, man muß gehorchen; und oft muß man mit tiefem Verdruß an Dingen mitarbeiten, von denen man weiß, daß sie den Interessen der Allgemeinheit zuwiderlaufen. Die eigene Individualität wird von der Individualität und dem Zweck einer großen Organisation verschlungen." (Seite 40 f)

Digitized by Google

Die Ermordung Plehwes.

Von Boris Ssawinkow.

Der Verfasser war während der Revolution von 1905 Vorsitzender der „Kampforganisation" der sozial-revolutionären Partei Rußlands. Wie die Zeitungen berichten, ist er soeben Gehilfe des Kriegsministers im neuen russischen Kabinette geworden.

I.

Im Januar 1902 wurde ich wegen Teilnahme an der sozialdemokratischen Bewegung auf administrativem Wege aus Petersburg nach Wologda verschickt. Das sozialdemokratische Programm befriedigte mich schon damals nicht. Ich war der Ansicht, daß dieses Programm, das die Agrarfrage offen läßt, den Bedingungen des russischen Lebens nicht entspricht. In Wologda kam ich zweimal mit der berühmten Revolutionärin Katharina Breschkowskaja zusammen, und die Folge meiner Unterredungen mit ihr war, daß ich mich der sozial-revolutionären Partei anschloß. Nach der Verhaftung Gerschunis (im Mai 1903) entschloß ich mich, der Terroristengruppe beizutreten. Zum gleichen Entschluß kamen um die gleiche Zeit zwei meiner Freunde sowie Iwan Platonowitsch Kaljajew, der sich damals in Jaroslawl unter Polizeiaufsicht befand.

Im Juni 1903 floh ich ins Ausland. Ich kam zunächst nach Archangelsk, ließ mein Gepäck auf dem Bahnhof zurück und begab mich nach dem Hafen. Das Dampfschiff „Kaiser Nikolaus I." sollte in einer Stunde nach Norwegen abdampfen. Ich hatte nicht mehr Zeit, meine Sachen vom Bahnhof abzuholen und ging unbemerkt, ohne Gepäck und Paß, an Bord. Am sechsten Tage betrat ich Norwegens Boden. Über Kristiania und Antwerpen kam ich dann nach Genf.

In Genf lernte ich Michail Gotz kennen. Der kleine hagere Mann mit dem schwarzen lockigen Vollbart und dem bleichen Gesicht fiel allen durch seine jugendlich lebhaften Augen auf. Er fragte mich:

„Sie wollen an der terroristischen Arbeit teilnehmen?"

„Ja."

„Nur an der terroristischen?"

„Ja."

„Warum nicht an der allgemeinen Agitationsarbeit?"

Ich sagte ihm, daß ich dem Terrorismus die entscheidende Bedeutung beimesse, daß ich mich aber dem Zentralkomitee zur Verfügung stelle und bereit sei, jede mir zugewiesene Arbeit zu übernehmen. Gotz hörte mich aufmerksam an und sagte:

„Ich kann Ihnen noch keine entscheidende Antwort geben. Bleiben Sie in Genf und warten Sie ab."

In Genf lernte ich Nikolai Blinow (der später im Jahre 1905 zu Shitomir, als er die Juden bei einem Pogrom verteidigte, erschossen wurde) und Alexej Pokotilow kennen. Ich wußte wohl, daß die beiden ehemalige Studenten der Kiewer Universität und intime Freunde des bekannten Terroristen Balmaschow waren, hatte aber keine Ahnung davon, daß sie der Kampforganisation angehörten. Im August des gleichen Jahres erfuhr ich von einem Freund, der eben nach Genf gekommen war, daß Kaljajew noch eine Gefängnisstrafe zu Jaroslaw abzusitzen hatte und erst im Spätherbst nach dem Auslande kommen würde. Dieser Freund zog zu mir. Um die Aufmerksamkeit der Polizei

Digitized by Google

nicht auf uns zu lenken, lebten wir sehr zurückgezogen und verkehrten mit niemand von der russischen Kolonie.

Eines Tages, als mein Freund nicht zu Hause war, kam zu mir ein etwa dreißigjähriger, sehr korpulenter Herr mit auffallend gleichgültigem Gesichtsausdruck und großen braunen Augen. Es war Jewgenij Filippowitsch Asef. Er reichte mir die Hand, nahm Platz und sagte in ziemlich gleichgültigem Ton:

„Man sagte mir, daß Sie an der terroristischen Arbeit teilnehmen wollen. Warum gerade an der terroristischen?"

Ich wiederholte, was ich schon Gotz gesagt hatte. Ich sagte ihm auch, daß ich augenblicklich die Beseitigung des Ministers Plehwe für besonders dringend halte. Er widersprach mir nicht und fragte nur:

„Haben Sie schon Genossen?"

Ich nannte ihm Kaljajew und die beiden andern und teilte ihm ihre Biographien und Charakteristiken mit. Asef hörte mich schweigend an, nahm Abschied und ging.

Später kam er noch einigemale zu uns, hörte uns immer aufmerksam an und sprach sehr wenig. Einmal sagte er:

„Es ist Zeit, daß Sie nach Rußland reisen. Ziehen Sie mal zunächst von Genf in irgendeine kleinere Stadt, um sich zu vergewissern, daß man Sie nicht beobachtet."

Am nächsten Tag zogen wir nach Freiburg i. Br. Vierzehn Tage später besuchte uns da Asef und teilte uns zum erstenmal den Plan des Attentats mit, ohne jedoch die in Aussicht genommenen Teilnehmer beim Namen zu nennen. Der Plan bestand in folgendem: Es war bekannt, daß Plehwe im Hause des Polizeidepartements wohnte und wöchentlich zum Zaren nach dem Winterpalais, oder nach Peterhof, oder nach Zarskoje Sselo — je nach der Jahreszeit — fuhr. Da es ziemlich ausgeschlossen war, Plehwe in seiner Wohnung töten zu können, mußte man ihn auf offener Straße überraschen. Zu diesem Zwecke mußte man genau feststellen, an welchen Wochentagen, zu welchen Stunden und auf welchen Straßen man ihm begegnen könnte und dann erst eine Bombe gegen seinen Wagen schleudern. Um ihn unauffällig beobachten zu können, müßten die Genossen, als Droschkenkutscher und Hausierer verkleidet, sich ständig in den in Betracht kommenden Straßen aufhalten. Ich sollte alle auf diese Weise gewonnenen Daten sammeln und den ganzen Beobachtungsdienst leiten.

Dieser Plan war von Asef selbst ausgearbeitet und erschien uns ebenso genial wie einfach. Das von ihm erfundene Beobachtungssystem war ganz neu, und die Polizei hätte unmöglich auf den Gedanken kommen können, daß Plehwe von als Droschkenkutscher und Hausierer verkleideten Revolutionären beobachtet wird. Eine systematisch durchgeführte Beobachtung mußte aber unbedingt zum Ziele führen. Asef sagte mir zum Schluß:

„Wenn unter uns kein Verrat aufkommt, wird Plehwe sicher getötet werden."

Aus Freiburg reisten wir alle getrennt ab. Ich kam über Krakau nach Berlin und traf da mit Asef und Kaljajew, der soeben aus Rußland angelangt war, zusammen. Wir saßen in einem großen Café in der Leipzigerstraße. Kaljajew sprach mit großem Enthusiasmus von seinem Entschluß, an der Ermordung Plehwes mitzuwirken, und daß es ihm ganz unmöglich sei, an friedlicher Arbeit teilzunehmen. Asef hörte ihm gleichgültig zu und sagte:

Digitized by Google

„Augenblicklich brauchen wir keine Leute. Gehen Sie jetzt nach Genf. :nn wir Sie mal brauchen, werden wir Sie kommen lassen."

Kaljajew war sehr betrübt. Als er fort war, fragte ich Asef:

„Gefiel er Ihnen denn nicht?"

„Nein. Er ist so sonderbar . . . Kennen Sie ihn gut?"

Auf der Straße traf ich wieder Kaljajew. Er war sehr aufgeregt und erbost. ch nahm ihn am Arm und fragte:

„Was hast du, Janek? Gefiel er dir nicht?"

Kaljajew antwortete mir fast ebenso wie Asef:

„Nein . . . Weißt du: ich verstehe ihn nicht und werde ihn wohl niemals rstehen."

II.

Anfangs November war ich bereits in Petersburg, kannte aber weder die Zusammensetzung der Organisation, noch die Parolen. Ich wartete auf Asef, :r mir versprochen hatte, gleich nach mir nach Petersburg zu kommen.

In Petersburg stieg ich im Hotel du Nord ab und begab mich noch am glei- en Abend zu der verabredeten Straßenecke, wo ich meinen Freund, der vor :ir aus Berlin abgereist war, treffen sollte. Ich musterte aufmerksam alle Menschen, die an der belebten Stelle an mir vorbeiwogten, konnte aber das ir bekannte Gesicht nicht entdecken. Ich glaubte schon, daß mein Freund n der Grenze verhaftet worden sei, als mich plötzlich ein Hausierer mit eißer Schürze anrief:

„Ausgezeichnete Zigaretten, Herr, zehn Stück fünf Kopeken!"

Nach zwei Stunden saß ich mit ihm in einem schmutzigen Wirtshause in der ähe des Heumarktes. Er erzählte mir, daß der andere Freund bereits als Droschkenkutscher wirke, daß sie beide das Haus des Ministers beobachteten und aß es ihnen schon einmal gelungen war, seinen Wagen zu sehen. Er beschrieb mir auch die Equipage Plehwes mit den beiden Rappen, dem medaillen- geschmückten Kutscher und dem livrierten Lakaien auf dem Bocke; der Equi- page folgten in einer gleichfalls mit einem Rappen bespannten Droschke zwei Geheimagenten. Mein Freund war mit dem Ergebnis seiner Arbeit zufrieden, klagte aber über die Schwierigkeit seines Lebens: er hatte ebensoviel von der Polizei, die um jene Zeit strenge Vorschriften für die Hausierer erlassen hatte, wie von den anderen Hausierern, die sich gegenseitig aus Konkurrenzneid be- fehdeten, zu leiden. Er meinte, daß die Aufgabe unseres andern Freundes, der als Kutscher in den Straßen herumfuhr, bedeutend leichter sei.

Etwas später kam ich auch mit diesem zusammen und erfuhr, daß auch er Grund zu klagen hatte: sein Pferd war krank, und daher konnte er nur jeden dritten Tag ausfahren. Außerdem durfte er keinen Fahrgast abweisen und verlor auf diese Weise viel Zeit. Seine Tätigkeit hatte infolgedessen zu keinen nennenswerten Resultaten geführt.

So verging der November, von Asef hatten wir aber keinerlei Nachrichten. Der eine von uns trieb sich noch immer mit seinem Warenkasten herum, der andere verbrachte seine Tage auf dem Bocke, während ich ständig auf der Fontanka und auf dem Newaquai flanierte. Das einzige, was wir festgestellt hatten, war das Aussehen der Plehweschen Equipage und seine Marschroute: er fuhr am Newaquai entlang über die Schloßbrücke; ob er aber ins Winter- palais oder ins Marienpalais fuhr, wußten wir nicht.

Digitized by Google

Das Fehlen der Nachrichten von Asef und sein langes Wegbleiben waren uns unerklärlich; auch die Petersburger Parteimitglieder, die ich darüber befragte, konnten mir keine Auskunft geben. Ich schwankte, ob ich den Beobachtungsdienst mit meinen beiden Freunden fortsetzen oder nach Genf reisen sollte, um bei Gotz Instruktionen einzuholen. Einmal fuhr ich in einer gewissen Parteiangelegenheit nach Wilna. Nach Petersburg zurückgekehrt, stieg ich in der Pension „Rossija" ab und beschloß, noch einige Zeit auf Asef zu warten. Ein Zufall änderte aber diesen Entschluß.

Am nächsten Morgen nach meiner Rückkehr aus Wilna erschien bei mir in der Pension ein etwa vierzigjähriger Jude in abgetragenem Gehrock, mit ungewöhnlich lebhaften Augen und von ziemlich verwahrlostem Aussehen. Er streckte mir die Hand entgegen und sagte:

„Guten Morgen, Herr Sjemaschko!"

Ich sah ihn erstaunt an. Nach einer Pause sagte er:

„Ich komme auch aus Wilna."

Ich begriff, daß dieser Mensch mich schon seit meiner Abreise aus Wilna beobachtet haben mußte, und zweifelte nicht daran, daß ich einen Spion vor mir hatte. Er setzte sich mit dem Rücken zum Fenster, so daß mir nichts übrig blieb, als mich mit dem Gesicht zum Fenster zu setzen. Er lächelte und beobachtete mich sehr aufmerksam. Als ich ihn nach seinem Begehren fragte, stellte er sich mir als Gaschkes, Herausgeber eines Handelsblattes vor und ersuchte mich um meine Mitarbeiterschaft. Ich antwortete darauf ziemlich barsch:

„Entschuldigen Sie, Herr Gaschkes, ich bin nicht Schriftsteller, sondern Geschäftsreisender, und kann Ihnen leider nicht dienen."

Er ging. Gleich nach ihm verließ auch ich das Haus. Ich sah ihn draußen vor dem Schaukasten eines Juweliers stehen und sehr aufmerksam die Auslage betrachten. Einige Schritte weiter standen vor der Auslage eines Damenmodeladens zwei Kerle in Schaftstiefeln und Lammfellmützen. Ich schlug den Weg nach rechts ein. Gaschkes verließ gleich seinen Posten am Juwelierladen und ging mir lächelnd nach. Ich nahm eine Droschke. Gaschkes tat dasselbe. Ich begriff, daß man mich sehr bald verhaften würde. Mehr als drei Stunden irrte ich in Petersburg umher, wobei ich immerfort die Trambahn und die Droschken wechselte. Gegen Abend geriet ich in eine Vorstadt und sah mich zwischen Bauplätzen und Gemüsegärten allein. Ich beschloß, meine Genossen vom Vorgefallenen zu verständigen und in die Pension nicht mehr zurückzukehren. Auch wollte ich nicht länger auf Asef warten: mein auf den Namen Sjemaschko lautender Paß war offenbar der Polizei bekannt, einen anderen Paß konnte ich mir aber nicht verschaffen. Am gleichen Abend reiste ich nach Kiew.

In Kiew suchte ich den Vertreter des Zentralkomitees auf und wurde von diesem mit einem Arbeiter bekannt gemacht, der gleich mir ins Ausland fliehen wollte. Ich schloß mich ihm an.

Anfang Januar kamen wir aus Kiew nach Suwalki. Mein neuer Genosse kannte da eine Jüdin, mit deren Hilfe man ohne Paß die Grenze überschreiten konnte. Wir zahlten ihr je 13 Rubel und fuhren noch am gleichen Abend auf einem elenden Bauernwagen in der Richtung zur preußischen Grenze. Wir übernachteten in einer dicht bei der Grenze gelegenen Mühle und wurden in der nächsten Nacht von einem bestochenen Grenzsoldaten über die Grenze

Digitized by Google

leitet. Außer uns beiden hatte er noch eine größere Partie jüdischer Emi-anten, die mit Weib und Kind nach Amerika zogen, über die Grenze zu ingen. Es war eine mondhelle frostige Nacht, der Schnee knirschte unter ıfern Füßen. An einer gewissen Stelle ließ uns der Soldat allein, ging vor-ıs und befahl uns auf seinen Signalpfiff zu warten. Etwa eine Viertel-unde saßen wir im Schnee. Rechts und links flimmerten die Lichter des renzkordons. Endlich hörten wir in der Ferne den Pfiff. Die Juden spran-en wie eine aufgescheuchte Herde auf und liefen über die mondlichtübergossene straße. Am Morgen fuhren wir schon in einem deutschen Schlitten auf eutschem Boden; einige Tage später waren wir in Genf.

In Genf sagte man mir, daß Asef bereits nach Rußland abgereist sei, und iet mir, Goz in Nizza aufzusuchen. Ich reiste also nach Nizza und traf Goz sehr krank an. Er sagte mir:

„Asef konnte nicht früher abreisen, weil ihn technische Angelegenheiten Herstellung des Dynamits und der Bomben) aufhielten. Seine Briefe er-eichten Sie nicht, weil Sie ihm eine ungenaue Adresse angegeben hatten. Ich rate Ihnen, sofort nach Petersburg zurückzukehren und ihn dort aufzu-uchen."

Ich sagte ihm darauf, daß es mir unmöglich sei, in den bisherigen Verhält-nissen in Petersburg zu arbeiten, daß ich dort zwei Genossen habe, die außer mir kein Mensch in der Partei kannte, daß ich Asef wieder verfehlen könnte und daß ich es ohne Geld und Parolen ebenso schwer haben würde wie vor meiner Abreise aus Petersburg. Goz hörte mich aufmerksam an und sagte:

„Ich will Ihnen Adressen, Parole und Geld geben. Wenn Sie Asef wieder verfehlen, werden Sie trotzdem weiterarbeiten können. Sie müssen aber heute noch nach Petersburg zurückkehren."

Nun erfuhr ich von Goz, daß der Kampforganisation außer mir und meinen beiden Freunden noch Pokotilow, Maximilian Schweitzer und Jegor Ssasonow angehörten. Schweitzer und Pokotilow hatten das Dynamit und das Knall-quecksilber in Verwahrung und erwarteten Asef, der eine in Riga, der andere in Moskau. Ssasonow befand sich in Twer, wo er das Kutscherhandwerk er-lernte, um später in Petersburg als Droschkenkutscher auftreten zu können. Ich äußerte Goz meine Bedenken, ob diese Leute genügten, um das Unter-nehmen erfolgreich auszuführen, und schlug ihm vor, den Arbeiter, den ich aus Kiew mitgebracht hatte, und Kaljajew in die Gruppe aufzunehmen. Goz sagte darauf:

„Den Kaljajew kenne ich gut; er wird ein guter Kampfgenosse sein. Nehmen Sie ihn also mit. Den andern kenne ich aber nicht. Soll er vorläufig in Genf bleiben. Wir wollen ihn näher kennen lernen."

Nach Genf zurückgekehrt, teilte ich Kaljajew mit, daß er mit mir nach Rußland reisen dürfe. Er war außerordentlich erfreut. Wir verschafften uns Pässe: Kaljajew einen russischen und ich einen englischen. Bis Berlin fuhren wir zusammen. Während der Fahrt entwickelte er mir seine Ansichten über die sicherste Art, Plehwe zu töten. In Berlin nahm ich von ihm Abschied. Ich reiste über Alexandrowo und er über Eydtkuhnen. In Moskau kamen wir wieder zusammen.

III.

In Moskau stiegen wir in verschiedenen Hotels ab und trafen uns nur des Abends. Ende Januar kam Asef nach Moskau. Er sagte mir:

Digitized by Google

„Wie konnten Sie sich unterstehen, aus Petersburg abzureisen?"

Ich antwortete darauf, daß ich abgereist sei, weil ich von ihm keinerlei Nachrichten hatte und weil mein Paß der Polizei bekannt war. Er runzelte die Stirne und sagte:

„Sie hatten trotzdem nicht das Recht, abzureisen."

„Und hatten Sie das Recht, nachdem Sie uns versprochen hatten, in spätestens drei Tagen nach Petersburg zu kommen, länger als einen Monat im Auslande zu bleiben?"

„Ich war im Auslande geschäftlich in Anspruch genommen."

„Das ist mir gleich. Sie haben uns aber im Stich gelassen."

Er schwieg eine Weile und sagte:

„Ihre Pflicht war, auf mich zu warten und Plehwe zu beobachten. Haben Sie ihn beobachtet?"

Ich erzählte ihm alles, was wir über Plehwe erfahren hatten.

„Das ist viel zu wenig. Wollen Sie sofort nach Petersburg zurückkehren?"

Ich erwiderte, daß ich nur zu diesem Zweck aus dem Auslande zurückgekehrt sei, daß ich Kaljajew mitgebracht habe und daß ein neugewonnener Genosse in Genf zurückgeblieben sei.

Es wurde beschlossen, daß Kaljajew meine beiden Freunde, mit denen ich bis dahin in Petersburg gearbeitet hatte, aufsuchen und sich ihnen als zweiter Droschkenkutscher anschließen sollte. Ich mußte Pokotilow, der sich damals in Moskau aufhielt, und Schweitzer, der in Riga wartete, aufsuchen und den Kiewer Arbeiter aus Genf nach Nischnij Nowgorod kommen lassen. Nach dieser Zusammenkunft reiste Asef gleich wieder ab.

Ich suchte zunächst Pokotilow auf, übergab ihm Asefs Befehl, mit dem Dynamit sofort in das Ostseebad Segewold zu reisen und dort auf weitere Instruktionen zu warten. Darauf reiste ich nach Riga, traf aber Schweitzer dort nicht mehr an. Anfangs Februar kehrte ich nach Petersburg zurück und erfuhr von Asef, daß Schweitzer und Ssasonow sich bereits in Petersburg befanden. Asef schlug mir vor, mich mit Schweitzer auf einem Maskenball im Kaufmannskasino zusammenzubringen.

Asef wählte den Maskenball aus taktischen Gründen. Er verlangte von uns, daß wir uns niemals in Privatwohnungen, sondern nur auf der Straße oder in öffentlichen Anstalten, Gasthäusern, Bädern und Theatern treffen. Wir durften keinerlei Briefverkehr mit Verwandten oder Freunden unterhalten und mußten in unserer Lebensweise und Kleidung möglichst unauffällig erscheinen. So kühn er in seinen Plänen war, so vorsichtig war er in ihrer Ausführung.

Am vereinbarten Abend ging ich auf den Maskenball. Ich sah Asef mit einem elegant gekleideten jungen Mann den Saal betreten. Dieser war etwa 25 Jahre alt, glatt rasiert und sah wie ein Ausländer aus. Es war Schweitzer, der auf Grund eines englischen Passes in Petersburg wohnte. Er erweckte den Eindruck großer, ruhiger Kraft und Kaltblütigkeit. Von der Begeisterung, die bei Pokotilow und Kaljajew so sehr auffiel, konnte ich an ihm nichts entdecken. Er sprach sehr wenig und nur zur Sache. Einige Tage später lernte ich auch Ssasonow kennen, der ebenso wie der andere Genosse L., den ich bereits kannte, als Droschkenkutscher wirkte.

Asef reiste bald darauf wieder ab. Pokotilow befand sich in Segewold.

Digitized by Google

aljajew erwartete in Nischnij den Genossen, der in Genf zurückgeblieben war nd den ich Y. nennen werde. Schweitzer hielt sich mit dem Dynamit in ibau auf. In Petersburg waren nur Ssasonow, X. und ich zurückgeblieben.)bwohl wir unserer viel zu wenig waren, um den Beobachtungsdienst ordentch versehen zu können, gelang es uns doch, festzustellen, daß Plehwe allöchentlich um die Mittagsstunde ins Winterpalais zum Zaren fuhr. Als lsef wieder nach Petersburg zurückgekehrt war, schlug ich ihm sehr energisch or, das Unternehmen ohne Aufschub zu riskieren. Asef erwiderte, daß die on uns gesammelten Daten noch ungenügend seien, daß die Marschroute Plehwes nicht genau genug ausgekundschaftet sei und daß man sich leicht in er Person irren könne. Ich bestand aber auf meinem Vorschlag und sagte, aß man das Attentat auf der Fontanka, unmittelbar vor dem Hause Plehwes nternehmen müsse, wobei doch jedes Risiko eines Versehens, sowie auch die Notwendigkeit, seine Marschroute genau zu erforschen, fortfalle. Asef entgegnete aber, daß mein Vorschlag viel zu riskant sei, da es vor dem Hause Plehwes besonders viel Geheimagenten gebe; ein Mißerfolg werde aber einen neuen Versuch für längere Zeit unmöglich machen.

Ich schlug Asef vor, Ssasonow und X. über ihre Ansichten zu befragen. Wir fuhren — ich auf dem Wagen des X. und Asef auf dem Ssasonows aus der Stadt ins freie Feld und veranstalteten da eine Besprechung. X. war sofort für meinen Vorschlag gewonnen. Ssasonow war aber viel vorsichtiger und sagte, daß er Plehwe nie gesehen habe und sich daher leicht in der Person irren könne. Erst als X. sich erbötig machte, ihm, in unmittelbarer Nähe stehend, durch ein verabredetes Zeichen Plehwes Wagen zu bezeichnen, erklärte sich Ssasonow mit meinem Vorschlag, das Attentat gleich zu riskieren, einverstanden.

Asef hörte, wie immer, schweigend zu. Schließlich sagte er:

„Gut, wenn ihr alle darauf besteht, wollen wir unser Glück versuchen."

Asef verließ wieder Petersburg. Ich reiste nach Libau zu Schweitzer und nach Nischnij zu Kaljajew. Bald waren wir alle, auch der aus Genf angekommene Y. in Petersburg versammelt. Asef fehlte noch: er hielt sich, wie er sagte, in Parteiangelegenheiten irgendwo in der Provinz auf.

IV.

Unser Plan bestand in folgendem. Plehwe verließ jeden Donnerstag gegen Mittag seine Wohnung im Hause des Polizeidepartements und fuhr über die Fontanka und den Newaquai ins Winterpalais. Zurück fuhr er entweder den gleichen Weg, oder durch die Pantelejmonowskajastraße. Pokotilow sollte ihn mit zwei Bomben auf der Fontanka neben dem Hause Stieglitz erwarten. Y. sollte ebenfalls mit zwei Bomben in der Nähe des Quais stehen. Ssasonow sollte, die Bombe unter dem Wagenschurz versteckt, mit seiner Droschke vor der Haupteinfahrt des Polizeidepartements, mit dem Gesicht zur Newa, warten. X. sollte, gleichfalls mit dem Gesicht zur Newa, an der Ecke der Pantejmonowskajams stehen und das Nahen der Plehweschen Equipage durch Lüften seiner Mütze signalisieren. Schließlich sollte Kaljajew auf der Kettenbrücke, wo ihn wie Pokotilow so auch Ssasonow sehen konnten, stehen. Er mußte ein bestimmtes Signal geben, falls Plehwe durch eine dritte Straße — den Litejnyj Prospekt heimfahren sollte.

Digitized by Google

Diese ganze Disposition war ziemlich mangelhaft. Ganz abgesehen davon, daß es in der Nähe des Polizeidepartements von Geheimagenten förmlich wimmelte, war einerseits die Aufmerksamkeit Pokotilows zwischen der zu erwartenden Plehweschen Equipage und Kaljajew und andererseits die Aufmerksamkeit Ssasonows — zwischen X., Plehwe und Kaljajew geteilt. Außerdem sollten dabei zwei unbewaffnete Menschen — Kaljajew und X., die am Attentat nicht unmittelbar beteiligt waren, in Aktion treten. Dieser Mangel der Disposition war eine unmittelbare Folge unserer mangelhaften Kenntnisse über Plehwes Marschroute. Die Unkenntnis der Marschroute, d. h. die Möglichkeit, daß Plehwe durch den Litejnyj Prospekt oder durch die Panteleimonowskaja heimfahren konnte, zwang uns, Kaljajew auf die Kettenbrücke zu postieren; die ungenügende Bekanntschaft Ssasonows mit der Equipage des Ministers machte die Mitwirkung des Genossen X. notwendig. Gerade diese Mängel kamen Asef im Auge, als er uns von meinem Vorschlag abriet.

Am 16. März hatte ich die letzte entscheidende Zusammenkunft mit Pokotilow und Schweitzer. Wir trafen uns auf dem Alexander-Newskij-Friedhof am Grabe Tschaikowskijs. Schweitzer besprach sehr kaltblütig alle Details unseres Plans. Er hatte eine recht schwierige Aufgabe vor sich: er mußte während der Nacht fünf Bomben vorbereiten und sie am nächsten Morgen verteilen. Pokotilow war sehr aufgeregt: er zweifelte nicht am Erfolg unseres Vorhabens und war aus irgendeinem Grunde überzeugt, daß gerade ihm und nicht Ssasonow oder Y. die Ehre zufallen würde, Plehwe zu töten. Während unserer Unterredung erschien auf dem Friedhofe ganz unerwartet ein Pristaw mit einer größeren Anzahl von Schutzleuten. Zwischen den Grabkreuzen funkelten ihre Säbel und Abzeichen. Pokotilow holte sofort seinen Revolver aus der Tasche und ging der Polizei entgegen. Schweitzer blieb ruhig am Grabe stehen, die Hand in der Manteltasche, wo sein Revolver lag. Ich lief Pokotilow nach. Er wandte sich nach mir um und flüsterte mir zu:

„Machen Sie sich sofort mit Schweitzer aus dem Staube. Ich will sie für einige Minuten aufhalten."

Die Schutzleute kamen immer näher. Ich ergriff Pokotilow bei der Hand.

„Was tun Sie? Stecken Sie doch den Revolver ein."

Er wollte mir etwas entgegnen, doch die Polizei bog in diesem Augenblick in eine andere Allee ein und entfernte sich von uns. Der Überfall galt also nicht uns.

Die Nacht vom 17. auf den 18. März verbrachte ich mit Pokotilow in einem Varieté. Nach der Vorstellung gingen wir noch im Park spazieren. Pokotilow war sehr erregt und sagte:

„Ich glaube an den Terrorismus. Nach meiner Ansicht liegt die ganze Revolution im Terrorismus. Wir sind unserer noch wenig. Sie werden aber sehen, daß unsere Zahl beständig anwachsen wird. Morgen werde ich vielleicht nicht mehr am Leben sein. Ich bin aber stolz und glücklich: Plehwe wird morgen getötet werden."

Schweitzer lud in dieser Nacht die Bomben und verteilte sie am nächsten Morgen an Pokotilow, Ssasonow und Y. So war alles fertig: Ssasonow, Pokotilow, Kaljajew, X. und Y. bezogen um die Mittagsstunde die festgesetzten Posten auf der Brücke und in der Nähe des Plehweschen Hauses, und ich begab mich in den Sommerpark, um auf einer vereinbarten Bank auf den

Digitized by Google

sgang zu warten. Eine halbe Stunde verging in banger Erwartung. Plötz-) hörte ich einen Knall, der sich wie eine ferne Explosion anhörte. Ich er- 5 mich von meiner Bank. Auf der anderen Seite der Fontanka war nach e vor alles still. Was ich gehört hatte, war die Mittagskanone der Peter- uls-Festung.

Bald darauf kam in den Park Pokotilow. Er war sehr blaß und ging direkt f mich zu. Die Taschen seines Pelzmantels, in denen die Bomben lagen, ben sich recht deutlich ab. Er kam zu meiner Bank und setzte sich neben mich.

„Wir haben nichts ausrichten können: Y. ist ausgekniffen."

„Das kann nicht sein!"

„Ich hab' es selbst gesehen."

Wir verließen beide den Park. Auf der Kettenbrücke stand, an das Geländer lehnt, mit erhobenem Kopf, den Blick auf die Pantelejmonowskaja-Straße richtet, Kaljajew. Er sah mich und Pokotilow erstaunt an, rührte sich aber icht vom Fleck.

Ich kann auch heute nicht verstehen, wieso die Sache damals so glimpflich bgelaufen war. Kaljajew fiel auf seinem Beobachtungsposten so sehr in die lugen, daß es ganz unerklärlich ist, wieso die zahllosen Geheimagenten, von enen die Brücke und die ganze Gegend wimmelte, auf ihn nicht aufmerksam urden. Später erzählte er selbst, daß er gar nicht daran zweifelte, daß man hn verhaften würde: man mußte ja einen Menschen, der eine ganze Stunde ang unbeweglich auf der Brücke gegenüber dem Plehweschen Hause stand, erhaften. Und trotz dieser Gewißheit verließ er als letzter seinen Posten.

Kaum waren Pokotilow und ich an der Brücke vorbeigegangen, als in die Massen der Polizeiagenten und Spitzel Bewegung kam und an uns eine mit Rap- en bespannte Equipage, mit einem livrierten Lakai auf dem Bocke vorbeifuhr. Im Fenster der Equipage konnten wir das ruhige Gesicht des Ministers sehen. Pokotilow griff nach seiner Bombe, die Equipage war aber schon an uns vor- beigesaust und näherte sich Ssasonow. Uns stand das Herz still, denn wir erwarteten die Explosion. Doch der Wagen erreichte vor unseren Augen Ssasonow, bog um die Ecke und verschwand, ohne daß etwas geschah. Gleich darauf ging ich auf Ssasonow zu und rief ihn an:

„Kutscher!"

„Besetzt."

„Kutscher!"

„Besetzt."

Ich sah ihn an: er war ungewöhnlich blaß. Ich flüsterte ihm zu:

„Fahren Sie so schnell als möglich fort."

Er schüttelte verneinend den Kopf. Dann ging ich zu Y. und bekam von ihm die gleiche Antwort: „Besetzt." Ich wandte mich nach der Kettenbrücke um: Kaljajew stand noch immer auf seinem Posten.

Ssasonows Mißerfolg beruhte auf einem der unvorsehbaren Zufälle. Er mußte um 12 Uhr mit seinem Wagen auf dem Posten mit dem Gesicht zur Newa stehen und auf Y. aufpassen. Die 7 Pfund schwere Bombe lag unter dem Lederschurz zu seinen Füßen. Um die Bombe zu schleudern, mußte er erst den Schurz abknöpfen und sich nach ihr bücken; das erforderte aber mehrere Sekunden. Außerdem fiel er allen dadurch auf, daß er mit dem Gesicht zur Newa stand, während alle anderen Droschkenkutscher mit dem Gesicht zum

Digitized by Google

Zirkusgebäude standen. Um keinen Verdacht zu erregen, mußte er sich also ebenso wie die anderen Droschkenkutscher hinstellen. Daher entging ihm das von Y. gegebene Signal. Plehwes Equipage fuhr an ihm so schnell vorbei, daß er nicht mehr Zeit hatte, die Bombe hervorzuholen.

V.

Das Unternehmen war uns diesmal nicht geglückt. Es hatte keinen Zweck, daß alle Mitglieder der Organisation länger in Petersburg blieben. Schweitzer reiste noch am gleichen Tage mit dem Dynamit nach Libau ab, Y. — nach Berditschew, Kaljajew — nach Kiew und Pokotilow nach Dwinsk, wo er auf Asef warten sollte. Ich blieb noch einen Tag in Petersburg und reiste dann gleichfalls nach Dwinsk ab. In Dwinsk konnten wir keine Spur von Asef entdecken. Auf der Post fanden wir unter der vereinbarten Chiffre nichts vor. Pokotilow und ich zweifelten gar nicht daran, daß Asef verhaftet worden sei.

Asef erklärte uns später, daß er in Dwinsk sich von der Polizei beobachtet sah und daher, um seine Spuren zu verwischen, drei Wochen lang durch ganz Rußland herumgereist sei.

Pokotilow sagte in höchster Aufregung:

„Asef ist verhaftet. Unser Unternehmen ist diesmal nicht zustande gekommen. Plehwe wird aber so wie so getötet werden . . . Nicht wahr?"

Ich schwieg. Da wir im entscheidenden Augenblick Asef, den einzigen geübten Leiter verloren hatten, mußte die Führerschaft auf mich übergehen; ich fühlte mich aber noch viel zu unvorbereitet. Ich bat Pokotilow, zu Schweitzer zu reisen und ihn nach Kiew zu bringen, wohin auch Y. kommen sollte. Ich wollte mich mit den Genossen beraten.

Ich war der Ansicht, daß nach der Verhaftung Asefs die Kräfte der Vereinigung nicht mehr ausreichten, um Plehwe zu töten. Daher glaubte ich, daß es vernünftiger sei, zunächst den Kiewer General-Gouverneur Kleigels zu beseitigen; sollte uns dies gelingen, könnten wir nachher an die Ermordung Plehwes schreiten. Die Vorbereitungen zum Attentat gegen Kleigels sollten uns die uns fehlende Erfahrung geben. Diese Ansicht teilte ich meinen Genossen mit. Kaljajew und Schweitzer erklärten sich mit mir einverstanden, doch Pokotilow entgegnete:

„Wir haben es unternommen, Plehwe zu töten. Also müssen wir ihn und keinen andern töten. Unsere Kräfte reichen dazu vollkommen aus. Im äußersten Falle können wir ja das ganze Polizeidepartement in die Luft sprengen. Ich nehme alles auf mich."

Y. schwieg; als ich ihn nach seiner Meinung fragte, sagte er:

„Ich will mit Pokotilow nach Petersburg gehen."

Wir entschieden uns zum allerschlimmsten: nämlich zu einem Kompromiß. Schweitzer, Kaljajew und ich blieben in Kiew, um das gegen Kleigels projektierte Unternehmen zu versuchen; Y. und Pokotilow reisten nach Petersburg, um im Verein mit Ssasonow und X. Plehwe zu töten. Diese Teilung schwächte natürlich die Organisation und verminderte die Chancen wie des einen so auch des andern Unternehmens. Ich besaß damals nicht genügend Autorität, um mit meiner Ansicht durchzudringen, konnte aber unmöglich Pokotilows Plan für vernünftig halten.

In Petersburg angelangt, bereitete Pokotilow am 24. März zwei Bomben und begab sich am nächsten Tage mit Y. in die Gegend des Winterpalais.

Digitized by Google

fügte sich aber so, daß Plehwe an diesem Tage nicht ins Palais fuhr. otilow entlud die Bomben und fuhr nach Dwinsk, um Asef zu sprechen. f versuchte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen; Pokotilow bestand aber tnäckig darauf. Asef nahm von ihm Abschied und reiste nach Kiew, um aufzusuchen.

Als Pokotilow in der Nacht auf den 31. März in seinem Zimmer im tel du Nord zu Petersburg die Bomben von neuem lud, brachte er sie vorsichtigerweise zur Explosion und wurde dabei in Stücke gerissen. Unsere mben hatten eine chemische Zündung, die aus zwei übers Kreuz angeordneten, t Schwefelsäure gefüllten Glasröhrchen bestand. Ein oberhalb dieser Röhren ebrachtes Bleigewicht zerschlug beim Fallen des Geschosses die Glasröhren, Schwefelsäure entwich und brachte eine Mischung von Kali Chloricum mit cker zur Entzündung. Dadurch explodierte zunächst eine Kapsel mit Knallecksilber und hierauf die ganze Dynamitladung. Die große Gefahr lag da-, daß die Glasröhrchen bei jeder Manipulation mit der Bombe leicht in n Händen brechen konnten.

VI.

Von Pokotilows traurigem Ende erfuhren wir in Kiew aus den Zeitungen. Sein Tod bedeutete für uns einen viel schwereren Schlag als der Mißerfolg m 18. März.

Nach dem Tode Pokotilows blieb uns von der vorbereiteten Dynamitmenge r etwa ein Viertel zurück, mit dem man höchstens eine Bombe laden konnte; eses Viertel hatte Schweitzer in Verwahrung. Da man aber mit nur einer mbe ein Attentat gegen Plehwe kaum riskieren konnte, beschlossen wir, eses Unternehmen zu liquidieren und X., Y. und Ssasonow vorzuschlagen, ch dem Auslande abzureisen. Wir übrigen drei Mitglieder der Organisation lten in Kiew bleiben, um Kleigels zu töten. Um diese Zeit tauchte in Kiew nz unerwartet Asef auf. Er war empört:

„Was fällt euch ein? Wozu dieses Unternehmen gegen Kleigels? Warum id ihr nicht in Petersburg? Mit welchem Recht habt ihr den Beschlüssen s Zentralkomitees zuwidergehandelt?"

Ich erwiderte ihm darauf, daß wir von seiner Verhaftung überzeugt waren, aß unser Dynamit nur für eine Bombe ausreichte und daß wir daher unmögch das Unternehmen gegen Plehwe riskieren durften. Asef schwieg zunächst nd erklärte nach einer Weile:

„Was erzählen Sie mir? Warum sollen unsere Kräfte nicht ausreichen? at Sie der Tod Pokotilows zurückgeschreckt? Ein jeder von uns muß aber ines gleichen Endes gewärtig sein. Was haben Sie noch für Bedenken? Wenn ie zu wenig Leute haben, müssen Sie neue gewinnen. Wenn Ihnen das ynamit nicht ausreicht, müssen Sie neues herstellen. Sie dürfen aber die ache keinesfalls aufgeben. Plehwe muß unbedingt getötet werden. Wenn ir es nicht tun, tut es niemand. Der „Poet" (Kaljajew) soll sofort nach etersburg gehen und X. und „Abel" (Ssasonow) den Befehl überbringen, auf hren Posten zu bleiben. „Paul" (Schweitzer) soll eine neue Menge Dynamit ereiten, und Sie müssen mit Y. sofort nach Petersburg gehen und sich an ie Arbeit machen. Außerdem wollen wir noch neue Leute gewinnen."

Am gleichen Tage kam Schweitzer aus Petersburg zurück und berichtete, aß X. und Ssasonow bereits ihre Droschken und Pferde verkauft hatten und

Digitized by Google

abgereist seien: der erstere in seine Heimat und Ssasonow über Suwalki ins Ausland. Kaljajew fuhr sofort nach Suwalki, um Ssasonow abzufangen. Schweitzer erhielt von Asef die Adresse eines der Partei angehörenden Ingenieurs Z., der ein staatliches Laboratorium leitete. Mit Hilfe dieses Ingenieurs mußte er in dem von diesem geleiteten Laboratorium etwa 40 Pfund Dynamit herstellen. Bei dieser Arbeit explodierte ein Teil des von ihm hergestellten Dynamits; Schweitzer kam glücklicherweise nur mit einigen Brandwunden davon. Er erfüllte aber trotz dieser Verletzungen seine Aufgabe und brachte im Juni das neuhergestellte Dynamit nach Petersburg.

Um die gleiche Zeit lernte ich in Kiew Dora Brilliant kennen. Sie war mir von Pokotilow, der sie noch von Poltawa her kannte, empfohlen worden. Sie war klein gewachsen, hatte pechschwarzes Haar und große schöne Augen; schon bei der ersten Begegnung machte sie auf mich den Eindruck einer fanatischen der Sache ergebenen Revolutionärin. Sie sehnte sich schon längst nach terroristischer Arbeit. Ich zweifelte nicht daran, daß wir in ihr Person eine überaus wertvolle Mitarbeiterin gewonnen hatten.

Bald darauf reiste ich nach Charkow, wohin sich inzwischen auch Asef, Ssasonow und Kaljajew begeben hatten. Hier sah ich Ssasonow zum erstenmal nicht als Droschkenkutscher. Er war ein ziemlich schlanker junger Mann mit rosigem, heiterem, angenehmem Gesicht. Unser ursprünglicher Beschluß, das Unternehmen Plehwe zu liquidieren, hatte ihn sehr betrübt. Um so größer war seine Freude, als ihn Kaljajew in Suwalki einholte und nach Charkow beorderte. In Charkow hatte er sich mit Kaljajew sehr befreundet, obwohl dieser auf ihn zunächst einen höchst befremdlichen Eindruck machte.

Kaljajew liebte die Revolution so zärtlich und tief, wie sie nur einer, der ihr sein ganzes Leben weiht, lieben kann. Er war geborener Dichter und schwärmte für die Kunst. Wenn er nicht gerade an Parteikonferenzen oder praktischer Arbeit teilnahm, sprach er mit Begeisterung von Literatur. Die Namen der modernen Dichter Brjussow, Balmont und Block, die den anderen Revolutionären völlig fremd waren, waren ihm sehr vertraut. Er konnte die Gleichgültigkeit seiner Genossen gegen die moderne Literatur gar nicht begreifen und behauptete, daß alle diese Dichter gleich uns Revolutionäre, wenn auch nur auf literarischem Gebiete seien. Seine Liebe für die Revolution und Dichtung wurde vom gleichen Feuer — einem unbewußten und scheuen, doch tiefen und starken religiösen Gefühl genährt. Im Terrorismus sah er nicht nur die beste Form des politischen Kampfes, sondern auch ein moralisches und vielleicht auch religiöses Opfer.

Ssasonow gehörte dagegen der alten Schule Michailowskijs und Lawrows an und hatte für nichts, was außerhalb der Revolution lag, Verständnis oder Anerkennung. Es ist daher gar nicht verwunderlich, daß die begeisterten Reden Kaljajews von Kunst und Dichtung ihm sehr sonderbar und für einen Revolutionär unpassend erschienen. Später begriff er aber, daß in der Seele Kaljajews neben der Begeisterung für die Kunst auch ein unwankbarer Glaube an die Revolution und eine seltene Opferfreudigkeit wohnten.

Im Charkower Universitätsgarten fanden unsere Konferenzen statt. Asef schlug folgenden neuen Plan für die Ermordung Plehwes vor: X., Kaljajew und Jegor Dulebow, (der im Jahre 1903 den Gouverneur von Ufa Bogdanowitsch getötet hatte und den wir damals noch nicht kannten), sollten

Digitized by Google

we von neuem auf den Straßen Petersburgs beobachten: Kaljajew und ein neu gewonnener Genosse als Hausierer, und Dulebow und X. als chkenkutscher. Ich sollte mir eine teuere Wohnung in Petersburg mieten als reicher Engländer auftreten. Dora Brilliant sollte meine Geliebte, onow unsern Lakai und die alte Revolutionärin N. unsere Köchin spie- Ssasonow als Lakai und N. als Köchin könnten uns bei der Be- ɔtung wertvolle Dienste leisten; ich mußte mir ein Automobil kaufen, das dem Überfall auf Plehwe in Aktion treten sollte. Y. sollte den Chauffeur- st erlernen.

ch fand die Anschaffung des Automobils überflüssig; ein solches könnte eher die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich lenken als die als Droschken- her und Hausierer verkleideten Bombenwerfer. Asef bestand nicht allzu gend auf dem Automobil, schlug mir aber doch vor, die teuere Wohnung **nehmen, um einen sicheren Aufbewahrungsort für die Bomben zu haben.** Die Organisation verfügte nun über größere Kräfte als früher. Der Ver- Pokotilows war durch die neugewonnenen Dulebow, Brilliant und N. ber wettgemacht. Außerdem hatten wir aus den bisherigen Mißerfolgen iche gute Lehre gewonnen. Nachdem der neue Plan bis ins kleinste Detail chgesprochen und von allen gutgeheißen war, reisten wir alle von Char- ab.

Ich ging mit Dora Brilliant nach Moskau und kam da mit Dulebow zu- imen, der mir sechs neuangefertigte Bomben übergab. Am gleichen Tage tete ich mir im Bankhause Dschamgarow einen feuersicheren Safe und de- ierte daselbst die Bomben. Diese Bomben wurden erst im Mai 1905 von Polizei konfisziert.

Nach einigen Tagen reisten wir: Brilliant, Dulebow und ich nach Peters- g. Dulebow kaufte sich eine Droschke und ein Pferd und wurde Kutscher.) stieg mit Dora Brilliant im Hotel de France ab und suchte noch am ichen Tage die alte N. auf, die bei uns als Köchin fungieren sollte.

VII.

Im nächsten Tage mietete ich eine möblierte Wohnung in der Schukowskij- straße Nr. 31 bei einer deutschen Hausfrau. Ich war ein reicher Engländer. ora Brilliant — eine gewesene Sängerin aus dem Varieté „Bouffes". Ich b mich für den Vertreter einer großen englischen Fahrradfirma aus. Die ausfrau, die uns blind vertraute, kam später mehrere Male in meiner Ab- esenheit zu Dora und riet ihr, mich zu verlassen und sich einen freigebi- ren Beschützer zu nehmen, den sie für sie in Aussicht hatte. Dora ant- ortete ihr darauf, daß sie mit mir nicht des Geldes wegen, sondern aus iebe zusammenlebe.

Nun lernte ich Dora Brilliant, N. und Ssasonow näher kennen. Die mmer schweigsame, bescheidene und schüchterne Dora lebte ausschließlich von irem Glauben an den Terrorismus. Sie war der Revolution leidenschaftlich igetan, glaubte felsenfest an die Notwendigkeit der Ermordung Plehwes, heute aber zugleich jedes Blutvergießen. Obwohl es für sie sicher leichter äre, zu sterben, als selbst Blut zu vergießen, wollte sie doch unbedingt am ttentat unmittelbaren Anteil nehmen. Der Schlüssel zu diesem Widerspruch ig meiner Ansicht nach darin, daß sie sich, erstens, in keiner Weise von den

Digitized by Google

anderen Genossen unterscheiden wollte und, zweitens, es für ihre Pflicht hielt, jene Schwelle, wo die unmittelbare Teilnahme am Blutvergießen beginnt, zu überschreiten: der Terrorismus war für sie ebenso wie für Kaljajew ein Opfer, das der Terrorist darbringt. Diese Disharmonie zwischen Vernunft und Gefühl verlieh ihrem ganzen Wesen einen eigenen Zug. Die Fragen des Programms interessierten sie fast gar nicht.

Ssasonow war jung, gesund und stark. Sein ganzes Wesen atmete Lebensfreude, neben der die stille Trauer Doras besonders hervortrat. Auch er glaubte an den Sieg. Er kannte aber keine Zweifel. Der Tod Plehwes war für Rußland, für die Revolution und für den Sieg der sozialistischen Idee notwendig. Vor dieser Notwendigkeit verblaßten alle moralischen Fragen und das Gebot: „Du sollst nicht töten."

N. hatte fast ihr ganzes Leben in Gefängnissen und in der Verbannung verbracht. In ihrem ausgemergelten, blassen Gesicht leuchteten wundervolle mütterliche Augen. Sie betrachtete alle Mitglieder der Organisation als ihre eigenen Kinder. Ein jeder, der mit ihr in Berührung kam, mußte die unerschöpfliche Fülle ihres liebevollen Herzens fühlen.

Die Tätigkeit eines jeden von uns war nach Asefs Instruktion bis ins kleinste Detail festgelegt. N. biederte sich als Köchin der Hausmeisterin an, und der Hausmeister trank in unserer Küche jeden Morgen seinen Kaffee. Ssasonow war dagegen intim mit dem Portier befreundet und kannte jeden Klatsch, der im Hause besprochen wurde. Ich war der echte Engländer und Geschäftsmann, und Dora Brilliant die typische Varietésängerin. Jeden Morgen brachte mir der Portier meine „Post", die aus Prospekten und Preislisten bestand, die ich mir in großen Mengen von englischen, deutschen und französischen Maschinenfabriken kommen ließ. Jeden Vormittag verließ ich das Haus „in geschäftlichen Angelegenheiten", d. h. ich flanierte in der Stadt, um Plehwe zu begegnen, was mir auch in der Tat einigemal gelang. Dora ging in einem riesengroßen Federhut, in Begleitung des Kammerdieners Ssasonow, jeden Nachmittag in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Am Abend ging ich mit Dora öfters aus, und auch die „Dienstboten" durften ausgehen, um gleich uns auf Plehwe aufzupassen.

Die geordneten Verhältnisse, in denen wir lebten, und die reichen Trinkgelder, die wir verteilten, flößten allen Vertrauen ein, und wir galten im Hause als „die beste Partei". Ssasonow überbrachte uns das ganze Gerede, das er von den andern Dienstboten des Hauses aufschnappte. So lebten wir längere Zeit, ohne irgendeinen Verdacht zu erregen, obwohl wir ziemlich oft mit X., Kaljajew und Dulebow zusammenkamen. Ende Mai kam nach Petersburg Asef. Ich traf ihn im Varieté „Aquarium". Seine erste Frage war:

„Haben Sie das Automobil gekauft?"

„Nein."

„Warum?"

Ich wiederholte meine Einwände und sagte, daß wir uns die paar tausend Rubel wohl sparen könnten. Nach kurzem Schweigen sagte er wieder:

„Und doch hätten Sie eines kaufen müssen."

Später stellte sich heraus, daß Y., der den Chauffeurdienst erlernen sollte, nichts gelernt hatte; so fiel die ganze Idee mit dem Automobil von selbst weg.

Unser Beobachtungsdienst ging inzwischen seinen Gang. X., Dulebow und

Digitized by Google

ljajew begegneten Plehwe fast jeden Tag. Sie kannten seine Equipage, Pferde und den Kutscher so genau, daß sie sie aus einer Entfernung von ndert Schritten unterscheiden konnten. Besonders viele Details kannte ljajew. Er wohnte in einer Vorstadt mit fünf anderen Hausierern zusammen d führte ein Leben, das sich nicht um ein Haar vom Leben seiner Kol- gen unterschied; er stand um 6 Uhr früh auf und hausierte bis in die ite Nacht. Seine Hausleute und Kollegen schätzten ihn als einen nüchter- n, religiösen und tüchtigen Menschen. Nicht der leiseste Verdacht stieg gegen n auf. Plehwe wohnte damals in seiner Sommervilla auf der Apotheker- sel und fuhr jeden Donnerstag mit dem Frühzug zum Zaren nach Zarskoje selo. Unsere ganze Aufmerksamkeit war auf diese Ausfahrten gerichtet, so- ie auch auf seine Fahrten ins Marienpalais, wo jeden Dienstag Sitzun- n des Ministerkomitees stattfanden. Alle Mitglieder der Organisation, d. h. , Kaljajew, der neuangekommene Y. und oft auch jemand von uns — Dora, ., Ssasonow oder ich befanden sich an diesen Tagen in den in Betracht kom- enden Straßen. Kaljajew hatte die Ausfahrten so genau studiert, daß er hon nach dem bloßen Gesichtsausdruck der Polizisten und Polizeioffiziere otsicher bestimmen konnte, ob Plehwe die betreffende Straße bereits passiert atte oder nicht. Er konnte ganz genau die Ausmaße und die Farbe des Wagens, die Räder, das Zaumzeug, die Laternen, Achsen, Fensterscheiben nd den Bock beschreiben. Als der Zar nach Peterhof gezogen war und Plehwe icht mehr zum Zarsko-Sselo, sondern zum Baltischen Bahnhof fuhr, war Kaljajew der erste, dem es gelang, die neue Marschroute Plehwes zu erfor- chen. Außerdem kannte er ganz genau sämtliche Spitzel und Polizeiagenten, ie bei den Ausfahrten Plehwes die Straßen überwachten.

Dulebow und X. konnten sich als Droschkenkutscher keine so genaue Daten erschaffen. Sie durften keine Fahrgäste abweisen und mußten daher oft un- nötige Fahrten in entlegenere Stadtteile machen. Ihre Angaben dienten nur ur Kontrolle und Vervollständigung der von Kaljajew gesammelten Daten. Die systematische Beobachtung führte uns zum Entschluß, Plehwe an einem Donnerstag auf seinem Wege von der Apothekerinsel zum Bahnhof zu töten.

In der zweiten Hälfte von Juni reiste Asef, nachdem er sich vergewissert hatte, daß unsere Arbeit gut gedieh, von Petersburg ab. Wir waren mit unseren Vorarbeiten soweit, daß wir nur noch den Tag zu bestimmen hatten. Ssasonow mußte noch in seine Heimat fahren. Um sein Verschwinden aus dem Hause zu motivieren, „kündigte" ich ihm, nachdem er sich eine „Unbotmäßig- keit", die zu einem Skandal führte und im ganzen Hause besprochen wurde, zuschulden kommen ließ.

Bald nach seiner Abreise reiste ich nach Moskau, wohin auch Kaljajew und Schweitzer kommen sollten. In meiner Wohnung blieben nur Dora Brilliant und N. zurück. In Moskau wollten wir die letzten Details des beschlossenen Unternehmens festlegen.

VIII.

Schweitzer konnte nicht rechtzeitig nach Moskau kommen, und so gingen unsere Konferenzen ohne ihn vor sich. Wir versammelten uns gewöhnlich im Ssokolniki-Parke bei Moskau; den Vorsitz führte mit entscheidender Stimme Asef; außer ihm nahmen an den Verhandlungen Kaljajew, Ssasonow und ich teil.

Nach dem Mißerfolg vom 18. März waren wir geneigt, die Schwierigkeit des Unternehmens zu überschätzen. Wir beschlossen, alle Mittel anzuwenden,

Digitized by Google

damit Plehwe, wenn er schon einmal in die Linie der Bombenwerfer geraten, uns nicht mehr entrinnen könnte. Es sollten im ganzen vier Bombenwerfer in Aktion treten. Der Erste sollte den Minister passieren lassen, um ihm den Rückweg abzuschneiden, falls er umkehren sollte. Dem Zweiten fiel die Ehre des ersten Überfalles zu. Der Dritte hätte nur dann in Aktion zu treten, wenn es dem Zweiten nicht gelingen sollte, Plehwe beim ersten Wurf zu töten. Der Vierte bildete die Reserve und sollte seine Bombe nur dann schleudern, wenn Plehwe den ersten beiden Bomben entrinnen und in der Richtung zum Bahnhof weiterfahren sollte. Besonders eingehend wurde die Frage erörtert, wie die Bombe zu schleudern sei, damit sie nicht zu kurz und nicht zu weit fiele. Kaljajew, der bis dahin geschwiegen und Asef zugehört hatte, meldete sich plötzlich zum Wort:

„Ich wüßte wohl ein Mittel, das Ziel nicht zu verfehlen."

„Und das wäre?"

„Den Pferden unter die Hufe zu rennen."

Asef sah ihn aufmerksam an:

„Wie meinen Sie das?"

„Also stellen Sie sich vor: Die Equipage fährt uns entgegen. Ich stürze mit der Bombe in der Hand mitten in die Pferde hinein. Dann kann zweierlei geschehen: entweder die Bombe explodiert, — dann haben wir unser Ziel erreicht; oder die Bombe explodiert nicht, — dann scheuen aber die Pferde, und der Wagen muß halten; das weitere ist dann Sache des zweiten Bombenwerfers."

Alle schwiegen. Asef sagte schließlich:

„In beiden Fällen müssen Sie umkommen."

„Gewiß."

Kaljajews Plan war kühn und selbstlos und garantierte tatsächlich den Erfolg. Asef sagte aber:

„Der Plan ist gut, ich glaube aber, daß er unnötig ist. Wenn man überhaupt bis zu den Pferden gelangen kann, kann man doch ebenso gut die Bombe unter die Räder oder ins Wagenfenster werfen."

Asef und Ssasonow reisten aus Moskau an die Wolga, und ich und Kaljajew kehrten nach Petersburg zurück. Im Zuge traf ich mit Schweitzer zusammen. Er kam zu mir ins Coupé, legte sein Gepäck ins Netz, und wir gingen beide in den Seitengang des Wagens. Ich berichtete ihm über die Ergebnisse der Moskauer Konferenz. Er lächelte und sagte:

„Nun, auch ich bin fertig."

„Haben Sie das Dynamit mitgebracht?"

„Etwa vierzig Pfund."

„Wo ist es denn?"

Er wies auf das Coupé.

„Im Gepäcknetz?"

„Ja. Wenn es explodiert, werden wir davon nichts hören: wir beide fliegen als erste in die Luft."

In Petersburg angelangt, kehrte ich nicht in meine Wohnung zurück, sondern mietete mich im Villenvorort Ssjestoretzk unter dem Namen Tschernezkij ein. Für das Attentat war der 8. Juli festgesetzt. Wir hatten nur noch zum allerletztenmal die Ausfahrt Plehwes zu kontrollieren und die allerletzten Details zu besprechen.

Digitized by Google

Dora Brilliant kam zu mir nach Sjestoretzk. Sie beschwor mich, auch ihr ne Bombe zu geben und ihr die unmittelbare Teilnahme an der Ermordung lehwes zu gönnen. Wie sehr ich mich auch bemühte, sie davon abzubringen, stand sie doch hartnäckig auf ihrem Wunsch:

„Ich hab' es so beschlossen . . . Ich muß sterben . . ."

Als nach Sjestoretzk auch noch Ssasonow, Asef und Schweitzer kamen, ellte ich den Wunsch Doras zur Diskussion. Es gelang mir, mit meiner Ansicht, daß eine Frau nur in einem ganz außerordentlichen Falle am Attentat eteiligt sein dürfe, durchzubringen. Die Rollen wurden wie folgt verteilt: um **ersten** Bombenwerfer wurde Y. gewählt; zum zweiten — Ssasonow; zum ritten — Kaljajew und zum vierten, — der junge Arbeiter Ssikorskij aus Bjelostock, der unserer Organisation noch nicht angehörte, den aber Y. sehr ut kannte. Er hatte schon längst um die Erlaubnis, an der Ermordung Plehwes mitwirken zu dürfen, wie um eine große Gnade gebettelt.

Asef reiste wieder ab und gab uns die Instruktion, nach dem Attentat nach Wilna zu kommen. Die Wohnung in der Schukowskijstraße wurde endgültig iquidiert: N. reiste mit Asef ab, Brilliant mußte, trotz ihres Protestes, nach Charkow abreisen; in Petersburg blieben die beiden Kutscher — X. und Dulebow, Schweitzer, ich, Ssasonow und Kaljajew zurück. Die beiden letzteren ollten ebenfalls abreisen und erst am Tage des Attentats nach Petersburg zurückkehren.

Am 5. Juli kam nach Petersburg Lejb Ssikorskij, oder Leon, wie wir ihn nannten. Er war nur zwanzig Jahre alt, sprach sehr schlecht russisch und konnte sich in Petersburg gar nicht orientieren. Y. bemutterte ihn, zeigte ihm die Stadt und belehrte ihn auf Schritt und Tritt. Als ich ihn zum erstenmal sprach, wurde er über und über rot und sagte:

„Das ist für mich eine viel zu große Ehre, daß ich in die Kampforganisation hereingekommen bin und Plehwe töten darf. Ich habe mich schon so lange danach gesehnt."

Er schwieg. Auch Y. schwieg und sah ihn, gleichsam stolz auf seinen Schüler, lächelnd an. Ssikorskij brauchte Geld zur Anschaffung eines weiten Mantels, unter dem er die Bombe verbergen sollte. Ich gab ihm hundert Rubel.

„Kaufen Sie sich einen Anzug und einen Mantel."

Er errötete noch mehr.

„Hundert Rubel! Ich habe noch nie so viel Geld in Händen gehabt!"

Ssikorskij machte auf mich den Eindruck eines tapferen und entschlossenen Jünglings. Ich fürchtete nur, daß er infolge seines schlechten Russisch und seiner Unkenntnis der Stadt in eine mißliche Lage geraten könnte.

Es wurde beschlossen, daß im Falle eines Mißerfolgs alle am Leben gebliebenen Bombenwerfer ihre Bomben Schweitzer zurückgeben sollten; im Falle eines Erfolges, sollte aber ein jeder seine Bombe in die Newa, und zwar jeder an einer für ihn vorbestimmten Stelle, versenken.

IX.

Am Morgen des 8. Juli kamen Kaljajew und Ssasonow wieder nach Petersburg. **Ssasonow trug die Uniform eines Bahnbediensteten.** Um die Mittagsstunde wimmelte es in der Nähe des Baltischen Bahnhofes immer von Schaffnern und sonstigen Bahnangestellten; Ssasonow konnte sich in seiner

Digitized by Google

Uniform: ganz unauffällig in ihre Menge mischen. Kaljajew trug eine Portiermütze mit goldener Litze.

Schweitzer, der im vornehmen Grand Hotel als englischer Staatsangehöriger wohnte, bereitete während der Nacht die Bomben vor. Am frühen Morgen verließ er mit einem kleinen Koffer in der Hand das Hotel und stieg in Dulebows Droschke, die auf ihn wartete. Sie fuhren, laut Vereinbarung, zunächst zur Stelle, wo Ssasonow auf seine Bombe warten sollte. Ssasonow war aber seltsamer Weise nicht zur Stelle. Da unsere Zeit auf die Minute genau berechnet war, fuhr Schweitzer zu der Straßenecke, wo ihn Kaljajew erwarten sollte, und übergab diesem seine Bombe. Dann kam er wieder zur ersten Stelle zurück, fand aber Ssasonow wieder nicht vor und fuhr wieder fort, um Y. und Ssikorskij ihre Bomben abzuliefern. Diese hatten aber in der Meinung, daß Schweitzer nicht mehr kommen würde, ihre Posten verlassen. So hatte Kaljajew allein seine Bombe erhalten.

Als Plehwe zum Bahnhof fuhr, stand Kaljajew allein auf seinem Posten. Er wagte nicht, seine Bombe zu werfen, weil das dem ursprünglichen Plane widersprach. Ein Mißerfolg müßte alle weiteren Versuche, Plehwe zu töten, vereiteln. Sein Verhalten wurde später von der Organisation gutgeheißen.

Am Abend trafen wir uns alle im Zoologischen Garten. Wir beschlossen, Ssasonow, Kaljajew, Y. und Ssikorskij nach Wilna zu schicken, um Asef Bericht zu erstatten; der neue Versuch sollte am nächsten Donnerstag, den 15. Juli, unternommen werden; Schweitzer und ich blieben in Petersburg zurück.

Später stellte sich heraus, daß Ssasonow wohl an der vereinbarten Stelle erschienen war, Schweitzer ihn aber ganz zufälligerweise verpaßt hatte. So traf ihn nicht die geringste Schuld.

Die Woche vom 8. bis zum 15. Juli verbrachte ich in Ssjestoretzk, wo mich ab und zu X. und Dulebow besuchten. Schweitzer hatte in der letzten Nacht wieder vier Bomben zu laden: drei zu sechs Pfund und eine zu zwölf Pfund. Die letztere mußte so schwer sein, weil sie mit Dynamit, das aus schlechten russischen Ingredienzien bestand, geladen war. Schweitzer war sehr ruhig, äußerte aber Bedenken, daß Ssikorskij seiner Aufgabe nicht gewachsen sei; er glaubte, daß es ihm nicht gelingen würde, nach dem glücklichen Verlauf des Unternehmens sich unauffällig seiner Bombe zu entledigen.

X.

Am 15. Juli traf ich zwischen 8 und 9 Uhr früh auf dem Bahnhofe Ssasonow und Kaljajew. Sie waren genau so wie am vergangenen Donnerstag verkleidet: Ssasonow als Bahnbeamter und Kaljajew als Portier. Mit dem nächsten Zuge kamen auch Y. und Ssikorskij aus Dwinsk, wo sie die letzten Tage verbracht hatten, in Petersburg an. Bald standen alle auf ihren Posten, und Schweitzer machte in Dulebows Droschke wieder seine Runde und verteilte die Bomben. Die schwere Bombe fiel Ssasonow zu. Sie war von zylindrischer Form, in Zeitungspapier eingewickelt und verschnürt. Kaljajews Bombe war in ein Tuch gehüllt. Kaljajew und Ssasonow trugen ihre Bomben offen in der Hand; Y. und Ssikorskij verbargen die ihrigen unter den Mänteln. Die Übergabe der Bomben ging diesmal in mustergültiger Ordnung vor sich. Die Bombenwerfer hatten sich bei der Pokrow-Kirche zu versammeln und in einem bestimmten Augenblick ihre Posten, in einer Entfernung von vierzig Schritt voneinander, zu beziehen. Y. sollte Plehwe passieren lassen, um ihm, im

Digitized by Google

Falle er zurückfahren sollte, den Rückweg abzuschneiden. Ssasonow hatte die erste Bombe zu werfen.

Es war ein heiterer, sonniger Tag. Als ich mich den Anlagen bei der Pokrow-Kirche näherte, sah ich folgendes Bild: Ssasonow saß mit Ssikorskij auf einer Bank und erklärte ihm, wie er sich nachher seiner Bombe zu entledigen hatte. Ssasonow war ganz ruhig, Ssikorskij hörte ihm aufmerksam zu. In einiger Entfernung saß Y., und noch weiter, vor dem Kirchenportal stand Kaljajew und schien zu beten. Ich ging auf ihn zu.

„Janek!"

Er wandte sich nach mir um:

„Ist es schon Zeit?"

Ich sah nach der Uhr. Es waren zwanzig Minuten über neun.

„Gewiß ist es Zeit, geh."

Y. erhob sich langsam von seiner Bank und ging. Gleich nach ihm machten sich auch Ssasonow und Ssikorskij auf den Weg. Ssasonow lächelte, drückte Ssikorskij die Hand und ging mit erhobenem Kopf Y. nach. Kaljajew rührte sich noch immer nicht vom Flecke.

„Janek!"

„Was denn?"

„Jetzt geh."

Er umarmte und küßte mich und eilte Ssasonow nach. Ihm folgte langsamen Schrittes Ssikorskij. Ich begleitete sie mit den Augen. Die blanken Knöpfe an der Uniform Ssasonows funkelten in der Sonne. Er trug seine schwere Bombe im rechten Arm zwischen Ellenbogen und Schulter.

Als ich in den Ismajlowskij-Prospekt einbog, merkte ich gleich, daß Plehwe bald vorbeifahren sollte. Die Polizeioffiziere und Schutzleute hatten einen besonders gespannten Ausdruck. An den Ecken standen Geheimagenten. Als ich mich der siebenten Quergasse näherte, sah ich, wie der an dieser Ecke postierte Schutzmann Front machte. Von dieser Stelle konnte ich auch Ssasonow sehen. Er ging mit raschen Schritten mit erhobenem Kopf, die Bombe im Arm, über die Brücke. Im gleichen Augenblick hörte ich Pferdegetrabe, und eine mit Rappen bespannte Equipage sauste an mir vorbei. Auf dem Bocke fehlte diesmal der Lakai, doch links neben dem Wagen fuhr auf einem Zweirad ein Geheimagent. In einiger Entfernung folgten zwei weitere Agenten in einer Droschke.

Es vergingen einige Sekunden. Ssasonow verschwand in der Menge, ich wußte aber, daß er durch den Ismailowskij-Prospekt parallel zum Hotel Warschau ging. Diese wenigen Augenblicke erschienen mir wie eine Ewigkeit. Plötzlich drang in das einförmige Getöse des Straßenlebens ein schwerer, seltsamer Ton. Es klang, als ob jemand mit einem riesengroßen Eisenhammer auf eine riesengroße gußeiserne Platte geschlagen hätte. Im gleichen Augenblick erklirrten alle Fensterscheiben. Ich sah, wie sich von der Erde eine schmale, trichterförmige, graugelbe und am Rande schwarze Rauchsäule erhob. Diese Rauchsäule wurde immer breiter und überschattete in der Höhe des fünften Stockes die ganze Straße. Sie verzog sich ebenso schnell wie sie erschienen war. Ich glaubte sogar im Rauche schwarze Trümmer fliegen zu sehen. Im ersten Augenblick stockte mir der Atem. Da ich aber die Explosion erwartet hatte, kam ich auch früher als die andern zur Besinnung. Ich lief quer über die Straße zum Hotel Warschau. Jemand schrie mir erschrocken

Digitized by Google

nach: „Laufen Sie nicht! . . . Es wird noch eine Explosion kommen . . .“

Als ich die Stelle erreichte, hatte sich der Rauch schon verzogen. Es roch nach Gebranntem. Direkt vor mir, vier Schritte vom Trottoir weg, lag auf dem Straßenpflaster Ssasonow. Er stemmte sich mit der linken Hand gegen die Steine und hielt den Kopf zur rechten Schulter geneigt. Die Mütze war ihm vom Kopfe geflogen, und seine braunen Locken fielen ihm in die Stirn. Das Gesicht war blaß, an der Stirne und den Wangen rieselte Blut. Die Augen waren trüb und halb geschlossen. Etwas tiefer, in der Bauchgegend, begann ein blutiger Fleck, der zu seinen Füßen eine große rote Lache bildete.

Ich beugte mich über ihn und sah ihm ins Gesicht. Ich glaubte schon, daß er getötet sei. Im gleichen Augenblick sagte jemand in meinem Rücken:

„Und der Minister? Der Minister soll unversehrt sein.“

Ich glaubte also, daß Ssasonow tot und Plehwe am Leben sei.

Ich stand noch immer über Ssasonow gebeugt. Ein Polizeioffizier kam zitternd auf mich zu und stammelte:

„Gehen Sie weiter . . . Gehen Sie, Herr . . .“

Ich wandte mich um und ging in der Richtung zum Warschauer Bahnhof. Ich merkte gar nicht, daß nur einige Schritte von Ssasonow entfernt die verstümmelte Leiche Plehwes und seine zertrümmerte Equipage lag. Viele Leute liefen mir entgegen. In meinem Kopfe hatte sich nur der eine Gedanke festgesetzt: „Plehwe ist am Leben, Ssasonow ist tot.“

Ich irrte lange durch die Straßen und geriet schließlich zum Technologischen Institut, wo mich laut Vereinbarung Dulebow mit seiner Droschke erwartete. Ich stieg in seine Droschke.

„Nun?“ wandte er sich nach mir um.

„Plehwe ist am Leben . . .“

„Und Ssasonow?“

„Ist tot.“

Dulebows Gesicht nahm einen seltsam starren Ausdruck an, er sagte aber nichts. Nach fünf Minuten wandte er sich wieder nach mir um:

„Was wird jetzt sein?“

„Auf der Rückfahrt, um vier Uhr.“

Er nickte. Dann sagte ich:

„Um 3 Uhr werde ich Ihnen eine Bombe bringen. Warten Sie wieder am Technologischen Institut.“

Nachdem ich von ihm Abschied genommen, begab ich mich in den Jussupow-Garten, wo sich im Falle eines Mißerfolges die am Leben gebliebenen Genossen versammeln sollten. Ich hoffte, daß sie nicht alle verhaftet und ihre Bomben noch unversehrt seien. Ich wollte einen zweiten Überfall auf Plehwe, bei seiner Rückfahrt aus Peterhof versuchen. Wir wußten, daß er gewöhnlich zwischen 3 und 4 Uhr zurückfuhr. Als Bombenwerfer sollten Dulebow, ich und diejenigen von uns, die am Leben geblieben und einer Verhaftung entronnen waren, fungieren.

Im Jussupow-Garten traf ich niemand an. Ich begab mich in eine Badeanstalt, ließ mir ein Separatzimmer geben und legte mich da auf das Sopha. So blieb ich bis 2 Uhr liegen. Dann begab ich mich auf die Suche nach Schweitzer, um gemeinsam mit ihm die Vorbereitungen zum zweiten Überfall zu treffen. Auf dem Newskij kaufte ich mir ganz mechanisch ein Extrablatt, in der Meinung, daß es von den letzten Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz

Digitized by Google

handelte. Das Extrablatt enthielt aber das schwarzumrandete Bild Plehwes und seinen Nekrolog.

Wie ich später erfuhr, befand sich Kaljajew in dem Augenblick, als Plehwes Wagen Ssasonow erreicht hatte, auf der Brücke über dem Kanal. Als er die Explosion sah, blieb er unentschlossen stehen: er wußte nicht, ob Plehwe tot war und ob es nicht notwendig wäre, die zweite Bombe zu werfen. Wie er so auf der Brücke stand, sprengten an ihm die blutüberströmten Plehweschen Pferde, die Trümmer der Vorderräder nach sich ziehend, vorbei. Als er sah, daß vom Wagen nur die Vorderräder übrig geblieben waren, begriff er, daß Plehwe ermordet war. Darauf ging er langsam in der Richtung zum Warschauer Bahnhof und zu Ssikorskij. Unterwegs stellte ihn irgendein Hausmeister.

„Was ist dort geschehen?"

„Ich weiß nicht."

Der Hausmeister sah ihn argwöhnisch an.

„Du kommst doch von dort, also muß du es wissen!"

„Wie soll ich's wissen? Man sagt, eine Kanone sei explodiert . . ."

Kaljajew versenkte seine Bombe in einen Teich und reiste mit dem Mittagszug nach Kiew.

Ssikorskij war, wie wir es auch erwartet hatten, seiner Aufgabe nicht gewachsen. Statt ein Boot ohne Bootsmann zu nehmen und damit ins Meer hinauszurudern, nahm er an der Bergakademie eines der Fährboote, die zur Überfahrt über die Newa dienen, und warf vor den Augen des Fährmannes seine Bombe ins Wasser. Als der Fährmann es merkte und ihn fragte, was er soeben ins Wasser geworfen hatte, bot ihm Ssikorskij statt jeder Antwort einen Zehnrubelschein an. Der Fährmann brachte ihn daraufhin auf die Polizei.

Gegen 11 Uhr brachte man den verwundeten Ssasonow ins Alexanderspital, wo er in Gegenwart des Justizministers Murawjow operiert und verbunden wurde. Beim darauffolgenden Verhör weigerte er sich, wie es die Vorschriften der Kampforganisation erforderten, seinen Namen zu nennen und überhaupt irgendwelche Fragen zu beantworten.

Aus dem Gefängnisse schickte er uns folgenden Brief:

„Als man mich verhaftet hatte, war mein Gesicht ganz zerfetzt, die Augen waren aus ihren Höhlen hervorgetreten, in der rechten Seite hatte ich eine fast tödliche Wunde, am linken Fuß waren zwei Zehen abgerissen. Als ich später im Krankenhause lag, gaben sich die als Ärzte verkleideten Spitzel jede nur erdenkliche Mühe, aus mir etwas herauszubekommen. Sie weckten mich jeden Augenblick, erzählten mir grauenerregende Details über die Explosion, bei der angeblich eine Menge unbeteiligter Menschen umgekommen sei, um mich in einen möglichst erregten Zustand zu bringen und zu irgendeinem unbedachten Ausrufe zu provozieren. Sie verleumdeten auch den „Judenjungen" Ssikorskij und sagten, daß er schon alles gebeichtet hätte . . ."

In unseren Händen befindet sich tatsächlich eine Abschrift des amtlichen stenographischen Protokolls aller abgerissenen Sätze und Worte, die Ssasonow während seines Aufenthaltes im Krankenhause im Delirium gesprochen hatte. Aus diesen Protokollen konnten wir ersehen, daß ihm kein einziges Wort entschlüpft war, das der Polizei bei ihren Nachforschungen irgendwie dienen konnte.

Ssasonow und Ssikorskij wurden in Petersburg am 30. November 1904 abgeurteilt. Ssasonow wurde zu lebenslänglicher und Ssikorskij zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt.

Digitized by Google

Erinnerungen an die Zeit der Russifizierung.

Von Wilhelm Graß, Pfarrer an der deutschen evgl.-luth. Dreifaltigkeitskirche und Oberlehrer am neuen deutschen Gymnasium in Libau.

Jetzt, wo durch die großen Vorstöße der deutschen Truppen in Kurland, das Interesse Deutschlands für die baltischen Provinzen wieder erwacht ist, wo jeder weiß, daß die Russifizierung ihr Vernichtungswerk an der Verwaltung, dem Gerichtswesen, der Schule und Universität vollzogen hat, dürfte es von Interesse sein, etwas an Selbsterlebtem und Selbstgeschautem von jemandem zu hören, der all die Leiden mit tiefem Schmerz selbst erfahren hat, der die deutsche Schule und die deutsche Universität im Baltenlande sterben sah und der, wie wir Balten alle, mit gebundenen Händen zusehen mußte, wie ein teures Stück nach dem andern von dem Erbe der Väter ins Grab sank.

Als Peter der Große 1721 die baltischen Provinzen eroberte, beschwor er die Verfassung des Landes für die Zeit seiner Regierungsdauer und für alle seine Nachfolger und die Deutschen der baltischen Provinzen haben, deutsche Art und deutschen Geist pflegend, doch stets in guter Freundschaft mit dem russischen Nachbar gelebt, und dem Staate hervorragende Militärs, Staatsmänner, Professoren und Beamte geliefert, bis mit Alexander III., (1881—94) der bei seinem Regierungsantritt die Privilegien nicht mehr bestätigte, die Russifizierung einsetzte.

Schon mein Großvater schrieb an seinen Sohn, meinen Vater, der damals Pastor in Kurland war, vorher aber lutherischer Pastor in Birsen im Gouvernement Kowno gewesen war, am 23. Mai 1869 während der Regierung Alexanders II: „Viel Trauriges hat sich in der letzten Zeit ereignet, was auch dich betrüben wird, daß nämlich kurz vor Ostern nicht allein in Birsen, sondern auch in Budberg's Ponjemon auf obrigkeitlichen Befehl die lutherischen Schulen aufgehoben sind. Ich erfuhr, das kurländische Konsistorium habe diesen Befehl, der früher schon der reformierten Schule zugegangen war, der lutherischen Schule mitgeteilt, so daß nun beide Schulen geschlossen sind, und den Kindern nur noch offen gelassen ist, die russische Schule zu besuchen, wohin die reformierten und lutherischen Prediger auch zweimal in der Woche hinkommen könnten, um ihre Kinder in der Religion zu unterrichten. Was du also in vier Jahren mit solcher Mühe eingerichtet und gebaut hast, hat ein Befehl der Obrigkeit vernichtet. — Der Kaiser soll dem Landesbevollmächtigten Recke bei

Digitized by Google

iner letzten Audienz gesagt haben, er wünsche, daß die Verhandlungen in den Behörden in russischer Sprache geführt würden, ebenso e Korrespondenz, und als Recke geantwortet, das würde bedeutende chwierigkeiten verursachen, soll der Kaiser geantwortet haben, das i seine (Recke's) Sache, er aber wünsche es so. — Was sind das ir Aussichten für unsere Ostseeprovinzen und wessen haben sich da ie Deutschen zu versehen. Wie lange wird man die Schulen in iv-, Kur- und Estland noch ruhig fortbestehen lassen, da bleibt och nichts übrig, als ruhig abzuwarten und Gegenvorstellungen zu achen, so lange man kann." —

Alexander II. hatte also faktisch seit 1870 auch schon Russifizierungspläne gehabt, es ist aus ihnen aber nicht viel geworden. Seine Regierungszeit gilt noch heute bei den Balten als eine glückliche, iberale Zeit, in der die baltischen Deutschen ihre höchsten Güter, as Deutschtum und den lutherischen Glauben pflegen durften. Und s war eine allgemeine tiefe Trauer, als die Nachricht von der Ermordung des geliebten Kaisers die baltischen Lande durcheilte. Alle ühlten es, nun gehe man einer schweren dunkeln Zukunft entgegen. Sehr bald nach Alexander III. Thronbesteigung begann denn auch die Schreckenszeit für uns baltische Deutsche. Es begann die Verfolgung er livländischen Pastoren, ihre Absetzung und Verbannung. Zu Anfang der achtziger Jahre kam der Senator Manassein und das Gerichtswesen wurde russifiziert. Gerichtsbeamte und Advokaten wurden obrigkeitlicherseits veranlaßt, ihre Stellungen aufzugeben oder wurden auch kurzer Hand entlassen. Ganze Existenzen und Familien wurden ruiniert. Um der Schule den Todesstoß zu versetzen, wurde der Kurator Kapustin, ein enragierter Nationalist, angestellt. Lebhaft erinnere ich mich noch seines Besuchs des Mitauschen Gymnasiums. Auch uns Septimaner beehrte er mit seiner Anwesenheit und wohnte dem Geographieunterricht bei. Mit kaltem Lächeln stand er da, im schwarzen Frack und Ordensstern, ein hagerer Greis mit grauem Backenbart. Während des Unterrichts spielte er teilnahmslos mit dem kleinen Globus, der auf dem Katheder stand, bis er denselben herunterwarf und mit seinem Zylinder wieder auffing. Kalt grüßte er den Lehrer und ebenso ging er aus der Klasse, ohne ein Wort an die Schüler gerichtet zu haben. Mit dem Direktor aber hatte er noch deutsch gesprochen. Uns allen ahnte nichts Gutes. In den nächsten Klassen wollte der Besuch der Schulinspektoren nicht mehr aufhören. Diese aber sprachen schon alle konsequent russisch, und es war tragikomisch, wie der Eine sich die blutigste Mühe gab, einem Schüler eine mathematische Auf-

Digitized by Google

gabe in russischer Sprache zu erklären, wo doch der Unterricht alle die Jahre hindurch in deutscher Sprache gegeben worden war. In Quarta wurde die Geographie Rußlands eingeführt und von Tertia an die Geschichte Rußlands, beide Fächer in russischer Sprache. Von einem Erklären oder Vortragen war nicht die Rede. Drei Seiten mußten auswendig gelernt und aufgesagt werden, einer nach dem anderen wurde aufgerufen und am Ende der Stunde hieß es stereotyp: „Drei Seiten weiter." Alles wurde auswendig gelernt und immer hieß es: „Drei Seiten weiter." So wurden Gedichte gelernt und Grammatik. Mit den russischen Schriftstellern wurden wir auf folgende Weise bekannt gemacht. Einer der Schüler mußte eine viertel Seite aus dem Buche lesen und übersetzen, der zweite den Inhalt wiedergeben, und der dritte es endlich an die Tafel schreiben. Die Folge dieser eigenartigen Unterrichtsmethode war denn auch die, daß, als wir das Gymnasium verließen, wir weder die russische Sprache beherrschten, noch auch die russischen Schriftsteller kennen gelernt hatten. Unser russischer Lehrer war ein fanatischer Deutschenhasser und in Bismarck konzentrierte sich für ihn das gehaßte Deutschtum. Auch die evangelischen Pastoren waren für ihn eine ständige Zielscheibe gehässiger verächtlicher Bemerkungen und deren Söhne willkommene Objekte, Schikane und nationalen Haß an ihnen auszulassen. In den unteren Klassen lagen die Dinge anders. Dort ging die Russifizierung allmählich vor sich. 1890 wurde der deutsche Direktor Vogel entlassen und nun begannen die zwei fürchterlichsten Jahre meines Lebens im russischen Gymnasium. Wir waren nach den Sommerferien 1890 ahnungslos zur Schule gekommen und die erste Woche war ruhig nach dem alten Programm verlaufen. Da traf unser Gymnasium wie ein Donnerschlag die Nachricht, daß ein großer Teil der deutschen Lehrer entlassen sei. Das geschah per Telegramm vom rigaschen Kurator aus, und es dauerte etwa zwei Monate, bis die neuen russischen Lehrer eintrafen. Noch erinnere ich mich wie heute dieser Kulturträger aus dem Osten. „Strusenrussen"[1]) nannten wir sie, denn den Eindruck eines zivilisierten Europäers machte kaum einer von ihnen. Mit ungepflegtem Haar und Bart, manche in bloßen Hemdkragen oder in der russischen Muschikblouse erschienen sie in der Klasse. Und von denen sollten *wir* lernen, *wir*, die wir mit jugendlicher Verehrung und Liebe an unseren vielseitig und fein gebildeten deutschen Lehrern hingen. Das war unmöglich und so verschieden auch die Elemente in der Klasse waren, im Gefühl des Hasses gegen unsere neuen Lehrer waren wir solidarisch. Ja, wir haßten

[1]) Struse = ein russisches Flußboot.

Digitized by Google

diese unsere Peiniger aus einem jugendlichen Instinkt heraus,
wir haßten die russische Uniform, die wir deutschen Jungen an-
n mußten, und wir haßten diese ganze russische Erziehungsmethode,
auf ein Polizeiregime hinauslief. Wo war unser schönes freies
masiastenleben geblieben? Der ungezwungene herzliche Verkehr
chen Lehrer und Schüler, wo der literarische Abend, an dem wir
unseren Lehrern die Klassiker lasen und wo Fragen beantwortet wur-
die von uns vorher in einen Fragekasten geworfen worden waren?
gelöst wurde unsere Gymnasiastenfeuerwehr und verschwunden wa-
die jährlichen Konzert- und Theateraufführungen, war doch von
auschen Gymnasiasten „Die Iphigenie" in griechischer Sprache
geführt worden, verschwunden der Aktus[1]) mit seinen Vor-
gen in deutscher, lateinischer, griechischer, französischer und russi-
r Sprache. Selbst die Schlittschuhbahn wurde uns verboten. Ja,
alles war fortgefegt von verständnisloser slavischer Borniertheit.
des Jahr zu Anfang und Schluß des Schuljahres legte uns der
rektor in längerer Rede die Notwendigkeit der Kenntnis der russi-
n Sprache dar, daß wir als zukünftige Staatsbürger des großen
sischen Reiches die russische Sprache als unser bestes Kapital uns
erben müßten. Zwei Jahre mußte ich so die Schrecken eines
sischen Gymnasiums durchkosten und all die Gewaltmaßregeln de-
otischer Bureaukratie an meinem Leibe erfahren. Zugelernt wurde
diesen zwei Jahren wenig, denn das Programm der russischen
hule war niedriger als das der deutschen. Über Homer und Livius
men wir nicht hinaus und auch in den mathematischen Fächern,
f deren Beherrschung die Russen so stolz sind, habe ich keine wesent-
he Förderung erfahren, denn das Auswendiglernen von Defini-
onen und Beweisen nahm den größten Teil der Arbeit ein. Als
890 die Russifizierung einsetzte, hatte der Religionslehrer Feyerabend,
r sich nachher viel literarisch betätigt hat und eine Säule des libe-
len Christentums in den baltischen Provinzen war, sich am ersten
chultage in der Aula auf das Katheder gestellt, um in gewohnter
Weise die Andacht zu halten, da kam der Direktor mit drei Popen
ur Tür herein und untersagte ihm dieses. Es kam zu einem sehr
itzigen Konflikte und die Folge davon war, daß der Religions-
hrer entlassen wurde. Wir sollten nun auch zum russischen Gottes-
ienste gehen, das haben aber nur wenige, die ängstlichen Gemüter,
n denen es ja nie mangelt, getan. Als nun jeden Tag russi-
cher Gottesdienst im Gymnasium abgehalten wurde, hielten die Schü-
er der oberen Klassen, die doch zum größten Teil deutsche Lutheraner

[1]) Feierliche Abiturientenentlassung.

Digitized by Google

waren, in der Klasse die Morgenandacht. Auch der nächste Religionslehrer durfte den deutschen Jungen keine Andacht halten, und die Morgengottesdienste wurden deswegen mehrere Jahre hindurch in der nahe gelegenen deutschen Trinitatiskirche gehalten, bis auch diese Frage geregelt wurde. Auch zu den Gottesdiensten an den Staatsfesten, elf im Jahre, suchte man uns in die russische Kirche zu zwingen. Wir Schüler aber haben uns standhaft geweigert und dem Direktor erklärt, daß wir für den Kaiser nur in unserer Kirche beten könnten, die russische Kirche sei uns fremd und wir mit ihren Gebräuchen nicht vertraut, worauf der Direktor uns wütend zur Antwort gab: „es gibt nur einen Gott," aber von einer Bestrafung, die wir erwarteten, sah er ab.

Zu Ostern 1892 mußten wir das Abiturium machen, und uns allen graute vor dem russischen Aufsatz, denn erstens beherrschten wir die russische Sprache nicht und dann hatten wir in der Klasse auch keine freien Themata behandelt, sondern nur Referate geschrieben, in denen man die Bücherſprache benützen konnte. Am angesetzten Termin versammelten wir uns alter Sitte gemäß im Schloßgarten, 27 Interne und 16 Externe. In der Hand trug jeder drei Löschblätter in den kurischen Landesfarben, grün-blau-weiß, mit grün-blau-weißem Farbenbande umwunden. So wanderten wir in feierlichem Aufzuge in die Aula und nahmen unsere Plätze ein. Eine Kommission von fünf Lehrern präsidierte am grünen Tisch. Das Thema des Aufsatzes war in einem großen versiegelten Kuvert vom Kurator aus Riga gekommen. Jeder Lehrer prüfte das Siegel auf seine Unversehrtheit, dann wurde es erbrochen und das Thema verkündigt: „Die Bedeutung der Sprache." Nachdem die schriftlichen Examina abgemacht waren, kamen wir nach einigen Tagen zum mündlichen Examen. Da teilte uns der Direktor mit, daß von 27 Internen 9, von den 16 Externen 15 das Examen im Russischen nicht bestanden hätten und nicht berechtigt wären es weiter fortzusetzen. Von 43 Abiturienten verließen 24 die Aula und im Saal wurde es bedenklich leer. Unsere Not aber war groß, und auch ich gehörte zu den durchgefallenen. Durch den Ordinarius erfuhren wir, daß auf der Konferenz eine große Debatte stattgefunden hätte. Ein Teil der Lehrer vertrat den Standpunkt, daß den Abiturienten die Möglichkeit gegeben werden müsse, die schlechten Noten im Schriftlichen durch die mündliche Prüfung zu verbessern, doch siegte die Partei des Direktors, die behauptete, wer im russischen Aufsatz eine ungenügende Note habe, sei unwiderruflich durchgefallen, denn der russische Aufsatz sei

Digitized by Google

schlaggebend. Nach vielem Hin- und Herfahren nach Riga erten ich und zwei Mitabiturienten die Erlaubnis, im August das ndliche Examen zu machen. Zwei Stunden lang hat mich der sische Lehrer geschunden. Die ganze Literaturgeschichte ist er mit durchgegangen. Lomonossow und Karamsin, Krylow, Puschkin, zol und Darschawin mußte ich hersagen, dabei habe ich mindestens n Gedichte aufgesagt und ebensoviele Inhaltsangaben von Dran wiedergegeben. Doch ich war durch, alle Marter hatte ein Ende. Ein Dankgebet stieg aus meinem Herzen zum Himmel, daß ich n mit dieser ungebildeten Bande fertig sei, für mein Leben, wie glaubte. (1892.)

Die Brust voll jugendlicher Hoffnungen geschwellt, fuhr ich am nächsten Tage nach Dorpat, dem Ziel meiner Knabenideale und äume. Aber was ich mit ohnmächtigem Zorn, mit tiefem Schmerz Dorpat erlebte, war nur eine Wiederholung dessen, was ich im itauschen Gymnasium gesehen, ein langsames unaufhaltsames Sterı dessen, was Dorpat bekannt und berühmt gemacht hatte in der ssenschaftlichen Welt, ein Welken und Absterben dessen, was un- n Vätern und Großvätern die Augen leuchten machten noch unter bernem Scheitel. Vom alten Dorpat habe ich nur einen Schatten sehen, denn auch hier hatte schon die Russifizierung begonnen, die ch den vier Jahren meines Studiums beendet war. Jedes Seester verließen mehrere deutsche Professoren Dorpat, auch die Theozen Hausleiter, Volck, Mühlau, gingen nach Deutschland. Russische rofessoren nahmen in immer größerer Menge die Lehrstühle ein, if denen Jahrzehnte lang reine deutsche Wissenschaft gelehrt wor- n war. Im Jahre 1893 wurde Dorpat in Jurgjew umbenannt. uf dem Giebel der Universität prangte ein griechisches Kreuz. Als r Rektor Budilowitsch den Theologen Professor Volck fragte, wie m dasselbe gefalle, antwortete er: „gut, denn auf ein Grab gert ein Kreuz". Auch das Burschenleben hatte seinen alten Glanz nd seine Fröhlichkeit eingebüßt. Die Korporationen waren zusammenschmolzen, in manchen keine Füchse mehr, die Farben wurden 394 verboten und alle studentischen Aufzüge aufs Strengste unterıgt. Den Vätern der Studierenden ging es vielfach schlecht. Sie atten ihre Posten verloren oder waren sonst in ihren Einnahmen erkürzt worden. Als ich nach Dorpat kam, war kurz vorher Pastor Begener in Eeks bei Dorpat nach Archangel verbannt, die acht Kiner an bekannte Familien in Dorpat verteilt worden. Im Semester orher hatte Pastor Lezius in Walk seine Gefängnisstrafe abgebüßt

Digitized by Google

und Pastor Treu-Oppekaln saß drei Jahre untätig auf seinem Pastorate, wo er, seines Amtes entsetzt, assyrische Studien trieb. Täglich waren am schwarzen Brett neue einschneidende Verordnungen zu lesen, die die Freiheit auf ein Mindestmaß einschränkten, und fürchterliche russische Subjekte in abgerissenen russischen Studentenuniformen füllten die Universität. Viele von ihnen hatten keine Stiefel, sondern nur Galloschen, ungekämmt und ungewaschen streckte mancher von ihnen die Hand nach einem Almosen aus, denn viele von ihnen sollen nur acht Kopeken täglich zu verzehren gehabt haben. So sah ich unser geliebtes Dorpat sterben. Was aber das schlimmste war, ein großer Teil der Kommilitonen, die in Dorpat ausstudiert hatten, mußte nach Rußland gehen, denn in den baltischen Landen gab es für Balten nur wenige Stellen. Für Pastoren und Ärzte war hier noch Platz, doch weder Juristen, noch Lehrer konnten darauf rechnen in der Heimat angestellt zu werden. Ein geheimer Regierungsbefehl lautete dahin, alle Staatsstellen an Russen oder Letten zu vergeben, nur wir Deutschen waren von allen öffentlichen Stellen ausgeschlossen und durften der geliebten Heimat mit unserem Wissen und unserer Kraft nicht dienen. Aber nicht nur die gelehrten Berufe litten unter dieser grausamen Maßregel, auch Post, Telegraph und Eisenbahn waren ausschließlich von russischen und lettischen Beamten besetzt und wenn auch ausnahmsweise ein Deutscher eine kleine Stelle erhielt, so hatte er doch nie Aussicht zu avancieren. Damit aber hatte die russische Regierung dem baltischen Deutschtum die Axt an die Wurzel gelegt. Denn da für viele die Existenzmöglichkeit in der Heimat verschlossen war, mußten sie nach Rußland auswandern. Damit aber nahm die Zahl der Deutschen in den baltischen Provinzen ab. Aus den Kirchenbüchern läßt sich das am besten kontrollieren. Eine große Anzahl junger Leute, die ich konfirmiert, junger Ehepaare, die ich getraut habe, sind nach Rußland ausgewandert und somit für unser baltisches Deutschtum verloren gegangen. Und so sah es in allen deutschen Gemeinden aus. Sie schrumpften langsam, aber sicher zusammen. Die Zahl der Geburten nahm erschreckend schnell ab. Ach, es nahm alles ab in den baltischen Landen, Wissenschaft und Bildung und das Streben danach, hatten doch früher deutsche Pastoren ihre Söhne ganz allein zum Abiturium vorbereitet, waren doch überhaupt die Pastorate Stätten regen geistigen Lebens, und so mancher baltische Pastorensohn hat in Deutschland Ehre und Anerkennung gefunden. Nun aber waren die Türen verriegelt durch slavische Verständnislosigkeit oder soll ich sagen, Niedertracht.

Digitized by Google

Schule und Universität russifiziert und unsere deutsche Jugend russi-
er Unwissenheit und russischem Einfluß preisgegeben. Der älteren
neration blieb nun nichts mehr übrig, als in ohnmächtigem Zorn
n Niedergang all dessen mit anzusehen, was ihr heilig und wert
d lieb gewesen war, ihr Leben lang und im Hause ihr Deutschtum
hr denn je zu pflegen und zu betonen.

Nachdem ich nun auch Dorpat absolviert und schöne Studienmonate im Sommer 1896 in Berlin verlebt hatte, kehrte ich in die eimat zurück. Ich kam nach Reval und hörte, daß am dortigen ymnasium, das König Gustav Adolf 1631 gegründet hatte, die telle eines Oberlehrers der Religion vakant sei. Der russische Di-ktor hatte durch den früheren Religionslehrer viel Schwierigkeiten habt, denn dieser hatte immer protestiert, wenn die Schüler zu nem russischen Gottesdienst gezwungen werden sollten. So hatte c schon etliche Kandidaten unter nichtigen Vorwänden abgewiesen. ch meldete mich und mag auf ihn vielleicht einen nachgiebigern Ein-ruck gemacht haben, denn ein Menschenkenner war er nicht. So gte er mir, wenn der Kurator mich bestätige, stehe meiner Anstel-ung nichts im Wege. Ich fuhr also zum Kurator Lawrowsky nach iga. Jedesmal, so oft ich hinkam, sagte mir der Diener, der hohe err sei nicht zu Hause. Ein beschwerter Händedruck änderte aber hr bald die Situation, denn der Weg zu einem höheren russischen Beamten ist immer mit Silberrubeln gepflastert. Der Kurator ver-prach mir denn auch ohne weiteres die Anstellung. Ich baute ver-rauensselig auf sein Wort, um nach sechswöchentlichem vergeblichen Warten zu erfahren, daß die Stelle ein anderer Theologe erhalten habe, mit dessen Vater S. Exzellenz innig befreundet war. Nach einiger Zeit schrieb mir der Gymnasialdirektor, die Stelle habe wohl auf Wunsch des Kurators ein anderer erhalten, nun aber sei die Stelle eines Oberlehrers der deutschen Sprache frei und er fragte mich, ob ich gesonnen sei, anzunehmen, er habe bereits mit dem Ku-rator darüber verhandelt und es würde weiter keine Schwierigkeiten machen. Da alle Pfarrstellen von Archangel bis Odessa und von Libau bis Wladiwostok besetzt waren, eine Fülle von Theologen vorhanden war, so nahm ich an, im nächsten Semester sollte ich ein Examen an der Universität Petersburg ablegen; in drei Tagen hatte ich die Bestätigung des Kurators und saß bereits nach einer Woche auf dem Katheder und dozierte deutsche Sprache. Das sind gewiß Zustände, wie sie in Deutschland unmöglich sind. Der deutsche Unterricht war äußerst schwierig, da die Klassen aus Schülern ver-

Digitized by Google

schiedener Nationalitäten zusammengesetzt waren, aus Deutschen, Juden, Esten, Russen und Polen. Viele von ihnen verstanden selbst in Tertia noch nicht deutsch zu lesen. Auf die Kenntnis der deutschen Sprache wurde nicht das mindeste Gewicht gelegt. Sie wurde geduldet und mit größter Nebensächlichkeit von der Obrigkeit behandelt. Ich teilte die Klassen in zwei Abteilungen und suchte auf diese Weise meine Jungen zu fördern, das wurde mir aber untersagt. Der Direktor bedeutete mir, Deutsch sei „wtorostepenny", d. h. zweiten Ranges, und es käme auf die Kenntnis des Deutschen nicht an. Und als ich einmal in einer Klasse von vierzig Schülern neun ungenügende Noten gestellt hatte, war der Direktor höchst unzufrieden mit mir und sagte, ich solle in der Klasse unterrichten, so viel ich könne, erforderlich aber sei, daß die Noten genügten. Diese Erklärungen ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und charakterisieren am besten ein russisches Gymnasium der damaligen Zeit. In den Korridoren war die Verordnung angeschlagen, daß in den Räumen des Gymnasiums nur russisch gesprochen werden dürfe. Ich kam dieser Anordnung als deutscher Oberlehrer nicht nach und habe mir deshalb vom Direktor einen Verweis zugezogen. Der Direktor ließ sich bei der Versetzung und Aufnahme von den Schülern bestechen und führte einen höchst unmoralischen Lebenswandel. Einmal suchte er sein Lehrerkollegium, das aus 15 Russen und fünf Deutschen bestand, auch gesellschaftlich zu einigen. Er hatte es sich so nett gedacht, wöchentliche Lehrerabende zu veranstalten. Wir Deutschen fanden es aber weniger verlockend, und als der Gehilfe der Ordinarien mir mitteilte, daß ich eingeladen sei, lehnte ich dankend ab und auch die anderen deutschen Lehrer kamen nicht. Der Direktor ließ darauf den ganzen Plan fallen, äußerte aber, man hätte ihm durch dieses Vorgehen einen Schlag ins Gesicht versetzt. Die Kluft zwischen Deutschen und Russen war unüberbrückbar und nur notgedrungen fanden sich Berührungspunkte. Die pädagogische Tätigkeit in Reval war unter solchen Umständen äußerst unbefriedigend für mich, und als in Libau die Stelle eines Oberlehrees der Religion frei wurde, bewarb ich mich und bekam sie auch. Hier bin ich 15 Jahre tätig gewesen. Der Unterricht in der Religion, in deutscher und lettischer Sprache getrennt, war viel befriedigender. Doch auch hier war und blieb die Stellung wtorostepenny. Die deutschen Lehrer waren und blieben die geduldeten, aber bei den russischen Kollegen genossen wir noch eine gewisse Achtung, in wissenschaftlichen Fragen wandten sie sich ausschließlich an uns, die Spar- und Vorschußkasse der

Digitized by Google

Lehrer wurde immer nur einem Deutschen anvertraut. Denn seiner Verwaltung trauten sie doch am ehesten. Wenn ich nun nach 15jähriger gemeinsamer Arbeit zurückblicke auf unser persönliches Verhältnis, so muß ich wohl sagen, im großen und ganzen war es erträglich. Es gab unter den russischen Kollegen verschiedene Charaktere, fanatische und gutmütige, aber indifferente unter ihnen gab es nicht, erfaßt von der alleinseligmachenden großen slavischen Idee waren sie alle, der eine mehr, der andere weniger, und für Kulturträger hielten sie sich alle. Oft hat es Sticheleien und beißenden Spott gesetzt von ihrer Seite, oft war es auch ein gutmütiges Necken und Hänseln. Wenn wir deutschen Lehrer nicht gleich nach dem Glockenschlage das Lehrerzimmer verließen, um uns in unsere Klassen zu begeben, gleich hieß es: „nun Njemzy[1]), wo ist denn heute eure deutsche Pünktlichkeit und Akkuratesse?" Sie nahmen auch oft eine scharfe Antwort von uns mit slavischer Gutmütigkeit und Indolenz hin. Einmal steht ein russischer Lehrer am Fenster und schaut ins Nebelwetter hinaus sagt: „der deutsche Gott hat wieder schlechtes Wetter gegeben." Ich antwortete ihm: „Sie als früherer Seminarist sollten doch wohl wissen, daß es nur einen Gott gibt, keinen deutschen und keinen russischen. Und was das Wetter anbetrifft, so war es, bevor Sie ins Land kamen, bei uns gut, gehen Sie doch in Ihr geliebtes Moskau zurück, wohin Sie gehören. Da haben Sie das Wetter, das Sie lieben, russische Kälte." Zuweilen erzählte ich ihnen auch die Genesis der Russen. Gott wollte einen Russen schaffen. Petrus aber riet ihm dringend ab davon und sagte, er würde nur Unannehmlichkeiten davon haben. Aber der Schöpfer beharrte bei seinem Plan und fix und fertig stand der Russe da in hohen Stiefeln, das Hemd über die Hosen. Sogleich aber fragte der Russe: „a gde moi pasport (wo ist mein Paß?)." Petrus aber sagte: „siehst du Allmächtiger! da fangen gleich die Scherereien an." Da sprach der Allmächtige zu Petrus: „gib ihm na tschai (Trinkgeld), dann wird er still sein." Für solche und ähnliche Geschichten hatten sie immer ein gutmütiges Lachen, fühlten sich weder beleidigt, noch sonst in ihrer nationalen Ehre gekränkt. Gesellschaftliche Fühlung hatten wir keine mit einander. Da die russischen Lehrer sehr oft wechselten und sich versetzen ließen, weil sie dafür Umzugsgelder bekamen, so gab es oft Liebesmahle, bei denen schwungvolle Reden gehalten wurden, nachher aber sangen die russischen Lehrer revolutionäre Lieder, die sie noch aus der Studentenzeit her kannten, viele Strophen dichteten sie auch selbst hinzu.

Das Schlimmste aber, was ich erlebt habe, waren die Revolutions-

[1]) Deutsche.

Digitized by Google

jahre 1905 und 1906. Lehrer und Schüler beteiligten sich an der Revolution. Schüler saßen über Lehrer zu Gericht, setzten sie ab, gaben Verweise und rieten den Lehrern, ihre „Taktik" zu ändern. Ich habe selbst einer Konferenz beigewohnt, auf der der Direktor Klagen der Schüler über die Lehrer annahm, und faktisch mußten einige Lehrer die Schule verlassen. Revolutionäre Schülerbanden zogen von Schule zu Schule, warfen Stinkbomben in die Klassen und störten damit den Unterricht, so daß die Schulen auf mehrere Wochen geschlossen werden mußten. In der Kriegszeit war es fast unmöglich, seinen Dienst zu versehen. Bei jedem Bombardement Libaus flohen die Lehrer und die Schüler zerstreuten sich und erst nach ein bis zwei Wochen konnte der Unterricht wieder aufgenommen werden[1]). Am $\frac{\text{19. April}}{\text{1. Mai}}$ 1915 verließen alle russischen Lehrer die Stadt, Polizei, Post, Reichsbank usw. folgten. Am $\frac{\text{24. April}}{\text{7. Mai}}$ war Libau deutsch. Deutsche Kanonen donnerten vor Libau. Ich aber saß an meinem Schreibtisch und dachte, daß es eine Lust sei zu leben, und daß alle Bitternisse und Schrecknisse der Russenherrschaft vergessen sein sollen, nun wir diesen großen Augenblick erleben. Ein Glücksgefühl, wie ich es nur selten empfunden im Leben, durchwogte mich, und mein Herz war erfüllt von unaussprechlicher Dankbarkeit gegen den Lenker der Völkerschicksale. Wir, die wir gemeinsam in letzter Zeit gelitten unter der russischen Gewaltherrschaft und wußten, was unserer gewartet hätte, wären unsere Erlöser, die deutschen Soldaten nicht gekommen, wir drückten uns leuchtenden Auges die Hand. — 30 Jahre hat die Russifizierung in baltischen Landen gedauert und niemand von uns hätte je an die Möglichkeit gedacht, daß wir wieder einmal deutsche Schulen haben würden. Nun sind wir erlöst, aber russifiziert sind wir nicht. Deutsche sind wir und Deutsche bleiben wir. Nun sind zwei Jahre verflossen, seit die Deutschen bei uns einmarschierten. Auf dem alten Gymnasium illustre in Mitau, der jetzigen Kommandantur, weht die deutsche Flagge, und an Kaisers Geburtstag wehte es schwarz-weiß-rot von unserem Libauschen Gymnasium. Schleiermacher's Wort hat noch seine alte Bedeutung:

„Deutschland ist immer noch da und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt."

[1]) Das Schuljahr 1914/15 hatte nur 144 Schultage gehabt.

Digitized by Google

Erinnerungen aus der Zeit der ersten russischen Revolution.

Von Staatsrat Ernst von Mohl.

Nachstehende Erinnerungen an die erste russische Revolution tragen vielleicht dazu bei, die übertriebene Auffassung radikaler Blätter von dem Entwicklungsstand des russischen Volks auf ihr berechtigtes Maß zurückzuführen. Da ich viele Jahre als klassischer Philologe an höheren Schulen und Erziehungsanstalten im Baltenlande und in Petersburg tätig war und die geschilderten Ereignisse alle miterlebte, so wird man meinem Berichte Unmittelbarkeit der Beobachtung nicht absprechen können.

Der unheilvolle Verlauf des russisch-japanischen Feldzugs hatte dem starkgefügten Bau der zarischen Herrschaft den ersten erschütternden Stoß versetzt. Das am 17. Oktober 1905 von der Regierung gegebene Versprechen, eine Duma einzuberufen, konnte die Gährung, die durchs Volk ging, nicht mehr beruhigen. Der von den Radikalen ins Leben gerufene Generalstreik, der mit der Einstellung des Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienstes begann, bezweckte nichts geringeres als den Endsieg der Sozialisten. Die bürgerlichen Elemente hätten sich auch mit einer Verfassung begnügt. Zunächst galt es, alle Arbeitszweige zum Ausstande zu bewegen. Einige Tage nach dem Friedensschluß fand ich auf einem Gang durch Petersburg alle Pferdebahnwagen auf dem Rückweg in ihre Parks begriffen. Alle Angestellten hatten den Ausstand beschlossen. Nach Hause gelangt, fand ich dort alles in Aufregung. Da auch der Schluß sämtlicher Läden, der Wasserleitungen, Gasfabriken und Elektrizitätswerke angekündigt war, galt es sich mit allem Nötigen zu versorgen. Durch rasche Vorkehrungen gelang es der Regierung den allerdrohendsten Gefahren vorzubeugen. Die Stadt blieb zwar eine Woche ohne Beleuchtung, aber die Wassertürme wurden von Soldaten besetzt, und die kleinen Kaufleute hielten ihre „Buden" offen. Dafür stand der Post- und Eisenbahnverkehr ganz still; nur dann und wann gelang es ein paar Waggons in die Stadt oder aus der Stadt zu schmuggeln. Die angekommene Post wurde dann durch die von Freiheitsideen unberührten Schüler der kaiserlichen Anstalten, an deren einer ich als Erzieher angestellt war, gesondert, gestempelt und ausgetragen. Da auch die Setzer aller Druckereien feierten, so lebten wir ohne Zeitungen von aller Welt abgeschlossen. Selten erschien einmal ein einzelnes Zeitungsblatt mit einer besonders wichtigen Nachricht, das von dem Herausgeber und seiner Familie eigenhändig gedruckt war. Von Zeit zu Zeit kamen Abgesandte der revolutionären Arbeitsverbände in die Küche, um sich nach den Arbeitsverhältnissen der Dienstboten zu erkundigen und sie zum Verlassen des Dienstes aufzufordern. Die Dienstmädchen, die weder lesen noch schreiben konnten, wurden gefragt, welche Zeitungen man ihnen hielte, wie oft sie ins Theater dürften, ob sie ein Empfangszimmer für ihre Gäste hätten usw. Ein sehr reicher deutscher Kaufmann, dem auch ein solcher Besuch angesagt war, setzte seine Dienstboten in dem feinsten Staate seiner Frau und Kinder an eine reichbesetzte Tafel im Gastzimmer und bediente sie selbst mit umgebundener Arbeitsschürze. Den Abgesandten stellte er die Köchin, Kammerjungfer, Geschirrwascherin, Beschließerin, Hausnähterin, Wäscherin und Büglerin als Fräulein Mascha, Pascha, Dascha, Sascha, Anjuta und

Digitized by Google

Natascha vor, indem er hinzufügte, daß es sein und der Seinigen einziges Bestreben sei, das Los dieser „Geknechteten und Enterbten" durch Gewährung eines Freudenlebens menschenwürdig zu gestalten. Unsere Pascha, die auch aufgewiegelt werden sollte, blieb uns treu und ließ die Verlocker abfahren.

Daß an allen Hochschulen, der Universität, dem Forstkorps, dem technologischen und philologischen Institut und den sogenannten weiblichen Kursen gefeiert wurde, verstand sich von selbst. Nur an den militärischen und den obenerwähnten kaiserlichen Anstalten, dem Lyceum und der Rechtsschule, den Bildungsstätten der jeunesse dorée, nahmen die Vorlesungen ihren ungestörten Lauf. In den Mittelschulen wurde meistens ein Scheinbetrieb unterhalten, da in jeder Klasse nur ein paar Schüler erschienen. Von den Studenten und den Leitern der revolutionären Verbände wurden acht- bis zehnjährige Knirpse mit roten Fähnchen in die „männlichen" und „weiblichen" Gymnasien geschickt um die sofortige Einstellung des Unterrichts zu fordern, und gewöhnlich hatten diese Abordnungen wenigstens für ein oder zwei Tage Erfolg, da die bedrohten Anstaltsleiter die Rache der Absender fürchteten. Beim Verlassen einer Realschule, an der ich gleichfalls beschäftigt war, begegnete ich einst auf der Haupttreppe drei solchen kleinen Bengeln. Auf dem Mützenschild des ersten prangte das Wort „Atheist", auf dem des zweiten „Kosmopolit", der dritte war als „Anarchist" bezeichnet. Als sie ihr Anliegen vorbrachten, gab ich dem Atheisten eins hinter die Ohren und schob ihn samt dem Kosmopoliten und dem ganz verdutzten Anarchisten zur Haustüre hinaus, womit diese Angelegenheit erledigt war.

Aber auch unter den Lehrern griff die Bewegung um sich. Ein großer Teil von ihnen trat in den revolutionären Lehrerverband ein; denn da es einmal ein Stück russischer Eigenart ist, sich an eigener und fremder Beredsamkeit zu berauschen, so konnten sie dieser Lockung nicht widerstehen. Viele büßten die Teilnahme am Streik später mit Dienstentlassung oder Verkürzung ihrer Stundenzahl bis auf sechs, andere traten in den Dienst neugegründeter Privatschulen, an denen das Prinzip der Schüleroberherrlichkeit, das schon von Tolstoi gepriesen und in seiner Bauernschule durchgeführt war, mit besonderer Anerkennung und Begünstigung der Schülerkonferenzen blühte. Diese Schulen, in denen jede Disziplin abgeschafft und in jeder Hinsicht die verkehrte Welt eingeführt war, hielten sich, vom Ministerium anerkannt, zum Teil sechs bis acht Monate lang. Die Lehrer waren dann aber der neuen Theorie sehr abhold. Indessen flaute der Generalstreik, dessen Härten ja mehr die Bevölkerung als die Regierung trafen, mehr und mehr ab. Die am 17. (30.) Oktober durch das bekannte kaiserliche Manifest verfügte Einberufung einer Reichsduma hatte überhaupt die bürgerlichen Elemente größtenteils von der Bewegung entfernt. Die fortgesetzte Tätigkeit der Radikalen bereitete aber auf der Seite der Regierung den Zusammenschluß der echt russischen Leute vor, die ihr Mütchen in der Veranstaltung von Judenpogromen und in der Ermordung hervorragender Revolutionsmänner kühlten. In den Schulen füllten sich die Klassen allmählich wieder. Aber der Geist, den die Schüler von der Straße mitbrachten, war nicht erfreulich. Zunächst traten sie mit „Forderungen" auf, oft mit zwanzig, dreißig auf einmal. Dazu gehörte besonders die der Schülerberatungen, der sogenannten Sʃ'chodki. Deren Abhaltung sollte ihnen zu jeder Zeit in beliebig langer Dauer an Stelle der Unterrichtsdauer gestattet

Digitized by Google

ein. Die Lehrer sollten dann drei, vier Stunden mit dem Unterricht warten, bis die Schüler fertig wären. Die Teilnahme daran war allen Lehrern unbedingt, dem Rektor meist untersagt. Gegenstand der Beratungen: das Verhalten und die Sünden der Lehrer, die freie Wahl der dem Schüler genehmen Fächer, die Stellung der Noten und dergleichen. Und diese Versammlungen wurden gestattet, das Recht der Schüler darauf anerkannt; nur in den deutschen Kirchenschulen wurden sie, so viel ich weiß, von den Schülern nicht einmal gefordert. Einst kam ich in eine Lieblingsklasse, mit deren Schülern ich ein besonders freundschaftliches persönliches Verhältnis unterhielt. Vor Beginn des Unterrichts erhob sich der Primus und sagte: „Es tut uns sehr leid, aber wir mußten den Studenten versprechen allen Lehrern, also auch Ihnen eine Demonstration zu machen". Mit der freundlichsten Miene sagte ich: „Bitte, nur zu!" Da standen alle auf, gingen ruhig aus der Klasse hinaus und saßen nach Ablauf einer Minute wieder ruhig auf ihren Plätzen. Nicht überall ging es jedoch so glimpflich zu. Eine besondere Rolle spielten die sogenannten „chemischen Obstruktionen", die von den Hochschulen in die Mittelschulen verpflanzt wurden. In chemischen Laboratorien hergestellte Stinkbomben wurden heimlich in die Schule gebracht, wo sie durch Ausströmung giftiger Gase das Leben bedrohten und tagelange Lüftung nötig machten. Eine Klasse verbarrikadierte sich ohne ersichtlichen Grund aus bloßem Übermut und mußte, damit nicht schwächere Knaben an ihrer Gesundheit Schaden nähmen, durch die Feuerwehr, die von der Straße durch ein Klassenfenster eindrang, mit Speise und Trank versorgt werden.

Solchen Torheiten gegenüber erging sich die kadettische Presse in überschwänglichen Jubelausbrüchen: „Wie das russische Volk" schrieb die Rjietsch, „so ist auch seine Jugend über Nacht gereift. Aus den Knaben sind Jünglinge, aus den Jünglingen zielbewußte Männer geworden. Sie sind dem Gängelbande entwachsen und sind die Leiter ihrer bisherigen Leiter. Als positive Menschen lehnen sie das überlebte Bildungsmaterial (die alten Sprachen) ab." Die alten Sprachen hatte die Presse und das Publikum überhaupt als etwas spezifisch Deutsches auf dem Korn. Eine Mutter klagte mir, ihr Sohn habe mit seinem gesunden russischen Menschenverstand keine Begabung für solche „deutsche Tüfteleien". Die Gute glaubte, wie sich im weitern Gespräch herausstellte, die alten Sprachen seien samt allen Autoren von Homer bis Tacitus von den bösen Deutschen erfunden worden, und allein um die Jugend und insbesondere die russische zu quälen. Hatte man sich tagsüber mit dem verhetzten Schülermaterial abzufinden, so verbrachte man die Nächte oft bis zwei Uhr in nutzlosen Sitzungen, um mit verzagten Leuten über die törichten Schülerforderungen und später, als der Wind reaktionärer blies, über die Bestrafung der Streikenden zu beraten, die schließlich in einer nie ausgesprochenen, aber tatsächlichen Amnestie endete.

In den Tagen, die auf den Erlaß des kaiserlichen Manifestes folgten, fanden in Petersburg große Umzüge statt. Studenten und Arbeiter, Kursistinnen und Töchter des Volks durchzogen in Reihen, die ganze Breite der Straßen füllend unter Absingung revolutionärer Lieder die Stadt. Eine meiner Nichten, die sich unter den Zuschauerinnen befand, wurde von den Umzüglern am Arme erfaßt und sechs Stunden lang im Zuge mitgeschleppt, bis sie todmüde zusammensank. Überall wurden Ansprachen gehalten; ein

Digitized by Google

reaktionärer Zeitungsschreiber, der sich Spionierens halber unter die Menge gemischt hatte, wurde erkannt, auf eine Säule gehoben und aufgefordert, eine Rede auf die Revolution zu halten. Während er sich dieser Aufgabe entledigte, traf ihn ein Schuß aus der Menge und warf ihn herunter. Von Kronstadt wurde noch Tolleres berichtet. Dort meuterten die Matrosen und verwandelten die Stadt in ein Eldorado mit Güter- und Weibergemeinschaft. Der berühmte Priester Joann von Kronstadt, der dem russischen Volke wegen seiner uneigennützigen Wohltätigkeit und seiner Beziehungen zu Alexander III. als ein Heiliger galt, war vielleicht der einzige, der dem Greuel Einhalt gebieten konnte, der entfloh aber nach Petersburg. Auch in vielen andern Städten, wie Warschau, Odessa und Wladiwostock, wo der kommandierende General (oder war es gar der Gouverneur?) einem Zuge sozialistischer Arbeiter mit der roten Fahne voranschritt, fanden Umzüge und Straßenkämpfe statt; in den Ostseeprovinzen sanken die Herrensitze des deutschen Adels mit wertvollen Bibliotheken, Gemäldegalerien und Sammlungen jeglicher Art in Asche. Der neuernannte Minister Durnowo trat diesen und andern Verirrungen des Freiheitsdranges nachdrücklich entgegen, als am 22. Dezember in Moskau der gefährlichste aller Aufstände ausbrach, in dem ein rätselhaftes 17jähriges Heldenmädchen, das tagelang eine Barrikade verteidigte und viel militärisches Verständnis zeigte, eine bis jetzt noch nicht aufgeklärte Rolle spielte. Der greise General Dubassow, dem es gelang diesen Aufstand niederzuwerfen, wohnte später in unserem Nachbarhause in Petersburg und wurde gegen seinen Willen Tag und Nacht von Geheimpolizisten bewacht. Noch sehe ich die hochgewachsene, imponierende Gestalt mit kühnen blitzenden Augen und weißem buschigem Schnurrbart durch die Sergiewskaja und Potemkinskaja schreiten, in denen er sich furchtlos bewegte, obwohl ihm Tod und Verderben geschworen war. In der Tat, wurde er auch eines Tages im Taurischen Garten von drei Burschen überfallen, von denen er einen packte und so lang mit eisernem Griff am Handgelenk festhielt, bis er von den ihm folgenden Geheimpolizisten verhaftet wurde. Inzwischen waren die Duma- und Reichsratswahlen nach der früher von Witte veröffentlichten Ordnung beendet und wenigstens in der ersteren Körperschaft regierungsfeindlich ausgefallen. Die Eröffnung der Duma erfolgte am 10. Mai 1906 im alten taurischen Palais. Von den Vertretern der alten Richtung wurde es mit Schmerz empfunden, daß in dem Saale, wo Katharina II. einst den vollen Glanz ihrer Herrschaft entfaltete, Bauernabgeordnete in Arbeitsblusen und geschmierten Stiefeln vom Zaren empfangen wurden. Als die Abgeordneten wieder auf die Straße traten, befand sich der freisinnige Teil der Stadt in einem wahren Wonnetaumel. An allen Straßenecken übten die neuen Abgeordneten ihre Redegabe, indem sie dem Publikum eine Vorahnung von dem Strom von Licht und Glück gaben, mit dem ihre Tätigkeit Rußland überfluten werde. Als sie an einem Gefängnis vorbeiziehend von den Gefangenen begrüßt wurden, versprachen sie die sofortige Öffnung aller Kerker. Abends hörte man in den Wohnungen Champagnerpfropfen knallen, Reden halten und Hochs ausbringen. Ich will hier nicht weiter verfolgen, wie die Duma das zunächst Notwendige außer acht ließ und im Kampf mit der Regierung die Trümpfe aus der Hand gab. Sie wurde von der wiedererstarkten Reaktion aufgelöst. Aber

Digitized by Google

auch ihre, auf Grund eines aufgezwungenen, stark beschränkten Wahlrechts, aus gemäßigteren Elementen bestehende Nachfolgerin war der Regierung nicht gefügig genug und erlitt das gleiche Schicksal. Erst die dritte, die fast nur Adel und Kapital vertrat, erwies sich den Panslawisten als ideales Werkzeug um Finnland und die baltischen Provinzen ihrer von so vielen Zaren anerkannten Rechte zu berauben. Die mundtot gemachten Parteien arbeiteten aber im Stillen weiter um die Grundlagen der herrschenden Gewalt zu untergraben.

Das Volk, das die erste Revolution hervorrief, ohne sie fruchtbar machen zu können, ist dasselbe, das wieder die Regierung gestürzt hat. Es trägt die selben Charakterzüge, die eine tausendjährige Entwicklung und die Natur seines Landes herausgebildet haben. Der unbegrenzte Weitblick in die ausgedehnten Ebenen begünstigte bei den Russen die „schirokaja Natura", die Großzügigkeit der Lebensführung und den Haß gegen alles Beengende. Daraus entspringt die Unlust, sich irgendwelchem Gesetz zu fügen. Aus dieser folgt wiederum die Unfähigkeit russischer Eltern, ihre Kinder zu erziehen. So erlaubt man denn dem Kinde alles, es wird in Gesellschaft mitgenommen, spricht über alles mit, wird mit Sie angeredet, darf die Dienstboten tyrannisieren, die Tiere schlagen. Wenn es nun in die Schule kommt, ist es nicht gewöhnt sich in irgendeine Ordnung zu fügen, es verbindet sich mit seinen Kameraden zum Widerstand gegen jeden Zwang. Der Lehrer ist auf die Macht seiner Persönlichkeit angewiesen, an der Leitung der Schule findet er keine Unterstützung. Auch die Eltern und die Öffentlichkeit nehmen das Kind immer gegen den Lehrer in Schutz. Kommen nun die also verhätschelten Gymnasiasten auf die Universität und befassen sich mit Politik, so tritt ihnen zum erstenmal die Faust der staatlichen Ordnung in Gestalt von Polizisten und Kosaken entgegen. Daher der Zwang der so verhaßten und hartnäckig bekämpften „Statuten", deren Anwendung auf unsere von Kindheit an zur Ordnung und Fügsamkeit angehaltene Jugend freilich undenkbar wäre, und daher die stets wiederholten Anstrengungen sich ihrer zu entledigen. Dieser Widerstand gegen jeden, im Interesse der Allgemeinheit notwendigen Zwang wiederholt sich in allen Einrichtungen in Gemeinde, Stadt und Staat. Eine Warnungstafel mit den Worten: „Durchgang verboten" hat die Wirkung, einen Pfad zum allerbetretensten zu machen. Jeder sucht sich seiner Pflicht zu entziehen und seinem Vorgesetzten ein Schnippchen zu schlagen. Gemeindegut und Staatseigentum wird, wo es zu bekommen ist, als gute Beute betrachtet, man zündet im Sommer im Walde Feuer an, wirft die brennende Zigarette ins Heu oder Stroh. Als in Moskau und Petersburg revolutionäre Räuberbanden Staatskassen und Bankinstitute plünderten, fanden die Helden dieser Abenteuer überall Bewunderung; man gönnte dem Staat den Verlust, der doch das Volk selbst traf. Jeder Verbrecher und selbst der Mörder, und durchaus nicht immer nur der „edle", findet Entschuldigung und Teilnahme, und hat er gar die Beute seiner Untat mit leichten Gesellen verjubelt, so wird er als ein prächtiger Kerl (prekraßnji Tschelowjek) gepriesen. So erscheint dem Russen auch jede Nötigung zur Arbeit als etwas Unangenehmes. Als ich einmal in einer Gesellschaft vom „Segen der Arbeit" sprach, hielt man mich für einen Verrückten. Daher schätzt auch der Russe meist das durch Arbeit hergestellte Erzeugnis gering.

Digitized by Google

Die Kinder in der Schule schonen weder Kleider noch Bücher, weder Gebrauchs- noch Lehrgegenstände, alles wird verschmiert, zerschnitten und zertrümmert. Die Arbeiter in den Fabriken sind nicht daran zu gewöhnen, Öl, Holz, Nägel usw. zu sparen, wodurch die Herstellungskosten der Erzeugnisse unnütz vermehrt werden. Alle diese Eigenschaften bilden die Grundbedingung für die Erscheinung des Nihilismus und der Anarchie.

Die Kehrseite ist der Despotismus. Das eine ruft das andere hervor. Der lebhafte Widerwille gegen alles, was Ordnung heißt, erzeugt den eisernen Zwang zur Ordnung. Die russische Geschichte ist reich an Persönlichkeiten, die es darin zur Meisterschaft brachten. War der Despot rücksichtslos und willensstark, wie Iwan der Schreckliche oder Nikolai I., so schmolz der Widerstand der Untertanen in nichts zusammen. Bis jetzt ist es noch keiner Regierung gelungen, die im russischen Volkscharakter liegenden Eigenschaften umzubilden; es hat auch keine ernstlich den Versuch gemacht.

Unter den fremden Nationen brachten die Franzosen den Russen neben den Vorzügen ihrer alten Kultur vor allem Prachtliebe, Verschwendungssucht und eine zweifelhafte Moral, wie Gribojedow in seiner Komödie: „Verstand schafft Leiden" mit bitterem Sarkasmus schildert. Zudem nahmen die vielen aus Frankreich kommenden Gäste, die als Kammerdiener, Köche, Friseure, Zuckerbäcker und Kellner Anstellung fanden, an dem Leben des Volks keinen Anteil, sondern kehrten, wenn sie ein kleines Vermögen erworben hatten, wieder in die Heimat zurück, um es dort zu verzehren. Die Engländer kamen meist nur ins Land, um die reichen Erwerbsquellen für sich auszubeuten und Fabriken und Bergwerke anzulegen. Eine innere Stellung zu Land und Leuten gewannen sie nie. Der Deutsche dagegen hat Rußland gegenüber durchweg eine kulturelle Aufgabe erfüllt. Vom Deutschen lernte der Russe Handwerk, Gewerbe und eine bessere Bodenbebauung, die Pflege der Wissenschaften (Lomanosow), die Grundlagen der Staatsverwaltung und höheren Staatskunst (Münnich und Ostermann). Der Deutsche nahm am russischen Leben teil, verschmolz sich unter Aufgabe seines eigenen Volkstums mit der russischen Nation und gab dem weichen slawischen Charakter Halt. Tausende von Russen schöpften aus deutscher Literatur, Philosophie, Kunst ihre ganze Bildung, fanden in deutschen Häusern Gastfreundschaft, in deutschen Bädern Heilung, in deutscher Landschaft Erquickung. Wenn die Mehrheit des russischen Volks auch nach der ihr verständlicheren und sympathischeren französischen Nation hinneigt, so fühlt sich doch eine bedeutende und geistig wertvollere Minderheit zu Deutschland hingezogen, weil sie weiß, daß nur der Deutsche dem Russen das geben kann, was ihm fehlt: die freiwillige Unterordnung des Einzelnen unter die Allgemeinheit, die Achtung vor der Pflicht, die Anerkennung fremder Rechte und die Heiligkeit des Gesetzes. Nur wenn Rußland diese sittliche Wiedergeburt gewinnt, wird es imstande sein, sich selbst zu regieren.

In den Kriegen der Neuzeit spielen die Waffen eine geringere Rolle als der Verstand, und dieser Umstand ist für uns ganz besonders ungünstig. Dostojewskij.

Wir Russen fürchten die Wahrheit über alles; sie ist eine der ungewöhnlichsten und seltensten Erscheinungen in der russischen Gesellschaft. Dostojewskij.

Alle gebildeten Russen sind von der gleichen Krankheit befallen; sie kranken an einem leichtfertigen Verhältnis zu den Dingen, an einer außergewöhnlichen Selbstüberhebung, wie sie selbst den hervorragendsten Westeuropäern fremd ist, und an einer phänomenalen Unkenntnis der Dinge, über die sie urteilen. Dostojewskij.

Digitized by Google

In Bulgarien.

Von Alwin Berger, Oberhofgarteninspektor in Stuttgart.

In meiner langjährigen Stellung als Leiter der weltberühmten, genau auf der Grenze zwischen der italienischen und der französischen Riviera befindlichen Gartenanlagen von La Mortola war mir des öfteren der ehrenvolle Vorzug zuteil geworden, Seiner Majestät dem König Ferdinand von Bulgarien bei dessen Besuchen das Geleit zu geben. Es ist bekannt, daß der König über ein umfassendes botanisches und zoologisches Wissen verfügt, und daß er allen Erscheinungen auf dem Gebiete der Tier- und Pflanzenwelt das lebhafteste Interesse entgegenbringt. Der Ausbruch des Krieges trübte meine Beziehungen zu dem dermaligen englischen Besitzer von La Mortola, Erben des mir seinerzeit sehr freundschaftlich zugetanen Gründers des Gartens, und ich sah mich gezwungen, unter Verzicht auf die bisherige Stellung, wieder nach Deutschland zurückzukehren, wo mir das Glück indes bald eine weit ehrenvollere darbieten sollte. Auch konnte ich es als ein für mich überaus glückliches Zusammentreffen der Umstände betrachten, daß Seine Majestät der König Ferdinand zu derselben Zeit und bevor ich noch das neue Amt angetreten hatte, meinen Rat in gärtnerischen Angelegenheiten zu beanspruchen geruhte, die eine Besichtigung gewisser Strecken der bulgarischen Küste am ägäischen Meere erheischten. So hatte ich im Beginn des April 1915 kurzen Entschlusses die weite Fahrt gen Osten anzutreten. Wer in Kriegszeiten eine Reise antritt, hat sich vor allem mit Geduld auszurüsten. Drei Wochen hatte ich mich vergeblich bemüht, einen Reisepaß für Bulgarien zu erlangen. Auf dem Generalkonsulat zu Genua war ich im November gemustert worden und ich hoffte, daß es mir ein leichtes sein würde auf Grund dieser Befunde in Karlsruhe, wohin mich mittlerweile die Kriegserlebnisse verschlagen hatten eine Reiseerlaubnis zu erhalten. Aber es ging nicht so leicht. Nochmals hatte ich mich zur Musterung zu stellen, und dann erst, nach Stunden des Wartens, war ich so glücklich das mit dem Reichsadler geschmückte und mit dem eigenen photographischen Konterfei versehene braune Büchlein in den Händen zu haben. Mit diesem Talisman in der Tasche sollte ich die Reise antreten, aber zuvörderst war das wertvolle Büchlein noch auf den Konsulaten von Österreich-Ungarn und von Rumänien mit den entsprechenden Stempeln zu versehen, ehe es in Wirklichkeit zu dem Zauberschlüssel wurde, der mir die verschiedenen Landesgrenzen erschließen sollte.

Digitized by Google

Wie wechselvoll waren nun die Bilder, die mich auf dieser Fahrt durch das halbe Europa begleiteten, wie mannigfaltig die Eindrücke! Nur einzelnes sei dem Spiegel der Erinnerung entnommen. In Mannheim rüstete man gerade zur Bismarckfeier. Der Stadtgärtner ließ vor dem, wie es mir schien, darob erstaunten Bismarck ein Beet mit blühenden Pelargonien zu Füßen des Denkmals pflanzen. Im heiteren Morgensonnenschein leuchteten Scilla und Crocus mit bereits offenen Blüten, während im Umkreis an den Bäumen und Sträuchern sich die jungen Blättchen vorsichtig aus den schützenden Winterknospen hervorwagten. Dann gings durch Süddeutschland über Wien nach Ungarns Hauptstadt. Überall Militär in den Zügen. Da waren es zunächst die Bayern, die direkt vom Schützengraben aus Frankreich auf Osterferien nach Hause reisten, junge Krieger, die zu Eltern oder Bräuten eilten, dann andere Soldaten und Offiziere, die von der Karpatenfront kamen. Hin und wieder begegnete man gefangenen Franzosen, und zwischen Wien und Budapest gab es ganze Züge voll russischer Gefangenen, meist abschreckende Gesichter mit noch mehr Schrecken einflößenden Uniformen. Aber auch andere Zeichen des Krieges wurden sichtbar. Ungeheure Wagenparks bei den Bahnhöfen. Unheimliche Drahtvorräte verkündeten, daß man für alle Fälle gerüstet zu sein gewillt war.

Die ungarische Tiefebene ist nun erst knapp dem Winter entronnen, überall auf den Fluren steht noch das Schmelzwasser; wo dieses bereits versickert ist, sproßt lebhaftes Grün. Ab und zu holen wir Militärzüge ein. Beim Knotenpunkt Szolnok an der Theiß muß gewartet werden. Es geht dort am Bahnhof besonders lebhaft zu. Deutsche und österreich-ungarische Truppen sind auf gemeinschaftlicher Fahrt zum Aufbruch bereit. Die Österreicher-Ungarn sind mit Bändern in ihren Nationalfarben geschmückt und geben davon an ihre deutschen Kameraden ab. Aus unserem Zuge beginnt alsbald ein Verteilen von Zigarren und Zigaretten. Ich frage: „Was seid Ihr für Landsleute?“ „„Rheinländer und Westfalen““ schallt es zurück. „Was treibt Ihr hier?“ „„Wir gehen auf den Russenfang.““ „Haltet mir gute Kameradschaft mit den Bundesgenossen.“ „„Aber sicher!““ Endlich geht es weiter in die Nacht hinein, Siebenbürgen zu. Die guten ungarischen Reisegefährten, die mich in die Anfangsgründe ihrer Sprache einzuführen bemüht waren und mich lehrten wie man „Az Est“ nicht Azest, sondern As Escht auszusprechen habe, verlassen mich der Reihe nach. Früh am Morgen, gegen 4 Uhr hält der Zug weiß Gott auf welchem Bahnhof. Ich höre Musik: „Gott erhalte

Digitized by Google

franz den Kaiser" oder „Deutschland, Deutschland über alles", es ist ja einerlei und will das gleiche bedeuten. Wenn es nur für alle Zukunft so bliebe! Da ertönt auf einmal die „Wacht am Rhein". Das macht mich vollends munter. Man bringt zwei Leutnants, einem Deutschen und einem Österreicher Abschiedsständchen. Dann geht es weiter durch das Siebenbürgener Hochland.

Nun wird die Landschaft hügelig. In der Ferne zeigen sich Berge. Über den Erdboden ist dünner Schnee gebreitet. Wir sind jetzt im Sachsenlande. Die Dörfer haben durchweg deutsches Aussehen, wir könnten ebensogut in Thüringen sein. Es ist noch früh am Morgen als wir Kronstadt erreichen, doch sehen wir nicht viel von der Stadt. Durch Tannenwälder steigt die Bahn in dem Gebirge aufwärts, das mit seinen spitzzackigen, schneebedeckten Gipfeln die prachtvollsten Alpenbilder entrollt. Bald ist die rumänische Grenze erreicht, Gepäck und Pässe werden durchmustert, und schon glaubt man mit heiler Haut davongekommen zu sein. Aber welche Enttäuschung steht uns in dem rumänischen Bergstädtchen Predeal bevor! Der Zug nach Bukarest ist natürlich schon längst ohne uns abgefahren, so bleibt uns glücklicherweise Zeit, denn hier geht man im Zollamt mit großer Gründlichkeit vor. Zunächst wird das Gepäck untersucht, und zwar sehr ausführlich, es ist, als befürchte man in jedem Handkoffer Bomben. Glücklich, wer nur Handgepäck mit sich führt. Ein Aufbewahrungsraum für Gepäck ist nicht vorhanden, alles wird einfach auf den Bahnsteig getragen. Dann geht es an die Prüfung der Pässe, die zuerst auf der ungarischen, alsdann auf der rumänischen Seite vorgenommen wird. Wehe dem Reisenden, der das Visum des Konsuls nicht vorzuweisen vermag; er ist zur Umkehr gezwungen. Predeal scheint ausschließlich für den Sommeraufenthalt der Bukarester geschaffen, wie auch das tiefer im Tal gelegene Sinaia. Jetzt schläft es seinen Winterschlaf. Inmitten hoher, bewaldeter Berge gelegen hat es eine Meereshöhe von mehr als 1000 Meter. Im Ort machen die auftauenden Schlammassen alle Straßen fast unpassierbar. Außer einigen schmutzstarrenden Läden und Kaffeehäusern ist nichts vorhanden, was den hungrigen Fremden interessieren könnte. Der Appetit, den ich hatte, ist schon vorüber in dem Augenblick, da ich eine solche Bude betrete. Endlich können wir am Nachmittag die Weiterreise nach Bukarest antreten. Die Fahrt durch das Prahovatal, bei Sinaia vorbei, bietet mancherlei Interesse. Dann geht es durch das Petroleumgebiet, wo die Berge sich zur Ebene verflachen. Hunderte von Holztürmen bezeichnen weithin die Schächte, wo die Petroleumquellen

Digitized by Google

sich erschließen. Auf allen Bahnhöfen sehen wir Hunderte und Aberhunderte von Petroleumwagen leer dastehen.

Eine endlose, entsetzlich eintönige, aber umso fruchtbarere Tiefebene breitet sich jetzt vor uns aus. Das ganze Land erscheint als ein einziges, riesiges Getreidefeld. Aber wie trostlos muten uns verwöhnte Westländer die armseligen kleinen Lehmhütten der rumänischen Bauern an, wie fremdartig diese selbst, mit ihren über die Hosen getragenen Hemden. Von Budapest ab boten sich uns in beständigem Wechsel die verschiedenartigsten Nationaltrachten dar, immer als farbenprächtige Staffage der Landschaft. Als wir Bukarest erreichen, ist es Nacht. Aber überall herrscht noch Leben und lautes Treiben. Die Hotels, die Restaurants, die Straßen selbst sind voll bunten Gedränges. Eine große Rolle im Straßenbilde spielt das Militär. Zwischen den farbenprächtigen Toiletten der Damen die Offiziere in noch bunteren Uniformen. Mein Reisegefährte von Kronstadt, der für die rumänische Hauptstadt Blumen und Pflanzen liefert und hier überall Bescheid weiß, macht den Cicerone. Wir betreten mehrere Läden. Überall versteht man deutsch und meist sind es österreichische oder deutsche Landsleute, die das Geschäft betreiben. Wir besuchen auch Blumenläden, wo die Gartenerzeugnisse Italiens zum Verkauf stehen. Von der Riviera kommen sie, und fast mit Wehmut schaue ich sie an und gedenke der sonnigen, blauen Gestade, die ich selbst erst vor kurzem hatte verlassen müssen. Das bunte Leben der Straße, die lebhaft mit einander diskutierenden oder in tändelndem Gange einherschreitenden Offiziere, wahrscheinlich wohl am meisten der lateinische Klang der Sprache erinnert auf Schritt und Tritt an Italien. Um Mitternacht läuteten alle Glocken der Stadt das Osterfest ein. Dazu hatte am Morgen der Himmel leider ein trostloses Regenwetter bestellt. So erschien mir das sonst gewiß nicht reizlose Land in trauervoller Gewandung, und traurig mußte den Deutschen die erregte Unterhaltung stimmen, die von den Mitreisenden geführt wurde. Das Hauptthema ist selbstverständlich der Krieg und der vielfach beleuchtete Vorwurf, daß ihn Deutschland und Österreich-Ungarn aus niedrigen Beweggründen entfesselt hätten. Ein deutscher Herr, der in Bukarest ansässig ist und nach Giurgewo reist, verteidigt unseren Standpunkt. Ein Franzose, der über Sofia und Nisch nach Saloniki will, spricht mir sein Bedauern aus, daß es zwischen Deutschland und Frankreich nie zu einem Einverständnis gekommen sei. Die Schuld daran trage natürlich das Erstere; solange es nicht Elsaß-Lothringen zurückgeben und nicht Republik werden will, solange sei einfach an einen Ausgleich nicht zu denken.

Digitized by Google

Hinter Giurgewo wird endlich die Donau sichtbar. Ihre gelblichen Fluten sind weit über die Ufer getreten und reichen hoch an en Baumstämmen hinauf, die die Flußgrenzen bezeichnen. Auf der nsel Ramadan hält der Zug. Vor dem Besteigen des Dampfers, er uns auf die bulgarische Seite übersetzen soll, gibt es nochmals ründliche Zoll- und Paßuntersuchung, mit dem dabei unvermeid- chen Gedränge. Rasch aber bringt uns alsdann das Schiff über en breiteren Arm der Donau und landet am hohen bulgarischen lfer, wo eine Menge von Dampfern verschiedener Art uns die Be- eutung der großen, jetzt noch im Westen unterbrochenen Verkehrs- raße vor die Augen führt. Plötzlich überkommt alle Reisenden in heiliger Schrecken: es werden ihnen die Pässe abgefordert und an behält sie zurück.

Ich protestiere in vier Sprachen, aber der Beamte bleibt kalt, aus einen Worten erfahre ich nichts, nur seine Geste bedeutet mir, daß ch vorwärts soll. Auf der Landungsbrücke, im Freien bei feinem Regen, wird das Gepäck untersucht. Dann werden wir an das Fluß- ufer herangeführt, zum Bahnhof von Rustschuk, und wir betreten inen schauerlichen Schuppen, wo in einer äußerst ungemütlichen Wachtstube alle Pässe einer genauen Prüfung unterzogen werden. Den Fahrgästen des Schnellzuges wird vorläufig ein bedruckter und unter- chriebener Zettel ausgehändigt.

So wollte es das Schicksal, daß der erste Eindruck, den ich von Bulgarien erhielt, nicht viel einladendes für mich haben konnte. Mit dem Schnellzug ging es weiter ins Land hinein, nachdem das aus- gedehnte Rustschuk hinter uns gelassen war. Die Uferzone liegt hier wesentlich höher als auf der rumänischen Seite und die Landschaft bietet mehr Hügelwellen als einförmige Fläche zur Schau. Das Regenwetter war uns indes treu geblieben und im Zuge herrschte eine unerfreuliche Kälte, da die Heizung nicht in Betrieb war. Ich bemühte mich Einsicht zu erlangen in die Vegetationsverhältnisse, aber Bäume und Sträucher stehen noch kahl da und auch der Kraut- wuchs ist noch weit im Rückstande. Auf trockener gelegenen Wiesen aber erkenne ich doch schon, in kleinen Gruppen bei einander wachsend Adonis vernalis mit dem grellabstechenden, leuchtenden Gelb seiner Blüten. An den Haltestellen dorfartiger Städte findet sich Gelegen- heit die kräftige, nicht unschön gekleidete Landbevölkerung zu mustern. Grundlos aufgeweichte Wege, von zahlreichen Viehherden begangen, erregen mein Staunen. Der Reisegefährte neben mir ist ein bulgari- scher Amtsrichter. Er spricht französisch und erkundigt sich nach dem

Digitized by Google

Gang des Krieges. Er scheint sich zu wundern über mein felsenfestes Vertrauen auf den guten Ausgang unseres schweren Kampfes. Ihm liegt zur Zeit der Krieg noch fern. Nur Rußland scheint allen Alpdrücken zu verursachen. Jedenfalls beurteilt der Bulgare die Weltlage gerechter als die Rumänen von heute früh, auf die er übrigens im allgemeinen gar nicht gut zu sprechen ist. Es gesellt sich zu uns im Abteil noch ein steinaltes Männchen, das mich bulgarisch anredet, zum Glück aber über ein paar Brocken Deutsch verfügt. Mit besorgter Miene fragt er: „Ruß kaput?" und macht mit Händen und Füßen eine nicht mißzuverstehende Geste, was ich überzeugungsvollst bestätige. Das bringt ihm ersichtliche Erleichterung: „Ruß nit gut, Bulgar Ruß bös, Bulgar Deutsch gut!" Aus seinen alten Augen blitzt es auf, wie ein Stoßgebet.

Es geht an Plewna vorbei, wo auf dem Hügel ein Denkmal an die Befreiungsschlachten gemahnt, an tapfere Türken und an die (von Rumänen) geretteten Befreier. Nun führt die Bahn in eine ausgedehnte Ebene. Bald darauf aber nähert sie sich schon dem Gebirge, indem sie dem Bett der Iskr folgt, einem flott dahinfließenden Bergflusse, der sich in tiefer malerischer Schlucht seinen Weg durch das Gebirge gerissen hat. Steile, senkrechte Felswände erheben sich drohend zu beiden Seiten und lassen für den Bahndamm nur schmalen Raum. Ich hatte es arg zu beklagen, daß es nun bereits zu dunkeln begann und der Reisende von der Gegend und der Vegetation nur wenig zu sehen bekam. Bei Kurilo ist das Gebirge durchbrochen, die Bahn gelangt in die Ebene und strebt fortan in gerader Linie der Hauptstadt Sofia (die Bulgaren sprechen den Namen „Sófia" aus) zu, meinem ersten, ersehnten Reiseziele, dessen Lichter allmählich sichtbar werden. Es ist 10 Uhr Abend geworden, als wir eintreffen. Ich werde vom Bahnhof in einem Auto abgeholt und fort geht es durch das erleuchtete, ganz großstädtisch anmutende Sofia, bei hellem Sternenhimmel und recht empfindlicher Kälte zum königlichen Schlosse.

Der nächste Morgen zeigte mir bald die Nebenerscheinungen der überraschend tiefen Temperatur. Im Norden erblicke ich von meinem Fenster aus die über die Häuser Sofias sich hinziehende Linie der schneebedeckten Kette des Balkans, während auf der Südseite ein einzeln dastehender, schöngeformter Gebirgsstock, der Vitosch, meine Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Sein bis zu 2280 Meter Meereshöhe ansteigender Scheitel ist gleichfalls bis weit hinab mit Schnee bedeckt. Sofia liegt frei auf einer Hochebene, die bis 533 Meter an-

Digitized by Google

eigt, also etwa in gleicher Meereshöhe wie München (520 Meter). Trotz seiner südlichen Lage hat es ein ziemlich rauhes Klima. Auf en kalten Winter pflegt, fast ohne Übergang ein heißer Sommer zu olgen, dessen Unwirtlichkeit durch Staubplage vermehrt wird.

Das königliche Schloß liegt auf einer Anhöhe im schönsten Teil der Stadt, ein moderner, hübscher Bau, den ein kleiner Garten mgibt. Noch sind Bäume und Sträucher kahl und im Vergleich u. Südwestdeutschland weit im Rückstand ihrer Entwicklung, ja durchaus in der Winterruhe befindlich. In den Morgenstunden waren ie Wege noch hart gefroren, um die Mittagszeit aber wurde es chon recht warm und frühjahrsmäßig. Wir wandern zu einer iederen Anhöhe hinauf, die vor der Stadt gelegen ist und von der nan einen guten Überblick über Sofia und Umgegend gewinnt. Da fallen zunächst noch gar viele uns ganz ungeheuerlich anmutende Lehmhütten ins Auge, dazu grundlose, ungepflasterte Straßen, durch die elektrische Bahnen den Geist der Neuzeit zu führen sich bemühen, ferner unergründlich aufgeweichte Äcker, auf denen Schweine sich wälzen. Noch zur Zeit des Regierungsantritts des Fürsten Ferdinand soll ganz Sofia ein ähnliches Aussehen gehabt haben. Es gehörte wahrlich viel Wagemut und große Unternehmungslust dazu, die Regierung eines Landes zu übernehmen, dessen Hauptstadt ein derartig abschreckendes Äußere zeigte. Aber Beharrlichkeit, mit Einsicht und Energie gepaart, haben Stadt und Land in stetig zielbewußter Entwicklung vorwärts geführt und Sofia kann heute wohl, in vielen seiner Teile wenigstens, als die eines Königs würdige Residenzstadt betrachtet werden. Sauber gepflasterte Straßen, hübsch angelegte Plätze, ein stattliches Theatergebäude, einige Denkmäler und Standbilder, dann das bescheiden aber würdig ausgeführte Parlamentsgebäude der Sfobranje und vor allem der neue, innen wie außen reichgeschmückte Dom sind Zeugen der aufsteigenden Linie, in der der König sein strebsames, arbeitsfrohes und ernstveranlagtes Volk zu führen verstand. Überall gewinnt man sofort den Eindruck eines soliden Fortschritts, der mancherlei selbstverständlich noch bestehende Mängel sicher überwinden wird. Nur muß dem Volke dazu Zeit gelassen sein, und eine längere, ungestörte Periode des Friedens.

Sofia besitzt auch einen Stadtgarten, oder eigentlich deren zwei. Der ältere liegt mitten in der Stadt, dort ist auch das durch das Bombenattentat im Januar 1915 berüchtigt gewordene städtische Kasino befindlich, ein übrigens anspruchsloses Gebäude. Der außerhalb der Stadt gelegene große Stadtpark ist erst im Entstehen und der

Digitized by Google

Leitung eines deutschen Gärtners anvertraut. Der königliche Hofgarten liegt gleichfalls etwas außerhalb der Stadt. Diese Anlage ist nicht von großer Ausdehnung, enthält aber einen vortrefflich gepflegten Obstgarten, dazu einige moderne Gewächshäuser, und beherbergt in großer Zahl die interessantesten und seltensten Gewächse. Reich vertreten sind namentlich die Gebirgspflanzen Bulgariens und solche des weiteren Orients, die vom Könige selbst, ebenso von den königlichen Prinzen und Prinzessinen auf ihren Exkursionen eigenhändigst gesammelt wurden und die unter der Pflege des Königlichen Garteninspektors Kellerer hier fröhlich weiterwachsen und gedeihen. Selbst während des letzten Balkankrieges ist gesammelt worden und eine wissenschaftliche Expedition wurde in die Gegend von Rodosto entsandt. Das naturwissenschaftliche Interesse des Königshauses erstreckt sich auch auf andere Gebiete. Der König besitzt einen schön angelegten zoologischen Garten, der die wichtigsten Vertreter der Fauna des Balkans beherbergt. Die Vogelsammlung ist von besonderem Reichtum, denn der König selbst ist nicht nur ein großer Pflanzenkenner und Blumenfreund, sondern auch Ornithologe von Fach und ebenso sind die Prinzen in vielen Zweigen der Naturwissenschaften wohl bewandert.

Im nahen Vrana, am Fuße des Vitosch, dessen hochragender Kamm einen prächtigen Hintergrund abgibt, besitzt der König ein großes Landgut, wohin er sich zu manchen Zeiten fast täglich begibt, um nach seinen landwirtschaftlichen und gärtnerischen Betrieben zu sehen. Das Land, ehedem eine baumlose Wiese, ist gegenwärtig zu einem prächtigen Gutsbesitz umgestaltet und hat Wald- und Parkanlagen, Gärten und Baumschulen. Mit der Bahnlinie Sofia—Adrianopel verbindet das Landgut eine schmalspurige Bahn, die nebenbei auch den landwirtschaftlichen Aufgaben des Gutsbetriebes zu statten kommt. Nach Vrana fährt man im Auto von Sofia in 15 bis 20 Minuten.

Wir halten vor einem ganz einfachen Einfahrtstor und betreten den beiderseits mit üppigem Baumwuchs bestandenen Parkweg. Seine Majestät der König schreitet den Weg daher, mir gerade entgegen. Sein Schritt erscheint noch ebenso elastisch, seine Gestalt noch gleich hochragend und fest wie vor zehn Jahren, als mir wiederholt die Ehre zuteil ward ihn durch die Pflanzenschätze des märchenhaften Gartens an der Riviera zu führen. Für mich war es damals immer ein Fest, wenn ich dem hohen Herrn zur Seite sein durfte, denn selten habe ich bei irgendeinem der zahllosen Besucher, die dort ein- und ausgingen, so viel Enthusiasmus und echte Freude an Natur und

Digitized by Google

Pflanzen wahrgenommen, wie dieser hohe Herr sie bekundete. Nun waren, welch' ein Glück für mich, die Rollen vertauscht und ich wurde geführt. Die lieblichste Frühlingssonne blickte durch noch kahle Zweige, über auf dem grasbedeckten Boden, zwischen den Steinen oder auf den Felsgruppen blühten schon die ersten Verkünder des Erwachens der Natur, die in vielen Arten vertretenen Narzissen und Primeln, große hellviolette Küchenschellen vom Balkan, und manches andere, das die kommende Blütenfülle ahnen ließ.

Auch „die Kinder" gesellten sich dazu. Die Prinzessinnen, Eudoxia und Nadeschda, „herrlich in der Jugend Prangen", hatte ich zur Zeit des letzten Balkankrieges wieder gesehen, nicht aber die etwas älteren beiden Prinzen Boris und Kyrill, die nun zu stattlichen Leutnants herangewachsen waren. Als ich sie das letzte Mal gesehen, waren sie noch kleine Knaben, die Matrosenanzüge trugen. Sie waren, wie der König, damals noch Königliche Hoheit, nebenher bemerkte, „gut gedrillt". An die diesen Fürstenkindern zuteil gewordene mustergültige und einfache Erziehung habe ich noch oft mit Bewunderung denken müssen.

Um in den ausgedehnten Anlagen schnell Umschau zu halten, wird ein großes Auto bestiegen, in dem alle Platz finden, auch der muntere Dackel des Königs. Die Stunden verfliegen. Wir besichtigen zunächst das Alpinum, das aus einer Reihe künstlicher Felshügel gebildet die Gebirgspflanzen der Balkanregionen in reicher Mannigfaltigkeit zur Schau stellt. Dann werden die Baumschulen besucht, von deren Ertrag der König Baumliebhabern aller Stände seines Landes aufs freigebigste Exemplare abgibt. Da ist auch eine Pflanzung von Weidenbäumen, die alle aus Palmsonntagszweigen herangezogen sind, die dem König am Ostertage in der Kirche von seinen Landeskindern dargebracht wurden. In einem großen runden Warmhause blüht im Bassin bereits die stattlichste Victoria regia, während wir sie in Deutschland um diese Zeit erst als Sämlingspflanze zur Entwickelung gebracht zu haben pflegen. Während des Sommers wird die bekanntlich bei uns immer nur einjährige Pflanzenkönigin hier auch in einem großen, freien Teich ausgesetzt und ohne alle künstliche Erwärmung zu voller Größe weitergezogen.

Auf die genußreichen Stunden im Bereich der Vranaer Anlagen folgt ein gemütliches Plauderstündchen beim Tee im Kleinen Palais, das ganz im Stil und Geschmack des Landes gebaut und eingerichtet ist. Das Gespräch schweift bald von den Pflanzen ab und wendet sich dem Kriege zu. Die großen Ereignisse der Epoche erfüllen eben die Geister aller Orten. Hatte ich doch von der italienisch-französischen

Digitized by Google

Grenze angefangen bis hin nach Bulgarien auch einiges davon zu sehen bekommen. Als besondere Sehenswürdigkeit hatte ich vor der Abreise von Karlsruhe eine Brotkarte zu mir gesteckt, und diese erregte nun begreifliches Interesse. Bald aber wendet das Gespräch sich wieder dem alten Thema zu. Es werden mir Zweige und Zapfen einer Kiefernart vorgelegt, die aus den Bergen von Südbulgarien stammen, Gegenden, die ich nun in den nächsten Tagen selbst besuchen soll. Seine Majestät hat diese Exkursion in allen Einzelnheiten festgelegt. Am folgenden Tage (8. April) werden schon die Vorbereitungen in Angriff genommen. Der König hat an das Nötige gedacht und für alles Sorge getragen, was von mir nicht vorgesehen worden war.

Bei den Einkäufen in der Stadt empfinde ich es deutlich, wie dieses Land, das doch hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht lebt, in Betreff des Handels und vieler Lebensbedürfnisse auf Einfuhr von Zentraleuropa angewiesen ist. Alle Waren, die von daher kommen, sind durch die beschränkte Zufuhr in unerhörter Weise verteuert. Von allen Seiten vernehme ich Klagen darüber, daß dem Lande keine unvermittelte Grenze mit Ungarn zur Verfügung steht. Wie bereits erwähnt, wird in allen Geschäften neben bulgarisch auch deutsch gesprochen und viele Kaufleute sind selbst Österreicher, Ungarn, Reichsdeutsche, oder von jüdischer Abkunft. Die Juden sprechen im Orient überall deutsch, sogar meist ein ausreichend verständliches, das hatte mir schon der Reisebegleiter von Kronstadt gesagt und ich finde es nun überall bestätigt. Jedenfalls brauche ich mich nicht des Französischen zu bedienen.

Die Bulgaren, mit denen ich zusammentreffe, zeigen sich mir im vorteilhaftesten Lichte. Alle sind nette, liebenswürdige Leute, durchweg von gewinnendem Äußeren und von prächtigem Wuchs. Die Landbevölkerung, die sogenannten „Schopi", die schon am frühen Morgen von den umliegenden Dörfern zu Ein- und Verkäufen in die Stadt kommt, gewährt in ihrer Nationaltracht einen malerischen Anblick. Namentlich sind die Frauen ausnehmend hübsch gekleidet. Das lange weiße mit Spitzen besetzte Hemd, das unter den Röcken hervorguckend bis an die Knöchel reicht, das gestickte Mieder mit dem oft sehr wertvollen goldenen Halsschmuck, vor allem die langen, dünnen Zöpfchen, die in großer Zahl den Rücken entlang herabfallen, machen einen vorteilhaften Eindruck. Weniger reich sind die Männer ausgestattet, in ihren Pelzjacken und den eigentümlich geformten Schuhen und Gamaschen.

In Bulgarien war zurzeit nicht allein die Warenzufuhr gesperrt, auch ausländische Zeitungen wurden knapp, und ebenso blieben

Digitized by Google

e Briefe lange aus. Ich brannte vor Ungeduld zu erfahren, welchen erlauf inzwischen die Kämpfe genommen hatten, namentlich, wie es den Karpathen stehen mochte, aber nirgends war ein Blatt aufzueiben das jüngeren Datums gewesen wäre als vom 1. April. Deshalb wohl die Zeitungen nicht herauskommen, mußte ich frn. Es wird doch hoffentlich nichts ungünstiges vorgefallen sein, as man dem Auslande zu verschweigen hätte? Mit solchen Bedenken quält sich der Deutsche in der Fremde, wenn schon im tiefsten Innern ein jeder davon überzeugt ist, daß kein Grund zur Besorgnis vorliegen kann. Unmöglich kommen die Russen über die Karpathen, sage ich mir immer . . . ., aber genaueres sollte ich erst am 21. April erfahren, als mir wieder österreichische Blätter zur Verfügung standen. Ich hatte mich nicht getäuscht.

Erst am Nachmittag des Reiseantritts nach Süden erfuhr ich, welche Personen als Teilnehmer an der Fahrt ausgewählt worden waren. Der König hatte bestimmt, daß Prinz Kyrill sie leiten sollte. Am Abend um 11 Uhr brachten uns Autos und Hofwagen an die außerhalb der Stadt gelegene Königliche Wartehalle des Bahnhofs. Es versammelte sich dort eine recht stattliche Reisegesellschaft. Nun fährt der Hofzug ein und bald erscheint auch der Prinz Kyrill, um uns die einzelnen Plätze anzuweisen, wo wir für die nächsten zehn Tage Wohnung zu nehmen haben. Ein mit vollständiger Kücheneinrichtung ausgestatteter Eisenbahnwagen, dazu die nötige Dienerschaft, vor allem zwei erprobte Daimler-Auto mit reichlichem Benzinvorrat, vervollständigen die Ausrüstung. Und nun gehts vorwärts.

Stockdunkle Nacht verbirgt leider die Landschaft. Schlafend durchfliegen wir die schönsten Gegenden, den Übergang über den Kara-Bair und weiterhin die gesegneten Fluren von Ostrumelien. Bei einer hinter Philippopel gelegenen Bahnstation, gegen drei Uhr morgens, hatte der Prinz unseren Zug verlassen, um den direkten Weg zur neuerworbenen bulgarischen Küstenprovinz über das Gebirge zu nehmen. Der anbrechende Tag eröffnet vor unseren Blicken das breite, fruchtbare Tal der Maritza, an deren rechtem Ufer die Bahn verläuft. Der große, breite Fluß hat üppig bewachsene Ufer. Stellenweise kommen wir ganz dicht ans Wasser heran und sind im Stande die Baumarten und das Unterholz zu unterscheiden. Es sind da Pappeln, Weiden, Eichen, Erlen von gleichem Charakter, wie ihn derartige Standorte auch bei uns in Mitteleuropa aufzuweisen haben. Zu den uns bekannten Schling- und Kletterpflanzen des Waldes gesellt sich mit zunehmender Häufigkeit als südländischer Einschlag der

Digitized by Google

hoch hinauf in die Bäume klimmende, immergrüne Smilax, die Stechwinde. Seine wie lackiert erscheinenden steifen Blätter und die lang herabfallenden Trauben feuerroter Beeren bieten einen prächtigen Behang der jetzt kahlen Bäume. Auf sumpfigen Wiesen stehen zu Tausenden, ja zu Millionen dem Rasen eingefügt schneeig schimmernde Leucojum aestivum die man sehr wohl Sumpfschneeglöckchen nennen könnte. Dieses eigentümliche Zwiebelgewächs begleitet die Maritza bis in die Nähe von Dedeagatsch. Zahlreiche Wasservögel beleben die Fluten des Stromes, Enten, schwarze Schwäne, Pelikane, Reiher sind gewöhnliche Erscheinungen, die Störche sind ohne Zahl.

Gegen Mittag treten wir bei Mustapha-Pascha in türkisches Gebiet. Unsere Wagen werden an den Orientexpreß angehängt. Bei Karagatsch geht es über die Arda, einem großen von Westen her kommenden Nebenfluß der Maritza, der sich parallel mit dem Südabfall des Kara-Balkan hinzieht. Wir befahren die hölzerne Brücke, die bulgarische Pioniere während des letzten Balkankrieges erbaut haben. Adrianopel wird nun sichtbar mit seinen auf flachen, die Umgegend beherrschenden Höhen errichteten Forts. Dann erscheint die großartige, weltberühmte Moschee Selims II., von der zur Zeit des Krieges so viel die Rede war. Auf dem Bahnhof selbst und auch weiterhin zu Seiten des Bahnkörpers haben wir Gelegenheit türkisches Militär in Feldgrau und mit der neuen Kopfbedeckung näher in Augenschein zu nehmen. Und Stacheldraht! Ich hätte nicht geglaubt, daß überhaupt davon in der Welt so viel vorhanden sei, als wir dort auf dem Bahnhof aufgehäuft liegen sahen. Bei Dimotika, das von einer malerischen alten Zitadelle gekrönt wird, verließen wir das (damals) türkische Gebiet. Hier beginnt nun die Region der Seidenraupenzucht. Auf allen Feldern stehen, wie in der Lombardei, Maulbeerbäume. Am ausgedehntesten erscheint ihr Anbau in der Umgegend von Sufli. Das Flußbett der Maritza hat südlich von Adrianopel eine bedeutende Breite gewonnen, häufig teilt sich die Wasserfläche zwischen lang gestreckten Inseln, die mit großen Eichenbäumen bestanden sind. Wo das Unterholz dichter wird, sollen Wildschweine in großer Zahl willkommene Jagdgelegenheit darbieten, namentlich in der östlichen Umgebung von Dedeagatsch. Auf der Westseite der Bahnlinie begleiten uns hügelartige Ausläufer des thrakischen Balkans, während gegen Osten das Land in weiter Ebene verläuft. Am fernen Horizont taucht der Kuru Dagh auf, der die Bucht von Xeros auf der Nordseite umschließt. Weiterhin treten auch westwärts die Berge weiter zurück, wir kommen bei Feredschik vorbei und alsbald öffnet sich den er-

Digitized by Google

unten Blicken das blaue Meer, zunächst mit dem Hauptgegenstande s Gesichtsfeldes, mit Samothrake, der herrlichen Insel, die nun eit und hoch als gewaltige Masse vor dem Golf von Enos gelagert scheint. Im Lichtglanz der untergehenden Sonne steigt weit im esten, wie ein Trugbild aus wechselnden Wolkengebilden, der präch- ge Kegel des Athos empor, in der Luftlinie über 160 Kilometer n Dedeagatsch entfernt. Als wir diesen Hafenplatz erreicht haben, die Dunkelheit bereits eingebrochen. Von der Stadt sehen wir ichts. Weit draußen, auf der Reede, liegen etwa 12 Schiffe, deren ichter zu uns herüberschimmern, im übrigen verhüllt tiefes Dun- l das Meer. Von Nordwest her leuchten Blitze aus finsteren Wetter- olken, böses für die kommenden Tage verkündend.

Der folgende Morgen war trübe und regnerisch. Unsere Wagen urden dem einzigen Zuge angeschlossen, der täglich in der Rich- ung nach Saloniki abgeht. Aus der weiten Ebene von Dedeagatsch, ie durch reiche Eichenbestände ausgezeichnet ist, gelangen wir bald n das malerische Tal des Badoma, eines Baches, der nach dem unter ichen und Ölbäumen versteckten Ort gleichen Namens so heißt. Badoma liegt 10 Kilometer nördlich von Dedeagatsch, an den Hän- en der Vorberge des Schabchana.

Das zwischen Makri und Maronia an der ägäischen Küste nach Sü- den vorspringende Gebirge ist nordwärts vermittelst des Schab- hana-Dagh an das Rhodope-Gebirge angegliedert und bildet ein eige- es, recht malerisch gestaltetes System von abgerundeten und von Wald bedeckten Gipfeln, die mit wildzerklüfteten Felswänden zum Meere abstürzen. Der östliche Teil dieser Küstenberge wird aus Kalk- stein gebildet, während der westliche bis Maronia hin aus Granit be- steht. Letzterer gipfelt im Kelebek-Dagh (950 Meter), an dessen Fuß die nach Osten abfließende Badoma und die westwärts gerichtete Flora entspringen. Die Eisenbahn folgt den genannten Flußläufen und eröffnet, wo nicht Tunnel jede Aussicht hemmen, nach allen Rich- tungen die entzückendsten Landschaftsbilder eines reichgegliederten, wild- romantischen Berglandes. Malerisch liegen die armseligen Dörfchen an den Gehängen zerstreut. Als das schönste möchte ich Tschiobankeuj anführen, das immer noch stark bevölkert, am Fuß des 750 Meter hohen Tschioban-Dagh gelegen ist; leider aber sind viele Häuser durch den letzten Krieg gänzlich zerstört worden.

Die Bewohner gehen auf den Feldern eifrig ihrer Arbeit nach oder weiden das Vieh. Die Mehrzahl ist erst nach dem Kriege zugewandert. Die Kinder drängen sich herbei, mit Sträußchen von Anemonen in

Digitized by Google

den Händen. Wir kaufen sie ihnen gern ab, da die schönen Blumen bereits während der Herfahrt unsere Neugierde auf sich gelenkt hatten. Ab und zu begegnen wir auch schwarzgekleideten nomadisierenden Hirten, die mit ihren Familien in Zelten hausen und hier unter dem Namen „Karakatschani" (d. i. Schwarze Nomaden) bekannt sind. Es sollen Wallachen (Rumänen) sein. Ihre Erscheinung macht einen ausgeprägt orientalisch-romantischen Eindruck.

Im unteren Teil der Talwände waren die Hänge mit dichtem Buschwerk der „Macchia", jener für das gesamte Mittelmeergebiet typischen Vegetationsform bekleidet. Es fielen uns namentlich in die Augen Olivaster-sträuche (wilder Ölbaum), immergrüne Eichen, große Heidekräuter und Arbutus- oder Erdbeerbäumchen. Dazwischen war der überaus stachelige Paliurus reichlich vertreten. In den höher gelegenen Teilen des Gebirges und weiter landeinwärts gen Norden verlieren sich diese immergrünen Strauchgewächse und laubabwerfende Gehölze gewinnen die Oberhand. Nur der dornenreiche und lästige Paliurus findet sich überall. In anmutiger Lage zeigt sich das Dorf Keussi-Mezid. Mit seinen vielen nun schon verblühten Mandelbäumen erscheint es wie von frischem Frühlingsgrün umhüllt. Die Bahn senkt sich nach Überschreitung der Wasserscheide wieder zu einer Flußniederung und überschreitet die Flora sowie einige ihr zuströmende Bäche. Bald ist Gumuldschina erreicht, der Hauptort des Bezirks, in einer fruchtbaren Ebene am Fuße der Berge gelegen.

Hier betreten wir das klassische Land des türkischen Tabaks. Unter strömendem Regen geht indes die Fahrt weiter bis Xanthi, einem hart an der neuen griechischen Grenze gelegenen Städtchen, das, fast ausschließlich von Türken bewohnt, in neuerer Zeit als Zentrale der Tabakkultur Bedeutung erlangt hat. Wir erreichten in Xanthi das Ende unserer Eisenbahnfahrt. Die Wagen wurden abgekoppelt und der verkleinerte Zug, der den noch dürftigen Verkehr zwischen Dedeagatsch und Saloniki vermittelt, fuhr erleichtert weiter. Bei unserer Ankunft am vorläufigen Reiseziel hatte der andauernde Regen nachgelassen, aber längst waren alle Wege in grundlose Pfützen umgewandelt. Prinz Kyrill, den wir schon in Gumuldschina vorzufinden gehofft hatten, war noch nicht eingetroffen. Um die Zeit auszunützen, hatten sich drei von unserer Reisegesellschaft zu einem Ausflug nach dem westlich von Xanthi und höher im Gebirge gelegenen türkischen Dorfe Kiridschli entschlossen. Zu Begleitern hatte ich den Königlichen Garteninspektor und den bulgarischen Oberlehrer, der als Zoologe den Sammlungen des Königs vorsteht. Der Wagen brachte uns querfeldein über Stock und Stein zum genannten Dorf. Die von Mauern

Digitized by Google

mschlossenen Felder der Tabakpflanzungen boten dem Auge gegenärtig nichts dar als nackte rote Erde. Gen Norden öffnet sich in dem ıhlen, nach Art des Karsts ausgedörrten Kalkgebirge eine enge ;chlucht, in die wir auf engem Maultierpfade einzudringen haben und ıo uns Gelegenheit dargeboten scheint mit unseren Sammlungen zu eginnen. Oberhalb des Dorfes gelangten wir zu einem aus alten, ickstämmigen immergrünen Eichen gebildeten Wäldchen, das, wie s mir schien, von den Bewohnern absichtlich geschont wurde, um ıls Schutz des Erdreichs gegen die Gewalt der abstürzenden Bergvasser dienen zu können. Von diesem die Gegend weithin beherrschenıen Standort hatten wir einen bezaubernden Rundblick über Xanthi ınd Umgebung. Im Westen zog sich als silberheller Streifen die Karasu durch das Hügelland, weit draußen lagerte im endlosen Blau ıer Ägäis die Insel Thasos. Tief zu unseren Füßen in Südost öffnete sich, umgeben von einer wasserreichen Ebene die tief ins Land eindringende Lagune Buru-Golü (auch Buru-Göl genannt) an deren Austritt zum Meer Porto Lagos gelegen ist. Die Küstenniederung auf der Ostseite der Lagune sollten wir am nächsten Tage in näheren Augenschein nehmen.

Während wir von Xanthi abwesend waren, traf dort der Prinz mit den Automobilen ein. Beim Übergang über das hohe Gebirge hatte es infolge der ungünstigen Witterung eine Panne gegeben, daher die Verspätung. Alles ist aber glücklich abgelaufen und nun war die Reisegesellschaft vollzählig und bei bestem Humor. Der heiterste von allen war der junge Prinz. Leider drohte schlechtes Aprilwetter uns um alle Genüsse zu bringen.

Abermals zeigte der Morgen ein trübes Gesicht. Finstere Wolken kreisten in niedriger Höhenlage um das Gebirge. Xanthi wird überragt von drei großen Klöstern, die in beherrschender Lage auf waldentblößten Vorsprüngen des Kalkgebirges erbaut das Wahrzeichen der Stadt darstellen. Zu dem einen dieser Vorberge hinauf führt die neue Verkehrsstraße, die über das Gebirge des über 1800 Meter ansteigenden Kara-Balkan hinüber nach Philipopel gebaut ist und auf der Prinz Kyrill gefahren war. Wir hatten einen Besuch des Klosters Bogorodica in Aussicht genommen, allein einer jener furchtbaren Regengüsse, wie man sie von gleicher Heftigkeit auch am Südfuße der Alpen erleben kann, nötigte uns bald zur Umkehr. In dem großen Kloster trafen wir nur einen einzigen Mönch. Er war, wie es schien, ein Grieche und nahm vor uns Reißaus, als flöhe er vor dem höllischen Feuer. Um nicht nutzlos die Zeit zu vergeuden, traf der Prinz am Nachmittag die Verfügung, uns mit dem von Saloniki eintreffen-

Digitized by Google

den Zuge bis nach Gumuldschina bringen zu lassen, damit wir den übrig gelassenen Rest des Tages zu einem Ausflug nach Porto Lagos verwenden könnten. Eine Autofahrt durch die schmutzigen Gassen von Gumuldschina und durch endlose Pfützen bei strömendem Regen war ein besonderes Vergnügen. Der dicke Schlamm spritzte hoch auf und belegte die Häusermauern aus geschlagenem Lehm mit neuen Schichten. Draußen, vor der Stadt aber flog das weiße Wasser der Pfützen kaskadenartig im weiten Bogen über den Fahrdamm. Die uns begegnenden Hammelherden mit den Hirten, die Züge beladener Kamele, die Karakatschani-Nomaden und andere Landleute wichen entsetzt vor dem ungewöhnlichen Fahrzeug aus. Weithin erstreckt sich das ausgedehnte Weideland von ab und zu welliger Bodengestaltung von Gumuldschina an bis zum Meer. Diese Küstenfläche wird von einer in gutem Zustand erhaltenen Fahrstraße durchschnitten. Ein Heer von hohen, weißblütigen Asphodelusstauden bedeckt, so weit das Auge reicht, alles Land.

Die langgestreckte Meeresbucht Buru-Golü ist von dichtem Baumbestand umgeben. Phantastische Schleier wirft der Nebel über diesen Wald und verhüllt uns die Einzelheiten. Klatschend schlägt uns der Regen ins Gesicht. Endlich ist das Meeresgestade erreicht und es setzt nun, dem Unwetter zum Trotz, ein fröhliches Jagen auf allerhand Sumpf- und Wasservögel ein. Die Ausbeute war befriedigend.

Jupiter Pluvius endete indes am nämlichen Abend sein grausames Spiel. Hell leuchteten die Sterne der Nacht, die Umrisse der Berge wurden klarer und der folgende Morgen brachte den ersehnten, wolkenlosen, richtigen blauen Himmel des Südens. Wir hatten jetzt auch großen Genuß im Anblick der landschaftlichen Reize von Gumuldschinas herrlicher Umgegend, konnten den 1900 Meter Meereshöhe erreichenden Kartal- oder Karlük-Dagh bewundern, der im Nordwesten der Stadt unvermittelt aus der Ebene emporsteigt. Gumuldschina selbst kann als eine ganz türkische Stadt angesehen werden. Von seinen 25 000 Einwohnern sind kaum 500 Bulgaren. Wie Xanthi ist sie in der Ebene am Fuße des Gebirges gelagert und von Gärten und Feldern umgeben. Die Bauart der Häuser ist von echt türkischem Gepräge. Neben den villenartigen Häusern der Reichen stehen in armseligen Gassen kümmerliche Lehmhütten. Die winzigen Fenster sind zum Überfluß durch Holzgitter verwehrt, damit ja nicht die Blicke eines Neugierigen ins Innere dringen. Die von alten Platanen beschatteten Freiplätze, orientalisch gekleidete Einwohner, verhüllte Frauengestalten, auch die ganze Art des Lebens und Verkehrs in den Gassen, wo fremdartige Waren im Freien zur Schau gestellt sind,

Digitized by Google

lles das sehen wir wie im Fluge vom Kraftwagen aus vor unseren Blicken sich entrollen. Es wurde beschlossen, nochmals zum Meer ach Port Lagos zu fahren. Im Vergleich zu der gestrigen brachte ie heutige Fahrt reichen Genuß. Auch die Jagd war ergiebiger, wäh- end ich im Bereich der Lagune nach seltenen Pflanzen Umschau hielt.

Die gegen 50 Kilometer von Buru-Göll entfernte, näher zu Ka- wala gelegene und durch einen schmalen Meeresarm von der Küste getrennte Berginsel Thasos ist durch einen in eigentümlicher Weise abgeflachten Gipfel gekennzeichnet. Dieser steigt bis zu 1000 Meter an. Die zum Domänenbesitz des Chedivs von Ägypten ge- hörige Insel scheint mit dichten Waldungen bedeckt zu sein. Mit dem Feldstecher konnte man an ihrer Umrißlinie deutlich die einzelnen Tannenbäume erkennen. Der Bergkegel des Athos, der Chortiatsi der chalkidischen Halbinsel, der von unserem Standort fast 130 Kilometer entfernt lag, zeigte auf der Nord- und Ostseite noch breite und tief herabreichende Schneefelder. Sein Gipfel wird mit 1930 Meter an- gegeben. Der Buru-Golü war vom Ostufer aus kaum zu übersehen, aber von drüben leuchtete klar im hellen Sonnenschein das weiße Kalkgebirge herüber, an dessen Fuß Xanthi mit seinen drei Klöstern ausgebreitet liegt.

Als wir Gumuldschina verließen, war unser nächstes Ziel die alte Küstenstadt Maronia. Der Weg dahin, etwa 30 Kilometer, wäre im Herbst ein sehr bequemer gewesen, nach dem wolkenbruchartigen Regen der letzten Tage jedoch war anzunehmen, daß die vom Gebirge herab- kommenden Flüsse ausgetreten seien und daß mit dem Kraftwagen nicht durchzukommen sein werde. So entschloß sich der Prinz auf der Eisenbahn nach Dedeagatsch zu fahren, um von dort aus über Makri auf dem Küstenwege nach Maronia zu gelangen. Auf der Rückfahrt wurde es denn auch bald klar, wie berechtigt unsere Be- fürchtungen gewesen waren, denn die zu überschreiten gewesenen Flüsse hatten sich in einen mehrere Kilometer breiten See verwandelt.

An einigen Haltestellen sammeln wir dicht am Bahnkörper und meist im Schutz der Gebüsche sprossende Anemonen, deren Blüten- pracht uns nicht minder erfreut als die abermals vor uns entfalteten herrlichen Bergpanoramen des Tschioban und des Schabchana. In De- deagatsch wird der kommende Tag in zwiefacher Weise verwertet. Der eine Teil von uns begibt sich nach Makri mit der Kavallerieschwadron, die den Auftrag erhalten hat, auf der hinter dem Ort gelegenen Strecke die Fahrstraße, soweit es eben ausführbar sein würde, not- dürftig auszubessern, damit wir mit den Autos dort auf dem Wege nach Maronia durchzukommen im Stande wären. Die übrigen Herren

Digitized by Google

der Reisegesellschaft, mit dem Prinzen, benutzen den Tag zu einem Ausflug in das Tal der Badoma, durch das wir nun schon zweimal auf der Bahn gefahren waren. Prinz Kyrill lenkt selbst den Kraftwagen, der zunächst die Stadt Dedeagatsch durcheilt, die vom letzten Balkankriege arg mitgenommen war. Es geht alsdann über Wiesen hinweg, dann unter vielhundertjährigen Eichen fort, bis der Bahndamm erreicht ist, der hier als einzige unter allen Umständen fahrbare Straße dient. Es erfordert nicht geringe Geschicklichkeit zwischen den Geleisen und über die Schwellen auf den Damm vorwärts zu kommen, aber Seine Kgl. Hoheit steuert mit sicherer Hand, wie wir das bereits mehrfach erfahren hatten. Bei der Haltestelle Badoma verlassen wir das Fahrzeug und gehen zu Fuß längs der Bahnlinie durch Tunnel hindurch und später auf Maultiersteigen höher ins Tal hinauf, das von weißen Kalkbergen mit oft senkrechten Felswänden eingeengt, den klaren Wassern der Badoma Abfluß gewährt.

Nun bekommen wir die schöne, immergrüne und so reichhaltige Mittelmeerflora in aller Ruhe zu sehen und können nach Belieben davon einsammeln. Der Prinz und der Zoologe jagen Schmetterlinge und erbeuten allerhand Gewürm. Die zahlreichen Raubvögel, die hoch über uns ihre Kreise ziehen und deren Horste an den Felswänden unnahbar in schwindelnder Höhe vor uns sicher sind, werden mir vom Prinzen genannt und in ihren Lebensbedingungen erläutert. An den Ufern des Baches bewundern wir die prächtigen, uralten Platanen des Orients, die der einheimischen Flora angehören. Unter einem Riesen dieser Art machen wir Halt. Ein kleines Seitental öffnet sich zwischen ungeheuren Felsblöcken, die von dichtem Strauch- und Baumwuchs umwuchert uns den Zugang zu dem im Hintergrund plätschernden Wasserfall erschweren. Um so verlockender erscheint uns natürlich ein Vordringen. Wir arbeiten uns hindurch und als wir am Ende der Talschlucht vor dem Wasserfall stehen, bemerken wir, im Dickicht der Gesträuche fast versteckt, steinerne Treppenstufen, die zu einer hoch oben gelegenen Höhle ansteigen. Wir klettern zu ihr hinauf und befinden uns in einer roh angelegten Kapelle, zu der das Innere der Höhle ausgebaut worden ist. An den Wänden lassen sich uralte Malereien erkennen, die aber von früheren Besuchern zum Teil mutwillig zerstört worden sind. Auch diese Spuren der Zerstörung zeugen von einer längst entschwundenen Zeit. Es scheint die Annahme berechtigt, daß hier ein Kultplatz war, der für verfolgte Bekenner eine verborgene Zufluchtstätte gewährte; aber wie viele Jahrhunderte mag das zurückliegen? Jetzt brannte hier wieder eine heilige Lampe und jetzt verfolgt wohl kein Fanatiker mehr

Digitized by Google

e Anhänger vermeintlicher Irrlehren, kein Moslem mehr den Chri-
en in diesen Bergen und nötigt ihn zu solchem Refugium. Die
Majestät der Zeit stimmt immer ehrfurchtsvoll, und so verlassen auch
ir den geheiligten Ort nicht ohne Bewegung, um uns talwärts zu
nserem Kraftwagen zurückzubegeben.

Von Badoma aus befuhren wir auf dem Rückwege anfänglich den Bahndamm der Verbindungslinie, die ostwärts nach Feredjiik ührt. Es ist das eine strategische von den Türken angelegte Bahn, ohl die einzige kurze Schienenstrecke, die dem türkischen Staat zu igen gehört hat. Nachdem der Bach auf hoher Brücke überschritten, alten wir unter einigen Ölbäumen zu einstündiger Mittagsrast. Vor ns breitet sich eine mit Eichen bestandene Ebene aus. Hinter uns, m Norden haben wir einen Berg, der von den Trümmern einer lten Burg gekrönt wird, deren Anlage dem Kaiser Trajan zu-eschrieben wird. Der Weg hinauf führt wieder durch dichtes Ge-trüpp, als Unterholz von Ölbäumen. Die oben dargebotene Rund-chau ist außerordentlich lohnend. Auf der Westseite stürzt die Berg-höhe senkrecht ab, und zu ihren Füßen rauscht die Badoma vorbei. Hinter uns öffnet sich das Tal mit den waldbedeckten Bergen, von enen wir kamen. Das kleine Dorf liegt wie in einem Waldversteck. Niedrige, in weit ausgezogenen Linien verlaufende Hügelketten be-grenzen den Ausblick nach Norden. West und Süd bieten die weite Ebene von Dedeagatsch, dahinter das Meer und die Inseln. Die ganze Küstenfläche erscheint als eine einzige große Waldung von Eichen. Uralte Stämme trifft man auf Schritt und Tritt. Die schuppigen großen Eichelbecher (Fruchthüllen), die beim Einsammeln der hauptsächlich als Schweinemast Verwendung findenden Eicheln abfallen, bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel der Gegend, da sie als Gerbmittel sehr geschätzt sind. Weit schweift der Blick gen Osten, wo nahe am Horizont ab und zu die Silberstreifen der Maritza em-porblinken. Wer mag die unvergleichlich pittoresk gelegene Burg erbaut haben? Diese gigantischen Mauerreste trotzten Jahrhunderten und den zersetzenden Einflüssen eines üppigen Pflanzenwuchses. Ist es wirklich der Kaiser Trajan gewesen, dem die Überlieferung in den Balkangegenden über Gebühr gerecht geworden zu sein scheint, den aber die Kriege doch hauptsächlich im Norden der Donau beschäftigt haben? Vielleicht diente die Burg nur als sturmsicherer Waffenplatz irgend eines mittelalterlichen Gewalthabers.

Nach Dedeagatsch zurückgekommen, erfahren wir, daß der Weg im Westen von Makri für eine gute Strecke hergerichtet ist und daß nun für unsere Fahrt nach Maronia alles bereit sei. So eilen wir

Digitized by Google

am anderen Morgen mit Windeseile auf der Chaussee nach Makri. Wir kommen bei den neuen großen Kasernen vorbei, die bekanntlich später von den Engländern beschossen worden sind. Die hier einquartierte bulgarische Besatzung bietet dem Königssohne ehrerbietigst militärischen Salut. Makri ist ein stattliches Dorf in hübscher Lage. Die Häuser liegen, wie gewöhnlich, von Ölbäumen beschattet und wie versteckt. Vor dem Ort kommen wir an dem Begräbnisplatz vorbei, dem schlanke Zypressen und eine Moschee orientalischen Stempel aufprägen. Am Minaret sind noch die Schußwunden zu sehen, die der Balkankrieg veranlaßt hat. Die Autofahrt durch die engen und holprigen Straßen von Makri stellt an die Geschicklichkeit des Wagenlenkers große Anforderungen. Hinter dem Dorf wird die Nähe des Meeresufers aufgesucht und weiter geht die Fahrt auf immer unmöglicher sich gestaltender Bahn. An einer steil abstürzenden Uferböschung am Meere bietet das vorausfahrende Auto für den Augenblick einen beängstigenden Anblick, als es mit dem einen Hinterrad frei über den Abgrund schwebt. Aber der Motor arbeitet sich wacker durch und auch wir kommen glatt über die kritische Stelle. Durch Gebüsch und über dorniges Gestrüpp und Steine saust der Kraftwagen weiter, so daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Sicherheit der Führung oder die Festigkeit der Daimler-Mercedes-Konstruktion, die das alles auszuhalten vermag. Beide Automobile hatten nämlich auch den letzten großen Feldzug mitgemacht. Mit dem einen von ihnen hatte Prinz Kyrill seine ersten Fahrproben gemacht. Das geschah in den Straßen Salonikis, und schon am nächsten Tage war er mit ihm von da bis Kavalla gefahren. Endlich gelangen wir zu dem Punkt, wo die Wagen die Grenze ihres Fortkommens erreicht haben. Die vorausgeschickte Schwadron erwartete hier Seine Hoheit. Reitpferde und Maultiere zur Fortsetzung der Reise waren für die ganze Gesellschaft in Bereitschaft gehalten. Für mich, der ich mein Lebtag noch kein Pferd von oben gesehen, war ein Reitesel bestellt worden. Die übrigen Reisegenossen waren gewandte Reiter. Es ging nun auf schmalem Saumpfade weiter durch das herrliche Bergland, das sich hier mit einer Reihe von Steilabstürzen aus dem Meere erhebt. Anfänglich führte der Pfad über verwitterte Schichten von Glimmerschiefer, dann, höher im Gebirge, zogen wir durch wild zerklüftetes, wunderbares Granitgestein, dessen wie von Gigantenhänden wirr durcheinandergewürfelte Cyclopenblöcke von der üppigsten Macchiavegetation umhüllt waren. Den Reittieren des Landes, die an dergleichen längst gewöhnt waren, schien der enge, hin- und hergewundene Bergpfad nicht die geringste Schwierigkeit zu bereiten. Es war

Digitized by Google

wunderbarer Tag, an den ich mein Lebtag denken will. In gol-
tem Sonnenglanz erstrahlten die Berge, die auf ihrer Unterseite
ern schimmernden Blätter der Ölbäume verbreiten eine zitternde
htfülle und reicher Blumenflor begleitet aller Orten den Weg.
dere immergrüne Laubhölzer sind überall unter die Ölbäume ge-
scht, vor allem fehlt nicht der klassische Lorbeer. Wir gelangen
s einem Tal in das andere, überschreiten kleine Bäche oder stei-
n über steile Felskämme hinweg. Dann gelangen wir zu einer
lmulde, wo reizende Gruppen edler Ölbäume um einen Brunnen
schart sind, die sogenannten Sultansoliven. Endlich tritt das Ge-
ge zurück und wir erreichen nach beinahe dreistündigem Ritt unser
el, Maronia.

Die mit verschiedenen Ausläufern an die Meeresküste herantreten-
den Gehänge des Karakus-Dagh (auch „Frankbunar" genannt)
60 Meter), bilden hier hohe Schutzmauern gegen die Winterstürme
is Nord. Von seinen Flanken fällt das Gelände sanft zum Ufer ab,
o ein breites, etwas rechtwinkliges Kap entsteht. Der kleine Ort
aronia, auf halber Höhe dieses Geländes gelegen, macht sich von
eitem durch die Menge seiner Ölbäume bemerklich. Zunächst reiten
ir bis dicht an das Meeresgestade hinunter, wo die Ruinen der
ten Stadt und reicher Baumschatten uns zur Rast einladen. In der
ähe sind auch die Trümmer einer alten Burg, zu denen ein be-
lasterter Aufsteig hinaufführt. Noch streben vier starke Mauern eines
urms gebieterisch empor. An sie schließt sich die Umfassungsmauer
r ehemaligen Stadt, aber im übrigen bietet der Boden nichts als
chutt und Trümmerhaufen. Indes lassen sich unschwer Gassen und
ausreihen entscheiden. Das alte Maronia war anscheinend eine an-
hnliche und wohlhabende Stadt. Jetzt überwuchert mannigfaltige
Mittelmeerflora die steinernen Überbleibsel und verhüllt den Blicken,
as etwa von Inschriften und Skulpturen noch übrig geblieben ist.
Unsere Reittiere weideten inzwischen friedlich im Schatten der immer-
rünen Eichen- und Ölbäume, zwischen Mandel- und Feigenbäumen
nd unter Gehängen von Brombeeren und Jasmin.

Angesichts der Burgruine ist ein neuer Hüttenbau entstanden, der
ur Aufnahme eines starken Militärpostens bestimmt ist. Diesem
ällt die Aufgabe zu, die Küste zu bewachen, wohl auch dem Schmuggel
Einhalt zu tun. Tiefer unten am Ufer sind noch einige von Gärten
ngebene Hütten zu sehen, dabei auch zwei Kapellen. Wir bewundern
das Prachtexemplar einer Eiche, die den vor diesen Baulichkeiten ge-
legenen Freiplatz beschattet. Weiter abseits hat der Forstinspektor eine
Baumschule zum Aufforsten solcher Berghänge angelegt, die, von

Digitized by Google

der Entwaldung bedroht, dessen bedürftig sind. Dieser Platz ist an der Westseite von einer aus dem Altertum stammenden Mauer eingeschlossen, und hier unten am Strande lassen sich noch deutlich die Molen eines kleinen, jetzt versandeten Hafens erkennen. Bei der kürzeren, inneren Mole liegen vom Wasser umspült einige Marmorsäulen. Von der starken Schutzmauer am Südufer der Stadt sind einige Strecken noch gut erhalten, der größte Teil des Bauwerks ist natürlich längst ein Raub des Meeres geworden. Diese Mauer, die Mole des Hafens und die Trümmer von Burg und Stadt genügen, um darzutun, daß dem Ort einst eine gewisse Bedeutung zukam. Durch welche Katastrophe er vernichtet wurde, ist unschwer zu erraten. Sicherlich war es ein Krieg, der im Balkangebiet immer nur ein Vernichtungskrieg sein konnte. Das war hier von jeher so der Brauch. Die wenigen, ärmlichen Hütten, die die Neuzeit auf diesen Ruinen von Maronia entstehen ließ, mögen wohl jetzt schon, nach so kurzem Bestehen, dem wohlfeilen Heldentum der Flotte des gegnerischen Vierverbandes zum Opfer gefallen sein und das an der thrakischen Küste kaum aufkeimende neue Kulturleben ist von neuem, wenn auch nur vorübergehend, gestört. Die Regierung des Königs Ferdinand hatte den Versuch gemacht, Bulgaren, die aus Makedonien vertrieben, auch hier, wie das überall in Neubulgarien geschehen war, anzusiedeln, und sicherlich hätten die fleißigen Leute dem tiefgründigen, äußerst fruchtbaren Boden reichen Ertrag abzugewinnen gewußt, hatte man doch in der Umgegend von Dedeagatsch mit den dahin versetzten bulgarischen Gemüsezüchtern gute Erfolge erzielt. Im Hinblick auf das fruchtbare Küstenland hat Maronia eine vielversprechende Lage, landschaftlich vielleicht die schönste im Bereich der bulgarischen Ägäis. Intensiv betriebenem Land- und Gartenbau sind hier große Aufgaben gestellt, und wenn erst eine ruhige Entwickelung gesichert ist, wird auch hier viel schönes und nützliches zu Stande kommen.

Als wir wieder nach Dedeagatsch zurückgekehrt waren, und uns im Abendsonnenschein am Anschauen des ewig schönen Meeres und der Inseln erfreuten, leuchtete es plötzlich hell auf im fernen Südost. Von den Bergen des Chersonnes rollte dumpf der Donner großer Schiffsgeschütze herüber und die vom Lande darauf gegebene Antwort ließ nicht auf sich warten. Trotz der 90 Kilometer Abstand konnte man deutlich das Aufleuchten der Schüsse sehen und die Fenster unserer Eisenbahnwagen klirrten infolge des ungeheuren Luftdrucks, den man auch selbst am eigenen Körper zu fühlen vermeinte. Der Geschützdonner währte an jenem Tage (abends 7 Uhr des 18. April) über eine halbe Stunde mit kurzen Unterbrechungen. Am nächsten Morgen gegen 8 Uhr erneuerte er sich mit gleicher Heftigkeit.

Digitized by Google

Seit unserem Besuch in Dedeagatsch haben nun auch dort, in der handelsfrohen und wegen der Schließung der Dardanellen zu ötzlicher Bedeutung gelangten neubulgarischen Seestadt feindliche anaten Verwüstungen angestiftet. Für den so unvermittelt ver-ößerten Handelsverkehr fehlte es übrigens zurzeit noch an Lager-usern. Die Waren mußten allen Unbilden der Witterung ausgesetzt i Freien lagern. Die großen Dampfer hatten weit von der Stadt tfernt auf freier Reede zu ankern, denn die vorhandene Bucht bot inerlei Schutz. Die ein- und ausgehenden Waren wurden auf große ichter und Segelbarken verladen, die näher an den Strand heran-langen konnten, und von diesen wurde die Ladung über lange Stege is Land geschafft.

Die Mündung der Maritza liegt weit im Osten der breiten, recht-winkeligen Bucht bei Enos, das der Türkei verblieben ist, und ssen Häuser von Dedeagatsch aus deutlich erkennbar sind. Die letzten egengüsse des April hatten den Fluß in solchem Grade anschwellen ssen, daß er stellenweise das Aussehen eines großen Landsees empfing. ulgarien hat demnach eigentlich weder in Dedeagatsch noch in Porto agos aussichtsreiche Hafenplätze am Ägäischen Meer, während Griechen-nd deren so viele besitzt. Dieses würde wohl wenig oder so gut wie ichts verlieren, wenn es gegen anderweitige Entschädigung Kawala nd Thasos an Bulgarien abtreten und diesem somit zu einem neuen nd wichtigen Zugang zum südlichen Meere verhelfen wollte; denn n griechischem Besitz entbehrt ja Kawala eines eigenen Hinterlandes. Bei alledem wäre übrigens noch zu berücksichtigen, daß das Areal es tatsächlich für den Ackerbau zu verwertenden südbulgarischen üstenlandes recht beschränkt ist.

Wie späterhin die Gestaltung der politischen Landkarte sich voll-ziehen mag, nicht allein im Balkangebiet, sondern überhaupt n Europa, ja in der ganzen Welt, ist vorderhand wohl nicht abzu-ehen. Beglückwünschen wir uns zunächst dazu, daß wir an Bul-garien einen treuen und starken Bundesgenossen gewonnen haben. Durch seine Einfügung in den Völkerbund, den unsere siegreichen Waffen auf der weiten Strecke von den nordischen Meeren bis zum Indischen Ozean gefestigt haben, werden uns auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet gemeinsame Vorteile erschlossen, die auch für Bul-garien von unberechenbarer Bedeutung sein müssen. Mögen sie dort das Lebenswerk eines weisen Königs krönen.

Als wir uns am 20. April zur Rückfahrt nach Sofia anschickten, schien die heiterste Sonne und machte uns den Abschied von den bereits sommerlich warmen Gestaden der Ägäis schwer. In Dedea-

Digitized by Google

gatsch herrschte am sogenannten Hafen flottes Leben und mit verdoppeltem Eifer wurde das Ein- und Ausladen der Lichterböte betrieben, um den durch die Regentage erlittenen Zeitverlust wieder einzubringen. Mit ihren stark angeschwollenen Fluten bot jetzt die Mariza einen großartigen Anblick und streckenweise führte die Eisenbahn wie an den Gestaden eines großen Binnensees entlang. Bei Philippopel kamen wir auch diesesmal zur Nachtzeit vorbei und sahen so gut wie nichts von Ostrumelien. Aber auf der letzten Strecke der Fahrt entfalteten die Nordabfälle des Rhodope mit ihren noch in voller Winterpracht erglänzenden Schneefeldern herrliche Gebirgspanoramen, die uns entzückten. Unvergeßlich bleibt mir vor allem der majestätische Rila, jener 2700 Meter hohe, in Nordwest dem Rhodope-Gebirge vorgelagerte Bergstock, der wie ein Grenzpfahl zwischen Bulgarien und Mazedonien aufgepflanzt erscheint.

Bei Sofia war die Vegetation inzwischen weit vorgeschritten. Früh sprossendes Grün prangte an allen Zweigen und auf den Flächen die Fülle der Narzissen, Verkünder des südlichen Frühlings.

Nach am Abende des Tages meiner Rückkehr nach Sofia hatte ich mich von Seiner Majestät und dem Königlichen Hause zu verabschieden, denn die Zeitumstände geboten ein möglichst beschleunigtes Hinüberkommen über die ungarische Grenze. Immer verdächtiger gestaltete sich damals die Haltung Italiens, sowie die davon beeinflußte Rumäniens. Vor allem hatte ich mit dem möglichen Fall einer rumänischen Mobilisation zu rechnen, die mich leicht zu einem Verbannten hätte machen können.

Die Rückfahrt verlief denn auch ohne Zwischenfälle, aber erst hinter Predeal vermochte ich mich jeder Sorge zu entschlagen. Nie ist mir eine derartig international gestaltete Reisegesellschaft zuteil geworden. Türken, Araber, deutsche Kaufleute und Offiziere, die von den Dardanellen kamen, dann Polen in großer Zahl, die nach Warschau reisten, boten mir mannigfaltigen Gesprächsstoff.

Überall sproßten die Saaten. Durch Rumelien bis Nordbulgarien, in Rumänien wie in Ungarn, überall der gleiche Anblick; Getreidefelder gereiht an Getreidefelder in immer gesteigerter Intensität der Bebauung. Je mehr man sich der Heimat nähert, umso sorgfältiger sind sie bestellt. Von Wien ab gleichen die Felder wohlgepflegten Gärten und solcher Länder Bewohner vermessen sich unsere Feinde aushungern zu wollen!

Im zarten Blütenschmuck seiner Obstbäume eingehüllt empfängt schließlich den Heimkehrenden das ersehnte Neckartal, und wie im Festgewande erscheint ihm zum Willkomm das sangesfrohe Schwaben.

Digitized by Google

Aus den Tagen Abdul Hamids.

Von Konsistorialrat Albert Klein, Marine-Oberpfarrer bei der Hochseeflotte.

Abdul Hamid — wer denkt noch an ihn? versunken und vergessen! Und doch war er einst ein Mann, der die politische Welt in Atem hielt. Und ebenfalls war und bleibt er der letzte selbstherrliche Beherrscher des alten Osmanenreichs, der letzte asiatische „Despot" auf europäischem Boden, der letzte große Padischah.

Mit ihm ging das alte Türkenreich dahin — die neue Türkei entstand, das Reich der Jungtürken, der Reformen, aber auch das Reich, das heute Schulter an Schulter mit uns kämpft. Vielleicht war es für die Türken und auch für uns gut, daß jene große Umwälzung, die mit Abdul Hamids Sturz eingeleitet wurde, kam, obgleich wir ja auch mit Abdul Hamid sehr gut standen und die alte Türkei als militärische Macht nicht zu verachten war. Abdul Hamid wußte was ihm und seinem Reich geblüht hätte, wäre er in einem Krieg der Mittelmächte und der Entente neutral geblieben oder gar auf die andere Seite getreten. Er wußte, daß er in beiden Fällen schließlich der Leidtragende gewesen wäre, daß es sich für den alten Erbfeind Rußland in einem Krieg auf der Seite Englands-Frankreichs gegen die Mittelmächte in erster Linie um sein Konstantinopel gehandelt hätte.

Aber da in dem Reich Abdul Hamids manches nicht in Ordnung war, können wir's schon zufrieden sein. Jedenfalls haben wir allen Grund, uns des türkischen Bundesgenossen, wie er nun ist, und mit einem Enver Pascha zu freuen.

Aber freuen mag sich auch jeder, der noch die alte Türkei, das Reich der Alttürken, das Land und Volk Abdul Hamids, die orientalische, noch nicht europäisierte Türkei, kennen gelernt. Denn fremdartiger, interessanter, „schöner" war jenes alte, unverfälschte Türkentum, das noch in seinem ganzen äußeren Glanz kennen zu lernen wir das Glück hatten, als wir an der Jahrhundertwende auf deutschem Kriegsschiff vor Konstantinopel lagen, zur Feier der Enthüllung des von unserem Kaiser bei seiner Fahrt ins heilige Land der Haupt- und Residenzstadt seines hohen Gastfreundes gestifteten monumentalen Brunnens auf dem erinnerungsreichen, großen Achmedplatz.

Es ist eine tragische Gestalt, die in dem letzten der alten Sultane vor uns auftaucht, schon durch den unerhörten Wandel, den sein Leben erfahren. Der einst unumschränkt über Leben und Tod von Millionen verfügte, ist seit Jahren ein armer Entthronter und Gefangener, muß die ganze Bitterkeit des alten Worts an sich erfahren: sic transit gloria mundi!

Wie mag er in seiner Gefangenschaft sein Leben geführt, sein Schicksal getragen haben? Ob er es mit islamitischem Gleichmut, mit orientalischer Resignation trägt? Ob er mit dem ganzen Ingrimm seiner alten gewalttätigen Natur gegen sein Kismet und die Menschen gewütet hat! Wieviel mag er von dem Wechsel und Wandel in seinem Land und Volk, wieviel von dem Weltkrieg in seiner Abgeschlossenheit erfahren, wie mag er über das, was er davon erfährt, denken? Wir wissen es nicht. Nie ist etwas aus seiner Verborgenheit hinausgedrungen. Nur einmal erfuhren wir etwas über ihn, als unser deutsches Stationsschiff in Konstantinopel — auf Wunsch

Digitized by Google

der türkischen Regierung — ihn beim Ausbruch des letzten türkisch-griechischen Krieges aus seinem ersten Gewahrsam in den zweiten überführte. Da berichtete der Kommandant von ihm als einem alten, gebrochenen, harmlosen zufriedenen Mann, der seine Dankbarkeit für die freundliche Behandlung auf dem deutschen Schiff in rührender Weise kundgab. So mag er denn auch sonst sein Schicksal getragen haben als der alte fromme Türke, der er immer war, als ein echter Sohn seines Volkes, das als höchste Blüte seiner Religion die stille Ergebung in den Willen Allahs kennt. Man hatte ihm sein Leben, sogar einen kleinen Harem gelassen — das war nach alttürkischen und besonders wohl nach seinen eigenen Begriffen schon sehr viel, das hatte er, der so manchem seiner getreuen Untertanen das Leben genommen, wohl nicht erwartet. Da konnte er schon zufrieden sein mit seinem Geschick. Und nur die Furcht, daß man ihm doch noch eines schönen Tages so oder so sein armes Leben nehmen könnte, mag dem alten Mann das Leben dieser letzten Jahre verbittert, ihn in seinem Hinträumen geschreckt haben. Hatte er doch sein ganzes Leben lang, auch als Herr über Leben und Tod seiner Untertanen, unter der Furcht des Todes gestanden, — keine Speise, keinen Trank nahm er, der ihm nicht vorgekostet, jede Nacht schlief er in einem anderen Bett, in einem anderen Zimmer seines großen Palastes, und die Vorsichtsmaßregeln dabei grenzten ans Lächerliche.

Ein tragisches Leben geht da irgendwo in der Gefangenschaft seinem Abschluß entgegen. Ein Leben, dem man trotz vieler verdunkelnder Schatten, trotz manches Blutes auch, das an seinen Händen klebt, sein Mitgefühl und seine Achtung nicht versagen kann. Er hat nicht nur ein ganzes Leben lang in höchster äußerer Machtfülle geherrscht, sondern er hat auch in seiner Art, in der Art der alten orientalischen Despoten, sein Herrscheramt und seine Herrscherpflicht sehr ernst genommen. Er hat wirklich regiert, regiert, so gut er es vermochte, er hat nicht nur sein eigenes, sondern auch seines Landes und Volkes Bestes gesucht. Er war ein Mann der Pflicht, der Arbeit, fleißiger ist wohl nie einer gewesen, der auf einem Throne saß. In aller Frühe stand er auf, in später Nachtstunde erst suchte er Ruhe, und von früh bis spät immer bei der Arbeit, die kurze Zeit abgerechnet, die er in seinem Harem bei seinen Lieblingsfrauen zubrachte, und die er seinen Kindern, an denen er mit großer Liebe hing, widmete. Nichts in seinem weiten Reich entging ihm, alle Fäden liefen in seiner Hand zusammen. Und er war ein kluger Mann — man sah es ihm schon an. Es war doch auch wirklich keine Kleinigkeit, durch all die Intrigen seiner guten Freunde, der Russen, der Engländer, der Franzosen, die alle etwas von ihm wollten, ihm ihre guten Dienste anboten, sich gegenseitig und alle miteinander ihn zu überlisten suchten, hindurchzulavieren, sie gegen einander auszuspielen, sein Reich und seine Macht sich zu erhalten; auch der Gefahren, die ihm im eigenen Reich durch die Wühlereien jener guten Freunde entstanden, noch immer Herr zu werden.

Am meisten haben ihm da wohl die Armenier zu schaffen gemacht, und sie haben denn auch am meisten von ihm zu leiden gehabt. Die christlichen und türkenfeindlichen Armenier waren immer für seine Widersacher das beliebteste und willigste Objekt Unruhen zu stiften — und sie haben es allerdings immer schwer büßen müssen. Denn sie konnte seine Hand erreichen, anders als die anderen Unruhestifter, die fernen, schwer zu fassenden Araber

Digitized by Google

d die im Bandenkampf geübten Albanier. Und in diesen Dingen verstand
e Sultan keinen Spaß, da ließ er sich auch von den mächtigen Hinter-
ıten dieser Aufrührer nichts gefallen.

Man hat viel in aller Welt, natürlich vor allem in dem unschuldigen,
gendhaften England, aber auch bei uns in Deutschland über die Ar-
eniermetzeleien und Türkengreuel sich entrüstet. Gewiß konnte man tiefes
itleid haben mit den verführten und besonders mit den unschuldigen Opfern
i der Unterdrückung der armenischen Aufstände — oder auch nur der Ver-
che dazu; aber wer wollte es dem Sultan verdenken, wenn er die Brand-
fter im eigenen Hause mit Feuer und Schwert zu ihrer Untertanenpflicht
ırückrief? Ließen es doch auch die Armenier, wo sie konnten, an Grausam-
it der muselmanischen Bevölkerung gegenüber nicht fehlen. Sind doch die
rmenier, mögen sie sich auch christlich nennen, und mag es auch manchen
rlichen Christen unter ihnen geben, wahrhaftig keine Tugendbolde. Wohl
icht mit Unrecht sind sie nicht nur bei den Türken, sondern im ganzen Orient,
erschrien. Da hilft es nichts, daß sie sich christlich nennen. Gute Kenner
er Türken und der Armenier sind sich nicht zweifelhaft darüber, wem sie den
)orzug geben sollen. Die Empörung christlicher Kreise bei uns über die ar-
ıenischen Greuel hätte sich gegen die Anstifter all dieses Elends, gegen Eng-
ınd vor allem und gegen Rußland richten sollen.

Auch in diesem Krieg hat man ja wieder viel über die armen, gequälten
Irmenier geschrieben und geschrien — diesmal war es besonders der gehor-
ame Diener der Entente, der barmherzige Bruder Jonathan, der sich nicht
jenug entrüsten konnte und natürlich auch eine seiner beliebten Drohnoten
uch an die türkische Regierung richtete. Man hat nicht gehört, ob er da-
nit auch dort den tiefen Eindruck gemacht wie anderswo. Enver Pascha ist
vohl nicht der Mann, sich von einem Wilson schrecken zu lassen. Und auch dies-
nal sind es wieder die Armenier gewesen, die angefangen haben, die von
England und Rußland aufgewiegelt, mit Waffen und Munition versehen, sich
nicht nur feindlich gegen die bewaffnete türkische Macht — besonders hinter
ihrem Rücken — stellten, sondern auch, wo sie es konnten, gegen die musel-
manische Bevölkerung in ihrer Mitte so grausam gewütet haben, daß man es
den Türken nicht gerade übel nehmen kann, wenn sie gleiches mit gleichem
vergalten, zumal im Krieg.

Der alte Sultan hatte nun nicht nur immer ein wachsames Auge auf alle
Umtriebe und unterdrückte jeden Versuch eines Aufstandes mit blutiger Strenge
— er war überhaupt nach „guter alter" Despotenart rücksichtslos bis zur Grau-
samkeit, auch seinen eigenen Leuten gegenüber. Seine Regierung hat man-
ches blutige Opfer gefordert. Das Wohl seines Landes und Volkes, wie er
es verstand, leitete ihn dabei, er wollte auch da seines Reiches Bestes, frei-
lich auch sein eigenes — seine kaiserliche Gewalt ging ihm über alles.

Er kannte sein stilles, geduldiges, geknechtetes Volk der unteren und mitt-
leren Schichten, also die große Masse im Türkenreich, aber auch die un-
ruhigen, von westeuropäischen Ideen angesteckten, reformerischen Elemente.
Er kannte seine Würdenträger, seine Minister, seine ganze Umgebung, diese
habgierigen, herrschsüchtigen, gewalttätigen und doch unentbehrlichen Gehilfen
seiner Herrschaft. Er wußte, wie es seit alten Tagen zuging im Lande der
Palastrevolutionen. Er traute keinem Menschen, auch seinen nächsten Ver-
wandten und Helfershelfern nicht, er sah in jedem seinen Feind, der ihm

Digitized by Google

nach der Herrschaft, nach dem Leben trachtete. Er wußte, wie er selbst zum Thron gekommen war. Eines schönen Tages war sein Vorgänger, der eigene ältere Bruder, Murad, nicht mehr Beherrscher aller Gläubigen, der jüngere Bruder nahm seinen Platz ein, und jener verschwand in einem der vielen verschwiegenen Schlösser am Bosporus, manche wollten auch wissen, er wäre gleich ganz verschwunden. Sein Name durfte nie mehr genannt werden.

Und das war der dunkle Schatten, der über seinem Leben lag: die Furcht vor einem gleichen Schicksal, vor Nachstellung, Entthronung und Mord. Ganz sollte ihn diese Furcht ja auch nicht betrogen haben. Schließlich fiel er wirklich den Nachstellungen zum Opfer, wurde entthront, wenn er auch vor plötzlichem, gewaltsamem Tod bewahrt blieb.

In dieser Angst um sein Leben lag es auch begründet — was man seiner Regierung besonders zum Vorwurf machen muß — daß er oft beide Augen gegenüber Unrecht aller Art in seiner Umgebung zudrückte, seine Minister und Paschas sein armes Volk drücken und ausplündern ließ, selbst wenn darunter das Staatsinteresse litt und seine eigene Macht gefährdet wurde.

Als wir bei unserer Anwesenheit in Konstantinopel auch zur Audienz bei ihm waren, machte uns einer der Herren unserer Botschaft auf einen der Minister, der immer in der nächsten Nähe des Sultans stand, aufmerksam — es war der Marineminister: der sei der schlimmste, in seine Tasche flösse ungefähr alles, was der Sultan für die Marine auswürfe. Das wisse alle Welt — es war in der Tat, wie wir nachher feststellen konnten, stadtbekannt — auch der Sultan, und doch wage er nicht, ihm sein Handwerk zu legen: weil er Angst vor dem verschlagenen, gewalttätigen Mann habe. Solange er ihn räubern ließe, wisse er sich sicher vor ihm. So konnten die Schiffe — was davon noch da war — verfaulen, und die Marine — was sich so nannte — verkommen und verderben. Es kam dazu, daß er nicht viel von der Marine hielt, er schätzte sie als Machtmittel wenig, sie war ihm mehr ein Luxus.

Ein umso wachsameres Auge hielt er auf die Armee. Er wußte, daß er ohne sie ein verlorener Mann war. Gerade Abdul Hamid hatte — auch darin zeigte er, daß er ein kluger Regent war — getan was er konnte, um sich eine starke, zuverlässige Kriegsmacht zu schaffen. Er zog tüchtige preußische Offiziere in seinen Dienst — der bekannteste ist von der Goltz geworden — gab ihnen hohe Kommandostellen, schickte die tüchtigsten seiner jungen Offiziere zur preußischen Armee, hatte für sein Heer immer Geld, und achtete darauf, daß es mit diesem Gelde nicht so ging wie bei der Marine. Dafür waren ja auch schon die hohen preußischen Offiziere da.

Die Truppenteile, die wir in Konstantinopel sahen, machten einen vorzüglichen Eindruck, in Haltung, Uniform und Ausrüstung, besonders die prachtvoll berittene Kavallerie. Das Regiment Erthogrül, das die Ehre gehabt, die Geleitschwadron bei der Palästinafahrt unseres Kaisers zu stellen, mit seinen ausgesuchten Leuten und Pferden zu sehen, war jedem militärischen Auge eine Freude. Neben diesem bevorzugten Kavallerieregiment erregte unsere Aufmerksamkeit das Zuavenregiment in den bekannten bunten Turkojacken und grün-braunen Turbans, der alttürkischen Kopfbedeckung, die sonst in der Armee seit der Vernichtung der Janitscharen und der Reform des türkischen Militärs dem ursprünglich griechischen Fez hatte weichen müssen. Mehrere Regimenter waren schon ganz nach deutschem Muster uniformiert.

Wir hatten öfter Gelegenheit, die Truppen zu sehen, besonders auf dem

Digitized by Google

Anmarsch und der Parade beim großen Selamlik und bei der Enthüllung des Brunnens. Die Regimenter der Residenzstadt, natürlich ausgesuchte Truppen, unserer Garde entsprechend, bestanden zum großen Teil aus altgedienten Leuten von martialischem Aussehen: das scharf geschnittene, dunkle Gesicht des richtigen Osmanen hat ja von selbst schon etwas martialisches. Ebenso wirkten die Offiziere, denen man auch schon sehr die preußische Schule in ihrem Äußeren — schon die Uniform zeigte große Ähnlichkeit mit der unseren — wie in ihrem ganzen Wesen anmerkte.

Anders freilich sahen die Truppen aus, die wir in kleinasiatischen Garnisonen, in Jafa, Beirut, Jerusalem sahen (während die in Damaskus wieder mehr an die Konstantinopeler erinnerten). Hier, fern der Hauptstadt, war schon die Uniformierung sehr viel schlechter, auch das Menschenmaterial nicht auf der Höhe der Residenztruppen. Die Leute machten zum Teil einen unlustigen melancholischen Eindruck. Ich ließ mir erzählen, daß die kleinasiatische Bevölkerung — ist ja auch viel Mischvolk darunter — vielfach das Soldatwerden etwa so ansah, wie unsere Bürger- und Bauernsöhne unter Friedrich Wilhelm I. Die jungen Türken hier entzogen sich gern der Militärpflicht, mußten oft zwangsweise unters Militär gesteckt werden. Keiner, der einmal darunterstteckte, wußte, wann er wieder herauskäme. Gerade darin herrschte im alten Türkenreich die größte Willkür, wie ja überhaupt die Willkürherrschaft, besonders in den abgelegenen Provinzen, wohl das allerschlimmste war. Und gerade darum war auch das Soldatwerden diesen Leuten so verhaßt. Ging man abends nach Beendigung ihres Dienstes an ihren dunklen Kasernen vorbei, sah man hinter den vergitterten Fenstern manches traurige Gesicht, und konnte bei dem leisen, schwermütigen Gesang dieser Leute wohl selbst etwas schwermütig werden. Auch die Offiziere machten in diesen Garnisonen bei weitem nicht den Eindruck wie in Konstantinopel.

Wenn nun auch die türkische Armee etwas ungleichwertig war, sie war in allen ihren Teilen nicht zu verachten. Sie hat sich immer gut geschlagen, wenn sie gut geführt wurde und einigermaßen zu essen hatte. Die Russen können ein Lied davon singen. Der Türke ist unglaublich anspruchslos und entbehrungsfähig. Hat er Reis und Tabak, so ist er zufrieden, erträgt willig die größten Strapazen. Und daß es ihm nicht an Todesmut im Kampfe fehlt, dafür sorgt schon seine Religion, sein Fanatismus als Kämpfer für den Propheten, und sein Fatalismus: wem es bestimmt ist, der fällt, wem nicht, der nicht. Und sein fester Glaube an das Wunderland seines Paradieses, das jedem Moslem sicher ist, der für Allah und den Propheten stirbt — was kann dem armen geplagten Mann aus dem Volke besseres widerfahren, als daß er solchen Tod stirbt? Und der einfache Mann kommt überhaupt nicht auf den Gedanken — wie mir einer der auch in Deutschland ausgebildeten Offiziere sagte — an dieser Paradieseslehre zu zweifeln. Bei manchem der Offiziere, wie auch sonst bei gebildeten, aufgeklärten Türken sei es schon anders. Ob es bei dem einfachen Volk in der neuen Zeit auch schon anders geworden ist? Wohl kaum. Es bleibt bei seiner glücklichen Unwissenheit unberührt von allem modernen Denken.

Daß die türkische Armee im letzten Krieg gegen die anderen Balkanstaaten so schlecht abgeschnitten hat, war zum Teil die Schuld der kurz vorher eingetretenen Umwälzung, des neuen Regiments mit allerlei nicht immer glücklichen Neuerungen auch auf militärischem Gebiet (Einstellung auch der

Digitized by Google

christlichen, jüdischen, levantinischen Untertanen in die Armee), zum Teil lag es an dem alttürkischen Schlendrian, der sich so schnell nicht beseitigen ließ. Es war für nichts gesorgt, die Leute haben im allerbittersten Sinn gehungert, es fehlte an Waffen und Munition. Und besonders: es soll den Türken von befreundeter Seite versichert worden sein, an feindliche Absichten der Balkanstaaten sei gar nicht zu denken, sie brauchten nicht für den Krieg zu rüsten. Tatsache ist jedenfalls, daß die Türken kurz vor der Kriegserklärung ihrer Nachbarn ihre eingezogenen Reserven wieder entlassen, und völlig unvorbereitet in den Krieg gehen mußten.

Die Türkei unter dem neuen Regiment hat die türkische Armee zu dem schneidigen Instrument gemacht, das uns in diesem Krieg so hervorragend hilft, im Kampf gegen unsere und ihre Feinde. Und daß die türkische Armee an unserer Seite kämpft, daß die Türkei, trotz aller Verführungskünste der Entente und mancher Widerstände an wichtigen Stellen, an unsere Seite trat, das war vor allem Enver Paschas Verdienst, wobei ihm — was wir nicht vergessen wollen — das Erscheinen unserer „Goeben" und „Breslau" eine starke Hilfe war. Wie groß sein Verdienst da ist, das wird wohl eine spätere Zeit noch herausstellen.

Damit ein Enver Pascha überhaupt möglich war, mußte der ganze innerpolitische Wechsel kommen; unter einem Abdul Hamid wäre ein Enver Pascha unmöglich gewesen. Der war damals, als wir in Konstantinopel weilten, noch der junge, unbekannte Enver Bey, war einige Jahre später Militär-Attaché in Berlin, als solcher auch einmal zur Flotte kommandiert, und, gern erinnert man sich in der Marine noch seiner als eines Mannes, der den allerbesten Eindruck machte, wenn auch keiner damals ahnte, was hinter dem stillen, bescheidenen Manne stak.

Uns lagen in jenen Konstantinopeler Tagen an der Jahrhundertwende Gedanken an eine derartige Umwälzung, wie sie hauptsächlich durch Enver Bey herbeigeführt worden, natürlich gänzlich fern. Wohl wußten wir, daß es hie und da, auch unter den Offizieren, gärte. Aber wir sahen den Sultan in seiner Macht, und nichts ließ die kommenden Ereignisse ahnen. Und wir konnten uns während unserer Anwesenheit in seiner Residenz jedenfalls nicht über ihn beklagen. Im Gegenteil — nie sind wir irgendwo in aller Welt so freundlich und gastlich aufgenommen worden. Wir lernten die alte orientalische Gastfreiheit bei ihm kennen. Abdul Hamid wußte nicht, was er uns alles antun sollte. Es war ihm sichtlich eine herzliche Freude, die Abgesandten seines kaiserlichen Freundes bei sich zu sehen. Der Deutsche Kaiser und das Deutsche Reich waren seine einzigen wirklichen Freunde — das wußte der von so vielen falschen Freunden Bedrängte ganz genau. So ergriff er gern die Gelegenheit, seinem großen Freunde und seinen Vertretern bis zum letzten Matrosen herunter, Freundlichkeit zu erweisen. Vom ersten bis zum letzten Tage war unser Schiff der Gast des Sultans, wurde es vollständig und reichlich von ihm verpflegt, bis auf die Flasche Münchener Bier zu jeder Mahlzeit und die ausgiebige Zigarettenration. Für die Offiziere standen täglich an unserer Landungsstelle Wagen des kaiserlichen Marstalls bereit, man brauchte nur an Land zu kommen, so konnte man hinfahren wohin und wie lange man wollte. Deutsch sprechende Offiziere waren uns beigegeben, in deren Begleitung wir unsere Ausflüge und Einkäufe machten. Täglich wurde unter ihrer Führung etwas unternommen, die verschlossensten

Digitized by Google

Türen sprangen vor uns auf. Die große Schatzkammer der Osmanenbeherrscher, in der durch die Jahrhunderte hindurch Kleinodien aller Art aufgehäuft worden — eine märchenhafte Pracht, in der es einen umflimmerte wie aus Tausend und einer Nacht — die nur sehr wenigen, auserwählten hohen Gästen gezeigt wurde, öffnete sich uns. Die verschwiegenen, geheimnisvollen Schlösser am Bosporus, den alten düsteren Serail betrat unser Fuß. In der Hagia Sophia durften wir einer großen Gebetsstunde beiwohnen, was sonst jedem Ungläubigen streng verwehrt war. Wir haben dank dem Sultan in den zwei Wochen unseres Aufenthalts mehr von Konstantinopel zu sehen bekommen als die meisten, die ihr ganzes Leben dort zubringen.

Aber auch persönlich kümmerte er sich um uns. Wir waren seine Gäste in seinem Palast, saßen mit ihm an seinem mit orientalischer Pracht und auserlesenen Genüssen gedeckten Tisch. Wir konnten im Yildiz-Kiosk auf bevorzugten Plätzen der Auffahrt des Sultans und seines Harems und Hofstaats zum großen Selamlik in nächster Nähe beiwohnen.

Bei der nachfolgenden feierlichen Audienz im Prunksaal seines Yildiz-Kiosk stand der Sultan, umgeben von seinen Würdenträgern und den kaiserlichen Prinzen, in unserer Mitte: ein mittelgroßer, etwas gebückter Mann, mit kurzem grauen Bart, einem gefurchten, klugen Gesicht, in einfachem schwarzen Rock und rotem Fez, nur mit dem Band des Schwarzen Adlerordens geschmückt. Wie er so dastand, mit freundlichem Lächeln, sah er aus wie irgendein alter braver Orientale. Mit dem immer gleichen freundlichen Lächeln hörte er die Ansprache unseres Botschafters und die Erwiderung seines ersten Ministers in seinem Namen an. Wenn man ihn so sah, glaubte man nicht, wie anders er blicken konnte, wie wenig ihm ein Menschenleben war.

Einer aus seiner Umgebung brachte einen großen Kasten heran, und mit glücklichem Lächeln überreichte der Sultan persönlich jedem von uns mit einem Händedruck seinen Orden. Auch eine größere Abordnung unserer Mannschaft in einem Nebensaal begrüßte er und ließ jedem eine Medaille überreichen, den Mitgliedern unserer bescheidenen Bordkapelle, die vor ihm hatte spielen dürfen, die Medaille „für Kunst und Wissenschaft".

Wie unsere Audienz besonders feierlich gestaltet worden war, so war man auch in Konstantinopel allgemein erstaunt darüber, daß Abdul Hamid so offen unter eine so große Menschenzahl getreten — ein Beweis, welches Vertrauen er zu uns hatte, er, der es nie wagte, unter sein eigenes Volk zu treten, der sich von Berührung mit fremden Menschen, zumal in größerer Zahl, fern hielt.

Daß auch in dem konservativen Osmanenreich unter Abdul Hamid schon manches anders geworden war, dessen erinnerte sich bei dieser Audienz, wer Moltkes „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" kannte. Damals, also etwa drei Viertel Jahrhundert vorher, mußten die Repräsentanten der mächtigsten Monarchen stundenlang im Vorhof des alten Serails warten, wurden dann durch das „Tor der Glückseligkeit" in einen halbdunklen Kiosk vor das Antlitz des Großtürken gelassen, geführt von zwei Obertürstehern, die ihnen die Arme festhielten und sie zu tiefen Verbeugungen zwangen, worauf die Gesandten ihre Reden an den Großherrn richteten, dem jedoch nur einige wenige Worte übersetzt wurden, dann ihre Geschenke überreichen durften, worauf Seine Hoheit dem Vezier einen Wink gab, irgend etwas zu sagen, womit die Sache zu Ende war.

Digitized by Google

Bei der feierlichen Enthüllung des vom Kaiser gestifteten Brunnens — am Geburtstag des Kaisers — wurde wieder aller orientalische Pomp entfaltet. Es war ein Feiertag für ganz Konstantinopel. Eine dichte festliche Menschenmenge wogte in den Straßen, füllte den mit Masten und Fahnen in deutschen und türkischen Farben geschmückten weiten Festplatz — den weltgeschichtlichen Platz des alten Hippodroms der byzantinischen Zeit, den damaligen Mittelpunkt des byzantinischen Hof- und Volkslebens, mit seinen Renn- und Parteikämpfen. Auf diesem Platz, am Fuß des noch dort stehenden Obelisken, hielt Mohammed der Eroberer nach dem Fall der unglücklichen Stadt 1453 ein furchtbares Blutgericht, und auf eben diesem Platz gab Sultan Mahmud 1826 das Signal zur Niedermetzelung der Janitscharen. Auf diesem Platz erschollen nun beim Anrücken und Aufstellen unserer Schiffsmannschaft neben den türkischen deutsche Kommandoworte — wohl zum erstenmal — erklang bei der Enthüllung des Brunnens neben der türkischen die deutsche Hymne, wohl auch zum erstenmal im Herzen Alt-Konstantinopels. Die ganze Feier im Beisein aller Würdenträger des Osmanenreichs und unserer ganzen Botschaft, das Nebeneinander des türkischen und deutschen Militärs, der türkischen und deutschen Fahnen und Hymnen, die unabsehbare festliche Volksmenge, die wohl vollzählig versammelte deutsche Kolonie, die Reden, die von türkischer und deutscher Seite bei der Enthüllung gehalten wurden — das alles ließ sich schon wie eine große türkisch-deutsche Verbrüderungsfeier an.

Unser Schiff betrat der Sultan nicht, wie er überhaupt seinen Yildiz-Kiosk nur zum Selamlik allwöchentlich einmal verließ zur Fahrt in die ganz in der Nähe seines Palastes liegende Hamidije-Moschee. Und dabei war Palast und Moschee in weitem Bogen mit einer hohen Mauer von der Außenwelt abgeschlossen und von einem starken Truppenaufgebot bewacht. Er wagte sich nicht in die Öffentlichkeit, aus Furcht vor Attentaten, ein freiwilliger Palastgefangener. Aber einer seiner Offiziere mußte ihm photographische Aufnahmen unseres Schiffes und der Besatzung machen, und zur Belohnung wurde der Glückliche, ein Leutnant, sofort zum Major befördert; echt türkisch-sultanisch. Daß man aus solchem Vorkommnis keinen Schluß auf das türkische Offizierkorps oder die türkische Armee überhaupt unter Abdul Hamid machen darf, geht wohl schon aus dem vorher über Offiziere und Armee Gesagten hervor. Beim Verlassen des gastlichen Hafens kreuzten wir vor dem Yildiz-Kiosk auf und sandten dem Sultan unseren letzten donnernden Gruß und Dank. Er, der sonst über jedes Geräusch in der Nähe und Ferne erschrak, soll sich auch hierüber sehr gefreut haben.

Wenige Jahre nach unserem Besuch in Konstantinopel war er, den wir noch in seiner vollen Macht gesehen, ein armer Gefangener. Ein Leben voll Tragik geht hinter verschlossenen Mauern dem Ende entgegen. Ein Herrscher, der nicht klein war und es immerhin fertiggebracht hat, unter den schwierigsten Verhältnissen sein eigentliches Reich auch in Europa sich zu erhalten, durch all die Wirren und Stürme, die ihm die guten Freunde nah und fern bereitet, hindurchzusteuern, und der nicht zuletzt ein Freund des Deutschen Reiches war. Ein Mann, der bei allen Schatten, die sein Bild umdüstern, auch gute Eigenschaften hatte: Pflichtbewußtsein, Arbeitsamkeit, Dankbarkeit. Und vor allem ein armer, unglücklicher Mensch, der in seiner ganzen langen Regierungszeit wohl kaum eine ganz ruhige, frohe Stunde gehabt, und der zuletzt noch die ganze Bitterkeit des Erdendaseins schmecken mußte.

Digitized by Google

Als Krankenpflegerin unter dem Roten Halbmond.

on Kathinka von Rosen-Fabricius in Burg bei Magdeburg.

Wer die Moslim nicht durch die europäische Brille sieht, weiß, wie gesund sie sind, und wer sie kennt, wird sie lieben und achten; sie besitzen Tugenden, die den sogenannten zivilisierten Nationen abhanden gekommen sind. Sie kennen muß man sie, ein flüchtiger Besuch am Bosporus genügt nicht, um ein Urteil zu fällen. Man muß gute und böse Tage mit ihnen durchlebt haben, muß sie als Gatten und Väter kennen und muß sie als Kranke gepflegt haben. Wenn es Menschen gibt, die nur den Schmutz in den Straßen von Konstantinopel sehen, so genügt für andere das Wort Vielweiberei, um die Moslim als unsittlich zu stempeln. Wer den Zauber orientalischen Lebens auf sich wirken läßt, wird den Schmutz zu seinen Füßen nicht sehen, und die Vielweiberei sollte uns in anderem Lichte erscheinen, wenn wir unserer ledigen Mütter und unehelichen Kinder gedenken. Uneheliche Kinder, Verbrechen gegen das keimende Leben und Kindsmorde schwangerer Mädchen kennt der Islam nicht.

Ich lernte die Türken während des Türkisch-Russischen Krieges 1878 kennen. Lady Strangford, eine bekannte Philanthropin, hatte mich aufgefordert, die Leitung ihres Hospitales zu übernehmen. Wir gingen nach Adrianopel und richteten uns in einem großen, luftigen Hause behaglich ein. Unsere 60 Betten waren schnell belegt, ein Türke kochte für die Kranken, zwei Pflegerinnen pflegten unter meiner Leitung, und unser 21jähriger Doktor war vernünftig genug, sich nicht mit operativen Eingriffen zu befassen. Wir hatten, dank der guten Konstitution der Türken, unglaubliches Glück und nur einen Todesfall. Alle Typen des Osmanenreiches waren bei uns vertreten, Araber, Tscherkessen, Ägypter, Baschi-Bosuks, von deren Wildheit und Grausamkeit uns die Zeitungen berichteten und die im Lazarett sanft und folgsam waren.

Die türkischen Behörden standen uns treu zur Seite und erfüllten unsere unverschämtesten Forderungen. Lady Strangford stand mit den Beamten immer auf Kriegsfuß; so faßte sie es als Beleidigung auf, als eine behördliche Kommission aus Konstantinopel unser Spital sehen wollte, sie verweigerte den Eintritt in die Krankensäle und die Herren mußten abziehen. Da mir als Leiterin des Spitals daran gelegen war, es ihnen zu zeigen, und ich, bei dem großen Mißtrauen, das die Bevölkerung damals gegen die Engländer hegte, Lady Strangfords Vorgehen für einen Mißgriff hielt, ersuchte ich schriftlich, den Besuch zu wiederholen. Um unliebsame Szenen zu vermeiden, überredete ich die Lady, mit unserem Doktor einen Spazierritt zu unternehmen. Kaum waren sie fort, als auch die Herren erschienen. Da ich beim Verbinden war, legten sie Hand an und zeigten großes Interesse für die Pflegerinnen, die mit dem Umbetten beschäftigt waren und sich in ihrer Arbeit nicht stören ließen. Doch wir wurden vom Schicksal erreicht; als die Kommission die Treppe hinabging und die Küche inspizieren wollte, kehrte Lady Strangford zurück; sie stellte sich vor die Küchentüre, fuchtelte mit der Reitpeitsche und erklärte, nur über ihre Leiche führe der Weg in die Küche. Mit ruhiger Würde zogen sich die Türken zurück. Der Bericht an das Kriegsministerium, den ich durch Baron Mundy erhielt, lautete günstig, und Lady Strangfords Unhöflichkeit wurde nicht erwähnt. Wir hatten fortwährend kleine Scharmützel mit den Behörden, aber unsere Freunde, der

Digitized by Google

Vali der Provinz und der Militärgouverneur von Adrianopel, halfen uns immer wieder aus der Patsche. Es ist keine leichte Aufgabe, mit Engländern im Orient zu arbeiten. Der stete Kampf gegen Vorurteile, die absichtliche Verletzung türkischer Gesetze und die Unhöflichkeit im persönlichen Verkehr lassen keine Freundschaft zwischen Engländern und Türken aufkommen.

Wenn wir in Adrianopel auch nicht Hervorragendes leisteten, so konnten wir doch, da uns reichliche Mittel zur Verfügung standen, manchem armen, halbverhungerten Soldaten seine Leiden erleichtern — aber unsere Arbeit nahm ein plötzliches Ende, und zwar durch einen harmlosen Scherz unseres Gönners, des Vali. Bei einem Abendessen, das der Pascha den fremden Ärzten und Berichterstattern gab, hatte er unser Spital „une ambulance amateur" genannt. Unser junger Arzt, der sich sehr über diese Bezeichnung belustigte, teilte sie mir bei seiner Rückkehr mit. Da wir Lady Strangfords Empfindlichkeit kannten, beschlossen wir, den Scherz für uns zu behalten. Er wurde ihr hinterbracht, und eines Morgens überraschte sie mich mit der Frage, ob ich die Verwundeten evakuieren könne und wieviele Tage ich zum Packen benötigen würde, wir müßten nach Sofia, dort bedürfe man unserer Hilfe. Ambulance amateur! dachte ich; da aber Widerspruch sie noch mehr aufgeregt hätte, begnügte ich mich mit der Frage, ob sie nicht bei der englischen Botschaft Erkundigungen einziehen wolle. Das tat sie, und in den folgenden Tagen fand ein lebhafter Depeschenwechsel statt. Sir B. erhob energischen Widerspruch, drohte, uns seinen Schutz zu entziehen und teilte mit, daß der Einzug der Russen in Sofia täglich zu erwarten sei. Der Präsident des Roten Halbmondes und Baron Mundy beschworen uns, nicht hinzugehen, die Regierung trug uns die schönsten Paläste am Bosporus für unsere Kranken an, falls wir nicht in Adrianopel bleiben wollten.

Umsonst! Denn: ce que femme veut, Dieu le veut. Unsere Kranken wurden von den sehr guten türkischen Militärspitälern übernommen, wir packten Tag und Nacht, und eines Morgens saßen wir im Eisenbahnwagen und fuhren in sehr gedrückter Stimmung, bei eisiger Kälte, dem Kriegsschauplatze entgegen. Abends langten wir in Tartar Bazardschick an, der damaligen Endstation der Eisenbahn. Wir fanden ein gutes Nachtquartier, d. h. wir machten von unserm Frauenrechte Gebrauch und verdrängten Ärzte, Offiziere und Berichterstatter aus ihren Zimmern. Der Wirt versprach uns, für den nächsten Tag um 5 Uhr morgens Wagen und Pferde zu liefern.

Mit militärischer Pünktlichkeit fanden wir uns morgens um ½5 Uhr beim Frühstück ein. Doch Pünktlichkeit ist ein Begriff, den die Völker damals da unten nicht kannten. Es wurde 8 Uhr, bevor wir uns in Bewegung setzten, und dann fuhren wir die ersten Stunden im Schritt. Kein Orientale treibt des Morgens nach der Fütterung sein Pferd an. Lady Strangford und ich suchten unsern Vorrat an türkischen Vokabeln zusammen, unser Doktor fluchte auf englisch, unsere Kawasse drohten mit fürchterlichen Strafen, alles umsonst; mit unerschütterlicher Ruhe antwortete der Kutscher: „Jawasch, jawasch!" Das Wetter war wunderbar schön, wir genossen in vollen Zügen die köstliche Luft und gaben uns dem Zauber hin, den eine Reise im offenen Wagen durch ein schönes, von der Kultur noch nicht berührtes Land gewährt. Trotzdem die Berge mit Schnee bedeckt waren und wir uns tags zuvor nicht hatten erwärmen können, wurde es so heiß, daß wir Pelz und Fußsack ablegen mußten. Gute Laune stellte sich trotz des Eigensinnes unserer Rosselenker wieder ein. — Gegen Mittag belebte sich die

Digitized by Google

raße, bulgarische Flüchtlinge kamen uns entgegen, sie wollten sich lieber unter kischen Schutz stellen, als in die Hände ihres Befreiers fallen. Der Zar irde von den Bulgaren Väterchen genannt — seine Nähe flößte ihnen jedoch ircht ein. Auf den mit Ochsen bespannten und mit einem Leinwandtuch bekten Karren lagen, zwischen Betten und Hausgerät der verschiedensten Art, bende Frauen und schreiende Säuglinge. Das Wagendach war mit Kränzen n Zwiebeln und rotem Paprika reich behängt, der Familienvater ging rauend neben den Ochsen, größere Kinder schrien und sangen, prügelten sich und gelten im Schnee umher. Karren folgte auf Karren, dazwischen Arrabaß mit erwundeten. Englische Berichterstatter stürmten zu Pferde an uns vorüber, um, daß wir einige Worte mit ihnen wechseln konnten. Wir erfuhren, daß die ussen überall siegten und auf Sofia marschierten, das sie in den nächsten Tagen setzen würden. Aber trotz der Eile fanden doch alle Zeit, uns für mad zu erären und uns den Rat zu erteilen, umzukehren. Da wir nun einmal so weit aren, konnten wir nur unsere Reise fortsetzen, ob man uns für mehr oder eniger verrückt hielt. — Es wurde kälter, der Schnee lag fußhoch, und nur langm konnten wir uns den Weg bahnen. Vor Einbruch der Nacht erreichten wir n kleines Dorf am Anfang des Balkanpasses. In einem Khan fanden wir ute Unterkunft und sehr reinliche Betten. Unser Koch, ein Italiener, überaschte uns mit einem vorzüglichen Abendessen aus Hühnern, Eiern und Salat. Hühner und Eier hatte er sicherlich gestohlen, was ihn nicht hinderte, sie uns n Rechnung zu stellen. An Schlaf war trotz der Müdigkeit nicht zu denken. Während der ganzen Nacht langten Flüchtlinge und Verwundete an. Unter nseren Fenstern, auf dem Marktplatz, hielten sie Rast, und da mit Ausnahme er Türken alle Bewohner des nahen Orients ihren Gefühlen freien Lauf lassen, o kann man sich den Höllenlärm vorstellen.

Am nächsten Morgen wickelten wir uns in unsere Pelze ein, und fort ging s, dem Ungewissen entgegen. Die Flüchtlinge hatten unserem bulgarischen Dolnetsch allerhand Märchen aufgebunden. Die Baschi-Bosuks hätten so und so viele Dörfer eingeäschert, Weiber geschändet und ermordet, sie lauerten den Flüchtingen auf und uns würden sie massakrieren. Die verwundeten Baschi-Bosuks, die wir in Adrianopel im Spital hatten, waren ruhige Leute. Auch die dort in Garnison lagen, gaben zu keiner Klage Veranlassung, uns salutierten sie stets, wenn wir das Abzeichen trugen. Da wir auf jedem Wagen eine große Fahne mit dem Halbmond hatten und unsere Kawasse und das männliche Personal gut bewaffnet waren, ließen wir uns nicht einschüchtern. Wir begegneten Baschi-Bosuks, hübschen Kerlen, die nicht halb so schlimm sind, wie man sie schildert; reizen wird man sie nicht dürfen, dann geht das heiße Blut mit ihnen durch. Auf dem Wege nach Sofia zeigten sie sich von ihrer besten Seite, sie halfen den Verwundeten und ich sah sie Hand anlegen, wenn es galt, einen im Schnee steckengebliebenen Wagen der Flüchtlinge flott zu machen. Die Kälte wurde immer empfindlicher, der Paß stellenweise so eng, daß an ein Ausweichen nicht zu denken war, der Schnee ging den Pferden bis an den Bauch. Unsere Kawasse ritten voraus, um die uns entgegenkommenden Flüchtlinge und Sanitätskolonnen aufzuhalten. Wo sich der Weg erweiterte, wurde haltgemacht, um endlose Wagenreihen an uns vorüberzulassen. Oft ließen wir die Pferde ausspannen, um sie den Sanitätswagen als Vorspann zu geben. Weite Strecken mußten wir zu Fuß gehen, unsere Wagen wurden geschoben, Pferde stürzten, die Pflegerinnen weinten und wir alle froren. Gegen 3 Uhr hatten wir die weite Hochebene, in

Digitized by Google

deren Mitte Sofia liegt, erreicht. Vor der Stadt kehrten wir in einem kleinen Khan ein und schickten den Doktor mit Dolmetsch und Kawaß voraus, dem Gouverneur unsere Ankunft zu melden.

Lady Strangford war es von ihren früheren Reisen in der Türkei gewöhnt, daß ihr die Behörden vor der Stadt entgegenkamen. Sie erwartete, diesmal mit ganz besonderen Ehren empfangen zu werden. Mich belustigte unser Aufenthalt in dem ungemütlichen Khan, denn ich glaubte nicht, daß der Pascha uns holen würde. Es steckt Soldatenblut in mir, ich weiß daher, daß man im Kriege für Empfangsfeierlichkeiten und Ehrenbezeigungen Frauen gegenüber weder Zeit noch Lust hat. Endlich kehrten unsere Abgesandten allein zurück. Der Gouverneur ließ Lady Strangford ersuchen, umzukehren; da sich keine Verwundeten in Sofia befänden, wäre ihre Anwesenheit überflüssig. Pferde und eine Abteilung Soldaten würde er schicken. Der gute Pascha! Er hatte die Rechnung ohne Lady Strangford gemacht. Wir bestiegen unsern Wagen und fuhren bescheiden in Sofia ein. Es war damals noch ein schmutziges Nest, die Straßen infolge des Schnees in einem gräßlichen Zustand, die Häuser verschlossen, und außer Soldaten war kein menschliches Wesen zu erblicken. Das Grand-Hotel, wie sich die Spelunke nannte, nahm uns auf. Wir mußten, um in den ersten Stock zu gelangen, durch das Billardzimmer gehen und wurden dort von einigen Engländern begrüßt, die uns wiederum für mad erklärten. Lady Strangford war so empört über die Behandlung, die ihr ein Türke hatte angedeihen lassen, daß sie ihren Landsleuten erklärte, mad oder nicht, sie wäre da und würde bleiben.

Wir richteten, so gut es ging, ein und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Heiter war der erste Abend nicht; Lady Strangford schlechter Laune, die Pflegerinnen mit allem unzufrieden, der Koch tobte in der Küche, die eisernen Öfen rauchten, wir hatten die Wahl, zu erfrieren oder zu ersticken, und daß der Feind in nächster Nähe stand, ließ sich dem Donner der Kanonen entnehmen.

Die Kälte hatte in der Nacht zugenommen, die Öfen hatten sich nicht gebessert, und ein heftiger Schneesturm trug nicht zur Behaglichkeit bei. Unsere Laune war, als wir uns am Frühstückstisch versammelten, der Witterung angemessen. Die Parole für den Tag lautete „Vorbereitung" für den Besuch des Paschas. It is his duty to call on me, mit diesen Worten hob Lady Strangford die Sitzung auf und rauschte aus dem Zimmer. Wir versuchten, Lady Strangfords Schlafzimmer den Anstrich eines Salons zu geben; Bett und Waschtisch wurden mit Decken verhüllt, wir suchten unsere besten Gewänder hervor, der Diener stopfte die Friedenspfeife, der Koch bereitete Kaffee, Kawasse standen vor der Türe und wir saßen auf dem Diwan und beobachteten die hohle Gasse, durch die Er kommen mußte. Wir warteten vergeblich, der Pascha kam nicht, und nach drei Tagen gingen wir zu ihm. Lady Strangford konnte sehr liebenswürdig sein, sie bot dem Pascha ihre Freundschaft an, sie sprach von den Opfern, die sie fürs türkische Reich gebracht habe und noch zu bringen gesonnen sei. Der Pascha antwortete, daß er die Gefühle der Freundschaft erwidere, Hochachtung für die Königin und für die englische Nation empfände, aber Lady Strangford könne ihm ihre Freundschaft nur durch ihre Abreise beweisen, Pferde und zwölf Soldaten würden innerhalb einer Stunde zu ihrer Verfügung stehen — sprach's und verließ das Gemach. Wir zogen ab: Lady Strangford entrüstet, der Doktor stillvergnügt, und mir hatte der Alte gefallen. Er war ein Stocktürke, auf den europäische Frauen keinen Eindruck machten. In der Sache hatte er recht, Frauen haben in unmittelbarer Nähe des

Digitized by Google

chlachtfeldes nichts zu suchen; da man die Verwundeten so schnell wie möglich rtbringen muß, ist ihre Hilfe illusorisch, und für die Militärbehörden sind sie nd Last und oft eine schwere Verantwortung.

Der gute Pascha kannte nicht die Zähigkeit der Frauen im allgemeinen und die der Engländerinnen im besonderen. Wir dachten nicht daran, dem i höflicher Form erteilten Befehle Folge zu leisten. Wir depeschierten an Sir ayard, klagten über turkish atrocities und verlangten, wie man jetzt sagen würde, ühne. Eine stark gepfefferte Depesche ging an den Vali, den Vorgesetzten des ouverneurs von Sofia. Mit dem stolzen Gefühl, daß Old England den Sieg ber den alten Türken davontragen würde, kehrten wir ins Hotel zurück. Und ir siegten; wir erhielten die Bulgarische Schule und durften uns einrichten. Der Befehl war aus Konstantinopel gekommen und der Pascha mußte gehorchen. Wie schwer es ihm wurde und weshalb er sich so sehr energisch gegen unsern ufenthalt gewehrt hatte, erfuhr ich später vom Vali. Der Gouverneur hatte n aller Stille die Archive fortgeschafft, die Spitäler aufgelöst und die Einwohner eranlaßt, die Stadt zu verlassen; er hatte die Absicht, beim Anrücken des Feindes Sofia in Brand zu stecken. Seit Beginn des Krieges hatte man die Stadt ver- roviantiert, reiche Vorräte waren für die türkische Armee aufgespeichert, die ich nicht fortbringen ließen. Hätte er seinen Plan zur Ausführung bringen kön- ien, die ganze russische Armee hätte erfrieren und verhungern müssen. Weit und reit gab es keine Dörfer, und Lebensmittel waren nicht vorhanden. Der Plan cheiterte, und die Russen bezogen ein vorzügliches Winterquartier. Vom humani- ären Standpunkte aus betrachtet, kann man den Gedanken, eine Stadt in Brand zu stecken, verwerfen, vom strategischen jedoch ihm volle Anerkennung zollen. Im Kriege gilt nur der eigene Vorteil. Ob der Plan durch Verrat bekannt geworden ist, weiß ich nicht, ich vermute jedoch, daß die uns zuteil gewordene Erlaubnis damit zusammenhing; man wollte der hohen Politik wegen die Ausführung ver- hindern, und schob uns vor. Nachdem wir den Ferman erhalten hatten, wurden wir gut behandelt. Täglich wurde uns das beste Fleisch, Reis, Kaffee, Holz geliefert, und 12 Soldaten waren mit 2 Unteroffizieren Tag und Nacht anwesend.

Wir richteten so schnell wie möglich unser Spital ein. Das gut möblierte Haus eines Bulgaren, der das Weite gesucht hatte, nahm uns auf. Das Wohnen in zwei Häusern hat sein Unangenehmes, und mir brachte es unglaublich viel Ar- beit. Unser Dragoman, der im Nebenamt ein vorzüglicher Wärter war, er- krankte an Typhus; er wurde, da wir ihn der Ansteckung wegen im Spital nicht unterbringen konnten, mit einer Pflegerin im Wohnhause isoliert, die zwei an- deren streikten, sie weigerten sich, abwechselnd mit mir den Nachtdienst zu über- nehmen. Da weder Frauen noch Christen im Spitale wohnten, konnten sie aus sittlichen und religiösen Gründen nachts nicht ohne Schutz unter Türken weilen. Zwingen konnte ich sie nicht, auch Lady Strangford war machtlos — so wachte ich Nacht für Nacht, und während dieser Nachtwachen lernte ich die Moslim kennen. Von unsern Fenstern aus konnte ich nachts die Wachfeuer sehen, der Donner der Geschütze klang zu uns herüber, Tag und Nacht langten Verwundete und Erfrorene an. Es waren trostlose Wochen; trotz aller Pflege und Sorgfalt, die wir den Armen zuteil werden ließen, starben die meisten. Von den Ver- wundeten wurden einige gerettet, diejenigen jedoch, die uns mit erfrorenen Glied- maßen gebracht wurden, waren alle dem Tode geweiht. Für schwere Fälle hatten unsere Soldaten Bettstellen verfertigt, leichtere wurden auf Strohsäcke gebettet; Kranke und Verwundete, die transportfähig waren und die nur ein bis zwei

Digitized by Google

Nächte bei uns blieben, um sich auszuschlafen und gelabt zu werden, lagen, in ihre Mäntel gewickelt, überall herum. Unvergeßlich sind mir die Nächte, die ich allein unter den Türken zubrachte, mit denen ich mich nur durch Zeichen verständlich machen konnte. Draußen eisige Kälte und Kampf auf Leben und Tod, drinnen qualvolles Leiden, das ergeben getragen wurde. Die Stille der Nacht wurde durch kein Klagen unterbrochen, nur vereinzelt hörte ich ein leises Allah.

Vor den Krankensälen befand sich ein Zimmer für die Wache, und da es einen Ofen hatte, schlug ich dort mein Hauptquartier auf. Ein Unteroffizier und zwei Mann wachten mit mir, sie begleiteten mich auf meinen Rundgängen und halfen mir die Kranken heben und bequem lagern. Kehrte ich zu meinem Ofen zurück, so wurde Kaffee gekocht und wurden Zigaretten für mich gedreht — dann setzten sich die drei Türken zu meinen Füßen nieder, rauchten und schwiegen. Meine Gedanken flogen heimwärts, Nachtwachen in englischen und deutschen Hospitälern tauchten auf, unwillkürlich stellten sich Vergleiche ein, die zugunsten der Moslim ausfielen. Trat ich zu den Sterbenden, so versuchten sie meine Hand an Mund und Stirne zu führen — wollten sie mir danken? Wollten sie mich der Gnade ihres Gottes empfehlen? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß unter allen Kranken, die ich gepflegt, mir die Türken die liebsten waren. Der Türke ist dankbar und folgsam, mit ruhiger Würde trägt er die Leiden, die ihm Allah auferlegt, und ohne Furcht geht er dem Tode entgegen. Der Moslim ist immer höflich und anständig, durch und durch Ehrenmann. Haben europäische Frauen andere Erfahrungen gemacht, so liegt es an ihnen.

Die Russen rückten heran, wir konnten die einzelnen Regimenter erkennen, konnten den Heldenmut beobachten, mit dem die Türken ihre Stellungen gegen den an Zahl weit überlegenen Feind behaupteten. Der Pascha benachrichtigte uns stets, wenn ein Transport Verwundeter in Sicht war. Wir konnten unsere Vorbereitungen treffen. Viel ließ sich nicht machen. Etliche Strohsäcke wurden eiligst gestopft und große Kannen mit Tee bereitet. Tee war das einzige Getränk, mit dem wir die Verwundeten laben konnten, und Tschai ist das Lieblingsgetränk des Orientalen. Der Transport der Verwundeten vollzog sich in größter Ordnung und wurde so schonend wie möglich ausgeführt. Baron Mundy hatte ihn organisiert, und sowohl der Rote Halbmond, wie auch die Militärbehörden befolgten seine Anordnungen. Langte ein Transport bei uns an, so wurden die Verwundeten von den Trägern, wo gerade Platz war, gelagert; die Krankenzimmer waren groß und gut ventiliert; sagen wir, sie waren eisig kalt, das war aber für die Erfrorenen die richtige Temperatur, in ein warmes Zimmer hätten wir sie nicht bringen dürfen. Wir gaben ihnen Tee, und nachdem sie sich etwas erholt hatten, begann die Arbeit. Das Entkleiden eines Verwundeten ist für die Pflegerin die schwierigste Arbeit, leider die, die in Pflegerinnenschulen am wenigsten gelehrt und geübt wird. Die englischen Pflegerinnen lernen weder das Heben und Umbetten, noch das Entkleiden eines Verletzten. Ich konnte ihnen daher nur die leichteren Fälle überlassen, die schweren übernahmen der Doktor und ich. In Sofia war das Entkleiden besonders schwierig und nahm Stunden in Anspruch. Mäntel, Uniformen, Hosen und Stiefel waren steif gefroren, zerschneiden konnten wir sie nicht, da keine anderen vorhanden waren und die Transportfähigen so schnell wie möglich weitergebracht werden mußten. Hatten wir sie endlich entkleidet und mit gewärmter Wäsche versehen, so wurde einer nach dem andern auf den Operationstisch zum Verbinden gelegt. Die Wunden waren entsetzlich. Ich habe weder in Serbien,

Digitized by Google

noch später im Bulgarisch-Serbischen Kriege solche grauenhafte Verstümmelungen gesehen. Schießwunden waren nicht vorhanden. Granaten oder Bomben, oder was weiß ich, hatten ganze Körperteile fortgerissen. Verbunden waren nur wenige, sie wurden uns ja auch direkt vom Schlachtfelde gebracht.

Bei dem letzten Transport bemerkte ich, als ich mir die Leute flüchtig ansah, um zu wissen, wer zuerst verbunden werden mußte, einen mit verbundenem Kopf, nur Augen und Nase waren sichtbar. Ich hielt ihn für tot und ließ ihn liegen, bis wir mit den anderen fertig waren. Als wir die Tücher, mit denen sein Kopf umwickelt war, lösten, zuckte er zusammen, und wir mußten unsere ganze Willenskraft zusammennehmen, um nicht vor Entsetzen zusammenzubrechen. Der ganze Unterkiefer, Zunge und alle Zähne und die Speiseröhre waren fortgerissen, nur die Luftröhre schien intakt. Wir bedeckten die Wunde mit Jodoformgaze, gaben ihm eine Morphiumeinspritzung, und nachdem er eingeschlummert war, zerschnitten wir seine sämtlichen Kleidungsstücke, wickelten ihn in wollene Decken ein und legten ihn auf ein in der Eile herbeigeholtes Bett. Unser junger Arzt hielt sich tapfer, verordnete künstliche Ernährung, er eilte in die Küche, ließ beaf-tea machen, brachte Kognak, Sekt, Milch und Eier und meinte, es sei unsere Pflicht, das Leben des Unglücklichen so lange wie möglich zu erhalten. Ich bat ihn, zu Bett zu gehen und mir die Sorge für den Kranken zu überlassen. Der Fall war hoffnungslos, und so verteilte ich die mir in großen Mengen aus der Küche geschickten Stärkungsmittel an hoffnungsvolle Fälle und hielt den Unglücklichen unter Morphie. Meine Ansichten über Pflicht stimmten nicht immer mit denen meiner Freunde überein, ich hielt es für meine Pflicht, den Armen so rasch wie möglich von seiner Qual zu erlösen und ihn schmerzlos in sein Paradies hinüberschlummern zu lassen. Er lebte noch 36 Stunden. Er wurde mit militärischen Ehren begraben, d. h. Soldaten trugen den Sarg. Der Pascha gab ihm das Geleite. Wie der Mann hieß, wußten wir nicht.

Am 28. September erhielten alle in Sofia anwesenden Engländer den Befehl, sofort nach Konstantinopel zurückzukehren. Außer uns befanden sich noch zwei junge Engländer in Sofia, sie hatten Teeküchen eingerichtet und verteilten an die auf dem Rückzuge begriffenen Truppen Tabak und wollene Decken. Die Herren wollten natürlich dem Befehl ihres Botschafters Folge leisten, und da sie annahmen, daß Lady Strangford das auch tun würde, erboten sie sich, alle nötigen Vorbereitungen für unsere Abreise zu treffen. Lady Strangford blieb. Sie trug sich mit der Hoffnung, als Kriegsgefangene nach Rußland abtransportiert zu werden. Die Gefühle der Engländer während des Krieges waren geteilt: Begeisterung für die Bulgaren, die man vom türkischen Joche befreien wollte, und glühender Russenhaß, denen man jeden Sieg mißgönnte, kamen häufig miteinander in Konflikt. So erging es auch Lady Strangford; sie war eine kluge und geistreiche Frau, Bulgarenliebe und Russenhaß machten sie jedoch für Vernunftsgründe taub. Sie wollte von den Russen schlecht behandelt werden. Hätte man sie in Ketten nach Sibirien geschickt, sie wäre glücklich gewesen.

Da ich kein Verlangen trug, dem Einzug der Russen beizuwohnen, verließ ich Lady Strangford und kehrte in Begleitung zweier Engländer und eines jungen deutschen Studenten, den uns Baron Mundy einige Tage zuvor zur Hilfeleistung geschickt hatte, nach Konstantinopel zurück. Wir verließen Sofia frühmorgens. Der Übergang über den Balkan verlief trotz des hohen Schnees günstig und wir erreichten noch vor Dunkelheit die kleine Stadt, in der wir auf unserer Hinreise übernachtet hatten. Das gastliche kleine Haus fanden wir verschlossen, aber ein

Digitized by Google

altes Weib kam herbeigeeilt und meinte, wenn wir uns an den Kaimakan wenden würden, so würde er uns den Schlüssel geben. Die Engländer gingen hin und kehrten mit dem Kaimakan zurück, der uns das Haus zur Verfügung stellte und der Frau den Auftrag gab, für unsere Abendmahlzeit zu sorgen. Sie schleppte auch Vorräte aller Art zusammen, die Herren kochten, ich saß am Herdfeuer und wärmte mich, und die Alte schwatzte. Was sie erzählte, war nicht uninteressant. Armenier, Griechen und Juden hatten die Stadt verlassen und ihre Häuser, in denen große Vorräte aufgespeichert lagen, verschlossen. Den armen türkischen Soldaten und bulgarischen Flüchtlingen wollten sie nichts verabreichen, sie hatten sich in der Nähe irgendwo versteckt und warteten auf die Ankunft der Russen.

Ich zog mich bald zurück, um einige Stunden zu schlafen, denn mit Tagesanbruch wollten wir abfahren, um noch rechtzeitig in Tartar Bazardschick den Eisenbahnzug nach Konstantinopel zu erreichen. Hoher Schnee überall. Wir überholten einige Sanitätswagen mit unseren Kranken, alle streckten uns die Hände entgegen und baten um „tu tun". Ich hatte unsern großen Vorrat an Tabak und Zigarettenpapier entführt, den Russen wollte ich sie nicht lassen, so konnten wir den armen Kerls doch eine kleine Freude bereiten. Auch an vielen kleinen Leichen kamen wir vorüber, wir sahen aber auch, wie Verwundete ihre Arrabaß verließen, um ihre Kameraden zu begraben, oder sie mit Schnee zu bedecken. Verwundete trugen andere, die nicht mehr weiter konnten. Es waren traurige Bilder, die mich aber doch erfreuten, denn sie zeigten mir den Türken in seiner Kraft und Gutmütigkeit. In Tartar Bazardschick fanden wir kein Unterkommen, aber auch keine Eisenbahn, man hatte sie zerstört, um den Russen den Einzug in Konstantinopel weniger bequem zu machen. Wir erhielten Pferde und erreichten spät abends Philippopel. Wir fanden ein gutes Unterkommen, wurden aber mit der Nachricht begrüßt, daß wir erst in Adrianopel mit der Eisenbahn weiterkommen könnten. Durch Vermittlung des englischen Konsuls erhielten wir am nächsten Morgen zwei Wagen. Der Weg war infolge der Schneemassen grundlos, und als wir in der Nähe Adrianopels anlangten, fanden wir die Brücke über die Maritza zerstört. Unsere Herren konnten mit ihren großen Wasserstiefeln durch die Maritza waten, aber für den armen Studenten und mich war die Sache mißlich. Im Wagen konnte ich auch nicht bleiben, weil das Wasser hineindrang. Die Pferde wurden ausgespannt, und die Engländer mit den Rosselenkern trugen uns im Wagen an das andere Ufer. So unangenehm die Engländer im Eisenbahnwagen und Dampfern sind, so nett sind sie auf Reisen mit kleinen Hindernissen, die ihnen ein anregender Sport sind. In Adrianopel übernachteten wir in dem hübschen kleinen Gasthaus gegenüber dem Bahnhof. Mit der Eisenbahn verließen wir am nächsten Morgen Adrianopel und erreichten am Abend Konstantinopel.

Lady Strangford erhielt am 4. Jänner General Gurkos Besuch, er legte auf die Ambulanz Beschlag und machte ihr den Vorschlag, unter Aufsicht des russischen Roten Kreuzes ihre Arbeit fortzusetzen oder über Wien nach England oder der Türkei zurückzukehren. Pferde und einen Passepartout bis zur österreichischen Grenze stellte er ihr zur Verfügung. Aus der Gefangennahme wurde nichts, aber wenigstens entspann sich eine Zeitungsfehde zwischen Lady Strangford und General Gurko. Sie schrieb an die „Times": General Gurko habe bei seinem Besuch vor ihr ausgespuckt, um ihr seine Verachtung zu zeigen; er sei kein Gentleman. Natürlich konnte er das nicht auf sich sitzen lassen, wies die Anklage zurück und machte sich über Lady Strangford lustig. So ging es eine Zeitlang hin und her, bis die Sache verlief, ohne einen Weltkrieg herbeizuführen.

Digitized by Google

Eine orientalische Reise.

Von Max Buchner.

Am 1. Dezember 1887 war ich der leitende Konservator des Münchener Ethnographischen Museums geworden. Wohlmeinende Freunde wollten mich so aus der Afrikalaufbahn befreien und mir für die geretteten Jahre eine Sinekure bereiten. Die Sinekure gelang aber nicht.

Und ehe diese guten Freunde meine Ernennung durchsetzen konnten, war mir vom mächtigen Kultusminister, dem sehr energischen Herrn von Lutz, eine Weisung mitgeteilt worden, ich möchte mir nur nicht einfallen lassen, das Museum zu vermehren, es seien keine Mittel vorhanden. Das wurde sehr bald umgestoßen. Von anderer Seite war mir bedeutsam vorgestellt worden, ich sei noch nie in Japan gewesen, und das mir zugedachte Museum sei doch wesentlich japanisch, dem großen Siebold zu verdanken. Ich hatte deshalb angeboten, auf eigene Kosten nach Japan zu fahren, um dort die Lücken meiner Erkenntnisse schnell ein wenig auszufüllen.

Ich war noch nicht sehr lang im Amt, als plötzlich etwas weiteres kam. In Australien, in Melbourne, war eine Weltausstellung im Gang, und zu dieser sollte Europa mit allen Gelehrten zusammenströmen. Wir sagen zuweilen, daß in der Pfalz die Eier immer zwei Dotter hätten. Dann haben sie in Australien drei, entsprechend der herrschenden Selbsteinschätzung. Um auch die Gelehrten des deutschen Reichs feierlich heranzulocken, hatte Melbourne nach Berlin eine Einladung abgeschickt, und von Berlin aus war diese Einladung auch auf München ausgedehnt worden.

Japan und Australien liegen von München aus nahe beisammen, und man reist so angenehm mit dem Finger auf der Karte. Mir wurde deshalb an höchster Stelle, nicht gerade vom Kultusminister, sondern von dessen Referenten, Herrn von Ziegler, auch nicht gerade offiziell, sondern vielleicht nur offiziös, freundlichst ein gütiger Vorschlag gemacht: „Sie wollten ja auf eigene Kosten auch noch das schöne Japan besuchen. Wie wäre es, wenn Sie diese Absicht mit einem kleinen Umweg verbänden und über Melbourne fahren möchten. In Melbourne auf der Weltausstellung werden auch bayerische Interessen ein wenig zu vertreten sein, um die Sie sich verdient machen könnten. Wir haben ja allerdings kein Geld, Sie entsprechend zu unterstützen. Aber der Minister des Innern würde bereit sein, Ihnen tausend Mark zu bewilligen, wofür Sie dann einen Bericht schreiben müßten."

Ich erhielt die tausend Mark und schiffte mich in Genua ein. Professor Zittel und Privatdozent Oberhummer hatten die Güte, mich zu vertreten. Große Pläne wuchsen in mir, viel größer als daß sie geoffenbart und besprochen werden konnten. Sie blieben Geheimnis. Zwischen Australien und Japan und daneben und darüber lagen noch so viele Länder. Ich wollte die Reise ergiebig machen.

Adelaide, Melbourne, Sydney mit verschiedenen Seitenwegen waren die ersten länger dauernden, angenehm lohnenden Landpartien. Schon im idyllischen Adelaide gab es eine erste Beute, und auch in Melbourne und in Sydney war ich erfolgreich. In den Museen dieser Städte beehrte man mich sogar mit Geschenken, soweit Dubletten das erlaubten. Die Engländer waren ungemein

Digitized by Google

nobel. Dazu kamen andere Geschenke, die von deutschen Landsleuten stammten, und außerdem einige gute Käufe. In Sydney kaufte ich von der deutschen Bark „Esmeralda", die aus Neuguinea kam, eine größere Sammlung an, ebenso von einer englischen Firma, die östliche Beziehungen hatte, und ebenso auch zuletzt in Cooktown von einem Neuguinea-Beamten, der nach Hause reisen wollte. Ehe Australien abgetan war, hatte ich über zwölfhundert Nummern.

Meine Anwesenheit in Melbourne gemäß einer Einladung bedurfte einer gewissen Vorsicht. Denn diese Einladung, in australischer Großartigkeit über die Meere hinausgelassen, war in Europa eingeschrumpft und man hörte von ihr nichts mehr. Nur meine eigene Wenigkeit und ein Franzose von einer Zeitung, ich glaube vom Temps, schien ihr ganzer Erfolg zu sein. Und andrerseits, war ich ein Abgesandter? Ach, die Worte sind so schwankend. Abgesandt war ich zweifellos, aber doch kein Abgesandter.

Herr Wermuth, unser Reichskommissar, jetzt Bürgermeister von Berlin, wußte durch die Unklarheit ungemein freundlich durchzusteuern. Ohne daß von der großen Einladung überhaupt die Rede war, wurde ich kleinweise eingeladen, zu verschiedenen Festlichkeiten und einmal auch beim Governor Sir, Henry Loch, zusammen mit jenem Zeitungsfranzosen zu einem ganz intimen Dinner, wobei ich noch den Vorzug hatte, die hohe Gemahlin zu Tisch zu führen, sehr zur Verwunderung des Franzosen. Beinahe wäre ich zugleich in einen Titel eingerückt als ein „Visiting commissioner". Diese Bezeichnung war entstanden für verschiedene Deputierte von Vereinen und Magistraten.

Aber auch in praktischer Tätigkeit wußte Herr Wermuth mich zu trösten. Die Ausstellung war so recht gemütlich. Drei deutsche Aussteller waren von der gewöhnlichen Jury ungerecht beurteilt worden. Dagegen konnte man protestieren und eine zweite Beurteilung fordern durch eine Expertjury. Ich wurde Expert für Photographie und Bierbrauerei. Für letzteres war die Vaterstadt München ein genügender Beweis.

Herr J. W. Lindt, ein Frankfurter Landsmann, nun in Melbourne angesiedelt, hatte sich als Photograph an einer Expedition beteiligt, die Britisch Neu Guinea betraf, und hatte von dort eine herrliche Sammlung ethnographischer Bilder geliefert, die nicht bloß durch ihr Thema glänzten, sondern auch durch Kunsteigenschaften. Die wilden Bewohner von Neuguinea waren ganz meisterhaft unübertrefflich aus dem Leben herausgegriffen, frei und zwanglos ohne Pose. Herrn Lindt war nur ein zweiter Preis von der Jury zuerkannt worden.

Noch schlimmer war ein anderer Fall. Der ausgezeichnete Anschütz in Lissa hatte für seine Momentaufnahmen, in denen er der erste war, ohne alle Konkurrenz, und die auch für die Wissenschaft soviel neue Belehrung brachten, nur einen dritten Preis erhalten. Das war eigentlich unbegreiflich. Natürlich mußte jetzt eine Expertjury unverzüglich beantragt werden.

Herr Schnars Alquist, der berühmte Marinemaler, der die deutsche Kunst vertrat, dann ein englischer Photograph, der doch auch dabei sein mußte, Herr Saville Whiting, und ich selbst wurden hiezu ausersehen. Es war absolut unzweifelhaft, wie wir zu entscheiden hatten. Sowohl Herr Anschütz als Herr Lindt erhielten eine Lobeserhebung, die nicht zu verachten war, und dazu zwei erste Preise, beide noch mit „special mention". Wir konnten uns geschmeichelt fühlen.

Digitized by Google

Viel weniger angenehm und erfreulich war die Bierangelegenheit. Es hatte eine Entrüstung erregt, daß Pschorr in München für sein Erzeugnis von der Jury gewöhnlicher Art nur mit einem dritten Preis ausgezeichnet worden war. Amerikanische Konkurrenten sollten dabei im Spiele sein. Sofort war ein Protest erhoben, und die Behörde hatte wieder eine Expertjury einzusetzen. Nach dem Vorschlag des Reichskommissars wurde hiezu ich selbst berufen, dann der Hauptmann Wagemann, von dem es hieß, daß er für Krupp in Melbourne sei, und, damit doch auch noch England eine kleine Vertretung hatte, der sehr freundliche praktische Arzt Dr. Usher.

Kaum war es bekannt geworden, daß eine Expertjury eingreifen sollte, als noch andere fünf Biere erschienen, die gleichfalls unbefriedigt waren. Also im ganzen sechserlei Biere, und diese sollten insgesamt in gleicher Sitzung beurteilt werden. Ja, damit wir den richtigen Maßstab für unser Empfindungsvermögen hatten, wurden noch vier weitere Biere, die alle bereits des ersten Preises würdig befunden worden waren, als Musterbeispiele vorgesetzt.

Zehn Biere auf einmal! Die Flaschen waren alle umwickelt, sodaß man keine Aufschrift sah, und nur mit Nummern ausgestattet. Dazwischen durften wir Zwieback kauen. Das war schon fast wie eine Verhöhnung. Sollten wir Versuchstiere sein? Ich muß gestehen, daß mein Gewissen sehr stark in Verwirrung kam, und daß ich nur an der rötlichen Farbe den Münchener Stoff zu erkennen vermochte, dem wir dann mit Überzeugung, mit dreifach einiger Überzeugung, eine Erhöhung zuerkannten, nicht bloß einen ersten Preis, sondern auch noch „special mention“. Zum Beweise unserer Geneigtheit wurden noch vier andere Biere in einen ersten Preis versetzt, aber ohne „special mention“, und zum Beweise unserer Strenge wurde ein fünftes, das uns amerikanisch schien, in seinem dritten Preis gelassen.

Sonstige bayerische Interessen waren leider nicht zu erhöhen. Mit Vergnügen nahm ich Abschied von der mächtigen Stadt Melbourne, fast schon grimmig feind geworden dem patriotischen Biervergnügen. Jetzt ging es nach dem reineren Norden, nach Neuguinea und nach Asien.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier die ganze große und sehr eilige Reise schildern mit den vielen Einzelheiten. Das würde anspruchsvoll erscheinen und diesen Aufsatz überschreiten. Nur weniges sei herausgegriffen.

In Cooktown sah ich noch etwas Echtes. Unter zwei Stämmen der wilden Bewohner war ein Streitkampf ausgebrochen, förmlich duellartig auszufechten. Auf den Felsen hinter den Häusern trieben sich nackte Menschen herum, Männer mit Speeren und Weiber mit Säcken diskutierten heftig und laut in einer sonderbar gackernden Sprache und kreuzten mehrmals ganz unbekümmert die von den Weißen bewohnte Straße, wo es keine Umzäunungen gab.

Eines schönen Morgens hieß es, drüben am andern Ufer der Bucht würde soeben mit Speeren geworfen, und ich fuhr hinüber (24. Februar 1889). Dort auf dem freien flachen Strand standen etwa zwanzig Männer, in zwei Parteien abgeteilt, und hinter ihnen auf den Dünen saßen Weiber, Kinder und Greise. Mit großem allgemeinem Geschrei suchte man mein Landen zu hindern, wohl weniger aus Feindlichkeit als aus Besorgnis vor Gefahren, denen ich mich nicht aussetzen sollte. Ich stieg trotzdem aus dem Boot in Gesellschaft von zwei Begleitern. Um aber nicht noch mehr zu stören, blieben wir halb abgewandt stehen, beschäftigten uns mit einem Netz und taten, als ob uns die ganze Ge-

Digitized by Google

sellschaft überhaupt nicht interessierte. Das beruhigte auch, und der Kampf begann dann wieder.

Immer drei Mann von jeder Seite traten gegen einander vor, auf ungefähr fünfzig Meter Distanz, und warfen mit Speerschleudern hoch im Bogen ihre Speere hin und her. Verwundungen kamen keine vor. Denn die schlanken mageren Körper wußten geschmeidig auszuweichen. Wenn aber einmal ein Wurf sehr gut war und beinahe getroffen hätte, erhob sich beiderseits ein Geschrei, hier Beifallsgeschrei, dort Hohngeschrei. Nach ungefähr einer halben Stunde war das Schauspiel glücklich vorüber, eine Entscheidung war nicht gefallen, die Wilden verzogen sich in die Büsche, und wir selbst begaben uns heimwärts.

Zwei Tage später erhielt ich dann ein mir sehr willkommenes Andenken an jenes sonderbare Duell. Die Polizeibehörde von Cooktown hatte das gackernde Zanken der Wilden rücksichtslos um die Stadt herum als einen Unfug aufgefaßt und Speere und Speerschleudern konfisziert. Diese sollten vernichtet werden, und es gelang mir, sie zu retten. Ich erhielt sie als Geschenk, und sie gehören jetzt dem Museum. Die Echtheit des Vorgangs war ja allerdings an den Speeren schon etwas getrübt. An der Mehrzahl sind die Spitzen aus gestohlenem Zaundraht gemacht, nicht mehr aus scharfen Knochenstacheln.

Nun hinüber nach Deutsch-Neuguinea. Finschhafen war sehr ungemütlich. An Komfort war noch gar nichts vorhanden, nicht einmal das so nötige Bad. Eine Menge von Angestellten, die nicht recht wußten, was sie sollten, füllte das schmählich enge Nest, die schöne koloniale Begeisterung war in Mißmut übergegangen, und es herrschte ein großes Schimpfen über Berliner Bürokratismus. Das Sammeln war verboten worden, alles gehörte der „Kompagnie", aber gesammelt wurde doch, und da ich in staatlichem Interesse meine Schritte hierher gelenkt hatte, so konnte ich hier sehr vieles kaufen oder als Geschenk erhalten. Man war froh, sich frei zu machen von Besitztümern, die man jedem andern gönnte, nur nicht der gierigen Kompagnie. Auch einige Käufe in Sydney und Cooktown waren Symptome ganz der nämlichen Stimmung gewesen.[1])

Auch der Bismarck-Archipel sollte von Finschhafen aus einen kurzen Besuch erhalten. Auf einer Rundfahrt von zwei Wochen mit dem Dampfer des Kapitän Dallmann nach der Astrolabe-Bai und nach Hatzfeldthafen, nach Neupommern und Neuirland, nach Ralum und Matupi und nach Kerawara waren noch Szenen zu erleben wie in den Zeiten der ersten Entdecker. Aus den dicht bewaldeten Inseln stiegen Säulen von Rauch empor. Sie verrieten manche Dörfer, in denen noch niemand gewesen war, und aus einigen der Buchten kamen Auslegerkähne hervor, besetzt mit noch gänzlich echten Wilden, unheimlich ernsten Gorillagesichtern, von denen man gegen Tabak und Eisen Speere und Steinbeile kaufen konnte (März 1889). Diese Rundfahrt und Deutsch-Neuguinea brachten fast 700 Nummern.

Auf Australien folgte jetzt Asien. Von Cooktown ging es nach Singapore. An diesem Weg lag die Insel Java, der sechs Wochen gewidmet wurden. Batavia und Buitenzorg, in das Preangergebiet hinein, zu Pferd eine kleine

[1]) S. Otto Finsch: Wie ich Kaiser Wilhelms Land erwarb, in deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, 1902, S. 748, „der Vorsteher einer Hauptstation hatte ordnungsgemäß 15 verschiedene Bücher zu führen nach einer 23 Druckseiten langen Instruktion".

Digitized by Google

ulkanbesteigung, dann die romantischen Fürstenlande mit ihren Resten urter Kultur und der Tempel von Borobudur waren die flüchtigen Einzelziten, die ich dort zu genießen hatte.

Mehrere Waiang Kulit-Theater schienen eben bankerott zu sein, und ich ufte deren drei, weil immer ein späteres schöner war, insgesamt gegen 500 iguren. Könnte man alle Gelegenheiten zu gleicher Zeit beisammen sehen, so ürde man bequemer wählen.

Mit Singapore betrat ich wieder unsere nördliche Hemisphäre, die fast ein ahr in Anspruch nahm, eine viel zu kurze Zeit. Über Hongkong nach Jokoama wurde endlich Japan erreicht, mein eigentliches Anfangsziel.

Kaum in Tokio angekommen, fand ich in einer lebhaften Straße nahe dem lsakusatempel bei einem Trödler zwei herrlich häßliche rote Nio, und in Gellschaft mit Dr. Baelz, dem Arzt des japanischen Kaiserhauses, gelang es hnell, sie anzukaufen. Sie kosteten 200 Yen. Auch Dr. Baelz war sehr geeigt, sie für Stuttgart zu erwerben, zögerte aber, weil er zweifelte, ob sie ort gefallen würden. Sonst wären sie nicht nach München gekommen. Mir ber war es sehr erwünscht, die so bequeme Japanverehrung mit kräftigen Strichen zu schattieren. Le laid est le beau. Gerade an diesen scheußlichen Nio läßt sich besonders scharf erkennen, wie selbst in der hohen Kunst der Japaner ganz erstaunliche Lücken klaffen, wie man mit Blumen und Ornamenten das Erstaunlichste leisten kann, ohne jemals den menschlichen Körper nders als stümperhaft zu behandeln nach einer alten falschen Schablone.

Nachdem mit diesen beiden Nio, eigentlich Ni O, ein günstiger Anfang gegeben war für ein japanisches Pantheon, das man großartig nennen konnte, mußte der logische Wunsch entstehen, als Mittel- und Schwerpunkt solcher Gestalten, einen passenden Buddha zu finden. Das gelang zuletzt in Kobe. Dort war ein merkwürdig reiches Lager von allen möglichen Götterfiguren bei einem Händler Hari Schin. Die Bankerotte verschiedener Klöster sollten deren Herkunft sein.

Und zugleich hatte Hari Schin auch ein Paar der Ni ten O, die in das werdende Pantheon paßten. Auch diese wurden angekauft. Der Buddha kostete 235 Yen und die Ni ten 500 Yen. Im benachbarten Osaka hatte ich vor wenigen Tagen vier Himmelskönige gesehen, die gleichfalls bei einem Trödler standen und ganz ausgezeichnet waren. Ermuntert durch die Erfolge in Kobe fuhr ich nochmal dorthin zurück, um auch diese mir einzuverleiben. Preis 200 Yen. Sie sind jetzt hier. In keinem Museum in Europa und auch nicht in Japan selbst habe ich ebenso schöne gesehen. Höchstens die herrlichen Tempel von Nikko könnten damit konkurrieren.

Nach drei heißen Sommermonaten, nach einer Besteigung des Fusinoyama, der in grauen Nebel gehüllt blieb, nach einem Besuch des Hakonegebirges, nach allerlei schönen Landschaftsbildern, Tempeln, Schlössern und großen Städten, zog es mich in das alte China, das doch interessanter ist, wenn auch nicht so angenehm. Nach Peking mußte man noch reiten. Eine kurze Eisenbahn, die auch damals schon bestand, reichte nur bis Tientsin.

In Peking empfing mich Herr von Ketteler, der den beurlaubten deutschen Gesandten Herrn von Brandt zu vertreten hatte und später als Opfer der Boxerwirren von 1900 fallen sollte, mit einem sehr schönen Willkommgeschenk, dem ersten lamaistischen Götzen, den das Museum haben sollte. Der Kupfer-

Digitized by Google

schmied, dem er entstammte, und der überhaupt für die Mongolen, die im Winter nach Peking kamen, eine Götzenfabrik betrieb, wohnte sehr nahe der Gesandtschaft, und von diesem kaufte ich dann einige andere fertige Stücke des lamaistischen Heiligenkrams.

Sehr nahe wohnte auch Herr Kierulf, ein Geschäftsmann aus Kopenhagen, der Cloisonnés anfertigen ließ, um damit nach Europa zu handeln. Bei diesem, in einer Rumpelkammer, lagen sehr viele andere Figuren, größtenteils aus Holz geschnitzt und dazu die feineren Formen aus Papiermasse modelliert, buddhistische und taoistische Götter. Ich kaufte aus diesem Durcheinander 97 Stück um nur 50 Dollar.

Von drei freundlichen Ingenieuren, die aus Deutschland abgeschickt waren, damit sie in Peking chinesisch lernten, um auf Eisenbahnbauten zu lauern, mit denen China beglückt werden sollte, kaufte ich ferner um billige Preise auch noch eine größere Auswahl älterer Seidenstickereien, die nur für Chinesen hergestellt waren, und dann ging es wieder fort.

Ein Ritt in die schönen blauen Berge, die Sommerpaläste, der Nankaupaß und die bizarre große Mauer, durch die der Verkehr Innerasiens flutet, aus schrecklich wüster, gelber Dürre, schließlich die stille Feierlichkeit der menschenleeren Minggräberlandschaft hatten mich mit warmer Ehrfurcht und mit hartem Frost erfüllt, und eilig floh ich vor dem Winter, um nicht plötzlich einzufrieren.

In Shanghai während weniger Tage war Dr. Faber, ein liberaler Missionar, meine Quelle der Belehrung und zugleich eine große Hilfe. Ich übergab ihm hundert Dollar, wofür dann auch im nächsten Jahr 77 gute Bronzen in das Münchner Museum gelangten (Oktober 1890). Durch solche Hilfe kommt man weiter als wenn man selbst zusammensucht.

Zwei Wochen später, von Honkong aus, tauchte ich in das alte Kanton. In diesem wimmelnden Ameisenhaufen hält es der Globetrotter meistens nur zwei Tage aus und läßt sich dort auf hoher Sänfte durch die engen Gassen tragen. Ich selbst blieb dort vier ganze Wochen und ging zu Fuß mit meinem Dolmetsch, dem vortrefflichen Mak Tat.

Vor allem hütete ich mich jetzt, mir solche Dinge anzuhängen, die jene flüchtigen Gäste lieben, zahlreiche Bilder grausamer Strafen, durchbrochene Elfenbeinschnitzereien oder schöne seidene Tücher, und wandte lieber meine Mittel anderen echteren Dingen zu. In vielen Läden waren Götterfiguren zu haben. Auch Embleme des staatlichen Lebens drängten sich in meine Sammlung. Im grausamen Kriminalgericht hatte ich mich interessiert, was denn der Richter mit großer Brille alles auf seinem Amtstisch hatte, und Mak Tat besorgte mir solches.

Zu den Schrecken der Polizei gehörten drohende Waffengestelle, die vor deren Höhlen standen, mit schweren Lanzen zum Stechen und Schneiden bis zu dreizinkigen Heugabelspießen und davor geflochtene Schilde mit heftig grinsenden Tigerfratzen. Besonders schön war das Gestell an der Brücke nach Schamin, wo die Europäer wohnten. Mein Dolmetsch kannte den Zimmermann, der es angefertigt hatte, und besorgte für mich ein gleiches. Die Bestückung desselben kaufte ich dann bei verschiedenen Waffenmeistern nach dem Muster von Schamin.

Zwei freundliche Tage in Makao als die angenehmste Erholung von dem

irm des Lebens in Kanton, und wieder in portugiesischer Luft afrikanischen ngedenkens, brachten um ungefähr 40 Dollar noch gegen 50 chinesische Götter. n dieser Ware herrschte eben ein erstaunlich großer Reichtum in den mit ihr schäftigten Läden. Das hing vielleicht mit dem Neujahr zusammen, mit dem inesischen Neujahr am 21. Januar 1890.

Wieder glücklich in Hongkong sollte ich jetzt heimwärts steuern. Aber Ma-la reizte noch, und in drei Tagen war es erreichbar. Auch zog dort etwas esonderes an. Es ging die Sage, daß in Manila ein großes Museum ent-anden sei, überaus reich an Dingen der Südsee, unter einem gelehrten Doktor amens Hippolito Fernandez, der geneigt wäre, zu verkaufen.

Also schnell nach dort hinüber. In Hongkong war milder Winter, ich schiffte ich ein in Winterkleidern, in Tientsin ein englischer Schneider hatte sie ir angefertigt. Sie sollten mir sehr lästig werden. Manila war schon völlig opisch und auf Manila lastete noch die fromme spanische Oberhoheit. In ongkong stieg man an Land ohne untersucht zu werden, in das Reisegepäck ah niemand. Ganz anders war es in Manila. Mitten in der weiten Bucht auß der Dampfer sich verankern und auf eine Art Kriegsschiff warten, das hn mit Soldaten besetzt. Alle Türen werden geschlossen, und man fühlt sich ls Verbrecher. Nur mit einem kleinen Bündel, nachdem es sehr genau durch-ucht ist, darf man es wagen an Land zu fahren, und im besten Fall erst mor-gen kann man vielleicht seinen Koffer haben, aber nur durch holde Vermitt-ung einer bekannten Handelsfirma, die mit der strengen Zollbehörde in be-echender Freundschaft lebt. Man denke sich in Winterkleidern und in dieser Tropenhitze.

Ein großes Hotel mit großem Schwimmbad, ein unglaublich schöner Luxus, er aber, wie man sagte, litt, weil die vielen Offiziere, die in ihm zu speisen flegten, ihre Rechnungen nicht bezahlten, ein scheußlicher Hahnenkampf, eine Bevölkerung für Malaien auffallend schön, aber liederlich und faul, Kloster-bauten, Mönche, Nonnen, ein sehr wilder botanischer Garten und davor die Isabella als erhabenes Monument, dann eine düster ummauerte Festung setzten den ersten Eindruck zusammen. Hippolito Fernandez war eine Enttäu-schung, sein Museum war nicht wert einer genaueren Betrachtung.

Mit einem liebenswürdigen Landsmann, Herrn Dürr aus Lindau, der Zi-garren herstellen ließ und die besten seiner Produkte der fernen Heimatstadt zu Ehren „La Lindaviense" betitelt hatte, ein vom Regen begleiteter Ausflug über den Süßwassersee del Bay nach Machaichai, zeigte mir die herrlich schöne unausgenützte reiche Natur. In Machaichai, unter der Obhut des herr-schenden Pfarrers einquartiert im Tribunal, wurde ich sogleich bestohlen, in-dem mein Regenschirm verschwand, trotz des Postens, der da wachte, barfuß und in schmählichen Lumpen und mit einem Schießgewehr, dessen Schaft zer-brochen war. Als wir auf gemieteten Pferden in die Berge hineinreiten woll-ten, wurden wir zurückgenötigt, da die Pferde, halb verhungert, unter uns zusammenbrachen.

Dann nach zwei Wochen wieder hongkongwärts (13. Februar 1890). Das beste, was Manila eintrug, waren acht chinesische Götter von besonders feiner Arbeit aus Amoy, Geschenk des Herrn Henrique Spitz (die Spanier dulden bloß spanische Taufnamen, der auf der Herfahrt von Honkong her Reise-gefährte gewesen war.

Digitized by Google

Auch in Singapore und auf Ceylon und dann auch noch in Ägypten nahm ich einigen Aufenthalt, um nach Mehrungen auszugehen, was nicht ganz erfolglos war. Am 18. April 1890 landete ich in Neapel, um noch schnell den Vesuv zu besteigen, der gerade sehr heftig spuckte.

Das Ergebnis der Reise umfaßte schließlich 4094 Nummern, von denen manche, so zum Beispiel die Wayang-Theater, aus einigen hundert Figuren bestanden. Alle Sammlungen kamen glücklich in die Heimat. Nichts wesentliches war verloren gegangen. Mich hatte das Unglück diesmal geschont. Es war vielleicht noch sattsam befriedigt von dem Schiffbruch im Kanal 1881, der viel afrikanische Mühsal, die meisten Ergebnisse dreier Jahre, rücksichtslos verschlungen hatte.

Aber statt einer kleinen Freude konnte diese Gunst des Schicksals nur graue Widerlichkeiten wecken. Die Wissenschaften sind neidische Weiber, und namentlich jene alten Matronen, die das Klassische durchleuchten, waren höchlich aufgebracht. „Was sollen uns diese zackigen Stecken und dieser öde Götzenkram. Das gehört nach Hamburg abgeschoben in die Tingeltangelvorstadt" rief ein Philologieprofessor und suchte sich damit einzuschmeicheln im hohen Ministerium. Ein giftiger Zeitungsartikel kam, auch Verleumdungen halfen mit, und schon nahte ein böses Ende.

Aber der neue Kultusminister, Herr von Müller, war mir gewogen. Er verwandte sich für mich, und alles fand noch seine Bezahlung. Ein Drittel der Auslagen, 12 000 Mark, war bereits vom „Mannheimer Fond", einer Erbschaft aus der Pfalz unter Karl Theodor, in vier Raten geliefert worden. Jetzt fehlten noch die zwei anderen Drittel, 24 000 Mark, und diese wurden vom Landtag bewilligt. Ja sogar sämtliche Reisekosten, die mit den tausend Mark für Melbourne doch noch nicht zu decken waren, und die ich geduldig tragen wollte, wurden so zurückerstattet. Es kamen freilich noch andere Zeiten. Herr von Müller mußte sterben (1895), und dann begann die Klassizität wieder unverzagt zu bohren.

Wie ganz anders war diese Aufnahme als gar manche freundliche vorher. Nur ein einziges kleines Beispiel aus einer milde gestimmten Zeit sei hier schnell noch angereiht, zugleich in zarter Weise geeignet, das rauhe Thema zu versüßen.

Im Jahre 1861, als ein großer Teil des Museums noch im Wilhelminum war, trat dort eine Vermehrung ein durch die Frau Xaveria Berger aus dem Kloster der Englischen Fräulein zu Nymphenburg, die eine Indische Sammlung brachte. In Patna am Ganges bestand schon länger ein apostolisches Vikariat, das 1853 von Nymphenburg aus mit weiblichen Kräften versehen wurde und 1860 bis 1863, also bald nach dem großen Aufstand von 1857, war für deren Kloster die Oberin Frau Xaveria Berger. Außer vielen bestickten Geweben, Borten, Fächern, Schuhen und Mützen, allerlei Schmucksachen und Gerätschaften, Musikinstrumenten und Elfenbeinschnitzwerk, Typenfiguren und Glimmergemälden, ja sogar auch Götzenbildern, besaß die tapfere und unternehmende Dame auch eine stattliche Anzahl Waffen. Ein dazu gehörendes Verzeichnis, von zarter, weiblicher Hand fleißig und säuberlich hingeschrieben, enthält in blumiger, wortreicher Sprache nicht bloß die kurze, aber doch schon reiche Geschichte des Klosters von Patna nebst den Leiden und Gefahren, die dort zu ertragen waren, sondern auch lange Erklärungsversuche voll ethno-

Digitized by Google

uphischer Neigungen. Von einem eisenbeschlagenen Knüppel wird ungemein istisch mitgeteilt: „Dieses Werkzeug ist besonders auf das Gehirn berechnet, em es ausschließlich zum Kopfeinschlagen verwendet wird." Auch ist noch as Gedrucktes vorhanden, von 1863: „Warum ist die Oberin von Patna s Indien nach Europa gekommen? Eine Antwort für viele, besonders für oßmütige und Edle"[1]), in dem die bayerische Nation sehr energisch in rüh- ider Tonart um Unterstützung gebeten wird. Denn in Allahabad war ein undstück anzukaufen für ein neues Institut, das den Titel erhalten sollte Wittelsbach am Ganges" oder „Indisch Wittelsbach". Obwohl die Gesell- aft der Englischen Fräulein, die auch Jesuitissae genannt wurden, in Eng- nd aufgekommen war (1609), hatte sich doch deren Schwergewicht größten- ls nach Bayern verlegt[2]).

Der Kaufpreis der Sammlung Xaveria Berger, etwas über 300 Stück, trug 5000 Gulden, auf drei Jahresraten verteilt. Damit war auch die istliche Herkunft, und zwar überaus reichlich bezahlt. Wirklicher Wert kaum)00 Gulden. Zuerst war dieses fromme Geschäft dem Stadtmagistrat an- boten worden.

Görres spricht zu uns.

Den Franzosen graut vor dem, was aus Deutschland werden kann, ist ihm mit der Einheit die Freiheit gegeben: darum ist der Höllenlärm i der Welt, um uns dumm und irre zu machen, daß wir unsern guten tern ungenutzt vorbeigehen lassen. Um das Kleinste zu gewinnen, fordern ie Franzosen nach ihrer alten Weise das Größte; sie bieten Schach dem önig ohne andere Hoffnung, als auf dem Zuge einen unbewachten Läufer u schlagen und hintennach unserer zu lachen, daß wir uns durch den Alarm,) sie geschlagen, haben hintergehen lassen. Aber nein, je stärker und wüten- er es sich bäumt, um so schärfer faßt den Zügel, ihr, in deren Hände Deutsch- and sein Heil niedergelegt; dieser Larvenspuk und der Theaterlärm geht orüber, was ihr aber verschüchtert durch ihn am Werke versäumtet, das ürde uns Jahrhunderte plagen und drücken. Die eherne Schlange um- asse Deutschland an all seinen Grenzen, innen sei Freiheit; und sie mögen ommen uns anzugreifen in unsern Marken.

[1]) Hübschmann'sche Buchdruckerei (E. Lintner). — [2]) M. Gonzaga Fr. von Pech- mann, Geschichte des Englischen Institutes Beatae Mariae Virginis in Bayern. Im Selbstverlag des General-Mutterhauses München-Nymphenburg, 1907. Übersicht am Schluß des Bandes.

Digitized by Google

Erlebnisse mit englischen Quäkern vor dem Krieg[1]).

Von Dr. Herbert Kühnert, z. Zt. im Feld.

„Nein, den Fortbildungsschulzwang haben wir in England noch nicht," sagte mein englischer Freund, als ich ihn im Herbst 1912 auf einer Studienreise durch Mittelengland über diesen Punkt befragte, „dagegen haben wir eine andere Einrichtung, die Sie im Zusammenhang mit dem Problem der Fortbildungsschule gewiß interessieren wird und die Sie unbedingt kennen lernen müssen: die Sonntagsschulen. Es sind dies Veranstaltungen von privatem und freiwilligem Charakter, wo man sich nicht mit der beruflichen, sondern mit der allgemeinmenschlichen Erziehung der aus der Volksschule entlassenen Jugend beider Geschlechter befaßt. Natürlich kommen dabei nur die unbemittelten Bevölkerungsschichten in Frage, da die bemittelten von selbst den höheren Bildungsmöglichkeiten zuströmen. Ich kenne den Leiter einer solchen Schule in einem unserer armseligsten Stadtviertel, wo die Bevölkerung meist aus Fabrik-, Heim- und Gelegenheitsarbeitern besteht, und ich bin überzeugt, daß sich Mr. Brown ein Vergnügen daraus machen wird, Sie an einer der von ihm geleiteten Sonntags-Zusammenkünfte teilnehmen zu lassen." „Ist Mr. Brown Lehrer?" fragte ich. „O nein," lachte mein Freund, „er ist Großindustrieller und Besitzer eines schönen Landhauses draußen vor der Stadt. Sein Geld aber verdient er an der Fabrik- und Heimarbeit des Stadtbezirkes, wo er seine Sonntagsschule abhält." „Also ein Philanthrop?" „Ja, aber eine besondere Art von einem Philanthropen, nämlich ein Quäker." „Was ist das, ein Quäker?" „Quäcker ist der Spitzname, den man einer im 17. Jahrhundert begründeten religiösen Sekte gegeben hat, die sich selbst ‚Gesellschaft der Freunde' nennt und gegenwärtig in England etwa 30 000 Mitglieder zählt. Quäker bedeutet so viel wie ‚Zitterer'. Es wird Sie als Deutschen interessieren, zu hören, daß die Quäker Gegner des Kriegsdienstes und des Krieges sind. Sie sagen, Krieg und Kriegsdienst lasse sich nicht mit dem Geist des Evangeliums vereinbaren. Bei ihren Zusammenkünften treiben sie im Wesentlichen Bibellektüre und suchen das Gelesene gemäß einer inneren Offenbarung, von der sie glauben, daß sie jedem Gläubigen zuteil wird, auszulegen. Wer einmal den rechten Christenglauben gewonnen hat, so sagen sie, weiß ganz genau, wie er sich allen wichtigen Problemen des menschlichen Lebens gegenüber zu verhalten hat. Der Geist des Christentums verlangt nach ihrer Ansicht möglichst einfache und uneigennützige Lebensweise. Er verbietet, Tiere zu unterdrücken, zu quälen, oder gar ihr Fleisch zu essen, wie er verbietet, Menschen zu unterdrücken, zu quälen oder zu töten. Alkoholgenuß ist gleichfalls etwas Unchristliches, weil er den Sinnen schmeichelt, die Willenskraft schwächt, den Verstand verwirrt und zu Ausschweifung, Verschwendung, Krankheit und Verbrechen führt. Sklaverei und Unterdrückung sind Sünden wider den Heiligen Geist, mag es sich nun um Leibeigenschaft, Lohnsklaverei, politische oder ökonomische Privilegienwirtschaft, um religiöse oder wissenschaftliche Glaubens- und Gewissensfreiheit, um die Unterdrückung von Frauen, Kindern, Völkern oder Volksklassen handeln. Reichtum und Bildung legen ihren Trägern Verpflichtungen gegen die Armen und Unwissenden auf. Diese bestehen in charitativer und sozialpädagogischer Tätigkeit. So kommt es, daß Sie die Quäker überall in England am Werk finden, wo es sich um Bestrebungen handelt, die ihnen

[1]) Siehe des gleichen Verfassers Aufsätze „Erlebnisse mit Engländern" und „Gespräche mit Engländern" in den Heften „England von Innen" und „In englischer Gewalt".

Digitized by Google

endwie auf der Linie ihrer Auffassung von Christentum und Christengeist zu
gen scheinen, also z. B. um Pazifismus, Mission, Charitas, Tierschutz, so-
e Fürsorge, Toleranz, Vegetarismus, Volksbildung, Settlementsarbeit
dgl. m. Und wenn Sie, was Ihnen in England häufig begegnen kann,
en so reichen Quäker finden wie Mr. Brown, so können Sie im allgemeinen
nlich sicher sein, daß Sie einen Mann vor sich haben, der sich das Leben trotz
ies Reichtumes nicht allzu bequem macht. Viele sagen allerdings, die Quäker
n im Grund alle Heuchler, da sich der materielle Wohlstand, den man bei
en meist antrifft, mit einem wahrhaft christlichen Lebenswandel nicht ver-
ge: Sie seien zwar absolut zuverlässige Geschäftsleute, aber sie seien auch
izhälse, Lohndrücker, Pfennigfuchser und Blutsauger, die ganz genau wüßten,
ß Nüchternheit und Philanthropie nicht nur moralischen, sondern auch mate-
llen Gewinn einbrächten. Aber dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls repräsen-
ren die Quäker trotz ihrer verhältnismäßig geringen Anzahl einen wichtigen
d charakteristischen Zug im englischen Gesicht, und darum meine ich, Sie soll-
nicht versäumen, Mr. Brown und seine Sonntagsschule kennen zu lernen."

Im nächsten Tag gab ich bei Mr. Brown mein Empfehlungsschreiben ab und
bat ihn um die Erlaubnis, die Sonntagsschule kennen zu lernen. Mr. Brown
r ein altes Männchen mit energischem Gesichtsausdruck, und trotz seiner
Jahre sehr beweglich. „Ja, die Bibel," hub er an, „kein Buch eignet sich so
r wie sie zur Grundlage aller Erziehung. Ich für meinen Teil habe in meinen
Jahren viel gelesen und gelernt, habe viele Menschen, Völker und Lebenslagen
nen gelernt, aber ich wüßte kein Buch und kein Erlebnis, dem ich für meine
ziehung so viel verdankte, wie der Bibel. Daher besteht die Erziehung, die
durch meine Sonntagsschule den jungen Leuten der F . . . . straße angedeihen
se, auch im Wesentlichen in Bibellektüre und -erklärung. Jeden Sonntag neh-
n wir uns gemeinsam einige Verse vor, lesen sie, erklären, was damit gemeint
und suchen aus ihnen abzuleiten, was wir für unser Verhalten im Alltag
raus lernen können, z. B. daß wir demütig, enthaltsam, uneigennützig und
ißig sein sollen. Dadurch, daß jeder meiner jungen Freunde Gelegenheit zum
orlesen, zum Fragen und Erklären bekommt, lernt er, seine Gedanken in klaren
orten vor einer Versammlung auszudrücken. Manche, die aus irischen, italieni-
en, slawischen und polnisch-jüdischen Einwandererfamilien stammen, lernen
i dieser Gelegenheit überhaupt erst richtig Englisch. Da die Bibel sich mit
en wichtigsten Lebenslagen und -problemen befaßt und zu ihnen ziemlich ein-
utig Stellung nimmt, bietet sie auch hinreichend Anknüpfungspunkte für das-
nige jugendliche Interesse, auf das es bei aller Erziehung hauptsächlich an-
mmt. Unsere Lektüre und die sich daran anschließende Diskussion ist darum
r nicht etwa langweilig, wir sprechen ganz zwanglos außer vom Religiösen im
gentlichen Sinn auch von Kultur und Weltgeschichte, von Politik, Wirtschafts-
d Berufsleben, von Sport, Kunst, Philosophie und Wissenschaft, von Technik,
ission und Kolonisation, von Mythen und Märchen, kurz von allen Tatsachen,
orgängen und Problemen, die sich zur christlichen Lebensauffassung in irgend-
elche Beziehung setzen lassen. Natürlich vergessen wir bei unseren Zusammen-
nften auch Musik und Gesang nicht; ferner haben wir eine von den Jungen
lbst verwaltete Spar- und Versicherungskasse, sowie eine aus freiwilligen Geld-
d Bücherspenden geschaffene Leihbibliothek. Aber kommen Sie selbst und
hen Sie, wie es bei uns zugeht. Ich würde mich freuen, wenn Sie uns An-

Digitized by Google

regungen geben würden, oder solche von uns mit fortnehmen könnten." Ich dankte Mr. Brown für seine freundliche Aufforderung und versprach, mich am nächsten Sonntag Vormittag 8 Uhr in der F . . . .schule einzufinden.

Man kann sich als Deutscher nicht leicht eine richtige Vorstellung von den Armenvierteln, slums, der mittelenglischen Industriezentren machen, wenn man sie nicht gesehen hat: Es sind endlose, mit Ruß und Nebel bedeckte und in grenzenlose Armut, Unwissenheit und Verwahrlosung getauchte Häusermassen, durchzogen von schwarzen Kanälen und baum-, garten- und blumenlosen Straßen. Diese Straßen bieten überall den gleichen typischen Anblick: eintönige Reihen von niedrigen, halbverfallenen Backsteinhäuschen, dazwischen Fabriken, Schornsteine, Gaskessel, Lichtspieltheater, Kneipen, Trödler- und Krämerläden, gelegentlich eine kleine Kirche oder eine Schulkaserne. In den schmutzigen Wohnungen drängen sich die kinderreichen Familien der Fabrik-, Heim- und Gelegenheitsarbeiter zusammen und bilden wahre Brutherde für Kindersterblichkeit, Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus, Analphabetismus, Verschwendung und Verwahrlosung, Aberglaube, Apachentum.

Inmitten eines solchen slums war die Schule gelegen, nach der mich Mr. Brown bestellt hatte. Wie ausgestorben erschienen die Straßen in der kalten Frühe des Wintersonntags, während ich sie, von einer freundlichen Gartenvorstadt kommend, auf dem Fahrrad durchflog. Es war 10 Minuten vor 8 Uhr, als ich den Versammlungsraum betrat, nach dem mich einige am Eingang des Schulgebäudes stehende Jünglinge mit blassen Gesichtern und armseliger, aber sauberer Kleidung gewiesen hatten. Der Saal war noch ziemlich leer. Auf den Tischen lagen Gesangbücher und Bibeln; in einer Ecke drängte sich eine Schar von Zöglingen um einen Tisch, an dem einer von ihnen eingezahlte Sparpfennige buchte. Einer, der mich offenbar für einen neuen Schüler hielt, ging auf mich zu und bedeutete mir, eine Bibel und ein Gesangbuch zu nehmen und einstweilen an einem Tische Platz zu nehmen. Während ich dies tat, füllte sich der Saal. Auch ein junges Mädchen, die Schwester eines der Zöglinge, war mitgekommen. Sie trug Noten unter dem Arm, die sie auf dem Flügel niederlegte. Als es 8 Uhr schlug, betrug die Zahl der Anwesenden etwa 60, und der Saal war gefüllt. Nun stieg eine Art Assistent — Mr. Brown selbst war noch nicht da — auf das Podium und sagte: „Liebe Freunde! Wir wollen jetzt zunächst ein schönes Lied singen, dann wollen wir, bis Mr. Brown selbst kommt, tischweise den heutigen Text — 1. Korintherbrief, Kap. 3, Vers 4—23 — lesen und, so gut es ohne Mr. Brown geht, einstweilen zu erklären suchen. Die Tischältesten werden gebeten, Lektüre und Erklärung zu leiten." Man einigte sich auf ein Lied, dessen Melodie mir aus dem deutschen Liederschatz als die Weise: „Weil, daß wir scheiden müssen, laß dich noch einmal küssen" bekannt war. Das Mädchen, das die Noten mitgebracht hatte, begleitete den Gesang am Flügel, und die Weise gefiel der Versammlung so gut, daß der letzte Vers öfter wiederholt werden mußte. Dann begann die Erklärung. Mein Tischnachbar wurde angewiesen, einige Verse vorzulesen, in denen von inneren Streitigkeiten der Korinther die Rede war. Auf die Frage des Tischältesten, was die Worte: „So ist nun weder der, der da pflanzt, noch der da begießt, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt" zu bedeuten hätten, blieb er stumm. Hatte er doch die Worte mit Mühe überhaupt nur lesen können. „Nun, das ist doch ganz einfach," sagte der Tischälteste, „Paulus meint, niemand unter den Lehrern soll sich auf seine Lehrtätig-

Digitized by Google

it etwas einbilden, in letzter Linie sind alle Lehrer, auch die bedeutendsten, ganz
ie irgend jemand aus ihrer Gemeinde auf Gottes Gnade angewiesen. Mit an-
ren Worten: Ich als Tischältester darf mir nichts darauf einbilden, daß ich
ischältester bin, und Mr. Brown nichts darauf, daß er unser aller Lehrer, daß
reich und angesehen ist, denn vor Gott sind diese Unterschiede gleichgültig; er
)aut allein auf die Gesinnung." Die Reihe zu lesen kam nun an mich. Ich
itte den 8. und 9. Vers des 3. Kapitels zu lesen: „Der aber pflanzet und der
ı begießt, ist einer wie der andere. Ein jeglicher aber wird seinen Lohn emp-
ngen, nach seiner Arbeit. Denn wir sind Gottes Mitarbeiter; ihr seid Gottes
ckerwerk und Gottes Bau." Auf die Frage nach der Bedeutung dieser Worte
klärte ich, dem mir vom Tischältesten gewiesenen Weg folgend: „Für Gott ist
icht ausschlaggebend, ob einer reich ist wie Mr. Brown, oder arm, wie wir, oder
) er Lehrer ist oder Lernender, sondern lediglich, ob er ein rechter Christ ist."
Sehr gut!" lobte mich der Tischälteste. „Du hast die Sache schon ganz richtig
faßt!" Während ich an den Blicken meiner Tischgenossen fühlte, daß ich mir
egen meiner „Gelehrtheit" sogleich Achtung erworben hatte, und während die
rklärung sich in den gleichen Gedankengängen weiterbewegte, trat Mr. Brown
n. Er hatte trotz des weiten Weges und der Winterkälte sein Auto und seinen
lantel zu Hause gelassen, steckte in einem unscheinbaren, grauen Anzug und trug
n in Zeitungspapier eingewickeltes Paket unter dem Arm. Es waren Geor-
inen darin, die er in der Morgenfrühe in seinem Treibhaus für seine Gemeinde
bgeschnitten hatte und die er sogleich, von dem jungen Mädchen assistiert, unter
ie Anwesenden verteilte. Als sich jedermann, auch ich und er, die Blume ins
nopfloch gesteckt hatten, kam er auf mich zu, faßte mich bei der Hand, führte
ich aufs Podium, hieß mich auf einen Stuhl neben dem Rednerpult nieder-
tzen und sagte: „Liebe Freunde! Wir haben heute einen deutschen Gast bei
ns, der sich ein Bild vom Wert unserer Zusammenkünfte machen möchte. Also
rengt euch ordentlich an, damit wir eine intelligente Diskussion im Anschluß
n unser Thema zusammenbringen. Falls ihr außerhalb des Themas Fragen
n den Doktor richten wollt, die sich auf Deutschland und das Verhältnis Deutsch-
ands zu England beziehen, so geniert euch in keiner Weise, sondern benutzt die
Gelegenheit, euch zu unterrichten, solange sie sich euch darbietet." Nun wurde
unächst gebetet, d. h., die Versammlung verharrte so lange in Stillschweigen,
is einer aus der Versammlung, der sich vom Geist besonders stark berührt
ühlte, ungefähr in dem Sinne betete, daß er Gott um eine lehr- und segensreiche
Morgenstunde bat. Nach dem Gebet spielte das junge Mädchen ein „Charakter-
tück", betitelt „Hiawatha". Nun las Mr. Brown den Text vor, erklärte ihn und
nüpfte an die Erklärung allerlei belebende Betrachtungen, z. B.: „Wenn der
eilige Apostel in Vers 16 sagt, daß die Gläubigen Gottes Tempel sind und daß
iemand, ohne von Gott gestraft zu werden, Gottes Tempel verunreinigen darf,
o meint er u. a. damit auch dies, daß wir keine Trinker sein sollen. Denn das
Trinken führt zu Verbrechen, Laster, Sünde, Armut, Willensschwäche, Ver-
blödung, wie übrigens auch, allerdings sehr lange nach Paulus, die moderne
Wissenschaft nachgewiesen hat. Überhaupt soll man den Wert der Wissenschaft
nicht überschätzen. Denn wenn einer auch alles positive Wissen der Gegenwart
n seinem Kopf vereinigte, so wäre er Gottes Weisheit gegenüber doch immer noch
ein Tor und ein schlechter dazu, wenn er sein Wissen nicht im Sinne Gottes in
den Dienst des Glaubens und der Liebe stellen würde." Nachdem Mr. Brown

Digitized by Google

seine Vorlesung beendet hatte, eröffnete er die Diskussion über den von ihm behandelten Teil des Paulusbriefes. Aber es meldete sich niemand zum Wort: es war klar, daß sich das stärkere Interesse der Versammlung auf den zweiten, in Aussicht stehenden Gegenstand der Diskussion, nämlich Deutschlands Verhältnis zu England, konzentriert hatte. Denn kaum hatte Mr. Brown den Vorschlag gemacht, zunächst möge einmal jeder die ihm am Herzen liegenden Fragen vorbringen, damit ich summarisch dann auf das Wichtigste eingehen könne, meldeten sich auch schon 10 Fragesteller zum Wort.

„Ist es richtig," begann der erste, „daß sich das deutsche Volk von seiner Regierung und deren Organen, hauptsächlich der Polizei, bevormunden läßt, als ob es ein Haufe von unmündigen Kindern wäre? Ist es weiter richtig, daß sich diese Bevormundung nicht nur auf dem Gebiet der Politik, sondern auch im Erziehungswesen, in der Wissenschaft, in der Rechtsprechung, im Wirtschaftsleben, in der Presse, Literatur und Kunst, kurz auf Schritt und Tritt bemerkbar macht? Ist es möglich, daß z. B. ein Landrat, der selbst konservativ ist, sozialistische oder liberale Wähler zwingen kann, gegen ihre Überzeugung zu wählen? Oder daß eine Behörde einen Dichter zwingen kann, seine wahre Überzeugung bei sich zu behalten, oder einen Professor, anders zu lehren, als er denkt?"

„Können Sie mir erklären," fragte der zweite, „wie es kommt, daß der deutsche Kaiser auf der einen Seite wiederholt öffentlich seine Friedensliebe beteuert hat, während er auf der anderen Seite doch alles tut, um die deutsche Rüstung zu Wasser und zu Lande zu verstärken?"

„Halten Sie den durchschnittlichen deutschen Industriearbeiter für besser erzogen und für gebildeter als den englischen?" fragte der dritte.

Der vierte: „Ist es wahr, daß das deutsche Volk Shakespeare besser kennt und würdiger verehrt als das englische?"

Der fünfte wollte wissen, ob es in Deutschland um die Wohnungsverhältnisse des großstädtischen Proletariats besser bestellt sei als in England.

Der sechste fragte: „Ist es wahr, daß die deutschen Sozialdemokraten in der Mehrzahl Freidenker, Materialisten und Atheisten sind?"

„Wie kommt es," fragte der siebente, „daß die deutsche Sozialdemokratie ihrer Regierung immerfort Opposition macht, wo diese doch durch ihre sozialpolitischen Maßnahmen und Einrichtungen eigentlich allem politischen und wirtschaftlichen Individualismus entgegengesetzt ist und dem Sozialismus sozusagen direkt in die Hände arbeitet?"

Die achte Frage lautete: „Ist in Deutschland die Heimindustrie ebenso verbreitet wie in England?"

Der neunte Frager wollte wissen, ob in Deutschland unter dem Schutzzollsystem die Lebensmittel billiger seien als in England unter dem Freihandel, der zehnte, wie sich das deutsche Volk zu dem Gedanken der politischen Annäherung an England verhalte.

„Die Fragen, die Sie an mich gerichtet haben," begann ich, „beziehen sich auf die mannigfaltigsten Kulturgebiete. Ich will sie so beantworten, daß ich zunächst die behandle, die sich auf das Wirtschaftsleben (Schutzzoll und Freihandel, Heimarbeit, Wohnungsverhältnisse) beziehen, dann die, die die deutsche innere (Patriarchalismus, Staatssozialismus, oppositionelle Haltung der Sozialdemokratie) und äußere (Rüstungen, Friedensbestrebungen; englisch-deutsche Annäherung) Politik betreffen, und schließlich diejenigen, die es mit dem geistigen

Digitized by Google

eben (Erziehung und Bildung der deutschen Industriearbeiter, Weltanschauung er Sozialdemokraten, politische Bevormundung in Erziehung, Wissenschaft, unst, Shakespearekultus) zu tun haben. Natürlich kann man so verwickelte Proleme in wenigen Worten nicht erschöpfend, sondern höchstens andeutend behandeln. Ferner kann man sie nicht objektiv behandeln, sondern immer nur vom tandpunkt einer bestimmten nationalen Zugehörigkeit, Weltanschauung, Willensichtung aus. Dies bitte ich Sie zu berücksichtigen, während Sie mir zuhören.

Was das deutsche Wirtschaftsleben anlangt, so hat es die fundamentalen Züge nd Probleme mit dem englischen gemeinsam, weist aber daneben viele besonreren Merkmale auf, die zumeist geographisch und geschichtlich bedingt sind. Wir aben z. B. gleich England ausgedehnte Heimindustrie, doch sind der damit erbundenen Kinderarbeit bei uns engere Grenzen gesetzt als in England, weil ie Schulpflicht bei uns schon länger durchgeführt, teilweise sogar schon zur Fortbildungsschulpflicht entwickelt ist. Wenn der Gendarm bei der Verhinderung er Kinderarbeit in Deutschland eine größere Rolle spielt als in England, so bedeutet das bei uns gewiß einen gewaltsameren Eingriff der Staatsgewalt in das Privatleben als bei Ihnen. Aber es läßt sich darüber streiten, ob man in der deutschen Methode ein Symptom von Rückständigkeit gegenüber der englischen ehen müsse. Ich persönlich glaube es nicht, obwohl ich durchaus nicht der Meinung bin, der Gendarm sei das einzige oder wirksamste Mittel zur Bekämpfung der Kinderarbeit. Ähnlich verhält es sich mit den Wohnungsverhältnissen des großstädtischen Proletariats. Auch dieses Problem läßt sich nicht nur mit Hilfe der Polizei und mit obrigkeitlichen Verordnungen lösen. Aber wir haben in Deutschland keine „slums", und ich bin, wenn ich an die in den englischen slums häufig anzutreffende Roheit, Dummheit und kulturelle Rückständigkeit der Bewohner denke, keineswegs sicher, ob an den zweifellos besseren deutschen Verhältnissen nicht auch der Schutzmann und die behördlichen Vorschriften über öffentliches Gesundheitswesen, Bauweise, Beleuchtung, Kanalisation, Feuerung usw. einen wesentlichen Anteil haben. Die Frage, ob das deutsche Schutzzollsystem zu billigeren Lebensmitteln geführt habe als der englische Freihandel, kann nur im Zusammenhang mit den beiderseitigen Lohnverhältnissen, dem Bildungsniveau, den Lebensansprüchen und den gesamten geographischen Bedingungen behandelt werden. Ich möchte nicht sagen, daß der Schutzzoll bei uns verbilligend auf die Lebensmittel gewirkt habe; aber ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß wir in Deutschland eine unvergleichlich besser entwickelte Landwirtschaft haben als in England, und daß an dieser Überlegenheit die deutsche Schutzzollpolitik sicher nicht ganz unschuldig ist. Mir scheint, daß man in England im Vergleich zu Deutschland ein wenig spät darangegangen ist, die Art und Weise, wie der Boden landwirtschaftlich ausgenützt werden sollte, als ein nationales und allgemeinkulturelles Problem anzusehen. Der Staat spielt in Deutschland dem Wirtschaftsleben gegenüber überhaupt eine weniger passive Rolle als in England. Mit mindestens dem gleichen Recht nun, wie man sagen kann, dieses Verhältnis sei das Merkmal einer im Gegensatz zu Englands Demokratie patriarchalischen Staats- und Regierungsform, kann man auch sagen, es beweise, daß im deutschen Staatsleben das soziale Prinzip gegenüber dem individualen stärker ausgeprägt sei als im englischen. Die Begriffe „Deutsches Volk" und „Deutsche Regierung" lassen sich übrigens nicht von einander trennen. Das stärkere Eingreifen des deutschen Staates ins Privatleben hat, verglichen mit

Digitized by Google

dem englischen System, seine Vor- und Nachteile, je nachdem man das Problem mehr vom Standpunkt der Rechte und Pflichten des Einzelnen, oder der Gesamtheit betrachtet. Gewiß, auch wir in Deutschland haben Überreichtum auf der einen und Armut auf der anderen Seite. Aber die Gegensätze sind durch die soziale Gesetzgebung bei uns mehr ausgeglichen als in England. Das Eingreifen der Staatsgewalt ins Wirtschaftsleben entspringt in Deutschland nicht nur einer politischen Bevormundungssucht von seiten der Behörden, sondern aus einem sozialen Prinzip, nämlich dem Streben nach Ausgleich in der Verteilung des Volksvermögens, nach Beschützung der wirtschaftlich Schwachen vor Unterdrückung und Ausbeutung. Der Staat (bezw. die Gemeinde) ist bei uns auch mehr als in England selbst Unternehmer (Eisenbahnen, Forste, Bergwerke, Trambahnen, Elektrizitätswerke u. dgl.). Und wenn er hier auch gleich den privaten Großbetrieben nach kapitalistischen Grundsätzen wirtschaftet (weshalb sozialdemokratische Gegner dieser Wirtschaftsform sagen, sie dürfe nicht als Staats-‚sozialismus', sondern als Staats‚kapitalismus' angesehen werden), so ist es doch nicht zweifelhaft, daß selbst der ‚Staatskapitalismus' gegenüber dem Privatkapitalismus einen Schritt vorwärts bedeutet auf dem Weg zur allgemeinen Vergesellschaftung der Arbeit und damit zur Lösung der sozialen Frage. Der ‚entscheidende Schritt' wird allerdings wohl erst dann möglich sein, wenn die soziale Frage von allen Kulturstaaten als ein sie gemeinsam interessierendes, internationales Problem angesehen wird. Aber diese prinzipielle Einsicht braucht ja ein opportunistisches Verhalten gegenüber der Wirtschaftsform der Gegenwart nicht auszuschließen. Aus diesem Grund sind denn auch die Ansichten der deutschen Sozialdemokraten darüber, ob sie sich dem Wirtschaftsleben der Gegenwart gegenüber prinzipiell und praktisch ablehnend, oder prinzipiell ablehnend, aber praktisch im Sinne des erstrebten Prinzips mitarbeitend verhalten sollen, geteilt. Diese Meinungsverschiedenheit ist also weniger eine Frage des Ziels als der Methode, und diese Methode hängt wieder zusammen mit den Machtverhältnissen der politischen Parteien im Deutschen Reichstag und in den Lokalparlamenten und Kommunalvertretungen. Mir scheint, daß der sozialdemokratische Opportunismus bis jetzt überall da stark ausgeprägt ist, wo die Sozialdemokraten zu relativ hoher politischer Macht gelangt sind. Ihre oppositionelle Haltung im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus hängt damit zusammen, daß hier die Stunde, wo sie als unentbehrliche politische Macht angesehen werden müssen, noch nicht gekommen ist. Daß sie einmal kommen wird, genau so, wie sie in Frankreich und England bereits gekommen ist, scheint mir festzustehen.

Ich wende mich nunmehr den durch die Fragesteller angeschnittenen Problemen der deutschen inneren Politik zu. Deutschland hat, wie Sie wissen, noch keine so lange parlamentarische Vergangenheit hinter sich, wie z. B. England. Die Deutschen sind daher, wie Fürst v. Bülow einmal gesagt hat, ein politisch noch relativ unreifes Volk. Die Geschichte mit dem Landrat, auf die einer der Fragesteller Bezug genommen hat, könnte daher in England wohl nicht so leicht vorkommen. Es geht aber nicht an, diese politische ‚Rückständigkeit' ausschließlich der deutschen Regierung in die Schuhe zu schieben. Ebensogut könnte man sie dem deutschen Volk in die Schuhe schieben, denn jedes Volk hat im Grunde doch die Regierung, die es verdient. Doch selbst wenn sich der Fall ereignet haben sollte, gilt es, mit dem Prädikat ‚Rückständigkeit' hier vorsichtig zu sein. Eine einfache Überlegung muß einem sagen, daß man ein Volk wie das deutsche, bei dem drei für den Begriff Demokratie so grundlegende Prinzipien, wie allgemeine

Digitized by Google

chulpflicht, allgemeine Wehrpflicht und allgemeines Reichstagswahlrecht zu ner das gesamte Alltagsleben durchdringenden Selbstverständlichkeit geworden id, nicht einfach als ‚undemokratisch' bezeichnen kann. Man macht sich in dieser insicht, glaube ich, im Ausland nicht immer richtige Vorstellungen, ebenso wie an häufig in Deutschland aus Unkenntnis das englische Staatswesen als eine rt von idealer Demokratie ansieht. Sie müssen sich unsere Konservativen oder entrumsleute nicht so vorstellen, als ob sie mit der Regierung durch Dick und ünn gingen, oder gegangen wären. Und was unsere Reichsverfassung anlangt, liegt hier das Schwergewicht der politischen Gewalt nicht in dem ausschließ- chen Maße beim Kaiser, wie man im Ausland vielfach glaubt. Die Polen, änen und Elsaß-Lothringer ferner haben durchaus die Möglichkeit, ihre Eigen- rt innerhalb des Reichsganzen, also im Bundesrat, beim Kaiser und im Reichs- ag, oder in ihren provinzialen Lokalvertretungen zur Geltung zu bringen, und äre es auch nur in Form einer Opposition, durch die sie andere opponierende lemente verstärken. Es ist nicht so, daß sie einen politischen Faktor bilden, um en sich die Regierung nicht zu kümmern brauchte. Unsere ‚Fremdvölker' unter- cheiden sich also, was ihre parlamentarische Vertretung und politische Autonomie nlangt, z. B. wesentlich von den Iren, die ja gleichfalls heute noch vergebens er Gewährung von Home Rule harren, und deren Vertreter gleichfalls nicht on jeher einen Bestandteil der parlamentarischen Regierungsmajorität gebildet aben. Mit dem Wort Demokratie wird überhaupt viel Mißbrauch getrieben. Solange das deutsche Parteiwesen noch nicht zu der relativen Einfachheit ge- angt ist, die das englische charakterisiert, ist es geradezu ein Segen für das deutsche Volk, daß es noch kein parlamentarisches Regime hat, weil es sonst wahrscheinlich so oft die Regierung wechseln würde, daß die deutsche Politik jeder Kontinuität entbehren würde. Demokratisierung bedeutet nach der in Deutschland vorherrschenden Auffassung überhaupt nur dann einen wirklichen Fortschritt, wenn zugleich mit der Demokratisierung der Staatsform eine gewisse Demokratisierung des öffentlichen Erziehungswesens (Einheitsschule, staats- bürgerlicher Unterricht) Hand in Hand geht. Gerade weil es die westlichen Demo- kratien an solchen, für uns unumgänglichen Begleitmaßnahmen allzusehr haben fehlen lassen, können wir die dort herrschenden politischen Systeme nicht ohne weiteres als nachahmenswert ansehen. Wir glauben, an ihrem politischen Leben eine Menge unerfreulicher Züge wahrzunehmen, die wahrscheinlich mit dem Feh- len der von uns angestrebten sozialpädagogischen Imponderabilien zusammen- hängen, z. B. Herrschaft der Phrase, Strebertum, Nepotismus und Interessen- wirtschaft, Bossen- und Einpeitschertum, Wahlbeeinflussung durch Bestechung, Herrschaft der Advokaten und Finanzleute, Spekulation auf die Dummheit oder die niederen, egoistischen Instinkte der Massen usw. Wir glauben, daß Demo- kratie und Volkserziehung unzertrennbar miteinander zusammenhängen, und so lange die persönliche Gehässigkeit und der Berufs- und Klassenegoismus, mit dem unsere politischen Kämpfe gegenwärtig noch ausgefochten werden, nicht einer mehr sachlichen, von staatsbürgerlichen Gesichtspunkten geleiteten Kampfesweise gewichen sind, dürfen wir uns freuen, daß sich das aristokratische Element gegenüber dem demokratischen bei uns immer noch mit einer gewissen Stärke be- hauptet hat. Ich komme zur auswärtigen Politik. Es ist aus der Versammlung heraus gefragt worden, wie man es sich erklären solle, daß der Deutsche Kaiser auf der einen Seite immer seine friedlichen Absichten betone, während er auf der anderen alles tue, um Deutschlands Wehrkraft zu Wasser und zu Lande zu

Digitized by Google

verstärken. Der Fragesteller scheint dabei angenommen zu haben, daß der Kaiser in dieser Frage sozusagen einen Standpunkt einnehme, der ihn von der Reichsregierung oder vom Volke unterscheide. Das ist keineswegs der Fall. Aber nehmen wir einmal an, der Kaiser nähme in diesem Punkte eine sozusagen persönliche Haltung ein, so will dies gar nicht viel sagen. Denn ich glaube, daß in England, dem bei uns so hochgeschätzten Land des Parlamentarismus, die auswärtige Politik noch weniger einer parlamentarischen Kontrolle unterliegt, als in Deutschland, von Englands politischen Freunden, Frankreich und Rußland, ganz zu schweigen. Ich erinnere nur an den persönlichen Anteil, den König Eduard VII. an der englischen Bündnispolitik — ‚Einkreisungspolitik', wie wir sie in Deutschland nennen — genommen hat. Ich erinnere an die englische Tradition, daß kein Wechsel in der Leitung des Auswärtigen Amts und der auswärtigen Politik eintritt, wenn die parlamentarische Majorität und das Ministerium wechseln. Der Standpunkt des Deutschen Kaisers und zugleich der Standpunkt der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes gegenüber der auswärtigen Politik ist: Wenn du den Frieden willst, mußt du zum Kriege rüsten. Dieser Standpunkt ist nicht ein spezifisch deutscher oder gar preußischer, sondern er ist gegenwärtig der Standpunkt aller Großmächte. Er liegt der englischen Flottenpolitik um kein Haar weniger zugrunde, wie der deutschen Heeres- und Flottenpolitik. Ich persönlich glaube allerdings, daß dieser Standpunkt aufgegeben werden sollte, weil ihm letzten Endes nicht ein guter Wille der Völker zu gemeinsamer Kulturarbeit zugrunde liegt, sondern die Furcht, daß Mißtrauen, der Wunsch zur Beherrschung und Expansion durch Gewalt und auf Kosten anderer. Aber er kann nicht gut von *einer* Regierung und *einem* Volk verlassen werden, wenn ihn die *anderen* nicht zu gleicher Zeit auch verlassen. Und der Wille zum Verlassen dieses Standpunktes hat sich nach meiner Ansicht bei der englischen Regierung und beim englischen Volk bis jetzt weniger gezeigt als auf deutscher Seite. Das geht u. a. aus der Haltung hervor, die die englische Regierung bis jetzt in der Frage des schwimmenden Privateigentums zu Kriegszeiten bewahrt hat. Warum weigert sich England noch immer, die Londoner Deklaration zu ratifizieren? Hier hat die deutsche Regierung bis jetzt viel mehr Entgegenkommen und praktischen Willen zur Sicherung des Weltfriedens gezeigt. Man hat gesagt, der Imperialismus, den Deutschland in der Welt betätige, sei aggressiver als der Englands und seiner Bundesgenossen. Aber man vergleiche den Gebietszuwachs, den sich England, Frankreich und Rußland in den letzten Jahrzehnten gesichert haben, mit dem deutschen: Auf welcher Seite ist da mehr imperialistische Aggressivität zu verspüren? Und endlich: Die Frage der deutsch-englischen Verständigung ist infolge der Bündnispolitik, die England in den letzten Jahren verfolgt hat, aus einer englisch-deutschen eine europäische, ja eine Weltfrage geworden. Wenn eine Verständigung zwischen England und Deutschland erzielt werden soll, so genügt es nicht, daß Deutschland und England *allein* ihre Rüstungspolitik aufgeben, sondern zu gleicher Zeit müßte sie mindestens auch von Frankreich und Rußland aufgegeben werden. Die Wahrscheinlichkeit dazu ist aber vorläufig sehr gering. Bedenken Sie, wie tief im englischen Volk das Dogma eingewurzelt ist, daß England mit seiner Flotte die Meere beherrschen müsse, daß Frankreich den Revanchegedanken noch immer nicht aufgegeben hat, bedenken Sie Rußlands rückständige Regierungsform, die Unbildung seiner Massen und das schnelle Tempo seiner Volksvermehrung. Angesichts dieser Tatsachen bleibt, wie mir scheint, dem Friedens-

Digitized by Google

reund, der zugleich Patriot sein will, nichts übrig, als sich mit der Fortsetzung er Rüstungen als einem vorläufig noch unvermeidlichen Übel abzufinden, zu- leich aber durch aufklärende Tätigkeit bei allen beteiligten Völkern die Ein- icht in die soziologische Absurdität der Rüstungen zu verbreiten und auf diese Veise den Willen zur friedlichen Zusammenarbeit an gemeinsamen Kulturzielen u stärken. Die Rüstungen werden sich dann eines Tages von selbst als sinnlos rübrigen, es sei denn, sie wenden sich statt einer destruktiven Idee mehr und nehr konstruktiven Ideen der Volkserziehung, der Kolonisation u. dgl. zu, wie ie es übrigens in Deutschland schon heute zum großen Teil getan haben.

Damit verlasse ich das heikle Gebiet der auswärtigen Politik und wende mich er Beantwortung der letzten Gruppe von Fragen zu, die sich auf das geistige Leben beziehen. Ich möchte, um zunächst auf die Frage nach der Erziehung er deutschen und englischen Industriearbeiter einzugehen, nicht sagen, die einen eien besser oder schlechter erzogen als die anderen. Daß sie verschieden erzogen ind, steht fest. Ich hatte im Laufe meiner Ausführungen bereits Gelegenheit, arauf hinzuweisen, daß Deutschland gegenüber England noch eine verhältnis- mäßig kurze parlamentarische Vergangenheit hat und daß sich daraus ein Mangel in der politischen Erziehung des deutschen Volkes, folglich auch der deutschen Industriearbeiter ergibt. Die Gehässigkeit, mit der in Deutschland politische Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden, sind vielleicht als ein Mangel auf der deutschen Seite zu buchen, obwohl sie sich auch deuten lassen als ein Zeichen leidenschaftlicherer politischer Aktivität. Andererseits steht fest, daß wir in Deutschland infolge der seit viel längerer Zeit durchgeführten Schul- pflicht viel weniger Analphabeten haben. Wenn man nun sagt, das deutsche Volks- erziehungssystem sei mehr auf Verstandes- und Wissensbildung (instruction) gerichtet als auf Charakterbildung (education) und, was damit zusammenhängt, auf Körper- und Willenskultur, so glaube ich, daß man zu einem solchen Urteil nur kommen kann, wenn man unter England die verhältnismäßig geringe Zahl der Wohlhabenden versteht, die in der Lage sind, ihren Kindern eine komfortable Kollegeerziehung angedeihen zu lassen. Faßt man aber die großen Massen von England und Irland mit ins Auge, so scheint sich mir das Bild in jeder Be- ziehung zu Gunsten Deutschlands zu verschieben, denn dann muß man daran denken, was das auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhende deutsche Heer und die auf der allgemeinen Schulpflicht beruhende deutsche Volksschule im Vergleich zu England an der körperlichen, intellektuellen und moralischen Erziehung der großen Massen leisten. Es scheint mir auch nicht zu stimmen, daß der englische Arbeiter politisch regsamer sei als der deutsche. Die Eingriffe, die sich die deut- schen Industriearbeiter gelegentlich in ihre politische Tätigkeit von Seiten der Behörden gefallen lassen müssen, kann man von England aus erst richtig be- urteilen, wenn man bedenkt, in wieviel höherem Maße als in England die deut- schen Arbeiter eine eigene Presse und eine kritische Denkweise haben, die auch unter Umständen vor den jedem ‚loyalen' englischen Arbeiter heiligen Tradi- tionswerten wie Thron und Altar nicht Halt macht. Denken Sie nur daran, daß es die englischen Arbeiter noch bis heute nicht zu einer großen Tages- zeitung gebracht haben, die die Welt vorwiegend durch die Brille der Arbeiter- schaft betrachtet, daß sich also die englischen Arbeiter in ihren Meinungen über innere und äußere Politik, über Kultur und geistiges Leben so ziemlich ganz von den großen bürgerlichen Tageszeitungen, und unter diesen wieder vor- wiegend von der billigen Sensationspresse leiten lassen. Wenn Sie weiter von

Digitized by Google

Eingriffen deutscher Behörden in das Forschen und Lehren hören, so müssen Sie berücksichtigen, daß die deutschen Schulen, einschließlich der Universitäten, nicht Privat-, sondern Staatsanstalten sind. Das staatliche System hat nun allerdings, was Denk- und Lehrfreiheit anlangt, gegenüber dem privaten nicht nur Vorteile, aber ich glaube, wir sind in Deutschland auf dem besten Wege, die Nachteile in der Richtung auf größtmögliche Freiheit des Denkens und Lehrens allmählich auszugleichen. Bezeichnend ist ja, daß Englands neueste Universitäten nicht wie Oxford und Cambridge Privat-, sondern Staatsanstalten sind. Was die gelegentlichen Eingriffe der Zensur in das künstlerische Schaffen Deutschlands anlangt, so bekommt man auch hier erst die richtige Einstellung für das vergleichende Werturteil, wenn man von der unbestreitbaren Tatsache ausgeht, daß in Deutschland viel weniger als in England der Brauch geübt wird, künstlerische Leistungen nach moralischen Wertmaßstäben zu bewerten. Und Shakespeare, — es besteht für mich kein Zweifel darüber, daß er in Deutschland weiteren Volkskreisen bekannt ist als in England und daß er in den deutschen Schulen, Universitäten und Theatern auch würdiger verehrt wird als in seinem eigenen Vaterland. In die Kategorie der Fragen, die sich auf das geistige Leben des deutschen Volkes beziehen, gehört auch die Frage, ob es richtig sei, daß die deutschen Sozialdemokraten in der Mehrzahl Atheisten, Freidenker und Materialisten seien. Diese Frage beruht wahrscheinlich auf einer vagen Kunde davon, daß die deutschen Sozialdemokraten, da ihre Parteiziele im Wesentlichen politische und wirtschaftliche sind, die Stellungnahme zur Religion in das Belieben des Einzelnen stellen. Da die strenggläubigen Katholiken unter den deutschen Arbeitern zum großen Teil durch die katholischen Gewerkschaften und durch die katholische Zentrumspartei absorbiert werden, so kann nicht geleugnet werden, daß die freidenkenden Elemente dieser Klasse hauptsächlich in der Sozialdemokratie zu finden sind. Auch was den geschichtsphilosophischen Materialismus anlangt, so wird man zugeben müssen, daß er bei den Sozialdemokraten mehr Anhänger hat, als bei irgend einer anderen politischen Partei. Damit ist aber nicht gesagt, daß die deutschen Sozialdemokraten kein Verständnis für die Probleme des geistigen Lebens hätten und daß sich ihr gesamtes Kulturinteresse in der Sorge um Löhne, Wahlrecht u. dgl. erschöpfte. Die hier zu Grunde liegende Auffassung ist die, daß erst eine Neuordnung des Wirtschaftslebens und — was damit zusammenhängt — der Gesellschaftsordnung im Sinne des Sozialismus Platz greifen müsse, bevor auf dieser Grundlage ein neues geistiges Leben erblühen könne, und daß sich folglich vorläufig der Hauptstrom allen kulturellen Interesses dem Wirtschafts- und Staatsleben zuwenden müsse. Daß hinter diesem ‚Materialismus', der übrigens mit dem Einfluß von Karl Marx auf den deutschen Sozialismus zusammenhängt, ein ethischer Idealismus von tiefem Ernst und großer Schwungkraft verborgen liegt, der an die philosophischen Traditionen unserer Dichter und Denker anknüpft (ich erinnere nur daran, daß Marx und Lassale sich an Hegel und Fichte genährt haben), scheint mir nicht zweifelhaft. Die Ideen des Staates, der Menschheit, der gegenseitigen Hilfe, der Freiheit und Gerechtigkeit, der Wahrheit und Schönheit haben bei den deutschen Sozialdemokraten einen so ernsten Kultus gefunden, daß man sich nur wundern muß, wie bei all den materiellen Sorgen, von denen der proletarische Sozialismus angestachelt wird, noch soviel Raum für höhere geistige Interessen hat erübrigt werden können. Wenigstens ist dies immer mein Eindruck gewesen, wenn ich beobachtet habe, mit welchem Eifer sich die

Digitized by Google

deutschen Arbeiter zu den teilweise von ihnen selbst geschaffenen Bildungsmöglichkeiten (Vorträge, Diskussionen, Konzerte, Theater, Bibliotheken u. dgl.) drängen, wie durch ihr gesamtes politisches und wirtschaftliches Streben sozusagen der Drang nach der Verwirklichung eines Reiches der Wahrheit, Güte, Gerechtigkeit und Schönheit hindurchgeht. Besonders findet, wie mir scheint, die Idee eines über den nationalen Individualismus hinausstrebenden Kultur-Menschentums bei ihnen eine Pflege, die an Ernst und Leidenschaftlichkeit dem Christentum oder dem bürgerlichen Humanismus in keiner Weise nachsteht. So helfen die Sozialdemokraten die Atmosphäre vorbereiten, die vorhanden sein muß, bevor sich die großen Kulturvölker der Erde, besonders auch das deutsche und das englische, zu friedlich-freundschaftlicher Arbeit an der Verwirklichung gemeinsamer Kulturziele zusammenfinden können. Und wenn ich mich nicht sehr täusche, ist das dieselbe Atmosphäre, die Sie in England durch Ihre Arbeit an sich selbst und an Ihren Volksgenossen schaffen wollen. Mein Wunsch geht dahin, daß dieser Arbeit noch in unsern Tagen Erfolg beschieden sein möge."

Obwohl ich lange gesprochen hatte, dankten mir meine Hörer mit so spontanem und langanhaltendem Beifall, daß ich den Eindruck hatte, sie seien mir mit Interesse und innerer Zustimmung gefolgt. Daß dieser Eindruck richtig war, wurde mir noch durch das Schlußgebet bestätigt, das auf folgende Weise zustande kam: Mr. Brown sagte: „Wir wollen nun beten. Und zwar soll nach unserer Gewohnheit derjenige aus der Versammlung, der sich durch den Geist zum Reden getrieben fühlt, einfach und schlicht von der religiösen Stimmung Rechenschaft geben, in die er sich durch die heutige Bibelstunde versetzt fühlt." Darauf wurde es für einige Zeit still im Saal. Jedermann senkte die Augen und sammelte sich zum Gebet, bis sich schließlich mitten aus der Versammlung ein junger Mann, blaß und hager, wie sie alle waren, erhob und folgendermaßen zu reden begann: „Lieber Gott, wir danken Dir, daß wir heute einen so anregenden und lehrreichen Morgen hatten. Wir bitten Dich, unsern verehrten Lehrer, Mr. Brown, dahin zu erleuchten, daß er uns öfter Gelegenheit geben möge, unserm Geist solche Nahrung, wie wir sie heute bekommen haben, zuzuführen. Besonders sind wir auch unserm Gast dafür dankbar, daß er die Hoffnung ausgesprochen hat, es möge bald eine Zeit kommen, wo sich das deutsche und das englische Volk statt mit Mißtrauen mit Freundschaft begegnen. Denn wir glauben, eine solche Freundschaft würde ganz im Sinne der Lehre liegen, die Du uns durch Deinen Sohn Jesus Christus hast zuteil werden lassen. Segne also nicht nur Mr. Brown, uns und unser Volk, sondern auch unsern Gast, das deutsche Volk und seinen Kaiser und erleuchte alle ernsthaft nach dem Guten strebenden Menschen mit dem Geist Deiner Weisheit und Liebe, Amen."

„Amen!" fielen alle begeistert ein. Dann sangen wir noch ein fröhliches Lied, dessen Refrain lautete: „Bis wir uns das nächstemal wieder treffen", und die Bibelstunde war zu Ende.

Als ich im Januar 1913 diese Aufzeichnungen niederschrieb, dachte ich nicht, daß der große Krieg so nahe bevorstand. Freilich, ohne Sorge konnte man ja auch damals nicht sein. Man brauchte nur an die englische Entente- und Einkreisungspolitik zu denken, ferner an die seltsame Haltung der englischen Regierung in der Frage des Kaperrechts, weiter an die Popularität des naiven national-englischen Dogmas, daß England einen natürlichen Anspruch auf das „Recht" zur Beherrschung der Meere habe, viertens an die mangelnde Schulbildung des englischen Volkes (wofür gerade die oben geschilderte Sonntags-

Digitized by Google

schule ein klassisches Beispiel bildet), fünftens an die im englischen Volk bis hinauf in die Kreise der Gebildeten und Regierenden herrschende Unkenntnis der deutschen Sprache, des deutschen Volkes, der deutschen Kulturverhältnisse und, was damit zusammenhängt, an die englischen Vorurteile über den deutschen „Militarismus", den „undemokratischen" Charakter der Deutschen, Vorurteile, die den Engländer blind machen gegen den englischen Militarismus zur See, die undemokratischen Züge der englischen Kastenerziehung, der auswärtigen Politik, der Gewaltherrschaft über Irland und andere kleine Nationen u. dgl. m. Aber auf der anderen Seite gab es doch auch hoffnungsvolle Momente zu verzeichnen. Es bestanden bekanntlich in England vor dem Kriege starke Bestrebungen zur politischen Annäherung Englands an Deutschland. Das Dogma von der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes als Leitsatz der englischen Kontinentpolitik begann zu wanken. Aus führenden wirtschaftlichen, politischen, juristischen und publizistischen Kreisen wurden Stimmen laut, die die englische Regierung mahnten, das Kaperrecht, diesen "relict of barbarism", wie Lubboc sagte, aufzugeben. Mit Norman Angell und seinen Anhängern erstand im englischen Leben ein Faktor, der Front machte gegen die Lehre, daß man mit Dreadnoughts und Gewaltherrschaft eine moralische Überlegenheit beweisen oder auch nur ein gutes Geschäft machen könne. An den Universitäten, in den Schulen, bei den Arbeitern, Journalisten, Parlamentariern, Geistlichen begann man sich für die deutsche Sprache, das deutsche Volk und seine Kultur mehr und mehr zu interessieren, machte Studienreisen, setzte sich mit den entsprechenden Kreisen in Deutschland in Verbindung, gründete Organisationen zum Zweck des Sich-Kennen-Lernens. Aber es war schwer, die realpolitische Bedeutung aller dieser Faktoren richtig einzuschätzen. Ich persönlich hätte damals nicht geglaubt, daß ich schon zwei Jahre später als deutscher Soldat die Pflicht haben würde, gegen englische Stellungen Sturm zu laufen. Doch sei dem, wie ihm wolle. Heute ist es nicht nur Pflicht, der Verteidigung des Vaterlandes zu dienen, sondern auch, während des Krieges, wo das Prinzip der Völkervernichtung auf den Schild erhoben ist, das entgegengesetzte Prinzip nicht aus dem Auge zu verlieren und auf diese Weise die Atmosphäre mit vorbereiten zu helfen, aus der heraus allein ein dauernder Friede, der natürlich entsprechende Machtgarantien gegenüber England zur Voraussetzung hat, entstehen kann. Von diesem Gesichtspunkt aus war es mir während des Krieges stets eine Freude zu hören, daß die Quäker auch während der Herrschaft der Massenpsychose, der Verleumdung und Verhetzung in England, nicht nachgelassen haben, das öffentliche Gewissen ihres Landes daran zu mahnen, daß die Menschen letzten Endes nicht dazu geboren sind, einander zu vernichten, sondern einander zu helfen. Gleich zu Beginn des Krieges veröffentlichten die Quäker einen Aufruf, in dem sie sich unter Berufung auf den Geist des Evangeliums gegen den Krieg, gegen Haß und Verleumdung wendeten und ihre Volksgenossen mahnten, sich lieber dem Werk der Barmherzigkeit, der Verwundetenpflege und Vorbereitung des Friedens zuzuwenden. Als die Wehrpflicht zum Gesetz erhoben war, haben viele von ihnen aus religiösen Gewissensbedenken den Heeresdienst verweigert und dafür öffentlichen Schimpf, Freiheitsstrafen und körperliche Peinigung auf sich nehmen müssen.[1]) Ferner haben sie große Organisationen geschaffen, die sich

[1]) Einer Notiz der Nr. 378 der Münchner Neuesten Nachrichten (1916) entnehme ich, daß bis etwa Juni 1916 in England bereits 1576 Dienstverweigerer verhaftet und schon über 700 kriegsgerichtlich zu Gefängnisstrafen verurteilt worden waren.

Digitized by Google

r Fürsorge der in England internierten Ausländer widmen. Diese Fürsorge gnügt sich nicht mit der Sammlung von Geld, Kleidern und Nahrungsmitteln, ndern erstreckt sich auch auf Vermittlung des Verkehrs der Internierten mit ren Familien, auf die Schaffung von Arbeitsgelegenheit und Märkten für e Arbeitsprodukte der Internierten, auf Errichtung von Werkstätten, Abhaltung on Lichtbildervorträgen, Konzerten, Bazaren in den Interniertenlagern, Beschaffung von Lektüre, Empfehlung und kostenlose Heimbeförderung der Entlassenen oder Ausgetauschten, kostenlose ärztliche Behandlung der Kranken, Erziehungsbeihilfe für ihre Kinder u. dgl. m.

Ich habe vor dem Kriege wohl manchmal heimlich gelächelt, wenn ich beobachtet habe, mit welcher geradezu kindlich-gläubigen Einfalt die Quäker bei ihren charitativen und volkspädagogischen Veranstaltungen zu Werke gingen. Denn ich sagte mir, daß es auf den Willen zum Guten allein doch nicht ankomme, sondern auch auf ein gewisses Maß von Intelligenz, und daß der beste Wille zum Guten eine kulturfeindliche Macht werden könne, wenn er sich gründe auf Unwissenheit, schrankenlosen Individualismus, auf nationale Vorurteile und auf die Unfähigkeit, sich in andersgeartete menschliche Verhältnisse hineinzuversetzen. Wenn ich jedoch an das Verhalten der Quäker während des Krieges denke und es mit dem Verhalten der Mehrheit des englischen Volkes vergleiche, so bin ich geneigt, meine Ansicht dahin zu revidieren, daß es im Leben doch wohl in viel höherem Maße auf die ethische Einstellung ankommt als auf alles Wissen. Möchten immerhin alle Engländer auf wirtschaftlichem Gebiet Konkurrenten Deutschlands sein, möchten sie immer in Unwissenheit über das deutsche Volk und seine Sprache befangen sein: soviel scheint mir gewiß, daß wir nie einen Krieg mit England bekommen hätten, wenn nicht nur einige Tausende von Engländern, sondern das ganze englische Volk Quäker wären.

---

34 waren zum Tod verurteilt und hundert in jeder Weise mißhandelt worden, ohne zu widerrufen. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch die gerichtliche Bestrafung und Amtsenthebung des einer bekannten Quäkerfamilie entstammenden Professors Bertrand Russel von der Universität Cambridge. Dieser ausgezeichnete Philosoph und Charakter hatte sich in einem von der „Brüderschaft gegen die Wehrpflicht" herausgegebenen Flugblatt, das die Verurteilung eines Lehrers zu zwei Jahren Zuchthaus wegen militärischer Gehorsamsverweigerung behandelte, folgendermaßen geäußert: „Everett erleidet jetzt diese barbarische Strafe, weil er sich geweigert hat, gegen sein Gewissen zu handeln. Er kämpft den alten Kampf um Freiheit und gegen Religionsverfolgung, in demselben Geist, in dem in der Vergangenheit die Märtyrer gelitten haben. Wollt ihr euch den Verfolgern anschließen? Oder wollt ihr denen beistehen, die ihr Gewissen verteidigen, um den Preis von Verachtung und Schmerz an Seele und Leib?" Und in seiner Verteidigungsrede vor dem Richter sagte Russel unter anderem: „Es ist sehr gleichgültig, Mylord, ob ich persönlich freigesprochen werde oder nicht. Nicht ich stehe hier als Angeklagter, sondern die ganze Freiheitstradition, die unsere Altväter durch die Kämpfe und Opfer von Jahrhunderten aufgebaut haben. Andere Nationen mögen uns in anderen Dingen überragen, aber die Freiheitstradition war das höchste Gut, das wir in diesem Land bewahrt haben, und für jene Freiheit des Individuums stehe ich hier." Das gegen Russel gefällte Urteil lautete auf 2000 Mark oder 61 Tage Gefängnis und der Verurteilung folgte die Enthebung Russels vom Amt des Mathematikprofessors am altberühmten Trinity-College der (nichtstaatlichen!) Universität Cambridge auf dem Fuß. (Zitiert nach dem Bericht in der Münchner Post vom 20. 7. 16.) — Inwieweit sich übrigens innerhalb der Quäkerbewegung mit dem Strom des feinen, an der Idee des reinen Menschentums geklärten Nationalgefühls der in England aus früheren Jahrzehnten noch immer sehr lebendig pulsierende Strom des ungefesselten Individualismus vermischt hat, dürfte schwer zu sagen sein.

Digitized by Google

Der Vergeltungsgedanke im französischen Schulunterricht.

Von Dr. Fritz Holl in Hof.

Immer wieder suchen unsere Feinde, erst kürzlich noch in ihren Antworten auf unser Friedensangebot, der Welt das Märchen vom kriegslustigen Deutschland und seinen arglosen Nachbarn zu suggerieren. Glücklicherweise haben wir Material genug in der Hand um die selbstsüchtigen Gründe nachzuweisen, die unsere Feinde in ihrem Wunsche Deutschland zu vernichten einten. Erster Anstifter, unermüdlicher Hetzer und willfähriges Werkzeug aller deutschfeindlichen Bestrebungen war seit Jahrzehnten das „friedliebende" Frankreich, unser rachsüchtiger Nachbar. Frankreich hat den seinem Stolz 1870 versetzten Schlag nie verwunden, hat sich nie dazu verstehen wollen den Frankfurter Frieden als endgiltig anzusehen. Die „großen Besiegten" schwuren die Schmach zu löschen. Und als die Generation von 1870 sich darüber klar wurde, daß sie selbst, wenigstens als Mitkämpfer, den Tag der Vergeltung nicht mehr erleben werde, da setzte sie ihre Hoffnung auf das kommende Geschlecht, die Jugend. Man ging systematisch daran, die Jugend vom ersten Verstehen an mit dem feurigen Wunsch zu beseelen, die Scharte von 1870 auszuwetzen. Die Volksschulen ebenso wie die höheren Schulen wurden in den Dienst dieser Sache gestellt. Um tüchtige Staatsbürger und eifrige Patrioten heranzuziehen führte man den „Moralunterricht" ein. Dieser Unterricht soll „über das Trennende der Konfessionen hinweg die einzelnen Wissenszweige verbinden, ergänzen und veredeln, neben dem Wissen das Wollen, neben dem Verstand das Herz entwickeln".[1])

Die Verfasser von Lehrbüchern der verschiedensten Fächer haben die Vorschriften dieser Lehrpläne fast ausnahmslos dazu benutzt in der Jugend ein gesteigertes deutschfeindliches Nationalgefühl zu erwecken. Vor mir liegt eine größere Anzahl von Schulbüchern für alle Altersstufen und beide Geschlechter, die ich zum Teil selbst in den letzten Jahrzehnten zu Sprachstudien gesammelt habe. Andere wurden von befreundeten Feldgrauen zur Spracherlernung im Etappengebiet erworben oder aus dem Schutt zerschossener Wohnstätten aufgelesen und mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens über den darin bekundeten Chauvinismus in die Heimat gesandt.

Die Hauptpunkte des Moralunterrichts: „Familie, Gesellschaft, Vaterland" sind Selbstzweck in den Moralbüchern; sie liefern den Stoff zu den meist bedeutenden Schriftstellern entnommenen Musterstücken in Sprach-, Lese-, Diktat- und Realienbüchern, in Gedichtsammlungen und zu Artikeln in Schülerzeitschriften. Poesie und Prosa sind in dem gleichen schwülstigen, hochtönenden Stil abgefaßt, der den Franzosen so gut liegt.

Besondere Sorgfalt wird darauf verwendet den Kindern das Wesen des Vaterlandes zu erklären. Den wenigsten Verfassern kommt es dabei auf klares Erfassen des Begriffes, den meisten auf überschwengliches Empfinden an. Darum findet sich meist ein rührseliges Wortgeklingel, wie der oft mehr oder

[1]) Plan d'études des écoles primaires élémentaires, Erlasse aus den Jahren 1887, 90, 94, 97, 98, S. 40 ff. In den höheren Schulen ist der Moralunterricht nach den gleichen Grundsätzen bei Gelegenheit des Sprach-, Geschichts- und Geographieunterrichts zu erteilen. Plan d'études des lycées et collèges vom 31. Mai 1902, S. 5 ff.

Digitized by Google

minder ausführlich verwendete Auszug aus E. Souvestre: „Was ist das Vaterland". Der kriegsinvalide greise „Vater" Chaufour erklärt es dem kleinen Jérome also:[1]) „Mein Kind, du hast vielleicht nie daran gedacht, was das Vaterland ist. Das ist alles, was dich umgibt, was dich erzogen und ernährt hat, was du geliebt hast. Diese Gefilde, die du erblickst, diese Häuser, Dörfer und Städte, diese Mädchen, die dort lachenden Mundes vorübergehen (!), das ist das Vaterland. Die Gesetze, die dich schützen, das Brot, mit dem sich deine Arbeit bezahlt macht, die Worte, die du wechselst, die Freude und das Leid, welche die Menschen und Dinge, unter denen du lebst, dir bereiten, das ist das Vaterland. Das Zimmerchen, wo du deine Mutter gesehen hast, die Erinnerungen, die sie dort hinterlassen hat, die Erde, wo sie ruht, das ist das Vaterland. Du siehst es, du atmest es überall! Deine Rechte und Pflichten, deine Neigungen und Bedürfnisse, dein Gedenken und deine Dankbarkeit, umfasse das alles mit einem Wort: „Vaterland". — Der kleine Jérome zitterte vor Erregung; die Augen voll Tränen rief er aus: „Ich verstehe! das ist die Familie im Großen, das Stückchen Erde, an das mich Gott mit Leib und Seele gebunden hat".

Vaterland und Nation verwischen sich zu einem Begriff. — „Das Vaterland, das ist alles, was unser altes Frankreich an Land und Leuten in dem weiten Gebiet vom **Rhein** bis zu den Pyrenäen und dem Ozean umfaßt; alles, was französisch spricht, was durch eine lange, gemeinsame und ruhmreiche Geschichte verbunden ist . . .[2]) Doch halt! . . . . eine lange, gemeinsam verlebte Vergangenheit ist nicht notwendig, da ja Elsaß und Lothringen, obwohl nur so kurze Zeit französisch, es doch in tiefstem Herzen waren[3]) . . . . Wir wissen andrerseits, daß die besten Franzosen nicht immer die sind, die die reinste Sprache sprechen: die Provinzen, die wir unlängst verloren haben, sprechen deutsch, was sie nicht hinderte aufs innigste dem französischen Vaterlande anzuhängen."[4])

Die Vaterlandsliebe ist eben ein Naturtrieb,[5]) der bei den Franzosen nach ihrer Ansicht am höchsten entwickelt ist. Zahlreich sind die Stücke und Gedichte, die das hohe Lied der Vaterlandsliebe künden. Neben der Dankbarkeit gegen das Vaterland („Warum man es lieben muß") wird ganz besonders der Nationalstolz geweckt. Denn Frankreich ist die Wiege der Freiheit, des Fortschritts, der Menschenrechte, das Urbild der Güte, der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, des Edelmuts, die Wohltäterin der Menschheit, der Mittelpunkt der Welt. „Frankreich", sagt Viktor Hugo, „gibt die Tagesordnung für das Denken der Welt an. Es wirft eine Frage auf, und sie wird sofort von der ganzen Menschheit erörtert. Es löst sie und diese Lösung wird Gesetz. Die edlen Regungen aller Völker stammen von ihm, alle unmerklichen Übergänge vom Schlechten zum Guten". In seiner Uneigennützigkeit hat es sich für die Menschheit geopfert; seine siegreichen Heere haben seine erhabenen Ideen verbreitet.[6]) Das Königreich wie das Kaiserreich Frankreich waren nicht so

[1]) Ch. Lebaigue: Le livre de l'école, I, S. 109. Kürzer: Larive et Fleury, Dictées, I, S. 80 vgl. S. 87 und öfter. Hanriot-Huleux, Cours de langue française, III, S. 107. A. Seignette, Morale et Enseignement civique. 3 Teile, jeweils S. 27, 28 und 71, 72. — [2]) Ch. Lebaigue, I, S. 139. — [3]) Henri Marion, Leçons de Morale, S. 326. — [4]) Ebenda, S. 323. — [5]) Marcou, Lectures de l'école, I, S. 135. Vgl. Larive et Fleury, Dictées. Hanriot-Huleux, Langue française u. a. an verschiedenen Stellen. — [6]) Zusammenfassung des Gedankengangs und Zitat von A. Seignette, Morale, in allen drei Teilen, S. 25 ff.

Digitized by Google

gerecht wie die Republik; aber „das Unglück hat uns erleuchtet". — Dagegen gibt es — man sieht den Pferdefuß — reizbare, streitsüchtige, verbrecherische Nationen. . . „Deutschland hat, als es wider Willen die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen annektierte, ein Verbrechen begangen, und seitdem fühlt sich keine Nation mehr sicher! . . . Seien wir bereit!"[1]) Seitdem Frankreich verstümmelt ist, ist es unglücklich und man muß es desto mehr lieben und ihm dienen.[2]) Wie dient man ihm?[3]) Indem man nach Kräften an seiner Wohlfahrt arbeitet, indem man es verteidigt und wenn nötig sein Leben dafür hingibt. Besonders eindringlich wird die Notwendigkeit und Erhabenheit des Opfertodes für das Vaterland gelehrt, um ein neues Heldengeschlecht heranzuziehen, bereit, den unerträglichen Verlust der Rheingrenze wieder gutzumachen.

Denn der Rhein ist die natürliche Grenze Frankreichs. Ein typisches Beispiel der Begründung dieses Anspruchs sei einem Lehrbuch für höhere Mädchenschulen entnommen:[4]) „Nach den alten Geschichtsschreibern, vornehmlich Cäsar, reichte Gallien vom Ozean bis zu den Alpen und zum Mittelmeer, von den Pyrenäen bis zur Nordsee und zum Rhein. Es hatte also auf allen Seiten natürliche Grenzen. Nach der Regierung Karls des Großen erfuhren diese Grenzen eine Veränderung im Norden und im Osten, wo Frankreich den Rhein nicht mehr berührte. Aber die Erinnerung an diese Grenzen wird Jahrhunderte überdauern. Der Wunsch sie wiederzuerobern leitete die Politik der hauptsächlichsten Könige Frankreichs und ihrer größten Minister: Richelieu, Mazarin, Colbert. „Durch die klassischen Studien genährt, von den Geschichtsschreibern erneuert und den Schriftstellern verkündet, in den Kriegsschulen gelehrt, in den Archiven des Parlaments verwahrt", sagt der Geschichtsschreiber Sorel, „vererbte sich diese Überlieferung auf die Männer, die in der äußeren Politik Frankreichs eine entscheidende Rolle spielten". Im 18. Jahrhundert schrieb Rousseau, „daß die Lage der Gebirge, der Meere und der Flüsse Europas die Größe Frankreichs bestimmt zu haben scheint und daß diese Grenzen das Werk der Natur sind". Das war der Gedanke aller Franzosen. . . . Diese natürlichen Grenzen des alten Galliens hat Frankreich verschiedene Male wieder eingenommen, besonders unter der Revolution, Ende des 18. Jahrhunderts; unter Napoleon ging es darüber hinaus. Aber der Vertrag von 1815 hat sie wieder zurückverlegt und derjenige von 1871 hat ihm noch Elsaß und einen Teil Lothringens entrissen und ihm so den letzten Berührungspunkt mit dem Rhein genommen, der im Osten seine natürliche Grenze darstellte."

Also das ganze linke Rheinufer ist der Traum der Franzosen, nicht bloß Elsaß und Lothringen, dessen sich die französischen Könige seit Franz I. zum Teil mitten im Frieden" bemächtigten.[5]) Aber in erster Linie gilt ihr Sinnen

[1]) Auszug aus Jules Payot, La Morale à l'École, S. 222 f. Zitat s. S. 224 Nr. 430 und S. 225 Nr. 432. — [2]) Marcou, S. 136. Rousselot, Leçons de Choses et Lectures; S. 16 das Gedicht von V. de Laprade. — [3]) Seignette, Morale a. a. O. In allen Lehrbüchern wiederkehrender Gedanke. Vgl. auch L'École et la Famille, Journal d'éducation, 1911, Nr. 13, S. 308. E. Cuissart, Lectures courantes, II, S. 175: Der Bürgereid der jungen Athener. — [4]) Schrader et Gallonédec, Géographie de la France, III, S. 2 ff. Vergleiche C. Calvet, Histoire de France pour les lycées (Staatsgymnasien). Paris, Bibliothèque d'éducation (nach dem Lehrplan von 1894), S. 260 ff. u. a. m. — [5]) E. Lavisse, Histoire de France, II, S. 109.

Digitized by Google

und Trachten doch den 1870 verlorenen Provinzen. Wie gingen sie verloren? Hiezu wird die Geschichte des deutsch-französischen Krieges mundgerecht gemacht:[1])

„Man weiß heute, daß der wahre und allein schuldige Anstifter dieses Krieges Herr von Bismarck war. Frankreich konnte nicht dulden, daß es auch im Süden von einem deutschen Fürsten bedroht wurde, dadurch daß die spanische Krone einem Hohenzollern zufalle. Deshalb verlangte Napoleon auch nach dem Verzicht des Prinzen Leopold von König Wilhelm Bürgschaften für diesen Verzicht. Der König lehnte ab und Bismarck zwang Napoleon zur Kriegserklärung, indem er bei der Veröffentlichung der Antwort des Königs eine beleidigende Form gab; denn er wußte, daß Frankreich nicht bereit war. Schlecht ausgerüstet, mangelhaft verpflegt, von unfähigen, zum Teil verräterischen Generälen geführt erlagen die kaiserlichen Heere trotz ihrer Tapferkeit der Übermacht. . . . Nach dem Sturze des Kaisers wurde die völlig unschuldige Republik durch die unverschämten preußischen Forderungen genötigt den aussichtslosen Kampf fortzusetzen. Die wundervolle Tapferkeit der rasch ausgehobenen Heere, die heldenmütige Verteidigung von Paris konnten das Kriegsglück nicht mehr wenden. Die „großen Besiegten" von 1870 haben wenigstens Frankreichs Ehre gerettet . . . ."

„Weinend verlas Thiers die Friedensbedingungen: 5 Milliarden und Abtretung Elsaß-Lothringens. . . . Das Elsaß[2]) war seit mehr als 200 Jahren französisch, Lothringen seit mehr als 100 Jahren.[3]) Sie liebten Frankreich ebensosehr als die von jeher französischen Gebiete, ja mehr noch, da sie so nahe am Feinde wohnten. Deutschland hatte sie genommen ohne sie zu fragen, ob sie deutsch werden wollten. Als Frankreich Nizza und Savoyen erwarb, hatte es sich durch allgemeine Volksabstimmung der Einwilligung der Einwohner versichert. Frankreich glaubt nicht, daß man Menschen wie Tiere behandeln darf, die ungefragt den Herrn wechseln. Heute sind die Elsässer und Lothringer, die 1870 im Mannesalter standen, tot. Aber ihre Kinder haben Frankreich nicht vergessen, das immer das Vaterland ihres Herzens ist. Die Deutschen quälen sie auf jede Weise. Sie erlauben nicht, daß man im Elsaß französisch spricht. Man darf sich nicht Jean oder Jacques oder Elise nennen, man muß sich Johann, Jakob oder Elsa heißen (!!). Nicht einmal auf die Gräber darf man französische Namen schreiben. In den Schulen wird Frankreich von den Lehrern verleumdet. Die Elsässer und Lothringer werden gezwungen in der deutschen Armee zu dienen. Nun aber haben sich die Söhne vieler Familien in Frankreich niedergelassen, andere sind in der Heimat geblieben. Im Kriegsfalle müssen sich also diese Brüder bekämpfen (!). Das wäre etwas Schreckliches! Da die Elsässer und die Lothringer sich Frankreichs erinnern und es lieben, müssen auch die Franzosen ihrer in Liebe gedenken. Das ist eine nationale Pflicht!"

Das schreibt Lavisse, der angesehenste französische Historiker in seinen allgemein eingeführten Lehrbüchern für 7—11jährige Kinder! Die Sehnsucht,

[1]) Zusammenfassend nach: Calvet, Histoire, S. 241 ff.; Lavisse I, S. 158; II, S. 224; Boisseau, Le livre unique du cours élémentaire, S. 348 und andern.
[2]) Wörtlich aus: Lavisse, Histoire, II, S. 231 ff.; vergl. derselbe, I, S. 161: Devoirs du petit Français; ähnlich Le Livre des Commençants (Fibel für fünfjährige Kinder von mehreren Lehrern verfaßt), S. 152. — [3]) Nicht ganz richtig!

Digitized by Google

die Leiden und die Hoffnungen der Elsässer „unter der Herrschaft der Pickelhaube", der Schmerz und die Ungeduld der Franzosen kehren immer wieder; sie nehmen gewöhnlich einen größeren Raum in den Realienbüchern („Leçons de Choses") ein, denen man oft die Gestalt zusammenhängender lehrhafter Erzählungen gegeben hat, eine nach deutscher Ansicht ermüdende, ungeeignete pädagogische Form. Manche von ihnen sind weiteren Kreisen durch gekürzte und von Chauvinismus „gereinigte" Ausgaben für den französischen Unterricht an deutschen Schulen bekannt.

Zwei Kinder entweichen auf Geheiß des sterbenden Vaters ins geliebte Frankreich.[1]) Viele Elsässer wandern aus und gründen z. B. in Algerien eine neue Heimat, wie die Farm „petite Alsace"[2]) usw. Ein kleiner Elsässer bittet tränenden Auges den Großvater um ein Buch über sein geliebtes Frankreich.[3]) Ständig erneuern sich die Trauerkränze vor der Statue von Straßburg in Paris.[4])

Auf allen Karten Frankreichs, und seien sie noch so klein, ist Elsaß-Lothringen durch Schraffierung oder Färbung als französisch oder wenigstens als neutral gekennzeichnet. „Ihr bemerkt rechts," sagt Cuissart,[5]) „einen schwarzen, gleichsam in Trauer gekleideten Teil, dieser Teil Frankreichs (!) ist Elsaß und die Stücke Lothringens, die uns die Deutschen 1870 entrissen haben. Bereitet euch vor, eines Tages diesen Verlust wieder gutzumachen!"

„An einem Oktobertage,[6]) seinem 8. Geburtstage, führte man das Kind auf den Friedhof. Seine Mutter kniete nieder und weinte. Der Vater entblößte sein Haupt und betrachtete die Grabschrift. Plötzlich nahm er seinen Sohn bei der Hand und sagte: „Lies!" Und das Kind las laut: ‚Louis Gauthier, Franzose, gestorben für das Vaterland im Alter von 20 Jahren, Oktober 1870.' — Das war deiner Mutter Bruder, und ein Preuße hat ihn meuchlerisch getötet! Du wirst dich daran erinnern! — Ja, Vater. — Siehst du die Tannen dort am Horizont? Nun, dort ist französische Erde, sind französische Kinder. Die Preußen sind gekommen und haben gesagt: dieses reiche Land gehört uns, diese französischen Kinder sind unser und haben alles weggenommen. Du wirst dich daran erinnern! — Ja, Vater!"

Das ist eine Rechtschreibübung für die Neunjährigen! Noch aufreizender sind die überall eingestreuten Gedichte von Erckmann-Chatrian, Victor de Laprade, Victor Hugo, dem Revanchesänger Paul Déroulède und anderen.

Die französische Armee als die Hoffnung des Vaterlandes erfreut sich der größten Beliebtheit. Schon im frühesten Alter (die Vorschule, classe enfantine setzt mit 5 Jahren ein) wird die Jugend nicht nur mit Zweck, Beginn und Dauer der Wehrpflicht und mit den Grundzügen der Organisation von Heer und Marine, sondern besonders mit Bedeutung und Ehre des Heeresdienstes vertraut gemacht. „Eines Tages[7]) wirst du Soldat sein, kleiner Schuljunge. Stundenlang wirst du exerzieren und dich einer strengen Disziplin beugen müssen. Mit Tornister, Waffen, Patronen, Lebensmitteln bepackt wirst du marschieren und Hitze, Kälte und Schnee, vielleicht sogar die Strapazen des

[1]) Bruno, Le Tour de France par deux enfants, Kap. 1. — [2]) Dieselbe, Les Enfants de Marcel, Paris, Belin, S. 221. — [3]) Noël, Lectures rationnelles de l'Adolescence, S. 75. — [4]) A. Seignette, Morale, II, S. 72. — [5]) E. Cuissart, Lectures courantes, II, S. 85 u. 86. Hanriot-Huleux, I, S. 77. P. Bert; Leçons de Choses, S. 27 und andere, auch in Lehrbüchern für Deutsch und Englisch, z. B. Schweitzer-Vincent, English Reader, Bd. I. — [6]) Larive et Fleury, Dictées, I, S. 117. — [7]) Hanriot et Huleux, Langue française, I, S. 128.

Digitized by Google

rieges ertragen. Aber du wirst nicht schwach werden, du wirst Mut und raft zusammennehmen und daran denken, daß man vor allem Frankreich, em Vaterlande, dienen muß."

„Mit der Börse bezahlen genügt nicht, man muß mit seiner Person bezahlen.[1]) Nicht zum Vergnügen verläßt man Eltern, Freunde, Arbeit, Gewohnheiten, um in der Kaserne zu exerzieren und sich, wenn nötig, an der Grenze zu schlagen. . ."

Immer wieder tritt der alte Veteran, der Invalide, der Offizier, der Soldat auf, mit Rührung und Verehrung begrüßt und gefeiert. Nie unterläßt er die Jugend auf ihr großes Ziel hinzuweisen. Und die Jugend brennt vor Kampfbegier.

„Willst du auch Soldat werden?[2]) fragte der Offizier den ihn anstarrenden Georges. — Ja, Herr. — Um eine so schöne Uniform zu bekommen? — Und um die Preußen zu schlagen, fügte der kleine André zwischen den Zähnen (!) hinzu. — Du liebst die Preußen nicht? — Ja, wissen Sie denn nicht, daß sie uns Elsaß-Lothringen genommen haben? Aber wenn wir groß sind und Soldaten sind, schlagen wir sie und nehmen es ihnen wieder ab. Der Offizier lächelte nicht mehr. Er betrachtete das Kind ernst, mit sonderbarem Blick. . . ." Die Knaben werden dem greisen Helden von Vernon „wo die Preußen Frauen und Kinder mißhandelten und alles niederbrannten" vorgestellt. „Frankreich[3]) stirbt noch nicht aus. Diese wackern Knaben werden dereinst ihre Väter rächen. — Der Greis richtete sich auf: Ja, dieser Tag wird kommen. Dann eile zu den Fahnen, denke an die Beschimpfungen und Gewalttaten der Preußen und schlage dich wie ein Löwe! — Ja, ich will General werden und mich tapfer schlagen. — Wie alt bist du? fragte lächelnd der Greis. — 7 Jahre . . . es lebe Frankreich!"

Ebensolche Rührung und stolze Hoffnung erweckt der Anblick des kindlichen Soldatenspiels[4]) und der Schülerbataillone. Diese bataillons scolaires sind geführt von ehemaligen Unteroffizieren, ein Versuch militärischer Jugenderziehung, den Frankreich 1881—1892 durchführte. Seitdem ist diese Aufgabe dem Turnunterricht und Vereinen übertragen, die sich in letzter Zeit mehr dem deutschen Muster anlehnten. Für Knaben vom 11. Lebensjahr ab erstreckt sie sich auch auf Schießunterricht.[5]) „Liebe kleine Bürger und Soldaten! Unter einer sehr unterhaltenden Form tut ihr etwas sehr Ernstes. Ihr arbeitet an der militärischen Ausbildung des Frankreich von morgen! Dieses Frankreich von morgen seid ihr. . ." So sprach der Unterrichtsminister zum ersten Pariser Schülerbataillon.[6])

Musterung und Auslosung des Rekruten werden als Feste beschrieben, an denen Familie und Gemeinde teilnehmen.[7]) Beim Vorbeimarsch eines Regiments schlagen alle Herzen höher. Die Fahne, das Sinnbild des Vaterlandes, genießt abgöttische Verehrung:[8])

„Stolz marschieren die Soldaten vorbei, trotz der Last von Tornister und Gewehr. Der kleine Armand marschiert im Gleichschritt nebenher. Sein Vater hat den Feldzug mitgemacht und betrachtet feuchten Auges die Tri-

[1]) Larive et Fleury, Dictées, I, S. 288. — [2]) Paul Bert, Leçons de Choses, S. 26. [3]) Paul Bert, ebenda, S. 41. — [4]) Henriot-Huleux, I, S. 168; Cuissart, S. 83 usw. [5]) Plan d'études des écoles élémentaires, S. 15. — [6]) Cuissart, S. 103: Bruno, Les enfants de Marcel, S. 139. — [7]) Seignette, Morale, I, S. 101. Georges Nouvel, Pierre et Jacques, S. 228 usw. — [8]) M. Guyau, Lectures courantes, I, S. 116. Vgl. das Gedicht von F. Coppée: Le Régiment qui passe.

Digitized by Google

kolore mit dem Wahlspruch: „Französische Republik, Ehre und Vaterland." Nimm den Hut ab, Kind; denn sie ist das Sinnbild des Vaterlandes... Lange sehen sie ihr nach. Ihre leuchtenden Falten flattern über den Bajonetten. . . . Auch ich werde Soldat werden und dem Wahlspruch der Fahne gehorchen. . ."

„Die Fahne! Wieviel heilige Dinge hüllt sie in ihre Falten: den Erdenwinkel, wo die Menschen heranwachsen, auf den sich ihre Hoffnungen und Träume, ihre schönsten Erinnerungen vereinen; alle Freuden schließt sie in ein Wort ein: Vaterland. Sie trägt die Ehre des Regiments, ihr Ruhm glänzt in goldenen Buchstaben auf ihren verblichenen Farben, auf denen soviele Siege verzeichnet stehen. Sie zu verlieren wäre eine ewige Schande. ."[1] Ehre darum den von Bazaine verkauften Regimentern, die ihre Fahnen bei Metz nicht ablieferten, sondern verbrannten.[2])

Groß ist die Zahl der Kriegshelden von Vercingetorix bis 1870, die der Jugend als Beispiel vorgeführt werden. Ihre Lieblinge aber sind die jugendlichen Helden; „denn beim Franzosen wartet der Mut nicht auf das Alter":[3]) der siebenjährige Freischärler François Arago von 1793 fängt eine spanische Patrouille;[4]) der dreizehnjährige Freiheitsheld Josephe Bara stirbt lieber als daß er „es lebe der König" ruft; der ebenso alte Agricole Viale fällt, als er im feindlichen Feuer das Tau einer Fähre kappt.[5])

Auch die Mädchen, Frauen und Mütter haben ihre Rolle im Kriege zugewiesen. Sie brauchen Kaltblütigkeit, Mut, Hingebung und Entsagung und ein gewisses Wissen zur Verwundetenpflege.[6]) Aus ihren Reihen gingen Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, und Jeanne Hachette, die Verteidigerin von Beauvais (1473), und andere hervor.[7])

Aber die älteren Gestalten sind schon zu sehr der Wirklichkeit entrückt; die Helden und „Märtyrer" von 1870 stehen dem Herzen näher: die Freischärler Jules Debordeaux, Lehrer zu Pasly;[8]) de Paulette, Lehrer zu Vauxrefis, de Leroy, Lehrer zu Vendières, „Opfer himmelschreiender Todesurteile der Preußen"; François Debergue[9]) von Bougival, erschossen, weil er Telegraphendrähte abschnitt. „Warum taten Sie das? — Sie sind meine Feinde. — Würden Sie es nochmal tun? — Ja, denn ich bin Französe. — Man verlangt ein Taschentuch, um ihm die Augen zu verbinden: Nehmen Sie mein eigenes . . ." „Ein Bauernmädchen[10]) ist allein in ihrem Hofe bei Metz zurückgeblieben. Wohin haben sich die Feinde zurückgezogen? wird sie von Bayern gefragt. — Ich bin Französin, ich verrate nichts. — Stellt sie an die Mauer! — Dreimal befiehlt man ihr zu sprechen, sie schweigt. — Feuer! — Sie fällt." . . . „Juliette Dodu, Postbeamtin in Pithiviers wird ergriffen, als sie deutsche Depeschen abfängt. Die Hinrichtung wird durch den Waffenstillstand vereitelt" u. s. f.

---

[1]) Jules Clarétie nach: Larive et Fleury, Dictées, I, S. 59. — [2]) Cuissart, Lectures, S. 89. Bruno, Les enfants de Marcel, S. 147 ff. — [3]) Cuissart, S. 83: „Petit Soldat deviendra grand", Gedicht von Linden. — [4]) Guyau, Lectures, S. 119. — [5]) Hanriot et Huleux, I, S. 227; auch bei Cuissart, Seignette u. a. — [6]) A. Seignette, Morale et Enseignement civique, II, S. 27. — Bruno: Les Enfants de Marcel, S. 86. — [7]) Larive et Fleury, Dictées, III, S. 108. Noël, Lecture Rationelle, I, S. 31. — [8]) C. Cuissart, Lectures Courantes, II, S. 87. G. Bruno, Instruction morale, S. 142; s. auch das Gedicht Le curé de Bazeilles von Paul Déroulède, Cuissart, S. 101. — [9]) F. L. Marcou, Lectures de l'école, I, S. 159. — [10]) Lebaigue I, 103; auch bei Seignette u. a.

Digitized by Google

Auch sonst wird jede Gelegenheit benützt, die nationalen Gedanken und Empfindungen von Schülern und Eltern in gleicher Stimmung zu erhalten. Lehrer und Schulvorstände, Staats- und Gemeindebeamte, Schriftsteller, Gelehrte, Parlamentarier, wetteifern um die Ehre in offiziellen Ansprachen bei Schulfesten den Patriotismus zu schüren. Nur ein Beispiel: der jetzige Präsident der Republik, Raymond Poincaré, hat am 30. Juli 1896 bei der Preisverteilung des Gymnasiums zu Commercy (Lothringen) eine Rede gehalten über „Heimat und Vaterland" (Petite et grande patrie). Einige charakteristische Sätze seien in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben:[1]) „Das Wohlergehen Frankreichs ist unumgängliche Vorbedingung für den Weltfrieden (harmonie universelle), für den Fortschritt, für die natürliche Entwicklung der Menschen und der Dinge. Alles, was den Ruhm unseres Landes verdunkelt und seine Macht schwächt, muß gefährlich und verhängnisvoll zurückwirken auf die entlegensten Teile der Kulturwelt. . . . Wir brauchen leider unser Gedächtnis nicht anzustrengen, um uns der Prüfungen der Vergangenheit zu erinnern. Sie ließen unter unsern Augen blutige Spuren, die noch nicht vergingen. Wir können sagen, daß jeder Tag und jede Nacht, die anbricht, ja jede Stunde, die schlägt, die grausamen Lehren der Geschichte in unverminderter Lebendigkeit erneuert. . . Schon naht das 20. Jahrhundert. Möge es für Frankreich bringen die Austilgung der unvergeßlichen Schmach und die Vergeltung für die unverdiente Unbill." — Wer zweifelt da noch an den „friedlichen" Gesinnungen des Herrn Poincaré?

Diese Zitate ließen sich ins unendliche vermehren. Immer dasselbe Bild: platte Selbstverständlichkeiten neben edlen Gedanken, erhabene Gefühle neben niedrigem Rachedurst, immer große Worte. Aber dieser Unterricht hat sein Ziel erreicht, eine einheitliche Volksstimmung für die große Abrechnung zu schaffen: eine Vaterlandsliebe, getragen von einem gewaltigen nationalen Hochmut, einem verächtlichen Herabsehen auf andere Völker, genährt von Deutschenhaß, bereit Rache an dem „grausamen"[2]) Nachbar zu üben, selbst um den Preis der Selbstvernichtung. Die mit solcher Sorgfalt und so großem Nachdruck in die Jugend verpflanzten Ansichten und Empfindungen sind keiner Wandlung mehr fähig. Die wenigen, die sich davon freimachen konnten, mußten gewärtig sein, als Abtrünnige, Verräter, Vaterlandslose verfehmt zu werden. Allzu lange haben wir darüber hinweggesehen und für das Geschrei weniger ehrgeiziger Politiker und Geschreibsel von Skandalblättern gehalten, was die allgemeine Grundstimmung des französischen Volkes war.

Mit Recht schreibt daher Herr Dr. Mothes aus dem Felde im Anschluß an einige der vorstehenden Zitate:

„Wenn man genau überblickt, welche Riesenarbeit in Frankreich vom Staat, von der Schule, von den Parteien und Vereinen geleistet wurde, um den Vergeltungsgedanken lebendig zu erhalten, wird man verstehen, daß die Franzosen die Seele der Entente sind. Delcassé war der Cato, der sein „Ceterum censeo Germaniam esse delendam" sprach. Daß der Kriegswille in Frankreich so fest bleibt, wird allein durch die zielbewußte Pflege des Vergeltungsgedankens seit 1871 erklärt."

[1]) Raymond Poincaré, Questions et Figures Politiques (Sammlung von Parlaments- und Gelegenheitsreden), S. 91 ff. Zitat nach „Leipziger Zeitung" vom 25. August 1914. — [2]) Le livre des Commençants, S. 168.

Digitized by Google

Aus französischen Militärschriften.

Von Dr. Rudolf Mothes, z. Zt. im Feld.

Vor mir liegen drei französische Werke, mit denen ich im Westen bekannt wurde. Sie sind ein Spiegelbild für die Veränderung der politischen Lage zur Zeit ihres Erscheinens.

Die älteste der Schriften erschien 1904 und enthält einen Vortrag des Direktors des militärischen Unterrichtswesens Passement über die Organisation der Verteidigung Frankreichs. Passement gibt eine militärgeographische Beschreibung der als Kriegsschauplatz in Betracht kommenden Landesteile und der Einmarschstraßen, sowie der natürlichen Hindernisse. Selbstverständlich behandelt er am ausführlichsten die Ostgrenze. Mit Bezug auf die Einmarschstraße vom Norden, die durch den Hennegau führt, sagt er: „Sie ist gedeckt durch die Neutralität Belgiens." Eine Beteiligung Belgiens am künftigen Kriege zieht er also nicht in Erwägung.

Ganz anders lautet, was der Oberst Artur Boucher, der ehemalige Leiter der Operationsabteilung im Großen Generalstab des französischen Heeres, schreibt. Boucher hat 1911 eine kleine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Der Sieg Frankreichs in dem Kriege von morgen" und in dem selben Jahre eine zweite Schrift „Der Angriff auf Deutschland". Schließlich schrieb er 1913 das Buch „Deutschland in Gefahr". Mir waren nur die beiden letzten Arbeiten Bouchers erreichbar; die erste kenne ich nicht. Es ist jetzt außerordentlich lehrreich, kennen zu lernen, wie sich maßgebende Kreise in Frankreich die Entwicklung der Dinge vorgestellt haben. Darum sollen hier einige Proben aus Bouchers Schriften wiedergegeben werden. So heißt es im „Angriff auf Deutschland" S. 11 ff.: „Man kann sich fragen, ob gewisse Teile des (deutschen) Volkes, insbes. die Sozialdemokraten dem Gestellungsbefehle folgen werden, wenn sie wissen, daß sie eine ungerechte Sache verfechten sollen, und ob andererseits gewisse Staaten z. B. Bayern, deren Sympathie für Preußen nie sehr groß war, sich verpflichtet glauben werden, bei einem Kampfe mitzuwirken, den sie mißbilligen."

Mit solcher Unkenntnis des deutschen Volkes hetzten Männer in verantwortlichen Stellungen gegen uns zum Kriege. Weiter heißt es S. 12: „Österreich und Italien sind bei einem Kriege, den Deutschland erklärt, nicht verpflichtet, es zu unterstützen." Hier verrät sich schon Kenntnis der italienischen Stimmungen, während die Interessegemeinschaft zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn ganz falsch beurteilt wird. Die Mitwirkung Belgiens auf französischer Seite betrachtet Boucher als gesichert. Lüttich und Namur gelten ihm als Bestandteile des französischen Landesverteidigungssystems. S. 34 sagt er: „Die belgische Armee wird für uns zu einer verbündeten." S. 35 spricht er von „unseren Freunden, den Belgiern". Bei der Erörterung des französischen Angriffs auf Lothringen in Richtung Saarburg rechnet er mit einem leichten Erfolge unter anderem deshalb, „weil die Truppen dort hauptsächlich aus Bayern bestehen und wahrscheinlich nur sehr geringen Widerstand leisten werden". Den Franzosen sind gewiß die Augen übergegangen, als sie auf die Bayern stießen. In die Berechnungen Bouchers ist 1911 auch England einbezogen. Er nimmt als ganz gewiß an, daß die englische Flotte vereint mit der französischen in den ersten Mobilmachungs-

Digitized by Google

agen die deutsche Flotte vernichten wird. Auf die Unterstützung des englischen Landheeres zählt Boucher 1911 noch nicht, dagegen ist die russische Dampfwalze ihm ein gewichtiger Faktor.

In Bouchers Buche „Deutschland in Gefahr" wird wiederum mit Belgiens Kriegsteilnahme auf Seiten Frankreichs als mit einer zweifellosen Tatsache gerechnet. Die belgischen Heckenschützen kündigt er als grouppements territoriaux, als Milizscharen an. Ausführlich erörtert er die Frage, ob England ein Expeditionskorps über den Kanal schicken wird. Hierüber waren die Verhandlungen zu der Zeit offenbar noch nicht abgeschlossen, als Boucher sein Buch vollendete. Die englischen Minister hatten scheinbar weitgehende Zusagen gegeben, waren aber, wie man bei Boucher zwischen den Zeilen liest, unsicher über die Meinung des Parlaments. Tief bedauert Boucher, daß England nicht Ernst macht mit der von Kitchener angestrebten allgemeinen Wehrpflicht. Italiens Bündnistreue zieht Boucher in Zweifel. Daß er an einen Bruch des Bundesvertrags durch Österreich-Ungarn glaubt, läßt sich nur durch seine Verblendung erklären. Er ist kritisch in vielen Dingen. So wägt er im Verhältnisse zwischen Frankreich und England die Interessen ganz richtig ab. Er erkennt klar, daß England in Frankreich nur „seinen Soldaten" auf dem Festlande erblickt und daß England aus seiner Sicherheit aufwachen würde, wenn einmal Antwerpen von den Deutschen besetzt wäre. Wo er aber die Kräfte Deutschlands und seiner Gegner gegeneinander abwägt, ist er befangen. Er will zum Kriege hetzen. Um Kriegsstimmung hervorzurufen, will er, wie er im Vorworte mit aller Offenheit sagt, seine Landsleute überzeugen, daß ihnen der Sieg sicher ist.

Die Schriften von Boucher gehören wie Frankreichs Bündnis mit Rußland, wie das Abkommen mit England und wie die Wiedereinführung des dreijährigen Dienstes zur planmäßigen Vorbereitung des Weltkrieges.

Das Korfuabkommen über das südslavische Königreich

ist zwar erst im Juli 1917 abgeschlossen worden, aber doch bei dem eigenartigen politischen Gedächtnis der Deutschen schon wieder einer Auffrischung in der Erinnerung bedürftig. Vertreter der sog. Yugo-slavischen Provinzen Österreich-Ungarns haben es mit der serbischen Regierung in Korfu vereinbart, als Ergebnis 6 wöchentlicher Beratungen. Nach getanem Werk reisten die wackeren österreichisch-ungarischen Staatsbürger dann an die serbische Front in Mazedonien und wurden am 26. Juli in Saloniki mit großem Pomp als Gäste des Prinzen Alexander von Serbien empfangen. Die wesentlichen Punkte des Abkommens sind nach der Veröffentlichung im amtlichen Organ der serbischen Regierung folgende:

„In Anerkennung, daß der Wunsch unseres Volkes ist, sich von jedem fremden Joch zu befreien und sich als ein unabhängiger Nationalstaat aufzurichten, kommen die bevollmächtigten Vertreter der Serben, Kroaten und Slovenen hiermit überein, zu erklären, daß dieser Staat auf folgenden Grundsätzen aufgebaut werden muß:

1. Der Staat der Serben, Kroaten und Slovenen, die auch als Südslaven oder Yugoslaven bekannt sind, wird ein freies und unabhängiges Königreich

Digitized by Google

sein mit unteilbarem Gebiet und einheitlichem Untertanenverband. Er wird eine konstitutionelle, demokratische und parlamentarische Monarchie sein, unter der Dynastie Karageorgewitsch, die immer die Empfindungen der Nation geteilt und den nationalen Willen über alles andere gestellt hat.

2. Dieser Staat wird den Namen führen „Das Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen" und der Titel des Souveräns wird sein „König der Serben, Kroaten und Slovenen". Der Staat wird nur ein Wappenschild, nur eine Fahne und nur eine Krone haben; diese Abzeichen werden aus den gegenwärtig bestehenden Abzeichen zusammengesetzt.

3. Die besonderen serbischen, kroatischen und slovenischen Fahnen und Wappen dürfen frei gehißt und gebraucht werden.

4. Die drei nationalen Benennungen werden vor dem Gesetz gleich sein und dürfen im öffentlichen Leben frei gebraucht werden.

5. Die beiden Alphabete, das cyrillische und das lateinische, werden ebenfalls im ganzen Königreich gleichberechtigt nebeneinander stehen.

6. Die Ausübung aller anerkannten Religionen soll frei und öffentlich sein, und insbesondere sollen sich die orthodoxe, die römisch-katholische und die muselmännische Konfession, zu denen sich unser Volk hauptsächlich bekennt, gleichstehen und die gleichen Rechte gegenüber dem Staat haben.

7. Der Kalender soll sobald als möglich vereinheitlicht werden.

8. Das Gebiet des Königreichs wird alle zusammenhängend von unserm Volk bewohnten Gebiete in sich schließen, und es kann nicht ohne Verletzung der Lebensinteressen der Gemeinschaft verstümmelt werden. Unsere Nation verlangt nichts, was anderen gehört, sondern nur, was ihr eigen ist. Sie ersehnt Freiheit und Einheit. Sie lehnt deshalb bewußt und fest alle nur teilweisen Lösungen des Problems ihrer Befreiung von der österreichisch-ungarischen Herrschaft und ihrer Vereinigung mit Serbien und Montenegro zu einem einheitlichen, unteilbaren Staat ab.

9. Im Interesse der Freiheit und der Gleichberechtigung der Nationen soll das Adriatische Meer frei und für alle offen sein.

10. Alle Bürger sollen sich gleichstehen und die gleichen Rechte gegenüber dem Staat und vor dem Gesetz genießen .

11. Die Vertreter zum National-Parlament sollen durch allgemeines Stimmrecht erwählt werden, mit gleicher, direkter und geheimer Wahl.

12. Die Verfassung, die nach Friedensschluß von einer, nach allgemeinem Stimmrecht erwählten gesetzgebenden Versammlung begründet werden soll, wird die Grundlage des Lebens des Staates bilden. Sie wird die Möglichkeit schaffen, örtliche Autonomien einzurichten. Sie wird in Kraft treten, nachdem sie die königliche Sanktion erhalten hat. Die so geeinte Nation würde einen Staat von einigen 12 Millionen Einwohnern bilden, der ein mächtiges Bollwerk wäre gegen deutschen Überfall und ein unzertrennlicher Verbündeter aller zivilisierten Staaten und Völker.

Nikola Pasitsch, k. serbischer Premierminister und Minister des Äußern.

Dr. Ante Trumbitsch, Präsident des Südslaven-Komites.

Korfu, 7./20. Juli 1917."

Digitized by Google

Schwedische Gäste beim alten Arndt (1846).

Ein Arndtkapitel aus schwedischen Memoiren.

Mitgeteilt von Albrecht Dühr in Göttingen.

Es ist eine Perle der schwedischen Memoirenliteratur, die ich hier den Deutschen übermittle; mir liegt viel daran, daß man sie weithin sieht und sich an ihrer Schönheit erfreut — um Arndts, um der Schweden, um des Vaterlandes willen. — — Ernst Müsebeck, der verdiente Arndtbiograph, stellte vor einigen Monaten in einem meisterhaften Vortrage Arndt dar als „das Gewissen der deutschen Gegenwart" (jetzt gedruckt im Verlage Fr. A. Perthes-Gotha). Und bereits im Mai 1914 behandelte Robert Piloty, Professor der Rechte in Würzburg, in einem aus tiefem Verständnis Arndts quellenden Vortrage im Arndtbunde zu Bonn „Arndts Bedeutung für die deutsche Gegenwart" (Würzburg, Perschmann). Im folgenden führt uns einer der trefflichsten und bedeutendsten Schweden des 19. Jahrhunderts, Erik Gustaf Geijer, der Skalde und Geschichtsprofessor, zum Bewußtsein, wie recht das getan war. Ja, der ganze, lebensvolle Bericht erfüllt uns mit der beglückenden Erkenntnis, wie eng Vergangenheit und Gegenwart sich verknüpfen, wo der unverfälschte Born der Deutschheit rauscht und — daß Germanentum kein Schlagwort ist. Ungemein wohltuend und verwandt spricht uns schwedisches Wesen hier an; es atmet auch hier die bezaubernde Frische, Gesundheit und Anmut, die das echte Schweden noch heute weist; alle schwedische Herzlichkeit, Gemütstiefe und Lebenswärme bietet sich hier offen dar, wie in silberner Schale sonnengereifte Früchte. Arndt nannte Schweden „das Land des Lichtes und der Sonne"; Carl Larssons und Anders Zorns Bilder lehren uns dasselbe, und auch durch die Bilderreihe aus Arndts Bonner Heim, die uns Anna-Lisa, Geijers Gattin, gezeichnet hat, flutet schwedische Sonne. Wir tun gut, ihr uns hinzugeben: germanisches Wesen in unverfälschter Eigenart leuchtet uns hier entgegen und erquickt uns. Dann aber vor allem ist die Schilderung des Besuches im Arndtschen Hause und zumal des alten, ewig jungen Patrioten so einzigartig frisch, lebensvoll, unvergeßlich packend und so reich an Neuem auch für den Arndtkenner, daß eine möglichst ausführliche Mitteilung angezeigt erscheint.

Und die Wirkungskraft des Arndtschen Geistes als des Geistes des Tapfersten und Treuesten deutscher Nation erfüllt sich an uns wiederum, die Freude am deutschen Helden weitet sich zur Freude am Vaterlande, die sich rückhaltlos hingibt: Mir ist auch dieses Arndtkapitel wie eine Beglaubigung der Siegeszuversicht des deutschen Volkes und wie eine Aufforderung zum höchsten Opfersinn erschienen.

Es ließe sich viel sagen über Arndts Beziehungen zu Schweden, doch ich muß mich auf das Allernotwendigste beschränken. Weiteres, wie überhaupt die wissenschaftliche Auswertung der Arndtstudien, die ich im vergangenen Sommer in Schweden beginnen durfte[1]), gebe ich an anderer Stelle.

Das „schwedische Problem" in Arndts Leben ist gegeben schon durch seine Ge-

[1]) Dem Herrn Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten sage ich auch an dieser Stelle ergebensten Dank für die Bewilligung einer Beihilfe. Ebenso den Herren Bibliothekaren der Universitätsbibliothek zu Lund, die mich mit unermüdlicher Freundlichkeit durch Rat und Tat förderten. Ganz besonderen Dank schulde ich dem früheren Lektor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Lund Dr. Heinz Hungerland (jetzt in Osnabrück), der mir manchen wertvollen Fingerzeig gegeben hat und — hoffentlich noch geben wird.

Digitized by Google

burt. Er war als Rügener ja schwedischer Untertan. Seine Lehr- und Wanderjahre bedeuten eine fortschreitende Klärung seines Verhältnisses zu Schweden und Deutschland, seinem Stamm- und seinem Wahlvaterland (um so dem schwierigen Problem eine einfache Formel zu geben). Auch seine erste Reise nach Schweden (1803/04) scheint mir, besonders nach seinen prächtigen Briefen an seinen Freund Weigel, aus diesem Gesichtspunkt erst ganz verstanden werden zu können: Er suchte ein Vaterland, das seinem Staatsbürgersinn ein volles Genüge bot. Er fand es nicht in Schweden und kehrte zurück nach Deutschland, um dort der Erfüllung zu harren. Als dann 1806 Napoleons Scharen auch ganz Norddeutschland überfluteten, da mußte Arndt, „um nicht wie ein toller Hund totgeschossen zu werden", das Land räumen. Er wußte nichts Besseres, als wieder nach Schweden zu gehen. In Stockholm hat er von Weihnachten 1806 bis September 1809 im „Elend" gelebt. Reiche Gastfreundschaft und die Liebe seiner Freunde haben ihn nur zeitweise getröstet. Man wußte bisher nicht allzuviel von Arndts Bekanntenkreis in Stockholm. Müsebecks sonst sehr feinsinnige Darstellung des Verkehrs mit den Schwerins, Muncks und Helvigs in seiner großen Arndtbiographie[1]) (1914) bedarf noch der Ergänzung und Richtigstellung. Das folgende Kapitel gibt auch in der Hinsicht einige Winke.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland ist Arndt nicht wieder in Schweden gewesen. Wohl aber haben ihn schwedische Freunde in Bonn besucht. So vor allem 1825 und 1846 Erik Gustaf Geijer (1783—1847). Von seinem Besuch im Jahre 1846 handelt das folgende Kapitel. Er befand sich damals auf der Fahrt nach Schlangenbad. Wer war Geijer? Ich würde gern Näheres über ihn mitteilen, denn er war ein bedeutender Mensch; die Schweden stellen ihn neben Tegnér, den er an ethischer Haltung weit überragt. Ich muß mich aber begnügen, auf unsere Nachschlagewerke und Literaturgeschichten (etwa Schweitzer, Nordische Literaturgeschichte) zu verweisen. — Auch über den ersten Besuch im Jahre 1825 liegen Berichte vor. — Über die übrigen Personen kurz folgendes: Frau Anna-Lisa: Geijers feinsinnige Gattin Anna-Elisabeth, geb. Liljebjörn, die Berichterstatterin (1720—1861). Sie heiratete Geijer 1816. — Agnes: Geijers Tochter (1824—1885), heiratete 1847 den Grafen Adolf Ludwig Hamilton. Ihr Briefwechsel war eine der Hauptquellen der Memoiren. — Eva: Hamiltons Schwester (1818—1853) blieb unverheiratet. — Amalia: Amalia von Helvig, geb. von Imhoff, die bekannte Dichterin aus dem Weimar Goethes, Gemahlin des schwedischen Obersten (späteren preußischen Generals) von Helvig. Ihr Verhältnis zu Arndt ist noch nicht genügend aufgeklärt. — Über Seydewitz mag das im Text selbst Gesagte genügen. — Malla ist Malla Montgomery-Silfverstolpe (1782—1861), eine bedeutende Frau aus dem Kreise der schwedischen Romantiker um Geijer in Upsala. In ihren wertvollen Memoiren teilt sie mancherlei Wichtiges über Arndt mit. — Lindblad, Adolf Fredrik: berühmter Tonsetzer (1801—78).

Das Kapitel, das ich nun in möglichst getreuer Übersetzung folgen lasse, findet sich in dem Werke „I solnedgången. Minnen och Bilder från Erik Gustaf Geijers senaste lefnadsår. Samlade och meddelade af Anna Hamilton-Geete." 3 Teile, Stockholm (Bonnier) 1910—12. — Etwaige Mängel wolle man mit dem Soldatenstande des Verfassers und dem Fehlen der notwendigen Hilfsmittel bei der eiligen Durchprüfung entschuldigen. — —

[1]) Vergl. meine ausführliche Besprechung „Probleme der Arndtbiographie" in der „Histor. Zeitschrift", 3. Folge 19. Band, S. 537 ff.

Digitized by Google

Die erste Rast — nach kürzerem Aufenthalt in Aachen und Köln — wurde in Bonn gemacht, wo man an einem köstlichen, stillen Sommerabend gegen 5 Uhr ankam, just da der Tag begann kühler zu werden, die Schatten länger wurden und alle Farben zusammenflossen in den violetten und rosaroten Schattierungen des Sonnenuntergangs. Man stieg ab im Hotel Royal, „ganz am Strande des Rheins", zwei Treppen hoch. — „Mein Gott! — welche Aussicht von diesen Fenstern; wir müssen sie gleich sperrangelweit aufmachen" — platzt Frau Anna Lisa in ihrer Begeisterung heraus — „oben über dem Rhein, der ganz spiegelklar ist im Sonnenuntergang, mit dem Siebengebirge im Hintergrunde — und unten vor uns die herrlichsten Gärten und Terrassen, voll von blühenden Akazien- und Rosenstämmen in allen Farben — die Tränen kommen uns in die Augen dabei, und wir können uns nicht satt sehen an all der Lieblichkeit!" —

Geijer machte sich sogleich auf, den alten Freund Arndt aufzusuchen, den er schon vorher schriftlich von seiner Ankunft unterrichtet hatte und bei dem er blieb bis spät am Abend; v. Seydewitz war aufgenommen worden von Studentenfreunden, und die Damen brachten also allein und in Stillheit ihren Abend im Hotel zu.

Der folgende Abend wurde indessen nicht minder stimmungsvoll und denkwürdig, wenn auch auf eine andere Weise. Wir verlebten ihn bei Arndts. Das versteht sich von selbst, daß der alte Freund Geijers Gattin und Tochter kennen lernen mußte. Frau Anna-Lisa und Agnes waren nicht minder gespannt, mit einem Mann zusammentreffen zu können, von dem sie sich schon so viel hatten erzählen lassen, der im voraus ihnen schon lieb und wohlbekannt war durch vieles von dem, was er geschrieben und gesungen, und der von Erik Gustaf stets gepriesen worden als eine der edelsten, redlichsten und herrlichst gediegenen Persönlichkeiten, die er je kennen gelernt habe; v. Seydewitz teilt natürlich ganz die ehrfurchtsvolle Schwärmerei der intelligenten deutschen Jugend für „Vater Arndt", den unerschrockenen Streiter der Feder und des Wortes und Märtyrer in harten Zeiten, den feurigsten und anfeuerndsten Sänger des großen Freiheitskampfes, und ist überglücklich, ihm bei dieser Gelegenheit seine Huldigung darzubringen. In hoher und erwartungsvoller Stimmung also wandert die kleine Gesellschaft, nachdem sie am Vormittag einen Ausflug nach Poppelsdorf und Godesberg unternommen hatte, in der Abendkühle langsam den schönen Weg zwischen Weingärten am Rheinufer entlang, bis zu dem ländlichen Heim, wo der alte Ernst Moritz sich zur Ruhe gesetzt hat nach all seinen ehrenvoll durchfochtenen Kämpfen. Unterwegs erzählen Geijer und Seydewitz — und die Damen lauschen mit atemlosem Interesse auf alles, was gesprochen wird — von Arndts langem Lebenswerk und seiner Bedeutung für sein Vaterland, wie unerschrocken er getrotzt und Kampf angesagt habe den Mächten und Gewalthabern, die des Volkes Leben und Freiheit bedrohten, wie er bestrebt gewesen sei, zu warnen und zu

Digitized by Google

wecken, anzufeuern zum Kampf und zur Tat, und wie er habe leiden müssen für seine Kühnheit — wie seine Worte und Gesänge wie zündende Funken in tausend Herzen gefallen seien, so daß sein Name nun für alle Zeiten eingeschrieben stehe in den Blättern der Geschichte neben den ersten Helden der nationalen Wiedergeburt — und wie er dann doch, als der Sieg errungen, die Begeisterung erloschen und die unvermeidliche Reaktion zur Macht gekommen sei, mit bitterem Undank gerade von denen belohnt worden sei, die die Früchte seines Wirkens geerntet hätten ... Damals als Geijer zuletzt Bonn besucht habe — berichtet er mit entrüsteter Erregung — war in der Tat Deutschlands bester Patriot, sein unantastbarster, sein unbestechlich redlichster Bürger — denn so kann man wohl Arndt ohne Übertreibung bezeichnen — von der Regierung seines Professorenamtes enthoben worden als verdächtig vaterlandsgefährlicher Umtriebe, seine Papiere seien sequestriert worden, seine ganze Wirksamkeit von der Obrigkeit und den Machthabern mit mißtrauischen und feindseligen Augen betrachtet worden! Hat wohl, fragte Geijer aufgeregt, die menschliche Dummheit und Beschränktheit je einen glänzenderen Triumph gefeiert? — Nun, gottlob! Die Zeiten sind vorüber, wenigstens was Arndt betrifft — was man auch für Gedanken hegen mag von seinen politischen Taten und Ansichten, so hat man nun doch gelernt, volle Gerechtigkeit dem Manne selbst und seinem unvergleichlich erhabenen Charakter angedeihen zu lassen — ein hoher Geistesstreiter, ein Ritter der Wahrheit ohne Furcht und Tadel! — Kann sein, daß er sich zuweilen geirrt hat, kann sein, daß er sich Fehlgriffe hat zuschulden kommen lassen, Übertreibungen und Widersprüche; kann sein, daß er auch mit zunehmender Erfahrung und Einsicht seine Ansicht im einen oder anderen Falle, der ihm einmal unbestreitbar schien, geändert hat — wer tut das nicht? — „Man lernt, so lange man lebt, und täte man das nicht, so wäre das eigentlich nur Posse mit dem Leben." — Aber wie gerade und unverzagt ist er doch immer seinen Weg gegangen, vorwärts, gerade auf das Ziel zu, das ihm sich darstellte als die Gerechtigkeit, wie vollkommen unbekümmert um das, was es ihn kosten könnte, um mögliche Gefahren und Widerwärtigkeiten! — Wahrlich, es ist erhebend, einen solchen Menschen kennen gelernt zu haben... und herrliche Sachen, superbe Sachen hat er geschrieben und gedichtet — markvollere, kräftigere Sprache ist nicht aus irgendeiner deutschen Feder geflossen!... Und Geijer zitiert, aufgeräumt und begeistert; er kann lange Stücke auswendig, goldene Worte, Worte, die für alle Zeiten gelten, Worte, die von allen Völkern beherzigt, von den Kanzeln zur Ermahnung und Erweckung vorgelesen werden müßten, wenn Erschlaffung und Verweichlichung in der Luft liegen ... Wie großartig z. B. hat Arndt nicht die Bedeutung des Leidens, der großen Prüfungen, sowohl für den einzelnen wie für die Nationen in Zeiten geistiger Lähmung und Gleichgültigkeit zusammengefaßt. So sagt er: „Nur durch Flammen geht man zum Licht und zu den Göttern empor; aber den Todessprung in das

Digitized by Google

läuternde Feuer zu wagen ist das Geschlecht zu klein und verzagt ... Hineingetrieben muß es werden durch das Unglück ... Und durch langsame Qual wird es des Todes sterben zur Verjüngung —!! ...“ Die Stimme versagte plötzlich und Geijer verstummte, überwältigt von der Bewegung, die bei ihm nie hervorgerufen wird durch das im gewöhnlichen Sinne Rührende — aber wohl durch das Große ... Die jungen Leute hatten gelauscht mit leuchtenden Augen und heißen Wangen — das war so etwas, was der Jugend Phantasie in Erregung versetzt, ihr Herzklopfen verursacht und tausend heimliche Saiten im Zusammenklange vibrieren läßt. Mit nicht minderem, wenn auch ruhigerem Interesse lauschten sie, als Geijer den Faden des Gesprächs wieder aufnahm, das eine und andere berichtete aus Arndts Vergangenheit, was neu war für seine Zuhörer, und darauf hinwies, wie wundersam es sich gefügt habe, daß dieser Mann, aus schwedischem Geschlecht, geboren als schwedischer Untertan und lange in schwedischem Dienst, doch den vornehmsten Einsatz seines Lebens geboten habe als deutscher Dichter, Schriftsteller, Politiker und Vaterlandsfreund und so ganz seinem zweiten Vaterland einverleibt, ihm unzertrennlich verbunden geblieben sei, daß man ihn mit Recht würde nennen können einen Inbegriff, einen Repräsentanten für alles, was der deutsche Geist im edelsten Sinne besonders Charakteristisches habe ... So etwas, sagte Geijer, ist bloß möglich, wenn zwei Völker in Grund und Wurzel so innerlich verbunden sind, daß sie in der Tat bloß darstellen ungleiche Zweige vom selben Stamme ... Die Sprachen können sich ändern, die Sitten und die Lebensart sich wandeln, aber tatsächlich redet man doch allzeit dieselbe Sprache — „Germanen sind und bleiben wir doch alle zusammen!“ ...

... Ganz unvermerkt ist man bis zur Gartentür gelangt, wo der Weg sich zur Linken abzweigt, zum Fluß hinunter, wo man zwischen dichtbelaubten Bäumen ein altväterisches Landgut mit weißgetünchten, spalierbekleideten Mauern und grünen Fensterläden hervorschimmern sieht [1]). Von der großen Landstraße führt eine Allee dorthin ... Aber was ist das? Frau Anna-Lisa und Agnes bleiben plötzlich stehen und rufen laut vor Verwunderung — kann man wohl seinen Augen trauen —? — Hohe weiße oder höckerig silbergraue Stämme, ein wogender Flor von langen, fegenden Zweigen, ein würziger, wohlbekannter Duft, der plötzlich eine solche Vision von schwedischen Sommerabenden hervorruft, mit deren Kühle und wehmutsvoller Lieblichkeit, daß die Tränen einem in die Augen kommen und das Herz schwillt von Heimweh, ehe man recht Zeit findet, sich

[1]) Nur nach dem Rhein hin schaut heute Arndts schlicht-ehrwürdiges Heim uns noch ganz so an. Im übrigen aber ist es nur wieder ein trauriges Beispiel für die Art, mit der die Deutschen oft — gedankenlos und schwerfällig — volkliche Heiligtümer vernachlässigen. Welch weihevoller Wallfahrtsort ließe sich — etwa unter Ankauf des Arndtmuseums in Godesberg aus der Hand seines verdienstvollen Begründers Loevenich — hier schaffen!

Digitized by Google

Rede zu stehen, über das, was man empfindet... Ja, das sind Birken! schwedische Birken — Hängebirken, solche wie man sie vorher nicht geschaut hat und auch nicht oft schauen wird in Deutschland. Mit unendlicher Mühe, Umsicht und Ausdauer, berichtet nun Geijer, hat Arndt diese Stämme gepflanzt und aufgezogen zum Andenken an das Land, von dem er so manch andere liebe und freundliche Erinnerungen hat und an das er allzeit denkt mit Dankbarkeit... Die Bäume sind glücklich bedeutend gewachsen, seit Geijer zusammen mit Malla und Lindblad sie zum ersten Male sah; damals führten sie bloß ein kümmerliches und ungewisses Dasein — es dünkte sie kaum glaublich, daß sie gedeihen würden in dem allzu guten Boden — nun rechnen sie zu den Sehenswürdigkeiten der Gegend und Fremdlinge von Osten und Westen wallfahrten dahin, um sie zu betrachten... Wunderlich fremd wirken sie unzweifelhaft hier mitten unter üppigen Weingärten und reichblühenden Akazienhainen, ungefähr wie ein Ton von einem nordischen Hirtenhorn mitten in einem vollstimmigen Orchester. Aber wie gut paßt nicht dies alles zusammen mit Vater Arndt — just so denkt man sich ihn!

Und während man noch davon redet, kommt er selbst mit langen, eifrigen Schritten seinen ungeduldig erwarteten Gästen entgegen unter den durchsichtigen grünen Draperien der Birken, kräftig, rüstig, straff und beweglich wie ein Jüngling, mit der Samtkappe auf dem langen weißen Haar und leuchtenden, dunklen Augen unter noch dichten und dunklen Brauen. Die Zeit ist milde umgegangen mit dem alten Streiter; das Alter hat den ursprünglich groben und herben Zügen die besonders eigene Schönheit verliehen, womit sie so oft ein reines und edles Leben krönt, der früher so barsche, energisch trotzige Mund hat das milde und weise Lächeln der Güte gelernt, und die scharfen Augen strahlen von Wohlwollen und guter Laune, wie er schon von weitem mit Zuruf und lebhaften kantigen Gebärden die lieben, weitgereisten Gäste begrüßt, und mit seinem lustigen, gebrochenen, aber lebhaft sprudelnden Schwedisch entbietet er ihnen Willkommen — er hat lange auf Wacht gestanden, hat sie auf dem Wege kommen sehen, was in aller Welt hält sie wohl auf da? „Got tag, got tag, käre männesker — was macht Ihr denn? — Ach, mine bjerker (Birken)! — Ja, nicht wahr — tem kan jag vare stolt öfver? Tet är doch en lille stycke Sverige — men så schtore och vackre som på Ransäter är tem icke, wie, du Erik Gustaf? — Gott im Himmel, du Herzensjunge, vat gläder jag mig icke åt att se dich här!“ (darauf kann ich stolz sein!? Das ist doch ein kleines Stück Schweden — aber so groß und schön wie auf Ransäter sind sie nicht.... was freue ich mich nicht darüber, dich hier zu sehen!) Und die beiden grauhaarigen Jünglinge umarmen einander, küssen sich kräftig auf beide Wangen und trocknen unverhohlen die Tränen der Rührung aus den Augen.... „Ach det är ten käre fru och ten

Digitized by Google

söte lille dotter och ten snälle lille svägerske — ja, Geijer hat mich tet alltsammens perättet —! — (Und das ist die liebe Frau und die süße kleine Tochter und die gute Schwägerin — ja, Geijer hat mir das alles berichtet.) Välkommen, välkommen alle zusammen, tausend und abertausendmal till gamle (alten) Arndt! — Min fru, hon vill sig glädja (freuen)! — Und Sie, junger Mensch, — Seydewitz? — Nun so, den Namen kennt man ja, — aus Stralsund? — Son till presidenten? — också en gammal vän till mig (auch ein alter Freund von mir) — ein Ehrenmann —!" Und auch der junge Hans bekommt in Eile eine Umarmung ab und ein paar schallende Knallküsse, welche er — so vertraut er später Agnes mit mehr Ernst an, als man bei ihm zu sehen gewohnt ist — so lange er lebe, betrachten wolle fast wie einen Ritterschlag. —

Vater Arndt ist so überglücklich, so außer sich vor Freude, so brennend eifrig, daß alsbald die Seinen in diese Freude einstimmen, daß die Gäste alle Mühe haben, ihm zu folgen, als er nun im Laufschritt, die arme, atemlose Frau Anna-Lisa am Arm, die Allee voraufeilt, während die Worte, begleitet von den lebhaftesten Gesten, immer wie ein Wasserfall über seine Lippen strömen und er zum Glück sich gar keine Zeit läßt, eine Antwort abzuwarten, die man in der keuchenden Fahrt schwer hätte geben können. — Glücklicherweise ist der Weg nicht lang und in kurzem kann man Atem schöpfen draußen auf der Terrasse, wo des lebhaften alten Mannes stille und milde Hausfrau — Schleiermachers Schwester — und die reizende neunzehnjährige Tochter mit herzenswarmer Freundlichkeit die Gäste willkommen heißen, von deren Besuch der Hausvater mit so großer Freude ihnen berichtet habe, daß sie sie unmöglich als Fremdlinge betrachten könnten. Das schlichte Abendbrot steht schon aufgetischt, mit selbstgebutterter Butter und selbstgebackenem Brot, mit selbstbereiteter Wurst und Kartoffelsalat, mit Kirschkuchen und Erdbeeren aus dem Garten, nebst selbstgekeltertem Rheinwein aus dem eigenen Weinberge. — Man setzt sich nieder und sogleich ist man wie zu Hause und es ist einem zu Mute, wie wenn man einander schon das ganze Leben hindurch kannte ... Und wie sollte das wohl anders sein? — Es ist keine Einbildung, daß man sich schon vertraut mit der ganzen Umgebung vorkommt, mit diesen guten, freundlichen Menschen. Man war hier ja schon früher gewesen, wenn auch bloß in Gedanken. Hier, just hier auf dieser selben Terrasse, unter diesem weinlaubumkränzten Spalier hat ja Geijer selbst einmal gesessen vor manchen Jahren — von ihr hat er seiner Anna-Lisa berichtet und später mehr als einmal mit ihr davon gesprochen. Hier trank man damals auch, wie er oft erzählt hat, zusammen mit Malla und Lindblad, einen Becher auf ihr Wohl und das der kleinen einjährigen Tochter, des Herzenskindes, an dessen Augen „jedes Vergißmeinnicht am Grabenrand so lebhaft ihn erinnerte", daß er nahe daran war, umzukehren vor lauter Heimweh zu den Lieben, die er zurück-

Digitized by Google

gelassen hatte. Nimmer dürfte er da haben denken können oder träumen, daß er einmal in Wirklichkeit hier sitzen sollte mit den beiden und statt dessen mit ihnen und Arndt ein Glas trinken würde auf das Wohl der früheren Reisekameraden, die allzeit gleich lieben alten Freunde, Lindblad und Malla! ... Man klingt miteinander an mit bewegtem und bedeutungsvollem Lächeln, und Frau Anna-Lisa gelobt, den Gruß auszurichten und genau den Abend für ihre Malla zu beschreiben ... Sie erkennt alles aus der Freundin lebhaften Schilderungen so gut wieder, und auch Geijer konstatiert mit gerührter Verwunderung, wie wenig das ganze sich verändert hat. — Da liegt Bonn mit Türmen und Kirchspitzen zwischen grünenden Hügeln und Weinbergen — da flutet der Rhein gleich breit und majestätisch, da spiegelt die lange Reihe von hohen Pappeln am anderen Ufer, beleuchtet von der Abendsonne, sich in der Flut ganz wie damals, — die Weinranken, welche die Terrasse umkränzen, haben dickere Stämme bekommen, aber ihre Blätter haben ebenso leuchtend-frisches Grün, ihre Schößlinge und Ranken sind gleich kräftig und emporstrebend wie vor 20 Jahren ... So manche Jahre, so manche Schicksalsschläge, so manche Kämpfe, Sorgen und Freuden sind dahingegangen mit dem Strom der Zeit, aber in diesem kleinen, stillen Winkel hat sie kaum eine Spur hinterlassen. Und er selbst und Arndt — fühlen sie nicht am besten, nun sie sich treffen, wie wenig die Jahre bedeuten für der Seele und des Herzens Jugend?

Die Unterhaltung war im vollen Gange vom ersten Augenblicke an — sie kann kaum lebhafter werden, aber wäre das möglich, so sollte sie das unterlassen, denn die Gesprächsstoffe sind unerschöpflich und neue ergeben sich jede Minute —; das dreht sich in einem schwindelnden Wirbel um Altes und Neues, Arndt hat tausend Fragen zu stellen über frühere Freunde und die Verhältnisse daheim in Schweden, und Geijer kann kaum antworten, denn jedes Wort ruft neue Erinnerung hervor und Gedankenverbindungen, die eine Anekdote löst die andere ab, alle erzählen im selben Augenblick unvergleichliche, kernvolle, originelle Sprüche, mit derselben sprühenden Lebhaftigkeit, derselben warmen Empfindung, denselben plötzlichen Einfällen und unerwarteten Schlußsätzen — so fesselnd, daß man den Atem verlieren könnte. Wer hätte nicht dieser Unterhaltung sollen lauschen mögen, und was sollte man nicht geben wollen, dies bewahrt zu halten in seiner Ganzheit! Aber leider ist dies bloß ein schwaches Echo von längst verstummten Klängen, die über so mancher Jahre weite Kluft hinübergedrungen sind zu uns — doch auch das reicht hin, die Phantasie in Bewegung zu versetzen und eine eigentümliche Suggestion zu bewirken. Für die Tagebücher der jungen Mädchen war diese Aufgabe allzu überwältigend — sie bekennen offen, daß es sich nicht verlohne, zu versuchen alles wiederzugeben, dem man mit so atemlosem Interesse gelauscht habe ... Eva begnügt sich, nachdem sie in Kürze die übrigen Hauptzüge des Besuches geschildert hat, mit der einen Bemerkung, daß „die

Digitized by Google

Unterhaltung äußerst lebhaft und interessant war, zumal sie ja diesen beiden lebhaften Greisen überlassen bleiben mußte — von denen doch Arndt — setzt sie hinzu — an Lebhaftigkeit alles übertraf, was ich je gesehen", also auch den guten Onkel Erik Gustaf, dessen fast allzu jugendliche Lebhaftigkeit bisweilen seinem fürsorglichen Schutzengel ernstlichen Kummer verursachen konnte. Agnes ist ausführlicher; aber auch ihr „gehen Zeit und Papier aus" für alles das, was sie von diesem Abend gern sich hätte zur Erinnerung aufschreiben wollen. Sie bewahrte es statt dessen innerlich in um so lebhafterer Erinnerung, so lebhaft sogar, daß das Ganze auch für den, der erst manches Jahr danach an einem stillen Sommerabend am Rhein mit jungen, eifrigen Ohren und heißen Wangen ihrer Schilderung lauschte, immerfort fast ein persönliches Erlebnis blieb, das vor der Phantasie stand mit der ganzen Schärfe und Anschaulichkeit der Wirklichkeit . . . War man nicht wirklich im Geiste, wenn nicht leibhaftig einer von der Gesellschaft am Tische abends auf des alten Vaters Arndt Terrasse gewesen, hatte man nicht die Schatten der Pappeln wachsen sehen und die Farben schimmern über dem Siebengebirge im Sonnenuntergang — konnte man nicht zu jeder Zeit vor sich die verschiedenen Gesichter sehen mit ihrem wechselnden Ausdruck, ja fast den Tonfall selbst hören — bewahrte nicht das Gedächtnis stets losgerissene Sätze, Gedanken, charakteristische Worte und Ausdrücke, solche, welche im Nu die ganze Persönlichkeit, die ganze Situation klar vor das innere Gesicht stellen . . . Wie viel hat er nicht zu erinnern der alte Mann, wie viel Wunderbares und Abenteuerliches und auch wie vieles von rein persönlichem und packendem Interesse gerade für seine Abendgäste, fast aufs Geratewohl herausgegriffen aus der unerschöpflichen Vorratskammer eines wechselvollen Lebens! — Er erzählte von Amalia von Helvig, wie sie war, die junge gefeierte Generalin, damals, als er als politischer Flüchtling in Stockholm der vertrauteste unter den täglichen Gästen in ihrem Salon in Blasieholm oder in ihrem kleinen Sommerheim auf Djurgarden war. — „Das war mir eine Frau!" Damals war sie noch glücklich, die Zukunft schien ihr voll von leuchtenden Verheißungen — nichts davon ging in Erfüllung — „Na ja, wir verstehen teils und prophezeien teils, der Herr allein sieht ins Herz und weiß, was immer Glück oder Unglück für uns armen Menschenkinder bringt — groß war sie auf jeden Fall, beides im Glück wie im Unglück! — Ja, mein lieber Geijer, einen Weihetrunk ihrem Gedächtnis, mir war sie ein getreuer Freund in Tagen der Not und auch du hattest sie lieb — auf Amalias Gedächtnis!" Agnes lauscht mit fast schwärmerischer Andacht — der Amaliakult liegt ihr von Geburt an im Blut — Frau Anna-Lisa mit dem Herzklopfen, das dieser Name ihr immer verursacht, während Geijer schweigend und gedankenvoll sein Glas bis zum Grunde leert . . . Aber Arndt ist schon vertieft in ganz andere Erinnerungen . . . er erzählt von Värmland, von Ransäter, von Odenstadt, vom alten Brukspatron Bengt-Gustaf und von Fähnrich Knut

Digitized by Google

Liljebjörn — „Ein köstlicher Mensch! — Geht der in Lodenjoppe in die Wälder, mit der Büchse auf der Schulter und Schiller in der Jagdtasche, lebt von Roggenmehlgrütze und übersetzt Don Carlos — prachtvoll!“ Und wieder erhebt man die Gläser und trinkt, eine Träne im Auge und lächelnd, während die Erinnerungen immer festere Fäden von Herz zu Herz spinnen und der Vergangenheit Sonnenuntergangsschimmer so wunderbar sich mischt mit dem Gegenwärtigen, daß man kaum weiß, was Traum ist oder Wirklichkeit . . . Aber im nächsten Augenblick ist man mit einem Sprung mitten im Heute und seinen Problemen, den drohenden Zeichen der Zeit und den politischen Wolken, die immer mehr sich über Deutschland zusammenzuballen scheinen.

Geijer erzählt von allem, was er gesehen, beobachtet und gedacht hat während dieser letzten, an neuen Erfahrungen so reichen Wochen . . . Was sagt Arndt dazu? . . . — Arndt hat so viel zu sagen, daß es fast eine vulkanische Eruption verursacht, er springt auf, fuchtelt mit Armen und Händen herum, schlägt mit der Faust auf den Tisch — die Worte purzeln übereinander vor Eifer, schnell genug zu erscheinen; man glaubt beinahe, er schießt Funken — „Ach was! Revolution, Reaktion — Reaktion, Revolution . . . Det gär upp och ned, upp och ned (geht auf und nieder) ideligen (unablässig), kommer egentligen på ett ut alltsammans (kommt eigentlich auf eins heraus alles zusammen), vinet (der Wein) måste (muß) jäsa (gären), grytan får lof att sjuda och koka så skummet flyter upp, annars blir aldrig brygden klar . . . (= der Kochtopf muß sieden und kochen dürfen, bis der Schaum überfließt, sonst wird das Gebräu nimmer klar.) . . . vi har så mycket (viele) känsla (Gefühle) här —, så mycket fraser (Phrasen), så evinnerligt (ewig) mycket fraser — mit bloßen Gefühlen und Phrasen [der schwedische Text fährt schwedisch fort!] — und großen Worten wird nichts ausgerichtet — von innen heraus soll die Wiedergeburt wirken, dann kommt das Äußere von selbst! . . . Ein großes und freies und einiges Deutschland, daß ist es, was wir wollen, Bruder Geijer, das ist es, was wir wollen, und das erreichen wir auch einmal in der Zeiten Vollendung! Laß nur das Volk erst sich frei machen von der schändlichen Knechtschaft unter eigenen Lüsten und Begierden, von der Eifersucht, der Unwahrhaftigkeit und kleinlichen Gesinnung und von vielem anderen, so wird es schon gut gehen mit der Freiheit! . . . Das Ziel, zu dem ein kerngesundes und lebenskräftiges Volk mit vielem und gesammeltem Willen hinstrebt, das erreicht es auch mit Gottes Hilfe früher oder später, das schlägt nie fehl. Aber des Herren Wege sind nicht unsere Wege, und wer weiß, wann seine Stunde gekommen und die Zeit reif ist! . . . Ich erlebe es vielleicht nicht; und für mich erhoffe ich weder, noch begehre ich mehr viel in dieser Welt . . . aber ich vertraue auf unseren Herrn und auf den heiligen Geist, und auf mein Volk und des Volkes Zukunft, und der Glaube

Digitized by Google

wird nicht zu schanden! „De coelo et patria, broder Geijer, de coelo et patria nunquam desperandum!“ Nicht wahr, Bruderherz, det valspråket vill också du gärna skrifva på din sköld?“ (den Wahlspruch schreibst auch du gerne auf deinen Schild?)

Und mit feuchten Wangen und leuchtenden Augen umschließen die beiden Alten einander wiederum mit kräftiger Umarmung, klopfen einander auf den Rücken und sehen sich an mit frohem und innerlichem Verständnis. Aber inzwischen ist der junge Hans v. Seydewitz, gewandt wie eine Katze, auf die Brustwehr der Terrasse gesprungen — er schwingt das Barett und mit seinem kräftigen, jungen Bariton stimmt er begeistert einen von Vater Arndts zündendsten Gesängen an:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!“

Das wirkt wie ein elektrischer Funke. Agnes fällt ein mit ihrem klaren, hellen Sopran — das Lied kann sie schon —, und die andern folgen; stehend, Hand in Hand, ergriffen und andachtsvoll singen sie alle zusammen:

„Laßt brausen, was nur brausen kann
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen! . . . . .
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände! —
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende! —“ . . .

In des Abends Stille fluten die wohlbekannten Töne weit hinaus über den spiegelklaren, opalschillernden Strom . . . Von Boot zu Boot stimmt man ein, allgemach, mit jubelnden jungen Stimmen —, es antwortet hoch von den Höhen herab, es antwortet von den Weinbergen, von den Brücken, von den Gärten her am Ufer hin, klingende Kinderstimmen und kraftvolle Bässe — das ist e i n Volk, das singt, und man bekommt einen mächtigen Eindruck von diesen Worten und Tönen, die aus seinem innersten Herzen kommen. — Wer sollte nicht in diesen Stunden Vater Arndt beneidenswert gefunden haben! — Die Stimme sein zu können, die der heimlichen Sehnsucht und den Hoffnungen Tausender Ausdruck verleiht, welch herrlicheres Los kann wohl ein Skalde sich wünschen hier auf Erden? —

Gleich danach brachen die Reisenden auf, und mit gerührtem Herzen sagt man einander ein warmes Fahrwohl! Das Beisammensein war kurz gewesen, aber man fühlt doch, daß man gemeinsam etwas erlebt hat, was nicht vergessen werden wird. — Vater Arndt begleitet seine lieben Gäste die Birkenallee hinauf, aber auch an der Gartenpforte will er nicht Fahrwohl sagen — er zieht vor „Auf

Digitized by Google

Wiedersehen" — „Ach was, Broder Geijer — om tjugo år väntar jag dig här igen — hvad är tjuge år? då är du knappast äldre än jag är nu och jag är ein rüstiger Neunziger! Vi ha ännu både mycket at uträtta här i världen[1]) — also auf Wiedersehen — auf Wiedersehen, käre männesker alla zusammen! — —" Und so lange man einander noch sehen kann, bleibt er stehen, den Fortziehenden zuwinkend und zunickend...

Und später in der Nacht haben Bonns Studenten auf einen Wink v. Seydewitz' ein „Ständchen" im schönen Garten des Hotels veranstaltet für den berühmten schwedischen Professor und seine Damen. Hübsche und stattliche Jünglinge sind es, romantische Gestalten in malerischen Leibröcken und breiten, umgeschlagenen Hemdkragen — die Studentenlieder klingen herrlich in die warme Sommernacht hinaus, der Vollmond steht hoch über dem Siebengebirge, Johanniswürmchen blinken im Grase, und die ganze Luft duftet von Jasmin, — mit einem Worte, alles ist mehr als je etwas Ähnliches ein Diorama, denn wann erlebte man wohl je so etwas in Wirklichkeit?

Die Offensive des Wortes.

Von einem Neutralen.

Ein langjähriger Freund des Herausgebers dieser Zeitschrift schrieb ihm unlängst einen langen Brief, dessen Gegenstand die beim Verfasser erbetene und von ihm mit Einschränkungen genehmigte Veröffentlichung nahelegte.

„.... wenn ich mich daher nicht entschließen kann, das von Ihnen vorgeschlagene Thema öffentlich zu behandeln, so möchte ich nicht verfehlen, wenigstens Ihnen meine unmaßgebliche Meinung über ein anderes auszusprechen, das Sie weniger gern hören, nämlich Ihre alte deutsche Unterschätzung des Wortes und Ihre Unbehilflichkeit, es zu verwenden. (Wenn ich sage „Ihre", meine ich nicht Sie und die S. M., sondern Ihre Presse, Regierung und Volksvertretung.) Sie haben immer noch keine Ahnung von der Offensivwirkung, der Offensivnotwendigkeit des Wortes und glauben, Ihr Ziel mit der Offensive der Tat allein zu erreichen. Militärisch haben Sie mit dem Augenblicke des Kriegsbeginns den Hieb als Parade gewählt, parlamentarisch jedoch und journalistisch von Anfang an mehr Schamade geblasen als Fanfare, sich auf die Abwehrstellung vom 4. August 14 beschränkt und festgelegt, und nicht aufgehört, die alte Weise zu repetieren, die Ihnen schon vor dem Kriege nur geschadet hat, die Weise von Ihrer Harmlosigkeit und Friedensliebe. Sie scheinen immer noch nicht zu erfassen, daß es kein sichereres Mittel gibt, den Krieg zu verlängern, als, wie neulich Asquith im Unterhaus auf die friedliche Resolution Macdonald-Trevelyan replizierte: ‚wenn man den Eindruck hervorruft, als ob man in seinen Entschlüssen wanke, und an der eigenen Fähigkeit zweifle, die Last bis zu Ende tragen zu können.' (Nebenbei die Übersetzungen, die Ihre Zeitungen, sogar die großen, von den Reden

[1]) (= nach 20 Jahren erwarte ich dich hier wieder — was sind 20 Jahre? Da bist du kaum älter als ich jetzt bin, und ich bin ein —! Wir haben noch beide viel auszurichten hier in der Welt.)

Digitized by Google

Ihrer Gegner geben, sind oft unerlaubt unwissend; Leute, die anxious immer mit ‚ängstlich', le moral mit ‚die Moral' to wonder mit ‚wundern' übersetzen, sollten erst auf die Schule gehen!) Was Asquith da ausspricht, ist etwas ungeheuer Selbstverständliches, aber mir scheint, bei Ihnen ist es augenblicklich nicht überflüssig, Selbstverständlichkeiten auszusprechen. Die Leute, die den Frieden im Holzköfferchen anbieten, wie hier am See die Italiener ihre Mosaikbroschen, scheinen nicht nur Politik mit Hausierhandel zu verwechseln, sondern auch ihre Gegner mit sich selbst: haben Sie jemals einen Engländer gesehen, der einem dieser zudringlichen Burschen eine Brosche oder nur eine Ansichtskarte abgekauft hätte? Jedenfalls ist die Wirkung Ihrer Friedensofferten eine ganz andere als ihre Absicht. Um nochmals Asquith zu zitieren: sie ‚rufen den Eindruck hervor', der für den Frieden am hinderlichsten, und ‚setzen die Tätigkeit in Zweifel', die für den Sieg am notwendigsten ist. Eine törichtere Phrase, als die ‚weder Sieger noch Besiegte', ist in diesem Krieg nicht ausgesprochen worden; die geschäftigen und selbstgefälligen Agitatoren, die in Volksversammlungen und sogar in unserer eidgenössischen Presse dafür Stimmung machen, mögen wohl Abgeordnete sein, aber Parlamentarier sehen anders aus, wenigstens in Frankreich und England, wo man nicht die dritte Garnitur hinausstellt, wann die zweite schon nicht mehr genügt. Sie bilden sich immer ein, Systeme zauberten Persönlichkeiten hervor, während doch zuerst die men da sein müssen, die measures kommen dann von selbst. Sorgen Sie zuerst für Parlamentarier, die Parlamentarisierung wird Ihnen dann in den Schoß fallen! Sie erwarten alles von System, Institution, Organisation und anderen Fremdwörtern, durch die das Fehlen energischer Persönlichkeiten wohl verdeckt, aber nicht ersetzt wird. In England habe ich gelernt Systeme zu verachten und nur Männer zu achten. Die erste Frage, die ich stelle, wenn ich höre, daß X durch Y ersetzt werden soll, ist immer: ist Y ein Mann? Wenn ja, sei er willkommen, wenn nein, soll ihn der Teufel holen. Wenn ich also höre, daß ein System durch ein System verbessert werden soll, anstatt durch Männer, habe ich schon genug gehört. Auch den Frieden werden nur Männer machen, nicht die Sorte Unterhändler, die meint, alles mit einer Aufdringlichkeit erreichen zu können, die schon im Frieden viel dazu beigetragen hat, den Deutschen im Ausland unbeliebt zu machen. Aber vorher müssen Sie lernen, sich des Wortes besser zu bedienen, und die Wirkung dessen, was Sie tun, durch das, was Sie sagen, und durch die Art, wie Sie es sagen, zu steigern, statt abzuschwächen. Militärisch klappt alles bei Ihnen, aber parlamentarisch-journalistisch klappt sehr vieles nicht, und nachdem der Krieg jetzt volle 3 Jahre dauert, wäre es nicht mehr zu früh, wenn Sie gewisse selbstverständliche Dinge endlich lernen wollten ... [Folgt ein Passus, dessen Veröffentlichung der Verfasser nicht wünscht] ... Was, glauben Sie, hätte England, hätte jeder andere Staat aus dem Mord in Serajewo gemacht? Alles! Was haben Sie daraus gemacht? Nichts! Wenn man schon aus indifferenten Tatsachen politisch machen kann, machen muß, was die jeweilige Konstellation erfordert, ist es das allerelementarste vom politischen Abc, alles Günstige auszupressen bis auf den letzten Tropfen, und alles Ungünstige solang umzubiegen, bis es sich der Situation und Absicht fügt. Hier hatten Sie nun eine Tatsache, die wirklich nicht indifferent, an der nichts zu drehen und zu deuteln, für die das schärfste Wort nicht zu scharf war. Aber dies schärfste Wort mußte ausgesprochen werden, laut, vor ganz Europa, vor aller Welt, nicht nur in Zeitungen, sondern im Reichstag, nicht nur von einzelnen Abgeordneten, sondern von den verantwortlichen Staatsmännern, vor

Digitized by Google

allem nicht nur einmal, sondern immer wieder, bei jedem Anlaß, in jeder Polemik, jeder großen Rede müßte Europa an das erinnert werden, was es heute bereits vergessen hat, daß der Anlaß dieses Kriegs ein Doppelmord war, inspiriert von der serbischen Regierung, angestiftet von der durch einen Doppelmord auf den Thron gelangten serbischen Dynastie. Wenn Lloyd George von einem Unrecht an Serbien, von Wiedergutmachung, Wiederherstellung spricht, liegt die Antwort auf der Hand, aber diese Antwort muß auch gegeben werden, ganz Europa wartet darauf, und die Karageorgiewitsch werden, wenn sie erfolgt, nicht einmal viel Spektakel machen. [. . . .] nachdem dies verhängnisvolle, noch dazu sachlich absolut falsche Wort, wie mir scheint absichtlich, aus Gereiztheit, ausgesprochen worden war, machen Sie einen fabelhaft brauchbaren Fund, der Ihnen geradezu den Beweis in die Hand drückt für das, was alle Welt wußte, aber niemand beweisen konnte, daß Belgien seine Neutralität längst prostituiert hatte und der Einmarsch in dies französisch-englische Glacis buchstäblich Notwehr war, gegen einen längst sorgfältig vorbereiteten Einbruch, zu dem schon alle Angeln geölt, alle Riegel zurückgeschoben, alle Schlüssel ausgeliefert waren, — wo und wie veröffentlichen Sie diesen Fund? So, daß er vollständig unter den Tisch fällt, in einem Organ, das niemand ernst nimmt geschweige respektiert, statt in einer nur zu diesem Zweck einberufenen Reichstagssitzung, in einer fulminanten Rede, wobei die Belege auf den Tisch des Hauses und Facsimiles der Titelseite des englischen Generalstabwerks über Belgien vor jeden Abgeordneten und Journalisten hätten gelegt werden müssen. Wäre Belgiens Neutralitätsbruch mit der nämlichen wohlvorbereiteten spontanen Empörung gebrandmarkt worden, wie die Broschüren von Kapp und Junius Alter, es wäre klüger gewesen, als sich larmoyant hinzustellen wie das Mädchen auf dem Bild von Greuze La cruche cassée! Eine Anklage ist unter allen Umständen effektvoller als eine Entschuldigung. Sogar ein Verbrechen rechtfertigt sich schließlich, wenn es nur konsequent ist — wie käme sonst auch die Weltgeschichte zustande? aber auf der andern Seite läßt sich nichts so leicht zum Verbrechen stempeln, als das Streben nach einer Korrektheit, die inkonsequent ist. [. . . . .] Was sollen diese Bemerkungen über „englische Regie", wie sie in Ihren Zeitungen öfters zu lesen sind? Zum Teufel, machen Sie halt deutsche Regie, machen Sie bessere Regie, aber machen Sie Regie! Bilden Sie sich nicht ein, Sie könnten das Stück ohne Regie aufführen! In jedem Stück gibt es Kulissen, Versatzstücke, Hintergründe, Versenkungen, Schnürböden, Blitz- und Donnermaschinen, Beleuchtungseffekte, Sie aber leben in der Illusion, Sie könnten spielen wie auf einer Probe, die Herren im Paletot und die Damen im Pelz, womöglich noch, statt zu spielen, Auseinandersetzungen zwischen Darstellern und Regisseur. [. . . .] statt daß Sie jedesmal, Regierung und Parteien, die ganze Litanei herunterdonnern: Griechenland, Schweiz, Schweden, Holland; donnern, nicht flöten! Ich kann auch nicht begreifen, warum Sie nicht viel mehr aus Indien und Ägypten machen; tatsächlich machen Sie gar nichts aus diesen Argumenten. Hätten Sie Bomben auf den Ölberg geworfen, glauben Sie, es verginge ein Tag, an dem es Ihnen nicht vorgehalten würde? Warum sind Sie so zimperlich und rollen die irische Frage nicht auf, die doch, weiß Gott, mit mehr Recht eine Frage, oder vielmehr keine Frage ist, als die elsaß-lothringische. Sie schweigen solange zu Elsaß-Lothringen still, bis wirklich eine Frage entsteht! wer weiß denn z. B. in Europa, daß bis zur Revolution alle Elsässer Soldaten les troupes allemandes de Sa Majesté hießen und die Elsässer les sujets allemands du Roi de France? Wer weiß denn, daß sogar der bis zur

Digitized by Google

Unwissenschaftlichkeit tendenziöse Folklorist Weckerlin, als er 1883, also lang nach dem Frankfurter Frieden, die Elsässer Volkslieder herausgab, ganze sieben zusammenbrachte, die französisch waren? daß alle andern deutsch sind? daß er einmal offen herausspricht, wenn man einem Elsässer Kind statt „Krüt un Schpäck un Hänerdräck" die Marseilleise vorsinge, bringe man es höchstens zum Weinen? on aurait beau remplacer cette platitude par la Marseilleise, l'effet serait totalement manqué, et au lieu de rire l'enfant se mettrait probablement à pleurer.) [...] Warum haben Sie Wilson nicht von Anfang an das genannt, was er tatsächlich ist, den Zuhälter des Weltkriegs? Warum nennen Sie es nicht eine schuftige Feigheit, Kaffern und Nigger gegen den weißen Mann loszulassen, der allein 40 Jahre lang Frieden gehalten hat, Frieden gegen Rußland im japanischen, gegen England im Burenkrieg? Warum zählen Sie nicht immer wieder die Dutzende von Raubkriegen auf, die England während der Zeit geführt hat? Wenn Lloyd George von Wiederherstellung, von Entschädigung spricht, Herrgott, gibt es denn bei Ihnen nichts wiederherzustellen, nichts zu entschädigen, nichts gutzumachen? Sind nicht all Ihre Kolonien geraubt? all Ihr Handel vernichtet? der Deutsche in der ganzen Welt vogelfrei? deutsches Eigentum in allen fünf Weltteilen gestohlen? Greifen Sie doch endlich einmal dies Wort retaliations auf, packen Sie es, ehe es sich als Strick Ihnen um den Hals legt! Sie dürfen nicht zu so viel Dingen schweigen, Sie müssen mehr sprechen, wirkungsvoller, verletzender, zermalmender! Carson sagt frech: ‚Zurück an den Rhein!' Haben Sie ein einziges Mal gesagt ‚hinaus aus Calais'? Sie müssen in geistigen Munitionsfabriken geflügelte Worte schmieden!

[....] der Musterknabe ist seinen Mitschülern immer unsympathisch; wenn er aber gar selber sagt, er sei ein Musterknabe, hauen sie ihn. Deutschland hat gern ein wenig den Musterknaben der europäischen Klasse gespielt, und wenn es die Leute, die immer noch auf ‚deutsches Wesen' ‚Weltgenesen' reimen, nicht durch Nasenstüber von dieser gefährlichen Reimerei kuriert, fordert es die Prügel selbst heraus. Die Welt hat nicht das geringste Bedürfnis, am deutschen Wesen zu genesen, empfänglich ist sie bloß für die Beredsamkeit deutscher Hiebe, aber auch das Wort Hiebe muß ausgesprochen und darf nicht vermieden werden wie in dem Bericht über die Skagerrakschlacht, dem typischen Beispiel für Nichtausmünzung eines großen Erfolgs. [....] Sie hätten allmählich dahinter kommen sollen, daß verschiedene Dinge, über die Sie zu Beginn des Kriegs lächelten, nicht zu verachtende Realitäten waren, unter anderen auch Reden englischer Staatsmänner. Lloyd George ist doch von erstaunlicher Energie; er weiß, daß nur die unwirksame, nicht die unrichtige Rede schlecht ist und daß man mit vier flotten Halbwahrheiten oder wenn Sie wollen Halblügen politisch immer besser kutschiert als mit einer melancholischen ganzen. Das gescholtene Krämervolk hat beträchtlich früher eingesehen als Sie, daß, wie Goethe einmal sagt, Begeisterung keine Heringsware ist, die man einpökelt auf einige Jahre, sondern daß man die öffentliche Meinung schaffen muß, unermüdlich, Tag für Tag. Sie haben die Begeisterung vom Kriegsanfang gewissermaßen als Konserve, wie Sie auch in Lebensmitteln viel zu viel Konserven machen. Bekannte, die in Deutschland waren, erzählen, daß der Klang der schmalzigen Walzer aus Ihren Palastcafés, Fürstencafés, Prinzenfälen und wie diese Stätten eines protzigen Lakaientums noch heißen, immer noch nicht verschwunden sei. Mir scheint, bei Ihnen tut not, eine Militärkapelle aus dem Feld zurückkommen und den Hohenfriedberger spielen zu lassen: diese Stimmung wiederzuerzeugen dürfte wichtiger sein als jene festzuhalten.

Digitized by Google

Der alten, von hundert verschiedenen Plätzen erzählten Geschichte vom letzten Brotlaib, den einer aus einer berannten Festung als Zeichen des Überflusses von der Mauer hinunterschleudert, liegt die tiefe und richtige Erkenntnis zugrunde, daß aus einer belagerten Stadt kein Laut der Nachgiebigkeit oder gar des Verzagens kommen darf. Ich finde diese Reden von Lloyd George, Asquith usw. in Hinsicht auf ihren Zweck meisterhaft. Sie haben, wie fast alle Reden von englischen Staatsmännern, Horizont und Kaliber, ihr spezifisches Gewicht ist schwerer, die schwere Kunst, sich ausweichend auszudrücken wird nur übertroffen durch die noch schwierigere einer geradezu plakatmäßigen Deutlichkeit, da wo es darauf ankommt, deutlich zu sein. Am größten aber ist die Kunst, den Gegner überzeugend ins Unrecht zu setzen, die bei Ihnen ganz unentwickelt ist. Es handelt sich in der Politik doch nie darum, wer Recht oder Unrecht *hat*, sondern wer seine Sache als Recht *durchsetzt*. Um mich ins Recht zu setzen, *muß* ich den andern ins Unrecht setzen, aber das muß durch Angriff, das darf nicht durch Verteidigung geschehen. [. . . .] Ist es nicht beschämend, daß ein Schwede die ‚Großmächte der Gegenwart' schreiben mußte? Was haben Sie dem an die Seite zu stellen? Eine dickleibige Doktordissertation, von der man als Hauptlob hört, daß sie in der Darstellung der Weltmächte an das Buch dieses Schweden erinnert. Wo ist Ihr Nachwuchs in der politischen Journalistik großen Stils? Ihr politischer Nachwuchs überhaupt? Bennigsen brauchte nicht nach Parlamentarisierung zu schreien, und wenn Eugen Richter zum Etat aufstand, war alles still. Daß der eine keinen Ministerposten annahm, war vielleicht ein Fehler; daß dem andern keiner angetragen wurde, sicher. [. . . .] Immer Säbelrasseln ist falsch. Aber gar nie durch ein leises Aufklirrenlassen zu verstehen geben, daß man einen Säbel habe, besonders wenn man eben *solche* Streiche damit geführt hat, nicht minder falsch. Hören Sie doch, wie die Kriegsbilanzen der Entente in effektvoller Aufmachung wirken! Warum machen Sie nicht Bilanz? Sie hätten schließlich doch ein wenig mehr zu buchen, sollt' ich meinen. Alles, was man im Krieg tut oder läßt, hat unmittelbare Wirkung. Und umgekehrt: man muß bewußt alles auf Wirkung hin tun oder lassen. En guerre rien ne réussit que les succès. Hintennach darf man variieren: comme les succès. Aber einen Bomben-succès haben, und reden, wie wenn man kaum einen Achtungserfolg davongetragen hätte, das ist nicht bloß bescheiden. Lassen Sie sich aus Emersons English Traits die Stelle herausschreiben, wo er von der Times spricht! So müßte Ihre Journalistik sein, das müßte der Ton Ihrer Reden sein!"

Die Stellen, auf die der Briefschreiber anspielt, sind vermutlich diese: „Die Leute haben Genauigkeit, Bündigkeit und Logik gelernt. Mit einem Worte, sie können arbeiten. Sie haben Kraft, Ausdauer und eine feine Nase. Keine Macht in England wird mehr empfunden, keine mehr gefürchtet, keiner mehr gehorcht. Sie hat die Eigenschaften, die dem Engländer besonders wert sind: starres Festhalten an ihren Plänen, staunenswürdige Gewandtheit und kolossale Selbstgewißheit. Der Ton ihrer Artikel hat oft die offiziellen Organe der Festlandsmächte zu Kommentaren veranlaßt. Was werden die Times sagen? ist ein Schrecken zu Berlin, Paris, Wien, Kopenhagen, Neapel. War jemals etwas so anmaßend, wie der Ton dieses Blattes! Aber diese Anmaßung ist berechnet. Wer würde sich um die Times kümmern, wenn sie ‚andeutete', oder ‚sich erlaubte zu gestehen', oder ‚vorauszusagen wagte'? usw. Nein: so ist es, und so muß es sein."

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie, Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

VERLAG DER AERZTLICHEN RUNDSCHAU OTTO GMELIN MÜNCHEN

Johann Georg Gmelin

der Erforscher Sibiriens (1709—1755)

IV und 146 Seiten Lexikon-Format. In vornehmster Ausstattung: brosch. M. 6.—; in russ. Leinen geb. M. 7.50. Auf Büttenpapier: brosch. M. 8.—; in russ. Leinen geb. M. 10.—.

Urteil: Im Jahre 1733 wurde der junge Professor an der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, J. G. Gmelin aus Tübingen, zum Leiter der epochemachenden Land-Expedition nach Sibirien und Kamtschatka ernannt. Fast zehn Jahre, 1733 –1743, dauerte diese Reise, deren Resultate die Grundlage für alle unsere Kenntnisse Sibiriens bilden. Alle die entscheidenden Charakterzüge Sibiriens, wie die Depression des Kaspisees, der furchtbaren, sonst nirgends vorkommenden Kältegrade, die unerhörte Pracht des Frühlings, die eigentümliche Lebensweise der Nomaden usw. — all dies wurde von Gmelin teils erst entdeckt, teils zum erstenmal wissenschaftlich festgestellt und beschrieben.

Das mit der Reproduktion eines schönen Kupferstich-Bildnisses und schönen alten russischen Vignetten geschmückte Gedenkbuch enthält einen vortrefflichen Aufsatz von Dr. GRADMANN, Tübingen: Leben und Bedeutung J. G. Gmelins, dann die erstmalige deutsche Übersetzung der berühmten großen Vorrede zur „Flora Sibirica", diesem anerkannten Meisterwerk geographischer Charakteristik, ferner Vorwort und besonders wertvolle, ausgewählte Abschnitte aus der „Reise in Sibirien" (Göttingen 1751 ff.), endlich eine Anzahl hochinteressanter Briefe von und an Haller, Linné, Steller usw. **Petermanns Mitteilungen u. v. a.**

Angesichts der haßerfüllten russischen Hetze gegen alles Deutsche ist es doppelt tröstlich, auch aus diesem schönen Buche zu sehen, wie doch ihre ganze Wissenschaft u. Kultur auf deutscher Arbeit beruht.

Die Geschichte der Pest in Regensburg

Von Stabsarzt Dr. Schöppler, München

Mit zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen. Preis Mark 5.—, gebunden Mark 6.—.

Aus dem Geleitwort von **Prof. Dr. Sticker:** „Der Verfasser verpflichtet nicht den Epidemiologen allein; er verpflichtet den Arzt, der die Volkskrankheiten im Zusammenhange mit der bürgerlichen Geschichte zu begreifen versucht; er verpflichtet den Historiker, der die Geschichte der Staaten nicht bloß in Kriegszügen und politischen Intrigen merkwürdig findet; er verpflichtet den Politiker, der Rechenschaft von sich darüber fordert, wieweit er denn ein Recht habe, die Geschichte eines Volkes leiten zu wollen; er verpflichtet endlich jeden Menschen, der das unbegreifliche Leben unseres Geschlechtes staunend im Spiegel der Vergangenheit schauen mag."

Urteil: Man kann verstehen, wie es einen reizt, in die Geschichte der alten Städte unterzutauchen und einzelne Episoden oder Teile derselben zu bearbeiten. Das Thema hat schon manchen gelockt, doch wurden es immerhin meistens nur Streiflichter, wie der Beitrag von Herbeck, der 1907 einen Artikel über die Pest zu Regensburg im Jahre 1713 schrieb. Dabei gibt nichts einen so genauen Einblick in die Zustände jener alten Zeiten und das Volk selbst, als die Geschichte der großen verheerenden Seuchen, denen wir uns in der Jetztzeit so sicher gegenüber fühlen, während damals das Wohl und Wehe ganzer Ortschaften von ihnen abhing. So hat denn auch kein geringerer als G. Sticker, der bekannte Epidemiologe, ein Vorwort zu der Arbeit Schöpplers geschrieben. Das Buch wendet sich aber nicht eigentlich an die Mediziner, der Historiker muß es lesen, der Politiker wird vieles aus ihm entnehmen können, während weitere Kreise genug des Interessanten aus diesen Zeilen entnehmen werden. Man macht sich heute keinen Begriff davon, wie tief das Auftreten dieser „Pesten" auf Volk nnd Städte einwirkten, wie man sich gegen diese Seuchen zu wehren suchte und es doch nicht recht konnte, und das A und O schließlich in der Errichtung von Pesthäusern außerhalb der Mauern bestand, wo man auch die Aussätzigen unterbrachte. Wir haben es mit einem trefflichen Beitrag zur Kulturgeschichte zu tun. **Literarisches Centralblatt für Deutschland.**

In Rußland 1812

Aus dem Tagebuch des württembergischen Offiziers von Yelin auf dem Rückzug von Moskau in russischer Gefangenschaft

Von Chr. L. v. Yelin

Mit farbigem Titelbild und vielen Originalfederzeichnungen von O. Merté
Preis Mark 2.—; gebunden Mark 3.—.

Über den denkwürdigen Feldzug 1812 und über die traurigen Schicksale der französischen Armee auf den Schneefeldern Rußlands ist schon unendlich viel geschrieben worden.

Selten aber ist uns das ganze Elend jener Zeit so unmittelbar vor Augen geführt worden, wie durch die Aufzeichnungen dieses Offiziers.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

St. Blasien im bad. Schwarzwald, 775 m über dem Meer.
Hotel u. Kurhaus mit Anstalt für physik. Heilmittel
Sanatorium Luisenheim. ★ Namentlich geeignet für Nerven, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten. In beiden Anstalten sind infektiös Erkrankte ausgeschlossen. Prospekte kostenlos.

Sanatorium Schönbuch bei Böblingen (Württemberg). 510 m ü. M.
für Lungen- und Kehlkopfkranke
klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in grossem Park; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen strengste Hygiene bei vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten. Prospekte auf Wunsch. Dirig. Arzt Dr. Brühl.

Dieses Feld kostet pro Aufnahme
M. 7.50 bei 12 Einschaltungen.

Orthopäd. Heilanstalt von Hofrat Fr. v. Hessing, Göggingen-Augsburg.
Außergewöhnliche Erfolge in der Behandlung von Schußfrakturen, Gelenkentzündungen aller Art, Rückenverletzungen usw. vermittelst heiltechnischer Apparate ohne Bettruhe.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz
Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. **Diätetische Kuren** Zweiganst. tägl. 6 M. Prosp. u. Brosch. fr.

Sorgfältige ärztliche Behandlung und vorzügliche Verpflegung gewährleistet.

Sanatorium Guardaval

Schloßartig gelegen **DAVOS** Höchste Sonnenscheindauer

:: Vornehmes Haus für Lungenkranke ::

Leitender Arzt: **Dr. Friedr. Bauer.**

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel, Magen-, Darmkranke und Erhol.-Bedürftige.
Wasserbeh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié, künstliche Höhensonne. Streng individuelle Pflege. Besitzer: San.-Rat Dr. H. Teuscher.

Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr

mit Zweiganstalten **Jugendheim** u. **Pädagogium** (Einj.-Ber.). Großer windgeschützter Park. Kurgemäße Verpflegung. San.-Rat Dr. Gmelin.

Sanatorium Am Goldberg

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Winter-Kurort. Prosp. frei.
Spezialbeh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.
Höchstz. **50** Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.

Digitized by Google

Sommerstein

Wald-Sanatorium und Jungborn
bei Saalfeld in Thüringen

Regenerations- und Schroth-Kuren*)

Äusserst wirksam!

Bei inneren und äußeren Leiden

Blut-Reinigung.

Aufklärungs-Schrift S. und G. kostenfrei.

*) Die Sommersteiner Regenerationskuren werden wegen ihrer durchgreifenden nachhaltigen Wirkung und wegen ihrer leichten kräfteschonenden Durchführbarkeit besonders empfohlen.

Kurhaus Bad Nassau a. d. Lahn

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und Innerlich Kranke.

Neuzeitlicher Komfort. — Klinische Behandlung

Moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Leitender Arzt: Dr. Muthmann. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung.

Herzogliches Bad Liebenstein

Thüringer Wald

...bewährtes Eisen-Arsenbad mit ...llen von stärkst. Kohlensäure- ...alt, 355 m Höhe. Staubfreie Luft, ...rl. Waldungen. Gute Verpfleg., ...tkl. Kurhäuser, Kurkonzerte.

URMITTEL:
...nkkuren. Natürl. kohlens. Stahl- ...ler, Moor- u. Fichtennadelbäder, ...sser- u. elekt. Behandl., Massage, ...rain- u. Diätkuren. Sanatorium.

...enb.-Linie Meiningen-Eisenach

HEILANZEIGEN:
Blutarmut und Bleichsucht, Herz- und Gefässerkrankungen (Arteriosklerose), Basedowsche Krankheit, Nierenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Zucker, Fettsucht, Störungen des Nervensystems, allgem. Schwäche, Rekonvaleszenz. Nachkuren nach Nauheim, Kissingen, Karlsbad usw.

Kurzeit: 15. April — 15. Oktober.
Prospekte versendet die Direktion.

Gute Verpflegung gesichert.

Harzburger Hof

(Aktienhotel)

Bad Harzburg

Erstes und vornehmstes Haus am Platze, in herrlicher waldreicher Höhenlage.

Neue grosse Gesellschaftsräume und Terrassen. Zentral-Warmwasserheizung. Bäder.

Dauer der Kurzeit vom 24. Mai bis Anfang Okt.

Fernsprecher 29 und 70.

Die Verwaltung des Harzburger Hofs.

Berchtesgaden

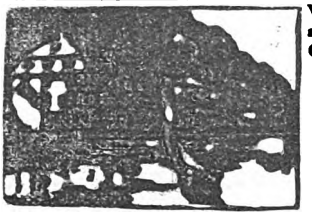
Pension Geiger,

Bischofswiesen

Bahn und Post Berchtesgaden.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet.

Besitzer **F. Geiger.**



Warum in die Ferne schweifen, siehe das Gute liegt so nahe.

Angenehmster Frühjahr-, Sommer- und Herbstaufenthalt.

See-Hotel, Schloß Berg,

Ostufer, Starnbergersee. Bes.: G. Otto Bock
(in Friedenszeiten im Winter Grand Hotel Khartoum, Sudan).

Unmittelbar am See und Landungsstelle gelegen. — Schattiger Garten. Glashalle und Terrasse auf den See.

Pension von Mark 9.25 an.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Aschaffenburg am Main.

Pensionat Spessartblick.

Höhere Mädchenschule (Lyz.). Herrl. gel. Haus, neuzeitl. einger. Wissensch., kaufm., hausw., gesellsch. Ausb., Musik, Malen, Sport, fremde Sprachen. Trotz des Krieges anerkannt gute Verpflegung. Prosp. und Ref. durch die **Direktion.**

Landerziehungsheim im Taunus,

Institut von Puttkamer

Friedrichsdorf i. T.

Unterr. d. **10klass. höh. Mädchenschule** nach dem Plan des Lyzeums. Christl. Hausordg., kl. Klass., indiv. Behandlg. Vorbereitg. z. **Sprachlehr.-Ex. Fortbildung** in Wissensch., Sprachen usw. **Koch- und Haushaltungsunterricht.** Unterricht in **Gartenbau,** Obst- und Gemüseverwertung.

Soziale Frauenschule

mit sozialem Arbeitsjahr, Mannheim

(Gegründet vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium, Abteilung Mannheim)

Soziale Berufsausbildung für besoldete und ehrenamtliche Arbeit. Ausbildungszeit 2½ Jahre. Theoretischer u. prakt. Kurs. Beginn d. neuen Schuljahrs: Oktober 1917. Auskunft u. Prospekte durch: Frau Dr. E. Altmann-Gottheiner, Mannheim, Rennershofstr. 7 u. Dr. Marie Bernays, Mannheim, Goethestraße 10

Eisenach „Villa Feodora"

Hainweg 32 · Gesunde Höhenlage, direkt am Wartburgwald

Erstklassiges Töchterheim für theoretische und praktische hauswirtschaftl. Ausbildung

Schneidern, Weißnähen, Handarbeiten, Kunstgewerbe, Gesundheitslehre, Bürgerkunde, Fortbildung in Sprachen, Literatur, Kunstgeschichte, Musik und Malen durch erste Fachlehrkräfte. Herzlich-geselliges Familienleben, kleinerer vornehmer Kreis. Winter- und Sommersport. Referenzen und Prospekte durch die Vorst. Frau Prof. Dr. Schellhorn Nachf., Frau Marie Bottermann.

Erziehungs- und Erholungsheim

Geiselgasteig im Isartal bei München

für schonungsbedürftige, schwächliche, nervöse od. sonstwie in der körp. od. geist. Entwicklung behind. Knab. u. Mädch. jed. Alters. — Kindergarten. Kleine Schulklassen oder Einzelunterricht. — Arbeit. i. Werkstatt, Hauswirtschaft, Gärtnerei, Hühnerhof usf. oder Unterr. in kaufmänn. Fächern, Maschinenschrb. — Sorgfältige Körperpflege, famil. Erziehung; herrl., gesunde Lage.

Dr. phil. **Engelsperger u. Frau.**

Zentralinstitut für neuzeitige Körperschulung

Leitung: **Frau Dora Menzler.**

Leipzig, Grassistr. 33.

Ausbildung von Lehrkräften in:

A. Methode Mensendieck.
B. Gesundheitlich-künstlerischer Gymnastik.
C. Rhythmischer Gymnastik.

Atemgymnastik.

Beginn 1. Oktober 1917. Prospekt verlangen.
Staatliche Konzession wird angestrebt.

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor A. Kramer.

Weimar

Harthstraße 30

Prakt. Töchterbildungs-Institut mit Lehrprogramm einer Frauenschule, gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.

Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftlicher, gewerblicher und künstlerischer Ausbildung. Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiß und Frau.

Das Vorlesungsverzeichnis der

Universität Marburg

für das Winterhalbjahr 1917/18 ist durch das Sekretariat der Universität kostenlos zu beziehen.

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim/Heidelberg

von Herrn u. Frau Direktor Reinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

klassige **Höhere Mädchenschule Prinz Ludwigshöhe-halkirchen** u. **Wirtsch. Frauenschule** m. **Töchterheim**

Jahreskurs, b) **Halbjahrkurs,** c) **Spezialkurse** mit wissenschaftlicher Weiterbildung als Ersatz für Ausland.

Beste Verpflegung durch Eigenbau und Kleintierzucht.

Inchen 41, Münchnerstr 48. • Tel. 12130. • Prosp. durch Frau Dir. Himmer.

In jedem Hause

wo gute Musik gepflegt wird, sollte auch **die Königin der Instrumente** zu finden sein.

Harmoniums von 46 bis 2400 Mark.

Bes. auch v. Jedermann ohn. Notenkenntnis sofort 4stimm. spielbare. Illustr. Kat. umsonst. **Aloys Maier,** Hofl., **Fulda.**

Pädagogium Rheinsberg (Mark)

Höhere Privatschule mit Internat

Rheinsberg berühmt durch seine idyllische Lage und historischen Erinnerungen. Zwischen Wald und Wasser sehr gesund gelegen. Anstalt besonders zu empfehlen für Knaben, die spezieller Förderung und Obhut bedürfen. Gründlicher Unterricht in kleinen Klassen. Vorzügliche Verpflegung. Luftige und schöne Wohnräume. — Man verlange Prospekt.

vorm. Dühringsche höhere Privatschule

Direktor Bride

Sexta bis Prima. Real- und Oberrealschule, Realgymnasium. Gymnasium. Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-, Notprüfungen. Arbeitsstunden. Vorzügliche Erfolge. Freiprospekt. Auf Wunsch Pension. **Berlin W, Rankestraße 20.** ◇ Fernsprecher: Pfalzburg 2738.

Gießener Pädagogium.

Höhere Privatschule für alle Schularten. Sexta—Oberprima. Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.

Schülerheim in etwa 25 000 qm großem Park. Gute Verpflegung. Charakterbildung durch Arbeiten u. Pflichten. Musik, Sport.

Drucksachen durch Dir. Brackemann, Giessen a. d. L., Wilhelmstr. 16. Nähe Universität.

Institut Haselmayer Würzburg

Vorbereitung für **alle** Prüfungen, insbesondere für die **Einjährigen-Prüfungen.**

Gesundes Schülerheim.

Hervorragende Erfolge. Beste Empfehlungen.

Pädagogium Waren in Mecklenburg

am Müritzsee

Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährig-Freiwilligen- wie für die Prima- und Reife-Prüfung. Gute Verpflegung. Stete Aufsicht. Beste Erfolge und Referenzen.

niversität Giessen

ıtersemester 1917/18. Unser **Sekretariat** versendet auf Verlangen das Vorlesungverzeichnis für das Das Semester beginnt **am 1. Oktober.**

Für **Erziehungsanstalten** bieten die Süddeutsche Monatshefte die beste Ankündigungsmöglichkeit.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Höhere Mädchenschule Simm-Doflein

vormals Kerschensteiner

München, Franz Josephstr. 31

Fernsprecher 30573.

Sechsklassige **höhere Mädchenschule** (5. bis einschließlich 10. Schuljahr) mit **Fortbildungskursen,** in denen Schülerinnen auch Gelegenheit geboten wird, sich privatim auf das **Absolutorium** eines human. oder Realgymnasiums vorzubereiten.

Anmeldungen jederzeit. Prospekte durch

Das Direktorat.

Das Evang. Pädagogium in Godesberg am Rhein

Gymnasium, Realgymnasium und **Realschule** mit **Einjährigenberechtigung** bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht in kleinen Klassen, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehun in Gruppen von 10 bis 20 Knaben in den 15 Wohnhäusern der Anstalt. Viel körperliche Bewegung bei reichlicher, vernünftiger Ernährung. **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztl. päd. Institut. **Zweiganstalt** in **Herchen a. d. Sieg** in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft. Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Höhere Mädchenschule

von **Else Schilfarth,**

München, Ludwigstraße 7.

1. 6klassige Höhere Mädchenschule;
2. Fortbildungskurse für die Absolventinnen: wissenschaftliche und praktische Ausbildung; höherer Handelskurs.

Internat.

Prospekt durch das **Direktorat.**

Marburg a. d. Lahn

Wissenschaftl. Institut

IV—I aller höh. Schulen. **Einjähriges u. Abitur.** Umschulung, Halbjahrskurse, individ. Behandl., intens. Nachhilfe. **Einholen verlorener Zeit.** Alle Einrichtungen der öffentlichen Schulen. **Damenkurse z. Abitur. u. Ergänzungsprüf.** Großer Berggarten, Spielplätze, herzl. Familienleb., keine Schlafsäle, Einzelzimmer, Zentralheiz., elektr. Licht, Bad. **Schuljahr 1915/16 30 erfolgr. Extraneerprüf.** Erste Empf. Prosp., Nachweis d. Erfolge durch

Direktor J. Müller, Sybelstr. 14.

Pädagogium Neuenheim-

Gymnasial-Realklassen. Erfolgreiche Übertritt in **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.) **Mod.** bewährte Einrichtung. Sport. Großes eigen. Spielfeld. Wandern. und **Hallenbäder.** Werkstätte. arbeit. Vorzügl. empfohlenes **heim** in eigner Villa. **Keine** Einzelbehandlung. Verkürzte richtsstunden. Förderung **Schwacher** u. **Zurückgebliebener.** gaben unt. Anleitg. in tägl. Prüfungsergebnisse. Prospekte durch Direktion. — Seit 1895: 358 **219 Prima** und **Obersekunda** (7—8

Die deutsche

Eigennahrung

Richtlinien für die Beseitigung Nahrungsnot in Krieg und

von **Dr. Ziegelroth.**

Preis 60 Pf. durch die Buchhandl. Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Der

schönste Wandschmuck

ist die

farbige Künstlersteinzeichnung

Künstlerisch vollwertig, anderen Graphik überlegen u. ganz wohlfeil. 600 Bilder von 60 Pfg. bis 6.- M.

Alles nähere im

Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks

146 Seiten mit etwa 500 Abbild. gegen 60 Pfennig und Katalog „Das gute Bild", 250 Abbild. oval und eund gerahmter Bilder gegen 50 Pfg. (auch in Marken)

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 9

Das **Pädagogium Neuenheim-Heidelberg** mit kleinen Gymnasial-Realklassen und modern währten Einrichtungen für liche und geistige Erziehung, verkürzten Unterrichtsstunden Schülerheim ohne kasernenmäß Einrichtungen, hat in systemschem Klassenunterricht (kein die gleichguten Erfolge wie früheren Jahren auch in Kriegsjahren zu verzeichnen, bis 1917: 51 Prima und (7./8. Kl.), 97 Einjährige, turienten (Absolutor.). sante Nachrichten sind im bericht und in den Prüfungsgebnissen enthalten.

Seit 1895: 358 Einjährige 219 Primaner (7./8. Kl.)

Digitized by Google

Handelshochschule München

Beginn der Vorlesungen: 1. Oktober 1917

Vorlesungs-Verzeichnis für das Wintersemester 1917/18

zu haben in den meisten Buchhandlungen oder direkt vom Sekretariat Ludwigstr. 4.

Karlsruher Lebensversicherung a. G.

mit Vollzahlung im Kriegssterbefall.
Kriegsanleihe-Versicherung.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Überschußanteile der Versicherten für die Kriegsjahre 1914/17: 31 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

In den besten Familien erhält man Stellung durch die

Vossische Zeitung

Berlin SW 68, Ullsteinhaus

Neuerscheinungen aus Reclams Universal-Bibliothek

5931. Karl Rosner, Die Feindin. Kriegsbilder aus Frankreich und Flandern. [93 Seiten.] Geheftet 25 Pfennig.

Der beliebte Erzähler hat als Berichterstatter die verschiedenen Kriegsschauplätze aufgesucht und seine Eindrücke und Erlebnisse in zahlreichen Skizzen niedergelegt, die mit zu den trefflichsten Schilderungen aus dem Felde gehören.

5932/33. Wilhelm Rein, Erziehung und Leben. Ausgewählte Abschnitte. Herausgegeben und eingeleitet von Joh. Meyer. Mit Bild Reins. [196 Seiten.] Geh. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Der berühmte Jenaer Universitätslehrer sucht in seinen Werken überall die Wechselbeziehungen zwischen wissenschaftlicher Forschung und praktischer Betätigung auf dem weitverzweigten Gebiete der Pädagogik aufzudecken und zu begründen. Zum Studium seines geistvollen, den Forderungen der Gegenwart vortrefflich angepaßten Systems der Pädagogik möchte dieses vielseitige Auswahlbändchen immer breitere Kreise der Lehrerwelt und der Gebildeten überhaupt anregen.

5934. Berichte a. d. Großen Hauptquartier 1916. Herausgegeben von Karl Wilke. 5. Band. [96 S.] Geh. 25 Pf.

Die ausführlichen Berichte des Großen Hauptquartiers über einzelne Abschnitte und Ereignisse des Krieges verdienen für immer einen hervorragenden Platz in unserer kriegsgeschichtlichen Literatur.

5935. Viktor v. Scheffel, Hugideo. — Juniperus. Zwei Geschichten. Mit einer Einleitung herausgeg. v. Dr. Edmund v. Sallwürk. [96 Seiten.] Geheftet 25 Pf., gebunden 60 Pf.

Die feinsinnige, schwermütige Novelle „Hugideo" hat Scheffel zum Gedächtnis seiner frühverstorbenen Schwester geschrieben. „Juniperus" ist durch seine kraftvolle, mächtige Handlung und die straffe Form der Erzählung an Wert dem „Ekkehard" gleichzustellen, dessen Umfang er zwar nicht erreicht, dem er aber in der zielsicheren Führung der Handlung fast überlegen ist.

5936—5940. Kriegsgesetze des Deutschen Reiches. 7. Ergänzungsheft, abgeschlossen am 1. April 1917. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Pannier. [367 S.] Geheftet M. 1.25, gebunden M. 1.80.

Der Band umfaßt den Zeitraum vom 1. Jan. bis 1. April 1917 u. enth. beinahe 150 Gesetze. Planmäßig durchgeführte Verweisungen auf frühere Gesetzesbestimmungen erleichtern das Zurechtfinden.

Sendet regelmäßig die neuesten Reclam-Bücher ins Feld!

Jede gute Buchhandlung hält Reclams Universal-Bibliothek stets auf Lager

Digitized by Google

Sexual-psychologische Bibliothek. Herausgegeben von Dr. Iwan Bloch.

Die Memoiren des Grafen Tilly. 2 Bde. Gebunden M. 10.—
Prostitution und Verbrechertum in Madrid. Gebunden M. 5 —
Yoshiwara, die Liebesstadt d. Japaner. Geb. M. 5.—
Das verbrecherische Weib. . . Gebunden M. 5.—
Das Ende einer Gesellschaft. (Neue Form der Korruption in Paris) . . . . . Gebunden M. 5.—

Zu beziehen durch den **Verlag Louis Marcus, Berlin W 15,** Fasanenstr. 65.

Wirtschaftliche Mitteilung.

Deutsche Frauen! Macht viel Gemüse ein! Jetzt heißt es nicht nur durchhalten und sparen, jetzt heißt es auch vorsorgen, daß wir durchhalten können. In der Zeit der Obst- und Gemüseernte müssen wir sorgen durch richtiges Einmachen und Aufbewahren dieser so wichtigen Nahrungsmittel, damit sie auch die kommende Zeit bis zur neuen Ernte davon genügend vorhanden ist und unsere Tischgenossen nicht Not zu leiden brauchen. Und wohl jeder Hausfrau, deren Geldverhältnisse dieses Vorsorgen erlauben oder gar der eigene Garten alles liefert. Nichts darf umkommen, keine Mühe darf man scheuen. In diesem Jahre muß ganz besonders viel Gemüse eingemacht werden, damit wir für alle vorkommenden Fälle gedeckt sind. Als zuverlässiger, treuer Freund und Helfer zu diesen Arbeiten ist soeben Mary Hahns neues Einmachebuch erschienen „Das Einmachen der Früchte und Gemüse mit und ohne Apparat". In diesem Buche findet die sorgsame Hausfrau und Berufsköchin alles, was über das Einmachen überhaupt in Frage kommt. So das Einmachen der beliebten Brotaufstriche, zu denen kein Zucker gebraucht wird, wie: Mus, Apfelkraut, Zuckerrübensaft, Latwergen, ferner Gelees, Konfitüren, Marmeladen, Säfte, Liköre, wie Kirsch-, Nuß-, Rosen-, Schlehen-, Akazienlikör. Dann auch für die jetzige Zeit als besonders wichtig das Einmachen ohne Zucker und die Verwertung dieses Eingemachten im Winter zu Gelees, Jams usw. Ein sehr vereinfachtes neues Verfahren bringt die Verfasserin im Sterilisieren der Gemüse mit vielen erläuternden Abbildungen, durch welches dem Gemüse der volle Nährwert erhalten bleibt und das Einmachen bedeutend erleichtert wird. Auch das Dörren der Früchte und Gemüse ist ausführlich behandelt. — Der Text ist klar und leicht verständlich geschrieben und von 85 zumeist photographischen Abbildungen begleitet. Das Buch kostet gebunden 3 Mark und ist in den meisten Buchhandlungen zu haben; wo es nicht vorrätig, versendet es direkt die Verlagsbuchhandlung M. Hahn, Wernigerode, Roonstraße 3. (Porto kostet dann bei Voreinsendung des Betrages 30 Pf.; Nachnahme 30 Pf. mehr). — Über das Einmachebuch und die übrigen Kochbücher von Mary Hahn liegt der heutigen Nummer unserer Zeitschrift ein ausführlicher nnd illustrierter Prospekt bei, den wir der Beachtung unsrer Leser und Leserinnen empfehlen. Sollte der Prospekt wo verloren gegangen sein, so versendet ihn der Verlag gern nochmals auf Wunsch kostenlos.

☛ **Zur gefl. Beachtung!** Infolge der ungeheuren Preissteigerung aller für die Buchherstellung erforderlichen Stoffe ist der Preis für die angezeigten Bücher ab 25. August folgender: Großes Kochbuch M. 8.—, kleines Kochbuch M. 5.—, Hausmannskost M. 3.—, Billige Mahlzeiten M. 2.—, großes Einmachebuch M. 3.50, Croner, Ich und mein Mütterlein M. 6.—.

Amtliches Einkäufer-Verzeichnis. 22. Auflage 1917. Herausgegeben vom Meßamt für die Mustermessen in Leipzig. Mit Weglassung der feindlichen Firmen, desgleichen derjenigen aus dem neutralen Auslande. In einem stattlichen Bande von fast 800 Seiten liegt nunmehr das neue Einkäufer-Verzeichnis vor. Es bietet den Aussteller-Firmen mit seinem reichhaltigen Adressenmaterial wertvolle Unterlagen für die Bekanntmachung ihrer auf der Messe vorgeführten Erzeugnisse. Die Zahl der Firmen, die die Messe zum Einkauf besuchen, ist in den Kriegsjahren von Messe zu Messe gestiegen und hat auch dem Abschluß dieses Verzeichnisses eine Höhe erreicht, wie sie noch zu keiner Friedensmesse zu verzeichnen war. Dem Buche ist ein für die Messen besonders bearbeiteter Plan der inneren Stadt beigegeben, desgleichen eine Übersicht über die Meßveranstaltungen Leipzigs in den Jahren 1918 und 1919. Den Meßausstellern wird das Verzeichnis kostenlos zugesandt; im übrigen beträgt der Preis 2 Mark.

Handelshochschule München. Das Vorlesungsverzeichnis der Handelshochschule für das Wintersemester 1917/18 ist soeben erschienen. Es umfaßt 83 Vorlesungsstunden an der Handelshochschule selbst aus dem Gebiete der kaufmännischen und industriellen Privatwirtschaftslehre, der Volkswirtschaftslehre, der Technologie und Warenkunde, der Rechtslehre, der Geographie und der fremden Sprachen. Dazu treten 79 Vorlesungsstunden an der Universität und an der Technischen Hochschule. Die Einschreibungen erfolgen am 24. September. Beginn der Vorlesungen am 1. Oktober. Das Vorlesungsverzeichnis ist hier in den größeren Buchhandlungen oder direkt durch das Sekretariat der Handelshochschule erhältlich.

Ludwig Germersheim: Von Hinnenaus zum Hexenbruch

Ein Jugendweg zwischen zwei Wiesen

Geheftet M. 2.—; gebunden M. 2.60

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., Leipzig und München

Verantwortlich für den Inseratenteil: G. Eisenbach, München.

By

Digitized by Google

Erinnerungen

Memoiren-Bibliothek. Packende, erschütternde Lebensschicksale!

Saale-Zeitung, Halle: Der Verlag Robert Lutz in Stuttgart hat mit seiner einzigartigen Memoiren-Bibliothek ein Kulturwerk begonnen, wie es großzügiger und anregender nicht gedacht werden kann. Die Bibliothek hebt Schätze, die bisher ungenutzt schlummerten, und erschließt der kulturwissenschaftlichen Welt ungemein fruchtbare Arbeitsfelder, die bisher brach lagen. Schon der Gedanke dieser Bibliothek verdient die größte Anerkennung, und die Ausführung des Gedankens in so vortrefflicher Weise ist eine Tat, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Bisher sind folgende 68 Bände in geschmackvoller Ausstattung erschienen:

Mary Antin, Vom Ghetto ins Land der Verheißung. Lebensgeschichte einer russischen Jüdin. 2. Aufl. M. 7.—

*F. Bourgogne, Kriegserlebnisse 1812. 8. Aufl. M. 7.50

Feldmarschall v. Boyens Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1791—1813. 3. Aufl. 2 Bde. M. 11.—

F. X. Bronner, Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit. 2 Bde. M. 12.—

Burcardus, Papst Alexander VI. und sein Hof. 7. Aufl. M. 7.—

J. F. Castelli, Aus dem Leben eines Wiener Phäaken 1781—1862. 2. Aufl. M. 6.—

Benvenuto Cellinis Leben. 2 Bde. M. 12.—

Ernst Clesfeld, Der philosophierende Vagabund. Lebensbeichte eines Wanderkomödianten. 2. Aufl. M. 6.50

Capitaine Coignet, Von Marengo bis Waterloo. 3. Aufl. M. 6.50

W. Debogory-Mokriewitsch, Erinnerungen eines Nihilisten. 2. Aufl. M. 6.50

Die Irrfahrten des Daniel Elster. Von ihm selbst geschrieben. 3. Aufl. 2 Bde. M. 11.—

*Kurt Faber, Unter Eskimos und Walfischfängern. Eismeerfahrten eines jungen Deutschen. 6. Aufl. M. 7.50

Fr. Freksa, Der Wiener Kongreß. Nach Aufzeichnungen von Teilnehmern und Mitarbeitern herausgegeben. 2. Aufl. M. 6.50

*Ed. Genast, Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines Weimarischen Hofschauspielers. 4. Aufl. M. 5.50

*Leben, Fehden und Händel des Ritters Götz von Berlichingen. 2. Aufl. M. 3.50

General Gourgaud, Napoleons Gedanken und Erinnerungen. St. Helena 1815—1818. 9. Aufl. M. 6.50

Captain Gronow, Aus der großen Welt. Pariser und Londoner Sittenbilder 1810—1860. 3. Aufl. M. 6.50

Ritter Gründorf von Zebegény, Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866. 4. Aufl. M. 7.—

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. M. 6.—

Generalmajor v. Holten, Vom dänischen Hofe. M. 5.50

Erinnerungen der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. 14. Aufl. M. 7.—

*Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens. 51. Aufl. M. 6.50

Fürst Krapotkin, Memoiren eines Revolutionärs. 8. Aufl. 2 Bde. M. 11.—

W. Krimer, Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 1795—1819. 4. Aufl. 2 Bde. M. 12.—

Ritter von Lang, Aus der bösen alten Zeit. 3. Aufl. 2 Bde. M. 11.—

Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale. Von ihm selbst beschrieben. 9. Aufl. 2 Bde. M. 13.—

Graf v. Lavalette, Im Dienste Napoleons I. 2. Aufl. 2 Bde. M. 12.—

Marschall Macdonalds Memoiren 1785—1825. M. 6.50

Manzour Efendi, Ali Pascha, Tyrann von Albanien. Erinnerungen an seine Regierung. 2. Aufl. M. 6.—

Memoiren des General Marbot 1789—1815. 5. Aufl. 3 Bde. M. 16 50

Napoleons Untergang. Ausgewählte Memoirenstücke von F. M. Kircheisen. 4 Bde. Band I: 1812. 3. Aufl. Band II: 1813. 3. Aufl. Band III: 1814. 2. Aufl. Band IV: 1815. Jeder Band (einzeln käuflich) M. 7.—

E. D. Pasquier, Napoleons Glück und Ende. Erinnerungen eines Staatsmanns. 3. Aufl. 2 Bde. M. 13.—

H. Rochefort, Abenteuer meines Lebens. 2 Bde. M. 12.—

Rohrer, Als Venedig noch österreichisch war. Erinnerungen zweier österreichischer Offiziere. 4. Aufl. M. 7.50

H. v. Roos, Mit Napoleon in Rußland. 4. Aufl. M. 6.—

Erwin Rosen, In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. 24. Aufl. M. 6.—

*Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke. Drei Teile. 31., bezw. 25. u. 22. Aufl. Jeder Teil (einzeln käuflich). M. 6.—

Dr. C. Ryan, Mit den Türken gegen Rußland 1877/78. Kriegserlebnisse eines Arztes. 3. Aufl. M. 6.50

Helene Scharfenstein, Aus dem Tagebuch einer deutschen Schauspielerin. 13. Aufl. M. 7.—

Herbert Spencer, Eine Autobiographie. 2. Aufl. M. 16 —

D. Thiébault, Friedrich der Große und sein Hof. Erinnerungen an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin. 4. Aufl. 2 Bde. M. 11.—

General Thiébault, Memoiren aus der Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. 3 Bde. M. 18.—

W. Weressájew, Bekenntnisse eines Arztes. 5. Aufl. M. 5.—

W. Weressájew, Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Kriege. 15. Aufl. M. 6.—

Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben. 1806—1815. 4. Aufl. 2 Bde. M. 11.—

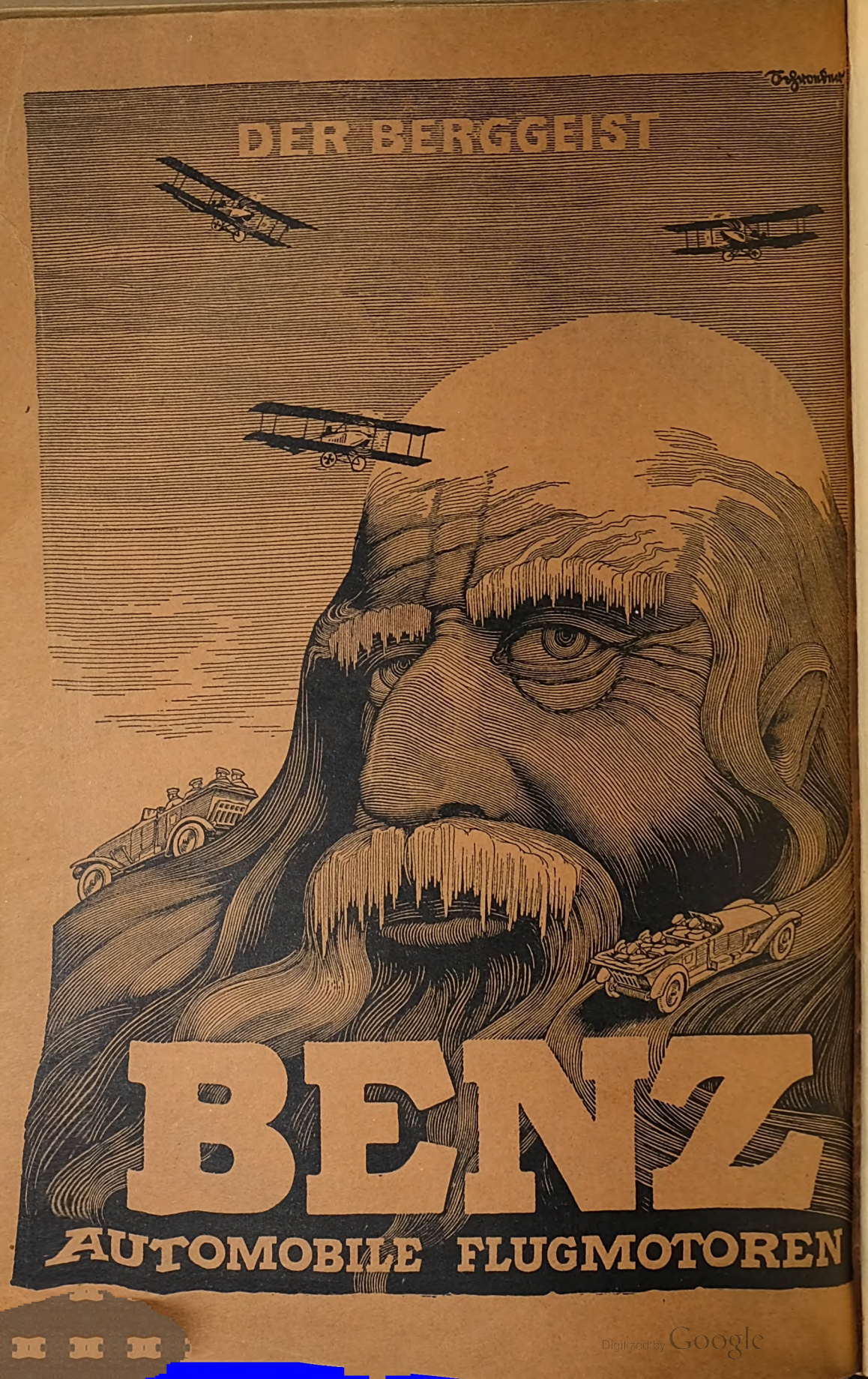
Ausführliche Verzeichnisse mit Empfehlungen stehen kostenlos zur Verfügung. Obige Preise beziehen sich auf gebundene Exemplare, jedoch ist jedes Werk auch geheftet und manches von ihnen auch in feinem Halbfranzeinband zu haben.

Reizvolle, bildende, spannende, humorvolle Unterhaltung für jedermann.

Die mit * bezeichneten Werke auch für die reifere Jugend passend. Durch jede Buchhandlung oder direkt zu beziehen von der

Verlagsbuchhandlung Robert Lutz in Stuttgart, Hölderlinstraße 32 a.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google